nc.
e

Conversations-Lexicon

(2

GESCHENK
FRESENIUS

Chr: Jard
1816.

<3660576738OO1O

<3660576738OO1O

Bayer. Staatsbibliothek

nc.
ge

/2

Conversations-Lexicon

GESCHENK
FRESENIUS

1816.

<36605767380010

<36605767380010

Bayer. Staatsbibliothek

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Zweiter Band.

Brabant bis Czerny.

Neue vollſtändigere Auflage.

Mit Königl. Württembergiſcher allergnädigſter Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1816.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Converſations = Lexicon.

Zweiter Theil.

Brabant bis Czerny.

BIBLIOTHEK MUENCHEN

B.

Brabant, vormals ein Herzogthum~~, und eine von~~ den ehemaligen ſiebzehn Provinzen der Niederlande. Es gränzte gegen Norden an Holland und Geldern, gegen Weſten an Seeland und Flandern, gegen Süden an die Grafſchaft Hennegau und Namur, gegen Oſten aber an das Stift Lüttich und an Geldern. Dieſe reiche Provinz gehörte theils dem Hauſe Oeſterreich, theils den vereinigten Niederlanden, daher ſie in das ſpaniſche oder öſterreichiſche und in das holländiſche oder bataviſche Brabant eingetheilt wurde. Jenes iſt der ſüdliche und größte, dieſes aber der nördliche Theil. Der ſüdliche Theil des ehemaligen öſterreichiſchen Brabants wird das walloniſche Brabant oder das romaniſche Land genannt, in welchem ein verdorbner franzöſiſcher Dialect der herrſchende iſt. Im nördlichern deutſchen Theile wird vom gemeinen Volke flamländiſch geſprochen. Der gebildetere Theil der Einwohner ſpricht durchgängig franzöſiſch. Vermöge einer andern Eintheilung beſtand Brabant aus den vier Quartieren: Löwen, Brüſſel, Antwerpen und Herzogenbuſch, wovon die zwei erſten und ein Theil des dritten dem Hauſe Oeſterreich, der Ueberreſt den Generalſtaaten der vereinigten Niederlande gehörten. Es begriff daſſelbe 28 Städte und 700 Dörfer in ſich. Im J. 1746 nahmen die Franzoſen das öſterreichiſche Brabant ein, mußten es aber im aachner Frieden 1748 wieder zurückgeben. Im Frieden von Campo Formio und Lüneville 1801 erhielten die Franzoſen mit den übrigen öſterreichiſchen Niederlanden auch Brabant, welches ſie 1794 erobert hatten, und woraus ſie das Departement des deux Nettes und das Departement der Dyle bildeten. Da aber in dem Pariſer Frieden von 1814 die Niederlande von Frankreich wieder abgetreten wurden, ſo theilte Brabant mit ihnen gleiches Schickſal, indem es dem neu errichteten Königreiche der Niederlande zufiel. Das Land iſt im Ganzen ſehr fruchtbar an Getraide, wiewohl es beträchtliche Waldungen und in ſeinen nördlichen Theilen Sümpfe, Moore und Sandgegenden hat. Sehr wichtig ſind die Manufacturen von Spitzen, Tuch u. ſ. w.

Brachygraphie, die Kunſt mit Abkürzungen zu ſchreiben, die Schnellſchreibekunſt, iſt gleichbedeutend mit Stenographie, oder Tachygraphie. Brachylogie iſt der Fehler der Schreibart, wenn man durch erzwungene Kürze dunkel wird.

Bracteaten ſind Münzen von Gold- oder Silberblech, welche in den mittlern Zeiten häufig geſchlagen wurden, und deren Vaterland Thüringen bald nach Anfang des zwölften Jahrhunderts iſt. Die großen Bracteaten, welche ſchon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wieder verſchwinden, ſind Schauſtücke, veranlaßt durch die unter Heinrich II. aufgekommenen Majeſtätsſiegel.

Bradley (James), dieſes Muſter der Aſtronomen, war 1692 zu Shirnborn in England geboren. Sein arbeitſames, aſtronomiſchen Beobachtungen gewidmetes Leben bietet keine beſondern Ereigniſſe dar. Nachdem er zu Oxford Theologie ſtudirt hatte, ward er zu Bridſtow und nachher zu Welfrie als Pfarrer angeſtellt; allein ſeine angeborne Neigung zog ihn bald von dieſer Laufbahn ab auf diejenige, auf der er ſich berühmt gemacht hat. Ein Onkel

unterrichtete ihn in den Elementen der Mathematik; eigener Fleiß brachte ihn weiter, und im J. 1721 ward er zum Profeſſor der Aſtronomie am Collegium von Saville zu Oxford ernannt. Jetzt legte er ſeine beiden Pfarren nieder, um ſich ganz ſeinen Lieblingsſtudien zu widmen. Sechs Jahre darauf (1727) machte er ſeine ſchöne Entdeckung über die Abirrung des Lichts bekannt (ſ. d. Art.). Aber ſo bedeutend auch die Genauigkeit in den aſtronomiſchen Beobachtungen durch dieſe Entdeckung befördert, und die Abweichungen in den verſchiedenen Beſtimmungen reducirt wurden; ſo ward dies doch noch nicht mit vollkommner Strenge erreicht. Zwar waren die Unterſchiede ſehr gering und jeder andere als Bradley würde ſie wahrſcheinlich nicht beachtet haben; ſeinem Beobachtungsgeiſte aber entgingen ſie nicht; er ſtudirte ſie unermüdlich, verfolgte ſie achtzehn Jahre lang mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit, und kam endlich dahin, das Geſetz dieſer Erſcheinung aufzufinden. Er zeigte, daß man ſie vollkommen erkläre, wenn man der Erdaxe eine geringe ſchwankende Bewegung beilegte, welche während der Umlaufszeit der Mondsknoten, d. h. in achtzehn Jahren, vollendet würde. Er nannte dieſes Phänomen das Schwanken der Erdaxe und machte die Entdeckung im J. 1747 in einem Briefe an Lord Macclesfield bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die phyſiſche Urſach dieſes Schwankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgeſtellt. Die Erde wird, wie jeder planetariſche Körper, von der Sonne ſowohl als auch von dem Monde angezogen. Die Anziehungen würden nur ihren Abſtand von dieſen beiden Geſtirnen verändern, wenn ſie eine Kugel wäre. Da ſie aber an den Polen abgeplattet iſt, ſo geſchieht die Anziehung ungleich auf den verſchiedenen Punkten. Dieſe, durch die Anziehung der Planeten modificirte Ungleichheit lenkt unaufhörlich die Fläche des Erdäquators ab, ſie nöthigt ſie zu einer rückgängigen Bewegung gegen die Ekliptik und verurſacht dadurch die Erſcheinung der Vorrückung der Nachtgleichen, und überdies eine hundertjährige Veränderung in der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator. Die auf ſolche Weiſe von der Sonne und dem Monde ausgeübten Anziehungen müſſen wechſeln nach ihren Abſtänden von der Erde; eben ſo muß die Höhe des Aequators oder der Erdaxe, welche perpendicular darauf ſteht, nach den Stellungen dieſer beiden Geſtirne ſich verändern, und wieder dieſelbe werden, wenn jene in Beziehung auf uns in dieſelben Stellungen zurückkehren. Dies ſind die kleinen Veränderungen, welche das Schwanken der Erdaxe ausmachen, das Bradley ebenfalls entdeckte. Beide Entdeckungen ſind von dem größten Einfluß auf die ganze Aſtronomie geweſen; durch ſie erſt iſt es möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Um jedoch in unſerer Erzählung zur chronologiſchen Ordnung zurückzukehren, müſſen wir anführen, daß im J. 1726 Bradley in einem eignen Memoire zeigte, wie man vermittelſt der Verfinſterungen des erſten Jupiterstrabanten die Längen meſſen könne. Bradley's aſtronomiſche Arbeiten zogen die Blicke ſeiner Landsleute auf ihn. Im J. 1730 ward er zum Profeſſor der Aſtronomie und Naturphiloſophie am Muſeum zu Oxford ernannt, und im J. 1741 erhielt er nach Halley's Tode den anſehnlichen Poſten eines königs

lichen Aſtronomen, und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Reſt ſeiner Tage im vollkommenen Beſitz der Gegenſtände ſeiner Lieblingsleidenſchaft, mitten unter den prächtigen Inſtrumenten, womit die Talente Birds und Grahams und die Freigebigkeit Georgs II. dieſes Inſtitut bereichert haben. Bradley wandte alle Sorgfalt an, dieſe Inſtrumente mit Genauigkeit zu gebrauchen, ihre Zuſammenſetzung kennen zu lernen, ihre Fehler durch Vergleichung zu berichtigen. In dieſer völligen Zurückgezogenheit, ohne andern Verkehr als mit dem Himmel zu haben, ſammelte Bradley mehrere Foliobände von ſeinen eignen Beobachtungen; eine bewundernswürdige Sammlung, wenn man erwägt, daß ſie das Werk eines einzigen Menſchen war, aber noch merkwürdiger durch den Nutzen, den ſie für die Aſtronomie gehabt hat und noch täglich hat. Aus dieſer reichen Fundgrube hat man Tauſende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geſchickt mit einander verbunden, in alle unſere aſtronomiſchen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier ſchöpfte der berühmte Aſtronom Mayer die Elemente ſeiner Mondtafeln, welche zuerſt durch ihre Genauigkeit der Erwartung der Seefahrer und Geometer entſprochen haben. Zwölfhundert von Bradley gemachte und berechnete Mondbeobachtungen lieferten Mayer alle Beſtimmungen, deren er bedurfte. Dieſes Denkmal einer unerreichbaren Ausdauer, Geſchicklichkeit und Treue ergänzt allein, durch die Vollkommenheit der darin enthaltenen Data, alle Mängel der früheren Jahrhunderte, und würde, wenn die ganze Aſtronomie unterginge, allein hinreichen, um ſie wieder zu ſchaffen. Es iſt ehrenvoll für die Wiſſenſchaften, hinzuſetzen zu können, daß ein Mann, der ſo viel für ſie that, zu gleicher Zeit beſcheiden, wohlwollend, menſchlich und großmüthig war. Beſonders preiswürdig aber war ſeine Anſpruchloſigkeit und Uneigennützigkeit. — Nach zweijährigen Leiden ſtarb Bradley 1762 in einem Alter von ſiebzig Jahren. Die Verzeichniſſe aller ſeiner Beobachtungen wurden nach ſeinem Tode von ſeiner Familie der Univerſität Oxford zugeſtellt, welche lange Zeit dieſen koſtbaren Schatz aufbewahrte, ohne eine Zeile davon mitzutheilen; doch iſt endlich den Wünſchen der Gelehrten gewillfahrt worden.

Braga, in der ſcandinaviſchen Mythologie einer der Aſen, der Sohn Odins und der Frigga. Nach der jüngern Edda iſt er der vorzüglichſte an Weisheit, Beredſamkeit und Vortrag, und der geſchickteſte in der Poeſie, daher die Kunſt derſelben auch nach ihm Bragur genannt wird. Seine Gemahlin hieß Ydun oder Idunna, die Nimmererbebende. Sie bewahrt in einem Gefäß goldene Aepfel, davon ſollen die Götter eſſen, wenn ſie alt ſind und dann wieder jung werden. Die Harfe des Braga hieß Telyn.

Braganza, ſ. Portugal.

Brahe, ſ. Tycho de Brahe.

Brahma, nach der indiſchen Mythologie, das Erſte unter den drei erſterzeugten göttlichen Weſen, die Perſonification desjenigen Theils von dem Weſen des allmächtigen Gottes, den er zuerſt hervorrief, ſeine ewigen Abſichten zu vollziehen. Brahma heißt die Wiſſenſchaft der Geſetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Weſen dieſen Namen, weil er die ganze

Schöpfung nach den Geſetzen der Natur ordnete. Außerdem iſt er der Gott des Schickſals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher ſeine unwandelbare Richtſchnur iſt, die von demſelben angefangene Schöpfung fortſetzt und allen Geſchöpfen das Daſeyn gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieſes Daſeyns beſtimmt, und nicht allein das Leben, ſondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brahma ſterbe nach gewiſſen großen Perioden und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern ſtirbt er alle Jahre ein Mal. Unter den Thieren iſt ihm der Schwan gewidmet. Nach der frühern Idee iſt er, wie die meiſten andern Götter, Mann und Weib zugleich; nach der ſpätern hat er zwei Gemahlinnen, Sarasradi und Quiatri. Abgebildet wird er mit vier Köpfen und eben ſo viel Armen.

Brahminen oder Brahmanen heißen die Genoſſen der erſten und vornehmſten Giadi oder Caſte der Indier. Nur ſie ſind fähig, Prieſter zu werden. Die Brahminen ſind aus dem Munde Brahma's entſprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda (die heiligen Bücher) zu leſen, ihn Andere zu lehren; zu opfern, Andern beim Opfer beizuſtehen, Almoſen zu geben, wenn ſie reich ſind, und wenn ſie arm ſind, Geſchenke zu nehmen. Ihnen iſt ein außerordentliches Anſehen beigelegt. Ein Brahmine, er ſey gelehrt oder unwiſſend, iſt eine mächtige Gottheit. Ein König ſoll die Brahminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn ſind ſie erzürnt, ſo können ſie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, ſammt ſeinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen, ins Verderben ſtürzen. Schon von ſeiner Geburt her iſt ein Brahmine ſelbſt bei den Göttern ein Gegenſtand der Verehrung, was er aber dem menſchlichen Geſchlechte verkündigt, iſt entſcheidender Ausſpruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen, als einen Brahminen zu tödten, und wäre er auch aller Verbrechen überführt, ſo darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne ſein Vermögen einzuziehen oder ſeinen Körper zu beſchädigen.

Bramante von Urbino (Lazzari), ein berühmter Baumeiſter, war zu Caſtel-Duranti im Gebiet von Urbino gegen das Jahr 1444 geboren. Er beſchäftigte ſich anfangs mit der Malerei; aber ſein entſcheidendes Talent für die Architektur gewann bald die Oberhand und er entwickelte es mit dem glücklichſten Erfolg. Papſt Alexander VI. ernannte ihn zu ſeinem Architekten und Julius II. zum Intendanten ſeiner Gebäude. Auf Befehl des letztern verband er das Belvedere mit dem vaticaniſchen Palaſt. Er bewog den Papſt ferner, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere erſetzen zu laſſen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben ſollte. Im J. 1506 ward nach dem Plane des Bramante der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heut als das größte Werk der neuen Baukunſt bewundert wird; doch ſtarb er ſchon 1514, ohne das Ende ſeines Werks zu ſehen, welches Michel Angelo Bonarotti vollendete. Er ward beerdigt in den Baſiliken, deren Bau er angefangen. Seine im Manuſcript im J. 1756 aufgefundenen Werke ſind theils in Proſa, theils in Verſen, und in demſelben Jahre in Mailand erſchienen.

Brand (Ewald), ſ. Struenſee.

Brand (medicin), das Abſterben eines Theils im orga-

niſchen Körper. Die nächſte Urſach davon iſt das Erlöſchen der Senſibilität (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöſe Entzündungen ſo leicht in Brand übergehen, und nervöſe Fieber eher tödtlich werden als andere (ſ. Fieber). Von dem Gegenſatze der Senſibilität und der Irritabilität, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einfluſſe des Nerven- auf das Blutgefäß, hängt die Thätigkeit des Organs, das Beſtehen deſſelben in organiſcher Form, gänzlich ab; allein beide ſtehen auch in beſtändiger Wechſelwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervenſyſtem ſeinen Urſprung aus dem Arterienſyſtem, und Sömmering hat durch die genaueſten anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen dargethan, daß die Nerven von dem ſie umgebenden Arteriennetze ernährt werden, indem die feinſten Endungen deſſelben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Vehikel des eigentlichen Nervenfluidums angeſehen werden müſſe. Aus dieſer Wechſelwirkung beider Syſteme auf einander ſind die Erſcheinungen bei dem Brande erklärbar. Iſt die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Urſache (ſ. weiter unten) gänzlich geſunken, ſo hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßſyſtem deſſelben auf, die Empfindung dieſes Theils verliſcht, die Ernährung deſſelben ſtockt und wird endlich ganz vernichtet, d. h. der Theil ſtirbt ab. Entfernte Urſachen des Brandes können verſchieden ſeyn; in den meiſten Fällen entſteht er 1. als Folge der Entzündung, und zwar iſt die nervöſe Entzündung, bei welcher das den Nerven ſelbſt umgebende Arteriengewebe ergriffen iſt, am meiſten geneigt in Brand überzugehen, wahrſcheinlich, weil die Abſonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt iſt, und die Erhöhung der Irritabilität eine Erniedrigung ihres Gegenſatzes der Senſibilität zur Folge hat, deren gänzliches Erlöſchen alsdann auch das Sinken der Irritabilität oder das Abſterben der Arterie nach ſich zieht. Andere Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn ſie durch ihre große Heftigkeit bis zu nervöſen Gebilden ſich fortpflanzen und dieſe ergreifen, oder wenn die Senſibilität eines Organs ſchon geſchwächt und herabgeſunken iſt, z. B. bei durch Ausſchweifungen oder übermäßige Anſtrengung geſchwächten Menſchen. 2. Vom Mangel des Zufluſſes des arteriellen Blutes, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zuſammengedrückt wird. Ferner 3. wenn von großer Lebensſchwäche die Senſibilität bis auf Null herabſinkt. So entſteht bei ganz alten Perſonen nicht ſelten der Brand an den Fußzehen von ſelbſt, indem an dieſen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerſt verliſcht, wozu wahrſcheinlich auch die in der Abnahme befindliche Irritabilität und die daher ſchwächere Thätigkeit des Arterienſyſtems mit beiträgt. Endlich iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Einwirkungen und Subſtanzen gibt, welche unmittelbar die Senſibilität ergreifen, die Nervenkraft ſo ſchwächen, daß ſie plötzlich oder allmählich unterliegen muß. Anſteckende Gifte z. B. erregen oft das Nervenfieber als Typhus, das ſich mit allgemeinem oder localem Brande tödtlich endigt. — In dem Verlaufe des Brandes bemerkt man, daß meiſtens vor demſelben eine örtliche Entzündung vorangeht. Ehe der Brand ſelbſt eintritt, ſteigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchſten Grad, die Schmerzen werden brennend und ſtechend, der Theil

wird dunkelroth. Im gemeinen Leben wird oft ſchon dieſer Zuſtand, jedoch fälſchlich, für Brand angeſehen. Plötzlich laſſen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt ſich ſcheinbar beſſer (beſonders bei inneren Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht ſieht); allein der Puls wird klein, weich und ſchwach. Bei äußern Theilen ſieht man, daß die Geſchwulſt ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich ſchwarz wird. An dem brandigen Theile entſtehen Blaſen von dem Abſondern des Oberhäutchens, welche zuweilen mit wäßriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt ſind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt, und verhält ſich als todte Maſſe, welche dem Lebenden fremd wird. Dieſes ſucht daher das Fremdartige abzuſtoßen, wenn noch Lebenskraft genug da iſt, oder dieſe hinlänglich unterſtützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet ſich in dieſem Falle eine Gränze, welche der Brand nicht überſchreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung ſtößt das Abgeſtorbene von ſich. Iſt aber die Lebenskraft hierzu zu ſchwach, ſo kriecht der Brand weiter und verbreitet ſeine verderbliche Wirkung über das ganze Nervenſyſtem. Es ſcheint als wenn vor dem todten, faulenden Theile ſich ein lähmendes Gift auf daſſelbe verbreite, welches bald ſeine ſchwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter ſtets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrereden und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei ſchwacher, ungeſunder, kachectiſcher Conſtitution iſt der Brand allemal um ſo gefährlicher; an inneren Eingeweiden iſt er faſt immer tödtlich. Stellen ſich bei dem Brande einmal Zufälle eines verletzten Nervenſyſtems ein, ſo iſt er ebenfalls beinahe immer tödtlich.

Brandaſſecuranz, ſ. Feuerverſicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Schlagröhrchen, ſind kupferne Hülſen oder Röhrchen, welche, mit einem Feuerwerksſatze gefüllt, der Ladung das Feuer mittheilen. Die geſchlagenen, mit Satz gefüllten Brandröhren beſtehen aus Röhren von trocknem Holze, werden mit einem Satze von Pulver, Schwefel und Kohlen gefüllt, in das Brandloch der Bomben und Granaten eingeſetzt, und dienen, das Feuer an den Bomben und Granaten während ihres Wurfes zu unterhalten und hernach der Füllung derſelben mitzutheilen, damit ſie zerſpringen.

Brandenburg (das Churfürſtenthum) iſt als vormalige Mark das urſprüngliche Stammhaus des preußiſchen Hauſes. Vor Alters lebten hier die Sveven (Schwaben), das größte und ſtreitbarſte Volk, welches Julius Cäſar in Deutſchland kannte, und welches zwiſchen der Elbe, Saale und Weichſel, ja ſogar eine Zeit lang vom Rheine und der Donau bis an die Oſtſee wohnte. Unter ihnen hatten beſonders die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Bald wurden jedoch (5 nach Chriſti Geburt) die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehen, wurden aber darauf von Marbord, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrſchte, bezwungen. Nachdem ſie ſich darauf im Jahre 19 in den Schutz des Cheruskers Arminius begeben hatten, verließen ſie bei der großen Völkerwanderung, nebſt den Semnonen, ihr Vaterland, und ſtifteten das lombardiſche Reich in Italien. In die

verlaſſenen Länder rückten nun Wenden oder ſlaviſche Völker, von denen die Wilzen die vornehmſten waren. Dieſe bauten mehrere Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) ſich auszeichnete. Die Wilzen wurden nun mit den Franken und Sachſen in Kriege verwickelt, welche letztern die jetzige Altmark, welche zu Oſtphalen oder Oſtſachſen gerechnet wurde, beſetzt hatten, und nachher (789) unter die Botmäßigkeit Carls des Großen geriethen. Dieſer unterwarf ſich auch die Wilzen, welche ſich jedoch unter ſeinen Nachfolgern wiederum unabhängig machten, und (902) Sachſen und Thüringen durch häufige Einfälle beunruhigten. Endlich unterjochte Heinrich, der König der Deutſchen, die Wenden völlig, eroberte Brannibor, überwand die Heveller an der Havel und die Retharier in der Uckermark. Zur Beſchützung der ſächſiſchen Gränze wurden (931) beſondere Grafen eingeſetzt, welches die erſten Markgrafen von Niederſachſen, oder von der wendiſchen Mark waren. Markgraf Gero und Markgraf Dietrich beſiegten zwar die Wenden, doch erneuerten ſich die Kriege mit ihnen von Zeit zu Zeit mit abwechſelndem Glücke. Uebrigens hießen die Markgrafen von Niederſachſen (der jetzigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, ſeitdem dieſe Mark an die Grafen von Stade gekommen war. Der Graf Luther war von dieſen der erſte, und Udo IV. der letzte. Ueber dreihundert Jahre hatten dieſe Kriege der Wenden mit den deutſchen Ländern an der Elbe gewährt, als der Kaiſer Lothar (1135) Albrecht den Bär, Grafen von Aſcanien, mit der Nordmark, die auch die Markgrafſchaft Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Dieſer Albrecht der Bär machte der Herrſchaft der Wenden in dieſen Gegenden ein Ende, und nannte ſich zuerſt Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte ſich auch der Mittelmark, Priegnitz und Uckermark, und legte Berlin entweder ſelbſt an, oder machte es doch vielmehr zur Stadt, ſo wie ihm auch Stendal und andere Orte ihren Urſprung verdanken. Albrecht hinterließ zwei Söhne. Der älteſte, Otto I., folgte in der Markgrafſchaft Brandenburg, und war der erſte bekannte Erzkämmerer des deutſchen Reichs. Seine Enkel, Johann I. und Otto III., eroberten die verlorne Uckermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, ſtifteten neue Städte, z. B. Frankfurt, und regierten überhaupt mit vielem Ruhme. Ihre Söhne, der Markgraf Hermann der Lange (der Reiche) und der Markgraf Diezmann, ſtifteten 1267 zwei Linien: jener kaufte 1300 dieſem, der Meißen beſaß, die Niederlauſitz ab. Waldemar, aus dem Hauſe Anhalt (1308), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte, und nach deſſen Tode die Mark erbte, war unter allen Markgrafen von Brandenburg der mächtigſte. Sein Nachfolger, Markgraf Heinrich, ſtarb 1320, und mit ihm erloſch der aſcaniſche oder anhaltiſche Stamm. Nun ertheilte Kaiſer Ludwig IV. von Baiern 1322 ſeinem älteſten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieſer war ſehr glücklich, wiewohl er durch die Verfolgung des Papſtes geängſtigt wurde, welcher einen Betrüger, der ſich für den verſtorbenen Markgrafen oder Churfürſten Waldemar ausgab, aus allen Kräften unterſtützte. Er ſtellte ſich zwar ſeinem Unglücke mit Standhaftigkeit entgegen, nahm aber doch ſeinen Bruder, Ludwig den Römer, zum Mitregenten an, und über=

ließ ihm ſpäter die ganze Regierung. Dieſer nahm wieder ſeinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher letztere nach ſeines Bruders Tode alleiniger Churfürſt wurde, und mit Carl IV. und ſeinem lützelburgiſchen Hauſe eine Erbverbrüderung ſchloß, wodurch dieſer das Recht der Nachfolge in der Churmark erhielt, und hernach auch, da Otto ſelbſt ein träger und verſchwenderiſcher Regent war, Antheil an der Regierung bekam. So verkaufte Otto dem Kaiſer auch die Niederlauſitz, welcher dieſe mit Böhmen vereinigte und endlich Otto nöthigte, die Churmark völlig abzutreten. Der Kaiſer belehnte nun ſeinen Sohn Wenzel, König von Böhmen, mit der Chur Brandenburg, und ſo bekam dieſe 1373 Churfürſten aus dem lützelburgiſchen Geſchlechte. Als Wenzel römiſcher König geworden war, gab Carl IV. die Churmark ſeinem zweiten Sohne Siegmund. Unter der Regierung dieſes elfjährigen Fürſten gerieth die Mark in die äußerſte Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte ſich unter einander; die angränzenden Fürſten thaten ungeſcheut Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich geſtört. Siegmund häufte am Ende eine ſo große Schuldenlaſt zuſammen, daß er 1388 die Churmark ſeinem Vetter, dem Markgrafen Jodocus (Jobſt) von Mähren, für das ihm vorgeſchoſſene Geld zum Unterpfande überließ. Unter ihm erreichte die Verwirrung im Lande den höchſten Gipfel, und Jobſt ſo wenig als ſeine Statthalter konnten derſelben Einhalt thun. Nach ſeinem 1411 erfolgten Tode fiel die Churmark an den König Siegmund, der eben damals zum Kaiſer erwählt worden war, zurück. Siegmund ſetzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. (als Churfürſten Friedrich I.), aus dem Hauſe Hohenzollern, der ihm wichtige Dienſte geleiſtet und beträchtliche Summen vorgeſchoſſen hatte, zu ſeinem Statthalter in der Churmark ein. Von dieſem Friedrich VI. ſtammt das jetzt regierende königlich preußiſche Haus ab, und hat alſo mit dem Hauſe Lothringen-Oeſterreich und dem Hauſe Baden einen und denſelben Urſprung. Dieſer Friedrich VI., der zehnte Burggraf von Nürnberg, hatte dem Kaiſer nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden vorgeliehen, und erhielt dafür endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Churwürde und das Erzkämmereramt. Die verwilderte Mark ſah unter dieſem Regenten, der ſeinen Sitz zu Berlin nahm, ruhigere und glücklichere Zeiten anbrechen. Sein Sohn Friedrich II. mit den eiſernen Zähnen trat 1440 ſein Stammland in Franken ſeinen beiden Brüdern, den Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, ſo wie ſeinem dritten Bruder Friedrich dem Dicken die Altmark und Priegnitz ab, durch deſſen Tod aber beide wieder an die churfürſtliche Linie kamen. Friedrich II. löſ'te die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeiſter des deutſchen Ordens verpfändet hatte, für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlauſitz, die ſich ihm zwar freiwillig ergab, die er aber gegen den König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Cottbus, Peitz, Sommerfeld, Bobersberg, Storkow und Beskow. Auch verſicherte er ſich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern. Nachdem er ſowohl die böhmiſche als polniſche Krone ausgeſchlagen und ſeinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 ſeinem Bruder Albrecht, dem deutſchen Achilles, die Regierung. Dieſer gab noch bei

ſeinen Lebzeiten die Churwürde ſeinem älteſten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anſpach, und dem dritten, Siegmund, Bayreuth. Dieſe beiden letztern haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken geſtiftet. Johann ſtarb 1486. Unter ſeinem Nachfolger Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürſten, der die Univerſität Frankfurt ſtiften wollte, aber daran durch ſeinen Tod 1499 gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und geſitteter zu werden, wozu deſſen Sohn und Nachfolger Joachim I. (Neſtor) noch vieles beitrug. Dieſer Churfürſt, für ſeine Zeit ein ſehr gelehrter Mann, ſuchte jedoch, als ein ſehr eifriger Freund der römiſch-catholiſchen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weiſe zu hindern, hörte aber in ſeinen ſpätern Jahren auf, die Proteſtanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. führte die evangeliſche Religion ein, und machte ſie zur herrſchenden. Er wußte den Krieg von ſeinen Ländern entfernt zu halten. Der Herzog Albrecht von Preußen war unterdeſſen (1568) geſtorben. Da nun deſſen Sohn Albrecht Friedrich die Belehnung von Polen erhielt, ſo verſchaffte Joachim II. ſich und ſeinen Nachkommen die Mitbelehnung. Als er und ſein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg die Neumark wieder mit der Chur. Er liebte die Pracht und ſtarb 1598. Unter der Regierung des folgenden Churfürſten Johann Friedrich, der ſchon viele Jahre Erzbiſchof von Magdeburg geweſen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die geſammten fränkiſchen Länder des Hauſes Brandenburg, ſondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die churfürſtliche Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte dieſe ſämmtlichen Länder wieder unter ſeine Familie. Seinem Bruder Chriſtian gab er Bayreuth, und dem andern, Joachim Ernſt, Anſpach. Dieſe ſtifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf aber ertheilte er ſeinem zweiten Sohne Johann Georg. Das Gymnaſium zu Joachimsthal, welches jetzt zu Berlin iſt, iſt von ihm geſtiftet worden. Er ſtarb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie ſein Vater, die Regierung von Preußen ſtatt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach deſſen Tode er 1618 zum wirklichen Beſitze dieſes Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg (ſ. Berg), ſeine Anſprüche auf dieſe Länder zu behaupten angefangen, weil ſeine Gemahlin eine Tochter der älteſten Schweſter des verſtorbenen Herzogs war. Wirklich bemächtigte er ſich auch ihrer gemeinſchaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuberg, ſo daß ihm das Herzogthum Cleve, die Grafſchaft Mark und Ravensberg verblieben. Johann Siegmund trat um dieſe Zeit zur reformirten Kirche über, und ſtarb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, weßhalb ſeine meiſten Länder zu Grunde gerichtet wurden, da er kein hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung ſeiner Staaten hatte, überdieß auch ſtatt ſeiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, ſich mit dem Könige von Schweden Guſtav Adolph zu vereinigen, und nahm ſogar in der Folge 1635 den prager Frie-

den an, ohne jedoch dadurch der Churmark einige Erleichterung zu verſchaffen. In allen ſeinen Unternehmungen unglücklich, wurden ihm die weſtphäliſchen Länder von den Holländern und Spaniern ſtreitig gemacht, und Preußen durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzoge von Pommern ſtarben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 ſein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil es die Schweden eingenommen hatten. Auch ſeine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieſes Krieges nicht, und hinterließ ſein Land in unbeſchreiblicher Verwirrung. Er ſtarb 1640. Sein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, deſſen kräftiger, beſonnener Muth allein im Stande war, Ordnung, Ruhe und Wohlſtand wieder herzuſtellen, betrug ſich bei dem fortwährenden Kriege mit einer Klugheit, die ihm ſelbſt eben ſo viel Anſehen, als ſeinen Ländern Erhebung verſchaffte, obgleich ein Theil der letztern noch fortwährend in den Händen fremder Kriegsvölker blieb. Bei dem nun folgenden Frieden erhielt er eine ſehr beträchtliche Schadloshaltung für ſeinen Verluſt. Zwar mußte er den Schweden ganz Vor-Pommern nebſt der Inſel Rügen, auch von Hinter-Pommern Stettin, und einige andere Diſtricte überlaſſen; dagegen aber wurden an ihn, außer dem Reſte von Pommern, die Bisthümer Halberſtadt, Minden, Camin, Magdeburg, und zwar dieſe alle als weltliche Fürſtenthümer, nebſt der Grafſchaft Hohenſtein, durch den weſtphäliſchen Frieden abgetreten. Somit fing er an, Einkünfte und Kriegsmacht auf einen beſſern Fuß zu ſetzen, als er 1655 durch den Beſitz von Preußen in den Krieg verwickelt wurde, welchen bald darauf Schweden mit Polen führte, und in welchem er mehr wie einmal ſeine Partei verändern mußte. Er erwarb ſich jedoch durch den welau'ſchen Vertrag 1657 mit Polen die Souverainetät über Preußen. Als 1672 durch Frankreichs Uebermacht die vereinigten Niederlande mit dem Verluſte ihrer Freiheit bedroht wurden, rettete ſich Friedrich Wilhelm, konnte jedoch, obgleich der damals größte deutſche Feldherr, in dem darauf folgenden Kriege mit Frankreich wenig zu Deutſchlands Ehre unternehmen, da er von den andern Fürſten viel zu wenig unterſtützt wurde. Hingegen zeigte er ſich in einem weit glänzendern Lichte, als er 1675 die Schweden, welche die Churmark verwüſteten, mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit durch den Sieg bei Fehrbellin vertrieb, ihnen ihren ganzen Antheil an Pommern entriß, und ſie in dem darauf folgenden Feldzuge ſchnell nöthigte, das Herzogthum Preußen mit großem Verluſte zu räumen. Gleichwohl mußte er bald nachher, von allen ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen und von Frankreich angegriffen, den Schweden faſt alle ihre Beſitzungen in Pommern zurückgeben. Unterdeſſen erhielt er ſich doch bei ſeinem großen Anſehen in und außerhalb Deutſchland bis an ſein Ende, und ſtarb 1688, nachdem er noch vorher den ſchwibuſiſchen Kreis für ſeine Anforderungen an einige ſchleſiſche Fürſtenthümer erhalten. Friedrich Wilhelm der Große war nicht blos für ſeine Größe und Macht beſorgt, ſondern er verſetzte auch ſein Land in den blühendſten Zuſtand, indem er es durch Ankömmlinge aus Frankreich und aus den Niederlanden bevölkerte, die durch den Krieg verarmten Familien unterſtützte, den Städten wieder aufhalf, neue Dörfer anlegen ließ und Ackerbau und Handlung beförderte,

1662 einen Canal (mühlroſer oder Friedrich-Wilhelms-Canal) aus der Spree in die Oder ziehen ließ, eine Handlungsgeſellſchaft zu Emden errichtete und zuerſt die Poſten in ſeinen deutſchen Ländern einführte. Insbeſondere aber gereichte es ſeinen deutſchen Ländern zum großen Nutzen, daß er nahe an 20,000 franzöſiſche reformirte Flüchtlinge aufnahm. Er begünſtigte auch Gelehrſamkeit und ſchöne Künſte, und ſtiftete die Univerſität zu Duisburg, die königliche Bibliothek zu Berlin ꝛc. Das Anſehen, mit welchem Friedrich Wilhelm regiert hatte, war in der That dem königlichen ähnlich geweſen. Sein Sohn Churfürſt Friedrich III. ſetzte ſich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß ſeitdem Friedrich I., König von Preußen (ſ. Preußen). — Die Mark Brandenburg, eine der größten Landſchaften des oberſächſiſchen Kreiſes in Deutſchland, welche gegen Weſten an Braunſchweig, gegen Norden an Mecklenburg und Pommern, gegen Oſten an den Netzdiſtrict und Südpreußen, und gegen Süden an Schleſien, die Lauſitz, Churſachſen und das Herzogthum Magdeburg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 667 Quadratmeilen, keine Berge, viel Sand, mitunter aber auch fruchtbaren Boden, iſt alſo meiſtentheils fruchtbar an Getraide, reich an Holz, Wolle, Fiſchereien, Eiſen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Viehzucht und reich an Manufacturen und Fabriken, ſo wie ſie auch zur Handlung ſehr bequem iſt, da ſie viele Canäle und Flüſſe, und viele daran liegende Städte hat. Die meiſten Einwohner ſind der lutheriſchen, die übrigen aber der reformirten Religion zugethan. Es haben ſich insbeſondere von 1685 bis 1688 viele franzöſiſche Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen (welche größtentheils vorher in der Unterpfalz anſäſſig waren, und daher Pfälzer genannt werden) in dieſem Lande niedergelaſſen. Unter der Regierung Friedrich II. ſind bis 1777 in der Churmark ungefähr 7500, und in der Neumark 2600 Coloniſtenfamilien eingeſetzt worden. Die ganze Zahl der Civileinwohner betrug im Jahre 1783, 987,224 Seelen. Das Land wird von der Elbe (mit der Havel), Spree, Oder, Warte, Netze, Ucker durchſtrömt. Es ſind hier viele Seen und der Friedrich-Wilhelms-Canal. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, zwiſchen der Priegnitz und den Herzogthümern Magdeburg und Lüneburg, mit der Hauptſtadt Stendal; ſie ward durch den Frieden von Tilſit von der preußiſchen Monarchie abgeriſſen, und mit dem Königreiche Weſtphalen vereinigt; durch die Ereigniſſe von 1813 aber wieder in ihre alten Verhältniſſe hergeſtellt. 2. Die Priegnitz, zwiſchen der Alt- und Mittelmark und dem Herzogthum Magdeburg, mit der Hauptſtadt Perleberg; 3. die Mittelmark gränzt an die Neumark, Lauſitz, Churſachſen und die Priegnitz, mit der Hauptſtadt Berlin; 4. die Uckermark, zwiſchen der Mittelmark, Grafſchaft Ruppin, dem Herzogthume Mecklenburg und Pommern, mit der Hauptſtadt Prenzlau. II. Die Neumark hat gegen Weſten die Mittelmark, gegen Süden Schleſien, gegen Oſten Südpreußen, und gegen Norden Pommern zu Gränzen. Sie hat den Namen daher, weil der Churfürſt Friedrich II. ſie von dem deutſchen Orden, an den ſie bis dahin verpfändet war, 1455 wiederum einlöſ'te. Sie hat einen Flächeninhalt von 220 Quadratmeilen, 265,714 Einwoh-

ner, einen größtentheils ſandigen, nicht ſehr fruchtbaren Boden, aber ſtarke Waldungen, gute Viehzucht und wichtige Wollenzeug- und Tuchmanufacturen. Die Hauptſtadt iſt Cüſtrin.

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunſtmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder ſogleich anzündet und mit günſtigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder es iſt ſo eingerichtet, daß ſich ſolche durch einen Stoß oder durch eine Art Gewicht erſt entzünden und ſpringen, wenn ſie bei den feindlichen Schiffen ankommen, an ſelbige anſtoßen u. ſ. w.

Brandes (Ernſt), Gelehrter, Staatsmann und geiſtreicher Schriftſteller, ward zu Hannover im Jahre 1758 geboren. Eine ſorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reiſen in fremde Länder, ein Geſchäftskreis, der im Stande war, ſeinen Blick zu ſchärfen, eine vieljährige, ſehr enge Verbindung mit den ausgezeichnetſten Köpfen Deutſchlands, ſeine ſehr günſtigen Glücksumſtände, alles dieſes trug, vereint mit ſeinen glücklichen Geiſtesanlagen, dazu bei, dieſem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verſchaffen. Von 1775 bis 1778 ſtudirte er auf der Univerſität zu Göttingen, deren Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hannöverſche Regierung zum Cabinetsſecretär ernannte, und ihm die oberſte Leitung der Univerſität, welches Amt ſein Vater ſchon vor ihm verwaltet hatte, anvertraute. Als er in den Jahren 1780 und 1781 eine Reiſe durch Deutſchland und Frankreich machte, waren ihm beſonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Nachforſchung. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 bis 1785 ſein Aufenthalt in England, während welches er Gelegenheit erhielt, nicht allein ſehr wichtige literariſche und politiſche Verbindungen anzuknüpfen, ſondern auch ſich eine möglichſt erſchöpfende Kunde der brittiſchen Staatsverfaſſung zu verſchaffen, ſo wie denn auch dieſe Reiſe beſonders dazu mitwirkte, ſeinen Sinn für Politik zu beleben und auszubilden. Somit würde er in England vielleicht mit der Zeit eine bedeutende Rolle geſpielt haben, wenn Fox und Edmund Burke, mit welchem letztern er in ſehr freundſchaftliche Verhältniſſe getreten war, an die Spitze der Geſchäfte getreten wären. Nachdem er nach und nach die anſehnlichſten Poſten bekleidet hatte, ward er endlich zum geheimen Cabinetsrath ernannt, welcher Poſten gewiß nicht das letzte Ziel ſeiner politiſchen Laufbahn geweſen ſeyn würde, wären nicht die politiſche Umwälzung des hannöverſchen Landes erfolgt, und dieſes im Jahre 1803 von den Franzoſen beſetzt worden. Bei dieſer Gelegenheit wurde er zu einem der Deputirten gewählt, welche die Capitulation mit dem Chef der franzöſiſchen Armee abſchloſſen, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommiſſion an die Stelle der Landſtände trat. Brandes hatte ſich eine ſo allgemeine Achtung erworben, daß ſein Tod, welcher den 13ten Mai 1810 erfolgte, von allen ſeinen Mitbürgern als ein Verluſt für den Staat ſehr ſchmerzlich empfunden und betrauert wurde. Ein ſeltenes Talent der Beobachtung, ein glückliches Gedächtniß und eine große Welt- und Menſchenkenntniß waren ſein Eigenthum und zeigten ſich in allen ſeinen Werken, von denen folgende die wichtigſten ſind: Bemerkungen über die londoner, pariſer und wiener Theater, Göttingen 1786; politiſche Betrachtungen

über die franzöſiſche Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der franzöſiſchen Revolution in Rückſicht auf Deutſchland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geſchlecht, Hannover 1802; über das Du und Du zwiſchen Aeltern und Kindern, Hannover 1809; Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland, Hannover 1808; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeiſtes auf die höhern Stände, als Fortſetzung des vorhergehenden Werks, Hannover 1810. Außerdem verdanken ihm die göttinger gelehrten Anzeigen, Schlözers politiſches Journal, die halleſche allgemeine Literaturzeitung u. a. m. viele treffliche Beiträge.

Brandes (Joh. Chriſtian), war geboren zu Stettin 1735, woſelbſt er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und ſich durch Preußen bettelte. Er wurde in Polen Lehrburſch bei einem Tiſchler, dann Schweinfütterer, dann Aufwärter eines Zahnarztes und eines Tabakskrämers, bis er endlich in den Bedientenſtand bei vornehmen Herren trat, worauf er ſich 1756 beim ſchönemannſchen Theater in Lübeck anſtellen ließ, wo aber ſeine erſten Verſuche eben nicht glücklich ausfielen. Nach einem Jahre wurde er entlaſſen, ſchrieb die altonaer Zeitung, wurde darauf Bedienter und trat endlich wieder bei der ſchuchſchen Bühne als Schauſpieler auf, von welcher Zeit an er ſich ganz dem Theater widmete. Er ſpielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha und vielen andern Städten, hielt ſich in den letzten Jahren in Stettin und Berlin privatiſirend auf, und ſtarb in Berlin 1799. Er war nur ein mittelmäßiger Schauſpieler, aber einer der fruchtbarſten theatraliſchen Dichter, vornehmlich im Fache der Schau- und Luſtſpiele. Seine Stücke ſind für den Zuſchauer berechnet, und verrathen kritiſches Studium und Benutzung practiſcher Theaterkenntniſſe. Seine Ariadne auf Naxos war der erſte Verſuch im Melodrama, der auf dem deutſchen Theater Glück machte. Seine Tochter Charlotte Wilhelmine (Minna) Franciſca Brandes, erſte Sängerin beim hamburger Theater, geboren zu Berlin den 21ſten Mai 1765, war gleich groß als Sängerin und als Schauſpielerin. Das Clavier ſpielte ſie als Meiſterin mit Präciſion, Geſchmack und Fertigkeit, und beſaß zugleich viel theoretiſche Kenntniſſe in der Muſik. Zu früh für die Tonkunſt und das Schauſpiel ſtarb ſie ſchon im 23ſten Jahre ihres Alters zu Hamburg am 13ten Juni 1788, wo nach ihrem Tode eine Sammlung ihrer, dem Muſikfreunde ſchätzbaren Compoſitionen herauskam. Ihre Mutter hatte ſich ebenfalls, beſonders durch ihre Ariadne, auf dem deutſchen Theater Lorbeeren erworben.

Brant (Sebaſtian), genannt Titio, geboren zu Strasburg 1458, ſtarb daſelbſt 1520. Er hatte in Baſel die Rechte ſtudirt, daſelbſt promovirt und dieſelben bis 1494 mit vielem Beifalle gelehrt. Aber außer ſeinen juriſtiſchen Kenntniſſen erwarb ihm auch ſein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiſer Maximilian I. berief ihn mehrmals an ſeinen Hof. Vorzüglich hat ſeinen Ruhm gegründet das Narrenſchiff oder das Schiff aus Narragonien, welches die Laſter und Thorheiten ſeines Zeitalters ſchildert. Ein Narrenſpiegel, meinte der Dichter, würde dazu dienlich ſeyn, dem Thoren zu der ihm nöthigen Selbſtkenntniß zu verhelfen.

Denn wer ſich für ein Narren acht,
Der iſt bald zu eim Weiſen gemacht.

Er verſpricht, jeder Art von Narren ihren Spiegel vorzuhalten und den ganzen Lauf der Welt darzuſtellen. Auch verſpricht er ſich den Beifall der Weiſen, und achtet des Zorns und Haſſes der Thoren nicht. Sie alle zu ſchildern habe ihm nicht wenig Mühe gekoſtet:

Warlich han ich on Arbeit nicht
Zuſammen ſo viel Narren bracht;
Ich hab etwan gewacht zu Nacht,
Da die ſchliefen, der ich gedacht,
Oder vielleicht bey Spyl und Wein
Saſſen und wenig dachten mein.

Zuerſt von den Büchernarren, unter welche ſich der Verfaſſer ſelber mit begreift:

Den Vortantz hatt man mir gelan,
Dann ich on Nutz viel Bücher han,
Die ich lyß und nicht verſtat.
Doch war ich in der Mucken ſchon.

Man findet alſo eine Reihe von Sittenlehren und Satiren über alle Arten von Laſtern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narrheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt ſind, welche keinen andern Zuſammenhang unter ſich haben, als daß ein gemeinſchaftlicher Titel ſie verbindet. Der Vortrag iſt im Ganzen wenig poetiſch, oft gelehrt, doch fehlt es auch nicht an glücklichen und feinen Wendungen, und zuweilen iſt er körnicht und gedrungen. Dennoch iſt das Narrenſchiff ein ſchätzbares Buch, voll geſunden Verſtandes, voll Welt- und Menſchenkenntniß. V. d. Hagen hat es in ſeinem Narrenbuche aufs neue abdrucken laſſen.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen das Jahr 1527 geboren, und ſtarb den 5ten Julius 1614. In ſeiner ſelbſt ſich verfaßten Grabſchrift nennt er ſich einen Chevalier, Herrn und Baron von Richemont u. ſ. w., Mitherrn von Brantôme, rühmt ſich der Abkunft aus einem alten, edeln, ſchon unter Carl dem Großen erlauchten Geſchlecht, und nennt ſich ſelbſt einen begüterten, ehrenhaften und tapfern Mann, der ſich in mehreren Kriegen und Reiſen verſucht und ſtets ſeiner Vorfahren würdig gezeigt habe. Die erſten Waffen, ſagt er, habe er unter dem großen Franz von Guiſe getragen, und ſich deſſen rühmen zu dürfen, genüge ihm ſtatt allen Lohnes; er habe nachher fortgefahren, den Königen, ſeinen Herren, zu dienen, und unter ihnen zwei Compagnien Fußvolk befehligt. Er ſey Ritter des franzöſiſchen und portugieſiſchen Ordens geworden. Carl IX. und Heinrich III. haben ihn zu ihrem Kammerjunker, der Herzog von d'Alençon aber zu ſeinem Kammerherrn ernannt; auch habe ihn Carl IX., bei dem er in großer Gunſt geſtanden, mit einer Penſion von 2000 Franken begnadigt, die ihm richtig gezahlt worden, ſo lange dieſer gelebt. „Denn wiewohl er (ſo ſagt Brantôme von ſich ſelbſt) beiden Königen ſehr wohl gedient hatte, ſo war doch der erſtere geneigter, ihm Gunſt und Gnade zu erweiſen, als der letztere. Mehrere ſeiner Gefährten, die ihm nicht gleich waren, übertrafen ihn an empfangenen Wohlthaten und Würden, aber nie an Tapferkeit und Verdienſt. Er iſt jedoch damit nicht minder zufrieden.“ — Wie ſelbſtgefällig und zuverſichtlich indeß Brantôme ſeine Verdienſte erheben mag, ſo ſcheint er ſich doch nirgend hervorgethan zu haben; wenigſtens wird ſein

Name bei keinem wichtigen Ereigniß genannt. Einige Zeit nach dem Tode Carls IX. zog er ſich auf ſeine Güter zurück, ohne daß man genau die Urſache erkennt. Hier wandte er die ganze Thätigkeit ſeines Geiſtes an, was er in der erſten Hälfte ſeines Lebens geſehen und erfahren hatte, niederzuſchreiben; und indem er ſeiner Feder den freieſten Spielraum ließ, füllte er mehrere ſtarke Bände mit ſeinen Erinnerungen an. Welchen Werth er auf dieſe Arbeiten legte, beweiſ't ſein Teſtament, in welchem er verordnet, daß ſie auf Koſten ſeines Nachlaſſes gedruckt werden ſollten, und ſeinen Erben befiehlt, ſorgfältig darüber zu wachen, daß der Drucker ſtatt ſeines Namens nicht einen andern unterſchiebe, „weil er ſonſt um den ihm gebührenden Ruhm gebracht werden würde.“ Wirklich haben ſeine Schriften ihm ein ehrenvolles Andenken erhalten. Er iſt unter den neuern Geſchichtſchreibern einer der angenehmſten und nützlichſten. Seine Erzählungen ſind ein lebendiges Gemälde ſeines Jahrhunderts; alle große Perſonen deſſelben hatte er kennen gelernt, von allen wichtigen Ereigniſſen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer geweſen. Man darf indeß nicht tiefe Beobachtungen, keine gründliche Sach- und Menſchenkenntniß bei ihm ſuchen. Brantôme hat ganz den Charakter ſeines Vaterlandes und ſeines Standes. Recht- oder Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tadelt er nie die Großen, aber er ſieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um ſo freimüthiger, als er ſelbſt nicht gewiß iſt, ob ſie gut oder böſe ſind. Die Ehre der Frauen iſt ihm eben ſo gleichgültig, als die Moral der Männer; er erzählt das Aergerniß, ohne es zu fühlen, und ſtellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Aufſehens zu machen iſt. Er ſpricht von dem guten König Ludwig XI., der ſeinen Bruder habe vergiften laſſen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur ſeine Feder aufzeichnen kann. Dabei iſt er oft ſchlecht unterrichtet, und nimmt es mit der Wahrheit nicht eben ſtreng. Von ſich ſelbſt ſpricht er nicht ſelten mit naiver Eitelkeit. In großen, rührenden Darſtellungen nimmt er das ganze Gefühl in Anſpruch. Allenthalben aber verſetzt er uns durch lebhafte und treffende Gemälde mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöſchende Ritterthum mit den aufſtrebenden aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieſer Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. Brantôme war, ungeachtet des Lebens, das er geführt hatte, wiſſenſchaftlicher gebildet, als die meiſten ſeiner Waffengefährten. Er hatte in vertrauter Freundſchaft mit Carl IX. geſtanden, der die Poeſie liebte; er verſtand Italieniſch und Spaniſch, und überſetzte ſelbſt einige Fragmente des Lucian. In der Einſamkeit ließ ſein thätiger Geiſt ihn nicht ruhen, und immer hatte er die Feder zur Hand. Er hinterließ folgende Werke: Vie des hommes illustres et grands Capitaines français; Vie des grands Capitaines étrangers; Vie des Dames illustres; Vie des Dames galantes; Anecdotes touchant les duels; Rodomontades et jurements des Espagnols, und einige Fragmente.

Braſilien, ein großes, der Krone Portugal gehöriges Reich in Südamerika, welches zu den reichſten und fruchtbarſten Ländern des Erdbodens gehört. Es bringt Safran, Baumwolle, Cryſtall, Ambra, Balſam, Braſilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Tabak, Zucker, Kaffee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarinde, Getraide, Holz u. m. dgl. in Ueberfluß hervor; ſeine wichtigſten Pro-

ducte aber ſind Diamanten und Gold. Letzteres wird meiſtens auf dem Grunde der Flüſſe und in den vom Regen gemachten Gräben geſucht; eben ſo werden auch die Diamanten, welche ſpäter als das Gold entdeckt wurden, gefunden. Der braſiliſche Handel iſt bedeutend und immer im Steigen. Außer den Ureinwohnern, den Braſilianern, welche noch ohne Cultur ſind, wohnen in Braſilien europäiſche Portugieſen, Creolen (oder ſolche, die von portugieſiſchen Aeltern in Braſilien geboren ſind), Meſtizen (d. i. die von gemiſchter, portugieſiſcher und braſiliſcher Herkunft ſind) und Neger (deren ehemals jährlich 40 bis 50,000 dahin gebracht worden), im Ganzen anderthalb Millionen Seelen. Die Größe des Landes wird auf 100,000 Quadratmeilen geſchätzt. Durch das Innere ziehen ſich Fortſetzungen der Cordilleras, die nach den Küſten zulaufen und mehrere Vorgebirge bilden, z. B. Cap Maguari, Cap de St. Rogue, Cap de St. Auguſtin, Cap de St. Thoma, Cap de S. Maria, Cabo Frio u. ſ. w. Die Hauptflüſſe ſind: Maranhon (mit dem Yupura, Negro, Carapanatu, Yutay, Purus, Madeira, Topayoſo, Xingu u. ſ. w.), Gran Para oder Tocantines, Parana, Francesco u. ſ. w. Der größte Landſee iſt der Xarayes. Von Meerbuſen nennen wir die Allerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, den Merim- oder Mirunſee. Das Klima iſt, da Braſilien in der heißen Südzone liegt, im Norden zwar heiß, aber doch durch häufige Regen abgekühlt, im Süden gemäßigter und geſunder. Die neun Capitainſchaften oder Gouvernements, in welche das Land eingetheilt wird, heißen: Para, Maranhano, Fernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Minas-Geraes, Goyaz, Matto-Groſſo. Die Einkünfte werden auf 20,000,000 Gulden berechnet, wovon den bei weitem größten Theil die Bergwerke liefern. — Von der Geſchichte Braſiliens führen wir folgendes an: Oſtindien führte die Portugieſen nach Amerika. Nicht zufrieden mit dem von Vaſco da Gama aufgefundenen Weg um das Cap nach Oſtindien, ſandte König Emanuel (im Jahre 1500) Caſpar Cortereal aus, Cabots Spuren nachzugehen, und an der nordamerikaniſchen Küſte eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen. Er kam weiter gegen Norden als Sebaſtian Cabot, und gab verſchiedenen nordamerikaniſchen Küſten Namen, welche ſie noch führen. Cortereal litt in den amerikaniſchen Gewäſſern Schiffbruch, und da er ohne Hoffnung, eine nördliche Durchfahrt zu finden, zurückkam, ſo ſetzten die Portugieſen ihre Entdeckungsreiſen nach Amerika nicht fort. In demſelben Jahre 1500 aber, da Cortereal Nordamerika abſichtlich aufſuchte, wurde Pedro Alvarez Cabral zufällig nach Braſilien verſchlagen. Er ankerte an der Küſte im 15ten Grade ſüdlicher Breite, an einem Orte, den er Porto Seguro nannte. Das Land ſelbſt nannte er Santa Cruz, und nahm es in Beſitz, ohne eine Niederlaſſung daſelbſt anzulegen. Da man ein Holz, das man von der Farbe einer glühenden Kohle (Braſa im Portugieſiſchen) Braſilholz nannte, und das die Portugieſen ſeit dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte als ein Färbeholz häufig nach Europa brachten, in großer Menge daſelbſt fand, ſo nannte man das neu entdeckte Land nach der Zeit Braſilien; ein rohes Land, von Naturmenſchen bewohnt. Der Amazonenfluß begränzte es gegen Norden, der Plataſtrom gegen Süden, das Meer gegen Oſten, und gegen Weſten eine Menge unbekannter, von keinem Geographen noch verzeichneter Sümpfe, Seen, Ströme, Flüſſe und Berge, die es von den ſpaniſchen Beſitzungen trennen. Seinen Reichthum kannte

man

man anfangs nicht; man beſtimmte es daher zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden. Die Verbannten fingen daſelbſt den Zuckerbau an, wozu man ihnen das Zuckerrohr aus Madera lieferte; ſeitdem bekam Braſilien einen größern Werth, und mit ihm wuchs die Sorge des portugieſiſchen Hofs für einen beſſern und ſchnellern Anbau. In dieſer Abſicht erlaubte er im Jahre 1525 ſeinem Adel, Strecken Landes für ſich zu erobern, und das Eroberte als ſein Eigenthum zum Anbau zu verpachten. So eine Anlage ward San Salvador, San Vincent u. ſ. w., bis tief in das Innere des Landes, das nach und nach unterjocht ward. Die Jeſuiten, damals der geehrteſte Orden in Portugal, übernahmen die Bekehrung der wilden Einwohner. Es fiel zuerſt den Spaniern, bei ihrer Beſitznehmung von Portugal, und darauf, während der ſpaniſchen Herrſchaft, den Holländern in die Hände. Die letztern hatten nach dem Verlaufe des zwölfjährigen Waffenſtillſtandes, bei der Erneuerung ihres Freiheitskampfes (im Jahre 1621), eine weſtindiſche Geſellſchaft errichtet. Schon früher hatten ſich einige holländiſche Schleichhändler nach Braſilien geſchlichen, obgleich nach portugieſiſchen Geſetzen allen Fremden der Zugang verſagt war, und das Land ausgekundſchaftet. Ihre Nachricht, daß unter der ſpaniſchen Herrſchaft Braſilien in die größte Unordnung gerathen ſey, veranlaßte die weſtindiſche Compagnie im Jahre 1624, Jacob Willekens zur Eroberung des Landes hinzuſenden. Sobald ſich die holländiſche Flotte zeigte, ergab ſich San Salvador und andere portugieſiſche Pflanzungen ſogleich. Anfangs achtete das kurzſichtige und träge ſpaniſche Miniſterium dieſe Schläge nicht. Erſt Philipp IV. ermunterte die Portugieſen zur Gegenwehr, und 1626 ging die erſte portugieſiſche Flotte ab, den Holländern entgegenzuwirken. Die Expedition gelang gegen die nicht vorbereitete Compagnie, und Braſilien blieb bis 1630 von den Holländern frei. Die weſtindiſche Compagnie ſetzte blos ihren Kaperkrieg gegen die Spanier und Portugieſen fort, bis ſie 1630 mit neu geſammelten Kräften den Admiral Heinrich Lonk einen Angriff auf das Land machen ließ. Dieſer landete auf der Küſte Fernambuc, und dehnte von da bis 1635 nach und nach ſeine Eroberungen über den angebauteſten Theil von Braſilien aus. Die Reichthümer, welche die Compagnie aus Braſilien zog, bewogen endlich die Generalſtaaten, den Prinzen Moritz von Naſſau zur Eroberung des ganzen Landes abzuſchicken, und ſo kamen alle Küſten von San Salvador bis zum Amazonenfluſſe in den Beſitz der Holländer. Im Jahre 1640 warf endlich Portugal das ſpaniſche Joch ab, und ſetzte den Herzog von Braganza auf den Thron. Er vereinigte ſich mit den Feinden von Spanien, mit England, Frankreich und Holland, und ſchloß überdies 1641 mit den vereinigten Niederlanden ein Offenſivbündniß in Europa, und einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre in Oſt- und Weſtindien. Die niederländiſche Republik hielt ſich nun für ganz ſicher in dem Beſitze von Braſilien, und ließ ihre Militärmacht bald dergeſtalt in Verfall gerathen, daß der Portugieſe Juan Fernandez de Viera es unternahm, die Holländer zu vertreiben. Ohne Mitwiſſen und Schutz der Regierung ſammelte und verſorgte er ein Heer, und kämpfte von 1645 bis 1654 muthig fort, bis er ſeinen Zweck erreicht hatte. Die portugieſiſche Regierung ſtellte ſich, als ob ſie ſelbſt den Krieg mißbillige. Dies ſchläferte die Compagnie ein, und ehe ſie ernſthaft gerüſtet war, hatten ſchon die Holländer 1654 durch Capitulation Braſilien geräumt. Im Jahre 1661 ſchloß Portugal, unter Englands Vermittlung, Friede mit den Holländern, und blieb für acht

Millionen im Beſitze Braſiliens. Seitdem ward das Land an den Küſten hin immer mehr angebaut, beſonders durch die Miſſionen der portugieſiſchen Jeſuiten; ſie reichten bald bis an den Amazonenfluß, an deſſen Ufern ſich oft die Spanier und Portugieſen bekämpften. Von 1698 an ward Braſilien erſt den Portugieſen recht wichtig; ein Zufall entdeckte in der Provinz Minas Geraes große Schätze von Gold, an denen man ſpäter auch andere Gegenden reich fand. Im Jahre 1728 entdeckte man in demſelben Sande, aus welchem man das Gold ſchied, auch Diamanten. Aber am wichtigſten für den portugieſiſchen Hof ward der Beſitz von Braſilien im Jahre 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn nöthigten, ſich dort hinzuflüchten. Dem Hofe folgten damals 11,000 Auswandernde und 15,000 Mann Truppen. Die geſammte Flotte, worauf ſie eingeſchifft waren, kam im Februar 1808 unter engliſcher Bedeckung in Braſilien an. Die Gegenwart der Regierung hat ſeitdem auf das Land den vortheilhafteſten Einfluß gehabt, und Handel, Induſtrie, Gewerbe und Cultur gehoben. Als durch die Ereigniſſe des Jahrs 1814 das Haus Braganza wieder in den ſichern Beſitz von Portugal gelangte, ſtand zu erwarten, daß der Hof Braſilien wieder verlaſſen, und nach Europa zurückkehren werde; wie denn auch die engliſche Regierung, um ihn zu begleiten, den Lord Beresfort, mit einem Linienſchiff, abgeſchickt hatte. Indeſſen iſt die Zurückkunft noch nicht erfolgt; ſogar verſicherten wiederholte aus Braſilien eingegangene Nachrichten, der Prinz ſey entſchloſſen, für immer dort zu bleiben. Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Rio Janeiro. Die Landmacht beſteht aus 20,000 Mann, und die Seemacht aus zehn Linienſchiffen und zehn Fregatten.

Bratſche, eine größere Geige, auf welcher der Tenor und Alt geſpielt wird. Der Name iſt aus dem italiäniſchen Viola di braccio entſtanden.

Braunau, eine wohlgebaute und vormals befeſtigte Stadt am Fluß Inn, mit 6000 Einwohnern und guten Tuchfabriken. In den frühern Zeiten gehörte ſie zu Bayern. In dem Frieden zu Teſchen 1779 wurde ſie an Oeſterreich abgetreten, und gehörte zu dem Innviertel. Durch den wiener Frieden 1809 kam ſie an Frankreich, und hierauf wieder an das Königreich Bayern.

Bräune (Angina), eine Krankheit bei Menſchen und Thieren, die in Entzündung des Halſes beſteht. Sie iſt jedoch verſchieden nach dem Theile oder der Gegend des Halſes, welche die Entzündung beſonders ergreift. So kann der Sitz der Entzündung im Kehlkopfe und der Luftröhre ſeyn, dann heißt die Krankheit auch Luftröhren-Entzündung (Cynanche), von der eine eigene Art der Croup (ſ. d. Art.) iſt; oder die Entzündung iſt im Schlunde: eigentliche Hals- oder Schlundbräune (Angina pharyngea), oder an den zu beiden Seiten des innern Halſes liegenden Drüſen, an den ſogenannten Mandeln (Angina tonsillaris), oder an der weichen Gaumendecke und dem ſogenannten Zäpfchen (Angina avularis). Die nächſten Zufälle der Bräune, welche freilich durch die Art derſelben modificirt werden, ſind: ſchmerzhafte Erſchwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halſe, die beſonders nach jedem Schlafe ſehr oft bis zum Gefühle von Erſticken zunimmt; Röthe und Geſchwulſt der innern Theile des Halſes, wenn die Entzündung an einem dem Blicke erreichbaren Theile ſitzt; veränderte Stimme; vermehrte Abſonderung von Speichel und Schleim. Dazu geſellen ſich noch mehrere Zufälle, theils vom dazu kommenden

Fieber, theils von der Hemmung des Athemholens, der Verbreitung des Reizes u. ſ. w. Eine gefährliche Art dieſer Krankheit kommt bei den Schweinen vor, und heißt das wilde Feuer. — Im Bergbau wird eine gewiſſe räuberiſche Erzart auch Braunerz genannt; auch ein angeflogenes Weſen an dem Geſteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird. H.

Braunſchweig-Wolfenbüttel, ein Herzogthum im niederſächſiſchen Kreiſe, gränzt gegen Norden an das Herzogthum Lüneburg, gegen Weſten an den weſtphäliſchen Kreis, von welchem es die Weſer trennt, gegen Süden an Heſſen und an das Eichsfeld, und gegen Oſten an Thüringen, Anhalt, Halberſtadt und Magdeburg. Es wurde vor der franzöſiſchen Beſitznahme in das Fürſtenthum Wolfenbüttel, in das Fürſtenthum Blankenburg, in das Stift Walkenried, in das Amt Thedinghauſen (einen Theil der Grafſchaft Hoya) und in den Communion-Unterharz eingetheilt, welche Eintheilung, nachdem der rechtmäßige Herzog von Braunſchweig im Monate December 1813 in ſein väterliches Erbe wiederum eingeſetzt worden, wahrſcheinlich beibehalten werden wird. Das ganze Land enthält 71 (nach Einigen, obwohl fälſchlich, 94) Quadratmeilen 200,000 Einwohner, 12 Städte, 12 Flecken und 463 Dörfer. Die Einkünfte, welche ſich wegen der durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 erlangten gefürſteten Abtei Gandersheim und der Säculariſirung der Probſtei St. Ludgeri vor Helmſtädt beträchtlich vermehrt haben, werden zu 1,800,000 Thalern und das Militär zu 4000 Mann angegeben. Der Reichsmatrikelanſchlag war, als noch das deutſche Reich beſtand, auf 686 Fl., und das Kammerziel auf 438 Thaler berechnet. Uebrigens rechnete man, daß die eigentlichen herzoglichen Einkünfte, die zu den reichſten aller deutſchen Fürſten gehörten, nach Abzug aller Ausgaben, ſich auf 300,000 Thaler beliefen, die dem Herzog zu eigner Verwendung übrig blieben; blos die verpachteten Domänen brachten jährlich 180,000 Thaler reinen Ueberſchuß in die Caſſe des Herzogs. Die Salzwerke ſind für das Bedürfniß des Landes beinahe hinreichend; der Boden des nördlichen Theils erzeugt an Getraide ſo viel, daß man die Südſeite des Landes, die in dem Harzgebirge liegt, nicht allein damit verſehen, ſondern auch noch etwas ausführen kann; und mit Holz ſind beide Theile, wiewohl der ſüdliche mehr wie der nördliche, hinlänglich verſehen. Die wichtigſten Producte zur Ausfuhr ſind aber Flachs, welcher größtentheils verſponnen und jährlich für mehr als 1,800,000 Thaler ausgeführt wird, und der wilde, obgleich nicht ſehr kraftvolle Hopfen, von welchem das Herzogthum Braunſchweig unter allen Provinzen Nieder-Deutſchlands die bei weitem größte Quantität erzeugt. In den neueſten Zeiten kam noch der bis zur Vollkommenheit gediehene Bau der Eichorienwurzel hinzu, deren Ausfuhr in den beſten Zeiten auf 100,000 Thaler berechnet wurde. Die Viehzucht, hinlänglich zum Bedürfniſſe des Landes, ſucht man noch fortwährend zu verbeſſern, ſo wie auch die Wolle der Harzſchafe unter die Artikel der Ausfuhr gehört. Die Eiſen- und Kupferfabriken ſind für die Größe des Landes nicht hinreichend; von größerer Bedeutung ſind aber die Tabacksfabriken, die große Spiegelfabrik bei Sollingen, auch die herzogliche Porzellanfabrik, ſo wie die Alaun-, braunſchweiger Grün-, Glauberſalz- und andere Fabriken. Die braunſchweiger Mumme wird noch immer weit verführt. Den Handel befördern die zwei Meſſen, vorzüglich die Sommermeſſe, deren Umſatz auf zwei Millionen Thaler

berechnet wird. I. Das Fürſtenthum Wolfenbüttel gränzt gegen Norden an die Herzogthümer Lüneburg, Magdeburg und Halberſtadt, gegen Süden liegt es zwiſchen den Fürſtenthümern Calenberg und Grubenhagen. Die merkwürdigſten Städte darin ſind: Braunſchweig (Hauptſtadt), Wolfenbüttel, Schöningen, Goslar und Holzminden. II. Das Fürſtenthum Blankenburg, am Unterharze, hängt gegen Oſten mit dem Halberſtädtiſchen und Anhaltiſchen, gegen Süden mit dem Stollbergiſchen und Hohenſteiniſchen, gegen Weſten mit dem Fürſtenthum Grubenhagen, der Grafſchaft Wernigerode und dem Oberharz, und gegen Norden abermals mit dem Halberſtädtiſchen zuſammen. Die Hauptſtadt iſt Blankenburg. Dies Fürſtenthum enthält wichtige Eiſenbergwerke, Forſten und Marmorbrüche. Es ward 1707 vom Kaiſer Joſeph I. in ein Reichsfürſtenthum erhoben und erhielt 1803 Sitz und Stimme auf dem Reichstage. III. Das Stift Walkenried, ein Kloſter und Flecken, neben der Grafſchaft Hohenſtein in Thüringen, war vor Zeiten eine unmitelbare Ciſterzienſer-Reichsabtei, wurde aber im weſtphäliſchen Frieden ſäcu-lariſirt und dem Hauſe Braunſchweig mit allen Zugehörungen auf ewig überlaſſen. Durch Vergleich kam es 1672 an die wolfenbüttelſche Linie, und ward mit dem Fürſtenthum Blankenburg vereinigt. Hauptort: der Flecken Walkenried. IV. Das Amt Thedingshauſen, an der Weſer, gehörte ehemals zu Bremen, wurde aber von Schweden in dem celliſchen Frieden 1679 an Braunſchweig überlaſſen, und im Jahre 1681 von den beiden braunſchweigiſchen Linien getheilt: Hannover erhielt fünf Dörfer, Wolfenbüttel hingegen den Flecken gleiches Namens und zwölf Dörfer. Hauptort: Thedinghauſen. V. Der Communion-Harz. Vom nördlichen Theil des Harzes, der in den Ober- und Unterharz eingetheilt wird, waren nach und nach vier Siebentheil an Hannover, und drei Siebentheil an Braunſchweig gefallen, bis letzteres 1788 aller Theilnahme an den Bergwerken des Oberharztes entſagte, dagegen ſich aber drei Siebentheil der Waldungen des Ober- und Unterharzes mit völliger Souveränetät zutheilen ließ, und ſie mit ſeinen übrigen Beſitzungen des Unterharzes vereinigte. Von den übrigen gemeinſchaftlichen Beſitzungen, dem Rammelsberg bei Goslar, den Eiſenwerken am Jberg bei Grund, und dem Salzwerke Julius Halle bei der Harzburg, deren gemeinſchaftliches Amt bisher ſeinen Sitz zu Goslar hatte, erhält Hannover vier Siebentheil und Braunſchweig drei Siebentheil aller Ausbeuten. Der braunſchweigiſche Antheil beſteht außer wenigen Dörfern und Höfen aus 45,000 Morgen Waldes und einer großen Jagd. Geſchichte. Das Haus Braunſchweig, eines der älteſten Fürſtenhäuſer, von welchem eine Linie die deutſche Churfürſtenwürde und zugleich den Thron Großbritanniens beſitzt, leitet ſeinen Urſprung von Albrecht Azo I., Markgrafen von Eſte, in Italien ab. Dieſer ſtarb 964. Albrecht Azo II. von Eſte, Urenkel des Vorigen, ein mächtiger italiäniſcher Herr, dem Mailand, Genua und andere in der Lombardei gelegene Länder gehörten, war in der erſten Ehe mit Kunigunden, einer Tochter des im J. 1030 verſtorbenen Welf (Guelph) II., aus dem Geſchlechte der ſchwäbiſchen Grafen von Altdorf, eines ſehr begüterten Herrn, verheirathet geweſen. Welf I. (eigentlich IV.), deſſen Sohn aus dieſer Ehe, erhielt Bayern, und ward der Stammvater des jüngern welfiſchen Hauſes, von welchem das Haus Braunſchweig herſtammt. Er erhielt von ſeinem mütterlichen Oheime, Welf III., die

ſämmtlichen welfiſchen Güter und ſtarb 1101. **Welf II.** (eigentlich V.), des Vorigen älteſter Sohn, hatte ſich im Jahr 1089 mit der berühmten Gräfin Mathilde verheirathet, einige Jahre nachher ſich aber wieder von derſelben getrennt, und ſtarb im Jahr 1119 ohne Kinder. **Heinrich der Schwarze**, des Vorigen Bruder, trat nach ſeines Bruders Tode die Regierung an und vermählte ſich mit Wülfhilden, einer Tochter des letzten Herzogs von Sachſen, billungiſchen Stammes, mit welcher er beträchtliche Güter im heutigen Nieder-Sachſen erhielt. Er ſtarb im Jahr 1125. **Heinrich der Großmüthige (der Stolze)**, des Vorigen Sohn, vermählte ſich mit Gertrud, der einzigen Tochter Lothars II., welche Erbin der alten nordheim-ſüpplingenburg-braunſchweigiſchen ſehr beträchtlichen Erbgüter war, und erhielt dadurch, außer Bayern und Oeſterreich, was er ſchon beſaß, noch Braunſchweig und das Herzogthum Sachſen, dergeſtalt, daß ſich ſeine Beſitzungen von der italiäniſchen Gränze und dem coſtnitzer See bis an die Oſtſee und Lübeck erſtreckten. Als Schwiegerſohn des vorigen Kaiſers wollte er ſelbſt Kaiſer werden und bemächtigte ſich der Reichsinſignien. Als man aber Conrad III., Herzog von Franken, im Jahre 1137 zum Kaiſer erwählte, ward Heinrich geächtet und ſtarb im Jahre 1139. **Heinrich der Löwe**, des Vorigen minderjähriger Sohn, verlor demnach Bayern, welches an den Markgrafen Heinrich von Oeſterreich kam, und behielt nur Sachſen. Weil er ſich aber um Friedrich I. bei deſſen Römerzügen ſehr verdient gemacht hatte, ſo gab ihm dieſer im Jahre 1156 Bayern zurück, von dem jedoch Oeſterreich getrennt blieb. Da er nun ſeine Beſitzungen im nördlichen Deutſchland ſehr vergrößerte, indem er die ſlaviſchen Völker beſiegte und das obotritiſche Reich zerſtörte; ſo ward dadurch der Neid ſeiner Feinde erregt und der Kaiſer dahin vermocht, daß er ihn im Jahre 1179 ächtete, Bayern an Otto von Wittelsbach und Sachſen an Bernhard von Ascanien gab. Die Macht des welfiſchen Hauſes, welches nun blos auf ſein mütterliches Allodialgut Braunſchweig eingeſchränkt blieb, war vernichtet. **Wilhelm**, des Vorigen dritter Sohn, folgte (da der älteſte, Heinrich, durch Heirath Pfalzgraf geworden, und der zweite, Otto, im Jahr 1218 als deutſcher Kaiſer geſtorben war) nun in der Regierung der braunſchweigiſchen Lande. **Otto das Kind**, der Sohn des Vorigen, ward darauf der Gründer des gegenwärtigen welfiſchen Hauſes und erhielt von Friedrich III. im Jahr 1235 ſein Erbgut Braunſchweig als Feudum, wobei er zugleich zum erſten Herzog von Braunſchweig-Lüneburg erklärt wurde. Deſſen Nachkommen vergrößerten und theilten ihre Beſitzungen in mehrere Nebenlinien. **Ernſt der Bekenner**, Herzog von Celle, vereinigte ſie ſämmtlich wieder in ſeiner Perſon und ſtarb im Jahr 1546. **Heinrich**, deſſen älteſter Sohn, ſtiftete nun (1569) die braunſchweig-wolfenbüttelſche, und deſſen Bruder Wilhelm die braunſchweig-lüneburgiſche Linie, welcher letztern es im Jahr 1692 gelang, unter ihrem Herzoge Ernſt Auguſt die neunte Churwürde zu erhalten. Deſſen Sohn, Georg Ludwig, wurde wegen Abſtammung von Jakob I. in weiblicher Linie, 1714 zum Könige von England erwählt. **Auguſt**, Heinrichs, des Stifters der braunſchweig-wolfenbüttelſchen Linie, Sohn, verlegte ſeine Reſidenz von Hitzacker nach Wolfenbüttel. **Rudolph Auguſt**, des Vorigen Sohn, brachte im Jahr 1671 die Stadt Braunſchweig unter ſeinen Gehorſam. **Anton Ulrich**, deſſelben Bruder, baute Salzdahlen. Ihm folgte 1714 ſein Sohn, **Auguſt Wilhelm**. Sein jüngſter

Sohn, Ferdinand Albrecht, ſtiftete die beverſche Linie. Ludwig Rudolph, Auguſt Wilhelms Bruder, folgte dieſem 1731 und ſtarb ohne männliche Erben. Ferdinand Albrecht II., aus der beverſchen Linie, folgte 1735 und ſtarb ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung. Carl, deſſen Sohn, verlegte 1754 ſeine Reſidenz nach Braunſchweig und ſtarb 1780. Carl Wilhelm Ferdinand, des Vorigen Sohn und Nachfolger, ward als General-Commandeur der preußiſchen Armee gegen Frankreich am 14ten Oct. 1806 in der Schlacht bei Auerſtädt verwundet und ſtarb am 10ten Nov. deſſelben Jahres zu Ottenſen bei Hamburg. Schon wenige Tage nach der Schlacht war das Herzogthum für eine Eroberung erklärt worden, und ward den 15. Nov. 1807 mit dem neu geſchaffenen Königreiche Weſtphalen vereinigt. Nachdem aber durch die großen, im Oct. 1813 erfochtenen, Siege der Preußen, Schweden, Oeſterreicher und Ruſſen, die ſich ſofort mit allen deutſchen Staaten zu einer großen Allianz gegen Frankreich verbanden, die Macht des letztern in Deutſchland gänzlich zertrümmert war, wurde auch das Herzogthum Braunſchweig wieder hergeſtellt, und Wilhelm Friedrich, des Vorigen jüngſter Sohn, der früher ſchon als Herzog in der braunſchweig-ölſiſchen Linie gefolgt war, trat am 22ſten Dec. 1813 die Regierung ſeiner väterlichen Staaten an.

Braunſchweig, Hauptſtadt des Herzogthums Braunſchweig, an der Oker, mit 2845 Häuſern und ungefähr 30,000 Einwohnern, ſoll ſchon im Anfange des neunten Jahrhunderts von einem gewiſſen Bruno gegründet ſeyn; wenigſtens ſcheint die Ableitung des Namens Braunſchweig (Brunonis vicus), welche ſich auch in dem plattdeutſchen Brunswik erhalten hat, auf jenen Bruno hinzuweiſen. Vormals hatte dieſe Stadt wegen Aufrechterhaltung ihrer anſehnlichen Freiheiten vielen Streit mit den Herzogen. Sie ward aber im Jahre 1671 von Herzog Rudolph Auguſt erobert, ſteht nunmehr völlig unter der herzoglichen Botmäßigkeit, und iſt ſeit 1754 die Reſidenz der braunſchweigiſchen Regenten. Die Stadt hatte ſonſt zwölf Kirchen, von denen jetzt zwei aufgehoben ſind, und unter welchen ſich eine reformirte und eine catholiſche befinden, ſo wie die Juden auch eine Synagoge daſelbſt beſitzen. Braunſchweig hat ferner zwei große Canonicatſtifter, St. Blaſius und St. Cyriacus, von denen jenes der erſte Landſtand iſt. Unter den Gebäuden ſind merkwürdig: das Schloß (ehemals der graue Hof genannt), welches während der franzöſiſchen Beſitznehmung mit ſehr beträchtlichen Koſten und vielleicht auch nicht ohne Geſchmack ausgebaut worden iſt; das landſchaftliche Gebäude (während der franzöſiſchen Regierung die Präfectur), das große Opernhaus, der Dom (Burgkirche); das Zeughaus mit dem Muſeum; das viewegſche Haus u. ſ. w. Die bierbaumſche Gartenanlage auf dem Walle gewährt zwar eine etwas kleinliche, aber dennoch erfreuliche Anſicht, ſo wie der dieſelbe umgebende engliſche Park vortheilhaft erwähnt zu werden verdient. Das Luſtſchloß Richmond vor dem Auguſtthore, welches nach dem Muſter des Schloſſes gleiches Namens bei London für die letzte verſtorbene Herzogin erbaut wurde, hat, außer ſeiner angenehmen Lage an der Oker, in ſeiner beſchränkten Einförmigkeit nichts Angenehmes. Im Jahre 1745 ward zu Braunſchweig unter Leitung des berühmten Jeruſalem das Collegium Carolinum geſtiftet, welches gleichſam den Uebergang zwiſchen Gymnaſium und Univerſität bilden ſollte und während vierzig Jahre geblüht hat. Auch gab dieſe Lehranſtalt Veranlaſſung, eine Menge Gelehrter nach Braunſchweig zu ziehen,

die ſpäterhin eine Zierde der deutſchen Literatur geworden ſind, und der Stadt ſelbſt im Auslande einen ausgebreiteten Ruhm verſchafft haben. Unter der weſtphäliſchen Regierung 1808 wurde das Carolinum in eine Militärſchule verwandelt; nach der Wiederbefreiung des Landes hat ihm aber der Herzog ſeine frühere Beſtimmung, mit weſentlichen Verbeſſerungen, wieder gegeben. Im Jahre 1534 erfand hier der Bildhauer und Bildſchnitzer Jürgen die erſten Spinnräder, ſo wie der Bierbrauer Chriſtian Mumme das bekannte und berühmte Getränk gleiches Namens. Der Handel Braunſchweigs, der in den letzten Jahren, die ungünſtigen Zeitverhältniſſe abgerechnet, ſich noch ſtets vermehrt hat, wird durch die beiden Meſſen, die freilich in der letzten Zeit bedeutend verloren haben, ſehr befördert. Den jährlichen Umſatz berechnet man ehemals auf zwei Millionen Thaler.

Braunſchweig (Maximilian Julius Leopold, Prinz von), königlich preußiſcher Generalmajor, der jüngſte Sohn des Herzogs Carl von Braunſchweig, geboren zu Wolfenbüttel am 10ten Oct. 1752, wurde ſehr ſorgfältig erzogen und von dem berühmten Abt Jeruſalem unterrichtet. Er ſtudirte darauf zu Straßburg ein Jahr lang die militäriſchen und andern Wiſſenſchaften, bereiſ'te unter Leſſings Führung Italien und trat im Jahr 1776 als Chef eines Infanterieregiments, welches zu Frankfurt an der Oder in Garniſon ſtand, in preußiſche Kriegsdienſte. In dieſer Stadt erwarb er ſich bald durch die edelſte Menſchenfreundlichkeit und eine ſeltene Herzensgüte die allgemeinſte Verehrung. Sie war ſeit 1779, wo er aus dem kurzen bayerſchen Succeſſionskriege zurückkam, der beſtändige Ort ſeines Aufenthalts bis an ſeinen Tod. Bei der großen, im Frühjahre 1785 eingetretenen Ueberſchwemmung bei Frankfurt hatte dieſer edelmüthige Fürſt das Unglück, am 27ſten April, als er eben in einem Kahne den bedrängten Vorſtädtern zu Hülfe eilen wollte, und ſich in dieſer Abſicht mit zu großem Muthe den Fluthen anvertraut hatte, zu ertrinken. Das allgemeine Bedauern über den Tod eines Prinzen, von dem man nach einer ſo großherzigen That die ſchönſten Hoffnungen nähren durfte, und die vielen demſelben geſtifteten Denkmäler ſind Zeugen der Achtung und Verehrung, welche er ſich während ſeines kurzen Lebens erworben hatte. Seltene Vorzüge des Herzens und Geiſtes vereinigten ſich in ihm, um ihn zu einem der edelſten Menſchen zu erheben. Er hatte einen durchdringenden Verſtand, einen ſcharfen Blick, der alles beobachtete, was ihm merkwürdig und nützlich ſchien. Sein Eifer war unermüdet, in vielen Wiſſenſchaften beſaß er vorzügliche Kenntniſſe. Als Menſch war er ſo groß, daß er nicht nöthig hatte, den Fürſten geltend zu machen. Wo Menſchenliebe Unglücklichen Hülfe und Rettung geben konnte, da wagte er, wie auch ſeine letzte That zeigt, alles; denn ſeine einzige herrſchende Leidenſchaft war Menſchenliebe. Er lebte nicht glänzend, um wohlthätig leben zu können. Im Jahre 1780 dankte es ihm Frankfurt faſt allein, daß die Waſſerfluth den Damm nicht durchbrach und die Vorſtadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünſten, welche dieſe Stadt betrafen. Oft ſtieg er viele Treppen in Dachſtuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzuſuchen. Jeden Monat ließ er 162 Thaler an beſtimmte Arme und Nothleidende auszahlen, und viele verwaiſ'te Kinder auf ſeine Koſten Handwerke lernen. In der Garniſonſchule ſeines Regiments wurden nicht nur von ihm Kinder unterhalten, ſondern er beſoldete auch einen eigens von ihm angeſtellten Lehrer.

Braunſchweig (Herzog Ludwig Ernſt von), war im Jahre 1750 aus kaiſerlichen Dienſten als Feldmarſchall in die Dienſte der Republik Holland getreten, ſeit 1759 während ſieben Jahre, als Generalcapitain der Union und adminiſtrirender Vormund, Repräſentant des unmündigen Erbſtatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte ſeit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beſchwornen Conſultationsacte hatten ihn die Generalſtaaten nach der Volljährigkeit des Erbſtatthalters dieſem als Rathgeber zur Seite geſetzt. Dennoch gelang es der patriotiſch geſinnten Partei, gegen dieſen Fürſten Verdacht bei dem Volke zu erregen; ja, man machte ihm ſogar das Recht, daß ſeine Ankläger vor Gericht geſtellt werden ſollten, ſtreitig. Endlich überredete man ſogar den Erbſtatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig ſich in ſein Gouvernement nach Herzogenbuſch begäbe, alle Unruhen ſogleich aufhören würden. Der Herzog gab nach und zog ſich am 24ſten Mai 1782 dorthin zurück. Allein, was er dem Erbſtatthalter vorher geſagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten fielen nun über den Erbſtatthalter her, ohne darum den Herzog außer Acht zu laſſen. — Er war geboren 1718 und ſtarb 1788. Schlözer hat in ſeiner meiſterhaften Vertheidigungsſchrift des Herzogs die Sache vor den Richterſtuhl des Publikums gebracht.

Braunſchweig (Ferdinand, Herzog von), am 11ten Januar 1721 zu Braunſchweig geboren, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Lüneburg, und wurde von ſeiner früheſten Jugend an für den Militärdienſt erzogen. In ſeinem achtzehnten Jahre durchreiſ'te er Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien, und trat 1740 als Oberſter und Chef eines Regiments in preußiſche Dienſte. Die beiden ſchleſiſchen Kriege, in welchen er an Friedrichs Seite die erſten Proben ſeines Muths und ſeiner militäriſchen Kenntniſſe ablegte, waren für ihn eine Schule, in welcher er ſich zum Anführer bildete. Nachdem er im Anfange des ſiebenjährigen Kriegs die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entſchieden und bei andern Gelegenheiten die glänzendſten Proben ſeines Heldenmuths und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König gegen das Ende des Jahres 1757 den Oberbefehl über die verbündete Armee in Weſtphalen, welchen er auch bis zum Ende des Kriegs behielt. Er entwickelte als Heerführer, ſtets einem ungleich ſtärkern franzöſiſchen Heere gegenüber, den ganzen Reichthum ſeines Talents und bezeichnete ſeine Laufbahn mit Heldenthaten, die ihm einen nie vergehenden Ruhm in der Geſchichte zuſichern. Er vertrieb die Franzoſen aus Nieder-Sachſen, Heſſen und Weſtphalen, und ſiegte in zwei großen Schlachten bei Crefeld und Minden (ſ. den Art. ſiebenjähriger Krieg). Bald nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung, die zwiſchen ihm und dem Könige entſtand, bewogen, ſeinen Abſchied zu nehmen. Seitdem lebte er abwechſelnd in Braunſchweig, oder in der Nähe davon, auf ſeinem Luſtſchloſſe Vechelde, und widmete ſeine Muße hauptſächlich maureriſchen Beſchäftigungen, auf welche er auch dadurch, daß er für den Unterhalt und Unterricht armer talentvoller Jünglinge ſorgte, einen großen Theil ſeines Vermögens verwandte. Die rauhen Sitten des Krieges wichen in ſeinem Schloſſe den ſanften Künſten des Friedens, und jedes wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben war ſicher, in ihm einen Beſchützer zu finden. Als ſolchen bewies er ſich insbeſondere gegen Maler und Muſiker. Dabei zeigte er die trefflichſten Eigenſchaften des Her-

zens und bewies ſich unbegränzt wohlthätig gegen Arme. Wenn wir übrigens den kräftigen Willen und den feſten Charakter betrachten, den er als Held an der Spitze einer Armee ſo oft gezeigt hat; ſo müſſen wir uns billig wundern, daß dieſer große Mann im Innern ſeines Palaſtes ſich der Leitung von Günſtlingen hingab, die, oft aus der Hefe des Volks und ſtets ohne ausgezeichneten Geiſt, die gutmüthige Schwäche deſſelben zu eignen Zwecken zu mißbrauchen wußten. Sollte dieſer Zug, den wir an mehreren großen Männern entdecken, vielleicht eine nothwendige Erſcheinung in der Natur derſelben ſeyn, die, nur das Große, Eine beachtend, keinen Sinn für das Einzelne der gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſe haben kann? Nicht minder muß in Ferdinand die verderbliche Hinneigung zu dem Ausländiſchen, beſonders ſeine Liebe für die Franzoſen, ein Gegenſtand der Rüge werden, weil eben durch dieſes anſchließen an letzteres Volk, zu welchem ihm Friedrich der Große ein Vorbild geweſen ſeyn mag, theilweiſe die unglücklichen Ereigniſſe der letzten Zeit, unter denen die Freiheit Deutſchlands und ganz Europa's zu erliegen drohte, vorbereitet ſeyn dürften. Ferdinand ſtarb am 3ten Juli 1792, von allen Menſchenfreunden, beſonders von den Armen, mit Wehmuth beweint.

Braunſchweig-Wolfenbüttel (Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von), einer der verdienſtvollſten, aber am Ende ſeines langen, thätigen und rühmlich angewandten Lebens unglücklichſten deutſchen Fürſten der neueſten Zeit, war am 8ten Oct. 1735 geboren und der älteſte Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunſchweig und Philippinen Charlottens, Prinzeſſin von Preußen, einer Schweſter König Friedrichs des Großen. Seit ſeinem ſiebenten Jahre wurde die Erziehung deſſelben dem berühmten Abt Jeruſalem, damaligem Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; ſeit dem zwölften beſuchte er, noch immer unter Jeruſalems Leitung, das damals geſtiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den verdienſtvollen Kammerherrn von Wittorf. Unter dieſer und anderer würdigen Männer Leitung erwarb er ſich, da er von Natur treffliche Anlagen beſaß, ausgebreitete Kenntniſſe in der Geſchichte, Mathematik, in fremden Sprachen, in den Kriegswiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Früh ſchon regte ſich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten ſeines mütterlichen Oheims, Friedrichs II., noch immer lebendiger wurde. Der ſiebenjährige Krieg gab ihm die erſte Veranlaſſung, ſeine Talente zu zeigen und zu entwickeln. Beim Ausbruch deſſelben führte er die braunſchweigiſchen Truppen zur Armee der Alliirten und bewies in der für ſie unglücklichen Schlacht bei Haſtenbeck am 28ſten Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, durch ſeinen erſten Verſuch, daß ihn die Natur zum Helden beſtimmt habe, indem er eine von den Franzoſen genommene Batterie im Mittelpunkte der alliirten Armee wieder eroberte. Im folgenden Jahre entſchied er den Sieg, den ſein väterlicher Oheim, der Herzog Ferdinand von Braunſchweig (ſ. d. Art.) am 23ſten Jun. bei Crevelt über den franzöſiſchen General Clermont erfocht. Er nahm überhaupt an allem, was die Armee unter Ferdinanden ausführte, den thätigſten Antheil; ſein Name ward neben den Namen Friedrichs, Heinrichs und Ferdinands in dieſem Kriege mit Ruhm genannt, und Friedrichs Achtung gegen ihn ſtieg immer höher, wie aus deſſen Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, ſo wie aus deſſen Ode auf den Erbprinzen von Braunſchweig genugſam erhellt. Nach Beendigung dieſes Kriegs vermählte er ſich 1764 mit der Prinzeſſin von Wal-

lis, Auguſte, Schweſter des jetzigen Königs von England, die ihm einen ſehr anſehnlichen Brautſchatz zubrachte, und dadurch dem durch den Krieg und den Luxus ſeines Vaters verarmten Lande eine bedeutende Unterſtützung verſchaffte. Da er frühzeitig die wahre Lage ſeines Vaterlandes kennen gelernt und aus der ſteten Verlegenheit, in welcher ſich ſein Vater befunden, eine heilſame Lehre geſchöpft hatte: ſo machte er ſich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparſamkeit zur Pflicht und lebte, meiſtens von Geſchäften entfernt, nur den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Im Jahre 1773 trat er in preußiſche Kriegsdienſte, ward General der Infanterie und Commandant eines Infanterieregiments zu Halberſtadt, hatte aber bei dem langen, durch den bayerſchen Erbfolgekrieg 1778 nur auf ſehr kurze Zeit unterbrochenen, Frieden keine Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach ſeines Vaters Tode trat er 1780 die Regierung mit Ernſt und Thätigkeit an. Zuerſt auf die nothwendige Verbeſſerung der Finanzen bedacht, beſchränkte er ſeine Hofhaltung, ohne daß eigentlich jemand außer Brot geſetzt wurde. Da jedoch durch dieſe nothwendigen Verfügungen die Stadt und die gewerbtreibenden Stände viele zeitherigen Vortheile verloren, ſo erregten ſchon die erſten Schritte, die er zum Wohle des Landes that, faſt ein allgemeines Mißvergnügen, hierzu kam noch, daß er dann und wann ſeine Sparſamkeit wirklich bis ins Kleinliche trieb. Indeſſen war er nicht eigentlich geizig, ſondern blos auf das Wohl ſeines Landes bedacht; er ſorgte für Verminderung der Landesſchulden und bezahlte, wie man ſagt, gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſeinem Oheim, Friedrich II., zu deſſen Erſtaunen eine von ſeinem Vater gemachte, ſehr bedeutende Schuld ab. Er munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterſtützte anſehnliche Bauten, gab brauchbaren Staatsdienern und Privatperſonen bedeutende Unterſtützungen. Nichts deſto weniger ſorgte er für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeltlich italiäniſche Oper, Redouten und dgl. geben ließ. Aber, wenn ihm gleich nichts mehr am Herzen lag, als das Wohl ſeines Landes zu befördern, und er zur Verminderung der daſſelbe drückenden Schuldenlaſt ſich Sparſamkeit zur erſten und unumſtößlichſten Pflicht gemacht hatte; ſo mußte doch dieſe, auf die Art und Weiſe, wie er ſie ausübte, dem Lande von einer andern Seite wiederum ſehr nachtheilig werden. Er hatte nämlich, um die Bezahlung einer Schuldenlaſt zu beſchleunigen, die Zinſen der Capitalien, die am Leihhauſe, an der Kammer und bei der Landſchaft ſtanden, bis auf drittehalb Procent herabgeſetzt. Hierdurch mußte ſich nothwendig das Einkommen der Capitaliſten und der Gewinn für die gewerbtreibenden Stände, beſonders in der Hauptſtadt Braunſchweig, bedeutend vermindern. Zum Erſatz für dieſen Verluſt ſuchte er reiche Edelleute an den Hof und in ſeine Dienſte zu ziehen, damit ſie ihre Einkünfte in ſeinem Lande verzehren ſollten. Allein der Aufwand, den dieſe begüterten Fremdlinge machten, wurde von andern, weniger reichen adeligen Familien, und ſogar von Perſonen aus den niedern Ständen über ihre Kräfte nachgeahmt, und ſomit entſtand ein Luxus in Braunſchweig, der auf das innere Wohl ſehr vieler Familien ſehr verderblich einwirkte. Ueberhaupt hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem beſten Willen den beabſichtigten Entzweck entweder ganz zu verfehlen, oder doch ſehr häufig nur theilweiſe zu erreichen. Dies war unter andern der Fall bei der Reform des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu

welchem Zwecke er mit großen Koſten Gelehrte in ſeine Staaten zog, die, da jener Reform unzählige Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die ſie zogen, und für die ſie keine Geſchäfte hatten, dem Staate zur Laſt fielen. Uebrigens verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß der Herzog, außer der allgemeinen Aufſicht auf den Staat und deſſen Wohl, auch an den unmittelbaren Arbeiten ſeines Kammer- und geheimen Rathscollegiums den thätigſten Antheil nahm, indem er den Sitzungen derſelben ſtets perſönlich beiwohnte, ſich vortragen und die Acten vorlegen ließ und überall ſelbſt prüfte und ſelbſt entſchied. Er führte einen ſehr ausgebreiteten Briefwechſel und beſchäftigte ſich auch als General mit den preußiſchen Militärangelegenheiten ſehr eifri g Schon ſechs Jahre ſeiner Regierung waren verfloſſen, als er ſich vo. neuem an die Spitze einer Armee ſtellen mußte. In Holland hatten die ſogenannten Patrioten 1787 die Erbſtatthalterin auf einer Reiſe nach dem Haag bei Schoonhoven angehalten. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der dieſe, ſeiner Schweſter angethane, Beleidigung nicht dulden wollte, trug dem Herzoge auf, mit einem Armeecorps nach Holland zu marſchiren. Am 13ten Sept. rückte der Herzog an der Spitze eines ſolchen aus Weſtphalen in Holland, und ſchon am 10ten Oct. in Amſterdam ein. Die alte Verfaſſung wurde hergeſtellt und der Erbſtatthalter in ſeine Rechte wieder eingeſetzt. Die Leichtigkeit, mit welcher dieſer ſogenannte Feldzug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleicht mehr, als er verdiente. Kein Wunder, daß man, als fünf Jahre nachher der franzöſiſche Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben ſo ſchnelle Beendigung deſſelben erwartete, zumal, da die unwahren Vorſpiegelungen der franzöſiſchen Ausgewanderten die vorgefaßte Meinung von einem ſchnellen und glänzenden Erfolge noch vergrößert hatten. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das öſterreichiſche und preußiſche Heer zugleich. Ehe er über Frankreichs Gränzen rückte; erſchien am 25ſten Juli von Coblenz aus unter ſeinem Namen das berüchtigte, Frankreich bedrohende Manifeſt, von dem er aber nicht Verfaſſer ſeyn, ſondern zu deſſen Unterſchrift er nur gezwungen und von dem hochfahrenden Einfluſſe der ausgewanderten Prinzen überſtimmt, ſeine Einwilligung gegeben haben ſoll. Dieß Manifeſt diente aber nur dazu, die Gemüther der Franzoſen noch mehr zu erbittern und auf einen Punkt zu vereinigen, und bei dem nachherigen baldigen Rückzuge der Deutſchen ſelbſt in Deutſchland Spott zu erregen. Der Herzog hatte den kühnen Plan, ſogleich auf das von Lothringen aus nur noch wenige Tagereiſen von den franzöſiſchen Grenzen entfernte Paris loszugehen, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuſchneiden und es ſo mit leichter Mühe durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Dadurch hoffte er ſodann, alle Gährungen im ganzen Reiche zu dämpfen. Dem zu Folge drangen die ſämmtlichen deutſchen Heere ſeit dem Anfange des Auguſts gegen Lothringen vor und zwar der Herzog mit dem Hauptheere von Trier aus. Schon am 23ſten Auguſt ergab ſich ihm die berühmte Feſtung Longwy, welche Ludwig XIV. Frankreichs Eiſenthor nannte, und Verdün folgte am 2ten September nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch ſteile Gebirge, enge Päſſe, Wälder, unwegſam und an ſich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für die Armee von den Gränzen her erſchweren. Ueberdies ſtand Dumouriez in ſeinem Lager bei St. Menehould den Alliirten entgegen, mit dem ſie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptſchlacht vermied, theils um Frankreichs Schickſal nicht aufs Spiel zu ſetzen, theils, weil

er vorausſah, daß die Deutſchen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt werden würden. Wirklich ſtellten ſich dieſe beiden gefährlichen Feinde nur zu bald ein. Daher ſuchte der Herzog Dumouriez wider deſſen Willen zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20ſten September einen Angriff auf das Corps der franzöſiſchen Armee unter Kellermann bei Valmy oder Süippi wagte. Allein da Dumouriez jenem zu Hülfe kam, ſo behaupteten die Franzoſen ihre Stellung, und ſomit ſahen ſich die Deutſchen ſchon zwei Tage darauf zu einem Waffenſtillſtand und am 29ſten September ſogar zum Rückzuge aus der Champagne genöthigt. Da während dieſes Rückzugs, und ehe Frankreich von den Deutſchen ganz geräumt war, Cuſtine durch ſeine glücklichen Unternehmungen und Einverſtändniſſe am 21ſten Oct. die Feſtung Mainz in ſeine Gewalt gebracht hatte, ſo mußten nun alle Anſtrengungen der Deutſchen zunächſt auf die Wiedereroberung derſelben gerichtet ſeyn. Der Herzog eröffnete daher im Jahre 1793 gemeinſchaftlich mit den Oeſterreichern am Oberrheine den Feldzug, nahm am 7ten März die Feſtung Königſtein bei Mainz und ſuchte die Eroberung der ſtarken franzöſiſchen Feſtung Landau vorzubereiten, zu der man ſich nur durch die Eroberung der Weiſſenburger Linien den Weg bahnen konnte. Die Franzoſen unternahmen dagegen, um Landau zu entſetzen, am 14ten September einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück gegen Wurmſer und den Herzog, der an dieſem Tage Gelegenheit hatte, mit Moreau bei Pirmaſens im Darmſtädtiſchen zu kämpfen und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzoſen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt, ſich an die Saar zurückzuziehen. Einen Monat ſpäter gelang es dem Herzoge gemeinſchaftlich mit Wurmſer am 13ten October jene berühmten Linien zu erobern und auf dieſe Art Landau näher zu kommen. Um bei der vorrückenden Jahreszeit noch einen feſten Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16ten auf den 17ten November einen Sturm auf das Bergſchloß Bitſch, den Schlüſſel zum vogeſiſchen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmaſens, Weiſſenburg und Straßburg vereinigt. Allein dieſer Verſuch mißlang. Dagegen ſchlug er eine Colonne der franzöſiſchen Moſel-Armee unter Hoche, die, um Landau zu entſetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen ſuchte, vom 28ſten bis 30ſten November in einer blutigen Schlacht bei Kaiſerslautern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rückſicht auf ihren Menſchenverluſt, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der öſterreichiſchen Linien, welche Pichegru am 22ſten December bei Froſchweiler an dem Mottar bewerkſtelligte, nöthigten die Oeſterreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, der dann auch, da ſich bereits Mißverſtändniſſe zwiſchen Oeſterreich und Preußen erhoben hatten, ſeine Oberbefehlshaberſtelle niederlegte. Mit gewohnter Thätigkeit arbeitete er jetzt von neuem für das Wohl ſeines Landes bis zu dem unglücklichen Jahre 1806. Bereits in das Greiſenalter getreten, hätte er ſich unſtreitig ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatz zurückziehen können; allein, weit entfernt, der Ruhe zu genießen, übernahm er jetzt Laſten, die ſeine Kräfte zu überſteigen ſchienen. Noch zu Anfange des Jahres 1806 machte er am 30ſten Januar in Auftrag des Königs von Preußen eine Reiſe nach Petersburg, die, wie wir jetzt wiſſen, auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Von dieſer Reiſe kehrte er am 24ſten März zurück. Nun

erklärte Preußen an Frankreich den Krieg und der Herzog ward als Oberbefehlshaber an die Spitze der preußiſchen Armee geſtellt. Er ſollte den Ruhm dieſer einſt unüberwundenen, jetzt aber zum Theil außer Erfahrung und Thätigkeit geſetzten Armee gegen einen Feldherrn behaupten, der bis dahin durch die eigne Schwäche der ihm gegenüber ſtehenden Anführer, durch das wenige Vertrauen, welches dieſe in ihre Kräfte ſetzten und beſonders durch ihr, das Wohl des Allgemeinen ſtets ſtörendes Privatintereſſe, den Ruhm des Unüberwindlichen zu erwerben gewußt hatte. Bonaparte hatte die Kunſt des Kriegs, die einzige, die ihn auf ſeiner Stelle zu ſchützen vermochte, nothgedrungen bis zur Vollkommenheit ausgebildet; dahingegen die Preußen, nur auf ihre gerechte Sache gegen den allgemeinen Feind vertrauend, ſich mehr einer, aller Speculation abholden und nur auf eigne Kraft bauenden Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe überließen. Was Wunder, daß eine blos menſchliche, ja, man könnte ſagen, kindliche Tapferkeit dem alles erwägenden Scharfſinn eines Weltunterdrückers unterliegen mußte! Die Schlacht bei Jena und Auerſtädt (ſ. d. Artikel) ſchien damals dem preußiſchen Staate den Untergang zu drohen und der Herzog mußte verwundet ſein väterliches Erbe verlaſſen, und, mit Vorwürfen, ja mit Spott belaſtet, ſein Leben in Ottenſen bei Altona am 10ten November 1806, beſchließen. Mit einigen Bemerkungen über den Charakter dieſes in mehr als einer Hinſicht merkwürdigen Mannes wollen wir dieſen Artikel ſchließen. Ein engherziges, nur nach dem Erfolge berechnendes Urtheil, das überhaupt die Mitgabe gemeiner Seelen, die kein Gefühl der Kraft und des Muths anerkennen, zu ſeyn pflegt, hat den Herzog bitter getadelt, das Commando gegen Bonaparte übernommen zu haben. Die Verächtlichkeit eines ſolchen Urtheils, welches an jedem Heile, außer an demjenigen einer ſclaviſchen Anbetung trügeriſchen Scharfſinns, verzweifelte, zeigte ſich bei Würdigung des Herzogs und deſſen letzter Entſchließung auf eine ſehr unzweideutige Weiſe. Vor dem Uebermuthe im Staube kriechen, jedem Auffluge eigner Kraftäußerungen mißtrauen, ſich unbedenklich dem Feinde der Freiheit und dem Gründer einer allgemeinen Sclaverei hingeben, dies waren die Pflichten, welche von jenen kleinlichen Sprechern der öffentlichen Meinung den Deutſchen, ja, allen Bewohnern Europa's, als allein ſeligmachend ans Herz gelegt wurden. Somit mußte alſo dem Herzoge und dem ganzen preußiſchen Staate von jenen beſchränkten Beurtheilern der Stab gebrochen werden! Wenn der Herzog von Braunſchweig, der, freilich an Jahren alt, aber noch im völligen Genuſſe aller Leibes- und Seelenkräfte, ſich noch ſtark genug fühlte, jenem verderblichen Strome europäiſcher Unterjochung mit Erfolg zu begegnen, in ſeinem Unternehmen zu Grunde ging, ſo konnte er nur von Schwächlingen oder feilen Lobrednern getadelt werden; denn es iſt ein herz- und ſinntödtender Grundſatz, daß nur der Erfolg, der oft, ja faſt immer, von den unwichtigſten Außendingen abhängt, den Werth der Unternehmung beſtimmen könne. Lob ſey alſo dem Heldengefühle des Herzogs geſprochen, der den Despotismus unter die Füße treten wollte, aber in dieſer glorwürdigen That ſelbſt ſeinen Untergang fand! Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft; ſo iſt auch die Verleumdung bereit, die Verwaltung ſeines Landes für eine der glücklichſten auf der Erde zu erklären. Um gerecht zu ſeyn, müſſen wir aber dagegen bekennen, daß der Mangel an Einheit des Willens, der ſich in den meiſten Handlungen ſeines Lebens offenbarte, und welcher in ſeiner un-

glücklichen Nachgiebigkeit gegen den Willen Anderer, die ihm vielleicht unbewußt durch ſeine Verhältniſſe gegen Friedrich II. mitgetheilt worden war, ihre Entſtehung hatte, die Urſache manches von ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks geweſen ſeyn mag. Nicht minder ſpürten die Unterthanen des Herzogs ſeine Liebe zum Ausländiſchen, beſonders die in ihren nächſten und entfernten Folgen ſo verderbliche Hinneigung zu der franzöſiſchen Nation, die ihm ebenfalls durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine ſehr ſchmerzliche Weiſe. Ein Braunſchweiger konnte eine abſchlägige Antwort erhalten, wo ein Franzoſe, weil er Franzoſe war, Gewißheit hatte, ſeine Bitte gewährt zu ſehen. Dies Urtheil ſtehe hier, um allen Deutſchen, die mehr oder weniger der Anbetung ausländiſcher Scheinverdienſte huldigen, zur Warnung zu dienen, daß nur Liebe zum Einheimiſchen, d. h. Patriotismus, gegen alle Uebel, die uns das Fremde verurſachen kann, zu ſchützen im Stande iſt.

Braunſchweig (Wilhelm Friedrich, Herzog von), ſeit ſeiner Rückkehr am 22ſten December 1813 nach Braunſchweig regierender Herzog von Braunſchweig, iſt der vierte und jüngſte Sohn des am 10ten November 1806 zu Ottenſen bei Altona verſtorbenen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. Geboren am 9ten October 1771, genoß er in der Folge mit ſeinem zweiten und dritten Bruder, die nur wenige Jahre älter ſind, gleiche Erziehung, bis die militäriſche Laufbahn, für welche er beſtimmt war, ſeinem Unterrichte eine beſondere Richtung geben mußte. Von ſeinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt, ward er im Jahre 1786 zum Nachfolger ſeines Oheims, Friedrich Auguſts, Herzogs von Oels und Bernſtadt, ernannt. Er ging jetzt nach Lauſanne, wohin ihn der Bibliothekar Langer aus Wolfenbüttel, der auch den Erbprinzen geführt hatte, begleitete, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei ſeiner Zurückkunft als Capitain bei dem langefeldiſchen Infanterieregimente in Magdeburg angeſtellt, worauf er im Jahre 1790 den ſchwarzen Adlerorden erhielt. In dem im Jahre 1790 ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich focht er in den preußiſchen Heeren, und empfieng am 27ſten Nov. in dem Gefechte bey dem Dorfe Etſch, unweit Wurges, ſeine erſte Wunde, nachdem er von ſeinem Vater die Erlaubniß erbeten hatte, an dem Kampfe Antheil nehmen zu dürfen. Nach dem baſeler Frieden erhielt der Prinz als Generalmajor das kleiſtiſche Regiment, und verband ſich darauf im Jahre 1802 mit der Prinzeſſin Maria Eliſabeth Wilhelmine von Baden. Die Neuvermählten begaben ſich nach dem Städtchen Prenzlau, wo das Regiment des Prinzen ſtand. Seine Gemahlin gebar 1804 und 1806 zwei Prinzen, die noch leben. Im Jahre 1805 ſtarb ſein Oheim, und er wurde jetzt Herzog von Oels und Bernſtadt. Im Jahre 1806 nahm er an dem gegen Frankreich ausgebrochenen Kriege mit allem Feuer eines Patrioten, der die Unterdrückung Deutſchlands mit Schmerz anſah, den lebhafteſten Antheil. Er befand ſich zuletzt bei demjenigen Corps, das unter Blücher ſtand, und ward mit demſelben bei Lübeck gefangen. Durch den im September deſſelben Jahres erfolgten Tod ſeines älteſten Bruders, des Erbprinzen, und durch die zwiſchen ſeinen beiden ältern Brüdern und ihm getroffene Uebereinkunft wurde er nach dem am 10ten November zu Ottenſen bei Altona erfolgten Tode ſeines Vaters zur Nachfolge in der Regierung der braunſchweigiſchen Lande gerufen. Der tilſiter Frieden und der Wille Bonaparte's, der damals noch allmächtig war, verfügte es aber anders. Seit dieſer Zeit lebte er in Bruchſal, wo ihm am 20ſten April 1808 ſeine Gemahlin im 26ſten Jahre ihres Lebens ſtarb. Von nun an lebte er in ſtrenger Abgeſchiedenheit bis

1809, wo er beim Ausbruche des öſterreichiſch=franzöſiſchen Krieges in Böhmen ein Freicorps anwarb. Bereits war Schill in Stralſund untergegangen, als der Herzog ſeine neue militäriſche Laufbahn durch einen Einfall in Sachſen eröffnete. Aber er mußte mit ſeinen ſchwarzen Huſaren Leipzig und Dresden räumen, als der jüngſte Bruder Bonaparte's, der damalige König von Weſtphalen, mit einer anſehnlichen Armee ihm entgegenkam. Der Herzog und der öſterreichiſche General Am Ende zogen ſich von Dresden ſeitwärts nach dem Fränkiſchen zu, wohin die Oeſterreicher unter Kienmayer aus Böhmen vorgedrungen waren. Auf den am 12ten Juli bei Znaim geſchloſſenen Waffenſtillſtand räumten die Oeſterreicher Dresden, das ſie zum zweiten Male beſetzt hatten, abermals und zogen ſich über die böhmiſche Grenze zurück. Dahin folgte der Herzog aber ihnen nicht, ſondern rückte, indem er dem Bündniſſe des öſterreichiſchen Kaiſers entſagte, mit ſeinem 1900 Mann ſtarken Corps, worunter 700 Mann Cavallerie waren, von Altenburg gegen Leipzig vor. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daſelbſt befindlichen wenigen Militär ſetzte er ſogleich ſeinen Marſch nach Halle fort, wo er am 27ſten Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, ſondern traf ſchon am 30ſten Juli bei Halberſtadt ein, wo an demſelben Morgen der weſtphäliſche Oberſt Wellingerode mit dem fünften Infanterieregimente eingerückt war. Ob nun gleich dies Regiment dem Corps des Herzogs tapfern Widerſtand leiſtete, ſo wurde es dennoch endlich theils gefangen, theils niedergehauen. Nun wandte ſich der Herzog nach Braunſchweig, nach dem vormaligen Wohnſitze ſeiner Ahnen. Am 31ſten Juli traf er daſelbſt ein und bivouacquirte mit ſeinen Truppen auf den Wällen; er ſelbſt brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert zu. Er durfte ſich keine Ruhe geſtatten, denn von allen Seiten waren ihm ſeine Verfolger auf der Ferſe. Der weſtphäliſche General Reubel concentrirte 4000 Mann ſeiner Diviſion bei Oboff in der Nähe von Braunſchweig; der General Gratien war mit einer holländiſchen Diviſion von Erfurt aufgebrochen, und der däniſche General Ewald ging von Glückſtadt ins Hannöverſche über die Elbe, um dieſen Strom zu decken. Am nächſten folgte Reubel dem Herzoge, der auf ſeinem ſchnellen Rückzuge mit der Avantgarde des reubelſchen Corps täglich Gefechte liefern mußte. Am 1ſten Auguſt ſtießen endlich Beide ganz in der Nähe von Braunſchweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander und es entſtand ein Gefecht, welches nicht wegen ſeiner Wichtigkeit an ſich, ſondern bloß des Umſtandes wegen merkwürdig in der Geſchichte bleiben wird, weil ein Corps von beinahe 4000 Mann vor einem Häuflein Leute, das ſich kaum auf 1500 belief, nicht allein die Flucht nahm, ſondern denſelben auch gerade den Weg öffnete, durch welchen ſie, wenn ſie nicht gefangen oder niedergehauen werden wollten, entkommen mußten. Dies Gefecht des Herzogs bei Braunſchweig war übrigens an der Zahl das eilfte ſeit ſeinem Aufbruche aus Sachſen. Am 2ten Auguſt verließ der Herzog ſeine Vaterſtadt und der Marſch, den er machte, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den weſtphäliſchen Truppen verfolgt wurde. Statt deſſen aber ging der Herzog mit ſeinem, ſo von allen Seiten bedrängten Corps auf Hannover, wo er noch an demſelben Tage einrückte, aber auch ſogleich nach Nienburg weiter ging. Hier ſetzte er über die Weſer, brach die Brücken hinter ſich ab und marſchirte an dieſem Fluſſe hinunter. Am 4ten Auguſt kam er in Hoya an. So eilte er auf dem linken Weſerufer weiter, während ſich ein Theil ſeines Corps, um eine falſche Demonſtration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5ten Auguſt die ſchwarzen Huſaren ein, beſetzten die Thore, eilten

aber gleich am folgenden Tage weiter. Unterdeſſen ſetzte der Herzog ſeinen Marſch durch das Oldenburgiſche fort. In Delmenhorſt brachte er die Nacht vom 5ten auf den 6ten Auguſt zu, und es ſchien, als ob er Oſtfriesland zu erreichen ſuche, um ſich an deſſen Küſten einzuſchiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den ſich in die Weſer ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte ſich aller zu Elsfleth unthätig und größtentheils leer liegenden Handelsſchiffe und Weſerfuhrzeuge, ſchiffte ſeine Mannſchaft in der Nacht vom 6ten auf den 7ten Auguſt mit Zurücklaſſung der Pferde ein und verſchaffte ſich mit Gewalt in dieſer von Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7ten Morgens ging der Herzog ſelbſt mit aufgezogener engliſcher Flagge unter Seegel, und ſchon am 8ten Auguſt landete er auf Helgoland; von wo er am 11ten Auguſt mit ſeinem Corps nach England ſelbſt abſegelte. Das rettende Element allein, dem er ſich in der gefährlichſten Lage ſeines Lebens anvertraute, entzog ihn dem Untergange. Denn die ihm nachſetzenden weſtphäliſchen Truppen wurden, um ihren Marſch zu beſchleunigen, zum Theile auf Wagen weiter transportirt, und ſchon am 7ten Auguſt rückte Reubel in Bremen ein, ſo wie ſich die Avantgarde deſſelben ſchon bei Hachting mit den zur Deckung der Einſchiffung zurückgelaſſenen ſchwarzen Huſaren ſchlug. Aber erſt am 8ten erſchien Reubel ſelbſt bei Elsfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlaſſen hatte. In England wurde der Herzog mit ſeinem ganzen Corps, welches ſogleich in engliſche Dienſte überging und ſpäterhin in Portugal und Spanien gebraucht wurde, mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus aufgenommen, und er ſelbſt erhielt vom Parlament eine jährliche Penſion von 6000 Pfund Sterling; außer welcher Summe er ſonſt keine Einkünfte bezog, da auch ſein Herzogthum Oels, ſeit dem J. 1809 von dem Könige von Preußen ſequeſtrirt ward. Er lebte übrigens in England, wie einſt ſein großer Ahne Heinrich, der Löwe, den Blick unverwandt auf ſein geliebtes Braunſchweig gerichtet, und widmete ſeine Sorge theils der Erziehung ſeiner Prinzen, theils ſeinen Getreuen, deren Fahnen auf den Geſtelden der iberiſchen Halbinſel wehten. Vier Jahre waren verfloſſen, als der Donner der Leipziger Schlacht ihn in das Erbe ſeiner Väter zurück rief. Am 22. Dec. 813 kam er wieder in Braunſchweig an. Nie ſah man bei dem Einzuge eines Fürſten herzlichere und rührendere Aeuſſerungen von Liebe, Treue und Freude. An der Stelle, wo der Herzog 1809 auf nackter Erde geruht hatte, ſtand ein Tempel; zwölf blühende Jungfrauen ſangen ein Dankgebet. Die ganze unermeßliche Volksmenge zerfloß in Thränen, als ſie den Herzog, in einem einfachen ſchwarzen Rocke, auf ſeinem weiſſen Roſſe, einher reiten ſah. Die Alten freuten ſich über ſeine Aehnlichkeit mit dem verewigten Vater, die Jünglinge über ſein kriegeriſches Ausſehen. Als er auf dem Schloſſe angekommen, erhob ſich andachtsvoll die Stimme des Volks gen Himmel, in dem Geſange: Nun danket alle Gott! Das Volk empfieng ihn mit der getroſten Hoffnung, daß er als ein Engel des Schutzes und der Hülfe in ſeine Mitte trete, und mit der ihm eigenen unermüdbaren Thätigkeit ſchritt er zum Werke, um die Verhältniſſe des zerrütteten und ausgeſogenen Landes wieder zu ordnen und zu beſſern. Sogleich errichtete er als Centralſtelle eine Regierungscommiſſion, in welche, unter dem Vorſitze des würdigen Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg, zwei anerkannt einſichtsvolle und redliche Männer, die vormaligen Staatsräthe von

Schmidt-

Schmidt-Phiſeldeck und von Reimann aufgenommen wurden. Es wurde das Carolinum wieder hergeſtellt und reichlich ausgeſteuert; die Naturalienquartierung, die Grundſteuer zu Braunſchweig und Wolfenbüttel, die Acciſe auf dem platten Lande, und viele andere drückende Einrichtungen aus der weſtphäliſchen Zeit wurden aufgehoben; die Geiſtlichkeit erhielt ihre alte Steuerfreiheit wieder; ausgezeichnete Gelehrte wurden hervorgezogen und ermuntert, und manches Unrecht der vorigen Regierung wieder gut gemacht. Raſtlos arbeitete der Regent vom Morgen bis oft in die ſpäte Nacht. Jedermann hatte freien Zutritt zu ihm. Am Hofe herrſchte Einfachheit und Sparſamkeit. Bei öffentlichen Gelegenheiten war derſelbe allen Gebildeten zugänglich. Humanität und ſtrenge Gerechtigkeitsliebe kündigten ſich in allen Berufshandlungen des Herzogs an. Zwar mißfiel es ſeinem Volke, daß er ein Kriegsheer von 8000 Mann aufſtellte und ausrüſtete, indem er hierin einer bloſen Liebhaberei zu folgen ſchien; aber bald konnte er, der nie an den Beſtand der Ruhe von Europa geglaubt hatte, beweiſen, daß dieſe Anſtalt nicht zwecklos geweſen war. Am 6ten Mai 1815 zog er mit ſeinen Truppen aus der Hauptſtadt aus; bei Brüſſel führte er ſie dem Obergenerale Wellington vor; während das Volk auf der Oſtſeite dieſer Stadt cantonirte, nahm er ſein Hauptquartier zu Laaken. Hier erhielt er am 15ten Jun. Abends 10 Uhr die Nachricht, daß die Preußen an die Sambre zurückgedrängt ſeyen. Mit dem Anbruche des Tages erhuben ſich ſeine Truppen, und marſchirten über Brüſſel und Genappes nach Quatre-Bras, wo der Herzog mit Wellington die Gegend recognoscirte, während die Franzoſen immer mehr heran rückten. Er warf ſich mit den Seinen dem Feinde entgegen; der gewaltigſte Stoß der Angreifenden traf auf ihn. Es fallen einige ſeiner Officiere; rottenweiſe ſtürzen die Glieder; der Prinz Bernhard von Weimar wird in ſeiner Nähe verwundet; die von einer Granade aufgewühlte Erde bedeckt ihn; aber unerſchütterlich ſteht er dem Feinde und feſt und treu beharren ſeine braven Soldaten. Die Sonne beginnt ſich zu neigen; in langen Zügen naht ſich das übrige Heer dem Schlachtfelde; der Preis des Tages ſcheint nicht mehr zweifelhaft; aber in dieſem Augenblicke dringt eine Kugel — die vermuthlich von einem im hohen Getraide verſteckten franzöſiſchen Schützen, abgefeuert worden war, — durch die Hand und das Herz des Herzogs, und der Held — iſt eine Leiche. So traf auch ihn das in wahrhaft alterthümlichem Sinne des Worts tragiſche Schickſal, das ſo lange auf ſeinem erhabenen Fürſtenhauſe geruhet hat! Sein Leichnam wurde nach Brüſſel gebracht, daſelbſt einbalſamirt, und dann nach Braunſchweig abgeführt. Die Nachricht von ſeinem Tode verſetzte alle ſeine Unterthanen in die tiefſte Trauer. Dieſe Empfindung ward beſonders offenbar, als am 3ten Jul. in der Stunde der Mitternacht, die Hülle des geliebten Fürſten zu ihrer Ruheſtätte geleitet wurde. Rein und vollkommen ſprach ſich ſein Geiſt und Weſen in dem Texte (Apoſt. Geſch. 20, 24.) aus, der ſeiner Gedächtnißpredigt zu Grunde gelegt wurde: „Ich halte mein Leben ſelbſt nicht theuer, auf daß ich vollende mit Freuden.“ Friedrich Wilhelm war ein ſchön und kräftig gebauter Mann. Ein großes, feuriges Auge zeigte ſeine Kraft; aus dem freundlichen Munde und aus den zarten Zügen um Wangen und Kinn ſprach ſeine Sanftheit; eine fein gewölbte Stirne und die

nach griechiſcher Kunſt gebildete Naſe vollendeten die Anmuth ſeines Geſichts. Sein gebildeter Verſtand, ſein ſcharfer und ſchneller Blick und ſein Reichthum an Kenntniſſen gaben ihm ausgezeichnete Tüchtigkeit zu allen Geſchäften, denen er ſich auch mit dem unverdroſſenſten Fleiße widmete. Riß ihn auch ſeine Lebhaftigkeit manchmal zu übereilten Schritten hin, ſo machte ſeine Milde und ſein ſtrenger Sinn für das Rechte den Fehler immer wieder gut. Er war ein guter, edler, kräftiger, vollherziger Menſch, ein muſterhafter Fürſt, und ein würdiger Zweig des erlauchten Stammes, dem er angehörte. S. Herzog Friedrich Wilhelm, als Menſch. In treuen Zügen aus ſeinem Gemälde von D. J. L. Römer. S. Braunſchw. 815.

Braunſtein, das Erz eines eigenen Metalls, welches den Namen Braunſteinmetall führt, ſtahlgrau ausſieht und ſehr hart, ſpröde und ſtrengflüſſig iſt. Kein anderes Metall zieht den Sauerſtoff ſo leicht an, wie das Braunſteinmetall. Es verkalkt ſich ſchon an freier Luft ſehr bald, und wird zu einem ſchwarzen Pulver. Gediegen findet es ſich in der Natur ſehr ſelten, vermiſcht aber kommt es häufig vor. Als Metall iſt der Braunſtein bis jetzt nur zu chemiſchen Verſuchen gebraucht worden; als Erz hingegen dient er zu mancherlei Zwecken. Die Glasmacher brauchen ihn, um das weiße Glas reiner und heller zu machen; ferner wird er zu amethyſtvioletten Gläſern und zu Porzellanfarben gebraucht. In der Arzneikunſt iſt er wichtig, weil er für ſich in den Deſtillirgefäßen erhitzt, unter allen bekannten Körpern den meiſten Sauerſtoff von ſich gibt, vorzüglich durch Zuſatz gleicher Theile Vitriolſäure; ferner, weil er die damit deſtillirte Salpeterſäure am wohlfeilſten von der Vitriol- und Salzſäure reinigt, und endlich weil er die Salzſäure in den Stand ſetzt, ſich mit dem Weingeiſte am innigſten zu verbinden.

Brauwer (Hadrian), oder, wie man auch ſchreibt, Braur, Brawer, Brour, Brouwer, ein Maler, geboren zu Harlem, oder wahrſcheinlicher zu Audedarde, wo ſein Vater Hauteliſſetapeten malte. Feuer und Enthuſiasmus, Geſchmack an Zerſtreuungen, die äußerſte Sorgloſigkeit in Anſehung der Zukunft und eine wüſte Lebensweiſe, dies ſind die Hauptzüge zu einer Charakteriſtik Brauwers. Aber von der Natur mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet, brachte er es dahin, daß ſeine Gemälde in ihrer Gattung zu den vorzüglichſten gehörten, und daß Rubens ſelbſt einer von ſeinen Bewunderern ward. Brauwer war im Elende geboren, und dies hatte vielleicht Einfluß auf ſein Betragen. Als Kind ſchon malte er allerlei Blumen und Vögel auf Mützen, die ſeine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geſchickter und ſpeculirender Maler, erſtaunte über das Talent des jungen Brauwer und nahm ihn mit ſich nach Harlem. Bald brachte Brauwer, von ſeinen Altersgenoſſen getrennt, von Arbeit erſchöpft und ſchlecht genährt, ſeine ganzen Tage auf einem Boden zu, wo er kleine Gemälde verfertigte, deren Werth er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einſtrich. Man führt aus dieſer Periode zwei artige Bilder von ihm an, die fünf Sinne und die zwölf Monate. Er wollte ſich endlich eine erträglichere Exiſtenz verſchaffen, und nach einem erſten fruchtloſen Verſuch gelang es ihm, nach Amſterdam zu entfliehen, wo er zu ſeinem Erſtaunen hörte, daß ſeine Werke gekannt und geſchätzt wurden. Er gewann jetzt anſehnliche Preiſe für ſeine Arbeiten, aber ſtatt dadurch bewo-

gen zu werden, ſich mit Eifer und Regelmäßigkeit der Kunſt zu widmen, machte er das Wirthshaus zu ſeiner Werkſtätte, und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltſam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er ſeinen Eigenſinn ſo weit, daß er das Gemälde, wofür er den gefoderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf, und ein neues mit mehr Sorgfalt anfing. Als er zu den Zeiten, wo der Krieg in den Niederlanden auf das lebhafteſte geführt wurde, ſich von Amſterdam nach Antwerpen begeben hatte, ſah man ihn in der letztern Stadt für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Maler ſey, berief ſich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Aremberg, und malte, nachdem er auf dieſes Fürſten Verwendung mit allem Nöthigen war verſehen worden, die ihn bewachenden Soldaten, wie ſie ſich in den Wachtſtuben mit dem Spiele beſchäftigten, mit ſo viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemäldes ausrief: das iſt Brauwers Werk; nur ihm können dieſe Gegenſtände ſo gelingen! Nicht zufrieden, ſeine Hochachtung für Brauwer geäußert zu haben, bewirkte Rubens ſeine Loslaſſung gegen Bürgſchaft, kleidete ihn, und gab ihm Wohnung und Tiſch. Brauwer aber, ſtatt für dieſe Großmuth dankbar zu ſeyn, entwich heimlich von ſeinem Wohlthäter, um in ſeine Unordnung zurückzufallen, welche damals noch ärger als zuvor wurde. Er nahm ſeine Wohnung bei einem Bäcker, Namens Craësbeke, der durch ihn ebenfalls zu einem geſchickten Maler gebildet wurde. Dieſer Mann, der in ſeinen Neigungen mit Brauwer übereinſtimmte, hatte eine hübſche Frau, und die Verbindung unter dieſen drei Perſonen ward ſo einig und vertraut, und das dadurch gegebene Aergerniß ſo groß, daß ſie genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. Brauwer war nach Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpen zurück, wo ihm in der höchſten Bedrängniß eine Krankheit befiel, an der er 1640 im Hoſpital ſtarb. Rubens, der nur der Talente Brauwers gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Carmeliterkirche beerdigen, und wurde nur durch den Tod daran gehindert, ihm noch außerdem ein Denkmal zu ſetzen. Brauwer benutzte ſeine Zeit zu ſchlecht und ſtarb zu früh, um viele Gemälde geliefert zu haben. Allen merkt man an, welche Orte dieſer Künſtler beſuchte; auch verſtand er nicht, wie Teniers, unedeln Gegenſtänden die Mannichfaltigkeit zu geben, deren ſie fähig ſind. Dennoch werden ſie von den Liebhabern theuer bezahlt. Es möchte in der That ſchwer ſeyn, in der Kraft und Harmonie der Farben, im geiſtreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahrheit des Ausdrucks mehr zu leiſten.

Brawe (Joachim Wilhelm von), geboren zu Weißenfels 1738, geſtorben 1758 zu Dresden, gehört zu den erſten Trauerſpieldichtern in Deutſchland, welche durch ihre Werke den Weg zum Beſſern bahnten. Als Friedrich Nicolai bei der Stiftung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften einen Preis für das beſte Trauerſpiel, das man den Herausgebern einſenden würde, ausgeſetzt hatte, trat auch Brawe unter die Bewerber. Cronegk erhielt den Preis, Brawe's *Freigeiſt* aber (ein bürgerliches Trauerſpiel) ward dem *Codrus* von jenem zunächſt geſtellt. Ehe er noch über dieſes Stück das Urtheil der berliner Kritiker erfuhr, ſchrieb er ſeinen *Brutus*, ein heroiſches Trauerſpiel in fünffüßigen Jamben, in welchem beſonders die für ſeine Zeit ungemeine Stärke und Kühnheit überraſchten.

Seiner Jugend muß man verzeihen, wenn er zuweilen in geſchmückte Reden überſtrömt, mehr ſchimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz der Zuſchauer erſchüttert. Im Ganzen hat er mit beiden Stücken mehr gezeigt, was er bei jüngerem Leben würde geleiſtet haben, als daß er ſchon etwas Befriedigendes erreicht hätte. Indeß war, was er geleiſtet hat, doch von der Art, daß Leſſing es nicht verſchmähte, Herausgeber davon zu ſeyn.

Breccie, eine gemengte oder zuſammengeſetzte Steinart, die aus größern Stücken oder Brocken anderer Steine beſteht, die in die ſandſteinartige Hauptmaſſe gleichſam eingebacken ſind. Man hat Quarzbreccien, Porphyrbreccien u. dgl.

Brechung der Lichtſtrahlen heißt die Ablenkung von ihrer Richtung, welche erfolgt, ſobald ſie aus einem durchſichtigen Mittel in ein anderes von verſchiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieſer Eigenſchaft der Lichtſtrahlen beruhen alle Erſcheinungen des Sehens durch durchſichtige Mittel, z. B. durch die verſchiedenen Gläſer, durch gefärbte und ungefärbte Flüſſigkeiten, durch die Luft u. ſ. w. In der Dioptrik werden dieſe Erſcheinungen nach den Geſetzen der Strahlenbrechung erklärt. Es kommen bei der Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen folgende Kunſtausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher zwei durchſichtige Mittel oder Materien an einander gränzen, und wo die Brechung geſchieht, wird die Brechungsfläche genannt; die gerade Linie, welche ſenkrecht auf dieſer Fläche, und zwar auf dem Punkte derſelben ſteht, wo der Lichtſtrahl auffällt, heißt das Einfallsloth. Der Winkel, welchen das Einfallsloth mit dem auffallenden Strahle macht, führt den Namen Neigungswinkel; der Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslothe iſt der gebrochene Winkel, und der, welchen der einfallende und gebrochene Strahl einſchließen, der Brechungswinkel. Folgende merkwürdige Naturgeſetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen gelehrt: 1. Geht ein Lichtſtrahl aus einem dünnen in ein dichteres Mittel über, ſo wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen; der gebrochene Winkel iſt kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels bleibt einerlei; 2. Ein Lichtſtrahl, der aus einem dichtern in ein dünneres Mittel übergeht, wird von dem Einfallslothe ab- oder weggebrochen; der gebrochene Winkel wird allezeit größer als der Neigungswinkel; das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt einerlei, und iſt bei gleichen Mitteln das umgekehrte vom vorigen; 3. in beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungsebne; 4. aus dieſen Geſetzen der Brechung folgt von ſelbſt, daß Lichtſtrahlen, die nicht in ſchiefer, ſondern ſenkrechter Richtung auf die Brechungsebne fallen, in unveränderter Richtung, alſo ungebrochen, fortgehen. — Schon die Alten kannten die Erſcheinung der Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen Vorſtellung vom Sehen und vom Lichte, die Urſache davon aufzufinden. Im eilften und nachher im dreizehnten Jahrhundert bemühte man ſich, ſie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte aber dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den ſpäter verſuchten Erklärungsarten iſt die newtoniſche die befriedigendſte. Er leitete die Brechung der Lichtſtrahlen aus der Kraft der Cohärenz, oder wenn man lieber will, aus der Anziehung der durchſichtigen Materie mit dem Lichtſtoffe her, ſo wie er im

Gegentheil die Zurückwerfung der Lichtſtrahlen dem Mangel dieſer Cohärenz oder Anziehung zuſchreibt. Auch verſuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verſchiedenen Materien feſtzuſetzen. Er glaubte, daß aus ſeinen Verſuchen hervorgehe, daß ſich die brenchenden Kräfte — worunter er die Kräfte verſteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallsloths zieht — ganz nahe, wie die Dichten der Körper verhalten, außer daß durch Uebermaß brennbarer und ölichter Theile die brechende Kraft verſtärkt, durch Mangel derſelben aber geſchwächt werde. Allein aus den Reſultaten ſeiner eignen Verſuche, die er in einer eignen Tabelle dargelegt hat, erhellt zur Genüge, daß jenes Verhältniß in den wenigſten Fällen Statt findet. Es ſcheint, daß dieß Verhältniß unbeſtimmt bleiben werde, ſo lange uns die Geſetze der Cohäſionskraft noch nicht genau bekannt ſind. Mehrere gemeine Erſcheinungen haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein auf dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die dem Auge durch den Rand verdeckt ſind, demſelben bei unveränderter Richtung ſichtbar werden, wenn man Waſſer in den Becher gießt; warum ein Fiſch im Waſſer nicht an ſeiner wahren Stelle, ſondern ungefähr um ein Viertel näher an der Oberfläche geſehen wird; warum Sterne ſchon vor ihrem wirklichen Aufgang und noch nach ihrem wirklichen Untergange wahrgenommen werden u. ſ. w.

Breisgau, eine Landgrafſchaft in dem ſüdweſtlichen Theile von Schwaben, meiſtentheils in der Nähe des Schwarzwaldes, welche gegen Oſten vom fürſten- und ſchwarzenbergiſchen Gebiete, gegen Süden von der Schweiz, gegen Weſten vom Rhein, gegen Norden von der Ortenau begränzt wird. Das Breisgau gehört zu den geſegnetſten und glücklichſten Himmelsſtrichen Deutſchlands; in der Gebirgsgegend Holz- und Viehzucht, auf dem flachen Lande Wein- und Feldbau, außer allen Getraidegattungen auch noch ſehr viel Hanfpflanzung; ferner mehrere Silber-, Blei- und einige Eiſenerzgruben. Es herrſcht durchaus viel Induſtrie, beſonders aber in den Waldgegenden, wo vorzüglich die hölzernen Uhren in großer Menge gefertigt und durch ganz Europa, ja ſelbſt nach Amerika geführt werden. Die landesfürſtlichen Einkünfte des ganzen Breisgau's werden ungefähr zu 300,000 Gulden angenommen. Die Volksmenge betrug vor dem letzten franzöſiſchen Kriege 160,000 Seelen. Das Breisgau war die älteſte Beſitzung des Hauſes Oeſterreich. (**Rudolph von Habsburg** wurde auf dem Schloſſe Limburg geboren); ſeine Landesverfaſſung war mit jener der böhmiſch-öſterreichiſchen Erbſtaaten dieſelbe. Außer den landesfürſtlichen Stellen waren im Breisgau auch Landſtände, welche aus dem Prälaten-, Ritter- und dritten Stande zuſammengeſetzt wurden. Im Frieden zu Lüneville (9ten Februar 1801) wurde das Breisgau nebſt der Landvogtei Ortenau von Oeſterreich an den Herzog von Modena abgetreten, und von dieſem im März 1803 in Beſitz genommen. Nach deſſen Tode (14ten October 1803) erhielt es ſein Schwiegerſohn, der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, als **Herzog von Breisgau**; allein durch den presburger Frieden (1805) kam es an den Churfürſten (nachher Großherzog) von Baden, mit Ausſchluß einiger Parcellen, welche Würtemberg zugetheilt, nachher aber, gegen andere Entſchädigungen, wieder an Baden zurückgegeben wurden.

Breite (geographiſche), heißt der Abſtand eines Orts auf

der Erde vom Aequator, gemeſſen durch den zwiſchen dem Orte und dem Aequator enthaltenen Bogen eines Mittagskreiſes. Die geographiſche Breite iſt demnach entweder nördlich oder ſüdlich, je nachdem der Ort, vom Aequator der Erde aus gerechnet, nach dem Nord- oder Südpole hin liegt. Dieſe Breite iſt das Maß des Winkels, welchen die Scheitellinie des Orts mit der Ebne des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebne des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abſtand des Aequators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Aequatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Aequatorhöhe die Polhöhe iſt, ſo iſt die Breite eines Orts ſeiner Polhöhe gleich. Oerter, welche im Aequator ſelbſt liegen, haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad ſteigen, d. h. weil der Pol höchſtens im Zenith ſelbſt liegen kann. Die Breiten dienen, nebſt den Längen (ſ. d. Art.) die Lage der Oerter auf der Erde gegen einander zu beſtimmen. Auf dieſer Beſtimmung beruht die ganze Geographie und die richtige Zeichnung der Landkarten. In der Aſtronomie ſpricht man von der Breite der Geſtirne, und verſteht darunter den Abſtand eines Geſtirns von der Ekliptik, welcher durch den zwiſchen der Ekliptik und dem Geſtirne enthaltenen Bogen eines auf der Ekliptik ſenkrecht ſtehenden größten Kreiſes gemeſſen wird. Man unterſcheidet auch hier nördliche und ſüdliche Breite. Ein Geſtirn in der Ekliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine ſehr geringe. Auch die Breite eines Geſtirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufſteigung und der Abweichung gefunden.

Breitinger (Johann Jacob), Canonicus und Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache zu Zürich, ward daſelbſt 1701 geboren, und ſtarb ebendaſelbſt am 15ten December 1776. Nachdem er den alten Claſſikern ein anhaltendes, unausgeſetztes Studium gewidmet hatte, fühlte er ſich unwiderſtehlich zur Philoſophie und Literatur hingezogen, wovon er in den damals von ihm erſcheinenden Werken Beweiſe gab. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und Bodmer jene bekannte Verbindung, aus welcher die verſchiedenen polemiſchen Schriften gegen die ſogenannte leipziger Schule, d. h. gegen Gottſched, Schwabe, Triller, Schönaich u. ſ. w., hervorgegangen ſind. Unſtreitig hat dieſe ſeine Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewohl nicht an Gelehrſamkeit, ſehr nachſtand, zu dem Rufe beigetragen, den auch er in jenem Zeitraume ſich erworben hat, und es dürfte im Allgemeinen über ihn das nämliche Urtheil zu fällen ſeyn, wie über Bodmer (ſ. d. A.). Uebrigens lobt man es an Breitinger, daß er weniger eitel und ruhmſüchtig als Bodmer geweſen ſey, und ſich mehr für die Sache ſelbſt als für den Zweck, Aufſehen zu erregen, aufgeopfert habe, dahingegen Bodmers einziges Streben dahin ging, nur ſtets allein zu ſtehen und über Andere zu herrſchen. So ſah es auch Breitinger ohne Neid und Eiferſucht, daß ihm Bodmer faſt immer vorgezogen wurde. Im Jahre 1730 gab er ſeine Bibel der Siebenzig in vier Quartbänden, und zwar nach Grabs Edition heraus, welche er durch ein alexandriniſches und vaticaniſches

Manuſcript verbeſſerte und deren Varianten er in hinzugefügten Noten mittheilte. Im folgenden Jahre wurde ihm auf dem Gymnaſium zu Zürich eine Profeſſur übertragen, und nun fing er an, auf eine Reform des Schulunterrichts Bedacht zu ſeyn und legte ſeine desfallſigen Ideen in einer lateiniſchen Diſſertation, de eo quod nimium est in studio grammatico, dem Publicum vor Augen. In Folge dieſer Bemühungen gelang es ihm einige Zeit darauf, die beabſichtigte Reform auf dem Gymnaſium zu Zürich zu bewirken. In dieſem lobenswürdigen Eifer ward er von den erſten Magiſtratsperſonen der Stadt unterſtützt, wodurch ihm die Freude ward, ſeinen vorgeſetzten Zweck erreicht zu haben. Eins ſeiner wirklich ausgezeichneten Verdienſte beſtand darin, daß er allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, mit dem lobenswertheſten Eifer dieſe zu unterſtützen und anzufeuern ſtrebte. So verwandte er ſich auch voll regen Eifers für die Lehranſtalten Zürichs, in welchen ſich Religionslehrer bildeten, und wurde Gründer der aſcetiſchen Geſellſchaft, welche jetzt noch vorhanden iſt. Die vorzüglichſten Schriften Breitingers ſind: Artis cogitandi principia, 1736; Kritik der poetiſchen Kunſt, 1740; de antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmorum libro, epistola ad cardinalem Quirinum, 1748; mehrere Schriften, ſchweizeriſche Alterthümer betreffend; und Orationes solemnes, welche 1776 nach des Verfaſſers Tode herauskamen.

Breitkopf (Johann Gottlob Immanuel), war am 23ſten Nov. 1719 in Leipzig geboren, wo ſein Vater, ein thätiger und nachdenkender Mann, mit einem ſehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt und alle glücklich hatte gedeihen ſehen. Da der Sohn eine entſchiedene Abneigung gegen die Geſchäfte ſeines Vaters fühlte und ſich gänzlich den Wiſſenſchaften widmen wollte; ſo mußte der Vater, ob er gleich wünſchte, daß dieſer das große, von ihm ſo gut in Gang gebrachte Werk einſt fortſetzen möchte, dennoch in den Wunſch des Sohnes willigen und zugeben, daß dieſer ſich mit Ernſt und ausſchließlich den Studien widmete. Auf der Akademie zu Leipzig genoß er den Unterricht Chriſts, Mascovs und Gottſcheds. Nach einigen Jahren ſeiner akademiſchen Studien, in welchen er neben ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten die Geſchäfte ſeines Vaters wider Willen und mehr als vorher mit betreiben helfen mußte, entſchloß er ſich plötzlich, auch noch Mathematik zu ſtudiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in ſeiner Kunſt ihn der practiſche Theil jener Wiſſenſchaft führen würde. Es fielen ihm nämlich jetzt die Werke Albrecht Dürers in die Hände, welcher bekanntlich die Figuren der Buchſtaben mathematiſch berechnet hat, um ihnen eine ſchöne Form zu geben. Sogleich ſah nun unſer Breitkopf die Buchdruckerkunſt mit andern Augen an, und machte ſich die Fortbildung dieſer wichtigen Kunſt von jetzt an zum Hauptgeſchäft ſeines Lebens, wodurch er denn unſtreitig in allem, was ſich auf Buchdruckerei bezieht, der gelehrteſte Kenner ſeiner Zeit wurde; er arbeitete nämlich einmal mit Glück an der Fortbildung der Typographie, und erweiterte ihr Gebiet ſogar durch neue Erfindungen, und dann war er der genaueſte Forſcher und Beſchreiber der Geſchichte ſeiner Kunſt. Er fing ſogleich eine allgemeine Reform mit den Schriften an, und ward dadurch der Wiederherſteller des guten Geſchmacks in typographiſcher Schönheit

für Deutſchland, indem er neun verbeſſerte Buchſtabenfiguren zeichnete, dieſe dann ſchneiden und darauf gießen ließ. Dieß blieb ſeine liebſte Beſchäftigung ſeine ganze Lebenszeit hindurch. Man ſagt auch nicht zu viel, wenn man behauptet, daß ſeine hinterlaſſene Officin und Schriftgießerei, ſelbſt die von der heiligen Propaganda in Rom nicht ausgenommen, die vollſtändigſte in der ganzen Welt ſey: denn es befinden ſich darin an vierhundert Alphabete von Stempeln, und eben ſo viele Matrizen aus allen Sprachen, ſo wie ſechzehn Sorten Noten und ein vollſtändiges Sortiment von Verzierungen aller Art. Indeſſen war es doch nicht ſowohl der hohe Preis, als vielmehr nur Eigenſinn, warum er das Anerbieten Didots nicht annahm, der ihm zuerſt Abſchläge von ſeinen neuen Schriften überlaſſen wollte. Hierzu mochte ihn auch vielleicht das damals Mangelhafte der didotſchen Schriften beſtimmen, welchen noch jetzt eine Menge Schriftarten fehlen, ohne welche er nach ſeinem Sinne nichts Ganzes zu haben glaubte. Beſonders verwarf er Didots griechiſche Typen, die er für zu gezerrt und überhaupt für ganz geſchmacklos hielt. Bekanntlich ging bald darauf Unger in Berlin die Bedingungen Didots ein, und erhielt den Beſitz der didotſchen Lettern. Als nun endlich in unſern Zeiten der Vorſchlag häufig wiederholt wurde, die deutſche Schrift wegen ihres gothiſchen Anſehens ganz abzuſchaffen und dafür die geſchmackvollere lateiniſche einzuführen, erklärte er ſich mit Lebhaftigkeit gegen dieſes Unternehmen und gab dagegen die bekannten Gründe an. Er legte nun aber auch thätiger Hand an die Verſchönerung der deutſchen Schrift, indem er derſelben das gothiſche Anſehen und die Ecken möglichſt zu benehmen ſuchte, und machte dazu unaufhörliche Verſuche. Selbſt der Tod fand ihn noch unter dergleichen Beſchäftigungen, ohne daß das, was er zu Stande gebracht hatte, noch ganz befriedigte. Uebrigens glaubte er, daß die Buchdruckerkunſt, ſo wie die Schriftgießerei, ſeit ihrer Erfindung ſich merklich verſchlimmert haben, und daß man z. B. jetzt nicht mehr im Stande ſey, irgend ein Buch wieder ſo ſchön zu drucken, wie der Pſalter von Fauſt 1457 und ein von Valentin Babſt in Leipzig gedruckter Catechismus, der ſich in ſeiner Bibliothek befand und den er für ein Muſter von typographiſcher Schönheit hielt. Daß er neben ſeinen Bemühungen um die Buchdruckerkunſt auch noch im Jahr 1755 die Kunſt, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher ſie jetzt ſteht, iſt bekannt. Dieſe Erfindung hat überhaupt dazu beigetragen, daß die Notenſtecherei ſehr vereinfacht und erleichtert worden iſt, indem man jetzt die Noten mit Bunzen in die metallenen Platten ſchlägt, und dadurch den Druck ſchwärzer und zugleich wohlfeiler gemacht hat. Hierauf verſuchte er es, ſelbſt Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken, wobei die Berechnungen für die Geſtalt der Typen noch ungleich ſchwerer als beim Notendruck waren, weil man es hier mit einer ſo großen Menge ganz verſchiedener Typen zu thun bekam, die doch gleichwohl alle zu einander in den verſchiedenſten Zuſammenſetzungen paſſen mußten. Auch das Geſchäft des Setzers war hier, wie leicht zu erachten, viel ſchwerer. Sein eiſerner Fleiß überwand indeſſen alle dieſe Schwierigkeiten; er erfand wirklich im Jahre 1776 dieſe Kunſt und gab in den folgenden Jahren drei damit angeſtellte Verſuche heraus, die als Beweis der Möglichkeit dieſes Verfahrens in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt niemals in Vergeſſenheit gera-

then werden. Trotz deſſen ſah Breitkopf von ſelbſt ein, daß dieſe Art zu verfahren niemals zum wirklichen Gebrauche bei dem Drucke der Landkarten dienen könne. Noch vielmehr war es blos Verſuch der Möglichkeit und reine Bizarrerie, daß er darauf bedacht war, auch Bildniſſe mit beweglichen Lettern zu copiren, wovon er jedoch die Proben nicht öffentlich, ſondern höchſtens nur ſeinen Vertrauten und ſolchen Perſonen, mit denen er von Kunſtangelegenheiten ſprechen konnte, mitgetheilt hat. Ein Jahr vor ſeinem Tode verſuchte er es noch, etwas ungleich Nützlichers möglich zu machen, was man bis dahin für unausführbar gehalten hatte, auf deſſen Bewerkſtelligung ſowohl der König von Frankreich als auch die heilige Propaganda in Rom mehrere Tonnen Goldes umſonſt verſchwendet hatten, und deſſen Erfindung ihn nur eine Kleinigkeit koſtete, nämlich auch chineſiſch mit beweglichen Typen zu drucken, welches ſonſt gewöhnlich auf Holztafeln geſchnitten wurde, ſo daß oft ein ganzes Haus nöthig war, um alle die Tafeln aufzubewahren, die zu einem einzigen Buche gehören. Er ſchickte ſogleich eine Probe davon nach Rom an den Papſt, der ihm in den verbindlichſten Ausdrücken dafür danken und zu dieſer Erfindung Glück wünſchen ließ. Ebenfalls bat ſich die pariſer Akademie, ſobald ſie etwas von dieſer Erfindung gehört, ein Exemplar des Probedrucks aus. Kurz darauf lief auch ein Brief aus Holland ein, worin ſeine chineſiſchen Typen verlangt wurden, um damit eine Menge chineſiſcher Stellen zu drucken, die ſich in einem eben bekannt zu machenden Manuſcript befanden. Indeſſen wollte Breitkopf ſeine Typen nicht aus der Hand geben, bevor er nicht die weitläuftige Beſchreibung von dem Verfahren mit denſelben geliefert haben würde; ſo zerſchlug ſich die Sache. Ueberhaupt wünſchte er nicht, daß ein ganzes Buch mit dieſen beweglichen chineſiſchen Lettern gedruckt werde; die Ehre der Erfindung für Deutſchland war ihm genug. Kaum war ihm dieſe abermalige Erweiterung des typographiſchen Gebiets gelungen, als er ſchon wieder auf eine neue dachte, nämlich darauf, auch mathematiſche Figuren mit beweglichen Typen zu drucken. Die ſchwerſte Aufgabe dabei war, wie man mehrere in einander ſtehende Cirkel auf einmal drucken könne, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, weil die Typen bekanntlich nicht hohle, ſondern volle Körper ſind. Auch dies brachte er durch Berechnungen und Zerfällung dieſer Körper richtig heraus. Doch blieb, bei Breitkopfs vielen Geſchäften, auch dieſe Erfindung nicht weiter ausgeführt, und ſo iſt die Vollendung derſelben der Nachwelt aufbehalten. Alle bisher aufgezählten Verbeſſerungen und Erfindungen beziehen ſich blos auf die Typen. Er ſuchte aber auch ſchon frühzeitig die Metallmaſſe zu den Typen, in der Kunſtſprache der Zeug genannt, zu verbeſſern und ihr die verhältnißmäßige Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor ſeinem Ende noch eine neue Methode, ſeinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleichtern. Beides wollte er aber nicht bekannt machen, ſondern für ſich und ſeine Erben als ein Geheimniß behalten. Buchdrucker, welche Schriften aus ſeiner Gießerei erhielten, erkannten den vorzüglichen Werth ſeiner Maſſe, indem ſie ſolche noch einmal ſo lange brauchen konnten, als Typen aus andern Gießereien. Daher iſt der Ruhm der breitkopfiſchen Typen auch durch die entfernteſten Länder verbreitet. Auch an den Preſſen hat ſein nachdenkender Fleiß gar manches verbeſſert, wodurch die Arbeit erleichtert wird. Außer dieſen zur

Buchdruckerei gehörigen Verbeſſerungen hatte er noch zwei andere Anſtalten in ſeinem Gebäude gegründet, nämlich Fabriken für Spielkarten und buntes Tapetenpapier. Da er jedoch dieſe beiden Anſtalten nicht ſelbſt überſehen konnte, ſo ſah er ſich genöthigt, ſie mit einem bedeutenden Verluſte bald wieder aufzugeben. Daß übrigens Breitkopf ein gelehrter Forſcher in der Geſchichte ſeiner Kunſt war, das haben wir ſchon oben anzumerken Gelegenheit gehabt. Er war ſicher der gelehrteſte Mann ſeines Zeitalters in allem denjenigen, was ſich auf die Geſchichte des Urſprungs und die Fortbildung der Buchdruckerkunſt bezog. Schon im Jahre 1774 gab er heraus: Ueber die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geſchichte der Buchdruckerkunſt. Letzteres Werk, welches Breitkopf mit dem unermüdetſten Fleiße ausarbeitete und gänzlich vollendete, iſt jedoch nach ſeinem Tode von deſſen Sohne nicht herausgegeben worden. Im Jahre 1784 gab Breitkopf einen Verſuch heraus, den Urſprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzſchneidekunſt in Europa zu erforſchen. Dieſes Werk, was jedoch nur die beiden erſten Gegenſtände abhandelt, iſt mit einer Vollſtändigkeit und Genauigkeit abgefaßt, welche von allen Kennern und Liebhabern dieſes Fachs mit ungetheiltem Beifalle und Dank aufgenommen worden iſt. Doch iſt der zweite Theil deſſelben nie erſchienen. Im Jahre 1793 gab er noch eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen ſeines Lebens an, eine Buchdruckergeſchichte zu ſchreiben, aber ſeine ſinkende Geſundheit ließ ihn damit nur bis auf das ſiebente Capitel kommen. Er ſtarb am 28ſten Januar 1794.

Bremen, ſ. Hanſeſtädte.

Brennbare Luft iſt eine Luftart, deren beſondere Eigenſchaften darin beſtehen, daß ſie angezündet werden kann, und dann mit einer blauen Flamme fortbrennt, daß ſie mit atmoſphäriſcher Luft vermiſcht und angezündet einen heftigen Knall verurſacht, und daß ſie für ſich allein eingeathmet tödtlich iſt. Sie findet ſich theils in der Natur, theils kann ſie durch die Kunſt erzeugt werden. In den Gruben der Bergwerke iſt ſie unter dem Namen Schwaden häufig enthalten. Wenn man in einem Moraſte oder einem ſtillſtehenden Waſſer mit einem Stocke wühlt, ſo ſteigen Blaſen auf, die mit brennbarer Luft angefüllt ſind. Die Blähungen, denen man den Ausgang verſtattet, ſind ebenfalls brennbare Luft. Durch die Kunſt kann ſie auf vielerlei Art erhalten werden; gewöhnlich wird ſie aus den Metallen während ihrer Auflöſung durch Vitriolſäure entwickelt. Um ſie aufzufangen, bedarf es einer beſondern Geräthſchaft, welche man einen pneumatiſchen Apparat nennt. Doch kann ſich ein Jeder ſelbige leicht auf folgende Art verſchaffen: Man ſchüttet in eine gemeine grüne Bouteille ungefähr drei Loth Eiſenfeilſpäne, gießt eine zuvor gemachte Miſchung von einem Loth Vitriolöl und ſechs Loth Waſſer darüber, und hält die Oeffnung eine Minute lang mit dem Daumen zu. Wenn man alsdann beim Wegziehen des Daumens ein Licht an die Oeffnung hält, ſo wird ſich die mit der in der Flaſche vorhandenen atmoſphäriſchen vermiſchte brennbare Luft, welche in dieſer Verbindung Knallluft bildet, mit einer Exploſion entzünden. Man kann dieſen Verſuch mehrere Male hinter einander wie-

derholen. Will man dieſe Luft aufheben, ſo befeſtigt man an die Oeffnung einer Kalbs- oder Schweinsblaſe ein Röhrchen oder einen Federkiel, ſteckt dieſen durch einen Korkſtöpſel, und verſtopft mit dieſem die Bouteille; die Blaſe muß zuvor angefeuchtet und zuſammengedrückt worden ſeyn, damit ſie keine Luft enthalte. So wie die brennbare Luft in der Bouteille ſich aus den oben angezeigten Materien entwickelt, ſteigt ſie in die Blaſe, die dadurch nach und nach ausgedehnt wird, worauf man die Oeffnung der Blaſe feſt zubindet und ſie abnimmt. Die brennbare Luft iſt zehn bis fünfzehn Mal leichter, als die atmoſphäriſche; man braucht ſie daher zum Füllen der Luftballons. Weil aber die Materie, in welche die brennbare Luft bei den Luftballons eingeſchloſſen iſt, ſchwerer iſt, als die atmoſphäriſche, ſo müſſen dergleichen Ballons ſehr groß ſeyn, damit die Menge der in ihnen enthaltenen brennbaren Luft die Schwere ihres Gehäuſes übertrage. Will man Luftballons im Kleinen machen, ſo muß die Materie, in welche die brennbare Luft eingeſchloſſen werden ſoll, ſo leicht ſein, daß ihre Schwere die Schwere der atmoſphäriſchen Luft nicht ſehr überſteige. Das leichteſte, was man in dieſer Abſicht ausfündig gemacht hat, iſt die Haut, in welcher bei den Schafen die Jungen eingeſchloſſen ſind, wenn ſie gehörig zubereitet worden iſt. (Vergl. Gasarten).

Brennglas heißt ein Linſenglas, welches die darauf fallenden Sonnenſtrahlen in einem ſo engen Raume vereinigt, daß ſie einen verbrennlichen Körper, auf welchen ſie fallen, wie Feuer entzünden. Gemeiniglich bedient man ſich zu Brenngläſern ſolcher Linſen, die auf beiden Seiten erhaben ſind, weil dieſe wegen ihrer kürzern Brennweite die Strahlen am ſtärkſten auf einen Punkt werfen. Die Wirkungen eines Brennglaſes ſind um ſo ſtärker, je größer ſeine Oberfläche und je kleiner ſein Brennraum iſt. Soll ein ſolches Glas ſeine gehörige Wirkung thun, ſo müſſen die Sonnenſtrahlen ſenkrecht darauf fallen, welches der Fall iſt, wenn das im Brennraum entſtehende Sonnenbild völlig kreisrund erſcheint. Setzt man zwiſchen das Brennglas und ſeinen Brennraum noch ein zweites Linſenglas von einer kürzern Brennweite mit dem erſtern parallel, ſo lenkt man die ſchon convergirenden Sonnenſtrahlen noch weit mehr zuſammen, und vereinigt ſie in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein verſtärkt wird. Dieſe zweite Linſe heißt das Collectivglas. Schon Griechen und Römer ſcheinen die Brenngläſer, oder doch denſelben ähnliche helldurchſichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende des 13ten Jahrhunderts wurden ſie bekannter, aber erſt zu Ende des 17ten wandte man ſie zu großen Wirkungen an. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ließ ein ſächſiſcher Edelmann, von Tſchirnhauſen, die größten, aus einem Stücke beſtehenden Brenngläſer, welche man kennt, mit unglaublicher Mühe ſchleifen. Zwei davon, die ſich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmeſſer und das Gewicht des einen beträgt 160 Pfund. Beide Gläſer wirken dem heftigſten Feuer gleich. Sie entzünden ſelbſt naſſes und hartes Holz im Augenblick und bringen kaltes Waſſer in kleinen Gefäßen ſogleich zum Sieden; Metalle ſchmelzen und verglaſen ſie auf einer Porzellanplatte; Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglaſen. Da indeß die tſchirnhauſenſchen Gläſer nicht völlig rein ſind, wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird: ſo unter-

nahmen es im J. 1774 Briſſon und Lavoiſier, zwei hohle, den Uhrgläſern ähnliche Linſengläſer zu einer Linſe zuſammenzuſetzen, deren innern Raum ſie mit einer durchſichtigen Flüſſigkeit ausfüllten. Hier laſſen ſich, bei ungleich geringern Koſten, viel leichter Blaſen und Adern vermeiden. Sie brachten auf dieſe Weiſe ein Brennglas von vier Fuß Durchmeſſer zu Stande, deſſen größte Dicke in der Mitte acht Zoll betrug, und welches ſchon für ſich viel ſtärker wirkte als das tſchirnhauſenſche Glas; mit einem Collectivglaſe verbunden aber die außerordentlichſten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie und Phyſik ſind die Verſuche mit großen Brenngläſern von Wichtigkeit. Uebrigens vermag das Brennglas bei gleicher Oberfläche und gleicher Krümmung dennoch weniger, als der Brennſpiegel, welcher mehr Licht zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite hat und von der Farbenzerſtreuung frei iſt. Dagegen iſt das Brennglas der Lage ſeines Brennpunkts wegen, der ſich hinter dem Glaſe befindet, weit bequemer.

Brennpunkt, nennt man bei Brenngläſern und Brennſpiegeln denjenigen Punkt, in welchem ſich die Strahlen, die beim Durchgang durch das Glas gebrochen wurden, oder vom Brennſpiegel zurückgeworfen werden, ſammeln und in welchen ſie brennen und zünden (focus). Sie erzeugen daſelbſt ein Bild der Sonne, deſſen Durchmeſſer den 108ten Theil der Brennweite hat. Es iſt demnach nicht ſowohl ein Punkt als ein Raum, deſſen Mittelpunkt der eigentliche Brennpunkt iſt. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelſchnitten, wegen der Wirkung der Lichtſtrahlen, welche ſich vermöge des Geſetzes der Zurückwerfung genau in einem Punkte vereinigen, Brennpunkte beigelegt, welche in den Achſen derſelben liegen.

Brennſpiegel ſind ſolche Spiegel, deren glatt polirte Oberfläche die auf ſie fallenden Sonnenſtrahlen in einer ſolchen Richtung zurückwirft, daß ſie ſich in einer Entfernung von dem Spiegel in einem engen Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in dieſen Brennraum bringt, wie das heftigſte Feuer wirken. Hohlſpiegel vereinigen die mit ihrer Achſe parallel einfallenden Strahlen in enge Räume. Sphäriſche Hohlſpiegel ſind die gewöhnlichſten, man bedient ſich aber auch der paraboliſchen, und ſelbſt Planſpiegel kann man wie Hohlſpiegel brauchen, wenn mehrere derſelben auf eine geſchickte Weiſe vereinigt werden. Soll ein Brennſpiegel die gehörige Wirkung thun; ſo muß ſeine Achſe genau gegen den Mittelpunkt der Sonnenſcheibe gerichtet werden. Dies iſt der Fall, wenn das im Brennraume mit einer auf der Achſe des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Licht eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann ſteht der Brennraum in gerader Linie zwiſchen der Sonne und dem Spiegel. Dieſe Lage des Brennraums macht die Verſuche mit dem Brennſpiegel unbequemer, als die mit dem Brennglaſe, obſchon die Wirkungen des Spiegels bei gleicher Fläche und Krümmung etwa vier Mal ſtärker ſind, als die Wirkungen des Brennglaſes. Schon die Alten ſind damit bekannt geweſen, wie man aus mehreren ihrer hinterlaſſenen Schriften ſieht. Daß Archimedes mit Brennſpiegeln die Flotte des Marcellus bei der Belagerung von Syrakus in Brand geſteckt habe, iſt nach der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß es durch eine Verbindung von Planſpiegeln geſchehen ſey, wenn nicht die ganze Erzählung auch aus hiſtoriſchen Gründen zu verwerfen wäre. Daß ſich mit letztern große Wirkungen in beträchtlicher Entfernung hervorbringen laſſen, haben Verſuche gelehrt. Kircher ſtellte 5 Planſpiegel von gleicher Größe auf ein Gerüſte in ſolcher Lage, daß ſie die Strahlen

auf eine 100 Fuß entfernte Stelle warfen, und brachte dadurch eine große Hitze hervor. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planſpiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit 40 dieſer Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Büchenbret, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß ein betheertes Bret von Tannenholz faſt augenblicklich. In einer Entfernung von 20 Fuß ſchmolz er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flaſche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Geld. Nachher verbrannte er mit ſeiner Maſchine Holz in einer Weite von 200; ſchmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrhunderte wurden unter andern in Italien mehrere große Brennſpiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Caſſel übrig ſind. Auch der ſächſiſche Edelmann von Tſchirnhauſen brachte im Jahre 1687 einen zu Stande, der drei leipziger Ellen im Durchmeſſer und zwei Ellen Brennweite hat, und aus einer dünnen, ſehr gut polirten Kupferplatte beſteht. Er befindet ſich gegenwärtig auf dem mathematiſchen Saale zu Dresden. Dieſer Spiegel zündet Holz mit ſehr heftiger Flamme an, kocht und verdünſtet Waſſer, ſchmelzt drei Zoll dickes Zinn und Blei, verglaſ't Ziegel, Knochen u. dgl. Es iſt übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennſpiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien ſind dazu dienlich; es verſteht ſich, daß die Oberfläche polirt ſeyn muß.

Brennſtoff, Phlogiſton, nannte man in der ältern oder ſtahlſchen Naturlehre und Scheidekunſt einen gewiſſen feinen brennbaren Stoff, welchen man hypothetiſch in allen Körpern annahm, und durch deſſen Daſeyn man das Verbrennen derſelben erklärte. Von den neuern Naturlehrern iſt ſeine Exiſtenz beſtritten und vollkommen widerlegt worden. Daher heißen dieſe Antiphlogiſtiker, jene hingegen Phlogiſtiker. (S. Chemie.)

Brennus war der Name mehrerer galliſchen Feldherren und bezeichnete ihre Würde. Nicht unwahrſcheinlich iſt ſeine Ableitung von dem celtiſchen Worte Brenn, welches Oberhaupt bedeutet. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer galliſchen Nation, der unter dieſer allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt 360 in Italien ein. Der Anlaß dazu war folgender: Ein Hetrurier, Arunr, der bei einem Streite mit ſeinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte ſich an die galliſchen Senonen, um durch ſie an ſeinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beſchreibung von dem Ueberfluſſe Hetruriens, machten ſich die Senonen auf, und eroberten in kurzem alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten ſie Cluſium, deſſen Einwohner Geſandte nach Rom ſchickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorſtellungen wegen der Unrechtmäßigkeit ſeines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er ſein Recht auf ſein Schwerdt gründe, nach dem Beiſpiel der Römer ſelbſt. Dieſer Uebermuth entrüſtete die Fabier. Sie begaben ſich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und verſprachen ihnen Hülfe. Ja ſie ſtellten ſich bei einem Ausfalle ſelbſt an die Spitze der Cluſier. Dieſe Treuloſigkeit beſchloß Brennus zu rächen; er hob die Belagerung von Cluſium auf und rückte auf Rom los, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fabier vergeblich gefodert hatte. Dieſe wurden vielmehr zu Kriegstribunen ernannt, und rückten mit 40,000

Mann dem Feinde entgegen. Am Fluſſe Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer litten eine völlige Niederlage und ſiegreich rückte Brennus vor die Stadt, welche die Einwohner verlaſſen hatten. Nur das Capitol war mit einer Beſatzung verſehen worden, und einige vierzig Greiſe, ehrwürdige Prieſter, Conſularen und Feldherrn, hatten ſich entſchloſſen, in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdiſchen Göttern ein Opfer zu bringen. In ihren prieſterlichen, conſulariſchen und Triumphgewändern ſetzten ſie ſich als feſtlich geſchmückte Opfer auf ihren obrigkeitlichen Stühlen mitten auf den Markt und erwarteten den Tod. Endlich rückte Brennus, der ſich mit Vorſicht genähert hatte, in Rom ein, und fand zu ſeinem Befremden die Stadt leer, und nur das Capitol mit Mannſchaft beſetzt. Er verſicherte ſich der Zugänge deſſelben durch ſtarke Wachen, gab die Stadt der Plünderung Preis, und zog auch auf den Markt. Hier ſetzte ihn der ehrfurchtgebietende Anblick jener Männer, welche mit Faſſung und Stillſchweigen den Feind ankommen ſahen, in Erſtaunen, man hielt ſie für Bildſäulen oder Gottheiten, und ſchente ſich, ihnen nahe zu kommen. Endlich ermannte ſich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu und faßte ihn bei dem Bart. Dieſer hob ſeinen elfenbeinernen Stab gegen den Uebermüthigen, und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gallier in Wuth, und opferten alle jene ehrwürdigen Greiſe ihrer Rache. Rom wurde geplündert, und was von Einwohnern ſich noch in den Häuſern fand, ohne Erbarmen niedergehauen. Brennus beſtürmte hierauf das Capitol, und da er mit Verluſt zurückgeſchlagen wurde, ſteckte er zur Rache Rom in Brand, zerſtörte die Tempel und Mauern, und machte die ganze Stadt dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war ſo feſt, daß Brennus den Plan aufgab, es mit Gewalt zu erobern. Er verwandelte die Belagerung in eine Blokade, um es auszuhungern, und ſchickte indeſſen Streifpartheien aus, das platte Land zu plündern und Brandſchatzungen von den benachbarten Städten einzutreiben. Eine ſolche Parthei erſchien auch vor Ardea, wo der tapfere Camillus, den die Ungerechtigkeit der Römer verbannt hatte, im Exil lebte. Dieſer edle Mann, der unwandelbar ſein undankbares Vaterland liebte, beredete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte einen nächtlichen Ueberfall und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Belagerern an. Dieſer Sieg belebte den Muth der aus der Stadt entflohenen Römer; ſie erwählten Camillus zu ihrem Feldherrn und Dictator, der bald an der Spitze von 40,000 Mann ſtand, alle entſchloſſen, mit ihm zu ſiegen oder zu ſterben. Unterdeß war die Beſatzung im Capitol in harter Bedrängniß. Brennus verſuchte einſt in der Nacht einen Ueberfall, der gelungen ſeyn würde, wenn nicht die Gänſe durch ihr Geſchrei die Gallier verrathen und die Römer geweckt hätten. Der ehemalige Conſul Manlius machte zuerſt Lärm unter der Beſatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Da man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus, noch von dem Mangel der Gallier etwas wußte, denen jener die Zufuhr abgeſchnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt, der auch zu Stande kam. Brennus verſprach für ein Löſegeld von tauſend Pfund Goldes die Belagerung aufzuheben und das römiſche Gebiet zu verlaſſen. Das Gold ward herbeigeſchafft und dargewogen, aber die Gallier bedienten ſich dazu unrichtigen Gewichts, und als ſich darüber die Römer beklagten, warf Brennus ſein Schwert noch zum Gewicht in die Schale, und rief die Worte aus: „Wehe dem Beſiegten!“— Schon waren die Römer willens, ſich dieſe Ungerechtig-

keit gefallen zu laſſen, als Camillus mit ſeinem Heere herbeieilte und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen; nach einem *kleinen* Verluſt zogen ſich die Gallier zurück und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage und ſchlug ſie aufs Haupt. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und keiner erreichte ſein Vaterland wieder.— Ein anderer **Brennus** fiel als Anführer der Gallier — ungefähr 100 Jahre ſpäter — mit einem ungeheuern Heere (150,000 zu Fuß und 30 bis 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, ſchlug den Soſiſthenes, durchzog Theſſalonien und Griechenland, und ging nun nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte — oder plündern wollte. Der Erzählung Mehrerer nach erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, Gewitter und Erdbeben geſellten ſich dazu, um die Götter zu rächen, eine griechiſche Armee rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein; Brennus tödtete ſich ſelbſt.

Breſche iſt die Oeffnung oder der Weg, den ſich der Belagerer in dem Wall macht, um in die Feſtung eindringen zu können. Man muß ſie daher dahin legen, wo die wenigſte Vertheidigung iſt, d. i. in die Geſichtslinien, und muß mit einer großen Fronte hinaufmarſchiren können. Gewöhnlich wird, um den Widerſtand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Geſichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die eine Ravellinface Breſche gelegt. Dies geſchieht mit Kanonen, und nur da, wo das Geſchütz nicht hinreicht, mittelſt der Mine. **Breſche-Batterie**, ſ. **Batterie**. Practicabel heißt die Breſche, wenn ſie ſo gros iſt, daß ſie bei einem Sturm einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dies iſt der Fall, wenn ſie für vierzehn Mann in der Linie gangbar iſt.

Brescia, Stadt im Lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, ehemals die Hauptſtadt des italiäniſchen Departements Mella und das Hauptquartier einer Militärdiviſion mit einer ſtarken Citadelle und 40,000 Einwohnern. Sie liegt an dem Fuße eines Gebirges zwiſchen dem Lago di Garda und d'Iſeo an den Flüſſen Mella und Garza. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs. Merkwürdig ſind das Zeughaus, ferner die Gewehrfabrik. Auch werden hier gute Stahlarbeiten, Papier, Zwirn und allerlei Zeuge gemacht. Das Hauptproduct des Breſcianiſchen iſt außer dem Eiſen Seide, deren jährliche Ausfuhr ſonſt gegen zwölf Millionen Lire betrug. Der ehemals bedeutende Handel von Breſcia iſt in den neuern Zeiten gänzlich in Verfall gerathen.

Breslau, die Hauptſtadt von Schleſien, 51 Gr. 6 Minuten 30 Secunden nördlicher Breite, 34 Gr. 42 Min. 38 Sec. Länge, am Einfluſſe der Wohlau in die Oder, getheilt in die **Alt-** und **Neuſtadt** und fünf Vorſtädte, enthält 78 Gaſſen, 3 große Plätze, 3338 Häuſer, über 60,000 Einwohner, worunter an 3000 Juden. Kathedralkirche zu **St. Johann**, mit dem Sitz des einzigen Biſchofs in Schleſien, der zugleich Fürſt zu Neiſſe iſt; überhaupt 28 catholiſche, 13 lutheriſche und eine reformirte Kirche, 14 Klöſter, catholiſche und ſeit 1811 proteſtantiſche Univerſität, welche letztere von Frankfurt an der Oder hierher verlegt wurde, 12 catholiſche Schulen, 2 lutheriſche Gymnaſien und 2 Schulen, die reformirte Friedrichsſchule, Stadt- und Landſchulen-Seminarien, chirurgiſche Schule, Hebammenſchule, Provinzial-Kunſtſchule, Provinzial-Bauſchule, jüdiſche Friedrich-Wilhelms-Schule u. ſ. w., ſchleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, 14 Bibliotheken, 5 Münz- und 5 Kunſtſammlungen, Naturalienſammlungen u. ſ. w.; Sitz

der Landescollegien, des Oberlandesgerichts, der Regierung u. ſ. w.; Zitz- und Kattundruckerei, Wollenzeug-, Seiden-, echt türkiſche Garn-, Nähnadel-, Zucker-, Tuch-, Leder-, Kattun-, Spitzen- und Kanten-, Steingut-, Farben-, Tabaks-, Krapp-, Lackir- und Spiegelfabriken; Glasſchleiferei, Salpeter- und Potaſchſiederei; Scheidewaſſerbrennerei, Wachsbleiche, Töpfergeſchirr. Wichtiger Handel, zwei Meſſen, königliches Bankcomptoir. Die Einfuhr wird auf 16½ und die Ausfuhr auf 17 Millionen Thaler berechnet. 19 Hoſpitäler, Waiſenhäuſer u. ſ. w. Im Jahre 1741 kam dieſe Stadt unter preußiſche Botmäßigkeit, und Friedrich II. beſtätigte nach erfolgtem Frieden nicht nur ihre Privilegien, ſondern machte ſie auch zur dritten Stadt ſeines Reichs. Den 22ſten Nov. 1757 wurde ſie von den Oeſterreichern eingenommen, aber nach der Schlacht von Leuthen mußte ſie ſich am 20ſten Dec. wieder an die Preußen ergeben. Im Auguſt 1760 wurde ſie vom General Laudon berennt, jedoch ohne Erfolg. — Im Jahre 1806 erfuhr die Stadt eine abermalige Belagerung von den baierſchen und andern Truppen des Rheinbundes, und ſie ging nach einer tapfern Vertheidigung am 7ten Jan. 1807 durch Capitulation über. Durch den tilſiter Frieden kam die Stadt an Preußen zurück; doch hat ſie aufgehört, eine Feſtung zu ſeyn.

Breſt, eine wohlbefeſtigte Stadt in dem ehemaligen Bretagne, jetzt der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement Finisterre, mit 25,000 Einwohnern. Wichtig iſt der große Hafen und die vorliegende Rhede, auf welcher 500 Kriegsſchiffe mit voller Sicherheit liegen können. Ferner ſind hier zu bemerken die Seearſenäle, die Schifffahrt- und Schiffbauſchule, eine Specialſchule das Seeingeniercorps u. ſ. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der franzöſiſchen Seemacht, daher Breſt ein beſtändiger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für die Engländer iſt. Die Fiſchereien ſind hier ſehr beträchtlich, beſonders der Sardellenfang. Am 1ſten Juni 1794 ward bei Breſt die franzöſiſche Flotte von den Engländern unter Howe geſchlagen, welche ihr ſechs Linienſchiffe abnahm und ein ſiebentes verſenkte, und als ſie in demſelben Jahre noch einen Streifzug wagte, verlor ſie abermals fünf Linienſchiffe. — Seit mehrern Jahren hat die breſter Flotte nichts mehr zu unternehmen gewagt.

Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron von), Blaucordon und Malteſerritter, war 1733 geboren. Er war dreißig Jahre lang im diplomatiſchen Fache angeſtellt: anfangs als bevollmächtigter Miniſter bei dem Churfürſten von Cölln, hierauf in dem nämlichen Charakter am ruſſiſchen Hofe, ſodann nach und nach als ernannter Botſchafter in Schweden, in Holland, zu Neapel, zu Wien und auf dem Congreß zu Teſchen. Hauptſächlich von ſeiner Geſandtſchaft in Wien an kann man ſeine Anhänglichkeit an die Königin Marie Antoinette rechnen. Als Miniſter und Staatsſecretär zeigte er ſich als einen eifrigen Vertheidiger der Monarchie; er galt daher von 1789 an für einen der erklärteſten Revolutionsfeinde, obwohl es bekannt war, daß er früher aus der Baſtille und andern Staatsgefängniſſen eine Menge Perſonen befreit hatte, welche auf Befehl ſeiner Vorfahren verhaftet worden. Nach dem 14ten Juli entging er nur durch eine ſchleunige Flucht dem Schickſale Foulons. Ludwig XVI. übertrug ihm 1790 einige geheime Unterhandlungen an den vorzüglichſten nordiſchen Höfen. Der Convent ließ einen Anklagebeſchluß den 22ſten Oct. 1792 gegen ihn ergehen. Man findet in der Geſchichte der Revolution von Bertrand de Moleville

ſchätzbare Belehrungen über ſeine letzten diplomatiſchen Arbeiten. 1802 iſt er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurückgekehrt, erhob 1804 eine anſehnliche Erbſchaft und ſtarb 1807 zu Paris.

Bretzner (Chriſtoph), geb. zu Leipzig 1748, geſt. daſelbſt 1807. Er war Kaufmann und zuletzt Aſſocié einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünktlichkeit und Eifer vorſtand, ſo daß nur ſeine Nebenſtunden der Poeſie gewidmet waren, welche ihn doch ſo ſehr anzog. Dieſer Urſache muß man es zuſchreiben, daß er in ſeinen Werken uns mehr ſeine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein komiſches Talent war nicht gering, allein ſein Dialog iſt öfters unbeholfen und ſteif und ſein Witz fällt bisweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er aus Practik ziemlich genau, allein er machte ſich dabei auch zu ſehr vom Schauſpielerurtheil und Behagen abhängig, denen das Mittelmäßige öfters willkommener iſt, als das Vollendete. Als Operndichter kann man ihn unter die beſſern zählen, und auch ſein Roman, Leben eines Lüderlichen, wozu ihm Hogarths und Chodowiecki's Zeichnungen als Leitfaden dienten, iſt nicht ohne Verdienſt. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, unter denen beſonders die Entführung aus dem Serail durch Mozarts Compoſition berühmt geworden, iſt ſehr bedeutend.

Breugel (Peter), ein Maler, geb. 1510 in einem Dorfe bei Breda, ſtudirte unter zwei Lehrern, bereiſ'te hierauf Frankreich und Italien und zeichnete viel nach der Natur, beſonders in den Alpen. Da er nach der Art des Hieronymus von Boſch etwas Komiſches in ſeine Compoſitionen legte, nannte man ihn Peter den drolligen. 1551 wurde er Mitglied der Akademie zu Antwerpen. Kirmiſſen und Bauernhochzeiten wurden ſeine Lieblingsgegenſtände, und er miſchte ſich, um die Natur in allen Details zu ſtudiren, oft verkleidet unter die Landleute. Er ſtarb zu Brüſſel 1570, und hinterließ zwei Söhne, welche man den hölliſchen Breugel und den ſammetnen nannte. Jener malte mit Vorliebe Hexen- und Räuberſcenen. Auch hat man von ihm einen Orpheus in der Unterwelt, und die Verſuchung des heiligen Antonius. Der ſammetne Breugel hatte den Namen von ſeiner Kleidertracht. Er behandelte edlere Gegenſtände als ſein Vater, und nicht ſo ſchwarze wie ſein Bruder. Sehr reizend ſind ſeine Landſchaften. Sein Adam und Eva im Paradieſe, im Muſeum Napoleon, gilt für ſein Meiſterſtück. Er ſtarb gegen das Jahr 1642.

Breve, ein päpſtliches Schreiben an einen König, Fürſten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Weſen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Dataria oder Secretarii ausgefertigt, und welche Reſcripte, Depeſchen, Conceſſionen, Befehle u. ſ. w. ſind, werden auf Pergament geſchrieben und mit dem Fiſcherringe in rothem Wachs beſiegelt. Die an Fürſten und Biſchöfe gerichteten Hirtenbreven ſind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze, da ſie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papſtes und den Worten anfangen: Dilecto Filio salutem et Apostolicam Benedictionem.

Brevet, ein offener kaiſerlicher Brief, ein Patent, wodurch Jemanden eine Beförderung, eine Standeserhöhung oder ein Gnadenſold zugeſichert wird; ein Beſtallungs- oder Gnadenbrief. In Frankreich iſt Brevet d'invention daſſelbe, was in England Patent, ein Privilegium für den Erfinder einer Sache, ſeine Erfindung zur Belohnung eine gewiſſe Reihe von Jahren allein benutzen zu dürfen.

Brevier, das Taſchenbuch der catholiſchen Geiſtlichen, welches gewiſſe Texte aus der Bibel auf jeden Tag nebſt Gebeten und Liedern enthält, die jeder Geiſtliche täglich zu leſen verbunden iſt.

Briareus oder Aegeon, ein hundertarmiger und fünfzigköpfiger Rieſe von außerordentlicher Stärke. Er war ein Sohn des Uranus und der Erde, und von ſeinem Vater, der ſeine Macht fürchtete, nebſt den andern Centimanen in die Nacht des Tartarus hinabgeſtürzt worden. Als aber Jupiter und die neuen Götter den zehnjährigen Krieg gegen die Titanen begannen, befreite er ſämmtliche Centimanen, und erfocht mit ihrer Hülfe den Sieg.

Bridgewaterſcher Canal, ſ. Canal.

Brienne ein offenes Städtchen von 225 Feuerſtellen, in Ober-Champagne, im Departement der Aube, das aus zweien Orten beſteht, Brienne la Ville und Brienne le Chateau. In dem letztern war ehemals eine Militärſchule, in der Napoleon einen Theil ſeiner Jugend zugebracht hat. Dieß Städtchen iſt aber noch merkwürdiger durch die Gefechte geworden, welche vom 28. Jan. bis 1. Febr. 1814 in ſeiner Umgebung ſtatt gehabt haben. Faſt ohne Widerſtand waren die Heere der Verbündeten von der Schweiz und dem Mittelrhein her, bis an die Quellen der Marne und der Maas vorgedrungen. Jenſeits dieſer Flüſſe aber begann der Feind ſeine defenſiven Plane zu entwickeln, und den Anrückenden jeden Fußbreit Landes ſtreitig zu machen. Erſt ſuchte der Marſchall Mortier ſich in Bar ſur Aube zu behaupten. Ein kraftvoller Angriff, den der Graf Giulay und der Kronprinz von Würtemberg auf ſeine Stellung am 24ſten Jan. machten, zwang ihn, mit bedeutendem Verluſte, die Stadt zu räumen, und ſich auf dem Wege nach Chalons zurückzuziehen. Dieß hatte ein allgemeines Vorrücken der Verbündeten zur Folge; das Hauptquartier des Fürſten von Schwarzenberg war am 28ſten Jan. in Chaumont; das des Feldmarſchalls Blücher in St. Dizier; Wrede ſtand in Andelot, Wittgenſtein in Vaſſy. Mittlerweile war Napoleon, um ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen, von Paris abgereiſt, und am 26ſten zu Vitry angekommen. Den folgenden Tag griff er den Feldmarſchall Blücher mit ſo großer Ueberlegenheit in St. Dizier an, daß derſelbe genöthigt war, dieſe Stellung zu räumen, worauf er die ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte bei Brienne concentrirte. Am 29ſten Nachmittags um 3 Uhr zog der Feind, in mehrern ſtarken Colonnen gegen ihn heran. Napoleon ſelbſt leitete die Bewegungen. Man kämpfte von beiden Seiten mit äußerſter Anſtrengung, ohne daß ein entſcheidendes Reſultat erfolgte. Auch die Nacht machte dem Kampfe kein Ende. Das Städtchen ward vom Feuer ergriffen, und die Flammen ſeiner Häuſer beleuchteten das Schlachtfeld. Der General Chateau drang endlich von der Seite des Parks, mit 2 Bataillons, in das Schloß und in das Städtchen ein, und ob er wohl wieder aus dem letztern hinaus geworfen wurde, ſo gelang es ihm doch das Schloß zu behaupten. Es war Nachts um 11 Uhr als das Gefecht ſich endete. Am folgenden Tag erneuerte der Feind ſeine Angriffe. Bei der Ueberlegenheit ſeiner Kräfte war Blücher genöthigt ſich zurückzuziehen. Napoleon entwickelte am 31ſten ſein Heer in den Ebenen zwiſchen La Rothier und Trames. Bei dem letztern Orte hatte Blücher ſeine Stellung genommen. Hier erhielt er die Nachricht von dem Fürſten von Schwarzenberg, daß die Korps des Kronprinzen von Würtemberg, des Grafen von Giulay und die ruſſiſchen Grenadierreſerven am 1ſten Febr. bei ihm eintreffen wür-

den; wobei ihm der Fürſt ſogleich befahl, daß er mit dieſen Truppen und der ſchleſiſchen Armee den Feind angreifen ſollte, während der General Wrede von Doulevent gegen Brienne operirte. Um den Mittag rückte der Feldmarſchall in drei Colonnen vor. Der Kronprinz von Würtemberg ſollte Chaumreil, der General von Sacken la Rothier, und der Graf Giulay Dienville angreifen. Die ruſſiſchen Grenadiere blieben als Reſerve aufgeſtellt. Der Kronprinz eröffnete das Gefecht, indem er den Feind von den vorliegenden Waldhöhen vertrieb, und la Gibrie hinwegnahm. Der General von Sacken drang bis nach la Rothier vor; der Graf von Giulay bemächtigte ſich des Dorfes Unienville. Ob man gleich wegen der Schwierigkeiten des Terrains wenig oder gar kein Geſchütz mit führen konnte, ſo wurden doch alle dieſe Angriffe mit Zuverſicht unternommen, und mit Kraft ausgeführt. Es war drei Uhr als ſich die Schlacht auf allen Punkten der beiderſeitigen Stellungen verbreitet hatte. Der vom Winde heftig bewegte Schnee fiel in großen Flocken, ſo daß manchmal das Feuer ſchweigen mußte, weil kein Theil den andern ſah. Indeſſen warf ſich der Feind mit Uebermacht auf den Kronprinzen von Würtemberg, indem er die Wichtigkeit der Stellung von la Gibrie einſah. Der Kampf um den Beſitz des Dorfes dauerte über eine Stunde. Durch ihre unerſchütterliche Tapferkeit blieben die Würtemberger deſſelben Meiſter. Zu gleicher Zeit war der General von Sacken um la Rothiere, das zu verſchiedenenmalen genommen, und wieder verloren wurde, in einem heftigen Gefechte begriffen. Schon war die feindliche Cavallerie bis zu ſeinen Infanteriemaſſen vorgedrungen. Aber da er in dieſem Augenblicke Verſtärkung erhielt, warf er ſie wieder zurück, verfolgte ſie bis Alt-Brienne, brachte das feindliche Fußvolk in Unordnung, und eroberte 32 Kanonen. Von nun an war der Sieg für die Verbündeten entſchieden. Während Blücher die Reſerven gegen la Rothiere heranführte, vertrieb der Kronprinz von Würtemberg den Feind aus Petit Masnil, der Graf Wrede aber griff das Dorf Chaumreil an, und ſchlug daſelbſt, nach einem langen und heftigen Gefecht, den Feind zurück. Mittlerweile wurde auch la Rothiere erobert, und der Graf Giulay bemächtigte ſich der Stellung von Dienville. So waren denn die Verbündeten auf allen Punkten ſiegreich; die Geſchlagenen aber zogen ſich, unter dem Schutze der Nacht, auf der Straße von Brienne zurück, wo ſie eine ſchwache Arriergarde zurück lieſſen, welche am folgenden Tage gleichfalls aus dieſer Stellung hinweggeſchlagen wurde. Wenn nun dieſe Schlacht gleich nicht unter die Kämpfe des erſten Rangs gehört, ſo war ſie doch für die Sache der Verbündeten ſehr wichtig, weil ſie den letztern den erſten Sieg auf dem Boden des alten Frankreichs gewährte, und alle die ſtolzen Verheiſſungen Lügen ſtrafte, womit Napoleon den neuen Feldzug angekündigt hatte. Die drei Monarchen begeiſterten durch ihre Gegenwart ihre kämpfenden Heere, und verweilten während der Schlacht in dem Mittelpunkte, zwiſchen Trannes und la Rothiere. Die Hartnäckigkeit, welche die Franzoſen im Angriffe und in der Vertheidigung zeigten, war ihres früher erworbenen Ruhmes würdig; auch bewies Napoleon, indem er alle ſeine Kräfte aufbot, und ſich ſelbſt perſönlich der Gefahr ausſetzte, wie ſehr ihm darum zu thun war, an dieſem Tage eine Niederlage zu vermeiden, die unter dieſen Umſtänden ſehr nachtheilige moraliſche Eindrücke auf die franzöſiſche Nation machen mußte. Aber die zweckmäßigen Maaßregeln, welche von den Feldherrn der Verbündeten genommen wurden, und die Kaltblütigkeit,

Ausdauer und Tapferkeit, womit ſich ihre Truppen ſchlugen, beſiegten alle Anſtrengungen des Feindes. Das Verdienſt war von ihrer Seite noch großer, da die Corps von Colloredo und Wittgenſtein, die öſterreichiſchen und ruſſiſchen Reſerven, die ſämmtlichen Garden, und ein Paar Regimenter Cavallerie ausgenommen, die Preußen, gar keinen Antheil an dem Gefechte genommen hatten, während Napoleon ſein ganzes Heer, ſammt ſeinen Garden, auf den Kampfplatz führte. Indeſſen hatte der Sieg große Opfer gekoſtet, wie denn der Fürſt von Schwarzenberg ſelbſt den Verluſt der Verbündeten auf 6000 Todte und Verwundete angibt. Noch größer war der Verluſt der Geſchlagenen; auch überlieſſen ſie den Siegern 60 Kanonen und eine große Zahl von Gefangenen. Nach der Schlacht zog ſich Napoleon gegen die Seine, und nahm eine Stellung bey Troyes. Da er ſich aber von den Verbündeten auf beiden Seiten umgangen ſah, ſo räumte er am 6ten Febr. dieſe Stellung, und wich gegen Nogent zurück. Den folgenden Tag zog der Kronprinz von Würtemberg in Troyes ein. Es gebührte dieſem jungen Helden zuerſt die Hauptſtadt von Champagne zu betreten, da er, mit ſeinem tapfern Corps, ſo entſcheidend zu den Siegen beigetragen hatte, deren Reſultat dieſe wichtige Eroberung war.

Brienne (Cardinal de Loménie von), geb. zu Paris 1727, Erzbiſchof von Toulouſe und nachher von Sens, wurde durch eine Hofcabale am 8ten April 1787 zum Chef des Finanzraths, an Calonne's Stelle, und zum Principalminiſter (ſein Bruder aber zum Kriegsminiſter) erhoben. Ein ſchwacher, eitler Mann, der durch Ausſchweifungen ſeine Geſundheit zerrüttet, und durch Intriguen ſein Herz verdorben hatte, dünkte er ſich, obgleich es ihm an allen Kenntniſſen fehlte, als Principalminiſter die Rolle eines Mazarin oder Richelieu zu ſpielen. Mit den Parlementern hatte er wegen ihrer Widerſpenſtigkeit, neue Abgaben zu genehmigen, einen harten Kampf; er bewirkte ihre Aufhebung. Ein neuer höchſter Gerichtshof ſollte unter dem Namen Cour plenière ihre Stelle erſetzen, Geſetze und Abgaben eintragen, und der höchſte Gerichtshof des ganzen Reichs ſeyn. Allein da dieſes Tribunal durchaus vom Hofe beſetzt werden ſollte, ſo erregte das darüber erlaſſene Edict vom 8ten Mai 1788 allgemeines Murren im ganzen Reiche, und Brienne hoffte, ſich durch Gewalt der Waffen und Entfernung der Parlamenter zu helfen. Allein auch damit glückte es nicht; die Gährungen und Unruhen ſtiegen immer höher, und er ſah ſich genöthigt, durch ein neues Edict vom 8ten Auguſt der Nation die Zuſammenberufung der Stände und vorläufige Aufhebung der Cour plenière zu verſprechen. In der Hoffnung, ſich dadurch nicht wenig bei dem Volke beliebt gemacht zu haben, legte er bald darauf, am 25ſten Auguſt, ſeine Stelle nieder und erhielt den Cardinalshut und einen anſehnlichen Gnadengehalt. Der königliche Schatz hatte während der Zeit, da er Miniſter war, an hundert Millionen Livres verloren, die zur Ausführung ſeiner Projecte verwendet worden, welche übrigens nicht ſowohl von ihm, als von ſeinem Freunde, dem Siegelbewahrer Lamoignon, herrührten, der ſich zugleich mit Brienne vom Hofe entfernte und bald darauf erſchoß, wahrſcheinlich um der Rache des Volks zu entgehen, das ihn verabſcheute. Allein Brienne bewarb ſich im fernern Laufe der Revolution eifrig um die Volksgunſt, und war einer der erſten Biſchöfe, welche den Bürgereid ablegten. Der Papſt machte ihm hierüber in einem Schreiben vom 25ſten Febr. 1791 die bitterſten Vorwürfe; allein Brienne achtete wenig darauf, und ſchickte

ihm den Cardinalshut zurück, um weniger abhängig zu ſeyn. Dieſes kriechende Buhlen um die Gunſt der herrſchenden Partei beweiſ't hinlänglich, daß der Charakter dieſes ſchwindſüchtigen Prälaten höchſt verächtlich war. Er wurde ſpäterhin verhaftet, und ſoll ſich 1794 im Gefängniſſe ſelbſt ermordet haben.

Brigade heißt beim deutſchen Militär ein Theil einer Armee, aus mehreren Bataillons Fußvolk (etwa vier) und mehreren (etwa ſechs) Escadrons Reiterei beſtehend: daher der **Brigadier**, ein Offizier, der eine ſolche Brigade commandirt. In der franz. Kriegsterminologie heißt **Brigade** bei der **Cavallerie** eine Corporalſchaft, und bei der **Infanterie** ein Regiment von zwei Bataillons; bei den **Sappirern**, desgleichen bei den **Douaniers** eine Abtheilung von ſechs Mann; **Brigadier** heißt bei der franzöſiſchen Cavallerie ein Corporal und bei der Infanterie und im Allgemeinen ein Generalmajor oder Oberſter, der eine Truppenabtheilung commandirt, Brigadegeneral.

Brigg iſt eine Art Ruderſchiff im mittelländiſchen Meere; dann auch jedes zweimaſtige Kriegs- und Kauffahrteiſchiff, welches einen großen und einen Fockmaſt mit Stengen und Bremſtengen führt und deſſen großes Segel ein Baum- oder Girkſegel iſt. Man ſpricht und ſchreibt auch Brick.

Brillant heißt ein geſchliffener, oben und unten mit einigen Reihen gebrochener Flächen (Faſſetten) verſehener Diamant (ſ. d. Art.), daher **brillantiren**, einen Diamant oder ſonſt einen Edelſtein auf dieſe Art ſchleifen.

Brille. Die Erfindung dieſes Hülfsmittels, das Sehen zu erleichtern, gehört unſtreitig zu den nützlichſten und wohlthätigſten. Die alten Griechen und Römer wußten nichts davon. Im zwölften Jahrhundert findet man von einem arabiſchen Schriftſteller, **Alhazen**, einer Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt haben konnte. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts redet **Roger Baco** davon. Die eigentlichen Brillen müſſen 1280 und 1311 erfunden worden ſeyn. Einige ſchreiben die Ehre der Erfindung der Brillen dem florentiniſchen Edelmanne, Salvino degli Armati, Andere einem Predigermönche, Aleſſandro da Spina, zu. Die Gläſer, welche zu einer Brille dienen ſollen, ſind etwas erhaben geſchliffen und haben den Zweck, den Fehler der Weitſichtigkeit zu verbeſſern. Die Weitſichtigkeit beſteht darin, daß in Vergleichung mit der zu ſchwachen Brechung der Lichtſtrahlen durch die Cryſtallinſe die Markhaut nicht entfernt genug liegt, um die Bilder naher Gegenſtände aufzunehmen. Die Punkte naher Gegenſtände ſenden nämlich auf den Augenſtern Strahlen, welche ſtark divergiren, deren Vereinigungspunkt alſo weit hinter der Cryſtalllinſe liegt; daher ſie die allzunahe Markhaut erreichen, noch ehe ſie ſich vereinigt haben. Erhaben geſchliffene Gläſer vermindern dieſe Divergenz der Strahlen; daher wird das Vorhalten einer Brille die Vereinigungspunkte der Strahlen von nahen Punkten weiter vorwärts und der Markhaut des Weitſichtigen näher bringen und ihm dadurch das deutliche Erkennen naher Gegenſtände erleichtern.

Briſëis, die Tochter des Briſes und Gemahlin des Königs Mynes von Lyrneſſus, fiel bei der Eroberung dieſer Stadt dem **Achilles** als Beute zu. Allein Agamemnon, der die ihm als Antheil zugefallene Chryſeis dem Vater zurückgeben mußte, ließ die Briſeis dem Achilles hinwegführen, weßhalb dieſer ſich allen Gefechten gegen die

Trojaner entzog, bis der Fall ſeines Freundes, Patroklus, ihn bewog, wiederum auszuziehen und den Hektor zu erlegen. Mithin war Briſeis die Urſach des verderblichen Zwiſtes zwiſchen Agamemnon und Achilles, den Homer in ſeiner Iliade beſingt.

Briſſot de Warville (J. P.), geboren den 14ten Jan. 1754, in einem Dorfe bei Chartres, wo ſein Vater Koch und Speiſewirth war. Eine kleine Beſitzung, die ſein Vater in dieſem Dorfe gekauft hatte, gab ſeiner Eitelkeit Gelegenheit, ſich den Beinamen d'Ouarville, den er nachher in England in de Warville umänderte, beizulegen. In ſeinem 20ſten Jahre hatte er ſchon mehrere Schriften herausgegeben, von denen eine im Jahre 1784 ihn in die Baſtille brachte. Madame Genlis ſagt in ihren Memoiren, daß ſie es geweſen, die ihm durch ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres ſeine Freiheit wiederverſchafft habe. Er heirathete eine Perſon aus dem Hauſe der Madame d'Orleans und ging hierauf nach England. Hier lebte er als Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beſchäftigte ſich zu gleicher Zeit mit Literatur, und machte den Verſuch, in London ein Lyceum zu errichten. Er war aber damit nicht glücklich und kehrte nach Frankreich zurück. 1788 ging er nach Amerika, wie man ſagte, um die Grundſätze der Demokratie zu ſtudiren. Nach ſeiner Zurückkunft gab er ein Werk über die vereinigten Staaten heraus. Entſchloſſen, eine Rolle in der Revolution, die eben damals eingeleitet wurde, zu ſpielen, ließ er bei der Zuſammenberufung der General-Ständeverſammlung einige Pamphlets und hierauf das Journal, den franzöſiſchen Patrioten, in Paris erſcheinen. Als ſich im Juli 1789 die Gemeine von Paris bildete, ward er Mitglied derſelben. Er war einer der Hauptanſtifter des Aufſtandes auf dem Marsfelde, wo man die Abſetzung Ludwigs XVI. und eine republikaniſche Verfaſſung verlangte, und weil Lafayette die Zuſammengelaufenen aus einander treiben ließ, betrachtete er ihn ſeitdem als ſeinen Feind. Den 22ſten April kam der König in die Verſammlung und ſchlug die Kriegserklärung gegen Oeſterreich vor, welcher Antrag einſtimmig angenommen wurde. Den 9ten Juli ſprach er mit Heftigkeit gegen den König von Preußen, und denuncirte Ludwig XVI. die Miniſter und Generale, namentlich Lafayette. Den 10ten Auguſt ward das neue Miniſterium faſt ganz aus ſeinen Parteigängern zuſammengeſetzt. Als Mitglied des Convents blieb er an der Spitze des diplomatiſchen Ausſchuſſes, in deſſen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Prozeß verſuchte er den Urtheilsſpruch in die Gewalt des Volks zu bringen, votirte hierauf ſeinen Tod mit Aufſchub der Vollziehung, bis die Conſtitution von den Primitivverſammlungen genehmigt ſeyn würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub ſich unmerklich ſeine Partei. Nach mehrern Anklagen führte ihn den 28ſten Mai 1793 Robespierre auf, als ob er damit umginge, eine ariſtokratiſche Verfaſſung mit zwei Parlamentern einzuleiten ꝛc. und verlangte, daß er vor das Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31ſte Mai gab endlich den letzten Stoß zu ſeinem Sturze. Es ward der Arreſt gegen ihn beſchloſſen: er ſuchte unter dem Namen eines Negozianten von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet und nach Paris zurückgeführt, wo er den 31ſten October auf der Guillotine in ſeinem 49ſten Jahre ſtarb. Er zeichnete ſich durch ſeine Kleidertracht aus, denn als ein übertriebener Verehrer der Amerikaner, hatte er die Sitte der Quäker angenommen. Er vermochte unter den Girondins höchſtens die Meinungen zu leiten,

da viele andere dieſer Partei ihm an Muth, Kühnheit und Talenten weit überlegen waren.

Briſtol, eine große Handelsſtadt Englands zwiſchen Sommerſetſhire und Glouceſterſhire, die eine beſondere Grafſchaft ausmacht und ehemals nach London die erſte im Range war. Sie liegt am Zuſammenfluß des Avon und Frome, wovon der erſtere Fluß, ungefähr neun Meilen von der Stadt, ſich in den Severn ergießt. Mit der Fluth können große Schiffe bis an die Kajen von Briſtol gelangen; iſt aber das Waſſer abgelaufen, ſo liegen ſie auf einem böſen Schlickgrunde. Nach mehreren vereitelten Projekten, um den Hafen zu verbeſſern und die Schiffe flott zu erhalten, war 1804 ein Plan durch Subſcription zu Stande gekommen, nach welchem der Lauf des Avon vermittelſt eines Canals (the nev Cal) verändert werden ſollte. Im Jahre 1801 hatte Briſtol über 63,000 Einwohner; mit den Vorſtädten konnte man über 100,000 rechnen. Briſtol beſitzt ausgezeichnete Glas-, Metall-, Teppich-, Wachstuch-, Wollenzeug-, Strumpf-, Draht-, Eiſen-, Meſſing-, Kupferwaaren-, Porzellanfabriken; Terpentin-, Vitriol-, Zuckerſiedereien, Schiffbau u. ſ. w. Der Ueberfluß an Steinkohlen in der Nähe der Stadt iſt Urſach, daß viele Waaren bedeutend wohlfeiler als an andern Orten geliefert werden können. Außerdem iſt es der Sitz eines Biſchofs und hat eine Bibliothek und mehrere wiſſenſchaftliche Inſtitute. — So bedeutend auch der Handel von Briſtol noch iſt, ſo hat er doch in neuern Zeiten durch Liverpool ſehr gelitten.

Britannicus Cäſar, oder eigentlich Tiberius Claudius Germanicus, war der Sohn des Kaiſers Claudius und der Meſſalina, welche ihm wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius gebar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürſten, ſo wie ſeinem Vater, den Beinamen Britannicus, als dieſer letztere von ſeinem Zuge nach Britannien ſiegreich zurückgekehrt war. Ob er gleich der ältere Sohn war, ſo ließ doch Claudius ſich nach ſeiner Verheirathung mit der Agrippina bereden, den Sohn ſeiner neuen Gemahlin, Domitius, zu adoptiren, und, da er drei Jahre älter als Britannicus war, für den älteſten zu erklären. Der Senat gab dieſer Verfügung ſeine Zuſtimmung. Agrippina ſuchte indeß, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichſter Abhängigkeit und Unmündigkeit zu erhalten. Sie entfernte ſeine Diener, und erſetzte ſie durch andere, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Soſibius ließ ſie tödten. Sie erlaubte ihm nicht, außerhalb des Palaſtes zu erſcheinen, ja ſie hielt ihn ſogar von ſeinem Vater entfernt, indem ſie vorgab, daß er wahnſinnig und epileptiſch ſey. Der alte Kaiſer gab zwar durch manche Aeußerung zu verſtehen, daß er Agrippinens Ränke durchſchaue; allein ſein durch ſie bewirkter Tod hinderte ihn, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Agrippina hielt hierauf den Britannicus im Zimmer zurück, bis Nero zum Kaiſer ausgerufen worden, und auch nachher hielt ſie ihn in genauer Verwahrung. Als ſie aber ſpäter ſich mit Nero ſelbſt veruneinigte und ihm drohte, ſtatt ſeiner Britannicus auf den Thron zu ſetzen, begann dieſer den damals vierzehnjährigen Jüngling ſo ſehr zu fürchten, daß er ihn während der Mahlzeit vergiften ließ.

Britannien nannten die Römer das heutige England und Schottland. Dieſe Benennung entſtand gewiß von dem alten Wort **brit**, bunt, weil die Einwohner ihren Körper bunt zu bemalen pflegten. Nach Plinius führte die Inſel vor Zeiten auch den Namen Albion, von den weißen Kreidebergen, womit die Ufer beſetzt ſind. Das Meer, welches

Britannien umgibt, kannte man noch wenig, und nannte es im Allgemeinen den abendländiſchen, atlantiſchen, heſperiſchen Ocean. Bis auf Cäſar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen und Carthaginenſer aber kannten es ſchon, beſonders die erſten, ſeit den älteſten Zeiten, indem ſie von dort Zinn holten. Deßhalb gaben ſie ihm auch den Namen Zinninſel. Zu Cäſars Zeiten waren die Einwohner noch völlig uncultivirt. Er rühmte ſich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber dieſe Beſitznehmung, ſo viel Koſten er auch darauf wandte, war von wenig Beſtand. Erſt unter Claudian faßten die Römer feſten Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab und vergrößerten ihre Provinz, welche ſie Britannia romana nannten. Die wichtigſten Erweiterungen geſchahen unter Hadrian, Antonin, und Severus. Endlich nahmen die beſiegten Einwohner die Sitten der Römer an. Das Land war ſchon zu Cäſars Zeiten ſehr bevölkert, und, nach Tacitus Zeugniß, fruchtbar. Es wurde in das römiſche und barbariſche Britannien getheilt, welches erſtere die Römer durch einen mit Thürmen und Baſteien verſehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu ſchützen ſuchten. Den erſten Entwurf dazu machte Hadrian; unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Severus zog ſie aber wieder zurück. Unter dieſem Kaiſer theilte man die römiſche Provinz in den öſtlichen (prima oder inferior) und in den weſtlichen Theil (secunda oder superior). Conſtantin fügte noch zwei Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens ſtammten theils von einer urſprünglichen Colonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutſchen vermiſcht von Gallien aus ſich hier niederließen. Die celtiſchen Coloniſten, oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die galliſchen Coloniſten, die an der Küſte wohnten. Daher waren dieſe auch, nach dem Zeugniß der Römer, weit wilder und ungebildeter. Die galliſchen Einwohner an den Küſten hatten ſchon eine Art von Eigenthum und ließen ſich daher eher in Furcht ſetzen als jene wild in Wäldern umher zerſtreuten Völker. Sie trieben ſämmtlich keinen Ackerbau, ſondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung beſtand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reiſern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Prieſter, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrſchaft über ſie aus.

Brizard (Jean Baptiſte Britard, genannt), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Schauſpieler, war 1721 zu Orleans geboren, kam jung nach Paris und arbeitete während einiger Jahre unter Carl Vanloo, erſtem Maler des Königs. Er machte reißende Fortſchritte, aber von ſeiner Neigung für das Theater hingezogen, ſpielte er in verſchiedenen Provinzialſtädten bis zu dem Augenblick, wo er den 30ſten Juli 1757 auf dem Theater François im Fache der edlen Väter und Könige debutirte. Er erſetzte bald den berühmten Sarazin. Im Jahre 1786 zog er ſich nach einer zwanzigjährigen Thätigkeit von der Bühne zurück. Seine letzten Rollen waren der ältere Horazier und Heinrich IV. in der Jagdpartie, in welcher er immer vorzüglich gefallen hatte. Alle gleichzeitigen Schriftſteller ſtimmen mit einander in dem Urtheil überein, daß Brizard eben ſo achtungswerth durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, als durch ſein Talent war. Er ſtarb zu Paris den 30ſten Jan. 1791. Sein Grabmal iſt in dem Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler.

Brocken, ſ. Blocksberg.

Brockes (Barthold Heinrich), Senator in Hamburg, geboren daſelbſt den 22ſten September 1688. Nach geendigten Studien zu Halle und nach verſchiedenen gelehrten Reiſen wurde er 1720 in das Rathscollegium ſeiner Vaterſtadt aufgenommen, und machte ſich durch eine geſchickte Geſchäftsführung ſo verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsſtelle in Ritzebüttel auf ſechs Jahre übertrug. Er ſtarb zu Hamburg 1747. Sein irdiſches Vergnügen in Gott iſt ſein Hauptwerk. Ueberdies überſetzte er in Verſe den bethlehemitiſchen Kindermord des Marino, Thomſons Jahreszeiten und Pope's Verſuch vom Menſchen. In ſeinen zahlreichen Gedichten zeigt ſich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er alles ſieht, anſtaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. Dieſe Ausbrüche des Gefühls gefallen, trotz der mißtönigen Farbenmiſchung und vieler matten und ermüdenden Wiederholungen. In allzuhohem Grade beſaß er die Gabe, viel und ſchnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche, und dehnen ſich auf Dinge aus, die kein poetiſches Colorit annehmen wollen; er tändelt viel mit ſeiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, maleriſchen Tönen, den ſelbſt ein Geßner und Wieland der Benutzung nicht unwerth fanden, enthält.

Brockmann (Franz Carl), k. k. Hofſchauſpieler, wurde 1745 zu Grätz in Steuermark geboren. Er ſpielte zuerſt auf der Bühne ſeiner Schwiegermutter, die eine Geſellſchaft in Ungarn führte. Hierauf kam er nach Wien, wo er kleine Rollen ſpielte, und von da 1768 zur kurziſchen Geſellſchaft, bei der er bis 1771 blieb. In dieſem Jahre wurde er nach Hamburg gerufen. Hamburg war der Ort, wo er ſein glückliches Talent bildete, und ſich einen Ruhm erwarb, der ihn unter die erſten Schauſpieler Deutſchlands ſetzte. Man verglich ihn mit Garrik und Le Kain; alle gothaer und hamburger Almanache waren von ſeinem Lobe voll. Im Jahre 1778 betrat er in Berlin als Gaſt die Bühne, und wurde nach der Vorſtellung Hamlets herausgerufen; eine Ehre, die vorher noch keinem Schauſpieler in Berlin widerfahren war. Es wurde eine Münze auf ihn geprägt, mit der ſchönen Inſchrift: Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit, welche ſo treffend ſein natürlich kräftiges Spiel im Gegenſatz der ſonſt gewöhnlichen übertriebenen Action bezeichnet. Brockmann war ein denkender Künſtler, der durch tiefes Studium, durch unabläſſigen Fleiß, durch Nachbildung jener großen Muſter, die er vor ſich hatte, ſich dieſe Natürlichkeit, dieſe Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburger Bühne zu des großen Eckhofs und Schröders Zeiten vor allen damaligen Bühnen ſo vortheilhaft auszeichnete. Kaiſer Joſeph II. berief ihn im Jahre 1777 unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien. Hier trat er zum erſten Male als Eſſer in der Gunſt der Fürſten auf die Bühne. Eben ſein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel, auch ſchadete ſein fleiſchiger Körperbau ſeinen Helden- und Liebhaberdarſtellungen. Es bedurfte einiger Zeit, ſich an ihn zu gewöhnen, dann aber wurde er auch der Liebling des wiener Publikums, und blieb es bis an das Ende ſeiner Schauſpielerlaufbahn; ein Umſtand, der gewiß den unzweideutigſten Beweis für ſeinen echten Werth und Gehalt gibt. Es iſt ſchwer, ſeine vorzüglichſten Rollen auszuheben, denn er hatte, wie Garrik, das ſeltene Talent, alle Rollen im Luſt-

und Trauerſpiele vortrefflich zu ſpielen. Man erzählt von ihm folgende Anekdote. Ein Graf M —, nachdem er ihn ein ganzes halbes Jahr ſpielen ſah, machte mit ihm perſönliche Bekanntſchaft, und konnte ſich, als er ihn zum erſten Male außer dem Theater ſah, nicht überzeugen, daß es Brockmann wäre, den er ſähe. „Aus wie viel Perſonen beſtehen Sie denn?“ rief er aus. „Jeden Abend ſah ich Sie als einen andern Mann; und nun haben Sie wieder keine Aehnlichkeit mit irgend einer von jenen Geſtalten.“ Sein Geſicht, ſein Körper waren alles, was er vorſtellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu ſchwierig, aber auch keine zu klein, und unwichtig. Aus jeder ging der vollendete Künſtler hervor, der alles groß, alles richtig, alles merkwürdig darſtellt.

Brody, eine Stadt in Galizien im zloczower Kreiſe, an der ruſſiſchen Gränze. Sie hat gegen 18,000 Einwohner, wovon der größte Theil Juden ſind. Der Speditionshandel iſt ſehr wichtig, indem die Stadt zum Abſatz der polniſchen Producte an die Unterthanen der türkiſchen Länder und dagegen die Producte der Wallachei, Krimm u. ſ. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unſchlitt, Haſenbälgen, Häuten, Pelzwerk, Anies, eingemachten Obſt u. ſ. w. beſtehen, ſehr bequem gelegen iſt.

Broglio (François Marie, Marſchall Duc de), geboren den 11ten Januar 1671, trat unter dem Namen eines Chevaliers de Broglio zuerſt im Jahre 1685 in die Cadettencompagnie von Beſançon. Als Cornet in einem Kuiraſſierregiment focht er 1689 bei Walcourt und 1690 bei Fleurus, diente in demſelben Jahre als Rittmeiſter in Deutſchland, in Italien und wohnte der Schlacht von La Marſaille im Jahre 1693 bei. Als Oberſter des Cavallerieregiments des Königs diente er von 1694 bis 1697 in Flandern und im Jahre 1702 unter dem Herzog von Burgund und dem Marſchall Bouflers; er hatte Theil an der Niederlage der Holländer unter den Mauern von Nimwegen. In demſelben Jahre zum Brigadier ernannt, diente er 1703 unter den Marſchällen Bouflers und Villeroi, im Jahre 1714 bei der Moſelarmee unter dem Grafen von Coigny, und ward Marechall de camp in einem Alter von 33 Jahren. Angeſtellt bei der Armee in Italien unter dem Herzoge von Vendôme im Jahre 1705 befand er ſich in der Schlacht von Caſſano. Im Jahre 1706 focht er am Rhein unter dem Marſchall Villars, ward 1707 General-Inſpector der Cavallerie und zeichnete ſich bei der Einnahme der Befeſtigungen von Stoloffen aus. Hierauf ward er mit 1500 Pferden nach Franken detachirt, wo er Contributionen erhob; er forcirte Laufen, und wirkte zur Einnahme von Mannheim mit. Im Jahre 1708 war er bei der Rheinarmee unter dem Marſchall von Berwick, und 1799 bei der flandriſchen Armee unter Villars, wo er ſich in der Schlacht von Malplaquet vortheilhaft hervorthat. Im Jahre 1713 trug er zur Einnahme von Landau und zur Niederlage des Generals Vaubonne bei. Als bei der Belagerung von Freiburg die zum Angriff befehligten Truppen eine von vierhundert Mann vertheidigte Redoute hinter ſich gelaſſen hatten, durch deren Feuer ſie zum Rückzug gezwungen worden wären, raffte Graf Broglio einen Haufen Grenadiere zuſammen und nahm die Redoute, indem ſeine Soldaten, einer auf des Andern Schulter, ſie erſtiegen. Freiburg ward geräumt und die Feſtung capitulirte. Im Jahre 1719 ward er Generaldirector der Cavallerie und der Dragoner. Als der Herzog Regent,

der aus Ludwigs XIV. Papieren erſehen hatte, daß der Graf Broglio zum Marſchall beſtimmt geweſen, ihm eröffnete, daß er die Abſicht des Königs ausführen werde, lehnte er dieſe Würde mit der beſcheidenen Aeußerung ab, daß ſein Vater, der über funfzig Jahre diene, gerechtere Anſprüche darauf habe, und in ſeiner Erhebung eine kränkende Zurückſetzung erblicken müſſe. So ward 1724 ſein Vater Marſchall von Frankreich. Im Jahre 1724 ging der Graf als Geſandter nach England und ſchloß 1725 zwiſchen Preußen, Frankreich und England einen Vertrag zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens, den Oeſterreich und Spanien zu brechen willens waren. Im Jahre 1731 ward er Ritter der königlichen Orden, befand ſich 1733 bei der Armee in Italien, ward im folgenden Jahre Marſchall von Frankreich und commandirte die Armee mit dem Marſchall von Coigny. Hier zeichnete er ſich in den Schlachten von Parma und Guaſtalla rühmlich aus. Im Jahre 1739 commandirte er im Elſaß und 1741 in Böhmen; im folgenden Jahre war er für die Armee in Bayern beſtimmt, zu der er jedoch nicht gelangen konnte, da er ſich mit der Armee von Böhmen in Prag hatte einſchließen müſſen. Nachdem er durch Maillebois Annäherung entſetzt worden, bekam er einen königlichen Befehl, die Armeen von Bayern, Böhmen und Maillebois im Fall einer Vereinigung zu commandiren. Im Oct. 1742 verließ er Prag und übernahm den Oberbefehl der Armee von Maillebois, zwang den Prinzen Carl, die Belagerung von Braunau aufzuheben und ward zum Duc ernannt. Jetzt aber ward ihm befohlen, das verwüſtete Bayern zu behaupten, wo ſeine Armee durch die Feinde ſowohl als durch Mangel und Krankheiten aufgerieben worden wäre. Er ſchickte elf Couriere an den Hof, um die Nothwendigkeit des Rückzugs zu beweiſen, führte, da er keine Antwort erhielt, die Armee im Juli 1743 auf die franzöſiſche Gränze zurück, und übergab das Commando dem nachmaligen Marſchall von Sachſen. Dafür ward er exilirt und ſtarb den 22ſten Mai 1745, allgemein bedauert, da man ſowohl einſah, daß er einzig geſtraft worden, weil er die Armee vom ſichern Untergange gerettet hatte.

Broglio (Victor-François, Duc de), der älteſte Sohn des Marſchalls, war den 19ten Oct. 1718 geboren, und anfangs Graf. Als Rittmeiſter focht er im Jahre 1734 bei Parma und Guaſtalla, erhielt, als er dem Könige den in der letzten Schlacht erfochtenen Sieg meldete, das Regiment Luxemburg und diente in Italien, bis die Truppen nach Frankreich zurückkehrten. Er erſtieg Prag an der Spitze von drei piemonteſiſchen Detachements, vereint mit Chevert, und bemächtigte ſich des neuen Thors, durch welches die Franzoſen eindrangen. Als Generaladjutant der böhmiſchen Armee im Jahre 1743 brachte er dem Könige die Nachricht von der Einnahme von Eger und ward zum Brigadier ernannt. Er zeichnete ſich in der Schlacht bei Sahai, wo er am Arm verwundet ward, und bei der Vertheidigung von Prag aus. Als Generalmajor der Armee von Bayern ging er 1743 nach Frankreich zurück, ward bei der Armee im Elſaß unter dem Marſchall Coigny und 1744 und 1745 bei der Rheinarmee angeſtellt. In demſelben Jahre zum Marſchall de camp erhoben, ward er durch den Tod ſeines Vaters Duc de Broglio. Er ging im Jahre 1746 zur Armee in Flandern, ward General-Inſpector der Infanterie, focht bei Rocroux und Laufeld mit, belagerte Maſtricht und ward Lieutenant-General im Jahre 1748. Bei der Armee in

Deutſchland im Jahre 1757 unter dem Marſchall d'Eſtrées focht er bei Haſtembeck und bemächtigte ſich Mindens und Rethems. Hierauf ward er mit zwanzig Bataillons und achtzehn Escadrons nach Sachſen detachirt, um ſich mit Soubiſe zu vereinigen, floh bei Roßbach am 5ten Nov. und kehrte zur Armee in Hannover zurück. Nachdem die Alliirten die Capitulation von Kloſter-Seven gebrochen und mit Macht auf die franzöſiſche Armee anrückten, ward der Duc de Broglio mit zwölf Bataillons und acht Escadrons nach Bremen detachirt. Er ſetzte an der Spitze ſeiner Grenadiere über die zugefrorne Wümme, bemächtigte ſich am 15ten Januar Bremens, übergab das Commando des Herzogthums dem Grafen St. Germain und begab ſich nach Caſſel, um in Heſſen zu commandiren. Er räumte dieſes Land in ſo guter Ordnung, daß die Feinde nicht wagten, ihn zu verfolgen, und kam den 7ten April in Cölln an. Darauf ward er als erſter Lieutenant-General bei der Armee von Soubiſe angeſtellt, nahm an der Spitze der Avantgarde am 16ten Juli Marburg ein, traf am 23ſten auf ein feindliches Corps von achttauſend Mann, das er mit großem Verluſte zurückſchlug, und trug am 10ten Oct. weſentlich zu dem Siege bei Lützelburg bei. Mit dem Anfang des Jahres 1759 ward er Ritter der königlichen Orden und commandirte in Frankfurt. Im März verſuchten die Preußen und Heſſen die Reichsarmee in ihren Winterquartieren anzugreifen, allein der Duc de Broglio verſammelte ſeine Truppen und zwang ſie zu einem ſchnellen Rückzug. Im April ward der Angriff mit 40,000 Mann bei Bergen wiederholt; Broglio hatte nur 28,000 Mann unter ſeinem Befehl; dennoch traf er ſo zweckmäßige Anſtalten, daß er ſich behauptete, Franken geräumt ward und die franzöſiſche Armee in ihre Cantonnements zurückging. Der Kaiſer ernannte im Jahr 1759 Broglio zum Reichsfürſten für ſich und ſeine Nachkommen. Unter dem Marſchall Contades zwang er in demſelben Jahre die Feinde, Caſſel und Minden zu räumen, nahm Minden ein, wo der General Zaſtrow, zwei Fahnen, die Artillerie und Magazine aller Art in ſeine Hände fielen und öffnete ſich dadurch den Eintritt in Hannover. Am 1ſten Auguſt deckte er den Rückzug der franzöſiſchen Armee nach der Schlacht bei Minden, worauf der Marſchall Contades ſich nach Heſſen zurückzog und ſich auf die Defenſive beſchränkte. Der Duc de Broglio ward den 23ſten October 1759 Befehlshaber der Armee in Deutſchland, und den 16ten Dec. in einem Alter von 42 Jahren Marſchall von Frankreich. Als ſolcher commandirte er in den Feldzügen von 1760 und 1761, gewann im erſten das Treffen bei Corbach und vereinigte ſich im letztern mit der Armee von Soubiſe. Die Vorfälle von Villinghauſen entzweiten beide Feldherren; die Sache ward dem Staatsrath zur Entſcheidung vorgelegt und der Marſchall im Jahre 1762 exilirt. An demſelben Tage, als die Nachricht davon nach Paris kam, ward auf dem Theater François Tancred gegeben, und als die Clairon mit beſonderm Nachdruck die Verſe ſprach:

On dépouille Tancrede, on l'exile, on l'outrage,
C'est le sort des héros d'être persécutés,

unterbrach ſie der lebhafteſte Zuruf des verſammelten Publikums. Er beſchäftigte ſich in der Zurückgezogenheit mit der Erziehung ſeiner Kinder, und gewann die Liebe ſeiner Nachbarn und Vaſallen. Im Jahr 1764 ward er an den Hof zurückgerufen und zum Generalgouverneur von Meſſin ernannt. Im Jahre 1789 berief Ludwig XVI. ihn zu ſich, und vertraute ihm das Kriegsminiſterium und den Befehl über die um ſeine Perſon verſammelten Truppen. Schon früher hatte der Marſchall das

jezt auf ſein Vaterland einbrechende Unglück vorhergeſagt, und, wiewohl vergebens, durch Rathſchläge abzuwenden geſucht. Jezt mußte er ſelbſt außerhalb Frankreich eine Freiſtätte ſuchen. Er begab ſich nach Luxemburg, wo er von öſterreichiſcher Seite auf das ehrenvollſte aufgenommen wurde. Sein lezter Feldzug war 1792 in der Champagne, wo er ein Corps Emigranten commandirte. Er ſtarb zu Münſter 1804, in einem Alter von 86 Jahren, nachdem er kurz zuvor die Einladung erhalten hatte, nach Frankreich zurückzukehren. — Sein dritter Sohn, Claude Victor de Broglio, zeigte ſich als einen eifrigen Demokraten. Seine Bemühungen, zu Gunſten ſeines Vaters eine Ausnahme von dem gegen die Emigranten erlaſſenen Geſetze zu bewirken, wurden durch einen Brief des Marſchalls vereitelt, worin dieſer mit der größten Offenheit ſeinen Abſcheu gegen die neue Ordnung der Dinge darlegte. Victor diente nachher als Marechal de camp bei der Rheinarmee; da er ſich aber weigerte, die Decrete vom 11ten Auguſt, welche den König ſuspendirten, anzuerkennen, ward er entſezt und ſpäter vor ein Revolutionstribunal gezogen, das ihn im Juni 1794 zum Tode verurtheilte. Sein jüngerer Bruder, Prinz von Revel, iſt in Deutſchland geſtorben.

Broglio (Charles François), ein Bruder des Marſchalls, geboren im Jahre 1719, war anfangs franzöſiſcher Geſandter bei dem Churfürſten von Sachſen und König von Pohlen, ward aber nach drei Jahren, da er ungeachtet des perſönlichen Vertrauens Ludwigs XV. doch am Hofe ohne Credit war, zurückberufen, und diente in den Jahren 1760 und 1761 in Deutſchland unter ſeinem Bruder. Nach dem Kriege vertraute ihm Ludwig XV. die Direction des geheimen Miniſteriums, welches dieſer Monarch errichtet hatte, um ſich durch daſſelbe unmittelbar und ohne Wiſſen ſeiner Miniſter von dem Zuſtande Europa's unterrichten zu laſſen. Broglio war für dieſen Poſten geſchaffen; leidenſchaftlich für die Ehre des franzöſiſchen Namens eingenommen, entfernt von Luxus und Weichlichkeit, der angeſtrengteſten Geiſtesthätigkeit fähig, ſtreng in ſeinen Grundſätzen und ohne Verſtellung im Umgang, aber auch der tiefſten Verſchwiegenheit in ſeinen langen und undurchdringlichen Intriguen fähig, war er des ganzen Vertrauens ſeines Königs werth. Da er indeß demſelben Anſichten eröffnete und Rathſchläge ertheilte, die den Anſichten und Rathſchlägen der Miniſter gerade entgegenliefen und dem gemäß im Namen der Regierung ſeine Befehle gab, ohne daß Ludwig XV. in ſeiner ſteten Zerſtreuung und Abſpannung darauf geachtet hätte; ſo konnte es nicht fehlen, daß oft die größten Colliſionen herbeigeführt wurden. So ward er ſelbſt durch einen Befehl des Königs exilirt, während ein zweiter Befehl deſſelben Fürſten ihm die Fortſezung ſeiner Correſpondenz auch in ſeinem Exil auftrug. In der Folge an den Hof zurückgerufen, erklärte er ſich offen gegen Choiſeul und die Miniſterialparthei, und wirkte zur Verbannung dieſes Miniſters mit. Einige Zeit vor Ludwigs XV. Tode ward er aufs neue verwieſen und ſtarb 1781 in einer Art von Vergeſſenheit, nachdem er ſiebzehn Jahre lang die geheime Correſpondenz dirigirt hatte, welche zum Theil noch vorhanden iſt und einiges Licht auf den Zuſtand und die Politik Europa's während der Regierung Ludwigs XV. wirft.

Bronner (Franz Xaver), geboren 1758 zu Höchſtädt an der nördlichen Gränze von Schwaben. Aus dem niedrigſten Stande und Druck der Dürftigkeit erhob ſich Bronner durch das, was die Natur in ihn gelegt und er mit Beifall ausgebildet hatte, zwar nicht zu hohen Ehrenſtellen und Reichthum, aber zu jener gröſern Ehre, die der Menſch bei

den beſten ſeiner Gattung, durch das, was er wirklich iſt und leiſtet, in einer wohlverdienten Hochachtung empfängt. Sein Vater war ein armer Knecht in einer Ziegelſcheuer. Der Cantor des Orts, der bald die Anlagen des Knaben zum Singen bemerkte, erbot ſich, ihn unentgeldlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jeſuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren wurde er Mönch unter den Benedictinern, und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete ſich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Phyſik, Mathematik und Philoſophie, und den Uebungen in der Muſik und Poeſie. Beſonders dichtete er Schäferſpiele und Fiſcheridyllen, wozu ihn ſeine Umgebungen veranlaßten, da er von dem Fenſter ſeiner Kloſterzelle aus die tägliche Ausſicht auf ein nahes Fiſcherdorf hatte. Indeſſen gefiel ihm das Kloſterleben nicht lange. Er entfloh und kam unter dem Namen Johann Windfried 1785 nach Baſel und Zürich. Hier fand er durch Füßli's Verwendung als Notenſetzer in einer Druckerei Anſtellung. Salomo Geßner lernte ihn kennen, und begleitete ſeine Fiſcheridyllen mit einer Vorrede. Von Seiten des Kloſters hatte man alles aufgeboten, ſeiner wieder habhaft zu werden, da es aber nicht gelungen war, ſchlug man den Weg des Vergleichs und anlockender Verſprechungen ein. Bronner ließ ſich bethören, nach Augsburg in ein anderes Kloſter zu gehen. Indeſſen hielt man ihm keine der gethanen Verſprechungen, und er fühlte ſich bald wieder höchſt unglücklich. „Das Schickſal," ſagte er, „hatte mich von Menſchen abhängig gemacht, die ſchon das bloße Wort Mädchen, ſchwarz auf weiß, ärgerlich dünkte, und die es mir ſtets zum ungeheuern Verbrechen anrechneten, Idyllen gedichtet zu haben, in denen ſogar von — Küſſen die Rede iſt." Er ergriff zum zweiten Male die Flucht, und wurde von ſeinen ſchweizeriſchen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem war er Lehrer an der Cantonſchule in Aarau, und erhielt 1810 einen Ruf als Profeſſor nach Caſan, dem er gefolgt iſt. Intereſſant iſt ſein von ihm ſelbſt beſchriebenes Leben. In ſeinen Gedichten, ſagt Geßner, malt ſich ſein eigner Charakter; zu beſcheiden, wagte er es lange nicht, ſie ſeinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in ſeinen Beſtrebungen fort; er beſuchte den Landmann in ſeiner Hütte oder bei ſeinen Feldarbeiten, beſuchte die angenehmſten Gegenden an Flüſſen und Bächen, und entwarf hier ſeine Gemälde. Daher das naive Detail von ſo vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher dieſe Wahrheit, dieſe friſche reine wahre Farbe: überall ſieht man das feinſte Gefühl für das ſittlich Schöne; überall die feinſte Bemerkung jeder Schönheit der Natur.

Bronze. So wird ein metalliſches Kunſtprodukt, eine Compoſition genannt, aus welcher Statuen und andere Kunſtſachen gegoſſen werden. Man nimmt dazu Kupfer und Meſſing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth. Bronzirte Kunſtſachen, z. B. Statuen, Vaſen u. dgl. von Gyps, die äußerlich das Anſehen der Bronze haben, werden dadurch hervorgebracht, daß man ſie mit fein zerriebenem Pulver von Meſſing und Kupfer überzieht; daher bronziren.

Broſſes (Charles de), erſter Präſident im Parlament von Bourgogne, war zu Dijon 1709 geboren. Mit glücklichen Anlagen begabt, benutzte er frühzeitig den Unterricht ſeiner Lehrer und ſeines Vaters. Da er für ein obrigkeitliches Amt beſtimmt war, beſchäftigte er ſich mit dem Rechtsſtudium, ohne darum die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem Auge zu verlieren, für die er ſo viel Neigung gezeigt hatte. Die genaue Bekanntſchaft mit der römiſchen Geſchichte erzeugte das Ver-

langen in ihm, Italien zu beſuchen, welches er im Jahre 1739 bereiſ'te. Bei ſeiner Rückkehr gab er ſeine Briefe über den jetzigen Zuſtand der unterirdiſchen Stadt Herculanum heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erſchien ſeine Abhandlung über den Fetiſchdienſt. Auf Buffons Einladung, der ſein Jugendfreund war, beſchäftigte ſich de Broſſes mit einer Geſchichte der Seereiſen nach Auſtralien, welche er 1756 dem Publicum übergab. Dieſes Buch iſt noch jetzt die beſte Geſchichte der Fortſchritte der Erdbeſchreibung in dem großen Ocean. De Broſſes hat darin zuerſt die Eintheilung in Auſtralaſien und Polyneſien aufgeſtellt, welche durch Pinkerton nachher allgemein geworden. Man glaubte damals an einen ſüdlichen Continent, deſſen Nichteriſtenz erſt durch Cook bewieſen wurde. De Broſſes hatte ihm den Namen Magellanien gegeben. Dieſem Werke folgte eine Arbeit ganz anderer Art, welche den Umfang und die Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe ihres Verfaſſers beweiſ't: eine Abhandlung über die mechaniſche Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Unterſuchungen, geiſtreiche Hypotheſen und Anſichten; zugleich beſchäftigte ſich de Broſſes ſein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entſchluß gefaßt, den Salluſt zu überſetzen und die Lücken dieſes Geſchichtſchreibers auszufüllen. Ueber ſiebenhundert Bruchſtücke des Salluſt brachte er zu dieſem Behuf zuſammen, aus denen er mit beträchtlichen Einſchaltungen die Geſchichte des ſiebenten Jahrhunderts der römiſchen Republik mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit zuſammenſetzte. Dieſes Werk von de Broſſes würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn das Verdienſt des Styls mit der Tiefe und dem Scharfſinne der Nachforſchungen übereingeſtimmt hätte. Der Geſchichte der römiſchen Republik iſt eine gelehrte Biographie Salluſts vorgeſetzt. Den drei erſten Bänden von de Broſſes ſollte ein vierter ganz lateiniſch geſchriebener folgen, für welchen er beſtimmt hatte: 1. den Text des Salluſt, von de Broſſes nach vielen Handſchriften berichtigt; 2. die hergeſtellte Geſchichte, oder die Fragmente des Salluſt, nebſt lateiniſchen Supplementen; 3. einen lateiniſchen Commentar; 4. ein Verzeichniß der Fragmente, in der Ordnung, wie ſie citirt worden; 5. eine Ueberſicht der Varianten; 6. einen kritiſchen Inder ſalluſtianiſcher Redensarten. Das Manuſcript dieſes wichtigen Werks iſt jedoch nur theilweiſe gedruckt worden. So ſchwierig und zeitraubend auch dieſe verſchiedenen Arbeiten waren, ſo hinderten ſie doch de Broſſes nicht, auch ſeinen Aemtern ein volles Genüge zu leiſten. Er ſtarb im Jahre 1777. Mehrere Abhandlungen von ihm finden ſich in den Sammlungen der Akademie der Inſchriften und der Akademie von Dijon. Auch hat er viel für das Dictionnaire encyclopédique geſchrieben. Seine hinterlaſſenen Handſchriften ſind während der Revolution verloren gegangen. Im Jahre VIII. hat man von ihm Lettres historiques et critiques herausgegeben, die er während ſeiner Reiſe in Italien geſchrieben hatte.

Brod. Es konnte der Aufmerkſamkeit des Menſchen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der beſten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu dieſem Behufe ſchon in dem früheſten Alterthume, ſo weit die Geſchichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, ſo wie ſie die Natur gab, bewog den Menſchen, auf Mittel zu ſinnen, ſich denſelben zu erleichtern. So entſtand nach vielen Verſuchen das Brod, welches noch jetzt

das vornehmſte Nahrungsmittel vieler Millionen Menſchen iſt. So gemein und leicht uns die Verfertigung deſſelben zu ſeyn ſcheint, ſo muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewiſſen Vollkommenheit darſtellte. Man zerrieb vermuthlich erſt die Körner zwiſchen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Waſſer einen Brei, oder getrocknete feſte, ſchwer verdauliche Kuchen. Nur nach vielen Verſuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, fiel man darauf, das mit einer gewiſſen Quantität Waſſer vermiſchte Mehl in Gährung zu ſetzen, welche die klebrige Eigenſchaft deſſelben faſt gänzlich zerſtört, den Geſchmack verbeſſert und die Maſſe fähig macht, ein lockeres, wohlſchmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin geſundes Brod zu werden. Das Verfahren beim Brodbacken iſt folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geiſtige Gährung aufgeſchwollen und locker geworden iſt, und dadurch einen mit Säure vermiſchten, aber dabei geiſtigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter neuen Teig; hiedurch entſteht in dieſem in minderem Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer: es tritt viel Luft oder Gas hinein, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm ſeine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dies nennt man das Gehen des Teiges. In dieſem Zuſtande wird der Teig in den Ofen gebracht, wo ſich während des Backens die in den Höhlen eingeſchloſſene Luft und die ſpirituöſe Subſtanz durch die Hitze noch mehr ausdehnt und bewirkt, daß das Brod lockerer und von den Maſſen, die man aus ungeſäuertem Teig erhält, ganz verſchieden iſt.

Brodbaum, ein Baum in Oſtindien und beſonders auf den Inſeln der Südſee (Auſtralien) von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, deſſen Blätter anderthalb Fuß lang ſind, und einen milchichten Saft enthalten, und deſſen 20- bis 30pfündige Frucht, die **Brodfrucht**, groß, lang, mit Buckeln beſetzt und gelb von Farbe iſt (Artocarpus L.). Dieſe Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerſchnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröſtet, nach welcher Zubereitung ſie wie Waizenbrod ſchmeckt, und von den Landesbewohnern als Brod genoſſen wird. In jedem verwachſenen Fruchtknoten ſteckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar verſehener Same. Nicht nur das Fleiſch, ſondern auch die Samenkerne können gegeſſen werden. Letztere ſind den Kaſtanien gleich, und werden auch wie dieſe in der Aſche gebraten. **Forſter** fand den Geſchmack der auf dieſe Art zubereiteten Brodfrucht völlig wie die Krume von Waizenbrod mit Kartoffeln vermiſcht. Man weiß Gerichte, ja ſelbſt Leckereien aus der Brodfrucht zuzubereiten. Aber nicht bloß auf die Frucht beſchränkt ſich die Nützlichkeit dieſes wohlthätigen Baumes. Das Holz, beſonders des zahmen, iſt gelblich, und dient zu allerlei Kunſtſachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tiſchtücher auf den Südſeeinſeln; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeſchnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Cocosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen feſten Kitt. Die trocknen Blüthenkätzchen brauchen die Otaheitier als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brodbaums geſchieht durch Samen, durch Ableger und abgeſchnittene Zweige, welche ſorgfältig gepflegt werden. 60 bis 70 Jahre dauert das Wachsthum des Brodbaums, nach dieſer Zeit ſtirbt er allmälich ab. Während ſeines Flors trägt er reichlich. Ein Menſch kann von drei Brodbäumen acht Monate lang leben.

Broturtheil. Bei den Angelſachſen mußten ſich die Angeſchuldigten unter andern auch durch einen beſchwornen Schnitt Brot oder Käſe von dem Verbrechen reinigen, daher die Betheuerung: „daß mir das Brot im Halſe ſtecken bleibe.“

Brouſſonnet (Pierre-Marie-Auguſte), ein berühmter Arzt und Naturforſcher, geboren zu Montpellier 1761. Sein Vater, welcher Arzt war, beſtimmte ihn ebenfalls für dieſe Kunſt. Zugleich lernte der Jüngling mit Eifer Zeichnen und Graviren, welches ihm in der Folge in ſeinen botaniſchen Arbeiten von vielem Nutzen ward. Achtzehn Jahre alt promovirte er mit größter Auszeichnung. Seine Diſſertation Variae positiones circa respirationem iſt mehrmals wieder gedruckt worden. Die Univerſität hielt zugleich für ihn um die Anwartſchaft auf den Lehrſtuhl ſeines Vaters an. Brouſſonnet kam nach Paris, um dies Geſuch perſönlich zu unterſtützen, und tröſtete ſich, als es ihm ſeiner Jugend wegen abgeſchlagen wurde, durch die Vortheile, welche der Aufenthalt in der Hauptſtadt ihm für ſein Studium darbot. Die Naturgeſchichte beſchäftigte ihn hauptſächlich, namentlich die Zoologie, für die er ſelbſt einige Reiſen unternahm, und in welche er zuerſt in Frankreich das linnéſche Syſtem einführte. Er machte damit den erſten Verſuch in einem Werke über die Fiſche, das er in England bei Banks anfing, und von dem leider nur ein Heft erſchienen iſt: Ichthyologiae decas Ia Londini 1782. Zu gleicher Zeit las er in der königlichen Geſellſchaft zu London eine Denkſchrift über das Ophidium, wofür dieſe ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubanton, obgleich dieſer ein Gegner des Linné war, zu ſeinem Subſtituten am Collège de France und 1784 zu ſeinem Adjunct in der Thierarzneiſchule ernennen ließ. Brouſſonnet übergab indeß der Akademie mehrere intereſſante Memoiren, und ward Mitglied derſelben. Im Jahr 1785 ernannte ihn der Intendant von Paris, Berthier de Sauvigni, zum Secretär der pariſer Ackerbaugeſellſchaft, welche dadurch einen neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für dieſe Geſellſchaft gab Brouſſonnet das für den Landmann ſo nützliche L'année rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs heraus. Auch arbeitete er an dem Feuille de cultivateur. Auf ſeinen Betrieb wurden die erſte Merinoheerde aus Spanien, und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Neben dieſen mannichfaltigen Geſchäften fand er noch Zeit, Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Reiſen im Norden ſeiner Nation in einer Ueberſetzung bekannter zu machen. Bis hieher war ſein Leben ruhig und glücklich geweſen; auch ihn ſollte die Revolution darin ſtören. Im Jahre 1789 ward er zum Wahlcollegium von Paris berufen; bei Eröffnung der Ständeverſammlung verlas er nach der von Necker geſprochenen Rede den Bericht über den Zuſtand Frankreichs, welchen dieſer Miniſter den Deputirten der Nation erſtattete; am 14ten Jul. ward er, wie alle Wahlherren, beauftragt, den alten Magiſtrat einſtweilen zu erſetzen; und an demſelben Tage, wo er ſeinen Platz auf dem Stadthauſe einnahm, mußte er den Intendanten von Paris, ſeinen alten Freund und Beſchützer, vor ſeinen Augen erwürgen ſehen. Er bekam darauf mit Bauvilliers den Auftrag, für die Herbeiſchaffung der für die Hauptſtadt erfoderlichen Lebensmittel zu ſorgen, und war zwanzig Mal in Gefahr, das Leben zu verlieren. Im geſetzgebenden Körper machte er ſich wenig bemerklich und nach Eröffnung des Convents zog er ſich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31ſten Mai als ein Girondiſt und deſignirtes Mitglied des Inſurrectionsconvents, welcher

zu Bourges verſammelt werden ſollte, arretirt wurde. Brouſſonnet entkam, rettete ſich über die Pyrenaen, und kam von allem entblößt zu Madrid an, wo die Botaniker Ortega und Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die emigrirten Royaliſten aber vertreiben ließen. Banks, der ſeines Freundes Zuſtand erfuhr, ſchickte ihm großmüthig einen Creditbrief von 1000 Louisd'or, mit welchem Brouſſonnet auf einem engliſchen Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Liſſabon einzulaufen. Ungeachtet des Anſehens des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus dieſem Aſyl. Er durchirrte Algarvien und Andaluſien, und ging endlich unter dem Namen des Arztes des amerikaniſchen Geſandten zu Marocco nach Afrika über. Hier nahm er ſeine botaniſchen Studien wieder vor; mehrere Sammlungen ſandte er von hier an Banks. Nachdem er von der Emigrantenliſte geſtrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Conſul zu Modagor und zum Reiſenden des Inſtituts ernannt, deſſen Mitglied er, den Statuten zuwider, trotz ſeiner Abweſenheit geblieben war. Er ging mit ſeiner Familie als Conſul nach den canariſchen Inſeln, und verwaltete dies Amt auf dem Cap, als der Miniſter Chaptal, ſein Verwandter ihn zum Profeſſor der Botanik zu Montpellier ernannte. Dieſem Lehramte ſtand er auf das ehrenvollſte vor. Im Jahre 1805 ward er Mitglied des geſetzgebenden Körpers, und ſchon im Juli 1807 ſtarb er in Folge eines Falles, der die pſychologiſch merkwürdige Wirkung bei ihm hervorgebracht, daß er alle Namen und Subſtantiva vergeſſen hatte; die Adjectiva hingegen boten ſich ihm leicht und in Menge dar, und mit Hülfe ihrer bezeichnete er die Gegenſtände. Er hat Handſchriften von großem Werth hinterlaſſen.

Brown (John), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Lehre in der Medicin wurde 1735 oder 36 zu Buncle in der Grafſchaft Berwick in Schottland geboren. Früh ſchon zeigte er ungewöhnliche Talente, weßwegen ihm ſeine Aeltern, die von geringem Stande waren, von einem Weber, bei welchem er die Lehrjahre aushalten ſollte wieder wegnahmen und ihn ſtudiren laſſen wollten. Er kam daher ungefähr in ſeinem ſechzehnten Jahre nach Dunſe, einer in derſelben Grafſchaft liegenden kleinen Stadt, auf die lateiniſche Schule, wo er ſeinen Studien mit außerordentlichem Fleiße oblag, und alle ſeine Mitſchüler übertraf. Um dieſe Zeit machte er ſeine erſte Fußreiſe von fünfzehn engliſchen Meilen. Bei dieſer ſowohl als bei mehreren folgenden Fußreiſen pflegte er nicht auf der Landſtraße zu bleiben, ſondern durchſtrich die Wälder und faßte dabei alle Naturgegenſtände genau ins Auge. Nach zwei Jahren ſeines Schulſtudiums konnte er alle lateiniſchen Claſſiker mit der größten Leichtigkeit leſen. In der Erntezeit verdung er ſich als Schnitter, um ſich dadurch die zu ſeinem Studiren nöthigen Mittel zu verſchaffen. Durch ſeinen anhaltenden Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit erwarb er ſich die Stelle eines Unterlehrers in der Schule. Damals ging ſein Plan dahin, mit der Zeit Religionslehrer der Separatiſten oder Whigs zu werden, zu deren Secte ſeine Aeltern und auch er ſich hielten, und deren vornehmſte Glieder die Veranlaſſung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Einſtmals beſuchte er aber die dunſer Pfarrkirche und wartete den Gottesdienſt in derſelben ab. Darüber fiel er bei den Separatiſten in Ungnade. Er trennte ſich

von ihnen und ging zur herrſchenden Kirche über. Hierauf trat er im Jahre 1755 eine Hofmeiſterſtelle in einer angeſehenen Familie in der Nähe von Dunſe an, verlor ſie aber bald ſeines finſtern pedantiſchen Weſens halber wieder, und ging nach Edinburgh, um Theologie zu ſtudiren. Aber auch dieſe Laufbahn verließ er in kurzem wieder, weil er in ſeinen ſonſt ſehr ſtrengen Religionsmeinungen, ſo wie auch in ſeinem Lebenswandel immer freier wurde. Nun verwaltete er wieder ein Jahr lang die Stelle eines Unterlehrers zu Dunſe. Um den ſchon lang gewährten Wunſch, Medicin zu ſtudiren, in Ausübung zu bringen, ging er endlich wieder nach Edinburgh zurück, ſuchte ſich durch Ueberſetzung, auch wohl Verfertigung der Inauguraldisputationen für die Studenten und durch Unterricht in der lateiniſchen Sprache zu erhalten, und beſuchte zugleich die mediciniſchen Vorleſungen, welche er alle frei bekam. Hier ging es ihm eine geraume Zeit ganz wohl. Im Jahre 1765 verheirathete er ſich, und errichtete ein Inſtitut für Studirende als Koſtgänger, um den erforderlichen größern Aufwand ſeines Hauſes beſtreiten zu können. Im Anfang entſprach auch der Erfolg ſeiner Erwartung, allein er lebte auf einem zu großen Fuße, und machte in einigen Jahren banquerott. Die mediciniſchen Vorleſungen beſuchte er dabei zehn bis elf Jahre lang unausgeſetzt. Bei dem berühmten Profeſſor Cullen ſtand er im Anfang ſehr gut. Dieſer übertrug ihm den Privatunterricht in ſeiner Familie, empfahl und unterſtützte ihn auf alle Art, und gab ihm in der Folge ſogar die Erlaubniß, Abendvorleſungen zu halten, und in dieſen ſeine eignen Morgenvorleſungen zu wiederholen, wozu er ihm ſelbſt ſeine Hefte anvertraute. Nach und nach entſtanden jedoch zwiſchen beiden Männern Mißhelligkeiten, wodurch endlich die vertraute Freundſchaft in offenbare Feindſchaft verwandelt wurde. Die Urſachen von dieſer Veränderung ſind nicht ganz deutlich; nur ſo viel weiß man, daß Brown ſich von Cullens mächtigem Einfluſſe eine einträgliche mediciniſche Stelle verſprach, und in ſeiner Hoffnung getäuſcht wurde. Man erzählt, daß er nach Monro's Tode ſich zu deſſen Stelle, und zwar im Vertrauen auf ſeine Geſchicklichkeit, ohne alle Empfehlung, gemeldet hätte. Als die Herrn des Magiſtrats, von denen die Beſetzung der Stelle abhing, Browns Namen auf der Liſte der Candidaten fanden, und ſpöttiſch fragten, wer denn dieſer unbekannte, von niemanden empfohlene Candidat wäre, habe Cullen erſt ſich ein wenig beſonnen, und dann im gemeinen edinburgher Dialect ausgerufen: „Ei, das wird doch nicht gar unſer Hanns ſeyn!“ Nach einer andern Erzählung ſoll er bei Vorleſung der Namen der Candidaten bei dem Namen Browns ausgerufen haben: „Was? Unſer Hanns will Profeſſor werden?“ Dieſer ſpöttiſche Ausdruck hätte die Folge gehabt, daß man weiter keine Rückſicht auf ihn genommen hätte. Einer andern Aeußerung Browns zu Folge, hatte Cullen ihm verſprochen, ſich bei der erſten erledigten Profeſſorſtelle für ihn zu verwenden; nach Gregory's Tode aber hätte er, anſtatt ſich ſeiner anzunehmen, vielmehr das Gegentheil gethan. Auch bei ſeinem Geſuch um Aufnahme in die phyſikaliſche Geſellſchaft wäre ihm Cullen insgeheim entgegengeweſen. Dieſer hätte überhaupt erfahren, daß Brown an einem neuen Syſtem der Medicin arbeitete, und befürchtet, daß ſein eignes dadurch geſtürzt werden könnte, daher er ihm in allem entgegengeweſen wäre. Bald nach dieſem gänzlichen Bruch mit Cul-

len trat Brown mit ſeiner neuen Theorie der Heilkunde hervor und gab im Jahre 1779 ſeine Elementa medicinae heraus, worüber er auch Vorleſungen hielt. Er gerieth darüber bald mit allen Lehrern der Medicin in Edinburgh in Feindſchaft, zumal da die mitunter freie Aufführung ſeiner Anhänger unter den Studenten, ſo wie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von ſich und andern ſprach, machten, daß das Syſtem nebſt ſeinem Urheber in ſchlechtem Rufe ſtand. Folgende Geſchichte ſchadete ſeinem Credit noch mehr. Die Doctoren Monro und Duncan behandelten gemeinſchaftlich einen Studirenden an einem gefährlichen Fieber. Einer von Browns eifrigſten Anhängern und Freund des Kranken, D. Jones, ſuchte die Krankenwärterin zu bereden, dieſem, nach den Grundſätzen der brownſchen Lehre, ſtark reizende Mittel heimlich beizubringen. Nach deſſen Behauptung wurden ſelbige auch 24 Stunden lang, und zwar mit ſo gutem Erfolge gegeben, daß der Kranke, ungeachtet vorher alle Zeichen des herannahenden Todes vorhanden geweſen wären, ſogleich ſich gebeſſert hätte. Nachmittags aber verfiel er dagegen in ein ſo heftiges Delirium, daß Jones ſich in der Verlegenheit an ſeinen Lehrer wandte. Dieſer ließ die Krankenwärterin zu ſich kommen, ſuchte ihr die Richtigkeit ſeiner Grundſätze in Beziehung auf den vorliegenden Fall begreiflich zu machen, und ermunterte ſie, dem Kranken fernerhin, anſtatt der von den andern Aerzten verordneten kühlenden Mittel, die reizenden beizubringen. Der Kranke genas endlich, und die Brownianer ſchrieben ſeine Geneſung laut und öffentlich ihrer Behandlungsart zu. Duncan ließ ſowohl die Wärterin als auch mehrere Zeugen und den Kranken ſelbſt darüber vernehmen, und machte dieſe Zeugniſſe und zum Theil eidliche Ausſagen öffentlich bekannt. Nach dieſen hatte die Wärterin alle heimlichen Anträge abgewieſen, und es war blos von dem Unterhändler ſelbſt ein einziger fehlgeſchlagener Verſuch gemacht worden, dem Kranken von dem Reizmittel beizubringen. Duncan wollte Brown darüber gerichtlich belangen, wurde aber durch Monro's Vorſtellungen davon abgehalten. — Zwei Mal wurde Brown zum Präſidenten der mediciniſchen Geſellſchaft gewählt, im Jahre 1776 und 1780. In St. Andrews, einer Univerſität in der Grafſchaft Fifeſhire in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm er die Doctorwürde an. In den Jahren 1782 und 83 wurden die Profeſſoren und alle Aerzte in Edinburgh mit harten Angriffen von Browns Anhängern ſo gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht ſelten in Duelle übergingen, und die mediciniſche Societät zu dem Geſetze veranlaßt wurde, daß jedes Mitglied, welches wegen eines in ihren Debatten gebrauchten Ausdrucks ein anderes herausfordern würde, aus der Geſellſchaft geſtoßen werden ſollte. Die Erbitterung beider Parteien dauerte deſſen ungeachtet immer fort. Brown ſprach von der Gelehrſamkeit, den Talenten und dem Syſtem der mediciniſchen Profeſſoren nur mit der größten Verachtung. Dagegen ſollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Diſſertationen Stellen aus Browns Schriften anführen. Im Jahre 1784 ſtiftete er, um ſich Proſelyten zu machen, die Freimaurergeſellſchaft, die Loge zum römiſchen Adler genannt. In ſeinen Vorleſungen war er gemeiniglich ſehr lebhaft, und gerieth oft in großes Feuer. Von einer ſolchen Stimmung ſchreibt ſich ſein Ausruf des bekannten, nachher oft als Machtſpruch citirten: „Opium mehercle! non sedat!"

her. Bisweilen, wenn er ſich mit vieler Anſtrengung beſtrebte, ſeinen Zuhörern die Grundſätze ſeiner Theorie recht lebhaft vorzuſtellen, und hierauf ſich matt fühlte, pflegte er ſich wieder zu ermuntern, indem er von einer zur Seite habenden Flaſche Rum und Laudanum gleich vor Anfang ſeiner Vorleſung 40 bis 50 Tropfen des letztern in einem Glaſe Branntwein nahm, und dieſe Gabe vier bis fünf Mal während der Vorleſung wiederholte. Hierdurch in Feuer und Flammen geſetzt, wurde ſeine Imagination bis zum Wahnſinn erhöht, ſeine Geſundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in ſeinen Vorleſungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältniſſe wurden auch ſeine Schüler ſaumſeliger. In beiden Ausgaben ſeiner Elementa ſind auch viele Unrichtigkeiten aus Nachläſſigkeit ſtehen geblieben. Nach und nach kam er ſo ſehr in Verfall, daß er Schulden wegen in das Gefängniß geſetzt wurde, wo jedoch ſeine Schüler ſeine Vorleſungen noch beſuchten. Im Jahre 1786 verließ er Edinburgh und zog nach London; es ging aber dort nicht beſſer mit ihm. Ein Afterarzt bot ihm eine anſehnliche Summe für die Erlaubniß, ſeinen Namen zum Verkauf eines Arcanums unter der Firma Browns erregende Pillen gebrauchen zu dürfen, an; er wies aber den Antrag, ſo arm er auch an Gelde war, mit Verachtung zurück. Vorleſungen über ſein Syſtem wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. Im Jahre 1787 gab er ſeine Bemerkungen über die alten Syſteme der Phyſik heraus. Er lebte nach ſeiner gewohnten Weiſe fort. Seine Freunde zogen ſich immer mehr zurück; man konnte in ſeiner gegenwärtigen Lage immer weniger mit ihm auskommen. Er ſprach mit der lebhafteſten Gewißheit von dem Triumphe, den ſein Syſtem endlich erhalten würde; aber er ſelbſt that wenig dabei. Am 7ten des Octobers 1788, ungefähr in ſeinem 52ſten Jahre, ſtarb er in der Nacht am Schlagfluß, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu ſich genommen hatte. Die edinburgher Stadt nahm ſich der hinterlaſſenen Familie an. Er hinterließ vier Töchter und zwei Söhne, von denen der älteſte in Edinburgh gleichfalls die Arzneikunde ſtudirte. Die Grundzüge ſeines Syſtems ſind im Artikel: Erregungstheorie, dargeſtellt. Wie jede neue Theorie, zumal wenn ſie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umſturz droht, großen Widerſpruch findet, ſo ging es auch der brownſchen Lehre. Doch vereinigten ſich bei dieſer noch mehrere Umſtände, um ihr, wenigſtens bei dem ſchon gebildeten Theile der Aerzte, in England den Eingang zu erſchweren. Dieſe waren der üble Ruf, in welchem der Urheber in ſeinem Vaterlande ſtand, ſeine Feindſchaft mit Cullen, Monro, Duncan u. a. m., von deren Urtheil das ärztliche Publicum geleitet wurde, ſeine unordentliche Lebensart; ferner der Mangel an Beſtimmtheit und die Verworrenheit ſeines Styls, ſo wie das ſchwerfällige Latein ſeiner erſten Schrift, bei deren erſten Ausgabe er überhaupt noch mit ſeinem Syſteme ſo wenig im Reinen war, daß viele ſeiner Behauptungen in der folgenden Auflage weſentliche Veränderungen erlitten. Eine engliſche Ueberſetzung, die er noch kurz vor ſeinem Tode beſorgte, bekam noch mehrere wichtige Zuſätze, enthielt auch ſeine Ideen weit deutlicher und verſtändlicher. Seine Anhänger beſtanden jedoch größtentheils nur aus ſeinen eigenen Schülern, die meiſtens der neuen Lehre mit Enthuſiasmus anhingen. Außerhalb England fing das brownſche Syſtem zuerſt in Italien an, allgemeine Aufmerkſamkeit zu er-

regen, beſonders als von Maſſini und Moscati eine eigene Auflage der brownſchen Elemente 1792 veranſtaltet wurde, und Raſori in Pavia eine Ueberſetzung der Bemerkungen ꝛc. herausgab. In Deutſchland kam erſt 1794 durch einen Abdruck der italiäniſchen Ausgabe der Elemente, und noch mehr 1795 durch den weikardſchen Entwurf einer einfachen Arzneikunſt, durch deſſen Ueberſetzung der brownſchen Elemente und endlich durch ſein mediciniſches Handbuch 1796, dieſes Syſtem unter den Aerzten in Umlauf. Weikard war der erſte Arzt in Deutſchland, der es mit Enthuſiasmus anpries und in ſeinem ganzen Umfange vertheidigte. Seine übertriebenen Lobeserhebungen, ſeine Ausfälle auf die bisherigen mediciniſchen Lehren, ſeine Verachtung der feinern Anatomie u. ſ. w. verſchafften zwar dem brownſchen Syſteme viele Anhänger, beſonders unter den Studenten und noch ungebildeten Aerzten, ſelbſt unter den mediciniſchen Dilettanten des Publicums; allein er erregte auch zuerſt den Kampf zwiſchen den Brownianern und den Gegnern derſelben, welcher in der Folge mit einer Art geführt wurde, welche den Wiſſenſchaften weder Ehre noch Gewinn brachte, indem der Geiſt der ruhigen und unbefangenen Prüfung ſehr oft durch aufgeregte Empfindlichkeit der Gegner verdrängt, und durch Einmiſchung von Perſonalitäten der wahre Geſichtspunkt verrückt wurde, aus dem allein eine richtige Anſicht des durch die brownſche Lehre für die Wiſſenſchaft zu hoffenden Gewinns zu erwarten war. Wie aus den Veränderungen des brownſchen Syſtems durch die Bearbeitung der deutſchen Aerzte die ſogenannte Erregungstheorie entſtand, und endlich ſelbſt dieſe wieder durch die neuere Naturphiloſophie verdrängt worden iſt, darüber ſ. Naturphiloſophie, Erregungstheorie und den Schluß des Art. Arzneikunde. H.

Browne (Maximilian Ulyſſes, Graf von), k. k. Generalfeldmarſchall, geboren zu Baſel den 24ſten October 1705. Sein Vater, **Ulyſſes von Browne**, geboren 1659, ging im April 1690 mit ſeinem jüngern Bruder, **Georg**, unter König **Jacob** II. aus Irland, ward kaiſerl. Oberſter zu Pferd, und ſtarb 1731. **Maximilian Ulyſſes** diente von Jugend auf bei der kaiſerl. Armee, zeichnete ſich in dem italiäniſchen Kriege, beſonders in den Schlachten bei Parma und Guaſtalla, rühmlichſt aus, und wurde 1739 Feldmarſchalllieutenant und Beiſitzer des Hofgerichts. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen beförderte er das Intereſſe Maria Thereſiens mit Einſicht und Eifer, und gewann unter andern den 15ten Juni 1746 gegen die Franzoſen die berühmte Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von Bocherta (ſ. d. Art.) ein, und machte ſich zum Meiſter von Genua. Nach Wiederherſtellung der Ruhe wurde er Gouverneur von Siebenbürgen. Im Jahre 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, ſammt der Oberbefehlshaberſtelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, und 1756 wurde er Feldmarſchall des kaiſerlichen Heeres, eben zu der Zeit, als König **Friedrich** II. durch Sachſen nach Böhmen zog. Browne vereitelte die Plane des Königs durch die Schlacht bei Lowoſitz, und ſieben Tage nach derſelben trat er jenen berühmten Marſch nach Sachſen an, um die zwiſchen Pirna und dem Königſtein eingeſchloſſenen ſächſiſchen Kriegsvölker zu befreien; ein Unternehmen, welches des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig geweſen wäre. Er drängte die Preußen bald darauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür er mit dem goldenen Vließ belohnt wurde. Als Friedrich mit ſeiner ganzen Macht

von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte er am 7ten Mai 1757 die berühmte Schlacht bei Prag,, in welcher die Preußen 16,500 Mann an Todten und Verwundeten, die Oeſterreicher aber 19,000 verloren. Browne mußte das Schlachtfeld räumen; er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht, und ſtarb daſelbſt den 26ſten Juni 1757 mit dem Ruhme, daß er nicht blos ein großer General, ſondern auch ein eingeweihter in die Politik und ein geſchickter Unterhändler geweſen. Friedrich II. nannte ihn ſeinen Lehrer.

Bruce (James), wurde im Jahre 1730 in Kinnaird in Schottland geboren und in der Nachbarſchaft von London erzogen. Seinem Vater wurden über ſeine Fortſchritte zu Harrow ſehr ſchmeichelhafte Berichte abgeſtattet, und man hegte ſchon damals von ihm nicht geringe Erwartung. Nach Vollendung ſeiner Studien war er anfangs willens, ſich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulaſſen; gab aber nachher dieſen Plan auf, und kam in ſeinem 23ſten Jahre nach London, wo er als Schreiber in Indien angeſtellt zu werden hoffte. Hier aber lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen, und zog bald den aſiatiſchen Reichthümern häusliche Freuden vor. Allein ſie waren von kurzer Dauer; ſeine Frau ſtarb im erſten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er ſie des mildern Clima's wegen gebracht hatte. Seit dieſer Begebenheit verlor er allen Geſchmack an Geſchäften, und ſuchte ſich nur in der Abſicht, eine Reiſe auf dem feſten Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in ſeiner Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommnen. Im Jahre 1757 beſuchte er Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande, und trat ein Jahr darauf, nach dem Tode ſeines Vaters, die väterlichen Güter an. Im Jahre 1761 empfahl ihm Lord Halifax eine Stelle als Conſul in Algier, wobei er Gelegenheit haben würde, Afrika unter dem Schutze dieſes öffentlichen Charakters bereiſen zu können, und ſagte ihm die Erlaubniß zu, einen Viceconſul, während ſeiner etwanigen Abweſenheit, zur Führung ſeiner Geſchäfte ernennen zu dürfen. Bruce nahm dieſe Vorſchläge an, verließ England im Juni 1762, und hielt ſich im Laufe deſſelben Jahres und einen Theil des darauf folgenden in Italien auf, um daſelbſt die herrlichen Denkmäler des Alterthums kennen zu lernen. Der Zeitraum, den Bruce als Conſul in Algier verlebte, war durch einen hohen Grad aller jener Schwierigkeiten und Gefahren bezeichnet, die bei jeder Verbindung mit rohen und räuberiſchen Völkern unvermeidlich ſind; gewährte ihm jedoch den Vortheil, ſich zum Verkehr mit noch ungebildeteren Nationen vorzubereiten. Nach mehreren Reiſen, ſowohl in das Innere von Afrika, als an den mittelländiſchen Küſten, ging er im Jahre 1767 nach Aſien über, beſuchte Balbec und Palmyra, und kehrte kränklich nach Aleppo zurück. Hier machte er ſich beſonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereiſen ſich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung ſteht; er verließ Aleppo im Frühling 1768, und nahm ſeinen Weg durch Aegypten nach Cairo, wo er ſich gegen Ende deſſelben Jahres einſchiffte, um dem Laufe des Nils hinaufwärts zu folgen. Er kam jedoch zu Waſſer nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück und benutzte eine Caravane bis Kaſſeir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küſte bis Jedda ſegelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mecca und die benachbarten Länder beſtimmte Hafen iſt. Hier hielt er ſich ei-

nige Zeit auf, ſteuerte dann an der Küſte hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meers, und kehrte im September 1769 nach Maſnah zurück, einer kleinen Inſel an der afrikaniſchen Küſte des rothen Meeres nahe an Abyſſinien. Von Mühe und Gefahren umringt, drang er bis Gondar, Abyſſiniens Hauptſtadt, vor, wo er ſich in dem Schooße des wildeſten Volkes befand, das er noch geſehen hatte. Es hatten ſich erſt kürzlich in dieſem Lande die Blattern verbreitet, und die fürchterlichen Wirkungen dieſer Krankheit verſchafften Bruce durch Anwendung der europäiſchen Behandlungsart ſowohl bei Hofe als beim Volke großes Anſehen. Er blieb über zwei Jahre in Abyſſinien, beſuchte die Quellen des Nils und brachte ein ganzes Jahr damit zu, ſeine Reiſe nördlich durch Nubien und die ungeheuern Wüſten, welche dieſes Land von Aegypten trennen, nach Alexandrien fortzuſetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abweſenheit von fünf Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten Mal, und ſchien ſich allen literariſchen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod ſeiner Frau 1785 Troſt für ſeinen Verluſt in der Erinnerung ſeiner vormaligen Unternehmungen und der Beſchreibung jener Länder zu ſuchen zwang, die er durchwandert hatte. Er ſetzte daher einen Bericht derſelben auf, und übergab ihn dem Publicum in fünf Quartbänden im Jahre 1790. Vier Jahre nachher endete ein Sturz von einer Treppe ſein Leben. Bruce war groß und ſtark gebaut, und von einnehmender Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anſtrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in ſeinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, ruhmbegierig und eitel, brauſ'te ſein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntniſſen mancherlei Art, mehrern neuern und ältern Sprachen ausgerüſtet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbeſtechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine ungegründeten Hypotheſen, daß Aethiopien der Sitz der älteſten Aufklärung, daß die Falaſha, Agaus und Bewohner von Amhara und Gafat urſprünglich Abkömmlinge aus Paläſtina wären; ſeine Theorien über den Urſprung der Künſte, Wiſſenſchaften und der Handlung; ſeine Erzählungen von der Erbauung von Apum, Meroe und Theben und der alten Geſchichte Abyſſiniens ſcheinen des gelehrten Hartmann Urtheil im Edriſi zu rechtfertigen, daß Bruce bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, ſich oft widerſpricht und den Schein von Kenntniſſen annimmt, die ihm doch fehlen, ſo daß ſein Werk nur mit großer Vorſicht gebraucht werden könne.

Bruch (medicin.), l. Hernia, eine Krankheit bei Menſchen und Thieren, da aus irgend einer Höhlung ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichen Brüche kommen am Unterleibe vor, da ein Theil der Gedärme oder des Netzes durch eine Erſchütterung oder Anſtrengung des Körpers aus ſeiner Lage gebracht wird und ſich abwärts ſenkt, die innere Bauchhaut (peritonaeum) vor ſich her- und nach außen durchdrängt, und mit den äußern allgemeinen Bedeckungen eine Geſchwulſt bildet, die anfangs klein iſt, in der Folge aber immer größer wird, je mehr von den Gedärmen ſich durchdrängen. Man benennt die Brüche des Unterleibes verſchieden, theils nach dem Orte, als Leiſtenbruch, in den Dünnen, welcher durch den ſogenannten Bauchring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabel-

bruch, wo die Theile durch die nicht geſchloſſene Nabelöffnung ſich hervordrängen; theils nach dem, was ſie enthalten, entweder Darmbruch, Netzbruch, Windbruch. Der Leiſtenbruch kommt am öfterſten vor. Man wird anfangs blos eine kleine Geſchwulſt, von der Größe einer Haſelnuß, meiſtens nach irgend einer Anſtrengung oder Erſchütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von ſelbſt, oder doch jedesmal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verſchwindet, aber immer wiederkommt und immer größer wird. Die vorbereitenden Urſachen ſind Erſchlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger ſind, als ehedem. Heftiger Huſten, Fallen, Sprünge u. ſ. w., ſelbſt Blähungen und heftiges Schreien bei Kindern können Veranlaſſung dazu geben. Der angeborne Bruch kommt auch öfters bei Kindern, beſonders bei Knäbchen vor, die ihn ſchon gleich bei der Geburt an ſich haben. Der Waſſerbruch gehört nur der Benennung wegen hierher, indem es blos eine Anhäufung wäßriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Teſtikels oder des Saamenſtrangs iſt, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch iſt ein beſchwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachläßigt wird und ſich entzündet, wozu Einklemmung deſſelben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verſtopfung des Stuhlganges verurſacht, oft Veranlaſſung gibt, gar bald den Tod verurſachen. Das beſte Mittel, ſich vor Gefahr zu ſchützen, iſt, den Bruch ſobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches den Bruch verhindert, ſich wieder herauszudrängen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn ſich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. 2. Knochenbruch, Verletzung des Zuſammenhangs der Knochen. Oefter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche am häufigſten vorkommen. Zur Heilung dieſer Brüche gehört, daß die Theile zuvörderſt wieder in die richtige Lage gebracht werden, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geſchieht, und dann durch Binden und Schienen ſo lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruchenden ausſchwitzende und ſie wieder verbindende Knochenſaft (callus) verhärtet iſt. H.

Brücke iſt ein Bau über Seen, Flüſſe und Gräben, um über dieſelben gehen und fahren zu können. Ihre Erfindung fällt in das höchſte Alterthum. Von den verſchiedenen Arten von Brücken führen wir folgende an: 1. Zugbrücken, welche entweder einfach oder doppelt ſind; 2. unbewegliche Brücken, alle ſolche, die nur durch Vernichtung von ihrem Platze entfernt werden können; 3. Faß- oder Tonnenbrücken, aus kunſtmäßig verbundenen, oben mit Balken oder Brettern verbundenen Tonnen gemacht; 4. fliegende Brücken, aus zwei mit einander verbundenen und mit ſtarken Brettern gedielten Schiffen verfertigt, und zur Ueberführung auf Flüſſen beſtimmt; 5. Floßbrücken, von ſtarken Bäumen zuſammengebundene, mit Brettern oder Dielen belegte Floſſe; 6. gewöhnliche Brücken aus Holz oder Stein; 7. Laufbrücken, eine Art leichter Brücken, welche entweder nur auf Blöcke geſetzt, oder auf zu beiden Seiten eingeſchlagene Pfähle gelegt werden. Im erſtern Falle heißen ſie auch Bockbrücken; 8. Schiffbrücken, Pontonbrücken; erſtere werden von Schiffen, letztere von hölzernen oder kupfernen Kähnen zuſammengeſtellt, worüber die Brücke mit Balken, Brettern oder Dielen geſchlagen wird; 9. tragbare Brü-

cken; ſolche, die bequem von einem Orte zum andern gebracht werden können, und im eigentlichen Sinne die oben bezeichnete Laufbrücke. Man nennt ſie auch Sturmbrücken; 10. Drehbrücken. Sie werden auf Flüſſen und Canälen, worauf Schiffe gehen, angebracht, und ſind ſo eingerichtet, daß den Maſten der Schiffe zum Durchpaſſiren der nöthige Raum gegeben werden kann. — Brückenſchanze oder Brückenkopf heißt jede zur Vertheidigung einer Brücke aufgeworfene Verſchanzung. Man theilt ſie in beſtändige und nicht beſtändige ein. Jene werden bei ſtehen bleibenden Brücken, zur Sicherung der Gemeinſchaft, angelegt, und müſſen mithin ſo feſt gemacht werden, als es ein bloßer Erdbau nur geſtattet. Letztere haben nur eine vorübergehende Beſtimmung.

Brüdergemeinde (evangeliſche) oder Brüderunität läßt ſich die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgeſellſchaft am liebſten nennen. Sie entſtand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmiſchen oder mähriſchen Brüder, (ſ. d. Art. böhmiſche Brüder), welche ſich im Jahre 1722 unter Begünſtigung des Grafen Zinzendorf auf dem Gebiete ſeines Rittergutes Berthelsdorf in der Oberlauſitz, an der Mittagsſeite des Hutberges, anbauten, und ihre Colonie Herrnhut nannten. Erſt als mehrere nachgekommene böhmiſche und mähriſche Exulanten den Ort vergrößerten, und die Verſchiedenheit der Coloniſten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinſchaftlichen Uebereinkunft über feſte Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wurden, unter Leitung des ſchon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muſter der erſten apoſtoliſchen eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewiſſe Vereinigungspunkte feſtgeſetzt, in denen man die Unterſcheidungslehren der verſchiedenen proteſtantiſchen Confeſſionen, deren Verwandte ſich hier verſammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Chriſtenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mähriſchen Brüderkirche geregelte Verfaſſung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverſtändniſſes nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 dieſe Statuten an, und bildeten ſo den erſten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der von nun an ganz für ſie lebende Zinzendorf (ſ. d. Art.) anzuſehen iſt. Die Nachkommen jener Exulanten, denen bald durch landesherrliche Verbote unterſagt wurde, noch mehrere ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinſten Theil dieſer jetzt ſo zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verſchiedenen proteſtantiſchen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der mähriſche, zu dem die von jenen Exulanten abſtammenden, und alle, weder aus der lutheriſchen noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutheriſche und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropus ihrer Aeltern, und der Uebertritt von einem zum andern iſt weder erlaubt noch nöthig, da die Verſchiedenheit dieſer Tropen im Innern der Gemeinde verſchwindet, und alle Glieder in den Lieblingsvorſtellungen und Ausdrücken ihres religiöſen Gefühls, die als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen ſind, und in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfaſſung und Kirchenzucht mit einander übereinſtimmen. Doch wollen ſie keineswegs für eine beſondere Religionspartei gehalten ſeyn, ſondern ſetzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottſeligkeit, und haben, obwol Zinzendorfs

und Spangenbergs (ſ. d. Art.) Schriften bei ihnen in großem Anſehen ſtehen, keinen eigenen durch beſondere ſymboliſche Bücher fixirten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten ſie ſich, wo die Regierungen darnach fragten, ausdrücklich für Verwandte der augsburgiſchen Confeſſion, und wurden auch in mehreren Staaten dafür anerkannt. Weil indeß jene bekannten, oft nur zu ſehr ins Sinnliche hinüberſpielenden, aber jetzt durch einen beſſern Geſchmack zum Theil antiquirten Religionsvorſtellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwange gingen, als ſie an eine zuſammenhängende Darſtellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten; ſo nahm auch dieſe nach und nach eine eigenthümliche Geſtalt an, welche ſich von dem Lehrbegriffe der proteſtantiſchen Kirchen merklich unterſcheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiöſen Anſicht beſteht darin, daß ſie die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verſtandes betrachten, und, in ſo fern ſie ſubjective Ueberzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangeliſchen Wahrheit erklären, dabei aber beſonders an gewiſſen ſelbſt erfundenen und den Bildern hängen, in welche das neue Teſtament die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum einkleidet; beſonders halten ſie ſich an die Idee des Mittleramtes Chriſti, und denken ihn am liebſten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus nennen ſie zwar das demüthige Gefühl der Sündhaftigkeit den Grundzug der chriſtlichen Geſinnung; allein dadurch entfernen ſie ſich von ſeinem Ernſte, daß ſie in dieſem Gefühle eine gewiſſe Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus halten ſie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber iſt ihnen eigenthümlich, daß ſie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortſetze und wiederhole; den chriſtlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jeſu beſchreiben, und auch in den überſchwenglichen Gefühlen dieſer Gnadenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immerwährenden Regierung Chriſti über ſeine Kirche haben ſie weitläuftig ausgemalt und auf alle Lebensverhältniſſe angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren ſie die Gottheit; alle Werke in der ſinnlichen und überſinnlichen Welt ſchreiben ſie ihm zu; im Namen des Heilandes thun ſie alles, was ſie beſchließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: der Heiland will es, motivirt. Eine ausdrückliche Erklärung ſeines Willens iſt ihnen die Entſcheidung durch das Loos, deſſen ſie ſich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbeſetzungen, Miſſionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dgl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur denjenigen, welcher looſ't, nicht aber nothwendig auch die, für welche gelooſ't wird, ſo daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und dieſe wiederum den auf dieſe Art ihr angetragenen Bräutigam ausſchlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich ſind, verdient jedoch der durchaus practiſche Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöſer, von den Laſtern der Welt abgeſonderter, durch Arbeitſamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weiſen Beſchränkung glücklicher Menſchen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei allen Gutgeſinnten gefunden hat. Dabei haben ſie ſich überall nach den Umſtänden gerichtet und die Maximen der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre ſchöne Idee, eine Chriſtokratie, d. h. ein ſittliches Reich, wo allein Chriſtus regiert, zu errichten, nicht in ſo großem Umfange zur Ausführung

gekommen ſeyn würde; denn jene Anſichten, Phantaſien und Bilder, welche ihre Theologie charakteriſiren, und nur vermittelſt ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeiſtes nicht hinreichend ſeyn, die Glieder ihrer Gemeinde zuſammenzuhalten, wenn ſie dafür nicht auf das zweckmäßigſte durch eine Communverfaſſung und Disciplin geſorgt hätten, in der die ſyſtematiſche Conſequenz, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt iſt. Sämmtliche Mitglieder der Unität ſind nach Geſchlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man in jeder Gemeinde ein Kinder=, Knaben=, Mädchen=, ledige Brüder=, ledige Schweſtern=, Ehe=, Witwer= und Witwenchor findet. Jedes Chor hat ſeinen Chorhelfer, der die Seelſorge und Sittenzucht, und ſeinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors beſorgt. Bei den weiblichen Chören werden dieſe Aemter von weiblichen Perſonen verwaltet und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Curatoren vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlaſſenen Knaben in dem Brüderhauſe, einem großen Gebäude, worin ſie mit allerlei Künſten und Handwerken beſchäftigt und zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zuſammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schweſternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperſon zugelaſſen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuſer für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Dienſten ſtehende Glieder dieſer Chöre dürfen ſich auch, mit beſonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Prinzipalen aufhalten. Das Ehechor beſteht aus ſämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäuſern wohnen und ihre Geſchäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufſicht und Berathung ihrer Chorbeamten ſtehen. Durch dieſe Chorbeamten wird die Aelteſtenconferenz jeder Gemeinde von dem, was in den Chorhäuſern und Familien vorgeht, in Kenntniß geſetzt. Dieſe alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde beſteht aus dem Gemeinhelfer, welcher als der oberſte Vorſteher der Gemeinde den Vorſitz führt, dem Ortsprediger und den Chorbeamten. Beigeordnet iſt ihr ein Aufſehercollegium, welches über den Nahrungsfonds und die Polizei wacht, auch Streitigkeiten ſchlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausſchuſſes aus der Gemeinde, die große Helferconferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Ueberlegung zieht, und den beiden obern Behörden zur Entſcheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereiniget ſich mit dieſen Collegien ein weiterer Ausſchuß, und bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde ſind Biſchöfe, welche die Prediger ordiniren und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder beſtimmte Sitze noch eigene Sprengel oder Diöceſanrechte haben; Seniores und Conseniores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfaſſung und die Verhältniſſe zu den reſpectiven Landesobrigkeiten obliegt; Presbyter oder Prediger, welche entweder bei Gemeinden angeſtellt ſind oder zu Miſſionen gebraucht werden; Diaconen, welche den Predigern beigeordnet ſind, und Diaconiſſen, welche ſich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geſchlechts beſchäftigen. Der Mittelpunkt der in ſo viele Zweige getheilten Aufſicht und Gewalt war, ſo lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines Ordinarius vorſtand. Aus den ihm zur Hülfe beigegebenen

Biſchöfen und Aelteſten bildete ſich ein Collegium, welches unter dem Namen Unitätsälteſten-Conferenz gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Geſellſchaft dirigirt. Der Sitz dieſes Directoriums iſt nicht beſtimmt; ſeit dem Jahre 1789 hält es ſich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Nach der Verſchiedenheit ſeines Geſchäftskreiſes wird es in vier Departements getheilt: in das Helferdepartement, welches die reinkirchlichen Sachen beſorgt und die Stelle eines Oberconſiſtoriums vertritt; das Aufſeherdepartement, welches über die Aufrechterhaltung und Disciplin wacht; das Dienerdepartement, welchem die ökonomiſchen Angelegenheiten anvertraut ſind, und das Miſſionsdepartement, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wiſſen und Willen dieſer Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geſchehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Anſehens und Einfluſſes bleibt ſie doch den die ganze Unität repräſentirenden Synoden verantwortlich, welche ſie, ſo oft es die Umſtände erfodern und erlauben, zuſammenberuft. An dieſen Synoden, welche ſonſt wohl in zwölf Jahren zweimal gehalten wurden, jetzt aber wegen der Kriege ſeit beinahe zwanzig Jahren nicht Statt finden konnten, nehmen, außer den Unitätsälteſten, ſelbſt alle Biſchöfe, Civilſenioren, Vorſteher der Tropen, die Herrſchaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität ſind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrne Schweſtern Theil. Die Verſammlungen derſelben dauern mehrere Monate, und haben meiſt wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beſchlüſſe, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem ſorgt die Unitätsälteſten-Conferenz durch das Wochenblatt und die jährlich erſcheinenden Memorabilien für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntſchaft aller Glieder mit dem Zuſtande und den Angelegenheiten der geſammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die ſogenannten Loſungen, d. h. die für jeden Tag im Jahre beſtimmten bibliſchen Denkſprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brüdergemeinde ein Exemplar erhält. Für die tägliche Erbauung iſt durch eine das Herz ungemein anſprechende Anordnung der gottesdienſtlichen Verſammlungen geſorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten, und nur durch die ſorgfältigſte Reinlichkeit geſchmückten Saale, wo ein grünbehangener Tiſch die Stelle des Altars vertritt, täglich dreimal, und nie länger als dreiviertel Stunden gehalten, nämlich Vormittags die Kinderſtunde, an der auch Erwachſene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendiget ſind, die Gemeinſtunde mit einem Lehrvortrage oder einer bibliſchen Vorleſung, und um 9 Uhr die Singſtunde, wo Liederverſe, die ſich auf die Loſung des Tages beziehen, geſungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt, (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderſtunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singſtunde für die Abendmahlsgenoſſen und Abends die Gemeinſtunde gehalten. Auch in der Woche finden zu ſchicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgiſche Verſammlungen Statt, in welchen letzteren Brüder und Schweſtern im Geſange abwechſeln, und jeder Theilnehmende ſeinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demſelben die Nachrichten des Wochenblatts vorgeleſen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewiſſe Gedenktage zur

Erinnerung an die wichtigſten Begebenheiten aus der Geſchichte der Unität und des Orts, und jedes Chor ſeine Feſte. Der Jahresſchluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorleſung der Memorabilien der Unität begangen. Beſonders rührend und eindringlich iſt die Feier des Abendmahls, welches alle, die dazu fähig ſind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das ſogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieſer Feier, wobei jeder Chorhelfer ſich mit den Communicanten ſeines Chors einzeln über ihren Seelenzuſtand beſpricht. Das Fußwaſchen findet jetzt nur noch am grünen Donnerſtage Statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenuſſe wird, nach dem Muſter der Agapen der apoſtoliſchen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Geſang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig iſt der religiöſe Gebrauch der Muſik bei den Herrnhutern; ſie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verſchönert ſelbſt den Tod, den ſie ein Heimgehen nennen. Sobald jemand geſtorben iſt, wird ein Lied vom Thurme mit Poſaunen geblaſen, aus deſſen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verſtorbene gehörte, weil jedes ſeine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht Statt. Unter Poſaunenſchall wird die Leiche im hellangeſtrichenen Sarge auf den Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmliſchen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen ſich, ihr zugeſellt zu werden. Am Oſtermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Muſik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferſtehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verſtorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Dieſe in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten disciplinariſchen und gottesdienſtlichen Anſtalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um ſo weniger verfehlen, da die Cultur der Wiſſenſchaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerſtand als Beförderung bei dieſer Geſellſchaft findet. Um die Tugendbildung haben die Herrnhuter zwar weſentliche Verdienſte; ihre Erziehungsanſtalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die frankiſchen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland zum Muſter, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen meiſt mit gutem Erfolge in ihre Penſionen, weil ihre Jugendlehrer ſelbſt, durch Subordination und Gewöhnung gebildet, was den Kindern durch conſequente Beherrſchung und ſtrenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann, wohl herzuſtellen verſtehen. Beſonders haben ihre Inſtitute vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöſe Richtung erhalten. Die Mädchenanſtalt in Herrnhut und die Knabenanſtalt in Niesky ſtehen in vorzüglichem Flore; beide gehören, wie die Kinderanſtalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der geſammten Unität, welche darin die Waiſen arm verſtorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanſtalten ſind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die ſich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnaſiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Univerſität vertritt. Letzteres iſt vorzüglich zur Bildung der Prediger beſtimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrſamkeit keinen Anſpruch. Ueberhaupt verengen die vielen disciplinariſchen Rückſichten, welche die Herrnhuter

nehmen, den Blick zu ſehr, als daß ſich jemals ein freies, wiſſenſchaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen beſondern Stand ausmachen, erheben ſich in ihrer Bildung nur ſelten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu erſetzen wiſſen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredſamkeit abgeht, ſo fällt die Kunſtloſigkeit Anderer nicht ſelten ins Triviale und Abgeſchmackte, was um ſo leichter geſchehen kann, da auch Unſtudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf perſönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und practiſche Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wiſſenſchaftliche Bildung geſehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutiſchen Beamten mehr erfahrne, kluge und anſtellige Menſchen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schweſtern lebt in einer Beſchränktheit und Unkunde deſſen, was nicht gerade in der Gemeinde recipirt iſt, oder ihr beſonderes Gewerbe betrifft, wobei ſie den aus der Abgeſchloſſenheit ihres Syſtems und aus ihrer Abſonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geiſteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrſchaft über die Gewiſſen und die geiſtliche Vormundſchaft, in der ſie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geiſt der Zeit ſie weniger, als man bei ihrem vielſeitigen Handelsverkehr denken ſollte, berühren; und wenn ſie auch ſeit mehreren Jahrzehnden manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfaſſung geändert haben, ſo blieben ſie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einfluſſe der Mode. Dies zeigt ſich nicht blos in dem Stillſtande ihrer Denkart, ſondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer ſieht man bei ihnen die den Unterſchied der Stände wenigſtens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schweſtern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem ſie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schweſtern, blau die Ehefrauen und weiß die Wittwen. Noch immer werden andere als unſchuldige Geſellſchaftsſpiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel ſind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gaſthäuſern) zu finden; auch Tanz und Romanenlectüre geſtatten ſie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geſchlechter, die ſelbſt auf den Spaziergängen einander vermeiden müſſen, zuſammenbringt. So wird das Erwachen der Geſchlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weiſe verhütet, und ſelbſt junge Leute, die man mit einander verheirathen will, ſehen und ſprechen ſich in der Regel nicht eher, als bei einer unter Aufſicht der Aelteſten veranſtalteten Zuſammenkunft. Wer gegen die Gemeinordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erſt durch liebreiche Ermahnungen, und wo dieſe nichts fruchten, durch den Bann gezüchtiget, der in der Ausſchließung vom Abendmahle und andern Zurückſetzungen beſteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirkſamſten Mittel, jede Unſittlichkeit von ihnen abzuhalten, iſt die anhaltende und angemeſſene Beſchäftigung, die ſie allen Gliedern ihrer Gemeinde zu geben wiſſen. Ihre Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit in Künſten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels iſt rühmlich bekannt, und ohne die Induſtrie wäre es auch unbegreiflich, wie ſie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anſtalten und Unternehmungen beſtreiten könnten. Die Sage von einer Heilandscaſſe, in welche jedes Mitglied ſein Vermögen werfen müſſe,

iſt gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsälteſten-Conferenz eine der ganzen Geſellſchaft angehörende Caſſe, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtniſſe erhalten wird. Die Abgaben jedes contribuablen Bruders mögen im Durchſchnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man ſie aber auch geringer anſchlägt, ſo müſſen die Einkünfte der Caſſe ſehr bedeutend ſeyn, da ſich gegenwärtig die Geſammtzahl der beitragsfähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einſchluß der Negergemeinden, ſchon im Jahre 1786 auf 500,000 geſchätzt. So hat ſich dieſe Geſellſchaft, die im Jahre 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmählich vergrößert und erweitert. In der Oberlauſitz zeichnen ſich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schleſien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neuſalz und Gnadenfeld bei Coſel aus. Anſehnlich ſind auch die Gemeinden bei Neudietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenſtein, zu Chriſtiansfeld im Schleswigſchen und zu Zeyſt bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eigenen Verſammlungsſälen in Baſel, Amſterdam, Harlem, Copenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Yſenburgiſchen vertriebene Gemeinde ging und ein beſonderes Stadtviertel anbaute, Petersburg und Moskwa. In Rußland wurden ſie 1764 privilegirt, und bauten den durch den Verkehr mit den Tataren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im aſtrachaniſchen Gouvernement. Beſonders aber haben ſie in England Eingang gefunden, wo ſie durch eine Parlamentsacte vom Jahre 1749 als eine alte biſchöfliche Kirche anerkannt ſind. Ueberall haben ſie ſich des Schutzes der Regierungen würdig bewieſen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Induſtrie und Genügſamkeit zu den beſten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgeſetze, und tragen die bürgerlichen Laſten, ob ſie gleich in der Verwaltung ihres Gemeinweſens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünſchen. Ihre Colonien außer Europa entſtanden durch ihre Miſſionen, denn fortwährend haben ſie das verdienſtliche Geſchäft der Heidenbekehrung mit dem unverdroſſenſten und verſtändigſten Eifer betrieben. Ihre erſte Miſſion nach St. Thomas ward von Zinzendorf im Jahre 1732 unter Begünſtigung der däniſchen Regierung veranſtaltet. Die meiſten und blühendſten Colonien haben ſie in Nordamerika gegründet, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inſeln der neuen Welt gibt es herrnhutiſche Pflanzungen, und ſelbſt zu den Hottentotten am Cap haben ſie Glaubensboten geſandt. Weniger glückliche Fortſchritte macht ihre Heidenbekehrung in Oſtindien; doch iſt ſchon das, was ſie bisher geleiſtet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menſchenfreundlichen Bemühungen begleitet. Daß indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfaſſung annehmen, und ſich der Brüdergemeinde incorporiren möchten, was wohl bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünſcht worden iſt, ſcheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet ſich nur für kleine Gemeinden; er würde als Maxime der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfaſſung großer Reiche, ſeine Vorzüge mit

ſeinem wahren Charakter verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde was ſie iſt, ſo wird ſie ſich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der ſeltſamen Miſchung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlauheit, von Milde und Eigennutz, die man in ihrer Verfaſſung, Denkart und Handlungsweiſe wahrnimmt, durch treues Feſthalten ihres vortrefflichen Endzwecks, als ein ehrwürdiges Denkmal der Religioſität einer nun verſchollenen Zeit, als eine ſchätzbare Bewahrerin der proteſtantiſchen Unterſcheidungslehren und als ein Muſter der ſtillen Tugenden, die den Menſchen glücklich machen, noch lange unter uns in Anſehen und Gedeihen erhalten. E.

Brüderſchaften (geiſtliche) ſind engere Verbindungen zur Uebung der Gottſeligkeit in einer beſtimmten Form. Die meiſten entſtanden im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, und nahmen, theils aus gegründeter Unzufriedenheit mit dem Zuſtande der Kirche, theils aus Eitelkeit und Sucht ſich auszuzeichnen, häufig den Charakter eines Separatismus an, den die eiferſüchtige Geiſtlichkeit als eine gefährliche Oppoſition verfolgen zu müſſen glaubte. Von dieſer Art waren die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, die ſich im dreizehnten Jahrhunderte in den Rheinländern zeigten. Geleitet von dem Wahne einer ſinnlichen Vollkommenheit, die ſie ſich nach mißverſtandenen bibliſchen Stellen zuſchrieben, ſagten ſie ſich von der Theilnahme am Cultus der Kirche los, hielten den äußeren Gottesdienſt überhaupt für überflüſſig, und glaubten, als die freien Kinder Gottes und Nachfolger Chriſti, keinem Geſetze mehr unterthan zu ſeyn. Dabei geriethen ſie in pantheiſtiſche Phantaſien, und verfielen bald auf einen Myſticismus, der alle Religion in ein Schwelgen mit frommen Gefühlen verwandelt, bald in die Einbildung, alle ſinnlichen Triebe erſticken zu können, jeder Verſuchung Trotz bieten, und ihre Tugend durch Abwerfen aller Kleider im Umgange der Geſchlechter auf eine Probe ſtellen zu müſſen, die zu den ſchamloſeſten Ausſchweifungen Anlaß gab, und ihnen den Spottnamen Schweſterones zuzog; ja einige ſuchten ihre Laſter ſogar durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 machten dieſer Brüderſchaft ein Ende, und ihre Reſte verloren ſich unter die Beguinen und Begharden, Brüder- und Schweſterſchaften, welche ſich damals der Duldung würdiger zeigten. Andere Brüderſchaften waren nur zu frommen Zwecken verbunden, ohne ſich von Staat und Kirche abzuſondern, wie zur Loskaufung der Chriſtenſclaven, zum Gebet für abgeſchiedene Seelen (Kalandsbrüder), zur Bekämpfung der Räuber und Ketzer (die Hermandad in Spanien), zum Dienſte der Inquiſition (Familiaren und Kreuzträger) oder zur ſtrengeren Buße, wie die beſonders in Italien zahlreichen und durch die Farben ihrer Kleidung unterſchiedenen Geſellſchaften der weißen, grauen, blauen, grünen und rothen Brüder, und die Brüder des Todes, die ſich zum beſtändigen Andenken an den Tod verbanden, aber nicht lange beſtanden haben. Unter die ehrwürdigſten Geſellſchaften dieſer Art gehören die von Philipp von Neri 1548 zu Rom geſtiftete Brüderſchaft der heiligen Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilgrimme und Wiedergeneſenen aus den Hospitälern, die 1645 zu Paris geſtiftete Brüderſchaft der Schuſter und Schneider zum Unterrichte unwiſſender Lehrlinge und Geſellen dieſer Handwerke, die 1674 ebendaſelbſt gegründete und in Frankreich ſonſt weit verbreitete Brüder-

ſchaft der chriſtlichen Schulen des Jeſuskindes, welche ſich um die Erziehung der Jugend ſehr verdient gemacht und zu dem Erziehungshauſe der Maintenon zu St. Cyr die Lehrerinnen gegeben hat, und die ſchwarzen oder barmherzigen Brüder und Schweſtern, die ſich mit der Pflege der Kranken, Tröſtung der Delinquenten und Beerdigung der Selbſtmörder und Hingerichteten beſchäftigen, und als eins der gemeinnützigſten Inſtitute bis jetzt erhalten haben. (Vergl. Herrnhut). E.

Brügge, wichtige Stadt in Flandern, in dem nunmehrigen Königreiche der Niederlande, während des franzöſiſchen Beſitzes die Hauptſtadt des Departements der Lys. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 33,500. Mehrere ſchiffbare Canäle, welche Flandern durchſchneiden, nach Oſtende, Nieuport, Gent und Sluys gehen, und auf denen Schiffe von 2 bis 300 Tonnen von der Küſte in den Hafen der Stadt fahren können, vereinigen ſich hier im Mittelpunkte. Trotz der ungünſtigen Zeiten ſind die Leinwand-, Spitzen-, Tuch-, Corduan-, Saffian-, Seiden-, Fayence-, Hut- und Seifenmanufacturen und Fabriken noch immer ſehr wichtig. Auch die Kattundruckereien, die Bleichen, die Zuckerraffinerien ſind bedeutend. Ferner ſind zu erwähnen eine Maler-, Bildhauer-, Baumeiſter- und Schifffahrtsſchule, das Lyceum und die anſehnlichen Schiffswerfte.

Brühl (Heinrich Graf von), Miniſter Auguſts III., Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, war 1706 in Thüringen geboren. Sein Vater, ſachſen-weißenfelſiſcher geheimer Rath, war unbegütert und außer Stand, ſeine fünf Kinder auszuſtatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienſte der Herzogin Eliſabeth. Sein heiteres Weſen und die Anmuth ſeiner Unterhaltung und Sitten gewannen ihm die Gunſt dieſer Fürſtin, und bald darauf auch Auguſts II., deſſen Liebling er ward. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn, und ließ ſich von ihm auf allen Reiſen begleiten. Brühl benutzte klug und gewandt die Gnade ſeines Herrn, und hatte bereits mehrere wichtige Aemter erlangt, als der König am 1ſten Februar 1733 zu Warſchau ſtarb. Jetzt kam es darauf an, auch das Wohlwollen des Nachfolgers zu gewinnen. Durch ein eigenes Glück war die polniſche Krone ſammt den übrigen Reichskleinodien der Obhut Brühls anvertraut; ohne Säumen reiſ'te er nach Dresden, überbrachte ſie dem neuen Churfürſten, Auguſt III., und war ſehr thätig, ihm den Thron zu ſichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünſtigen, und er ſelbſt verſtand meiſterhaft, daſſelbe ſich unterzuordnen. Einſchmeichelnd und gefällig beherrſchte er ſeinen Herrn, indem er allen ſeinen Launen diente; zugleich entfernte er Alle, die es hätten verſuchen können, ein gleiches Anſehen um einen gleichen Preis zu erkaufen. Auguſt III. hatte ſeine Gunſt dem Grafen Sulkowsky geſchenkt; Brühl, der ſich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund ſeines Nebenbuhlers, und theilte das Miniſterium mit ihm. Inzwiſchen vermählte er ſich mit der Gräfin Kollowrath, eine Favorite der Königin, und ſo gelang es ihm durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowsky entfernt ward. Jetzt befand er allein ſich im Vertrauen Auguſts, und mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Geſchicklichkeit war er unabläſſig bemüht, Alle von dem Könige abzuhalten, die ſich ihm nähern wollten. Kein Lakay trat ohne Brühls Genehmigung in des Königs Dienſte; begab ſich derſelbe in die Capelle, ſo wurden zuvor alle Wege von Zuſchauern und Begegnenden frei gemacht. Auguſt ver-

langte von ſeinem Miniſter einen glänzenden Aufwand, und Brühl erfüllte dieſen Wunſch ſeines Gebieters im weiteſten Umfange. „Ohne meine Verſchwendung würde der König mich an dem Nothwendigſten Mangel leiden laſſen,“ pflegte er oft zu ſagen. Er hielt zweihundert Domeſtiken, und bezahlte ſeine Garde beſſer als der König; ſeine Tafel war die köſtlichſte und ſeine Garderobe die glänzendſte. „Brühl,“ ſagt Friedrich II., „war der Mann dieſes Jahrhunderts, der die meiſten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäſar würde ihn zu jenen ſchön friſirten und parfumirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete.“ Auguſt III. war nicht Cäſar, und Brühl galt alles bei dieſem ſchwachen und nachſichtigen Regenten. „Nie wurde ein Fürſt ſclaviſcher bedient, immer befand ſich Brühl in ſeinem Gefolge, ganze Tage in ſeiner Nähe, ohne ein Wort zu ſprechen, während der geſchäftsloſe Fürſt rauchend umher ſchlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu ſehen. Brühl, habe ich Geld? — Ja, Sire. — Das war beſtändig ſeine Antwort.“ Aber um dieſe Antwort geben zu können, wurden die Caſſen erſchöpft und das Land mit Schulden belaſtet. Dagegen hatte man die Armee vermindert, und als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachſen nur 17,000 Mann ſchlecht organiſirter Soldaten, die ſich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war Brühl mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemälde und Porzellane gerettet, und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlaſſen. Nicht minder eitel als herrſchſüchtig hatte ſich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Poſen erklären laſſen. Die Kaiſerin Eliſabeth hatte ihm den St. Andreasorden verliehen, und Carl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Bis zum hubertsburger Frieden blieb er in Warſchau, wo ſein Betragen ihm keine Freunde erworben hatte. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin ſtarb, ſchenkte ihm der König die ganze Apanage derſelben, um ihn für die in Sachſen erlittenen Verluſte zu entſchädigen. Auguſt war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5ten October ſtarb. Schon am 28ſten deſſelben Monats folgte ihm Brühl, der bereits ſeit einiger Zeit gegen ſeine Erſchöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günſtlings unausgeſetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn perſönlich haßte, ließ, als Adminiſtrator von Sachſen, die brühlſchen Güter mit Beſchlag belegen und eine Unterſuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß Brühls geſammtes Vermögen auf ſeine Nachkommen überging, und wirklich ſcheint er ſeine anſehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit und Nachgiebigkeit ſeines Fürſten, als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch iſt es rühmend anzuerkennen, daß er mit ſeiner Prachtliebe und ſeinem Aufwande nebenher den Künſten und Wiſſenſchaften weſentliche Vortheile gewährt hat. — Seine anſehnliche Bibliothek kaufte der Churfürſt für 50,000 Thaler.

Brühl (Friedrich Aloyſius Reichsgraf von), älteſter Sohn des Miniſters, wurde den 31ſten Juli 1739 zu Dresden geboren, und genoß, wie alle ſeine Brüder, einer trefflichen Erziehung. Man ſollte glauben, daß der im väterlichen Hauſe herrſchende Luxus auch auf die Kinder ſich erſtreckt hätte; allein es fand gerade das Gegentheil Statt. Die Mutter, eine höchſt würdige, einſichtsvolle und geiſtreiche Frau, erzog ſie mit möglichſter Sorgfalt, und bewies dabei eben ſo viel Klugheit, als eine ihrem Geſchlechte ſonſt nicht gewöhnliche Strenge. Brühl ſtudirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in ſeinem 19ten Jahre

polniſcher Kron-Generalfeldzeugmeiſter. Nachdem er Europa mit Aufwand durchreiſ't hatte, wohnte er im ſiebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oeſterreicher bei. Nach dem Tode Auguſts III. verlor er ſeine Aemter in Polen und Sachſen. Jedoch ſöhnte er ſich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derſelben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlauſitz, wo er auch ſeine Lebensjahre in ſtiller Abgezogenheit für die Wiſſenſchaften und ſeine Freunde lebte. Bei einem Beſuche, den er ſeinem Bruder Carl (königl. preuß. Generallieutenant und Oberhofmeiſter) in Berlin machte, ſtarb er daſelbſt den 30ſten Januar 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der ſchönſten Männer und beſaß dabei eine bewundernswürdige Leibesſtärke. In der Fertigkeit zu ſchießen, zu ſchwimmen und zu reiten ſuchte er ſeines Gleichen. Das mechaniſche Fach kannte er in ſeinem weiteſten Umfange. Die meiſten europäiſchen Sprachen ſchrieb und ſprach er mit Grazie und Ausdruck. Von ſeinen Einſichten in die ſchöne Literatur und Schauſpielkunſt zeugen ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Auf dem Baſſon war er Virtuoſe, und ſpielte außerdem faſt alle Inſtrumente. Er zeichnete und malte mit Geſchmack und Einſicht. In den mathematiſchen Wiſſenſchaften hatte er ſich die ausgebreitetſten Kenntniſſe erworben, beſonders in der Artillerie und der damit verbundenen Luſtfeuerwerkerei. Um ſich von der erſtern genaue Kenntniß zu verſchaffen, arbeitete er zu Augsburg faſt ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerſt mäßig; eine Tugend, die ſich bei Charakteren ſeiner Art höchſt ſelten findet. Er aß wenig und trank beinahe gar keinen Wein. Eine ſonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath ſchlafen. Die Kunſt der Unterhaltung war ſein Triumph.

Seine Wiſſenſchaft war Freude,
Seine Kunſt Geſelligkeit.

Seine Schauſpiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutſchen Bühnen geſehen wurden, ſind in fünf Theilen erſchienen (1785 bis 1790). Eins der beſten Stücke darunter iſt die Brandſchatzung, der eine wahre Anekdote aus dem ſiebenjährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch überſetzte Brühl Meißners Alcibiades ins Franzöſiſche. — Johann Moritz, geboren den 20ſten December 1736, war ſächſiſcher geheimer Rath und Geſandter in London, hat mehrere intereſſante Memoiren hinterlaſſen, und ſich beſonders mit Unterſuchungen über die Meereslängen beſchäftigt. Ihm folgt der Ruf eines Mannes von eben ſo trefflichem Herzen als gebildetem Geiſte.

Brun (Charles Le), erſter Maler des Königs, Director der königlichen Gobelinmanufacturen und der Malerakademie, und Fürſt der Akademie zu St. Lucca und Rom, wurde zu Paris 1618 geboren. Er war ſchon im dritten Jahre damit beſchäftigt, mit Kohle zu zeichnen, und verfertigte bereits in ſeinem zwölften Jahre ein Portrait ſeines Großvaters, welches hernach nicht für das ſchlechteſte ſeiner Bildniſſe erkannt worden iſt. Er wurde zu Vouet, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, gethan, wo er nicht allein in kurzem alle ſeine Mitſchüler übertraf, ſondern auch bald ſeinen Lehrer ſelbſt einholte. Nachdem er von Rom, wohin ihn der König geſchickt

hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heiligen Michaelisordens ernannt. Ueberdieß erhielt er von dem Könige deſſen reich mit Diamanten beſetztes Portrait und die Erlaubniß, in ſeinem Wappen eine Lilie führen zu dürfen. Le Brun beſaß ein umfaſſendes, zu allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geſchichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Maler haben das menſchliche Gemüth und die verſchiedenen Regungen, welche die Leidenſchaften in demſelben entſtehen laſſen, beſſer wie er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur le caractère des passions beweiſen, wie ſehr er über dieſen Gegenſtand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechſelung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Maler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung glich er wenigſtens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verſchiedenheit ſeiner Werke den größten Meiſtern, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhafteſten Einbildungskraft die reifſte und ſicherſte Urtheilskraft, und verleibte keinen, auch nicht den unbedeutendſten Gegenſtand ſeinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hatte, und dies aus dem Grunde, weil er in ſeinen Gemälden theils nichts Nothwendiges auslaſſen, theils aber auch nichts Ueberflüſſiges hinzufügen wollte. Seine Entwürfe ſind verſtändig und voll Leben, die Gegenſtände ſelbſt mit Kunſt und ohne Ziererei behandelt, die Gruppen auf eine angenehme Weiſe geordnet, ſeine Stellungen von guter Wahl, edel, ausdrucksvoll und contraſtirend, ohne erzwungen zu ſeyn, ſo wie ſein Faltenwurf vortrefflich iſt und das Nackte vollkommen andeutet. Ob er gleich Rafaels Zeichnung, ſo wie überhaupt die römiſche Schule, immer ſehr geſchätzt hatte, ſo ſcheint er ſich dennoch, wenigſtens in ſeinen frühern Werken, in welchen ſeine Zeichnung männlicher zu ſeyn ſcheint, dem Style der Caracci's ergeben zu haben. In der Folge zeigte er ſich weniger geſucht, aber fließender, und wich, ungeachtet der erſtaunenswürdigen Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, nie vom Correcten ab. Aber trotz aller der Vorzüge, welche man ſeiner Kunſt zugeſtehen muß, läßt ſich doch in den Werken deſſelben, denen man überhaupt keine Kenntniß des Helldunkeln zugeſtehen will, nichts als ſymmetriſche Anordnungen und Figuren finden, die eigentlich und ganz mechaniſch blos dazu hingeſtellt ſcheinen, um Gruppen zu bilden. Wenn man ſeine Gemälde betrachtet, ſo erſtaunt man ſogleich über die Menge der Perſonen, welche den Raum ohne Noth anfüllen; man erblickt alsdann zum öftern Stellungen, die nach natürlichen Muſtern gezeichnet zu ſeyn ſcheinen, und von glücklicher Routine, aber nicht von natürlicher und leichter Schöpferkraft zeigen, ſo wie man dann auch bald gewahr wird, daß Le Brun nur durch große Maſſen und durch erzwungene Einſchaltungen die Menge zu verblenden geſucht und dabei nicht bedacht hat, daß alle Figuren eines Gemäldes zu einem Ganzen zuſammenwirken und unter ſich eine gemeinſchaftliche Beziehung haben müſſen; doch muß man zur Ehre deſſelben geſtehen, daß er ſich ſehr oft durch einen vortrefflichen Ausdruck, den man in mehreren ſeiner Werke, beſonders in ſeiner Famille de Darius und in ſeiner Mor de St.-Etienne, bemerkt, ſelbſt übertroffen zu haben ſcheint. Uebrigens iſt ſein Colorit ſchlecht; ſeine Figuren, welche ſchwerfällig und ohne die Einfachheit

der Antike ſind, haben ſelten den Ausdruck, der dem Gegenſtande gebührt. Auch offenbart er Fehler, welche der damaligen Zeit und der damals herrſchenden Schule eigen waren. Was Le Bruns Charakter als Menſch anbetrifft, ſo thut es uns leid, daß wir dieſem noch weniger das Wort reden können, als ſeinem Künſtlerthume. Kaum zum erſten Maler des Königs ernannt, wurde er auch ſchon der despotiſchſte Tyrann aller Künſtler ſeiner Zeit. Maler, Bildhauer, ja ſelbſt die Baumeiſter, von ihm in Knechtſchaft gehalten, büßten auf dieſe Weiſe nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Da alle Künſtler der damaligen Zeit gezwungen waren, zu vergeſſen, daß Freiheit allein im Stande iſt, die Kunſt zum Ziele zu führen, ſo zogen ſie, zu Miethlingen herabgeſunken, an Le Bruns Triumphwagen, und ließen, mehr Schmeichler als Künſtler, ſich herab, ihr eignes Genie aufzuopfern und nur die Werke zu copiren, welche ihnen Le Brun vorlegte. Dieſe Herrſchaft Le Bruns über die Kunſt und ihre Ausüber ward beiden ſo verderblich, daß die öffentlichen Denkmäler der Kunſt, welche man damals ausführte, ſtets dieſelbe Phyſiognomie, daſſelbe Colorit tragen. Läßt man nämlich noch heut zu Tage ſeine Blicke auf die Gemälde und die Bildhauerarbeiten des ſiebzehnten Jahrhunderts fallen, ſo trifft man ſtets Le Bruns Genie und nie dasjenige des Malers oder Bildhauers an, deſſen Werke man vor Augen hat. So beſchuldigt man ihn auch, durch die Ausbrüche des Neides und der Eiferſucht, mit welchen er den Ruhm ſeines Studiengefährten, des berühmten Le Sueur, betrachtete, eine mitwirkende Urſache zu deſſen Tode geweſen zu ſeyn, ja ſelbſt ſeine Zöglinge veranlaßt zu haben, die ſchönſten Gemälde deſſelben durch Meſſerſtiche zu verderben. Aber was er an dieſem verbrochen hatte, wurde ihm gegen das Ende ſeines Lebens von Mignard ſeinem Nebenbuhler und perſönlichem Feinde, in reichlichem Maße wiedervergolten. Dieſer rächte durch Kränkungen aller Art, welche er Le Brun zufügte, das ſtolze, despotiſche Verfahren, mit welchem Letzterer die gleichzeitigen Künſtler behandelt hatte. Uebrigens wußte Le Brun recht wohl, daß er von Le Sueur übertroffen werde, und daher der wüthende Neid, mit welchem er dieſen bis zu ſeinem Tode zu verfolgen ſtrebte. Diejenigen ſeiner Gemälde, welche am meiſten die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich ziehen, ſind folgende: les batailles d'Alexandre; la Magdelaine pénitente; le Portement de croix; le Crucifiement; St.-Jean dans l'île de Pathmos; Hercule assommant les chevaux de Diomède etc. Merkwürdig iſt noch folgende Anekdote von ihm. Als er die bekannten ſchönen Zeichnungen, welche die Aehnlichkeit der menſchlichen und thieriſchen Phyſiogmien beweiſen ſollen, herausgegeben hatte, las er die Grundſätze, nach welchen er bei jenen Zeichnungen verfahren war, und welche er als Text zu jenen Zeichnungen hinzufügen wollte, öffentlich in der Maler- und Bildhauerakademie vor. Nun traf es ſich, daß mehrere Große, die zugegen waren, ſich ſonderbar genug durch die von Le Brun aufgeſtellten Grundſätze getroffen fühlten, und deßwegen nichts Eifrigerers zu thun hatten, als allen ihren Einfluß bei dem Miniſter Colbert anzuwenden, damit dieſer verhindern mußte, daß jene Grundſätze, als Text zu den Zeichnungen nicht gedruckt werden möchten. In der That verſchwand dieſer Text auch ſo vollkommen, daß ſelbſt Le Brun nie wieder etwas von demſelben gehört hat. Jene Zeichnungen, 58 an

der Zahl, wurden im Cabinette des Königs aufgeſtellt, aus welchem ſie jetzt der bekannte Denon hat ſtechen laſſen. Sechzehn der ſchönſten Gemälde Le Bruns befinden ſich im Muſeum Napoleon. Er ſtarb am 12ten Januar 1690.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, Reichserzſchatzmeiſter von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfaſſer der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gelegenheit ſeines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf lange Zeit in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung ſeiner Familie beſchäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalſtändeverſammlung machte er ſich durch ſeine Mäßigung bemerklich. Er wählte ſich die Gegenſtände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu ſeiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieſelben betreffende Beſchlüſſe aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er ſich denſelben Gegenſtänden widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünſtigte er, ward Präſident der einſtweiligen Commiſſion des Raths und figurirte nachher als dritter Conſul. Im Jahre 1803 wählte ihn die dritte Claſſe des Inſtituts zum Präſidenten. Napoleon, der in Lebrun ein ſeinen Abſichten ſich anpaſſendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzſchatzmeiſter, ertheilte ihm 1805 das rothe Band und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Lebrun als franzöſiſches Departement organiſirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland, woraus ihn das Waffenglück der Alliirten und der Aufſtand dieſes Landes gegen Ende des Jahres 1813 vertrieben.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrteſten Kritiker der neuern Zeit, war zu Strasburg den 30ſten December 1729 geboren. Er ward bei den Jeſuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortſchritte in den Studien, vernachläſſigte aber dieſelben, als er unmittelbar darauf in das Geſchäftsleben trat. Erſt geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück, und fing an, ſich mit den Dichtern des Alterthums zu beſchäftigen, um welche er ſich ſo rühmlich verdient gemacht hat. Er befand ſich als Kriegscommiſſär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Profeſſor, der durch Rath und Beiſpiel den Geſchmack für die Wiſſenſchaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Claſſiker leitete. Als Brunck nach Strasburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechiſchen, und beſuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorleſungen eines Profeſſors der griechiſchen Sprache bei der Univerſität. Der Enthuſiasmus, der ihm zu dieſem mühſamen Studium Muth gemacht hatte, ſtieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überſtiegen zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachläſſigkeiten, die er in den griechiſchen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachläſſigkeiten der Abſchreiber ſeyen. In dieſer feſten Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anſtößig war, warf die Ordnung der Verſe um und erlaubte ſich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Perſonen, die ſeine Bibliothek und ſeine Handſchriften geſehen haben, verſichern, daß er ſich dieſer Wuth zu ändern mit der ungemeſſenſten Freiheit überlaſſen, beſonders in den Randgloſſen ſeiner Bücher und in den zahlreichen Abſchriften, die er mehr zu ſeinem Vergnügen als zu

ſeinem Gebrauche von den griechiſchen Dichtern machte. Dies willkühr- liche Verfahren iſt auch in ſeinen Ausgaben ſichtbar, und erlaubt nur einen ſehr vorſichtigen Gebrauch ſelbſt der beſten. Aber dieſer, wie- wohl große Fehler, darf uns nicht hindern, anzuerkennen, daß Brunck der griechiſchen Literatur von weſentlichem Nutzen geweſen, und daß, ſeit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wenige Gelehrte ſo kräftig ihre Fortſchritte gefördert haben. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraume von zwanzig Jahren geleiſtet hat. Auch auf die römiſchen Dichter wandte er ſeinen Fleiß, und beſorgte ei- ne ſchätzbare Ausgabe des Virgil. Von ſeinen griechiſchen Ausgaben nennen wir ſeine Analekten, den Apollonius Rhodius, den Ariſtopha- nes und ſein Meiſterwerk, den Sophokles, für den ihm der König eine Pen- ſion von 2000 Franken bewilligte. Für die Zweibrücker übernahm er eine Reviſion des Plautus. Um dieſe Zeit unterbrach die franzöſiſche Revolution ſeine Studien. Er ging mit Feuer auf die neuen Ideen ein, und war eins der erſten Mitglieder der Volksgeſellſchaft in Stras- burg, ohne ſich jedoch von den Grundſätzen einer anſtändigen Mäßigung zu entfernen. Dies beweiſ't der Umſtand, daß er während der Schre- ckenszeit zu Beſançon verhaftet war, und erſt nach Robespierre's Tode ſeine Freiheit wieder erlangte. Im Jahre 1791 nöthigten ihn ſeine öko- nomiſchen Verhältniſſe, einen Theil ſeiner Bibliothek zu verkaufen, und im Jahre 1801 mußte er nochmals zu dieſem Hülfsmittel ſeine Zu- flucht nehmen. Dieſer Schritt war für ihn ſehr bitter, da er ſeine Bü- cher leidenſchaftlich liebte, und bei ſeinen vormals glänzenden Vermö- gensumſtänden eine köſtliche Bibliothek geſammelt hatte. Wenn man ihm von einem Autor ſprach, den er beſeſſen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurden ihm die griechiſchen Studien verhaßt; dagegen beſorgte er noch eine Ausgabe des Terenz, und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er den 13ten Juni 1803 ſtarb. Das Manuſcript befindet ſich in den Händen eines ſtrasburger Buchhändlers, der die Bekanntmachung deſſelben hoffen läßt. Man hat bemerkt, daß Brunck, der ſo viel griechiſche Dichter herausgegeben hat, nie ein gedrucktes Exemplar in die Druckerei ſchickte, ſondern es jedesmal eigenhändig abſchrieb, und dieſe Copie wiederholte er, ſo oft es ſeine zahlreichen Veränderungen nöthig machten. So hat er den Ariſtophanes zwei Mal und den Apollonius wenigſtens fünf Mal abge- ſchrieben. Viele ſeiner Papiere ſind auf der pariſer Bibliothek.

Brune (G. M. A.), Reichsmarſchall, Sohn eines Advoçaten zu Brives la Gaillarde, kam noch jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und zugleich Gelehrter, und hatte ſich ſchon durch einige Werkchen bekannt gemacht. Er widmete ſich nunmehr der Politik, war Mitglied von dem Club der Cordeliers, ſtand in Verbin- dung mit Danton, ſpielte in den verſchiedenen Stürmen jener Zeit eine Rolle, und ward in der Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde (im Juli 1791) arretirt. Bis zum 10ten Auguſt 1792 beſchäftigte ihn die Redaction eines Journals, darauf ging er in der Eigenſchaft eines Civilcommiſſärs nach Belgien. Im Jahre 1793 kam er nach Paris zu- rück, trat in Militärdienſte und befand ſich bei der Revolutionsarmee in der Gironde. Er diente den 10ten October 1795 unter Barras, und half durch ſeinen Muth die Jacobiner zurücktreiben, welche das Lager von Granelle angegriffen hatten. Kurze Zeit darauf ging er als Briga- degeneral zur italiäniſchen Armee, und befand ſich im Januar 1797 bei dem Angriffe auf Verona, wo er ſieben Flintenkugeln in ſeine Kleider be-

kam. Von neuem zeichnete er ſich bei der Schlacht von Arcole aus, und erhielt bei dieſer Gelegenheit das öffentliche Lob des Generals Bonaparte. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, hatte Brune das Commando der zum Angriff beſtimmten Armee, drang ohne großen Widerſtand ein, und ließ die Organiſation dieſes Landes den Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung ſeyn. Darauf ward er Geſandter zu Mailand. Kurz darnach unterzeichnete er eine Uebereinkunft mit den ſardiniſchen Miniſtern, um die Citadelle von Turin mit franzöſiſchen Truppen zu beſetzen. Im Jahre 1799 verließ er die Armee in Italien, um das Commando in Holland zu übernehmen. Hier erwarb er ſich durch ſeine glücklichen Unternehmungen einen Rang unter den erſten Generalen der Republik. Er ſchlug die Engländer bei mehreren Gelegenheiten, und nöthigte den Herzog von York, eine für die franzöſiſche Armee ſehr vortheilhafte Capitulation anzunehmen. Bei der Nachricht von den Ereigniſſen des 18. Brumaire machte er alsbald ſeine Armee damit bekannt, und meldete den Conſuln, daß dieſelbe mit der größten Bereitwilligkeit den neuen Eid geleiſtet habe. Im Januar wurde er in den Staatsrath berufen; darauf erhielt er das Commando der Weſtarmee. Er traf mit den Chouans verſchiedene Mal zuſammen und ſchlug ſie; die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils ſein Werk. Den 13ten Auguſt ward er zum Obergeneral der italiäniſchen Armee ernannt; gegen Ende des Decembers ließ er ſeine Truppen über den Mincio gehen und ſchlug die Oeſterreicher zurück. Den 8ten Januar 1801 ging er oberhalb Burlingo über die Etſch, zog in Vicenza und Roveredo ein, und erhielt daſelbſt die Nachricht von dem zwiſchen dem Erzherzog Carl und dem General Moreau geſchloſſenen Waffenſtillſtand. Er ſetzte nichts deſtoweniger ſeinen Marſch fort. Als ihn gegen Ende des Novembers 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem geſetzgebenden Körper den Friedensſchluß mit dem neapolitaniſchen Hofe zur Beſtätigung vor. Im folgenden Jahre ward er zum Ambaſſadeur bei der Pforte ernannt, und ging nach Conſtantinopel ab. Er ſiegte daſelbſt anfangs über die engliſche Partei, und empfing von dem ottomaniſchen Miniſterium die größten Ehrenbezeugungen; als ſich aber neue Spaltungen zwiſchen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei, ging über Wien nach Frankreich zurück, und langte im Februar 1805 zu Paris an. Er war in ſeiner Abweſenheit den 19ten Mai 1804 zum Reichsmarſchall, und den 1ſten Februar 1805 zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt worden, und empfing in der Senatsſitzung vom 18ten März 1805 den Marſchallsſtab und das große Ordensband aus den Händen des Kaiſers. Zu Ende des Jahres 1806 ernannte ihn der Kaiſer von Warſchau aus durch ein Decret zum Generalgouverneur der Hanſeſtädte, und am 21ſten Januar 1807 kam der Marſchall Brune von den franzöſiſchen Küſten in Hamburg an, um dieſe wichtige Stelle zu übernehmen. Bald darauf ging er von hier nach Schwediſch-Pommern, um daſelbſt das Commando gegen den König von Schweden zu übernehmen. Dieſer Monarch lud den Marſchall zu einer perſönlichen Zuſammenkunft ein, in welcher er ihn auffoderte, ſich für die Sache Ludwigs XVIII., ſeines rechtmäßigen Herrn, zu erklären. Brune lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mag er ſich durch einige Aeußerungen in dieſer Unterredung Napoleons Ungunſt zugezogen haben, der ihn ſeitdem ohne Anſtellung gelaſſen hat. Als aber der Uſurpator im Frühling 1815 wieder in Frankreich eindrang, hatte ſich der Marſchall aufs

Neue ſeiner Gunſt zu erfreuen. Er trug ihm das Commando eines Obſervationscorps im ſüdlichen Frankreich auf, und ertheilte ihm die Würde eines Pairs, welche Auszeichnungen von dem Begünſtigten durch den thätigſten Eifer für Napoleons Sache erwiedert wurden. Als er, bei dem erfolgten Umſchwunge der Dinge, nach langem Sträuben, Toulon an Ludwig XVIII. übergeben hatte, reiste er von da über Avignon ab. Hier wurde er erkannt, und das royaliſtiſch geſinnte Volk gerieth in eine heftige Bewegung. Er flüchtete ſich in ein Wirthshaus, vor dem der Pöbel zuſammen lief. Mehrere Stunden lang bemühten ſich der Präfect und die Beamten, das Volk zu beſänftigen; ihre Anſtrengungen waren aber unnütz. Als endlich der Marſchall gewiß zu ſeyn glaubte, daß die Thüre ſeines Zufluchtsorts eingeſprengt werden würde, tödtete er ſich durch einen Piſtolenſchuß. Der Pöbel bemächtigte ſich ſeines Leichnams, ſchleifte ihn durch die Straßen, und warf ihn endlich in die Rhone.

Brunehold, Brunichild, Gemahlin Siegberts I., Königs von Auſtraſien ſeit 568, eine weſtgothiſche Prinzeſſin, voll Verſtand, unternehmendes Geiſtes, heroiſcher Entſchloſſenheit und tiefer Staatswiſſenſchaft; aber von einem Charakter, der alles dem Ehrgeize und der ungezähmten Herrſchbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen ſeinen Bruder Chilperich, und als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete ſie fort bis zum Jahre 613, da Lothar II., König von Soiſſons, ſie in ſeine Gewalt bekam, und als eine Mörderin von zehn Königen und königlichen Prinzen zum ſchrecklichſten Tode verdammte.

Brunelleschi (Philipp), wurde im Jahre 1377 zu Florenz geboren, wo ſein Vater das Amt eines Notars verwaltete, zu welchem auch der Sohn beſtimmt war. Dieſer fühlte ſich jedoch mehr zu den ſchönen Künſten, als zu dem Geſchäftsleben ſeines Vaters hingezogen, und widmete ſich daher unter andern dem Studium der Werke des Dante, der Zeichenkunſt, der Bildhauerkunſt, der Phyſik, der Mechanik und der Perſpective, deren ſämmtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verſchiedene Figuren und erfand ſehr ſinnreiche Maſchinen. Indeſſen gehörte doch die Baukunſt zu den Studien, denen er ſich am meiſten und am ausſchließlichſten widmete. Er lernte die Zeichenkunſt, um ſeine architektoniſchen Plane ſelbſt machen, die Bildhauerei, um jene damit ausſchmücken, und die Mechanik, um über die Maſſen derſelben gebieten zu können; ſo wie er denn auch Mathematik und Geometrie aus dem Grunde ſtudirte. Man behauptet ſogar, daß er die perſpectiviſchen Anſichten der vornehmſten Denkmäler von Florenz zeichnete; eine Kunſt, die damals noch in Erſtaunen ſetzte. Alle dieſe verſchiedenartigen Kenntniſſe, welche er ſich bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erworben hatte, ſetzten ihn endlich in den Stand, ſehr kühne und gewagte Arbeiten zu übernehmen, und ihm den Titel: Wiederherſteller der Baukunſt, zu verſchaffen. Zuerſt zeigte er ſich als Bildhauer, und verdankte dieſes Talent ſeinem innigen Verhältniſſe mit Donatello, der damals freilich noch ſehr jung, aber ſchon ſehr geſchickt war. Beide, gleich enthuſiasmirt für ihre Kunſt, erklärten ſich freimüthig über das Verdienſt oder die Fehler ihrer gegenſeitigen Werke. Einſtens hatte Donatello ein großes Crucifix von Holz verfertigt; nun bat er ſeinen Freund, ihm über dieſe Arbeit ſeine Meinung zu ſagen. Dies that denn auch Brunelleschi mit folgenden Worten: „die Figur, die du da über das Crucifix geſetzt haſt, gleicht keinem Gotte,

ſondern einem Bauer.“ Donatello, über dieſe ſtrenge Kritik aufgebracht, antwortete: „wenn es eben ſo leicht wäre, etwas ſelbſt zu machen, als es zu beurtheilen, ſo würde mein Heiland dir vortrefflich erſcheinen. Nimm ein Stück Holz, und verſuche einen andern zu machen.“ Brunelleſchi ertrug dieſe beißende Antwort mit Geduld, begab ſich in ſeine Wohnung und hielt ſich daſelbſt mehrere Monate eingeſchloſſen. Eines Tages nöthigte er Donatello, in ſeine Werkſtatt zu kommen; dieſer tritt ein und bleibt bei dem Anblicke eines Heilandes, der mit dem ſeinigen von der nämlichen Größe, aber von einem edlern Style und von ſchönerer Ausführung iſt, vor Verwunderung außer ſich ſtehen. Er erklärt ſich für überwunden, umarmt ſeinen Freund und macht ſich eine Ehre daraus, das Lob deſſelben allenthalben zu verbreiten. Hierauf arbeiteten ſie mit mehreren anderen Künſtlern an den ehernen Pforten des Taufſteins zu Florenz, von welchem hernach Michel Angelo zu ſagen pflegte, daß ſie verdienten, die Thüren zum Paradieſe zu ſeyn. Jetzt reiſ'ten Brunelleſchi und Donatello, ſtets durch die engſte Freundſchaft an einander gekettet, und voll des eifrigſten Beſtrebens, ſich zu vervollkommnen, nach Rom, wo ſich jener der Baukunſt und dieſer der Bildhauerei widmete. Hier faßte Brunelleſchi die Idee, die Baukunſt nach den Grundſätzen der Griechen und Römer wiederum neu umzuſchaffen, und dann unternahm er es, den Dom zu Florenz mit einer ungeheuern Kuppel zu zieren, ohne jedoch dabei das Eiſen anzuwenden; eine erſtaunenswerthe Unternehmung, der ſeit Arnolph von Lapo ſich niemand hatte unterziehen wollen. Er ſprach gegen niemand von dieſer rieſenhaften Unternehmung, ſelbſt nicht einmal zu ſeinem Freunde, aber er dachte unaufhörlich daran, und machte ſie zum Gegenſtande aller ſeiner Nachforſchungen, zu welchem Zwecke er, um ſich des Gelingens ſeines Vorhabens zu verſichern, die alten Gewölbe der großen Badeſäle, der Gräber, der Tempel und beſonders des Pantheons zeichnete. Als nun im Jahre 1407 die Baumeiſter ſich zu Florenz verſammelt hatten, um über die Maßregeln, den genannten Dom zu bedecken, zu berathſchlagen, kehrte auch Brunelleſchi in ſein Vaterland zurück, verſuchte es, einige Rathſchläge zu ertheilen, ward unwillig über die wenige Aufmerkſamkeit, welche man denſelben ſchenkte, und reiſ'te wieder zurück nach Rom. Was er vorausgeſehen hatte, traf ein: als die Künſtler ihre Talente erſchöpft hatten, thaten ſie Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überſtieg. Nun war man gezwungen, zu Brunelleſchi ſeine Zuflucht zu nehmen. Jetzt unternahm es dieſer, die ganze Wichtigkeit eines ſolchen Unternehmens ins helle Licht zu ſetzen und den Vorſchlag zu thun, daß man nicht allein aus Italien, ſondern auch aus dem Auslande alle berühmten Baumeiſter herbeirufen ſollte. Dies that er in der Ueberzeugung, daß auf dieſem Wege ſein Triumph nur noch vollkommener werden würde. Als man nun zur Berathſchlagnug ſchritt, ſo riethen einige, das Gewölbe von Bimſtein zu bauen, damit es deſto leichter würde; Andere waren der Meinung, man müſſe es auf ungeheure Stützen; noch Andere hielten wieder dafür, man müſſe einen Mittelpfeiler bauen, der im Stande wäre, den Einſturz eines runden Gewölbes zu verhindern. Endlich that man gar den Vorſchlag, das Innere der Kirche mit einem Berge von Erde anzufüllen, der im Stande wäre, der Kuppel zur Form oder gleichſam zum Gerüſte zu dienen, und in welchem man eine Anzahl Geldſtücken verſcharren wollte, um das Volk dadurch zu veranlaſſen, die Erde aus dem Innern des Gebäudes ſogleich fortzuſchaffen, wenn der

Bau geendet ſeyn würde. Nun trat Brunelleschi auf und erklärte, daß er, um den Dom zu vollenden, weder einer Erdmaſſe, noch eines Pfeilers, noch Bogen, noch einer andern Vorrichtung nöthig hätte, und daß ſein Gewölbe ohne Stütze, durch ſeine eigene Schwere, und einzig durch die Stärke des Zuſammenhanges ſeiner einzelnen Theile ſich aufrecht erhalten ſollte. Dieſe Behauptung ſchien allen ſo ſonderbar, daß man deren Urheber für wahnſinnig hielt und ihn fortwies, oder ihn vielmehr mit Gewalt aus der Verſammlung entfernte. Da jedoch alle andern gemachten Plane den Wünſchen und der Erwartung der Magiſtratsperſonen eben ſo wenig entſprachen, ſo rief man Brunelleschi von neuem zurück, und foderte ihn auf, ſeinen Plan und die Art und Weiſe, wie er ihn auszuführen gedächte, vorzuzeigen. Dies ſchlug er aus, baute aber zwei kleine Capellen nach ſeinem neuen Syſteme, worauf ihm der Bau der Kuppel förmlich übertragen wurde. Da er während deſſelben bemerkt hatte, daß, je weiter der Bau fortſchritt, immer mehr Zeit verloren ging, ſo kam er auf den Gedanken, auf dem Gewölbe der Kirche ſelbſt kleine Wirthshäuſer anzulegen, und ſomit den Arbeitern die Zeit des Herauf= und Herunterſteigens zu erſparen. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm, einzig und allein von ſeinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen ſeiner Zeitgenoſſen und zur Ehre ſeines Vaterlandes jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnſten Eingebungen des menſchlichen Geiſtes iſt, zu vollenden. Aber es ſchien vom Schickſale beſtimmt zu ſeyn, daß er die Vollendung ſeines Werks nicht erleben ſollte; denn die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht vollendet, als Brunelleschi mit Tode abging; doch ward ſie nach ſeiner Angabe beendet. Dieſe Laterne bildet ſelbſt einen kleinen Tempel. Man erſtaunte über die Menge Marmor, welche er zu ſeinem Baue verwandte, und man fürchtete, das Gewölbe werde dieſe ungeheure Laſt nicht tragen können. Brunelleschi ſcherzte über dieſe Befürchtungen, und folgte nichts deſtoweniger ſeinen gefaßten Planen. Uebrigens iſt die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz eben die, auf welcher ſich dieſe Kuppel befindet, ein und ein halb Mal ſo groß, wie die St. Paulskirche zu London, und eben dieſe Kuppel iſt das bewundernswürdigſte Meiſterſtück, welches die Kunſt jemals hervorgebracht hat. Kein Monument der alten Baukunſt iſt ſo hoch, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche ſeitdem erbaut iſt, übertrift ſie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo ſagte, es wäre ſchwer, Brunelleschi nachzuahmen, und unmöglich, ihn zu übertreffen. Brunelleschi ſtarb, nachdem er noch eine Menge anderer Meiſterſtücke der Baukunſt, deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſeyn würde, vollendet hatte, im Jahre 1444, im 67ſten Jahre ſeines Alters, und ward von allen Kennern ſeines hervorragenden Verdienſtes, als ein unerſetzlicher Verluſt für die Kunſt, mit Schmerz betrauert.

Brünn, die Hauptſtadt von Mähren, und einem eigenen, nach ihr benannten Kreiſe. Sie iſt mit Graben, Wall und Baſteien umgeben, und hat ein Bergſchloß, Spielberg. Die Stadt mit ihren Vorſtädten hat gegen 34,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz des Landesgubernimus, des Kreisamtes, des mähriſchen Milizcommando's und eines Biſchofs; hat ein Gymnaſium, eine Normalſchule, ein Fräuleinſtift, drei Pfarrkirchen in der Stadt und drei in den Vorſtädten, und viele ſchöne Häuſer. Zwölf Tuchmanufacturen und neunzehn Tuchmachermeiſter zeichnen ſich durch ihre feinen Waaren aus. Sonſt findet man noch

Manufacturen in Seidenzeugen, Harasband, Seiſe, Wagenſchmier u. dergl. Der Speditionshandel iſt wichtig. Im Jahre 1809 wurde ſie, vermöge des Waffenſtillſtandes von Znaim, von den Franzoſen beſetzt, welche bei ihrem Abzuge die Feſtungswerke ſprengten.

Bruno der Große, Erzbiſchof von Cöln und Herzog von Lothringen, dritter Sohn Heinrichs des Voglers und Bruder Kaiſers Otto I. Er hatte großen Antheil an den Begebenheiten ſeiner Zeit, und übertraf alle damaligen Biſchöfe an Fähigkeiten und Einſichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, ſelbſt aus Griechenland, ſchloß ſich ſtets an ihn an, und ſein ſchönes Vorbild wirkte, daß mehrere Prälaten ihm ähnlich zu werden ſtrebten. Er ſtarb zu Rheims den 11ten October 965. Man legt ihm Commentarien über die fünf Bücher Moſis und einige Leben der Heiligen bei.

Bruno (der heilige), Stifter des Carthenſermönchsordens, war zu Cöln gegen das Jahr 1030 aus einem alten und edlen Geſchlechte geboren, das noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts exiſtirte. Seine tugendhaften Aeltern ließen ihn unter ihren Augen in der Schule der Collegialkirche St. Cunibert erziehen, an welche ihn der Biſchof St. Hanno durch ein Canonicat knüpfte. Angezogen durch den Ruf, deſſen damals die Schule zu Rheims genoß, ſtudirte er daſelbſt mit Auszeichnung nach und nach alle Wiſſenſchaften, und glänzte beſonders in der Theologie. Der Biſchof Gervais übertrug ihm die Würde eines Scholaſticus, der die Geiſtlichen unterrichtete, dann eines Kanzlers, dem die Direction der Stadtſchulen und die Inſpection aller großen Schulen des Sprengels oblag. Bruno zog mehrere ausgezeichnete Schüler, unter andern Odo, der unter dem Namen Urban II. Papſt ward. Als der ſimoniſtiſche Uſurpator des biſchöflichen Sitzes zu Rheims Maneſſes vor das Concilium von Autun im Jahre 1077 geladen worden, war Bruno unter ſeinen Anklägern, und als dieſer endlich 1080 in dem Concilium von Lyon abgeſetzt ward, warf das Capitel von Rheims ſeine Augen auf Bruno, um ihn zum Nachfolger zu wählen. Bruno aber wünſchte in der Einſamkeit zu leben, und begab ſich nach Saiſſe-Fontaine in dem Sprengel von Langres, wo er einige Zeit in Kloſterübungen mit zwei Freunden zubrachte. Um noch zurückgezogener zu leben, begab er ſich mit ſechs gleichgeſinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Biſchof von Grenoble, und dieſer führte ſie ſelbſt im Jahre 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüſte, welche Chartreuſe heißt, und von welcher der hier entſtandene berühmte Orden ſeinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei ſchroffen mit Schnee und Dornen bedeckten Felſen überragten Thale war es, wo Bruno und ſeine Gefährten ein Oratorium und kleine abgeſonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und einen der ſtrengſten Mönchsorden gründeten. Die Bewohner dieſer Wüſte mehrten ſich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, ſchufen durch Arbeit und Kunſt einen Theil der Waldung in Gärten um, und belebten durch Induſtrie einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere beſtimmt zu haben ſchien. Dabei lebten ſie in der größten Armuth und Entbehrung, trugen eine grobe Kutte, genoſſen kein Fleiſch, ſondern nur Vegetabilien und Kleienbrot, und beſchäftigten ſich mit Gebet, mit Leſen und mit Abſchreiben von Büchern. Unterdeß war Urban II. Papſt geworden, und berief 1089 ſeine vormaligen Lehrer zu ſich. Bruno gehorchte wider Willen, und kam mit allen ſeinen Gefährten nach Rom. Letztere aber kehrten unter Landwins Leitung bald nach Chartreuſe zurück, und Bruno, der jede geiſtliche Würde ausſchlug, erhielt die Erlaubniß

im Jahre 1094, eine zweite Carthauſe in der Einſamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weiſe, ſtand ſeiner neuen Colonie mit gleicher Weisheit vor, und ſtarb in den Armen ſeiner Schüler den 6ten October 1101. Leo X. erlaubte im Jahre 1514 den Cartheuſern, ihm zu Ehren eine eigene Meſſe zu halten, und Gregor XV. dehnte im Jahre 1623 dieſelbe auf die ganze catholiſche Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen verſetzt. Bruno hatte ſeinen Schülern keine beſondern Geſetze gegeben, erſt im Jahre 1581 kam eine vollſtändige Regel für die Cartheuſer zu Stande, welche Innocenz XI. beſtätigte. Durch ſeine Commentare über die Pſalmen und die Briefe Pauli hat übrigens Bruno bewieſen, daß er einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit war, und eine gründliche Kenntniß des Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen beſaß.

Brüſſel, die ehemalige Hauptſtadt der öſterreichiſchen Niederlande, während der franzöſiſchen Herrſchaft die Hauptſtadt im Departement der Dyle, und nun, nach Amſterdam die wichtigſte Stadt im Königreiche der Niederlande mit 66,000 Einwohnern. Sie liegt an dem Fluſſe Sienne oder Senne, iſt ſchön, groß, volkreich, wohlbefeſtigt, und wegen ihrer Handlung und ihren Manufacturen, beſonders der Spitzen wegen, deren Verfertigung in und um Brüſſel auf 9000 Menſchen beſchäftigt, berühmt. Den 24ſten October 1792 zog Dumouriez, nach einem ſechsſtündigen Gefechte bei Anderlach, in Brüſſel ein; den 26ſten März 1793 nahmen es jedoch die Oeſterreicher nach der Schlacht von Löwen wieder ein. Den 3ten Februar 1794 wurde daſelbſt ein großer Kriegsrath über den bevorſtehenden Feldzug nach dem Plane des Oberſten Mack gehalten. Den 9ten April kam Kaiſer Franz II. in Brüſſel an, beſchwor daſelbſt den 13ten die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9ten July 1794 eroberten es die Franzoſen aufs neue, im Verfolge des Sieges bei Fleurus, und der gleichzeitigen Vereinigung der Nordarmee mit der Sambre- und Maasarmee in Ath.

Bruſt. So heißt der vordere Theil des Oberleibes, der die Bruſthöhle bildet. Sie erſtreckt ſich vom Halſe bis zum Anfange des Unterleibes, und wird vornehmlich durch das Bruſtbein und die Rippen gebildet. Erſteres läuft an der Kehle der Länge nach durch die Mitte der Bruſt hinab, letztere ſind hinten am Rückgrathe befeſtigt und wölben ſich nach dem Bruſtbeine hin, mit welchem ſie ſich vermittelſt eines Knorpels feſt verbinden. Bei den Menſchen, und gewiſſermaßen auch bei den Affen, beſonders bei denen, die häufig aufrecht gehen, hat der ganze Oberleib, folglich auch die Bruſt, eine ſenkrechte Stellung; bei den übrigen Thieren iſt die Bruſt unterwärts gekehrt. Bei den Fiſchen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüſſelbeine, die Schulterblätter, der Bruſtknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die ſehr kleine Bruſthöhle befindet ſich dicht unter den Kiemen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Inſecten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruſtſtück. Es befindet ſich zwiſchen dem genau abgetrennten Kopfe und dem Hinterleibe. Mit dem eben angeführten Theile des thieriſchen Körpers dürfen die ſogenannten Brüſte (Euter, Zitzen) nicht verwechſelt werden, welche ein Hauptunterſcheidungszeichen der Saugthiere ſind, und dazu dienen, die aus dem Blute abgeſchiedene Milch aufzunehmen, um die Jungen damit eine Zeit lang zu ernähren. Sie finden ſich eigentlich nur beim weiblichen Geſchlechte; von denen der Männer iſt uns der Zweck noch gänzlich unbekannt. Die männlichen ſind viel

kleiner; aber Beiſpiele ſind da, daß die Männchen der Säugthiere auch Milch in den Brüſten hatten.

Bruſtwehre heißt in der Kriegskunſt jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schuſſe ſichern ſoll. Da Holz und Stein durch den Anprall der Kugeln zerſpringen und umherfliegen, ſo ſind ſie kein brauchbares Materiale zu Bruſtwehren. Am beſten macht man ſie aus Erde, in beſondern Fällen wohl auch aus Faſchinen, Miſt, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollſäcken. Die Dicke der Bruſtwehr muß ſich nach dem feindlichen Geſchütze richten: in der Regel darf ſie nicht unter fünfzehn bis achtzehn Schuh dick ſeyn. In Anſehung der Höhe gibt Cugnot die Regel: man müſſe die Bruſtwehren ſo hoch machen, daß man aus dem innern Raume der Schanze, in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Bei nahe gelegenen Anhöhen iſt dies nicht immer möglich, denn man macht ſie nicht leicht über neun Schuh hoch.

Brüten der Vögel. Die Säugthiere entwickeln ihre Jungen in ihrem eigenen Leibe; es bilden ſich in demſelben alle Theile ſo aus, daß das neugeborne Thier im Weſentlichen der Mutter und dem Vater ähnlich ſieht. Ganz anders iſt es bei den Vögeln. Sie legen bekanntlich, wie die meiſten Amphibien, wie die Fiſche, Inſecten und Würmer, Eier, aus welchen ſich das Junge entwickelt. Die Wärme iſt es, durch welche dieſe Ausbildung und Entwickelung zu Stande gebracht wird. Die vier letzten Claſſen der Thiere überlaſſen die Entwickelung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel hingegen bedienen ſich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entſteht nun ein beſonderes wichtiges Geſchäft dieſer Thiere, das Brüten. Alle bekannten Vögel verrichten dieſes Geſchäfte ſelbſt, nur der Kukuk nicht, der ſeine Eier in die Neſter der Bachſtelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, dem man ſonſt alles Brüten abſprach, brütet in Geſellſchaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Jede andere zweckmäßige Wärme iſt im Stande, Vogeleier auszubrüten. In Aegypten brütet man in beſonders dazu eingerichteten Brütöfen Tauſende von Hühnereiern aus. Bei den meiſten Vögeln, z. B. den Enten, Gänſen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei vielen aber und inſonderheit bei denen, welche ſich paarweiſe zuſammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meiſen, nimmt auch das Männchen an dem Brüten Theil. Es löſ't ſein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und ſich baden kann. Andere bleiben während der Brütezeit neben dem Weibchen ſitzen, und ſchützen es vor feindlichen Anfällen; wieder andere tragen dem brütenden Weibchen Nahrung zu, z. B. Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge und andere. Die Beharrlichkeit, Geduld und Anſtrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimmt die unbequemſte Stellung an, um ſeine Eier nicht zu beſchädigen, und vergißt darüber Geſellſchaft und Nahrung. Unſere Gänſe, Enten und Hühner machen durch ihr Zerſtoßen und Verlaſſen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durſt, oder ſonſt zur Befriedigung eines Bedürfniſſes ſein Neſt verlaſſen, ſo bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die mehreſten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andere vertheidigen ihr Neſt mit der wahrſcheinlichſten Lebensgefahr. Die Haushenne ſetzt ſich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man ſie im Brüten ſtöre. Viele verlaſſen ihre Neſter, wenn eine Menſchenhand in ihrer Abweſenheit die

Eier betaſtet; das thut ſogar der Canarienvogel. Die größeren Vögel brüten in der Regel länger als die kleineren. Die allmäliche Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man inſonderheit bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erſte Bedeckung des jungen Vogels iſt von den eigentlichen Federn verſchieden. Sie beſteht mehr in einer Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neu ausgekrochene Vögelchen hält ſich noch einige Stunden oder länger im Neſte unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt iſt. Die Aeltern, beſonders die Mutter, beweiſen nun die bewundernswürdigſte Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihre Jungen, ſie zu beſchützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig iſt, zuvor im Kropfe erweicht. Der Koth der Jungen wird, ſo lange ſie noch blind ſind, vom Aelternpaare aus dem Neſte geſchafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachsthume ſchade. Waſſer- und Sumpfvögel verlaſſen bald nach der Geburt das Neſt, und ſchwimmen oder laufen mit der Mutter umher, von der ſie, ſo wie vom Vater, angewieſen werden, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen. Indeß hört die älterliche Sorgfalt und Pflege bei dieſen Vögeln noch nicht auf. Die Mutter beſchützt ſie, nimmt ſie bei übler Witterung unter die Flügel, und läßt es ſich oft ſauer werden, um es ihnen recht bequem zu machen.

Brutus (Lucius Junius), war der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, und rettete ſein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius Superbus nur dadurch, daß er ſich blödſinnig ſtellte, weßhalb er auch den Beinamen Brutus bekam. So blieb er am Hofe als Geſellſchafter der jungen Prinzen, die er nach Delphi begleitete, als ſie ſich wegen einer in Rom ausgebrochenen Peſt dahin begaben. Er nahm für den Gott einen Holunderſtecken mit, in dem er eine goldene Ruthe verborgen hatte. Als ſie beim Fortgehen von Delphi den Apollo befragten, wer von ihnen einſt Rom beherrſchen werde, antwortete das Orakel: derjenige, der zuerſt ſeine Mutter küſſen werde. Brutus, um den Ausſpruch ſich zuzueignen, ſtellte ſich, als ſie in Italien ans Land ſtiegen, als ob er niederfiele, und küßte die Erde ſeines Vaterlandes. Als bald darauf Lucretia, des Collatinus Gemahlin, ſich ſelbſt den Dolch in den Buſen ſtieß, um die ihr von des Tarquinius Sohn angethane Entehrung nicht zu überleben, ließ Brutus, der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und ſchwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erſtaunten das Räthſel ſeiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anweſende, und ließ, da man ſich ſeiner Leitung unterwarf, ſogleich die Thore ſperren, das Volk zuſammenrufen, den Leichnam öffentlich ausſtellen, und verlangte die Verbannung der Tarquinier. Nachdem ſie beſchloſſen worden, trug Brutus darauf an, die Königswürde ganz abzuſchaffen und eine freie Verfaſſung einzuführen. Da beſtimmte man, daß zwei Conſuln auf ein Jahr die höchſte Gewalt ausüben ſollten, und ertheilte dieſes Amt zuerſt dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore geſperrt, und ſich von der Armee, die Brutus indeß gewonnen hatte, verlaſſen ſah, ſchickte Geſandte nach Rom, die wenigſtens ſein Privateigenthum zurückfodern, und zugleich verſprechen ſollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieſes Begehren; dennoch verſuchten die Geſandten eine Verſchwörung, und zogen mehrere Jünglinge in dieſelbe, unter denen ſich auch die beiden Söhne des Brutus, und ſeine und des Collatinus Neffen

ſen befanden. Aber ein Sclave, mit Namen Vindicius, entdeckte das Vorhaben vor ſeinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Conſuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erſchüttert, unter den Gefangenen auch des Brutus Söhne an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterſtuhle zu ſehen, der ſie verurtheilen ſollte. Collatinus weinte, und ſelbſt der ſtrenge Valerius ſaß ſtumm da. Aber Brutus ſtand gefaßt auf, und befahl, nachdem die Schuld unwiderſprechlich erwieſen worden, den Lictoren, das Geſetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch ſeiner Söhne änderten ſeinen Entſchluß. Er wohnte dem ſchrecklichen Schauſpiele mit Standhaftigkeit bei, und erſt nach der Hinrichtung verließ er die Verſammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus ſeine ſchuldigen Vettern zu retten wünſchte. Das Volk verurtheilte alle, und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Conſul. Indeß hatte Tarquinius eine Armee verſammelt, und rückte gegen Rom an. Die Conſuln zogen ihm entgegen. Brutus führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Aruns, Tarquins Sohn. Beide durchſtießen ſich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Spießen. Die Römer ſiegten, und Brutus ward feierlich begraben, aber die Weiber betrauerten ihn ein ganzes Jahr als den Rächer der Ehre ihres Geſchlechts.

Brutus (Marcus Junius.) Dieſer vorzugsweiſe mit dem Namen des **letzten Römers** ausgezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der ſeinen Vater in Galatien getödtet hatte, vergaß aber ſeinen Privathaß, und verſöhnte ſich mit Pompejus, als ſich derſelbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberſtelle an, und ergab ſich nach der unglücklichen pharſaliſchen Schlacht dem Cäſar, der ihn mit der zärtlichſten Freundſchaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und ſogar für ſeinen Sohn hielt. Dieſe Liebe zeigte ihm Cäſar während ſeiner ganzen Dictatur, und bei Vertheilung der Staatsämter wies er ihm Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch war Brutus ein Haupt der Verſchwörung gegen Cäſar, da er die zärtlichſten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müſſen glaubte. Caſſius, von Haß gegen Cäſar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, ſuchte anfangs durch ſchriftliche Auffoderungen, dann durch ſeine Gemahlin, Junia, des Brutus Schweſter, denſelben zu gewinnen, und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich ſeinen Plan einer Verſchwörung gegen den nach der Alleinherrſchaft ſtrebenden Cäſar, in welche Brutus einging und durch ſein Anſehen viele der vornehmſten Römer zog. Cäſar ſollte im Senat ermordet werden, ſobald er die Bitte des Metellus Cimber abſchlagen, und dieſer als Loſung ihm das Oberkleid von den Schultern reißen würde. Beides geſchah; die Verſchwornen ſtürzten auf ihn zu, und Cäſar vertheidigte ſich unerſchrokken. Als er aber auch Brutus unter ſeinen Widerſachern erblickte, hüllte er ſich in ſeinen Mantel und fiel unter den Dolchen der Verſchwornen. Brutus erklärte hierauf durch öffentliche Reden die Abſicht dieſer That, konnte jedoch das Mißvergnügen des Volks nicht beſiegen und begab ſich mit ſeiner Partei auf das Capitol. Bald faßte er jedoch Muth, als der Conſul P. Cornelius Delabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäſars Schwager, ſich für ihn erklärten. Allein zwei furchtbarere Gegner zeigten ſich ihm bald im Antonius und Lepidus. Antonius, den Brutus großmüthig verſchont hatte, ſöhnte ſich zum Scheine mit ihm aus, und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäſars Teſtament vor-

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

leſen zu dürfen. Hierdurch, wie durch die öffentliche Ausſtellung des Leichnams, gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäſars zu reizen. Ein allgemeiner Aufſtand zwang die Verſchwornen, aus Rom zu flüchten. Brutus ging nach Athen, und ſuchte dort unter dem römiſchen Adel eine Parthei zu bilden. Zugleich gelang es ihm, die Truppen in Macedonien auf ſeine Seite zu bringen. Jetzt fing er an, öffentlich zu werden, welches ihm um ſo leichter ward, da die übrigen pompejaniſchen Truppen ſeit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Theſſalien herumſchweiften. Hortenſius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei, und ſo ſtand Brutus, Meiſter von Griechenland und Macedonien, in kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Aſien, wo er ſich mit Caſſius, deſſen Waffen hier einen eben ſo glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Brutus und alle Verſchwornen waren verurtheilt worden, und man ſchickte ſich an, ſie zu bekriegen. Dem zu begegnen, hielten Brutus und Caſſius in Smyrna Kriegsrath, und beſchloſſen, zunächſt ſich die Lycier und Rhodier zu unterwerfen. Dies gelang mit großer Anſtrengung, worauf ſie wieder in Sardes zuſammenkamen, und nunmehr beſchloſſen, nach Europa zurückzugeben und den Triumvirn die Spitze zu bieten. Auf dem Marſche von Sardes nach Abydus war es, wo dem Brutus ein Geſpenſt erſchien, das ſchweigend auf ihn zuging, und als er es fragte: wer biſt du und was willſt du bei mir? ihm antwortete: ich bin dein böſer Genius, Brutus; bei Philippi wirſt du mich wiederſehen. Gut! antwortete Brutus, dort werde ich dich ſehen; und die Erſcheinung verſchwand. — Die Armee ging hierauf über den Hellespont und marſchirte in die Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn mit ihren Legionen angekommen waren. Das Heer der Republikaner beſtand aus neunzehn Legionen und 20,000 Reitern, aber es litt eine bedeutende Niederlage; Caſſius blieb, und Brutus, der eine zweite Schlacht wagte, wurde völlig geſchlagen. Nur mit wenigen Freunden entrann er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er ſeine Sache rettungslos ſah, bat er einen ſeiner Vertrauten, den Strato, ihn zu tödten. Lange weigerte ſich dieſer; als er ihn aber feſt entſchloſſen ſah, hielt er ihm mit abgewandtem Geſichte ſein Schwert entgegen, in welches Brutus ſich ſtürzte. So ſtarb er im Jahre der Stadt 712 im 43ſten Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfaſſer der Charaktère und Sitten ſeines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe unweit Dourdan im Jahre 1644 geboren, und ſtarb im Jahre 1696. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er kaufte ſich anfangs die Bedienung eines Schatzmeiſters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Biſchof Boſſuet mit einer Penſion von 1000 Thalern zu dem Herzoge von Burgund, um denſelben in der Geſchichte zu unterrichten, und hielt ſich in dem Hauſe deſſelben ſeine ganze übrige Lebenszeit auf. Im Jahre 1693 ward er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Er überſetzte die Charaktere des Theophraſt mit vieler Eleganz ins Franzöſiſche, und begleitete ſie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten ſeiner Zeit mit dem ſcharfſinnigſten Blicke und in einem bis zum Epigrammatiſchen ſinnreichen und witzigen Vortrage darſtellte. Dieſes Werk ſteht in einer verdienten Achtung. La Bruyère nahm ſeine Charaktere nicht ſelten von leben-

den Perſonen (wiewohl er dawider proteſtirte), und Malezieur ſagte daher, als ihm la Bruyere ſein Manuſcript zeigte: „Sie werden ſich viele Leſer, aber auch viele Feinde dadurch erwerben." Dieſe Vorausſagung traf allerdings ein; doch ſcheint er nie Verfolgungen erfahren zu haben. Uebrigens war er ein Mann von liebenswürdigen Sitten und milder Sinnesart. Die vier Verſe, welche Boileau für ſein Bild machte, ſcheinen nicht recht verſtändlich:

Tout esprit orgueilleux qui s'aime,
Par ses leçons se voit guéri,
Et dans son livre si chéri
Apprend à se haïr lui-même.

Bruyn (Corneille le), ein geſchickter Maler, aber ungleich berühmter als Reiſender, war im Haag 1652 geboren. Er verließ ſein Vaterland im Jahre 1674, um ſich nach Rom zu begeben, wo er zwei und ein halbes Jahr ſeine Kunſt ſtudirte. Hierauf folgte er ſeiner Neigung zum Reiſen, beſuchte Neapel und mehrere andere Städte Italiens, ſchiffte ſich nach Smyrna ein, durchreiſ'te Klein-Aſien, Aegypten und die Inſeln des Archipelagus, alles, was er ſeiner Aufmerkſamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Nach ſeiner Rückkehr nach Europa ließ er ſich in Venedig nieder, beſchäftigte ſich aufs neue mit ſeiner Kunſt, und ward ein Schüler Carlo Lotti's. Im Jahre 1693 kam er in ſein Vaterland zurück, und machte 1698 ſeine Reiſen bekannt. Die günſtige Aufnahme dieſes Werks erweckte aufs neue ſeine ihm angeborne Reiſeluſt. Er verließ Holland im J. 1701, und beſuchte Rußland, Perſien, Indien, Ceylon und einige aſiatiſche Inſeln. In Rußland malte er unter andern Peter den Großen und verſchiedene Prinzen ſeiner Familie. Im Jahre 1708 kam er in ſein Vaterland zurück, das er nun nicht wieder verließ. Nach drei Jahren erſchien ſeine Reiſebeſchreibung, deren Werth, wie der Werth der erſtern, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen, als in tiefen und zuverläſſigen Bemerkungen beſteht. Den Reſt ſeiner Tage brachte Le Bruyn einzig mit ſeiner Kunſt beſchäftigt zu, und ſtarb zu Utrecht bei ſeinem Freunde und Beſchützer van Mollem, man weiß nicht in welchem Jahre.

Bucciniten, Poſaunenſchnecken, Hornſchnecken, verſteinerte gewundene Schnecken.

Bucentaur. In der Mythologie bezeichnet dieſes Wort eine Art Ungeheuer, welches halb Menſch und halb Stier oder Eſel war. — Auch führte dieſen Namen das große prächtige Schiff, in welchem der Doge von Venedig ſich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatiſchen Meere vermählte. Der Doge ſaß auf einem Throne, von den Geſandten und Senatoren umgeben, und warf einen Ring mit den Worten in das Meer: Desponsamus te, mare, in signum perpetui dominii. Der Capitain, der den Bucentaur führte, mußte mit einem körperlichen Eide und bei Verluſt ſeines Lebens geloben, das Schiff unverſehrt zurückzubringen, die See möchte auch noch ſo ſehr ſtürmen.

Bucéphalus, das berühmte Pferd Alexanders des Großen, welches derſelbe für dreizehn Talente (etwa 15,000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonicus, eines Theſſaliers, der es dem König Philipp zum Kaufe anbot. Aber ſchon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Roß hinweg-

zuführen, als der junge Alexander ſich erbot, es zu beſteigen. Wirklich ſchwang er ſich hinauf, und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Roß, und ließ ſich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum ſo lieb, daß er nie ein anderes Pferd beſtieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüſtet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer empfangenen Wunde geſtorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben, und erbaute um ſein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

Buch. Mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Dieſe deutſche Benennung entſtand daher, weil man ehedem zu den Büchern die Rinde, Blätter und auch das geſchliffene Holz der Buche nahm. Im Lateiniſchen heißt das Buch liber, welches Baſt bedeutet, weil man ſonſt auf den Baſt ſchrieb. Eben ſo kommt die Benennung Blätter von den Baumblättern, derer man ſich ſtatt des Papiers bediente. Die älteſten ſchriftlichen Urkunden ſuchen Einige bei den Aegyptiern, als den Erfindern der Bilder- und Hieroglyphenſchrift, Andere bei den Babyloniern. Von allen auf unſere Zeiten gekommenen Büchern ſind die Urkunden des Moſes, der um 2453 ſchrieb, und das Buch Hiob die älteſten. Unter den Schriften der Griechen, die auf unſere Zeiten gekommen, ſind die Werke Homers und Heſiodus die älteſten. Beide waren Dichter und lebten um das Jahr 3000. Unter den Römern ward Amafanius als der erſte Schriftſteller genannt. Der erſte Deutſche, der als der Verfaſſer eines Buchs genannt wird, iſt Eginhard. Er lebte zu Ende des achten Jahrhunderts und ſchrieb lateiniſch. Das erſte deutſche Buch ſchrieb Ottfried, ein Mönch in dem elſaſiſchen Kloſter Weißenburg, welcher um das Jahr 870 die vier Evangeliſten in fränkiſch-deutſchen Reimen verfaßte, die noch vorhanden ſind.

Buchenau (Georg), ein als Dichter und Hiſtoriker berühmter Schotte, war 1559 zu Kilferne geboren, ſtudirte zu Paris und wurde, nachdem er früher im Militär gedient hatte, von Jacob V. zum Lehrer ſeines natürlichen Sohnes, des Grafen von Murray, ernannt. Weil er eine beißende Satire gegen die Franziskaner drucken ließ, mußte er flüchtig werden, kam endlich nach Portugal, und wurde hier in ein Kloſter geſperrt, in welchem er ſeine poetiſchen Umſchreibungen der Pſalmen ſchrieb. Nach vielem Herumſchweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte ſich öffentlich zur reformirten Religion, ward Lehrer des jungen Königs, Jacobs VI., und ſchrieb 1565 die ſchottiſche Geſchichte, nicht ohne Bitterkeit gegen die catholiſche Religion und gegen ſeine ehemalige Wohlthäterin, die Königin Marie Stuart. Zuletzt wurde er unter Jacobs Regierung Director der königlichen Kanzellei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 dieſe Stelle, ging nach Edinburgh, und ſtarb daſelbſt den 28ſten September 1582. Er hat theils durch ſeine Paraphraſe der Pſalmen, theils durch andere Gedichte ſeine Meiſterſchaft in der lateiniſchen Dichterſprache bewieſen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satiriker witzig und geiſtvoll.

Bucharei, ein großes Land in Aſien und ein Haupttheil der Tatarei. Es wird in die große und kleine Bucharei getheilt. Die große Bucharei, das bevölkertſte und cultivirteſte Land von Mittel-Aſien, welches beträchtliche Viehzucht und Ackerbau treibt, Goldſand, Rhabarber, Baumwolle, Hanf, Flachs u. ſ. w. hervor-

bringt, und einen ſtarken Handel nach China, Indien, Perſien und Rußland treibt, wird von China, dem Kirgiſenlande, der kleinen Bucharei, Perſien und Indien umgeben, und durch den Amu in die Nordbucharei (Sogdiana) und in die Südbucharei oder das Land Balk (Bactriana) getheilt. Die Einwohner, theils Bucharen, theils usbekiſche Tataren, ſind Mahomedaner. Die Unabhängigkeit der großen Bucharei ging ſchon bei den medoperſiſchen und macedoniſchen Eroberungen verloren. Während Antiochus der Große wider die Aegypter zu Felde lag, empörte ſich Theodotus, ein Statthalter und machte ſich (250 vor Chr.) unabhängig. Die Parther thaten ein Gleiches. In das ſiebente Jahrhundert fielen jene heilloſen Eroberungen, die ſo manche Nation vernichteten. Damals traten auch die Türken zuerſt als Eroberer auf und verheerten die Bucharei. Gerade zu der Zeit kämpften zwei weltherrſchende Nationen gegen einander und drängten die Türken. Endlich fiel die Bucharei 707; Walid ward der Mächtigſte aller Araber. Im Jahre 894 blühten hier die Samaniden; nach ihnen 1078 die Seldſchucken, und 1124 ſtiftete Gurchan, durch die Niudſchen aus Nordoſten vertrieben, hier ein Reich, welches 1200 die Khowaresmier verſchlangen. Dſchingischan eroberte alles. Ihm folgte ſein dritter Sohn, Dſchagatai, in der Regierung, und 1369 ward Tamarlan als König der Bucharei zu Balk gekrönt. Bald darauf ſtarb Mahomed, der letzte der Dſchinghiſen (1402), deſſen Nachfolger aller Gewalt beraubt wurden. Die neue Dynaſtie beſtand bis 1489, wo Sultan Babur durch die Usbeken geſchlagen, nach Hinduſtan entfloh, und dort das Großmogulat ſtiftete. Ueber die folgenden Schickſale des Landes ſind die Nachrichten ſchwankend. Usbeken, Perſer und die Fürſten, deren Herrſchaft gewöhnlich nur von kurzer Dauer war, kämpften um den Beſitz der großen Bucharei. Abul Feiz Chan, welcher Chan von Bochara und König von Turan oder Turkeſtan genannt wird, erlitt 1736 von Nadir Shah eine Niederlage und verlor auch Balk. Bei einem zweiten Feldzuge aber 1740, begnügte ſich Nadir Shah, daß Abul Feiz ſich ihm unterwarf. Er ſetzte ihn wieder ein und überließ ihm das Gebiet auf der Nordſeite des Amu und Mavaralnar. — Die kleine Bucharei, von ihren wenigen Städten ſo genannt, liegt oſtwärts an der großen, von der ſie durch den Muſtag getrennt wird, zwiſchen dem 92ſten und 112ten Grade der Länge und dem 35ſten und 45ſten Grade der Breite, und iſt ihrem Flächeninhalt nach größer als die große Bucharei. Sie begreift Kaſchgar, Cothem, Akſu, Hami oder Kamil u. ſ. w. als Landſchaften unter ſich. Seit 626 ſtand ſie unter Chineſern von der Dynaſtie Tang. Um 751 ſuchten die Araber, jedoch ohne Erfolg, ſich auch hier feſtzuſetzen. Die Herrſcher von Tibet und die Kitanen machten hier Eroberungen. In der Folge wurden die Tataren in dieſer Gegend mächtig. Dſchingischan unterjochte ſie und gab das eroberte Land ſeinem Sohne Dſchagathai. In dieſem Staate, der ſich vom Reiche Dſchagathai vielleicht nach 1242 trennte, regierte ſeit 1347 die Linie von Iſanboga, vom Stamme Dſchagatai, wovon Togluk Timur, deſſen Sohn, Mavaralnar eroberte; deſſen Sohn es aber 1363 wieder verlor. Sein Nachkomme war Erke Chan, den 1683 Galdan, Chan der ſoongariſchen Fluthen, zinnsbar machte, ſein Sohn Raptan (Zigan Araptan) 1697 gefangen nahm, und deſſen Land mit der Songarei vereinigte. Die Reiche Kaſchgar und Jerken ſcheinen ſich nachher wieder be-

freit zu haben, denn zwiſchen 1757 und 1760 ſtanden ſie unter beſondern unabhängigen Fürſten. Nachher kam die ganze kleine Bucharei unter Kienlong's Regierung an China. Auch von der kleinen Bucharei aus wird ein ſtarker Karavanenhandel nach Perſien, Indien, China und Sibirien getrieben, doch iſt derſelbe wegen der dazwiſchen gelegenen Wüſteneien, in welchen die Karawanen häufig von den Kirgiſen angefallen und geplündert werden, höchſt beſchwerlich. Diamanten und andere Edelſteine, Gold, Silber, Getraide, Seide, Wein u. ſ. w. ſind die Producte des Landes, welches zugleich gute Pferd-, Kameel-, Rindvieh- und Schafzucht hat. Einen großen Theil der kleinen Bucharei nimmt die Wüſte Kobi oder Schamo ein. Die Einwohner ſind Bucharen und Kalmücken. Sich ſelbſt nennen die Bucharen Sarten und wollen für unvermiſchte Nachkommen der Uzen und heutigen Turkumanen gelten. Ihre Regierungsform iſt eingeſchränkt monarchiſch. — Beträchtliche buchariſche Colonien befinden ſich auch in Sibirien zerſtreut, welche zuſammen weit über 20,000 männliche Köpfe ausmachen.

Buchdruckerkunſt wird in Abſicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographiſche, typographiſche und ſtereographiſche eingetheilt. Die xylographiſche Buchdruckerkunſt beſteht darin, daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einſchneidet, ſie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dies iſt die älteſte Art der Buchdruckerkunſt, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche iſt. Die typographiſche Buchdruckerkunſt iſt diejenige, bei welcher man ſich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zuſammenſetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geſchnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt die gegoſſenen. Die ſtereographiſche Buchdruckerkunſt endlich iſt diejenige, zu welcher man ſich, nach der neueſten Verbeſſerung, ganzer metallenen Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chineſen ſollen ſchon unter ihrem Kaiſer Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, die xylographiſche Buchdruckerkunſt gekannt haben, doch ſchreiben ſich auch die Japaner die Erfindung derſelben zu und ſtreiten deßhalb mit den Chineſen. Auch in Tibet ſoll, nach dem Berichte verſchiedener Reiſenden, dieſe Kunſt ſeit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich ſchon ſeit Jahrtauſenden Sitte war, mit dem Petſchaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlaſſung zur Erfindung der Buchdruckerkunſt hätte geben können; ſo wurde doch erſt etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derſelben geleitet. Denn es iſt mit Recht zu beſtreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutſchen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunſt bei den Chineſen gehabt haben, obgleich nicht zu läugnen ſteht, daß ſchon vor Guttenberg und zwar 1423, die Kunſt, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu ſchneiden, bekannt war. Drei Städte ſtritten um die Ehre der Erfindung der typographiſchen Buchdruckerkunſt, Harlem, Strasburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger, Lorenz Janßon Coſter, bereits im Jahre 1430 die Kunſt, die Schrift in Holztafeln einzuſchneiden, erfunden habe. Die Strasburger ſchreiben dieſe Erfindung Guttenbergen zu, der ſie in Strasburg zuerſt gemacht haben ſollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben

dieſer Guttenberg nicht in Strasburg, ſondern vielmehr in Mainz, die typographiſche Buchdruckerkunſt erfunden habe. Die Wahrheit iſt, daß Guttenberg in Strasburg zuerſt die Idee ſeiner nachherigen Erfindung faßte, ſie aber erſt in Mainz mit Hülfe Peter Schöfers zur Ausführung brachte. Dieſer Johann Guttenberg hieß eigentlich Johann von Sorgenloch (Sugeloch) und ward von ſeinen beiden in Mainz belegenen Häuſern, Gänsfleiſch und Gudenberg, auch Johann Gänſefleiſch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden ſtets der Name Henne Gänsfleiſch beigelegt wird. Es iſt erwieſen, daß Guttenbergs Druckerzeug bereits im Jahre 1436 fertig war, und daß er auch ſchon in dieſem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere dergleichen in Holz abgedruckt hatte, und ihm dieſe Methode, bei der öftern Wiederholung zu mühſam ſchien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchſtaben drucken und dieſe hernach wieder gebrauchen könnte. Dies nun war die Erfindung der beweglichen Lettern, die Guttenberg noch vor dem Jahre 1442 gemacht hatte, denn bereits in dieſem Jahre beſaß man abgeſetzte Lettern. Ob er nun dieſe beweglichen Lettern aus Holz oder gleich aus Blei geſchnitten habe, iſt unbekannt. Mit dem Jahre 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunſt. Guttenberg verband ſich in dieſem Jahre mit einem reichen Goldſchmied in Mainz, Namens Johann Fuß (Fauſt), der ein geborner Engländer war, zu einer typographiſchen Geſellſchaft. Fauſt nahm darauf auch ſeinen Bruder, Jacob Fauſt und bald darauf einen gewiſſen Peter Schöffer, einen Mönch und ſehr erfinderiſchen Kopf, in dieſen Verein auf. Dies ſoll im Jahr 1453 geſchehen ſeyn. Schöffer wurde nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunſt; Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden und dieſe anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geſchnitten. Damit aber blieb immer noch die Buchdruckerkunſt ein eben ſo mühſames, als koſtſpieliges Geſchäft, bis nun von Johann Fauſt oder Peter Schöffer die gegoſſenen metallenen Lettern und andere Vortheile bei der Buchdruckerkunſt erfunden worden. Das älteſte, mit gegoſſenen Lettern von Guttenberg und Fauſt in Mainz gedruckte Werk, welches noch früher als der bekannte Pſalter von 1457 vollendet wurde, iſt die eigentliche wahre und älteſte guttenbergiſche lateiniſche Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil ſie auf jeder vollſtändigen Columne 42 Zeilen hat. Als ſich Fauſt im Jahre 1456 von Guttenberg getrennt, und, in Folge eines von ihm Guttenbergen vorzuleihenden Darlehns, ſich deſſen Druckerwerkzenges zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Peter Schöffer größere typographiſche Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunſt nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Fauſt insbeſondere den Druck der lateiniſchen und deutſchen Bibel betrieb, durch deren Abſchrift die Mönche bisher einen anſehnlichen Verdienſt gehabt hatten, und letztere ohnehin die erſtaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten und dieſe Kunſt deßhalb einer Eingebung des Satans zuſchrieben; ſo gerieth Fauſt darüber mit den Mönchen in einen gewaltigen Streit. Fauſt war nämlich mit ſeiner gedruckten Bibel nach Paris gereiſ't, um ſie daſelbſt zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutſchland gehört und deßhalb Paris ſchleunig verlaſſen hatte, ſo veran-

laßte dies wahrſcheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts deſto weniger reiſ'te Fauſt im Jahre 1466 zum zweiten Male nach Paris und ſtarb daſelbſt an der Peſt, worauf Peter Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunſt allein fortſetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Fauſt, hatte erſterer Mittel gefunden, ſich eine neue Druckerei anzuſchaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbeſondere der bekannte aſtrologiſch-mediciniſche Calender in Folio von 1457 merkwürdig iſt, welcher als der erſte bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieſes Calenders von denen, mit welchen Fauſt und Schöffer druckte, durchaus verſchieden ſind, ſo ſchließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Calender in Guttenburgs Druckerei gedruckt worden ſey. — Seit 1462 zerſtreuten ſich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien, außer Deutſchland, zuerſt in Italien, hernach in Frankreich, deſſen damaliger König der erſte Fürſt war, der ſich der neuen Kunſt annahm. Nebſt Fauſt, Schöffer und Guttenberg war ein gewiſſer Albrecht Pfiſter, man weiß nicht eigentlich auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunſt gelangt; derſelbe ſoll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Nachdem nun nach und nach die Buchdruckerkunſt bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr verbeſſert worden war, machten ſich J. G. J. Breitkopf in Deutſchland und Franz Ambroſius Didot in Frankreich beſonders um die Vervollkommnung dieſer Kunſt verdient. Neuerlich erhielt Philipp Rusher in England ein Patent für verbeſſerte Drucklettern, wodurch der Druck ſchöner, ebenmäßiger und leichter werden ſoll. Auch erfand Franz Bailay von Philadelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchſtaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barclay 1790 ein Patent erhielt. Dieſes Verfahren gründet ſich auf die Beobachtung, daß, wenn harte Subſtanzen zerbrochen werden, man gewiſſe unregelmäßige Figuren erhält, die, ſo oft auch der Verſuch wiederholt wird, doch nicht nachzuahmen ſind. Zerbricht man alſo ſchwache Stangen von Stahl in der Größe, die eine Punze haben ſoll, ſo bekommt man ohne alle fernere Zubereitung einen Punzen für irgend eine Matrize, welche auf keine Weiſe nachgeahmt werden kan. Uebrigens ſcheint die Buchdruckerkunſt, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch den Abdruck von ganzen Tafeln ihre höchſte Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht ſich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zuſammengeſetzten Seiten in ſolide Maſſen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunſt durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben dieſe Beweglichkeit iſt auch Urſach, daß ſich, ſo oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einſchleichen und daß ſich ferner im Drucken die Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen werden, woraus dann, weil der Drucker ſie nicht immer wieder an den rechten Ort einſetzt, neue Druckfehler entſtehen. Dieſe Unvollkommenheiten waren insbeſondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen beſtand, ſehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambroſius Didot, dachte daher, als er die allgemein geſchätzten logarithmiſchen Tafeln von Callet drucken ſollte, auf Mittel, wodurch er jenen Unvollkommenheiten vorbeugen könnte, und dieſes gelang ihm dadurch, daß er die aus

beweglichen Buchſtaben und Zahlen zuſammengeſetzten und auf's genaueſte corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß ſich ein Buchſtabe verſchiebt. Durch dieſes Verfahren wird natürlich das Herausziehen der Lettern, mithin das Entſtehen neuer Druckfehler, während des Drucks unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen ſtehen gebliebenen Druckfehler, ſo wird die bleierne Tafel an dem Orte, des fehlerhaften Buchſtabens durchbohrt, der falſche Buchſtabe herausgenommen der rechte dafür eingeſetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach gänzlich correct wird. Dieſe ſo verbundenen Lettern nennt Didot Stereotypen. Er ließ mit ſelbigen bereits im Jahre 1795 Callets oben genannte logarithmiſche und trigonometriſche Tafeln abdrucken. Die Erfindung dieſer Stereotypen aber gehört nicht Didot, ſondern wird den Holländern zugeſchrieben. Denn ſchon ſeit mehr als hundert Jahren ſoll man in Holland die Kunſt gekannt haben, mit ſtehenden Lettern Drucke von bleibender Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derſelben ſoll J. van der Mey, der Vater des bekannten Malers dieſes Namens, geweſen ſeyn, der zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in Leyden wohnte. Dieſer verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländiſchen Bibel in Quart, von welchen viele tauſend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieſer Bibel befinden ſich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. und J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunſt, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigſtens wurde ſeitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil dieſe Art zu drucken zu koſtſpielig war. Auch ſoll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die Kunſt von gegoſſenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Salluſt von zuſammengelötheten Typen abgedruckt haben. Man ſieht hieraus, daß Didot im ſtereotypiſchen oder ſtereographiſchen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indeſſen hat er dieſe Kunſt ſehr verbeſſert, ſo daß durch dieſelbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Anſehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbeſſertes Verfahren iſt folgendes. Er nimmt bewegliche Drucklettern, die ſich von den gewöhnlichen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie etwas kürzer und von einer weit härteren Materie, als die gewöhnlichen Lettern ſind. Dieſe werden auf die gebräuchliche Weiſe geſetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz fehlerfrei iſt. Alsdann wird mittelſt einer Maſchine, die gerade dieſelbe iſt, mit welcher man Geld münzt, jede mit dieſen harten Lettern geſetzte Seite in ein Quadrat von weichſtem Blei abgedruckt. Da nun dieſes, wie geſagt, mit der Prägmaſchine geſchieht; ſo iſt der Druck gleichförmig und ſanft. Dieſe Platte von weichem Blei, in welche eine ganze Seite auf einmal eingedrückt wird und welche ſich, wenn man einige Uebung darin hat, gerade wie ein gedruckter Bogen leſen läßt, dient nun als ſolide Matrize für eine ganze Seite. Jene oben erwähnten Lettern von harter Materie ſind alſo die Patrizen, welche zur Verfertigung dieſer ſoliden Matrizenplatte dienen und nachdem ſie dieſen Dienſt geleiſtet haben, wieder aus einander genommen, anders geſetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine ſolche Seite,

die als Matrize dient; ſo wird ſie abgeklatſcht, welches vermittelſt eines Mouton oder einer Vorrichtung geſchieht, wo in einem eng verſchloſſenen Kaſten die Matrize mit Gewalt auf die zur Teigconſiſtenz erkaltete Maſſe herabgeſchmettert wird und nun eine ſolide Platte bildet, welche zum Druck dient, nachdem ſie vorher auf der Rückſeite abgedrechſelt worden, theils um Materie zu erſparen, theils um jeder Platte gerade die Dicke zu geben, welche ſie haben muß, um zum Abdrucke zu dienen. Beim Abdruck ſelbſt werden dieſe verſchiedenen ſoliden Platten oder Seiten auf eine meſſingene Platte geſchoben, welche die Stelle der Form vertritt und nothwendig iſt, um dem Ganzen die nöthige Conſiſtenz zu geben, da die ſehr dünnen ſtereotypiſchen Seiten oder Columnen dem Drucke ſchwerlich widerſtehen würden. Aus allem dieſen ergibt ſich, daß Didot mit den gewöhnlichen Patrizen ganz ordentliche Matrizen verfertigt, daß ihm dieſe dazu dienen, außer den gewöhnlichen Lettern, die er ſonſt in ſeiner Druckerei brauchen kann, auch noch die kurzen Lettern aus harter Materie zu gießen, welche nach der gewöhnlichen Methode geſetzt und in weiches Blei ſeitenweiſe eingedrückt werden, daß endlich dieſer Abdruck in weiches Blei, welchen man die Stereotype nennt, dazu dient, um die Composition stéréotype (die ſtereotypiſchen Columnen) abzuklatſchen. Ein andres Verfahren des Grafen Schlaberndorf, des Bürgers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, beſteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine beſondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Drucklettern ausſehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterſchiede, daß die Buchſtaben gerade und vertieft in der Matrize ſind, ſtatt verkehrt und erhaben auf der Druckerletter zu ſeyn; daß man ſodann dieſe von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch ſeyn ſoll, ſetzt und mit dieſen geſetzten Matrizen ſogleich die zum Druck dienenden ſtereotypirten Tafeln oder Columnen abklatſcht und ſich mithin mehrere Proceduren erſpart. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu ſchneiden, wovon jeder Charakter in ein viereckiges auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geſchnitten iſt. Die Maſchinen, die er zur Ausführung dieſer beiden Gegenſtände erfunden hat, ſind außerordentlich ſinnreich. Außerdem haben ſich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürger, zu Wien, der Graf Proſper von Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbeſſerung der Stereotypen-Druckerei ſehr verdient gemacht. — Für typographiſche Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Crapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Göſchen, Degen und Tauchnitz in Deutſchland am meiſten geleiſtet. — Nächſt den Lettern iſt das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunſt die Buchdruckerpreſſe, worein die geordneten Lettern geſetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf daſſelbe abgedruckt werden. Vor ihrer Erfindung druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieſes Reibers erfand Guttenberg die Preſſe, welche ein gewiſſer Conrad Sasbach nach ſeiner Angabe verfertigen mußte. Aus einer ſtrasburgiſchen Urkunde ergibt ſich, daß ſie bereits im Jahre 1436 im Gange geweſen iſt. In

Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Preſſen; denn Karl VII. ſchickte in dieſem Jahre jemand nach Strasburg, der daſelbſt die Buchdruckerkunſt erlernen ſollte. Leonhard (Johann) Danner, der 1585 ſtarb, brachte 1550 zuerſt zu Nürnberg die meſſingnen Spindeln in der Buchdruckerpreſſe an, wozu ihm die Erfindung der Brechſchraube Veranlaſſung gegeben hatte. Eine neue Art Buchdruckerpreſſe wurde 1777 von Johann Gottfried Freitag in Gera erfunden, die ſehr große Bequemlichkeiten gewährte, aber, ſo viel wir wiſſen, nicht in Gebrauch gekommen iſt. Auch Wilhelm Haas, welcher 1741 zu Baſel geboren war, erfand 1772 eine neue Buchdruckerpreſſe, die mit einem ſo künſtlichen Mechanismus regiert wird, daß ſie mit einer einzigen, durch einen geringen Druck gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Preſſe zwei Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. Eine ähnliche Preſſe, mit welcher der Arbeiter mit einem einzigen Zuge eine ganze Seite des Bogens gleichförmig bedruckt, erfand Franz Ambroſius Didot in Paris. Mit einer andern, von Amiſſon zu Paris erfundenen Preſſe druckte man ſo geſchwind ab, daß ſich das Verhältniß von ihr zu der Geſchwindigkeit der gewöhnlichen Preſſen, wie vier zu drei verhält. Auch iſt die Mühe der Arbeitsleute dabei weit geringer, und der Abdruck erhält einen Grad von Vollkommenheit, der nicht, wie bei den gewöhnlichen Preſſen, von der Geſchicklichkeit des Arbeiters abhängt. In England erfand Joſeph Riedley eine Buchdruckerpreſſe ohne Bengel und Schraube, wofür er eine Prämie von vierzig Guineen erhielt. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Preſſe erfunden, welche ſelbſt die Schwärze auf die Lettern legt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beiſtand einer einzigen Perſon, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpreſſen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maſchine, auf welcher, vermittelſt eines Drucktiſches und eines darüber hingehenden Druckwagens, Bücher gedruckt werden können. — Die Buchdruckerſchwärze iſt eine ſchwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Guttenberg mit Schreibetinte; dann bediente er ſich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erſt um 1450, oder noch etwas ſpäter, erfanden Fauſt und Schöffer die Buchdruckerſchwärze, welche aus Kienruß und ſtarkem Firniß bereitet wird. Neuenhahn der Jüngere zu Nordhauſen hat die Entdeckung gemacht, daß der Flugruß, welcher in jeder Feurungsanſtalt gewonnen wird, und bisher als unnütz betrachtet wurde, ſtatt des theuern Kienrußes zur Buchdruckerſchwärze benutzt werden kann. Hörcher und Schwarzkopf zu Oberſteinach bei Coburg verkaufen eine milde ſchwarze Kreide in geſchnittenen Stücken, die ebenfalls gute Druckerſchwärze und Kupfertuſche gibt. Auch hat ein Ungenannter eine Druckerfarbe erfunden, welche bei kleiner Schrift, naß von der Preſſe hinweg, dem Hammer des Buchbinders widerſteht, ohne abzufärben. Sie iſt von größtem Nutzen bei Zeitungen und andern Blättern mit kleiner Schrift, die naß von der Preſſe hinweg gepackt und mit der Poſt verſandt werden müſſen. —

Büchercenſur. Als nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunſt eine Literatur im eigentlichen Sinne des Worts in Europa zu entſtehen anfing, und ſelbſt durch die Leichtigkeit des Mittels, ſeine Gedanken öffentlich mitzutheilen und im weiten Raume zu ver-

breiten, die denkenden Geiſter angereizt und aufgemuntert wurden, ihre Freiheit zu prüfen, und durch Mittheilung ihre Anſichten und Meinungen auf dem Wege des Drucks in den Kreis eines unſichtbaren Publicums hervor- und mit vielen in Verbindung zu treten: da fand zuerſt die geiſtliche Macht ein Intereſſe, dieſe Freiheit (Freiheit der Preſſe oder Preßfreiheit genannt) einzuſchränken, damit nicht Lehren und Meinungen verbreitet würden, welche dem angenommenen Lehr- und Regierungsſyſtem der catholiſchen Kirche widerſprächen und gefährlich wären. Dies geſchah vorzüglich durch die Büchercenſur, welche ſchon ſeit 1479 vorkommt, aber erſt ſpäterhin beſonders unter Alexander VI. (1492—1503) und ſeinem Nachfolger Leo X. eine dauernde Einrichtung bekam, und darin beſtand, daß die Buchdrucker und Verleger die für den Druck beſtimmten Schriften, bevor ſie öffentlich gedruckt wurden, der Prüfung niedergeſetzter Perſonen (Cenſoren, welche man auch ſelbſt oft die Cenſur nennt, ſ. dieſ. Art.) unterwarfen, und letztere beurtheilen mußten, ob dieſe Schriften etwas der Kirche Nachtheiliges und Widerſprechendes enthielten, oder nicht, welche Beurtheilung man im engern Sinne die Cenſur nannte. Nur die Unterſchrift des „Imprimatur" von Seiten dieſer Cenſoren gab die Erlaubniß, dieſe Schriften zu drucken. Begreiflich iſt es, daß man in dieſer Büchercenſur, welcher man durch Bücherverbote und harte Strafen einen großen Nachdruck zu geben ſuchte, ein wirkſames Mittel fand, die Fortſchritte der Cultur zum Vortheile der Hierarchie zu beſchränken, und durch dieſelbe einen ſtrengen Zwang in der Kirche ausübte. Allein auch dieſe Feſſel konnte den einmal erwachten Geiſt der freien Forſchung nicht lange aufhalten. Jedoch ſahen ſich auch ſpäterhin die Regierungen proteſtantiſcher Länder genöthigt, dieſelbe, nur allerdings weniger ſtreng als ſie auch in neuern Zeiten in den catholiſchen Ländern geweſen iſt, einzuführen, oder vielmehr beizubehalten. Sie war beſonders am Ende des 16ten Jahrhunderts in denſelben ziemlich allgemein, übrigens nach Zeitumſtänden und nach den individuellen Grundſätzen der Regierungen verſchieden. Jetzt ſind wir ſowohl durch Erfahrung als durch feſtere Grundſätze des Staatsrechts belehrt, daß der Preßzwang, unter Umſtänden, der Geiſtesfreiheit eben ſo gefährlich werden könne, als eine unbezügelte Preßfreiheit den heiligſten Zwecken der Geſellſchaft, und daß mithin die Büchercenſur an ſich ſo wenig Preßzwang und Unterdrückung der Freiheit, oder Geiſtesfeſſel, als eine durchaus uneingeſchränkte Preßfreiheit ein Gut zu nennen iſt. Denn im Grunde iſt jede wahre Freiheit, die Macht der Regierung, wie das Recht des Bürgers, beſchränkt durch den Zweck und das Wohl des Ganzen; nur daß man in der Wirklichkeit genau beſtimme, was dieſe in individuellen Verhältniſſen gebieten, darin liegt die größte Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber läßt ſich beſtimmen, daß das Anſehen des Staats, ſeine Religion, Recht und Sittlichkeit die Hauptrückſichten jeder Büchercenſur ſeyn müſſen. Das erſtere gebietet z. B., denjenigen Büchern oder Stellen derſelben den Druck zu verſagen, in welchen ſich Angriffe auf die Landesregierung finden, bei welchen der ſchuldige Reſpect gegen dieſelbe leidet, oder politiſche Aeußerungen, welche mit dem politiſchen Syſteme des Staats im Widerſpruche ſtehen, und dadurch dem Intereſſe des Ganzen gefährlich werden können; dies kann ſich aber nicht auf allgemeine wiſſenſchaftliche Grundſätze erſtrecken, deren Prüfung nur der wiſſenſchaftlichen Kritik obliegt. Schwerer iſt die Gränze in Hinſicht der Religion des Staats zu beſtim-

men, von welcher ſich die Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchreiten größtentheils entfernt, eben ſo in Hinſicht der Sittlichkeit, welche mit den Werken der Kunſt häufig im Streite liegt. Hier kann die Cenſur nur da hindernd ſeyn, wo eine offenbare Verletzung der Grundſätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit eintritt, nicht da, wo nur von Verſchiedenheit der Anſichten die Rede iſt; daher, wenigſtens in neuerer Zeit, das Politiſche die Hauptrückſicht, und die Cenſur größtentheils eine politiſche iſt. Die Anſicht wird jedoch hier immer etwas individuell bleiben; daher wird aber auch zu dem Geſchäfte des Cenſors nicht nur überhaupt ein Mann erfodert, der den Schriftſteller zu beurtheilen verſteht, mithin ein Gelehrter im wahren Sinn des Worts, ſondern derſelbe muß als politiſcher Cenſor mit dem innern und äußern Weſen des Staats genau bekannt ſeyn, als Cenſor wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Werke, Geiſtesfreiheit und Unbefangenheit in der Beurtheilung deſſelben mit Kenntniß der Staatsreligion und der Grundſätze der Sittenpolizey verbinden. Darum wird auch die eigentliche politiſche Cenſur mit Recht dem gebildeten Staatsmann, die Cenſur wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Werke dem öffentlich angeſtellten Gelehrten übertragen; dem Rechtskundigen insbeſondere diejenigen Schriften, welche mit dem Rechtsgang in Verbindung ſtehen, damit nicht die rechtliche Behörde des Staats ungebührend umgangen werde. Nie aber ſoll die Beſchränkung der Preßfreiheit die öffentliche Meinung zu unterdrücken verſuchen: auch iſt letzteres dem Staate gefährlicher geworden, als die unbeſchränkteſte Preßfreiheit. Nach allem dieſen verſtehen wir unter Büchercenſur die unter öffentlicher Auctorität (durch Cenſoren) angeſtellte Beurtheilung der zum Druck beſtimmten Schriften in Hinſicht auf die vom Staate und von der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Beſtehens, in ſo fern davon der Druck der Schriften abhängt; unter (wahrer) Preßfreiheit aber, die nur durch Gehorſam gegen den Staat und die ſchuldige Ehrfurcht gegen die Grundſätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit beſchränkte Freiheit, ſeine Gedanken durch den Druck mitzutheilen, und ſie findet Statt, wo die Cenſur mit Begünſtigung der Geiſtesfreiheit nach liberalen Grundſätzen der Regierung ausgeübt wird. Ihr entgegengeſetzt aber iſt der (rechtswidrige) Preßzwang, Beſchränkung der Druckfreiheit durch eine der Geiſtesfreiheit und ihrer Mittheilung entgegengeſetzte Büchercenſur. T.

Büchernachdruck iſt der im weſentlichen unveränderte Wiederabdruck eines Buchs, veranſtaltet von jemanden, der das, vom Verfaſſer ausgehende Recht, daſſelbe zu drucken, nicht erworben hat. Ueber dieſen Gegenſtand iſt viel geſchrieben und geſtritten worden; doch ſind die Meinungen (es müßte denn von Nachdruckern oder den ihnen huldigenden Gelehrten die Rede ſeyn) nicht ſowohl darüber verſchieden, daß der Nachdruck etwas Unrechtmäßiges iſt, ſondern vielmehr, warum er es iſt. Uns ſcheint, man müſſe nicht ſowohl von dem, größtentheils ſehr unbeſtimmten Vertrage zwiſchen dem Gelehrten und dem Verleger ausgehen, ſondern vielmehr von der Natur und dem Zwecke des Geſchäfts ſelbſt, worauf ſich der unbeſtimmte Vertrag immer ſtillſchweigend bezieht. Das Recht, ſein Manuſcript wie es iſt, zu drucken, wird von dem Verfaſſer deſſelben auf den Verleger oder Drucker übergetragen, und dieſes Recht muß in ſo fern als Eigenthum der letztern, welches ſelbſt von dem Gelehrten (er müßte denn ſeinen Geiſteswerken eine durchaus neue Geſtalt geben) nicht zum zweiten Male

veräußert werden kann, angeſehen werden. Der Verleger aber veräußert mit dem Verkauf einzelner Exemplare des gedruckten Werks keineswegs ſein Recht, daſſelbe zu drucken, ja ſelbſt bei ausdrücklicher Veräußerung dieſes Rechts könnte ein Streit entſtehen, welcher aus der Unbeſtimmtheit des Vertrags zwiſchen Verleger und Verfaſſer nicht zu heben iſt, ſondern er veräußert nur das Eigenthum und Gebrauch des Exemplars, als ſolcher. Soll nun der Staat, deſſen Pflicht iſt, jedes Gewerbe zu ſichern und zu ſchützen, den freien Verkehr der Geiſteswerke und ihre Verbreitung als ein rechtmäßiges Gewerbsgeſchäft befördern; ſo muß er dieſe Grundſätze, welche aus dem Zweck jenes Vertrags, wie er vernünftiger Weiſe zwiſchen Autor und Verleger geſchloſſen werden ſollte, zur Vermeidung aller Rechtsunſicherheit geſetzlich feſtſtellen und mit nachdrücklichen Mitteln in Ausführung zu bringen ſuchen, damit nicht nur dem rechtmäßigen Verleger wie dem Verfaſſer der Lohn ſeiner Arbeit ungeſchmälert bleibe, ſondern auch die ſichere Ausſicht auf Beſtrafung des ſchändlichen Nachdrucks beide zu literariſchen Unternehmungen aufmunterte, und dadurch der literariſche Verkehr befördert und erhöht werde. Wo dieſes nicht der Fall iſt, leidet nicht nur das Gewerbe des Buchhandels und die äußere Lage des Schriftſtellers, ſondern auch das Publicum, welchem die Bücher ſchlechter aber wohlfeil angeboten werden, ungemein. Die Regierungen machen ſich daher um Literatur, und dadurch auch um die Cultur ſehr verdient, wenn ſie dem Schriftſteller ſein Recht auf den Ehrenlohn des veräußerten Geiſteswerkes, ſo wie des Verlegers Recht auf die Mittheilung durch den Druck feſter beſtimmen (z. B. in Hinſicht der Auflage) und wie jedes andere Eigenthum im Staate durch eine den Nachdrucker nicht nur beſchimpfende, ſondern auch allen Gewinn ſeines ſchändlichen Geſchäfts vernichtende Strafe, garantiren. So werden ſie mehr als durch Gebote und Verbote im Gebiete der geiſtigen Cultur ausrichten. Sollen aber Veranſtaltungen in dieſer Hinſicht vollkommene Wirkung haben, ſo müßten ſich die Regierungen aller durch gleiche Cultur, Sprache und Nationalität verbundenen Staaten, zu dem edeln Zwecke der Förderung gemeinſamer Cultur auch gegenſeitig gegen allen Nachdruck der in ihrer Sprache gedruckten Geiſteswerke verbinden. Der Unfug aber, welcher durch unweſentliche Veränderungen mit Schriften vorgenommen wird, um von ihrem Wiederabdruck die entehrende Benennung des Nachdrucks abzuwenden, ferner auch die weſentlichere Veränderung eines in dem Buchhandel noch nicht vergriffenen Werks, ſoll von den gelehrten Tribunalen ſtets gebührend gerügt, und mit Mißbilligung bemerkt werden.

Bücherprivilegium iſt die ausſchließende Freiheit, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder ſonſt Jemanden über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteſte Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Biſchof zu Bamberg, im Jahre 1490. Das älteſte venetianiſche iſt vom Jahre 1491. In Polen waren ſie um 1500 gebräuchlich; das älteſte päpſtliche iſt von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erſte kaiſerliche iſt von 1510.

Bücherverbot iſt ein Geſetz oder Befehl, wodurch der Beſitz, das Leſen und die Ausbreitung gewiſſer Bücher unterſagt wird. Wenn man vorausſetzen könnte, daß alle die Bücher verboten geweſen wären, welche verbrannt oder deren Verfaſſer beſtraft wurden, ſo wären die Bücherverbote ſehr alt. Diagoras mußte aus Athen fliehen, weil ſeine Schriften der Religion zuwider waren, und auf ſeinen Kopf wurde

ein Preis geſetzt. Plato, der um das Jahr 3584 lebte, verbot den Lehrmeiſtern ſolche Bücher zur Unterweiſung ihrer Schüler zu gebrauchen, worin der Religion geſpottet wurde. Protagoras Schriften, eines Schülers des Demokritus, wurden zu Athen verboten und verbrannt. Auguſtus ließ mehr als 2000 abergläubiſche Schriften und die Bücher des Labinus verbrennen. Euſebius erzählt, daß Diocletian die Bücher der Chriſten verbrennen ließ, welches auch Julian der Abtrünnige that. Gegen 325 verdammte das nicäiſche Concilium die Lehren des Arius und Conſtantin, und ließ deſſen Bücher verbrennen. Eben ſo verfuhr Theodoſius II. mit den Schriften des Neſtorius, deſſen Lehren gegen 431 auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus verdammt worden waren. Gegenwärtig trifft das Bücherverbot nur unſittliche und politiſche Schriften, wenn letztere den angenommenen Grundſätzen zuwider ſind. In Religionsſachen iſt man ſehr nachſichtig geworden.

Buchhalterei iſt die Kunſt, vermöge welcher ein Kaufmann oder ſonſtiger Rechnungsführer ſeine Einnahmen und Ausgaben, ſowohl in Geld als Waaren oder ſonſtigen Werth, in ſeinen Büchern verzeichnet, ſo daß er mittelſt einer leichten Ueberſicht den ganzen Stand jeder einzelnen Rechnung und ſeines Geſchäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder deſſen, was man beſitzt, oder doch einzunehmen und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italiäniſche Buchhalterei eingetheilt. In der erſten werden die Poſten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch ſo verzeichnet, daß jedes blos einzeln erſcheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beſtändiger wechſelſeitiger Verbindung mit einander ſtehen, zu welchem Ende alle Poſten doppelt, einmal als Debet und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Verſehen vorgebeugt wird. Als beſondere Regel der doppelten Poſten iſt folgendes zu merken. Alle eingehenden Gelder und Waaren werden Debitores an den, der ſie geliefert hat; dagegen werden alle diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Caſſe oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, ſind hauptſächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geſchäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung eingetragen wird, ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgeſondert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Poſten auf ihre ordentliche Rechnung geſtellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die beſten Anweiſungen gelten Berghaus ſelbſtlehrender doppelter Buchhalter und Wagners neues vollſtändiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens. — Buchſchuld iſt eine Schuld, welche der Kaufmann in ſein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsbrauch hat eine anerkannte Buchſchuld Wechſelkraft.

Büchſe, ein Feuergewehr mit gezogenem Laufe, im Gegenſatz der Flinte. Der Zeitpunkt ihrer Erfindung kann nicht genau beſtimmt werden. Im Jahr 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsſtädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Bayern 30 Büchſen zu ſtellen. 1498 wurden ſchon die gezogenen Rohre beim Scheibenſchießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger Wolf Daner, der 1552 ſtarb, verbeſſerte das Ausbohren und Schmiden der

Büchſenröhre. Auguſtin Kotter, ein Büchſenmacher zu Nürnberg, der 1630 ſtarb, ſoll 1620 die mit Stern- und Roſenzügen gezogenen Rohre erfunden, nach Andern aber ſie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

Buchſiren oder Bugſiren, im Taue ſchleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren anderen mittelſt angelegter Taue buchſirt, entweder wenn es durch den Verluſt ſeiner Maſten außer Stand iſt zu ſegeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes ſeine Segel eingezogen hat, in welchem letztern Fall es denn nur darauf ankommt, es vollends ans Land zu bringen.

Buchſtaben, ſ. Schreibekunſt.

Bucht, ſ. Bay.

Bückeburg, ſ. Lippe.

Bucknick (Arnold), verdient erwähnt zu werden, als der erſte Künſtler, welcher Landkarten in Kupfer ſtach und druckte. Er brachte dieſe Kunſt zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunſt bei den Erfindern Fauſt und Schöffer erlernt hatte, wollte unter andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den koſtbaren Handſchriften deſſelben enthaltenen Karten war der Holzſchnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, ſie in Kupfer zu ſtechen, und verband ſich dazu mit Bucknick. Jener ſtarb während der Ausführung; Bucknick vervollkommnete und vollendete ſie. Die erſte Ausgabe des Ptolemäus mit Karten (denn die Ausgabe von 1462 hat gewiß eine falſche Jahrzahl!) erſchien endlich zu Rom 1478 in Fol. und ſchließt mit folgender Unterſchrift: Claudii Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Bucknick e Germania Rome tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Simpiterno ingenii artificitque monumento etc. Das in den letzten Worten ausgedruckte Selbſtlob mißfällt bei ſeiner Naivetät um ſo weniger, als dieſe Karten wirklich beſſer geſtochen ſind, als alle ſpätern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, ſelbſt die von Marcator nicht ausgenommen. Sie wurden wieder angewandt bei den Ausgaben von 1490, 1507 und 1508, welche ebenfalls zu Rom erſchienen. Letztere iſt mit einer Weltkarte von einem Deutſchen, Johann Ruyſch, vermehrt, in welcher zuerſt die Entdeckungen des Columbus und Americus Veſpucius angegeben ſind. Wahrſcheinlich ſind die zehn, der Ausgabe von 1507 noch beigegebenen Karten von demſelben Ruyſch.

Buckingham (Georg Villiers, Herzog von), zu berühmt durch die Gunſt, mit der zwei Könige ihn überhäuften, und durch den Mißbrauch, den er treuloſer Weiſe davon machte, war den 20ſten Auguſt 1592 zu Brookesby in der Grafſchaft Leiceſter geboren. Seine Familie war zur Zeit Wilhelms des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen. Für die Ausbildung ſeines Geiſtes zeigte er wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verſchwenderiſch mit Schönheit, Anmuth und Geſchmeidigkeit begabt, und dieſe einnehmenden Eigenſchaften bildete er durch einen dreijährigen Aufenthalt in Frankreich noch vollkommener aus. König Jacob I., der (wie Clarendon ſagt) den Reizen eines ſchönen Geſichts und ſchönen Kleides nicht leicht widerſtand, ſah ihn bei einem Feſte, das ihm die Univerſität Chambridge im J. 1615 gab, und ward auf den erſten Blick von Bewunderung für ihn hingeriſſen. Die Mutter des Jünglings, die eben ſo ehrgeizig als gegen ihren Sohn zärtlich war, eilte ihn am Hofe einzuführen, und der

König,

König, ihn zu ſeinem Mundſchenken zu ernennen. Jacob, der ſeines Günſtlings Sommerſet bereits überdrüßig war und ihn bald ganz von ſich entfernte, überhäufte von nun an den jungen Villiers, zu dem er ſich unwiderſtehlich hingezogen fühlte, täglich mit neuen Ehren und Reichthümern. In weniger als zwei Jahren ward er Ritter, Kammerherr, Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufſeher der fünf Häfen u. ſ. w.; und verfügte zuletzt mit unumſchränkter Gewalt über alle Ehrenſtellen, Aemter, Gnadenbezeugungen und Einkünfte der drei Königreiche. Er ſchaltete damit nach ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Habſucht, ſeinem Eigenſinn. Alles ward aufgehäuft für ihn, ſeine Familie, ſeine Spione, ſeine Werkzeuge, ſeine Theilhaber. Die Nation entrüſtete ſich, das Verdienſt verkannt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu ſehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günſtling ohne Maß zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war; dies ward er im J. 1623 im achten Jahre ſeiner Gunſt. Er wollte den Grafen Briſtol, einen eben ſo geſchickten als rechtſchaffenen Miniſter, von den Geſchäften entfernen. Dieſer unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachmaligem Carl I. — Buckinghams Beſtreben war, ſich nicht nur mit dem Prinzen auszuſöhnen, gegen den er, in einem Anfall blinder Wuth, die Hand zu erheben gewagt hatte, ſondern den wahrſcheinlichen Thronerben zugleich abhängig von ſich zu machen, um auf den Todesfall des alternden und hinfälligen Jacob die Fortdauer ſeiner Macht zu ſichern. Ohne Wiſſen des Königs flößte er dem jungen Carl die romanhafte Idee ein, ſelbſt nach Madrid zu gehen, durch ſeine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuſchneiden und das Herz der Infantin zu gewinnen durch die Ungeduld, ſie zu ſehen und ſich mit ihr zu verbinden. Dem Könige ward in einer ſchwachen Stunde die ſchon gegebene aber wieder zurückgenommene Einwilligung aufs neue entriſſen, und wiewohl er lange deßhalb auf Buckingham zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie ihn Jacob vorher geſehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Beſcheidenheit ſeiner Sitten die königliche Familie und die Nation entzückte, beleidigte ſie ſein Mentor durch Anmaßungen und Zügelloſigkeit. Die durch Briſtols Weisheit ſchon weit geförderte Unterhandlung ward durch die Unklugheit und Treuloſigkeit Buckinghams plötzlich rückgängig gemacht. Sie auf eine ſolche Weiſe abzubrechen, daß nie ein anderer ſie glücklich beendigen könne, erlaubte er ſich die gröblichſten Beleidigungen gegen das ſpaniſche Miniſterium, reiſ'te ſchnell mit dem Prinzen unter falſchen Verſprechungen ab, täuſchte den König durch falſche Berichte und bewog das Parlement zu der Erklärung, daß man, ſtatt ſich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müſſe; und Jacob erklärte Spanien den Krieg. Der rechtſchaffene Graf Middleſex, Großſchatzmeiſter des Reichs, der dem König treu bleiben wollte, ward des Unterſchleifs angeklagt; Jacob bemühte ſich umſonſt ihn zu retten. Buckinghams allmächtiger Wille triumphirte über das ſchwache Alter des Königs. Middleſex ward zu einer Geldſtrafe verurtheilt und verlor ſeinen Platz im Parlament. Jacob erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Grafen Briſtol, in deſſen muthvoller Tugend er einen Schild wider die Attentate ſeines Günſtlings zu finden hoffte. Der Graf kam, und ward auf einen von Buckingham ausgefertigten Befehl des Königs als Gefangener in den Tower ge-

bracht. Der Generalprocurator des Königs klagte ihn des Hochverraths an, und da er dieſe Anklage auf den zurückwarf, der ſie geſchmiedet hatte, verbot ihm ein zweiter Befehl, am Hofe zu erſcheinen. Indeß verſagte das Haus der Gemeinen, das ſo lebhaft auf den Krieg gegen Spanien gedrungen hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erfoderlichen Gelder. Buckingham ſcheute ſich nicht, ſich mit der Partei der Puritaner zu verbinden, und wagte, einen Plan zu faſſen, um die biſchöfliche Würde abzuſchaffen, die Beſitzungen der Kirche zu verkaufen und mit dem daraus gelöſ'ten Gelde den Krieg fortzuſetzen. So ward Jacob in allen ſeinen Intereſſen der Politik, des Herzens und Gewiſſens von ſeinem Günſtlinge verrathen und ſtarb in der Mitte dieſer Verwirrungen. Es war ihm zwar zu einiger Beruhigung noch gelungen, den Heirathsvertrag ſeines Sohns mit Henriette von Frankreich zu ſchließen, er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, eine engliſche Armee, welche die Pfalz ſeinem Schwiegerſohn wieder erobern ſollte, durch die ſchlechten Maßregeln ſeines Günſtlings zu Grunde gehen zu ſehen, während die Allianz mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieſes Landes bewirkt haben würde. Buckingham fuhr nach Jacobs Tode fort, auch Carls I. unumſchränkter und tyranniſcher Miniſter zu ſeyn; aber er mußte jetzt auch die Prophezeiung ſeines vorigen Königs eintreffen ſehen. Er, der in dem Unterhauſe des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlament für einen Verführer des Königs, für einen Verräther der Freiheiten ſeines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dies geſchah zur Zeit eines Krieges, deſſen Fortſetzung mehr als je das vollkommenſte Einverſtändniß mit dem Unterhauſe erfoderte. Daher jene Trennung in zwei Parlamenter, jene Verhaftungen der Mitglieder, die ſich am meiſten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anlehen ſtatt bewilligter Abgaben, willkührliche Gefangenſetzung derer, die ſie zu zahlen ſich weigerten; kurz alles, was den tugendhafteſten König der ſchrecklichſten Cataſtrophe entgegenführen mußte. Buckingham aber, der durch die lächerliche und ſchmähliche Unternehmung auf Cadix belehrt ſeyn ſollte, daß er dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um ſich im Namen ſeines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen, hatte es gewagt, ſeine verwegenen Wünſche bis zur Königin von Frankreich zu erheben, und war Willens, da ihn dieſe Fürſtin mehr mit Nachſicht als Unwillen zurückgewieſen hatte, als engliſcher Geſandter an den franzöſiſchen Hof zurückzukehren. Seine Verwegenheit war indeß in Paris nicht unbemerkt geblieben, und Ludwig XIII. verbot ihm in einem directen Schreiben, auch nur den Gedanken an dieſe Reiſe zu hegen. Von Zorn entbrannt ſchwor Buckingham, die Königin aller Macht Frankreichs zum Trotz zu ſehen, und ſuchte nur noch einen Vorwand zu Feindſeligkeiten. Nachdem er dieſen Zweck durch die übermüthigſten Kränkungen der Gemahlin ſeines Königs vergebens zu erreichen geſucht, und durch die empörendſten Beleidigungen nur Klagen bewirkt hatte, entſchloß er ſich zu einem förmlichen Angriff, und verband ſich zu einem Einfall in das franzöſiſche Gebiet mit den Proteſtanten von Rochelle. Dieſe Unternehmung und der Angriff auf die Inſel Rhe (1627), übertrafen an Schimpflichkeit und Ungeſchicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. Buckingham, zugleich Miniſter, Admiral und Feldherr, ſchien mit ſich ſelbſt zu wett=

eifern in welcher dieſer Eigenſchaften er ſich am tiefſten herabwürdigen könne. Nachdem er die Franzoſen durch eine ſchändliche und fruchtloſe Treuloſigkeit angegriffen, nachdem er die Einwohner von Rochelle nur darum zum Aufſtand bewogen, um ſie der Rache Richelieu's zu übergeben, nachdem er ein Drittel der engliſchen Armee aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, eben ſo ſehr von ſeinen Mitbürgern als von ſeinen Feinden verachtet und verwünſcht. Die dringenden Bedürfniſſe machten die Zuſammenrufung eines neuen Parlaments nöthig. Buckingham eröffnete es mit der Erklärung: daß der König ſich derſelben wohl überheben gekonnt, und daß, wenn man die Subſidien verweigere, Se. Majeſtät andere Mittel finden würden, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen. So ſtreute er den Samen der Zwietracht zwiſchen König und Volk, die gegenſeitig ſich nur zu verſtändigen wünſchten. Er mußte in den Debatten ſich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wiſſen, wann er nachgeben und wann er widerſtehen müſſe, beſtritt er aufs äußerſte die berühmte Petition der Rechte, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten wiederherſtellen ſollte, ließ aber plötzlich von ſeinem Widerſtande ab, als er hörte, daß man im Unterhauſe eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle, und dachte nicht einmal daran, die nothwendige Zuſtimmung des Königs zu benutzen, um ſeine Feinde zu zerſtreuen und die Folgen der Niederlage abzuwenden, die er erlitten hatte. Die Denunciationen nahmen aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man ſich ſtatt einer förmlichen Anklage mit dem Geſuch, daß der König von ſeiner Perſon und aus ſeinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der durch das Uebermaß und den Mißbrauch ſeiner Gewalt die Haupturſach des öffentlichen Unglücks ſey. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflöſung des Parlaments. Carl beſchloß, aufs neue den Proteſtanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unternehmungen, und kehrte, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beſchimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König Buckingham, ſich ſelbſt an die Spitze einer neuen Rüſtung zu ſtellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk geſetzt würde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben, und war in Portsmouth im Begriff ſich einzuſchiffen, als er am 23ſten Auguſt 1628 mitten unter ſeinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines unbekannten Fanatikers ſtarb. So endigte ein Mann, deſſen bloßer Name die Idee der unbeſchränkteſten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuſer, dem Haſſe Richelieu's und Olivares, und ſelbſt der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Trotz geboten hatte, und der in dem Augenblicke ſeines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüſtungen betrieben, die Gunſt ſeines Königs wiedergewonnen, und im Vertrauen auf die ungeheuern Hülfsmittel, mit denen er ſich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegenſehen durfte. Um ihn mit wenigen Worten zu charakteriſiren, nennen wir ihn einen eiteln und rachſüchtigen Menſchen, einen unfähigen und tyranniſchen Miniſter, einen ſchlechten Staatsbürger, einen unverſchämten Diener, einen treuloſen Unterthan und den eigentlichen Mörder ſeines unglücklichen Königs.

Bückler (Johann, auch Schinderhannes), Anführer einer Räuberbande an den beiden Ufern des Rheins. Es kann für den Men-

ſchenbeobachter keine unintereſſante Beſchäftigung ſeyn, ſich mit den Schickſalen eines Mannes bekannt zu machen, deſſen Anlagen, wenn ſie eine dem allgemeinen Wohle entſprechende Richtung genommen hätten, ihn zu einem der ausgezeichnetſten Menſchen geſtempelt haben würden, ſo wie es auch jedem Menſchenfreunde ein wahrhaft ſchmerzhaftes Gefühl verurſachen muß, wenn er ſieht, wie es nur dem Zufalle anheim zu fallen ſcheint, ob das Schickſal dieſes oder jenes Menſchen zu deſſen Verderben führen, oder ihn auf die höchſte Stufe des zeitlichen Glücks erheben ſoll. Ohne uns in eine weitere Auseinanderſetzung dieſes Gegenſtandes einzulaſſen, gehen wir zu der Geſchichte des Mannes ſelbſt über, der uns zu dieſen Bemerkungen Veranlaſſung gegeben hat, und führen nur noch an, daß wir in Folge der Lebensumſtände dieſes berüchtigten Räubers auch die Geſchichte ſeiner Genoſſen flüchtig berühren wollen. Bücklers Grosvater war Waſenmeiſter im Saar-Departement, und genoß die Achtung der ganzen dortigen Gegend. Sein Sohn etablirte ſich in der nämlichen Eigenſchaft auf dem andern Rheinufer, und zeugte dort einen Sohn, Johannes, welcher der Held iſt, deſſen dieſer Artikel Erwähnung thun ſoll. Da der Vater nur einen kümmerlichen Lebensunterhalt zu erwerben im Stande war, ſo iſt begreiflich, daß auch dem Sohne nur eine ſehr eingeſchränkte Erziehung zu Theil werden konnte; denn kaum lernte der junge Bückler ſeinen Namen ſchreiben. Ohne uns weiter bei den kleinen Bubenſtückchen zu verweilen, die er ſchon in ſeiner frühesten Jugend, in Vereinigung mit ſeinen Spielgenoſſen ausübte, und die beſonders in Brod- und Fleiſchdiebſtählen aus franzöſiſchen Proviantwagen beſtanden, gehen wir zu der nun folgenden wichtigern Lebensperiode deſſelben über; er trat nämlich als Knecht in die Dienſte eines dortigen Scharfrichters, eines ſehr rechtſchaffenen Mannes, welcher den herumſtreifenden Bettelknaben mehr aus Mitleid, als weil er ſeiner wirklich bedurfte, zum Beiläufer ſeines Hauptknechts annahm. Dieſer Scharfrichter, Nagel mit Namen, hat oft verſichert, daß der junge Bückler in ſeinem Dienſte ſehr behend und immer willfährig geweſen, auch ein ſehr gutes Herz bewieſen und eine Munterkeit ohne Gränzen gezeigt habe. Doch ſchon am Ende des erſten halben Jahres entwendete der junge Bückler ſechs Kalbfelle und eine Kuhhaut von dem Boden ſeines Dienſtherrn, und entwich heimlich, ward aber ertappt und von Rechts wegen mit 25 Stockprügeln beſtraft. Schinderhannes hat geſtanden, daß dieſe Execution, vor dem ganzen Publikum an ihm vollzogen, ihn tief geſchmerzt und über das Schickſal ſeines ganzen künftigen Lebens entſchieden habe. Nachdem er ſich nämlich hierauf eine Zeit lang mit einigen ſeiner Spießgeſellen herrenlos herumgetrieben, und ſich meiſtentheils damit beſchäftigt hatte, Schafe zu ſtehlen, kam er zum zweiten Mal ins Gefängniß; fand jedoch, während man ſeinen Prozeß einleitete, Gelegenheit, aus demſelben zu entwiſchen. Hierauf geſellte er ſich zu Fink dem Rothkopfe, welcher damals in dieſen Gegenden ſein Weſen trieb, und der Anführer einer ſehr berüchtigten Diebsbande war. Dieſem mußte ein aus dem Kerker entſprungener, junger, feuriger Menſch ein willkommener Gefährte ſeyn. Auch zeichnete ſich Bückler gleich von Anfange als eines der tüchtigſten Mitglieder dieſer Bande aus. Es dauerte jedoch nicht lange, als er abermals ergriffen wurde, aber Gelegenheit fand, zu entkommen, und gerades Weges zu ſeinen alten Bekannten zurückkehrte, die ſich indeſſen unter einem verwegenen Menſchen vereinigt hatten, welcher Peter Petri, auch der ſchwarze Peter hieß, ſtarkes Körperbau's, verwegenes Muthes, ſeltener Rohheit und nüch-

tern ein ſehr guter Menſch war, der ſich von einem Kinde leiten ließ, aber zu einem verheerenden Raubthiere ward, wann er ſich berauſcht hatte. Kaum hatte ſich Schinderhannes wiederum zu dieſer Bande geſellt, als der ſchwarze Peter gefangen wurde, aber Gelegenheit fand, auf eine ſehr gewagte Weiſe zu entkommen, und darauf gänzlich vom linken Rheinufer verſchwand, wo er ſich und ſeine Familie von Kohlenbrennen ernährt. Während der Abweſenheit des ſchwarzen Peter gewann nun Schinderhannes immer mehr Anſehen unter ſeinen Brüdern. Sie trieben den Pferdediebſtahl ununterbrochen fort, und verübten ihn ſogar am hellen Tage. Schinderhannes ward jetzt abermals gefangen und vor den Friedensrichter geführt, dem er eine Menge Verbrechen eingeſtand. Merkwürdig iſt es, daß damals ein angeſehener Pächter aus der daſigen Gegend Gift begehrte, um dieſen Räuber aus der Welt zu ſchaffen; denn damals zitterten ſchon eine Menge angeſeſſener Leute vor ſeinen Eingeſtändniſſen. Schinderhannes ward mit ſeinem Cameraden, Johann Müller, der ſich für ſeinen Knecht ausgab, unter ſtarker Bedekung nach Simmern gebracht und hier in das nämliche unterirdiſche Gefängniß hinuntergehaſpelt, in welchem ſchon vor ihm der ſchwarze Peter geſeſſen hatte. Während der Zeit erfuhr man, daß letzterer, den man bis dahin für todt gehalten und über ihn viele Albernheiten verbreitet hatte, nicht allein noch lebte, ſondern auch in einer gewiſſen Nacht in einer beſtimmten Mühle eintreffen würde. Dieſe ward daher Nachts mit bewaffneter Mannſchaft umringt. Als man jedoch glaubte, den ſchwarzen Peter bereits gefangen zu haben, fand es ſich zum Unglücke, daß man ſtatt ſeiner den Sohn des Müllers verwundet hatte. Je mißlicher dieſe Ausführung zu ihrem Zwecke gediehen war, deſto glücklicher fiel eine andere Unternehmung aus, die gegen den Sohn des ſchwarzen Peter, **Peter Petri**, einen ſehr wohlgebildeten, ſechzehnjährigen Knaben, welcher unter den Verbrechen ſeines Vaters aufgewachſen, ſchon einmal aus dem Gefängniſſe zu Sobernheim entſprungen, und nach der Gefangennehmung ſeines Vaters ein ſteter Gefährte von Schinderhannes geweſen war, ausgeführt wurde; man bemächtigte ſich deſſelben auf freiem Felde, und brachte ihn, ob er gleich alle Mittel anwandte, zu entkommen, dennoch zur gefänglichen Haft. Während dieſer Zeit hatte Schinderhannes Gelegenheit gefunden, aus ſeinem Gefängniſſe zu entſpringen. Da er von nun an, ſeinem eigenen Eingeſtändniſſe zu Folge, den Pferdediebſtahl für zu beſchwerlich zu halten anfing, ſo beſchloß er, fortan nur Straßenräuberei zu treiben, weil dieſe minder beſchwerlich ſey und reichlicheres Einkommen gewähre. Zu dem Ende ſuchte er nicht nur ſeine vorigen Gefährten wieder auf, ſondern er warb auch deren allenthalben neue, wo er tüchtige Leute auffinden konnte. Unter dieſen zeichnete ſich ein gewiſſer **Carl Benzel** als einer der vorzüglichſten aus. In Folge des Verhörs, welches mit dieſem Räuber gehalten wurde, ergab ſich ein Umſtand, der jedem Pſychologen als ſehr wichtig erſcheinen muß, und den wir aus dieſem Grunde hier kürzlich anführen wollen. Benzel hatte mit einem Mädchen Bekanntſchaft gemacht, und ſich ſterblich in daſſelbe verliebt; dieſes Mädchen war ihm, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, bei allen ſeinen Handlungen als ein warnender Schutzgeiſt erſchienen, und hatte ihn ſtets von der Geſellſchaft jener Raubgeſellen abzuziehen geſucht. Benzel hatte ihr zu folgen verſprochen, und ſie, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, mehr wie ſeinen eignen Gott gefürchtet, auch bei jedem kleinen Diebſtahle, den er verübt, ſich ſtets ſelbſt gefragt, ob wohl nicht jenes Mädchen Wiſſenſchaft davon erhalten könne.

Hierauf hatte er bei dem Vater um die Hand des Mädchens geworben; dieſer aber ſchlug ſie ihm, als einem lüderlichen, übel berufenen Burſchen, geradezu ab, worauf er, Benzel, vor Verzweiflung zum eigentlichen Räuber geworden war. Uebrigens hat ſich dieſer Benzel, während ſeines Beiſammenſeyns mit Schinderhannes, wie von Zeugen erwieſen wurde, ſehr oft heimlich von ihm geſchlichen, um in den nächſtgelegenen Orten das Abendmahl zu nehmen. Auch betrug er ſich ſpäterhin während ſeiner Haft und bis zu ſeinem Tode mit der muſterhafteſten Seelenruhe, las, wie er ſtets vorher gethan, in der Bibel, und ſtarb mit der ſichtbarſten und innigſten Ergebung in ſein Schickſal. Gehen wir zurück zu Bückler. Um dieſe Zeit waren die Beraubungen auf den dortigen Landſtraßen ſo viele geworden, daß man in den dortigen Gegenden Nacht und Tag Urſach hatte, vor gewaltſamen Ueberfällen zu zittern; beſonders waren die Juden täglichen Plünderungen ausgeſetzt. Sie getrauten ſich nicht mehr einzeln zu reiſen, zogen ſtets, und oft noch mit militäriſcher Bedeckung, in großen Schaaren zu Markte, und waren dennoch ihres Lebens und ihrer Habe nicht ſicher. Ein Beiſpiel ſey genug, um zu beweiſen, in welcher Lage damals dieſes Volk ſich befand. Schinderhannes, von ſeinen Getreuen umgeben, pflegte an Markttagen auf der Spitze von Felſen zu ſitzen, unter denen der Weg vorbeiführte. Dann muſterte er gewöhnlich mit einem Perſpective die herannahenden Judenhaufen. Einſt ſaß er auf einem ſolchen Orte, als mehr denn dreißig Juden herbeizogen, unter welchen auch fünf Bauern waren. Nachdem Bückler durch ſein Perſpectiv die anziehenden Judenhaufen gemuſtert und ſich überzeugt hatte, daß kein verkleideter Gensd'arme unter ihnen war, ließ man den Haufen bis in eine Gegend kommen, die einen engen Paß bildete. Nun wurden die Juden angegriffen. Dieſe, die bei dem unverhofften Ueberfalle allen Muth verloren, wollten zurückweichen, fanden ſich aber vom Wege abgeſchnitten. Sie mußten ihre Börſen abliefern, und während Schinderhannes ihnen die Taſchen durchſuchte, wurde der alte Jude Jacob von Meißenheim, der mit unter dem Haufen war und vor Entſetzen wie eine Bildſäule daſtand, gezwungen, die ſcharf geladene Büchſe des gefürchteten Straßenräubers, die dieſer ihm überlieferte, in Händen zu halten. Ja am Ende wurden die Juden ſogar gezwungen, Schuhe und Stiefeln auszuziehen, die dann auf das genaueſte unterſucht und auf einen Haufen zuſammengeworfen wurden. Die Beraubten geriethen in Streit, als jeder ſeine Schuhe und Stiefeln aus dem Haufen ſuchen ſollte, und mehrere, die nur mit Schuhen bekleidet geweſen waren, behaupteten, Stiefel gehabt zu haben, welches den Räubern viel Vergnügen machte. Die oben erwähnten Bauern gaben unterdeſſen verſtohlene Winke, wo noch Geld zu finden wäre. Man muß über die actenmäßige Darſtellung dieſes Räubers nicht erſtaunen, oder gar einen Schluß daraus auf den Muth deſſelben ziehen. Er kannte die Leute, die er vor ſich hatte. Eigentlichen Muth hat Schinderhannes nie bewieſen, ja ſeine Geiſtesgegenwart hat ihn ſehr oft verlaſſen. So antwortete er z. B., als man ihm einredete, es ſey doch ſehr gefährlich geweſen, dem Juden ſeine geladene Büchſe in die Hand zu geben: er habe dabei gar nichts gewagt, weil die Handgriffe, welche erforderlich geweſen, um dieſelbe loszuſchießen, niemanden, nicht einmal einem ſeiner Cameraden, bekannt geweſen ſeyen. So hat er

auch niemals einen Straßenraub allein ausgeführt, ſelbſt nicht ein=mal gegen einen einzelnen wehrloſen Juden. Die Art, wie er in der hierauf folgenden Zeit ertappt und in Haft genommen wurde, liefert einen unbezweifelten Beweis von der Muthloſigkeit des Schin=derhannes, und iſt zu originell, als daß wir dieſelbe nicht weitläuf=tiger erzählen ſollten. Die daſige Gensd'armerie hatte Nachricht er=halten, daß Schinderhannes mit einigen ſeiner Gefährten in einem gewiſſen Hauſe regelmäßig zu gewiſſen Zeiten einzukehren gewohnt ſey; auf dieſe Anzeige begaben ſich zwei Gensd'armen dahin. Einer von ihnen trat, ohne gerade auf etwas Beſonderes gefaßt zu ſeyn, oder ſich deßhalb eigentlich vorbereitet zu haben, in das bewußte Haus und öffnete die Zimmerthüre. Da lag Schinderhannes in einer weißen Schlafkappe hinter dem Tiſche auf einer Bank; der oben er=wähnte Benzel ſaß an einem Tiſche daneben und las in der Bibel. Zwei ihrer Weiber, mit denen beide lebten, drehten das Spinnrad. Der Gensd'arme ſchloß ganz gelaſſen die Thüre hinter ſich zu, trat vor den Räuber, foderte ihn auf, mitzugehen, und packte ihn an die Gurgel. Schinderhannes ſchrie um Hülfe, und nun erſt ſprang Benzel auf, der bis dahin ganz ruhig bei ſeiner Bibel ſitzen geblie=ben war, und ſuchte ſeinen Hauptmann zu retten. Der Gensd'arme packte nun auch ihn, und ſchrie, indem er ſich mit beiden herumtum=melte, aus allen Kräften, um ſeinen draußen harrenden Cameraden herbeizurufen. Aber dieſer hörte nicht, oder wollte vielleicht nicht hören; und ſo dauerte denn der ungleiche Kampf wohl über eine Vier=telſtunde. Schinderhannes, mit Benzels Hülfe, machte ſich endlich aus den Händen des Gensd'armen los, ſtreifte ſeinen Wamms ab, trat an ein Fenſter und ſprang hinaus. Nun öffnete der Gensd'arm die Stubenthüre, die er bis dahin mit dem Rücken beſetzt gehalten hatte, um den Räubern die Flucht abzuſchneiden, und ſchleifte Ben=zeln bei den Haaren bis auf die Haustreppe. Schinderhannes war ſchon dreißig Schritte entfernt; Benzel, der ihn laufen ſah, that einen lauten Pfiff und ſchrie: „Camerad, es iſt ja nur Ein Spitz=bube von Gensd'arme hier!" Eine Ohrfeige von der kräftigen Hand des Gensd'armen, ſo daß Benzel einer Ohnmacht nahe war, machte dem Spiele ein Ende. Schinderhannes war glücklich entronnen, und nun erſt erſchien der zweite Gensd'arme in ſeinen Mantel gehüllt mit Piſtolen in der Hand. Benzel ward fortgeführt und von einem Ju=den, der wenige Tage vorher durch einen Schuß von ihm verwundet worden war, aber noch lebte, als der rechte Benzel anerkannt. Der Gensd'arme ſagte aus, daß es ihm ſehr leicht geworden wäre, den Schinderhannes niederzuhauen, daß er es aber deßhalb nicht gethan hätte, um ſich nicht denſelben Verantwortungen auszuſetzen, denen man ſeinen Cameraden wegen der Verwundung des oben erwähnten jungen Müllers unterzogen hätte. Nachdem nun Bückler entſprun=gen und ſeinen Freund Benzel in der Gefahr gelaſſen hatte, ging er auf das rechte Rheinufer, und lernte dort ein Mädchen, mit Namen Julchen Blaſius, kennen, in welches er ſich ſo ſehr verliebte, daß er ſie kurz darauf heirathete, ja ſogar hernach ein Lied auf ſie dichtete, welches in der dortigen Gegend bekannt genug iſt, und auf allen Märkten und Kirchweihen geſpielt wurde. Wir nehmen An=ſtand, daſſelbe hier wegen ſeines cyniſchen Inhalts einzurücken. Um dieſe Zeit nahm die Räuberei auf einmal eine andere Richtung. Ei=ner von der Bande, der nicht wohl immer auf den Straßen liegen,

auch überhaupt wegen eines körperlichen Gebrechens (er hinkte nämlich) leicht erkannt werden konnte, gab die erſte Idee dazu; er fand es nämlich bequemer, zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuſer der Juden zu brechen, als ſich den Gefahren einer öffentlichen Beraubung auf den Landſtraßen auszuſetzen. Der erſte Hauptverſuch, der unternommen wurde, gelang ſo vollkommen, daß man deren bald mehrere auf einander folgen ließ. Wie weit es übrigens um dieſe Zeit mit dieſem Unweſen gediehen war, beweiſ't das Betragen der Bande unmittelbar nach dieſem Raube. Schinderhannes hatte drei Schneider damit beſchäftigt, ſich und ſeine Frau, und zwar letztere ganz in Seide, kleiden zu laſſen. Als die Schneider, die an drei verſchiedenen Orten und zwar Tag und Nacht arbeiteten, den Auftrag des Schinderhannes ausgerichtet hatten, wollte einer von ihnen den neuen Anzug zu dieſem bringen, den er aber bereits auf dem Wege antraf. Auf der Stelle zog ſich dieſer mitten in dem gebahnten Wege ganz nackend aus, und ging eine halbe Viertelſtunde auf und nieder, indem er ſich auf den Hintertheil ſchlug und mit lauter Stimme rief: „jetzt, ihr Gensd'armen, kommt und holt den Schinderhannes!" Darauf zog er ſeine neuen Kleider an, und begab ſich in ſeinen Schlupfwinkel zurück. Noch mehr! Die ganze umliegende Gegend kannte den Aufenthalt deſſelben; die jungen Burſche aus derſelben gingen zu ihm, ſpielten Karten und tranken mit ihm; wieder andere kauften für ihn und für ſeine Geſellen Munition, und doch ward nichts verrathen. Ja, Schinderhannes ſtellte ſogar in dieſen Tagen einen Ball an, auf welchem die ſchönſten Mädchen aus der Nachbarſchaft mit den Räubern traulich tanzten und bis ſpät in die Nacht zechten. Von nun an folgten die Räubereien ſchnell auf einander, ſo daß die Juden ordentliche Geſandtſchaften an Schinderhannes abſchickten, um ſich mit ihm abzufinden. Einſt drangen Schinderhannes mit ſeiner Frau, letztere in Mannskleidern, und beide mit Flinten und Piſtolen bewaffnet, zur Nachtzeit in das Haus eines Juden, und fragten ihn, warum er ihnen nicht die verlangten zwei Louisd'or überſandt habe, indem ſie hinzuſetzten: man müſſe allen Juden die Hälſe abſchneiden. Der Jude mußte 25 Louisd'or zahlen, und während ſeine Frau dieſes Geld in der obern Stube zuſammenſuchte, hielt Schinderhannes mit ſeinem Julchen jenem die geſpannten Piſtolen vor, indem ſie ihm drohten, ihn auf der Stelle zu erſchießen, wenn oben der geringſte Lärmen gemacht würde. Es konnte übrigens nicht fehlen, daß dieſe ſo häufig und mit ſo vieler Frechheit wiederholten Uebelthaten nicht endlich den ſchon zu langmüthigen Arm der Gerechtigkeit hätten in Thätigkeit ſetzen ſollen. Nachdem bereits mehrere Mitglieder von der Räuberbande des Schinderhannes eingezogen worden waren und die Strafe ihrer Vergehungen erhalten hatten, gelang es nun auch endlich den raſtloſen Bemühungen der daſigen Polizeibeamten, den gefürchteten Anführer dieſer Bande ſelbſt gefangen zu nehmen. Nachdem Schinderhannes ſich nämlich auf dem linken Rheinufer ſo ſehr in die Enge getrieben ſah, daß er es für nothwendig fand, ſich in ſeine Schlupfwinkel des rechten Rheinufers zurückzuziehen, und dies die dortigen Polizeibeamten erfahren hatten, ſo ward beſchloſſen, eine allgemeine und ſorgfältige Durchſuchung der ganzen Gegend zu unternehmen. Nun erblickt man auf einer dieſer Streifereien eine Viertelſtunde von Wolfenhauſen, ungefähr dreihundert Schritte vom Wege ab, einen Men-

ſchen, der fremd zu ſeyn ſchien, aus einem Kornfelde kommen. Der Anführer der Polizeiwache winkt ihm, näher zu kommen; der Fremde gehorcht mit Anſtand. Er war gut gekleidet, hatte einen runden Hut auf, die vordern Haare hingen die Stirne herab bis auf die Augen, die hintern Haare waren in einen kurz geſtutzten Zopf gebunden; der Backenbart lief ihm von den Ohren unter dem Kinne bis an den Hals. Er trug ein gräuliches oder vielmehr hellbläuliches kurzes Camiſol, lange knapp anſchließende Beinkleider von hellblauem Tuche mit weißen runden Knöpfen, zwiſchen den Beinen mit ſchwarzem Leder ausgeſchlagen, Schuhe und eine ſchwarze Fuhrmannspeitſche, am Stiele mit rothem Leder geſtickt. Der Fremde ward gefragt, wo er herkäme und was er hier zu thun hätte; er antwortete, er ſey aus der Weilbach, wolle zu Wolfenhauſen Ziegel kaufen, und habe dort ganz in der Nähe ſeine Fuhre gelaſſen. Man erwiederte ihm, daß, wenn er in Wolfenhauſen Ziegel kaufen wolle, er alſo auch dem dortigen Ziegelbrenner bekannt ſeyn müſſe, und wenn dies alſo befunden würde, er ſogleich wieder entlaſſen werden ſolle. Hierüber ward der Fremde etwas betroffen; aber in noch ſichtbarere Beſtürzung gerieth er, als er um ſeinen Paß befragt wurde. Er entſchuldigte ſich jedoch damit, daß er, als ein in daſiger Gegend Einheimiſcher, keines Paſſes bedürfe. Da man ihn hierbei ſcharf ins Auge faßte, und er ganz deutlich ſeine Unruhe zu erkennen gab, ſo wurde er ergriffen und der Wache übergeben. Hier zog er eine Tabaksdoſe hervor, aus welcher er den Soldaten häufig Tabak präſentirte, und während deſſen einem derſelben heimlich zuflüſterte, er ſolle ihn für ein gutes Trinkgeld entwiſchen laſſen. Da nun aber auch der Fremde, der ſich den Namen Jacob Schweikard gegeben hatte, von einem gewiſſen, ſich dort befindenden Offizier für einen, ſchon bereits verhafteten und wieder entſprungenen Gefangenen erkannt wurde; ſo ward derſelbe gebunden abgeführt und an das kaiſerliche Werbehaus zu Limburg abgeliefert, wo er einige Tage lang nicht mehr als jeder andere Recrut eingeſchränkt wurde. Plötzlich änderte ſich jedoch die Scene. Es erſchien ein Kerl bei der dortigen Polizei, der derſelben entdeckte, daß der erwähnte Jacob Schweikard kein anderer, als der berüchtigte Schinderhannes ſelbſt ſey. Nachdem nun mehrere Perſonen über dieſe wichtige Entdeckung vernommen worden, auch ein Signalement, welches die dortigen Zeitungen enthielten, mit der Perſon des Jacob Schweikard verglichen war; ſo entdeckte man zu nicht geringem Erſtaunen, daß jener Jacob Schweikard der wahre Schinderhannes ſey. Man traf ſogleich Anſtalten, um ſeine Entweichung zu verhindern, hütete ſich jedoch, ihm bekannt zu machen, daß man ihn entdeckt habe. Unter dem Vorwande alſo, daß er ſicherer in das Werbehaus nach Frankfurt gebracht werden könne, ließ man nicht nur ihn, ſondern auch noch mehrere andere Recruten ſchließen. Es gelang auch ſo vollkommen, ihm jeden Verdacht zu benehmen, daß er, der wirklich glaubte, dies alles geſchehe nur deßhalb, um ſeine Deſertion zu verhindern, dem Hauptmann einen um den Leib habenden Gurt, in welchem ſich hundert und einige Gulden befanden, zur Sicherheit anbot. Während man ihm die Ketten anlegte, fragte er, ob denn auch der ſchwarze Chriſtian geſchloſſen wäre, und brach, als man ihm dies verneinte, in ein lautes Gelächter aus. Dieſer ſchwarze Chriſtian war ebenfalls Recrut, und wurde denſelben Abend gefeſſelt. Beide wurden am folgenden Tage zuſammengeſchloſſen und mit Militär nach Frankfurt transportirt, wobei der ſchwarze Chriſtian ſich ſehr lärmend betrug, Schin-

derhannes aber gedankenvoll unter ſich blickte und nur ſelten etwas ſprach. Nur als einer von der Wache ſich vor ihn hinſtellte und ihm ſtarr ins Geſicht ſah, wurde er unwillig und fragte denſelben in einem ernſten Tone: „Herr, bin ich Ihm etwas ſchuldig, daß er mir ſo ins Geſicht ſchaut?“ In Wisbaden bot die Frau des Schinderhannes dem Anführer der Wache drei Carolin an, wenn er verhindern wollte, daß ihr Mann nicht durch Caſtel, Mainz gegenüber, geführt würde. Schinderhannes ſelbſt bemerkte, er habe eine große Furcht vor den Franzoſen, von denen gewiß einige in Caſtel gegenwärtig ſeyn würden. Als er von Wisbaden abgeführt wurde, rief er im tiefſten Schmerze aus; „O weh! Nun bin ich verloren!“ Der mit ihm zuſammengefeſſelte Chriſtian hingegen ſang laut: „Ha, ha, haben wir Dich einmal!“ Schinderhannes kam in dem kaiſerlichen Werbehaus zu Frankfurt an und wurde von dort nach zwei Tagen und unter ſtarker Bedeckung auf das dortige Criminalamt geführt, wo er ſogleich ſeinen wahren Namen und einen großen Theil ſeiner Verbrechen eingeſtand, und nur bat, man möge ihn nicht auf das linke Rheinufer ausliefern. Allein der frankfurter Magiſtrat übergab ihn dennoch den franzöſiſchen Gensd'armen, die ihn nach Mainz transportirten. Mit Schinderhannes zugleich ſaßen auf dem nämlichen Wagen ſeine Frau, der ſchwarze Chriſtian, ein Jude und der berüchtigte Räuber Felzer. Als unterwegs ein Rad an dem Wagen nicht mehr fort wollte, ſagte letzterer zu Schinderhannes: „Sieh doch, Camerad! So iſt es auch mit unſerm Lebensrade. Mich dünkt, es iſt ins Stocken gerathen und will nicht mehr fort.“ „Geh, geh,“ antwortete ihm Schinderhannes, „was wirds viel ſeyn! Mit acht Jahren Galeerenſtrafe hoffe ich durchzukommen.“ „Ich nicht,“ erwiederte der tiefer blickende Felzer, „ich glaube, es geht uns beiden um den Kopf.“ Schinderhannes kam in Mainz an und wurde bald darauf dem Specialgerichte übergeben. Seine Bekenntniſſe veranlaßten eine Menge Verhaftungen von Leuten aus allerhand Ständen. Am 24ſten October 1803 endlich, Morgens um 10 Uhr, erſchien die Bande im Verhör. Morgens um 9 Uhr wurden ſämmtliche Räuber, zu zwei und zwei an den Händen gefeſſelt und hinter einander an eine einzige lange Kette feſtgeſchloſſen und (nur einige Weiber und Kranke ſaßen auf einem Wagen) aus den Gefängniſſen dahin abgeführt. Ein Corps Fußvolk und vier Gensd'armeriebrigaden hatten ein Viereck um ſie geſchloſſen. Der Zug ging langſam und feierlich unter einer unzähligen Menge Menſchen längs des Ufers des Rheins. Schinderhannes führte den Reihen an und ſein Blick durchlief mit Heiterkeit die Tauſende der um ihn verſammelten Menge. So intereſſant nun auch die einzelnen Details der hierauf folgenden Verhöre ſeyn würden; ſo gebietet uns doch die Beſchränktheit des Raums, die wir bei dieſem Artikel ſchon zu ſehr überſchritten haben, von nun an ſo kurz als möglich zu ſeyn. Nachdem Schinderhannes in der ganzen öffentlichen Verhandlung des Proceſſes auffallende Beweiſe von der Liebe zu der Julie Blaſius und zu ſeinem Vater gegeben, und dadurch die Herzen aller Anweſenden, beſonders der Frauenzimmer, gewonnen hatte, ſprach das Tribunal, das ihn menſchlich und ſanft behandelt hatte, die Todesſtrafe über ihn und neunzehn andere ſeiner Bande aus. Am 21ſten November 1803 gegen ein Uhr Nachmittags wurden die Verurtheilten auf fünf Wagen auf den Richtplatz gebracht. Schinderhannes, der lange Zeit geglaubt hatte, Begnadigung zu erhalten, und in dieſer Hinſicht auch ſehr freimüthig in ſeinen Geſtändniſſen geweſen war, blieb unerſchrocken bis zum letzten

Moment ſeines Lebens. Leicht und mit außerordentlicher Faſſung ſprang er auf das Todesgerüſte und ſprach zum Publicum: „Ich habe den Tod verdient, aber zehn meiner Cameraden nicht." Dies geht aus der Meinung Schinderhannes hervor, die er auch in allen ſeinen Verhören zu erkennen gegeben hat, daß niemand des Todes ſchuldig ſey, als der, welcher einen Mord begangen habe. Die Hinrichtung Schinderhannes und ſeiner neunzehn Genoſſen füllte nicht ganz den Zeitraum von 26 Minuten aus. Der Anblick der Särge, die neben der Guillotine aufgeſchichtet waren, und das mit dem Blute des Anführers überſchüttete Beil hatten alle übrigen Verurtheilten zu Bildſäulen gemacht. Mehrere von ihnen mußten auf das Schaffot getragen werden. Schinderhannes hatte während der Verhöre eine ausgezeichnete Rolle geſpielt. Er ſchien ſich an der Spitze ſeiner Cameraden zu gefallen, und prahlte ſehr oft und viel mit ſeiner Wahrhaftigkeit, wodurch er auch in der That dem Lande einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet hat.

Bucoliſches Gedicht, Hirtengedicht (ſ. Idylle).

Budget (eigentlich eine Bedarfstaſche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erfoderlichen Auflagen, welche der Finanzminiſter dem Unterhauſe jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres im ſpaniſchen Südamerika, ſeit 1778 zum Vicekönigreich Rio de la Plata gehörig, gränzt gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an das magellaniſche Land, gegen Weſten an Tukomanien, gegen Oſten an das Meer, und wird von dem Silberfluß (Rio de la Plata) durchſtrömt. Das Land iſt ſehr fruchtbar und hat ſeinen Namen von der geſunden Luft bekommen. Die Hauptſtadt, Nueſtra Sennora de Buenos Ayres, ward 1535 angelegt, hat über 3000 Häuſer, ſchöne Straßen und Landhäuſer, und nach den neueſten Nachrichten gegen 30,000 Einwohner. Der Handel dieſer Stadt iſt beträchtlich, vorzüglich mit den Häuten der Stiere, welche in der weſtlichen großen Ebene (Pampas) erlegt werden. Auch die Fiſchereien längs der Küſte ſind von großer Wichtigkeit. Sie iſt der Sitz des Gouverneurs, der in dem Caſtell reſidirt, und hat einen Biſchof, der unter den Erzbiſchof von Plata gehört. Von Buenos Ayres führt eine Poſtſtraße mit Poſthäuſern, Pferden und Wagen verſehen, quer durch Amerika bis nach Peru. Sie erſtreckt ſich gegen 400 Meilen, anfangs durch die große und fruchtbare, aber nicht angebaute Ebene (Pampas) über 100 Meilen, dann durch die verſchiedenen Zweige der Cordilleras nach Peru. Im Jahr 1806 bemächtigten ſich die Engländer nach geringem Widerſtande dieſer Stadt und der umliegenden Gegend, mußten ſie aber bald darauf wieder verlaſſen. Im Jahr 1810 ſetzte die Stadt ihren Gouverneur ab und ernannte zur Beſorgung der Geſchäfte eine Junta von ſieben Perſonen, in Erwartung des Ausgangs der ſpaniſchen Angelegenheiten. (Vergl. ſpaniſches Amerika unter Spanien).

Buffon (Georges-Louis Leclerc, Graf von), einer der berühmteſten Naturforſcher und größten Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Montbar in Bourgogne den 7ten Septbr. 1707 geboren. Sein Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments ſeiner Provinz, beſaß ein hinreichendes Vermögen, um ſeinen Kindern nach einer ſorgfältigen Erziehung bei der Wahl ihrer künftigen Laufbahn volle Freiheit zu laſſen. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzog von Kingſton zuſammen, deſſen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geſchmack für die Wiſſenſchaften einflößte. Sie bereiſ'ten gemeinſchaftlich Frankreich und Italien; Buffon ging ſodann auf einige Monate nach Eng-

land. Um ſich in der Sprache zu vervollkommnen, ohne darum die Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, überſetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächſe von Hales. Nach einiger Zeit trat er auch mit eignen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Phyſik und Landwirthſchaft bearbeitete. Er ſchrieb über dieſe Gegenſtände Unterſuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte, zu deren Mitglied er im J. 1733 ernannt worden. Die wichtigſten dieſer Unterſuchungen betrafen die Zuſammenſetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Verſuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, ſie beſonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen ſchält. Buffon, der in den erſten Jahren nur von einer unbeſtimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beſeelt worden war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königlichen Gartens eine beſtimmte Richtung auf die Wiſſenſchaft, in welcher er ſich unſterblich gemacht hat. Dufay, der dieſen Poſten bekleidete, hatte Buffon vor ſeinem Tode 1763 dem Miniſter zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen. Buffon, der jetzt die Naturgeſchichte im Zuſammenhang und in ihrem ganzen Umfang überblickte, fand keine anderen Werke über dieſelbe vor, als talentloſe Compilationen und trockne Namenregiſter; über einzelne Gegenſtände die trefflichſten Beobachtungen; aber kein allumfaſſendes Werk. Zu dieſem entwarf Buffon den Plan; er wollte darin mit der Beredſamkeit des Plinius und dem Scharfſinn des Ariſtoteles die Genauigkeit und das Detail der Beobachtungen der Neueren vereinigen. Kraft, ein ſo weitläuftiges Ganze zu umfaſſen und Lebhaftigkeit, es zu ſchreiben, fühlte er in ſich; aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, ſo zahlreiche und oft kleinliche Gegenſtände zu beobachten und zu beſchreiben. Er verband ſich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenſchaften beſaß, und nach einer zehnjährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde die drei erſten Bände der Naturgeſchichte, denen ſie von 1749 bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die Natur der Thiere und die Geſchichte des Menſchen und der Säugthiere umfaſſen. Der glänzendſte Theil derſelben, die allgemeinen Theorien, die Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturphänomene ſind von Buffon. Daubenton beſchränkt ſich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770 bis 1783 erſchienen, enthielten die Geſchichte der Vögel, an denen Daubenton ſeine Theilnahme verſagte, weil Buffon eine Ausgabe der Geſchichte der vierfüßigen Thiere veranſtaltet hatte, aus welcher der beſchreibende und anatomiſche Theil weggelaſſen worden. Dadurch veränderte ſich die Geſtalt des Werks: weniger ausführliche Beſchreibungen und faſt ganz ohne Anatomie wurden den hiſtoriſchen Artikeln einverleibt, welche anfangs Gueneau von Montbeillard und nachher der Abbé Beron redigirte. Buffon allein gab die fünf Bände über die Mineralien von 1783 bis 1788 heraus. Von den ſieben Supplementbänden, deren letzter erſt nach ſeinem Tode 1789 erſchien, bildet der fünfte ein abgeſondertes Ganze, das von allen Werken Buffons das berühmteſte iſt. Er enthält ſeine Epochen der Natur, in welchen der Verfaſſer in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem ſiegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufſtellt, welche von der in den erſten Bänden entworfenen ganz verſchieden iſt, wiewohl er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Dieſe große Arbeit, mit welcher ſich Buffon unabläſſig funfzig Jahre hindurch be-

ſchäftigte, iſt indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacepède für die Geſchichte der Wallfiſcharten, der Schlangen und der Fiſche ſo rühmlich fortgeſetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben iſt. Ueber Buffon als Schriftſteller gibt es nur Eine Stimme; in Anſehung der Erhabenheit des Standpunkts, von welchem er ausgeht, in Anſehung des mächtigen und gelehrten Ideenganges, der Majeſtät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Styls bei erhabenen Gegenſtänden, iſt er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemälde großer Naturſcenen ſind von einer hinreißenden Wahrheit und jedem iſt der unvertilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf ſeines Werks ſchnell begründet, allgemein und ohne Widerſpruch. Es erweckte einen allgemeinen Geſchmack an der Naturgeſchichte und erwarb dieſer Wiſſenſchaft die Gunſt und Unterſtützung der Fürſten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfaſſer in den Grafenſtand und d'Argiwillers ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei ſeinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Cabinet des Königs errichten, mit der Inſchrift: Majestati naturae par ingenium. Mehr ſind die Urtheile über Buffon als Phyſiker und Naturforſcher getheilt geweſen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben ſeine Hypotheſen und ſeine unbeſtimmte Art, nach allgemeinen Anſichten zu philoſophiren, ſtreng getadelt. Allein wenn auch Buffons Syſteme über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, ſo hat er doch das Verdienſt, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Geſtalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen hervorgegangen, denen es möglich iſt, nachzuſpüren; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten ſind. Seine Theorie der Zeugung iſt von Haller und Spallanzani, und ſeine Hypotheſe eines gewiſſen unerklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thieriſchen Inſtincts ſetzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch ſind ſeine beredten Gemälde von der phyſiſchen und moraliſchen Entwickelung des Menſchen, ſo wie ſeine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwickelung jedes Organs auf die Natur der verſchiedenen Gattungen haben, noch jetzt von dem größten Werth und dem höchſten Intereſſe. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Gränzen, welche die Climate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweiſen, ſind wahre Entdeckungen, die ſich mit jedem Tage beſtätigen, und den Reiſenden eine Baſis für ihre Beobachtungen angeben, welche bisher fehlte. Der Haupttheil ſeines Werks iſt die Geſchichte der vierfüßigen Thiere, der ſchwächſte dagegen die Geſchichte der Mineralien, wo ſeine Unbekanntſchaft mit der Chemie und ſeine Neigung zu Hypotheſen bedeutende Mängel erzeugt haben. Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten ſeine letzten Tage, ohne ihn in der Verfolgung ſeines großen Plans aufzuhalten. Er ſtarb zu Paris den 16ten April 1788, ein und achtzig Jahre alt. Aus ſeiner 1762 mit Demoiſelle von St. Belin geſchloſſenen Ehe hinterließ er einen Sohn, welcher Oberſt bei der Cavallerie war und während der Revolution auf dem Schaffot ſtarb. Buffon war von einer edeln Geſtalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachläſſigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Ton ſeiner Schriften nicht übereinſtimmte *). Die geſchätzteſte Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte iſt die von 1749 bis 1788 in 36 Bänden erſchienene.

*) Wohl iſt es einer Erwähnung werth, daß Buffon, von dem d'Alembert einſt ſagte: Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière, qui, au

Buffone, bouffon, ein komiſcher Sänger in der Opera buffa oder dem italiäniſchen Intermezzo. Das Wort iſt wahrſcheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher Buffo derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblaſenen Backen erſchien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuſchauer zu erregen. Daher buffa Backen; buffare Pausbacken machen. Nachher Poſſenreißer, Spaßmacher überhaupt.

Bufoniten, Krötenſteine, verſteinerte Zähne gewiſſer Fiſcharten.

Bukareſt, die Hauptſtadt der Walachei und Reſidenz des Fürſten oder Hospodars und eines griechiſchen Metropoliten, am Fluß Dumbrowitza gelegen, mit mehr als 40,000 Einwohnern. Der größte Theil der Häuſer iſt ſchlecht, obgleich auch mehrere ſchöne Gebäude vorhanden ſind. Die meiſten Einwohner nähren ſich vom Handel mit Getraide, Wein, Tabak ꝛc., woran die ſchöne und ebene Gegend großen Ueberfluß hat. Die herrſchende Religion iſt die griechiſche (wie es denn auch hier eine griechiſche Univerſität gibt), obgleich auch die Catholiken und Lutheraner ihren Gottesdienſt frei üben. Man zählt 28 Klöſter und 7 Kirchen. Die Stadt hat mehrere Eroberungen von den Ruſſen und Oeſterreichern erlitten; die letztern nahmen ſie 1789, doch wurde ſie beim Frieden zurückgegeben. Auch im Frieden von 1812 iſt ſie an die Türkei zurückgefallen, nachdem die Ruſſen ſie im Laufe des ganzen Krieges beſetzt gehalten.

Bukowina, eine Landſchaft, gegen Weſten an Siebenbürgen, Galizien und Lodomirien, gegen Norden an den Dnieſter, gegen Oſten und Süden an die Moldau gränzend; hat auf 178 Quadratmeilen 208,000 Einwohner meiſt wallachiſcher Abkunft, und an Haupterzeugniſſen dauerhafte Pferde, Rindvieh, Schafe, nicht minder Honig und Wachs; auch Salz und Metalle gehören unter ihre vorzüglichſten Producte. Die Benennung ſoll von dem Eichenwalde (Bukowina) herrühren, den die Gefangenen von der polniſchen Armee, welche von dem moldauiſchen Fürſten, Stephan dem Großen, 1496 geſchlagen worden, auf dem Schlachtfelde angelegt hatten. Bis 1777 gehörte die Bukowina zur Moldau, wo die Pforte ſie an Oeſterreich überließ, nachdem der damalige Fürſt, Gregorius Ghika, der damit nicht zufrieden war, hingerichtet worden. Seit 1786 hat ſie aufgehört, eine beſondere Provinz zu ſeyn, und macht jetzt den czernowitzer Kreis des Königreichs Oſtgalizien aus. Czernowitz iſt die Hauptſtadt. Die Einwohner ſind von der griechiſchen Religion.

Bullen oder **Buleyn** (Anna), eine der Gemahlinnen und eines der Opfer Heinrichs VIII. von England. Als der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Bülen mit der Tochter des Herzogs von

lieu de nommer ſimplement le cheval, dit: La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal; worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz paſſend, antwortete: Oui, c'est comme ce sot de J. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où nait l'aurore
Aux bords enflammés du couchant;

au lieu de dire de l'est à l'ouest; daß derſelbe Buffon, nach Laharpe's Zeugniß ſich offen gegen alle Poeſie und ſelbſt gegen die Verſe Racine's erklärte. Ich habe, ſagt der Verfaſſer des Cours de literature, den ehrwürdigen Greis Buffon ſehr zuverſichtlich behaupten hören, daß die ſchönſten Verſe voller Fehler ſeyen und die Vollkommenheit der guten Proſa nicht erreichten. Er ſcheute ſich nicht, die Verſe der Athalie zum Beiſpiel zu nehmen, und machte eine detaillirte Kritik der Verſe der erſten Scene. Alles, was er ſagte, verrieth eine ſolche Unbekanntſchaft mit den Elementen der Dichtkunſt und der Verſification, daß es unmöglich geweſen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen, woran man ſehr unrecht gethan haben würde.

Norfolk war ſie 1499 oder 1500 geboren. Sie begleitete Maria, Heinrichs Schweſter, welche ſich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derſelben nach England zurück, als nach drittehalb Jahren der Tod des Königs ſie zur Witwe gemacht hatte. Sie begab ſich zur Herzogin von Alençon, der Schweſter des franzöſiſchen Monarchen, und ſchön, jung, geiſtreich und lebhaft, gefiel ſie an dem galanten Hofe Franz I. vielleicht mehr, als ihrer Ehre heilſam geweſen. Aus unbekannten Urſachen kehrte ſie um die Jahre 1525 bis 1527 nach England zurück, und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden ſollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerſtand, und Anna, die an dem Hofe Frankreichs ſich ſo ſchnell dem Könige ergeben hatte, erklärte gegen Heinrich ſtandhaft, daß er ſie nur als Gattin beſitzen könne. Sie wußte, daß der König ſchon mit dem Gedanken umging, ſich von ſeiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, ſcheiden zu laſſen; ſie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die catholiſche Religion der Ausführung dieſes Plans entgegenſetzte. Ein pflichtvergeſſener Prieſter, Cranmer, der die Schweſter eines lutheriſchen Geiſtlichen verführt und heimlich geheirathet hatte, bot ſich zum Werkzeuge der Wünſche des Königs dar. Das Erzbisthum von Canterbury ward ihm zugeſagt, und der zügelloſe Heinrich wartete jetzt nicht einmal, bis die Diener ſeiner neuen Kirchen die Scheidung ausgeſprochen, ſondern vermählte ſich heimlich am 14ten November 1532 mit Anna Bulen, die er zuvor zur Marquiſe von Pemprock erhoben hatte. Erſt als die Schwangerſchaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erſte Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit einem beiſpielloſen Pomp in Weſtminſter als Königin gekrönt. Im Jahr 1533 gebar ſie die berühmte Eliſabeth. Aber die ungezügelten Lüſte des eben ſo ausſchweifenden als tyranniſchen Königs vermochte Anna nicht auszulöſchen, und wie ſie als Ehrendame Catharinens ihre Gebieterin verdrängt hatte, ſo ward ſie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch geſellte ſich zu dem Ueberdruß Heinrichs der Argwohn der Untreue; und allerdings ſcheint er nicht ungegründet geweſen zu ſeyn. Anna ward am 22ſten Mai 1535 verhaftet, angeklagt und vor eine Commiſſion geſtellt. Wirklich bekannte ein Muſiker, Smetton, der nebſt Andern eingezogen worden, die Gunſt der Königinn beſeſſen zu haben, und am 17ten Mai 1536 ward ſie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab Anna vor, ſchon früher mit dem Grafen von Northumberland vermählt, und mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs geweſen zu ſeyn; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartherzigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade anſah, daß er den Scheiterhaufen in das Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (der 19te Mai 1736) der Unglücklichen bietet mehrere intereſſante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwärters rufen, warf ſich vor ihr auf die Knie, und ſagte zu ihr: „Geht, und bittet in meinem Namen, und in dieſer Stellung, wie ihr mich ſeht, die Prinzeſſin Maria (Catharinens Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verurſacht habe.“ Dem Könige ſchrieb ſie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben ſtets zugenommen. Ich war nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Marquiſe, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher ſteigen kann, machen Sie mich heut zur Heiligen.“ Ob ſie mit Würde und Faſſung ſtarb, darüber ſind die Nachrichten getheilt.

Bulgarei, eine Provinz der europäiſchen Türkei, welche unter

das große Gouvernement von Rumelien gehört und von Servien, dem ſchwarzen Meere, dem Hämusgebirge und der Donau begränzt wird. Ihre Größe und Bevölkerung laſſen ſich nicht genau beſtimmen. Sie iſt fruchtbar an Getraide und Wein, und hat gute Viehzucht, auch Reichthum an Bienen und Fiſchen. Die ſüdlichen Gebirge ſind mit großen Waldungen bedeckt, und enthalten warme Quellen und verſchiedene Metalle. Die Hauptſtadt des Landes iſt Sophia. — Die Bulgaren, welche mit den Ungarn von einerlei Volksſtamm zu ſeyn ſcheinen, hatten ihren erſten Wohnſitz jenſeit des Palus Mäotis von dem Don und der Wolga bis an den Kuban, woſelbſt auch nach ihren Wanderungen ein Theil wohnen blieb. Einen andern trieben die Sabiren über die Wolga. Seit 487 ſtreiften ſie in die römiſchen Länder, und 507 führte Anaſtaſius die große Mauer gegen ſie auf. Sie vertrieben die Slaven und ließen ſich in dem Lande derſelben nieder. Die Avaren unterwarfen ſich dies Volk (560), und die Chazaren trieben es aus den Wohnſitzen der Slaven. Aber die Bulgaren warfen das avariſche Joch im J. 635 unter Kubrats Anführung ab, dem auch Kutragoren, Humogudaren und Slaven gehorchten. Aſpurach, einer von Kubrats fünf Söhnen, unter welche dieſer ſeine Herrſchaft theilte, ſetzte ſich 680 in der jetzigen Bulgarei feſt. Die Bulgaren wurden nun eine mächtige, dem griechiſchen Kaiſerthum ſehr gefährliche Nation. Sie ſetzten ſich unter Krumnos von 797 bis 815 in dem ſüdlichen Theile der jetzigen Bulgarei und in Macedonien feſt, verwüſteten die benachbarten Provinzen und verbreiteten ſich bis an die Gränze von Pannonien, nöthigten die dort wohnenden ſlaviſchen Stämme zur Unterwerfung und bekriegten den deutſchen und griechiſchen Kaiſer (828). Unter Bogoris traten ſie im J. 866 zur griechiſchen Kirche. Simeon eroberte Servien 926, allein ſein Nachfolger Peter verlor nicht nur dieſe Provinz, ſondern wurde 969 von dem ruſſiſchen Großfürſten Swätoslaw völlig überwunden. Seitdem ſtanden die Bulgaren abwechſelnd unter ruſſiſcher und griechiſcher Herrſchaft; auch machten ſie ſich in Zwiſchenräumen unabhängig. Der ungariſche König Bela III. eroberte 1181 einen Theil von Bulgarien, und ungeachtet er ihn den Griechen wieder abtrat, ſo machten doch die Könige von Ungarn in der Folge Anſprüche auf die Oberhoheit über die bulgariſchen Könige. Denn die Bulgaren fielen gleich nachher von den Griechen, unter Aſan, wieder ab (1185) und wurden nicht wieder bezwungen. Vielmehr breiteten ſie ſich unter eignen Königen aus, litten jedoch durch die Einbrüche der Mongolen in dieſe Gegenden. Der König Michael Straſchimir verlor ſein Leben im Kriege gegen den König Stephan von Servien, worauf zwar Michaels Sohn, Alexander, den Thron beſtieg, jedoch unter Serviens Oberherrſchaft, der er ſich erſt ſpäter entzog. Nach dieſes Königs Tode wurde nach einigen Schriftſtellern das Reich unter ſeine vier Söhne getheilt (1353); nach andern folgte ihm ſein einziger Sohn Susman, den 1365 Wladislaw von Ungarn ſich unterwarf. Im J. 1390 griffen die Osmanen die Bulgarei an, bekamen Susman 1392 gefangen, und ſeitdem ward das Land eine türkiſche Provinz.

Bulimie, Heißhunger. Die davon befallenen Perſonen werden von einem unerſättlichen Hunger gequält; je mehr Speiſe ſie nehmen, deſto mehr wollen ſie eſſen; und wenn ihr Magen durch die gewaltige Maſſe deſſen, was ſie zu ſich genommen, überfüllt iſt, ſieht man ſie in Ohnmacht fallen, und ſich des Genoſſenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erſcheint dieſe Krankheit im Gefolge anderer. Sie kommt vor während gewiſſer intermittirenden Fiebern,

bei mehreren Eingeweidekrankheiten, beſonders ſolchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch iſt ſie ſehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erſchöpft haben, und entſteht alsdann aus dem Bedürfniß aller Körpertheile, die verlorenen Kräfte wieder zu erſetzen. In gewiſſen Fällen aber ſcheint das außerordentliche Verlangen nach Speiſe von einer beſondern Beſchaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei ſtarken Frauen, während ihrer Schwangerſchaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Perſonen, die gewürzhafte und erhitzende Dinge nehmen. Alsdann iſt die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, ſondern nur eine erhöhte Eßluſt. Als Krankheit iſt ſie furchtbar wegen ihrer ſchädlichen Folgen; dieſe ſind Magerkeit, Bruſtfieber, Schwindſucht, Obſtructionen, Waſſerſucht. Der Arzt muß daher bei Zeiten durch zweckmäßige Mittel die Urſachen wegräumen, welche ſie unterhalten. Beſonders muß er ſein Augenmerk auf die Diät des Kranken richten und ihm, mit allmälicher Steigerung, nur ſolche Speiſen zulaſſen, welche der Magen verarbeiten kann; ſonſt würde ſtatt einer radicalen Heilung, eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John). Dieſer Name bezeichnet den perſonificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach repräſentirt John Bull den groſſen Haufen, die Totalität des engliſchen Volks in ſeinen beſondern Nationaleigenthümlichkeiten. **Bulls**, irländiſche Bulls, widerſinnige, einen komiſchen Effect erregende Reden, die man in England beſonders den Irländern nacherzählt und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden ſie in den engliſchen Luſtſpielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Z. B. ein Irländer, der ſehr häßlich iſt, erzählt, er ſey als Kind ſehr ſchön geweſen, „aber", verſichert er nun, „meine Mutter hat mich vertauſcht!"

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papſtes in Glaubens- und Kirchenſachen, auf Pergament geſchrieben und mit einem bleiernen Siegel verſehen. Gemeiniglich werden die päpſtlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: Cœna Domini, heißt die Verordnung der Päpſte, welche alle Charfreitage in Gegenwart des Papſtes öffentlich zu Rom verleſen wurde, und kraft welcher alle Ketzer, ſo wie alle, die dem Papſte ungehorſam ſind, in den Bann erklärt wurden. Bulla Unigenitus heißt diejenige Verordnung, welche Papſt Clemens XI. im J. 1713 wider die Janſeniſten in Frankreich ergehen ließ. **Die goldene Bulle** heißt vorzugsweiſe dasjenige Grundgeſetz des deutſchen Reichs, das Kaiſer Carl IV. im Jahr 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Churfürſten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Churfürſt hat damals eine Originalausfertigung davon erhalten; der Stadt Frankfurt hatte man ebenfalls ein authentiſches Exemplar gegeben. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiſerwahl und was damit in Verbindung ſtand, ſo viel als möglich auf ſichere Beſtimmungen zu ſetzen; auch war dieſe Abſicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorſchriften der goldenen Bulle hatten ſich größtentheils bis auf die neueſten Veränderungen in Europa erhalten. Außerdem war eine Hauptabſicht derſelben, dem damaligen Unweſen des Fauſtrechts Einhalt zu thun, womit man jedoch nicht ſo bald zu Stande kommen konnte. Bei dem genauern Studium dieſes **Reichsgrundgeſetzes** kann man ſich

ſchwer enthalten, Carl IV. der Parteilichkeit wider Bayern und für Sachſen=Wittenberg zu beſchuldigen.

Bülow (Heinrich von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, den ſeine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Unternehmungen hinriß. Er genoß in dem Hauſe ſeines Vaters eine liberale Erziehung, machte ſich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den franzöſiſchen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren bei dem Infanterieregiment angeſtellt, das zuletzt von Thiele hieß und damals zu Berlin in Garniſon ſtand; von da trat er zu einem Cavallerieregiment über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald ſehr einſam; denn er war eben ſo unfähig, an den Zeitvertreiben ſeiner Cameraden Antheil zu nehmen, als dieſe ſich für das, was ihn beſchäftigte, intereſſiren konnten. Ihn feſſelte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rouſſeau. Dieſe Schriftſteller erfüllten ſeinen Kopf mit ſo vielen neuen Ideen, daß ſie ſein ganzes Weſen veränderten. Bülow verlangte und bekam ſeinen Abſchied, und ging nach den Niederlanden, wo damals eine Inſurrection gegen Joſeph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preußiſchen Tactik hatte, verſchaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentloſigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm keine Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, kehrte Bülow in ſein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenſchaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Geſellſchaft von Schauſpielern zuſammen. Bald aber verließ er auch dieſe und faßte den Entſchluß, eine Reiſe nach Amerika zu machen. In Begleitung ſeines Bruders ſchiffte er ſich dahin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er ſuchte, und von der er ſelbſt keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdruſſe, den getäuſchte Erwartungen erregen, verließ er die vereinigten Staaten, und kehrte nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeiſt der Amerikaner beide Brüder angeſteckt. Sie wendeten den letzten Reſt ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und ſchifften ſich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da ſie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas ſchnell abzuſetzen, vielen Credit geben mußten; ſo ſahen ſie ſich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, nach Europa zurückzukehren. Als Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geiſt und Gemüth, aus Amerika zurückgekommen war, trat er nunmehr als Schriftſteller auf. Sein erſtes Werk, das er ausarbeitete, war ſein Syſtem der Kriegskunſt. Dieſes Werk bewies auf eine eminente Weiſe ſein Genie. Er fühlte dies ſelbſt, und durch die Lobſprüche verſtändiger Männer in ſeinen Erwartungen aufs höchſte geſpannt, kam er im Jahr 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalſtabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt zu werden. Zu ſeinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieſer Verwaltungszweige ſtanden, keinen Beruf, ſich mit einem ſo genialiſchen Menſchen einzulaſſen. Sie meinten, er ſey ein Schwindelkopf, der ſich nicht in Dienſtverhältniſſe zu finden wiſſen werde. Um leben zu können, ſah er ſich genöthigt, von der Schriftſtellerei Profeſſion zu machen, ſo weit dies einem Manne von Genie möglich iſt. Er ſchrieb ein Buch

über das Geld, überſetzte ſodann Mungo Parks Reiſen aus dem Engliſchen, und gab im Winter 1801 die „Geſchichte des Feldzuges von 1800“ heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm ſeine Abneigung gegen die gewöhnlichen Anſichten zugezogen hatte, faßte er den Entſchluß, nach England zu gehen und ein Journal über dieſes Land zu ſchreiben. Er kam glücklich in London an. Aber die erſten Hefte ſeines Journals fanden keine Käufer. Aus dieſer getäuſchten Hoffnung entſtanden für ihn Verlegenheiten, die damit endigten, daß er zu einem Aufenthalte in der Kingsbench gezwungen wurde. Nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalte in England ſchiffte er ſich nach Calais ein, und ging von dort nach Paris. Hier blieb er bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkehrte. Da er, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftſtellerei ſeine Zuflucht nehmen mußte, ſo war er fleißiger als je. Mehrere Werke von ihm folgten ſchnell auf einander. Es waren: „die Lehrſätze des neuern Krieges; die Geſchichte des Prinzen Heinrich von Preußen; ſeine militäriſche Monatsſchrift, und endlich ſeine Tactik der Neuern, wie ſie ſeyn ſollte.“ Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geſchichte des Feldzuges von 1805“ zu ſchreiben. Er ſchrieb ſie nach ſeiner Anſicht. Dieſes Buch konnte in Rußland und Oeſterreich keinen günſtigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Geſandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges ins Gefängniß ſetzen; der Ausgang der Schlacht bei Jena gab ſeinem Schickſale unvermuthet eine neue Wendung. Als man der Ankunft der Franzoſen in Berlin entgegenſah, führte man ihn nach Colberg und von da wurde er, als die Franzoſen Colberg zu belagern anfingen, nach Königsberg gebracht. Von da kam er nach Riga, wo er bald nachher im Gefängniſſe am Nervenfieber ſtarb. Eine merkwürdige Schrift, die er im Gefängniſſe zu Colberg ausgearbeitet hatte, erſchien nach ſeinem Tode, unter dem Titel: Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, 8. 1809 worin er behauptet, daß die Deutung, die Swedenborg, in hoher Erleuchtung des Geiſtes, dem Chriſtenthum gegeben, alle bisherigen kirchlichen Formen ſtürzen, und ſich zu allgemeiner Herrſchaft erheben, und daß im J. 1848 die neue Lehre ſich in ganz Europa feſtſtellen werde. Erſcheinen auch Bülows Weiſſagungen als Träume einer überſpannten Phantaſie, ſo gewähren doch ſeine Anſichten ein großes pſychologiſches Intereſſe.

Bund. In der Bibel kommt dieſes Wort häufig von einem Vertrage vor, welchen Gott gleichſam mit den Juden geſchloſſen hatte. Daher der alte Bund, derjenige Vertrag Gottes gleichſam, von welchem das jüdiſche Geſetz die Vertragspunkte enthält, und dieſes Geſetz ſelbſt; der neue Bund, der Vertrag, der durch Jeſus gleichſam zwiſchen Gott und den Menſchen geſchloſſen worden, und deſſen Punkte ausführlich in der von ihm bekannt gemachten Lehre enthalten ſind, welche das Geſetz der Juden enthalten, nebſt ihren übrigen Religions- und Geſchichtsbüchern, und die Religionsbücher der Chriſten, mit einem Worte, die Bibel oder die heilige Schrift.

Bundesverwandte nannte man, im Gegenſatz von Eidgenoſſen, in der Schweiz ſolche Orte und Länder, welche mit der ganzen Eidgenoſſenſchaft oder mit einzelnen Kreiſen im Bunde ſtan-

den, als Graubünden, Genf, Wallis und Neufchatel, welche auch mitverbündete Orte hießen.

Bundſchuh, eigentlich die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Uneigentlich wird damit der Bauernaufſtand in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts bezeichnet, weil die Aufrührer einen ſolchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg).

Buonarotti, ſ. Angelo (Michel).

Burchiello (Dominico), vielleicht der bizarrſte und extravaganteſte Dichter, der je geſchrieben hat, von deſſen Lebensumſtänden aber wir wenig unterrichtet ſind. Er lebte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts zu Florenz, wo er wahrſcheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Namens Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Dominico; er ſelbſt nannte ſich in der Folge Burchiello, aus Veranlaſſungen, die ſich nicht mehr, auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit, angeben laſſen. Um das Jahr 1425 fing die Epoche ſeines Ruhms an, aber erſt 1432 wurde er als Barbier immatriculirt. Seinem Charakter haben Einige viel Böſes nachgeſagt, und ihn als einen niedrigen Poſſenreißer, der für Geld alles that, geſchildert; andere haben ihn dagegen in Schutz genommen. Seine Barbierſtube, in dem Quartier Calimala unweit des alten Markts, ward ſo berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige ſich täglich daſelbſt verſammelten, und der große Cosmus ſie in einem Gewölbe ſeiner Gallerie ſogar malen ließ. Sie erſcheint in dieſem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbirt, und dort gedichtet und muſicirt. Das Porträt Burchiello's iſt darüber gemalt. — So unbeſtritten auch ſeine Celebrität iſt, ſo ſchwer iſt es doch, über den Werth oder Unwerth ſeines Witzes und ſeiner Satiren zu urtheilen, da uns die Local- und Perſonalverhältniſſe unbekannt ſind. Aber eben dieſe Beſchränkung muß ihn auch in unſern Augen herabſetzen. Für ſeine Zeitgenoſſen wurde ſeine Local- und Perſonalſatire durch das myſtiſche Dunkel und die abſichtliche Seltſamkeit ſeines Ausdrucks noch anziehender gemacht. Burchiello's burleske Sonette waren zugleich Räthſel, zu denen uns die Auflöſung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beſchreibenden laſſen ſich zwar leichter verſtehen, aber auch in ihnen iſt das Salz meiſtens ſo grobkörnig, daß eben dadurch die Satire ſich meiſtens ſelbſt wieder zerſtört. Sie ſind ſämmtlich ſehr keck, aber auch unſittlich und zügellos. — Die beſte Ausgabe ſeiner Sonette iſt vom Jahr 1568, Florenz, in 8.

Burdet (Sir Francis), einer der heftigſten Redner der Oppoſition im Hauſe der Gemeinen. Er griff ohne Unterlaß die Verhandlungen der Miniſter an und votirte 1797 eine Reform des Parlaments. Den 13ten Febr. 1800 widerſetzte er ſich der fernern Suspenſion der Habeas Corpus-Acte, und theilte ſeine Beſorgniß mit, daß dieſes Paladium der brittiſchen Freiheit durch ſtete Suspenſion endlich ſeiner gänzlichen Vernichtung entgegengeführt werde. Ueberhaupt zeigte er ſich bei jeder Gelegenheit als erklärten Feind der Miniſter. Im Jahr 1810 wurde er wegen ungeziemender Aeußerungen im Parlamente in Verhaft genommen und in den Tower geſetzt. Er widerſetzte ſich ſeiner Verhaftnehmung aufs äußerſte, und gab nur

der Gewalt nach. Nach dem Parlamentſchluſſe kam er wieder in Freiheit.

Bürger (Gottfried Auguſt), war geb. am 1ſten Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen, wo ſein Vater Prediger war, und ſtarb 1794 zu Göttingen. Nur langſam wuchs er an Leib und Seele und bis in ſein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als Leſen und Schreiben; doch äußerte ſich ſchon früh eine Art von poetiſcher Stimmung in ihm. Schon als Knabe ſuchte er die Einſamkeit, liebte er ſchon die ſchauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finſtere Wälder und menſchenleere Oerter einzuflößen pflegen; fing auch bald an, ohne Anleitung und ein anderes Muſter, als ihm das Geſangbuch darbot, Verſe zu machen, die wenigſtens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er ſehr ſchwer. 1760 kam er nach Aſchersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde auf das halliſche Pädagogium gebracht. Hier wurde ſeine Freundſchaft mit Göckingk begründet. 1764 bezog er die Akademie Halle, um Theologie zu ſtudiren. Er kam mit Klotz in genaue Verbindung, die auf Bürgers lebhafte Phantaſie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte. Im J. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauſchen. Allein auch hier gerieth er in dem Hauſe, worin Klotzens Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die weder auf ſein Studiren, noch auf ſeine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeither allein unterſtützt hatte, zog ſeine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen ſtudirten, mit Boie, Bieſter, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Stollbergen, C. F. Cramer, Leiſewitz, wäre er wahrſcheinlich verloren geweſen. Boie beſonders munterte ihn auf und führte ihn ins Publicum ein. Gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden ſtudirte er nun die beſten Muſter der Alten und Neuen, der Franzoſen, Engländer, Italiäner und Spanier, beſonders aber Shakſpeare. Percy's Relicks, welche nachher ſo ſehr auf ſeinen Geiſt wirkten, wurden ſein Handbuch. Seine Gedichte machten bereits große Senſation. 1772 brachte es Boie dahin, daß die Hrn. von Uslar ihm die Stelle ihres Juſtizbeamten in Alten Gleichen übertrugen, ein geringes Aemtchen, das nur als Rettung vor der dringendſten Noth angeſehen wurde. Der gute Großvater, als er hörte, daß ſein Enkel ein Amt erhalten hatte, ſöhnte ſich wieder mit ihm aus, und ſchoß eine Summe vor, um ſeine Schulden zu bezahlen und die erfoderliche Caution zu machen. Unglücklicher Weiſe wurde dies Geld bei einem Freunde Bürgers deponirt, der ſelbſt in zerrütteten Umſtänden war; dieſer verwandte es für ſich und Bürger verlor dabei an 700 Thaler. Hierdurch wurde hauptſächlich der Grund zu der gänzlichen Zerrüttung ſeiner ökonomiſchen Umſtände gelegt, die bis zu ſeinem Tode fortdauerte, und auf ſeinen poetiſchen Charakter ſo großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch dieſe Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloſer Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat," ſchreibt er ſelbſt, „trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für ihre Schweſter, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl,

—

allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht geweſen, noch am Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde zehn Jahre lang immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen, ſo wäre ich längſt zu Grunde gegangen. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere es zu ſeyn. 1784 verlor ich meine Frau, 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige, höchſt Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Beſitze verlor ich ſie ſchon im nächſten Jahre. Was ihr Beſitz, ihr Verluſt mir war, ſagen meine Freuden- und Trauerlieder." Nichts beugte ihn in der That ſo tief, als dieſer Verluſt ſeiner Molly. Er hatte überdies durch eine unglückliche Pachtung ſein ganzes Vermögen, er hatte, weil die Cabale ihn verfolgte, durch freiwillige Reſignation ſeine Stelle verloren, und ſeine ökonomiſchen Umſtände waren höchſt zerrüttet; allein von dieſem allen würde er ſich erholt haben, wenn jener Verluſt ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung ſeiner Stelle lebte er zu Göttingen, erſt als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentlicher Profeſſor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, ſeinen Unterhalt aufs kümmerlichſte und dürftigſte durch Lohnüberſetzung für Buchhändler zu erringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn nicht bei ſeiner Sorge für ſeine Kinder, denen er gern eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einem Schwabenmädchen, die, wie es ſchien, von der Schönheit ſeiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, ihm zu Geſicht gekommen wäre. 1790 wurde dieſes Schwabenmädchen, mit Namen Eliſe Hahn, ſeine Gattin, und dieſe Verbindung für ihn eine Quelle des bitterſten Kummers, welchen ſelbſt die zwei Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derſelben nicht mehr tilgen konnte. Einſam, ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erſchüttert, an Kraft und Vermögen erſchöpft, mußte er durch elende Lohnarbeiten ſein Leben kümmerlich friſten. Ein Geſchenk der Regierung zu Hannover half dem drückendſten Mangel ein wenig ab. Es erweckte dies in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Beſoldung wenigſtens; er ahnete nicht, daß er deren bald nicht mehr bedürfen würde. Er ſtarb den 8ten Junius 1794. Denkt man ſich den unglücklichen Dichter, ſo muß man erſtaunen über das, was er deſſen ungeachtet geleiſtet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlaſſen, in keiner dieſer Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die einhellige Stimme der Nation ſeinen Platz unter den erſten angewieſen. Schillers berühmte Recenſion ſeiner Gedichte that Bürger ſehr weh. A. W. Schlegel iſt in ſeinen Charakteriſtiken und Kritiken beſonnener in die Mitte getreten, und man darf dieſem ſicher folgen, um ein

reines Kunſturtheil über unſern Sänger auszuſprechen. Früher hatte man ihm angeprieſen, daß er allen Volksclaſſen genießbar ſey, daß alles, mit dem ſicherſten Griff aus dem Mittelpunkte gehoben, alles, nicht blos gut, einzig gedacht, empfunden und geſagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, ſondern angeſchaffen ſey. Ganz im Gegentheil fand Schiller, daß er in dem größten Theil der bürgerſchen Gedichte den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſe, der eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniederſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet; er vermiſche ſich nicht ſelten mit dem Volke, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefalle es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Schiller vermißte an ihm die Idealiſirkunſt, die Kunſt, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien. Bürgers Muſe, ſagt er, hat einen zu ſinnlichen, zu gemeinſinnlichen Charakter. Liebe iſt ihm ſelten etwas anders als Genuß oder ſinnliche Augenweide. Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit und Wohlleben. Seine Gemälde, die er aufſtellt, möchte er mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compoſition von Zügen, eine Art von Moſaik, als Ideale nennen. Wirklich war Bürger nie von dieſer ſchillerſchen Idealität ausgegangen; ſeine leitenden Principien waren ganz anderer Art, ſie waren Popularität und Correctheit. Was den poetiſchen Werth von Bürgers Werken in den einzelnen Dichtungsarten anbetrifft, ſo ſteht er in den Romanzen, da, wo er den altengliſchen Balladen nachgebildet hat, ſeinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in ſeinen eigenen, deren Reihe auf das glänzendſte Lenore eröffnet, die ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern würde, findet man doch, als die beiden Endpunkte ſeiner Manier, eine unpopuläre Künſtlichkeit der Darſtellung und dann wieder poſitive Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht volksmäßigen, negativ, ſondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden ſollte. Von ſeinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu ſehr gelobt werden können. Sie ſind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei wie aus voller Bruſt geſungen. Bürger hat auch das Verdienſt, das bei uns gänzlich vergeſſene und nach einſeitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter ſeinen Ueberſetzungen iſt die des Homer die wichtigſte. A. W. Schlegel faßt ſein Urtheil in folgendem Reſultate zuſammen: Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfaſſender Phantaſie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höhern lyriſchen Gattung einheimiſch: in einem Theile ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit ſeltner Größe hat.

Bürger heißen im weiteſten Sinne alle diejenigen Perſonen in einem Staate, welche ſich zum Zweck ihrer Sicherheit und der

Erhaltung ihrer allgemeinen Genießungsrechte mit einander vereinigt haben. Jedes einzelne Glied der bürgerlichen Geſellſchaft iſt ein bürgerlicher Unterthan, die ganze Geſellſchaft aber nicht. Sie hat das Recht in ihrem Weſen ſelbſt, das Hauptaugenmerk Aller durch ihren Willen und ihre Kraft, welche aus dem Willen und der Kraft aller einzelnen Glieder zuſammengenommen beſteht, aufs vollkommenſte zu befördern; ſie hat die bürgerliche Grundgewalt. Iſt aber ein Oberhaupt dieſer Geſellſchaft vorhanden, ſo verwaltet daſſelbe dieſe Grundgewalt im Namen der ganzen Geſellſchaft. Der Hauptzweck der bürgerlichen Geſellſchaft iſt demnach dieſer, daß jedes Mitglied derſelben die vollkommenſte Garantie aller ſeiner Menſchenrechte und des Genuſſes derſelben darin finde. — Ueber den Bürger- oder dritten Stand, ſ. Stände.

Bürgerkrone war bei den Römern die höchſte militäriſche Belohnung, welche demjenigen zu Theil ward, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufſchrift: Ob civem servatum und war aus Eichenlaub gemacht. Der Gerettete überreichte ſie auf Befehl des Anführers ſeinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaiſern wurde ſie nur von dieſen ertheilt. Mit dieſer Belohnung waren zugleich noch Ehrenbezeugungen verbunden. Der damit Geſchmückte trug ſie bei den Schauſpielen und ſaß zunächſt beim Senat. Bei ſeinem Eintritt ſtand die ganze Verſammlung, zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Auguſtus bewilligte der Senat als ein beſonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel ſeines Hauſes zwiſchen zwei Lorbeerzweigen eine Bürgerkrone aufgeſteckt werden ſollte, zum Zeichen, daß er der beſtändige Erhalter ſeiner Bürger und Ueberwinder der Feinde wäre. Gleiche Ehre widerfuhr auch dem Claudius.

Bürgerſchulen ſind Schulen für Kinder aus dem Bürgerſtande, die darin eine ihrer wahrſcheinlichen künftigen Beſtimmung zum bürgerlichen Leben angemeßene und zum Theil darauf vorbereitende Bildung erhalten ſollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrſchenden Begriffen unſrer Zeit jedem Menſchen nothwendige Bildung der Kinder iſt zwar auch in dieſen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Disciplin, jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landſchulen bei den Elementen dieſer Bildung (ſ. d. Art. Elementarſchulen) bewenden laſſen, ſondern um den höheren Foderungen der ſtädtiſchen Cultur Genüge zu leiſten, weiter gehen und den Unterricht auch auf ſolche Kenntniſſe und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künſtler, Handels- und Geſchäftsmann für ſeine Berufsarbeiten brauchbarer machen und auf eine ſeiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemeßne Stufe der geiſtigen Entwicklung und Einſicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen anzunehmen iſt, daß ſie meiſt in die Klaſſe der Dienſtboten, Handarbeiter und niedern Handwerker übergehen und bei dem Drucke ihrer Verhältniſſe oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müſſen, wurde, um ſie nicht mit dem Entbehrlicheren aufzuhalten, durch beſondre nach dieſen Umſtänden modificirte Schulen geſorgt, welche **niedre Bürgerſchulen** oder, weil der Unterricht darin meiſt unentgeldlich ertheilt wird, **Freiſchulen** heißen. Sonach gibt es überhaupt zwei Gattungen von Bürgerſchulen: die **höhern**, welche es auf eine feinere Bildung für das geſell-

ſchaftliche und Geſchäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntniſſe einzumiſchen, und die niedern, welche ſich mehr auf das Unentbehrliche einſchränken, ohne darum hinter den weitern Fortſchritten der Städter in gemeinnützigen Sachkenntniſſen und Kunſtfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung ſolcher Schulen eben nicht alt iſt, beweiſen die in mehrern Mittelſtädten noch ganz nach dem alten Schlendrian beſtehenden Trivialſchulen (ſ. den Art. Schulweſen). In dieſen letzteren war und iſt ein wenig Latein beinahe das Einzige, was ſie von gewöhnlichen Dorfſchulen unterſcheidet, denn darauf beſchränkte ſich ſonſt, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann geſtatten mochte. Zwar hatte ſchon im 17ten Jahrhunderte Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in Realien, z. B. Geſchichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. ſ. w., mit dem damals dominirenden Sprachunterrichte zu verbinden, und Auguſt Herrmann Franke ſtiftete am Ende dieſes Jahrhunderts zu Halle ſeine berühmten Schulanſtalten, unter denen die deutſchen oder Bürgerſchulen das erſte Beiſpiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den ſogenannten Realien und einer genaueren Berückſichtigung der Bedürfniſſe des Bürgerſtandes geben. Die Nachahmungen derſelben an andern Orten beſchränkten ſich aber meiſt nur auf eine für dieſen Zweck verbeſſerte Einrichtung der untern Claſſen lateiniſcher Schulen, und die zu gleicher Zeit in den Städten beſtehenden deutſchen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippſchulen genannt) leiſteten wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer ſelten mehr, als gemeine Dorfſchulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realſchule und die Normalſchulen der Aebte von Felbiger und von Schulenſtein in den öſterreichiſchen Staaten kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieſes Volksbedürfniſſes um vieles näher, und die Philanthropen wußten ihre für Anſtalten dieſer Art am meiſten geeigneten Vorſchläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen; ſo daß die Sprecher und Reformatoren der Volksbildung in der neueſten Epoche der Pädagogik bereits viel Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher ſchreiben ſich die gegen Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit großem Eifer vorgenommenen Reorganiſationen des deutſchen Schulweſens in den Städten, dem die theils aus den untern Claſſen der Gymnaſien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von dieſen gelehrten Anſtalten verbliebnen Bürgerſchulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und ſelbſtſtändig beſtehenden Bürger- oder Stadtſchulen für beide Geſchlechter ihr Daſeyn verdanken. Am meiſten geſchah dafür in den bayerſchen und wirtembergiſchen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutſchland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Zittau, Naumburg, Mühlhauſen, Altenburg u. a. m. haben ſich durch eine rühmliche Sorgfalt für dieſe Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger iſt dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerſtande zur Ausführung gekommen und nach Verhältniß der Umſtände entweder die höhere von der niedern Bürgerſchule als Parallelanſtalt getrennt oder, wo nur eine Schule beſtehen kann, die höhere als Oberclaſſe auf die niedre gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zuſtandes der deutſchen Schulen

ſo ſtark ins Auge fallende Verbeſſerung in vielen Städten nur noch gewünſcht wird, liegt hauptſächlich an der Unzulänglichkeit der Fonds zur Beſoldung eines gehörigen Lehrerperſonals und nebenbei auch wohl an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden. Denn die Schwierigkeiten, welche das Intereſſe der von dieſer Verbeſſerung Abnahme ihrer Frequenz befürchtenden gelehrten Schulen hier und da in den Weg legen will, können bei einer unparteiiſchen Verſtändigung über das Suum cuique und einer dieſem gemäß getroffenen Einrichtung nicht in Betracht kommen und die Klagen der außer Thätigkeit zu ſetzenden, unfähigen Winkelſchulhalter ſind durch Penſionen und unſchädlichere Anſtellungen leicht zu ſtillen. Das auf den erſten Blick erheblichere Bedenken einiger Theoretiker, welche von der Erziehung für einen beſtimmten Stand Gefahr für die allen zukommende echte Humanität und Nährung eines engherzigen Standesgeiſtes befürchten, verſchwindet in der Praxis bei Bürgerſchulen, wo der künftige Stand keinesweges als vorherrſchender Schulzweck erſcheint, meiſt von ſelbſt, und andre Bildungsanſtalten für beſtimmte Stände, wie Forſt-, Handlungs-, Militär- und Kunſtſchulen erhalten doch ihre Zöglinge erſt, wenn das allgemein Menſchliche in ihnen bis zu einer gewiſſen Reife entwickelt iſt. Allerdings aber hat man bei Anſtalten dieſer Art der ſeichten Vielwiſſerei, welche den Eifer, ja alle dem künftigen Bürger nützlichen Wiſſenſchaften und Künſte zugleich in den Lehrplan aufzunehmen, leicht erzeugen kann, eben ſo ernſtlich zu wehren, als dem von der philanthropiſchen Periode herrührenden hyperpractiſchen Sinne, der über dem Beſtreben, die Schüler recht brauchbar für dieſe Welt zu machen, ihre Beſtimmung für eine beßre aus den Augen verliert. E.

Burgfriede, in den alten Ritterzeiten ein wichtiger Gegenſtand, bezeichnete 1. diejenige Gegend um eine Burg, wohl auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede nicht geſtört werden durfte; dann war es 2. auch der Vertrag oder das Bündniß gewiſſer Familien zur Beſchützung allgemeiner Sicherheit einer Burg und des Gebiets derſelben; 3. begriff man auch die öffentliche Sicherheit ſelbſt darunter, welche fürſtlichen Burgen oder Reſidenzen zuſtand.

Burggraf hieß derjenige, welchen der Beſitzer einer mit Hoheitsrechten verſehenen Burg zum Hauptmann in derſelben ernannte, die Aufſicht über dieſelbe und über die Beſatzung in derſelben zu führen und das Gerichtsweſen, ſo wie die Einkünfte derſelben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele ſolche Burggrafen, deren Nachkommen dieſen Titel zum Theil noch beibehalten haben, wenn ſie ſchon dergleichen Burgen weder erblich, noch auf andere Art beſitzen. Sie wurden auch Burgrichter, Burgvögte, Burgmänner und Weichgrafen genannt. Der Vorſteher eines Ganerbſchloſſes, welcher von den Ganerben gewählt und vom Kaiſer beſtätigt wurde, hieß bis auf die neueſten Zeiten ein Burggraf, dergleichen der Burggraf von Friedberg war. Da ehemals Burg auch eine Stadt bedeutete, ſo war ein Burggraf auch eine obrigkeitliche Perſon, welche über die Maße und Gewicht und über die Preiſe der Lebensmittel die Aufſicht führte.

Bürgſchaft iſt ein Vertrag, wodurch ſich jemand verbindlich macht, etwas auf den Fall zu leiſten, daß der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leiſten ſollte. Die Verbindlichkeit

des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen ſolchen Vertrag nicht aufgehoben; vielmehr bleibt ſelbiger zunächſt verpflichtet, und der Gläubiger iſt nicht eher berechtigt, den Bürgen anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn daß jener ſich dieſes Rechts ausdrücklich begeben hätte. Iſt die Bürgſchaft von mehreren übernommen; ſo haben dieſe ſich entweder gemeinſchaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erſtern Fall hat jeder nur ſeinen Antheil zu vertreten, mit Einſchluß deſſen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andere Mitbürge zahlungsunfähig geworden, im letztern Fall hängt es von dem Gläubiger ab, welchen der ſolidariſchen Bürgen er zuerſt für das Ganze in Anſpruch nehmen, und an welchen er ſich, wenn er vom erſten nicht völlig befriedigt wird, zunächſt halten will. (Vergl. Caution).

Burgunder, burgundiſche Reiche, Burgund. — Die Burgunder (bei den Alten Burgundi, Burgundines, Burugundi, Bugandae, Bunticcae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptſtamme der Vandalen an und hatten ihre erſten bekannten Wohnſitze zwiſchen der Oder und Weichſel, in der heutigen Neumark und dem ſüdlichen Theile von Weſtpreußen. Von den andern deutſchen Völkerſchaften unterſcheiden ſie ſich beſonders dadurch, daß ſie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name „Burgunder" entſtanden iſt), dagegen jene zerſtreut und mehr nomadiſch lebten. Hierin liegt wahrſcheinlich auch der Grund, daß ſie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihren Wohnplätzen ſich behaupteten, bis ſie endlich den von den Weichſelmündungen heraufdrängenden Geviden nicht mehr zu widerſtehen vermochten. Der Verluſt einer großen Schlacht gegen dieſe hatte zur Folge, daß ſie nach Deutſchland wanderten, wo ſie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen, und ſich dort, öſtlich neben den Alemannen, niederließen. Dieſen nahmen ſie bedeutende Länderbezirke ab, und lebten daher mit denſelben in faſt beſtändiger Fehde. Doch dieſe beendigten ſich, als die Burgunder, mit andern germaniſchen Völkerſchaften vereint, in Gallien einfielen. Dies geſchah im Anfange des fünften Jahrhunderts. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen endlich doch, durch Vertrag von den Römern das ſüdöſtliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund ſich herſchreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Conté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das ſchon im Jahre 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung ſcheint bald in Lyon, bald in Genf geweſen zu ſeyn. — Von ihrer alten Verfaſſung weiß man, daß ſie von Königen regiert wurden, die ſie Hindinos nannten, allein nach Gefallen wählten und abſetzten; traf ſie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Epidemien oder Niederlagen, ſo mußte der König dafür büßen; er verlor ſeinen Thron, den ein anderer beſtieg, unter welchem ſie glücklicher zu ſeyn glaubten. Ehe ſie noch die chriſtliche Religion angenommen hatten (was in Gallien geſchah), hatten ſie einen Oberprieſter, Sineſtus genannt, deſſen Perſon unverletzlich und deſſen Poſten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals ſchon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. — Indem ſie dahin ſtrebten, ſich immer mehr auszubreiten, trafen ſie mit den Franken zuſammen, denen ſie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig ſelbſt ſchon Lyon mit einem bedeutenden Areal ihnen entriſſen hatte. Doch retteten ſie noch ihre Verfaſſung, Geſetze und Gewohnheiten

auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Carolingern das Reich in eine der Provinzen zerſtückelt, worin die fränkiſchen Vaſallen ſich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. Im Jahr 879 gelang es endlich dem Grafen von Autün, Boſo, einem Schwager Königs Carl des Kahlen, und Statthalter in der Lombardei, mit Beiſtimmung der burgundiſchen Stände die königliche Würde über dieſes Reich wieder zu erlangen. Er nannte ſich König von Provence; ſeine Reſidenz war zu Arles und hiervon entſtand der Name „das arelatiſche Reich." — Zwar verlor er manche Provinz wieder an Ludwig und Carlmann; allein ſein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das diesſeit des Jura gelegene Land, und ſo entſtand das cisjuraniſche Burgund, oder das niederburgundiſche Reich, deſſen ſämmtliche Beſtandtheile ein Theil der Provence, mit Arles, das Delphinat, Lyonnois, Savoyen und ein Theil der Franche-Conté waren. — Ein zweites burgundiſches Reich entſtand, als der Welfe Rudolph von Strettlingen, (Herzog in den lotharingiſch-helvetiſchen Landen) den Reſt von Lotharingen, nämlich die Schweiz diesſeit des Fluſſes Rühß, das walliſer Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwiſchen dem Jura und den penniniſchen Alpen, an ſich brachte und im Jahr 888 zum Könige des oberburgundiſchen Reiches (regnum Burgundicum transjuranum) ſich krönen ließ. — Beide burgundiſche Reiche wurden aber 930 vereinigt und der ganze Staat der burgundiſchen Könige zerfiel endlich ganz, als er nach dem Verlöſchen des rudolphiſchen Stammes (1032) unter Kaiſer Conrad II., dem Salier, Deutſchland einverleibt wurde. — Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundiſche ſeine Entſtehung erhalten hatte, wovon der Hauptbeſtandtheil die franzöſiſche Provinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als deſſen Stifter Richard, ein Bruder des Boſo (erſten Königs von Nieder-Burgund), angegeben wird, erhielt ſich immer fort. Von Richards Enkelin, Ludegardis und ihrem Gemahle Otto, einem Bruder Hugo Capets (Stammvaters der letzten königlich franzöſiſchen Dynaſtie), ſtammten die ältern Herzoge von Burgund (Bourgogne); ſie erloſchen im Jahr 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp und Bourgogne wurde ſogleich von König Johann von Frankreich, theils als ein Lehen, theils weil ſeine Mutter eine Schweſter von dem Großvater des letzten Herzogs geweſen, und kraft deſſen Teſtamentes, mit den Domänen der franzöſiſchen Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm ſelbſt die Würde der burgundiſchen Herzoge wieder hergeſtellt, als er 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums ſeinem jüngſten, ſehr geliebten, Sohne Philipp dem Kühnen zur Appanage verlieh. — Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte ſich 1368 mit der hinterlaſſenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch ſeine Beſitzung ſehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Conté fielen ihm zu. — Im Jahre 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Carls VI. von Frankreich zum Regierungsverweſer daſelbſt ernannt, weßhalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückſtehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dies gab Veranlaſſung zu der bekannten Spaltung der franzöſiſchen Nation in die orleaniſche und burgundiſche Partei. Als 1404 Philipp ſtarb, folgte ihm ſein Sohn,

Johann der Unerſchrockene; Orleans ward nun Reichsſtatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis ſie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erſte Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen ſollte, (1405) im Angeſichte der Armeen durch eine Umarmung ſich verſöhnten und zum völligen Zeichen der Ausſöhnung in der folgenden Nacht in einem Bette zuſammenſchliefen. Aber dennoch wurde Orleans (am 22ſten November 1407, Abends) auf freier Straße von Meuchelmördern um das Leben gebracht und Herzog Johann von Burgund bekannte ſich ſelbſt als den Anſtifter dieſer That, welche, wie bekannt, die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlaſſungsbrief, allein die Nemeſis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Verſöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau (10ten September 1419) noch einmal geben wollte; ſchon während der erſten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergeſtochen. Sein Sohn und Nachfolger Philipp (bisher Graf von Charolois) wußte in dem mit England zwiſchen Frankreich und Burgund (1420) geſchloſſenen Frieden die Ausſchließung des Dauphins, zur Strafe für Herzogs Johann Ermordung, zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit iſt der Streitigkeiten zu gedenken, die er mit Jacobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Gloceſter, hatte und ſich mit einem Vergleiche endigten, kraft deſſen Philipp als Erbe Jacobinens gelten, (wenn ſie kinderlos ſtürbe), ſie aber ohne ſeine Einwilligung nicht heirathen ſolle. Doch Jacobine brach (1430) die letztere Bedingung und nun bemächtigte ſich Philipp ihrer Beſitzungen, Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte ausſetzte. Im Jahre vorher (1429) hatte Philipp auch Namur durch Kauf erworben, und im Jahre 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erloſch. Im Frieden mit dem Könige von Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem daß König Carl VII. wegen Johannes Ermordung förmlich Abbitte thun mußte, ſehr anſehnliche Diſtricte von Frankreich, nämlich Macon, St. Gengoul, Auxerre, und Bar an der Saone für ſich und ſeine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Peronne, Mondidier und Roye für ſeine ehelichen männlichen Erben; ferner St. Quintin, Corbie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Dourlons, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne *), und die Grafſchaft Boulogne für ſich und ſeine Erben. Zu dieſen bedeutenden Beſitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Schon im J. 1430 war Philipp zur dritten Ehe geſchritten, da ſeine zwei vorjährigen ihn kinderlos gelaſſen hatten. Bei ſeiner Vermählung mit Iſabella (Eliſabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brügge in Flandern, ſtiftete er den Orden vom goldenen Vließ. Drei Söhne entſprangen aus dieſer Ehe, von denen die erſten beiden bald wieder ſtarben. Aber der Dritte, geboren am 10ten November 1433 in Dijon, war Carl, Graf von Charolois, nachmals der Kühne, Herzog von Burgund genannt. In den Kriegen, die ſein Vater Philipp mit den empörten Städten Gent und Brügge, England gegen Ludwig XI. und gegen die Lütticher führte, erwarb er ſich jenen

*) Dieſe ſollte Frankreich mit 400,000 alten Goldthalern wieder einlöſen können.

Beinamen mit vollſtem Rechte. Im Frieden mit Ludwig XI. erhielt Carl als Prinz für ſich von Frankreich, außer Boulogne und Quines, die neun Monate vorher von Ludwig wieder eingelöſ'ten vorhin genannten Städte, die einſt für 200,000 Goldthaler ſollten wieder eingelöſ't werden können. — Als endlich Philipp (mit dem Beinamen der Gütige) am 16ten Julius 1467 zu Brügge ſtarb, ward Carl der Kühne Herzog von Burgund und einer der mächtigſten und reichſten Fürſten ſeiner Zeit. Da wir ihm einen eigenen Artikel gewidmet haben; ſo erwähnen wir hier von ihm blos, daß er 1473 noch Geldern erwarb, und den großen Plan hatte, ſeine Staaten zu einem Königreiche zu erheben, welcher aber an ſeiner habſüchtigen Abſicht, damit den ganzen Rhein bis Baſel zu vereinigen, ſcheiterte. Er ward hierbei in viele Händel verwickelt und in einen gefährlichen Krieg, als er es wagte, den Herzog Renatus von Lothringen aus ſeinem Lande zu vertreiben. Mit dieſem hatten die Schweizer ſich verbunden; Carl fiel daher in ihr Land, verlor aber die beiden berühmten Schlachten bei Granſon (am 9ten April 1476) und bei Murten (am 22ſten Junius d. J.) und endlich, als er einen Angriff auf Nancy unternahm, am 5ten Januar 1477 ſein thatenreiches Leben, dem er zur Deviſe die Worte: „ich habe es begonnen! Glück zu! gegeben hatte. — Er hinterließ nur eine Tochter Maria, als einzige Erbin ſeiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oeſterreich. Der letztere ward der Glückliche und der König von Frankreich erhielt von dem burgundiſchen Nachlaſſe nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehen einzog. — Maria ſtarb in ihrem 25. Jahre (am 28. März 1482), an den Folgen eines Falles, nachdem ſie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder ſtarb) geboren hatte. Nicht alle Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er ſeine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafſchaften Artois und Burgund, nebſt Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute beſtimmt wurden. Doch die Abſicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, wurde nicht erreicht; beſonders waren die Flandrer die hartnäckigſten, und es kam ſogar ſo weit, daß Maximilian, zwei Jahre nach ſeiner Erwählung zum römiſchen Könige (1488) in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Doch endlich erkannten ihn die Flanderer zum Vormund ſeines Sohnes Philipp und zum Regierungsverweſer. Hier aber finden wir den Augenblick, wo die Geſchichte der burgundiſchen Lande in die eigentliche der (nachmaligen vereinigten) Niederlande übergeht. I.

Burgunder, ſ. Weine.

Burgundiſcher Kreis, einer von den ehemaligen zehn Kreiſen des heiligen römiſchen Reichs, zu welchem die Freigrafſchaft Burgund nebſt den 17 Provinzen der Niederlande gehörte. Kaiſer Maximilian I. errichtete ihn 1512 und Carl V. beſtimmte 1548 ſeine Verhältniſſe zum deutſchen Reich. Nachdem die ſieben Provinzen eine eigene Republik geworden und Frankreich verſchiedene Theile an ſich gebracht hatte, beſtand er nur noch aus den ſpaniſchen oder öſterreichiſchen Niederlanden. Der im utrechter Frieden an Preußen gekommene Theil von Geldern gehörte nicht dazu. Der burgundiſche Geſandte hatte im reichsfürſtlichen Collegio ſeine Stelle auf der geiſtlichen Bank nach Oeſterreich. Im Lüneviller Frieden 1801 kam der ganze Kreis an Frankreich. Durch den Pariſer Frie-

den von 1814 wurde er aber wieder von Frankreich abgeriſſen und dann dem Königreiche der Niederlande einverleibt.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin den 1ſten Jan. 1730, war der Sohn eines berühmten proteſtantiſchen Sachwalters, verdankte ſeine erſte Erziehung einem Quäker, für die er ſein ganzes Leben hindurch die größte Zuneigung behielt, und beſuchte hierauf die Schule ſeiner Vaterſtadt. Im J. 1753 kam er nach London, wo ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe ihn bald auszeichneten. Er ſtudirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber ſeine Neigung ſchien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen und er ſchrieb für Journale und periodiſche Schriften. Damals verheirathete er ſich mit der Tochter des Doctors Nugend, ſeines Arztes. Da ſie catholiſch war, wurde dadurch die ſchon beſtehende Meinung, daß er dieſer Religion zugethan ſey, noch mehr beſtärkt. Das erſte Werk, zu dem er ſich bekannte, iſt vom J. 1756 und führt den Titel: Reclamation zu Gunſten der Rechte der natürlichen Geſellſchaft, oder Ueberblick der Uebel, welche die Civiliſation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelaſſenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte deſſen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn ſeine Abſicht war, zu zeigen, daß mit denſelben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, ſich alle bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen angreifen laſſen; aber er war dabei ſo gründlich in die Sache eingegangen, daß den meiſten die Satire entging. Im J. 1757 gab er ſeinen Verſuch über das Erhabene und Schöne heraus. Schon damals ſagte Johnſon, daß Burke der außerordentlichſte Menſch ſey, den er je kennen gelernt habe. Im Jahr 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annual Register, und übernahm den hiſtoriſchen Theil deſſelben. So bildete er ſich allmälich zum Redner und Staatsmann. Man kann ſagen, daß ſeine öffentliche Laufbahn im J. 1761 anfing, als er mit ſeinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lords Halifax, nach Irland reiſ'te. Nach ſeiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erſtem Lord der Schatzkammer, zu deſſen Privatſecretär gemacht und um dieſelbe Zeit zum Repräſentanten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewohl er theils durch dieſes Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geſchenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Miniſterialpartei beizutreten genöthigt war, ſo zeigte er ſich darum den Volksgrundſätzen keineswegs abgeneigt. Die in Amerika entſtandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu intereſſiren. Burke's erſte Rede hatte zur Abſicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorſchlage gemäß, ward ſie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbritannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu beſteuern. Dieſer Ausweg hob wenigſtens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geſchäfte; Burke ſchloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Miniſteriums, und nahm ſeinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er ſich unter den Anhängern des abgeſetzten Miniſteriums auszeichnete. Zu weitläuftig würde es ſeyn, Burke's Verhalten an der Spitze der Oppoſition aus einander zu ſetzen; eben ſo führen wir ſeine Betrachtungen über die Urſache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufſehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel ſchlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1688 ſowohl als der nachherigen Maßregeln geweſen, und bezeichnete auf dieſe Weiſe die rockinghamſche Partei.

Er zog ſich dadurch den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu, allein wir dürfen nur das erwähnte Werk ſelbſt anführen, um ihn von demſelben zu befreien. In ſeiner Oppoſition gegen die Maßregeln der Miniſter vor und nach dem amerikaniſchen Krieg wandte er alles an, zuerſt den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals ſeine Reife erlangt; die Annalen des Parlaments enthalten wenig Beiſpiele einer ſo kraftvollen und lebendigen Beredſamkeit, als Burke beſaß. Im J. 1774 hielt man ihn für einen ſo entſchiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Briſtol ihn zu ihrem Repräſentanten wählten. Burke griff die Unternehmungen der Miniſter als unzulänglich, grauſam und ungerecht an. Der Krieg ward Sache des Volks, und Burke, der ſich ihm widerſetzte, ſchien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich ſeine Freunde zu Briſtol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Catholiken auf mildere Geſetze im Parlament antrug. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Briſtol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Repräſentanten. Damals hielt er in der Wahlverſammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenſchaft von ſeinem Betragen ablegt und welche für ſein Meiſterſtück gehalten wird. Wie dem auch ſey, ſeine Bill, worinn er auf eine Reform der im Februar 1780 ergriffenen fiscaliſchen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunſt des Volks wieder. Lord North endigte ſeine Laufbahn im März 1782 und Rockingham mit ſeiner ganzen Partei ward wieder ins Miniſterium berufen. Burke ward Generalzahlmeiſter der Armee und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, ſeine Bill einer Reform, wiewohl mit bedeutenden Modificationen, durchzuſetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham löſ'te das Miniſterium auf, deſſen Seele Burke geweſen, und dieſer zog ſich zurück, da Lord Shelburne als der Nachfolger genannt wurde. Dieſer Miniſter machte bald der ſogenannten Coalition Platz, zu welcher Burke den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox berühmte, dem Könige und dem Volke gleich mißfällige *oſtindiſche Bill* wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats, und fing damit an, das Parlament aufzulöſen; eine Maßregel, die Burke mit Feuer beſtritt. Haſtings berühmter Prozeß machte eine Hauptepoche in Burke's Leben. Als der erklärteſte Gegner deſſelben ſchien er eben ſo ſehr für ſeinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte ſtets aufs neue ſein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen. Als im J. 1788 die Krankheit des Königs (ſ. Georg III.) die Einſetzung einer Regentſchaft zu erfodern ſchien, beſtritt er die Grundſätze der Miniſter, daß die Regentſchaft von der Wahl der Nation abhange und durch kein Erbrecht beſtimmt ſey, und ſetzte ſich dadurch nicht nur dem Mißfallen des Volks, ſondern durch ſeine unehrerbietigen Aeußerungen über den König noch dem beſondern Tadel aus. Die franzöſiſche Revolution fand von ihrem Anfange in Burke den erklärteſten Gegner, deſſen Grundſätze für Freiheit allerdings mit jener, Geſetz und Ordnung umſtürzenden Herrſchaft raſender Volksparteien und Demagogen nicht übereinſtimmten. Als im Februar 1790 über die Reduction der Armee geſprochen ward und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen ſolle, erklärte Bruke laut, daß er alle Freundſchaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er ſeine *Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution* heraus, worinn er mit bewunderndswürdigem Scharfblick dieſe große Begebenheit beurtheilt und alle die verderblichen Folgen vorausſagt, welche nur zu

richtig

richtig eingetroffen ſind. Nie machte ein Buch größeres Aufſehen und verſchaffte ſeinem Verfaſſer einen glänzendern Triumph; nicht zu berechnen iſt der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das entſchiedenſte gegen Frankreich eingenommen ward. Man darf behaupten, daß der Haß, den Burke auf die engliſche Nation übertrug, zum Theil noch fortwirkt. Noch vier andere Schriften gab er über die Revolution heraus, die ihn jetzt einzig beſchäftigte und deren Fortſchritte die letzten Jahre ſeines Lebens verbitterten. Außerdem machte er noch im Jahr 1792 einen vergeblichen Verſuch, die Emancipation der irländiſchen Catholiken zu bewirken. Er zog ſich darauf aus dem Parlament zurück, hatte den Schmerz noch, ſeinen einzigen geliebten Sohn, der ſeine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und ſtarb von Kummer und Alter gebeugt den 8ten Juli 1797, im 68ſten Jahre ſeines Alters. Burke war als Privatmann ſehr liebenswürdig. Von ſeinem Eifer für die Wiſſenſchaften zeugen ſeine zahlreichen, zum Theil meiſterhaften Schriften.

Burleigh ſ. Cecil.

Burleſk (vom italiäniſchen Worte burla, der Scherz, der Spaß) zeigt ſchon durch ſeine Abſtammung an, daß der Begriff deſſelben dem des Ernſtes entgegengeſetzt ſey. Wenn die beiden Hauptempfindungen der menſchlichen Seele, alſo auch die beiden Hauptgegenſtände der darſtellenden Kunſt, in Freude und Leid, im Scherz und Ernſt, in Komiſchem und in Tragiſchem beſtehen und die verſchiedenen Benennungen jener beiden Hauptempfindungen der ihnen inwohnenden Natur gemäß, vielleicht nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ, und nicht durch die Sache ſelbſt, ſondern nur durch zufällige Nuancen, von einander unterſchieden zu ſeyn ſcheinen; ſo folgt daraus, daß burleſk, als Unterbegriff von komiſch, dem Hauptbegriffe, anzuſehen ſeyn möchte. Wenn das Komiſche (ſ. Schauſpieler-Studien, von G. L. P. Sievers) in der verkehrten, gänzlich verfehlten Anwendung der Mittel, zu einem vorgeſetzten Endzwecke zu gelangen, beſteht, wenn das Komiſche, mit einem Worte, das verkehrte Mittel zu einem Endzwecke ſelbſt genannt werden kann; ſo ſcheint Burleſk die Verkehrtheit der Mittel, zu dem vorhandenen Zwecke zu gelangen, nur noch greller zu bezeichnen und wirklich mit poſſenhaft einerlei Sinn zu haben. Wenn wir im Komiſchen noch einen gewiſſen Grad von Conſequenz in Anwendung der Mittel, um zu einem Endzwecke zu gelangen, vorfinden müſſen, wenn dieſe Conſequenz ſogar zum eigentlichen wahrhaft Künſtleriſch-Komiſchen unerlaßlich nothwendig zu ſeyn ſcheint; ſo iſt im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung erſcheinen zu müſſen, frei und ſteht äuſſerlich gänzlich regellos da, dürfte aber nichts deſto weniger im Innern eine ſtrenge Nothwendigkeit offenbaren müſſen. Wenn demnach im Komiſchen, neben den Geſetzen dieſer innern Nothwendigkeit, auch die Geſetze einer äußern Nothwendigkeit ſtreng hervorleuchten müſſen; ſo iſt dagegen das Burleske dieſer Geſetze der äußern Nothwendigkeit in ſo fern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt deſſelben mit ſich in übereinſtimmender Harmonie zu ſtehen braucht. Wir glauben, auch den bloßen Liebhabern der Kunſtphiloſophie verſtändlich zu werden, wenn wir das Weſen des Burlesken in ſo fern verſchieden von dem Komiſchen bezeichnen, als die Poſſe, wo ſich alles von außenher regellos und willkührlich zu geſtalten ſcheint, von dem eigentlichen Luſtſpiele, in welchem auch die äußern Erſcheinungen in geſetzlicher Uebereinſtimmung ſtehen müſſen, verſchieden iſt. Da es nun aber die Natur

der neuern romantiſchen Bildung, als welche weder im Komiſchen, noch im Tragiſchen, das Reine, das Einfache, das Unvermiſchte anerkennt, weil ſie nicht etwa blos aus dem Ernſten, oder aus dem Scherzhaften, ſondern aus beiden zugleich beſteht, als ein unerlaßliches Bedingniß mit ſich bringt, daß ſie weder ein reines Luſtſpiel, noch auch ein reines Trauerſpiel aufweiſen könne; ſo folgt daraus, daß wir auch vom eigentlichen Rein-Burlesken, als wirklicher Kunſtgattung (die mechaniſchen, kunſt- und regelloſen Poſſen etwa ausgenommen), kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäiſchen Kunſt (die franzöſiſche, welche das Ernſte und Spaßhafte noch am meiſten und ſchärfſten getrennt hat, ausgenommen) durchaus nicht rein und unvermiſcht vorhanden ſeyn, ſondern muß ſtets, wie ſie auch wirklich thut, den Charakter des Tragiſch-Komiſchen (ſ. d. Art.) annehmen. In dieſer Gattung nun haben die Italiäner, als diejenigen, welche in jedem Zweige der Kunſt dem übrigen Europa ein Vorbild geweſen ſind, wahre Meiſterſtücke aufzuweiſen. Zum Beweiſe dürfen wir nur die Tragi-Comödien des Carlo Gozzi anführen, welche wahre Vorbilder derjenigen Burlesken, wie die neuere, alſo die romantiſche Poeſie ſie geſtatten darf und geſtatten kann, aufzuſtellen im Stande ſind. Wenn wir auch zuweilen die reine Tragödie und die reine Comödie (in ſo fern ſie die neuere europäiſche Kunſt hervorzubringen vermag) auf unſern Theatern, oder überhaupt in unſerer Literatur, feſten Fuß faſſen ſehen; ſo ſind dieſe Erzeugniſſe doch nur an eine gewiſſe Zeit gefeſſelt und bedingte Erſcheinungen, die, wenn die äußern Bedingungen aufhören, ebenfalls in ihr eigentliches Nichtdaſeyn zurückfallen. Aus dieſem allen geht alſo hervor, daß unſere Literatur weder das Rein-Tragiſche, noch das Rein-Komiſche, alſo auch eben ſo wenig das Rein-Burleske aufzuweiſen haben kann, und daß alle diejenigen Productionen, welche ſich als rein-burlesk, das heißt, ganz unvermiſcht mit dem Ernſten, zeigen wollen, verfehlt erſcheinen und als ſolche entweder gar nicht, oder nur für eine gewiſſe Zeit, beachtet werden können. Pq.

Burmann. Dieſer Name iſt durch mehrere ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt gemacht worden. Als den älteſten derſelben nennen wir Franz Burmann, geb. zu Leyden 1628. Er war neun Jahre Paſtor zu Hannover, dann Subregens des Ordenscollegiums zu Leyden, und endlich Profeſſor der Theologie zu Utrecht, wo er 1629 ſtarb, und der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hatte zwei Söhne, Peter und Franz Burmann. Peter Burmann war zu Utrecht 1668 geboren. Er ſtudirte an ſeinem Geburtsorte und zu Leyden, wo unter andern Grävius und Jacob Gronov ſeine Lehrer waren. Im Jahr 1688 vertheidigte er zur Erlangung der juriſtiſchen Doctorwürde eine Theſis de transactionibus, welche ihm viel Ehre machte. Darauf bereiſ'te er Deutſchland und die Schweiz, und betrat nach ſeiner Rückkehr zu Utrecht die juriſtiſche Laufbahn. Die glänzendſten Erfolge auf derſelben machten ihn jedoch nicht dem Studium der Alten ungetreu. Dies bewies ſeine im Jahr 1694 zuerſt erſchienene Abhandlung de vectigalibus pop. rom. (am vollſtändigſten 1734). Auf Grävius Empfehlung ward er 1696 zum Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Univerſität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede De eloquentia et poësi antrat. Seitdem verging kein Jahr, in welchem er nicht etwas herausgab, entweder einen Claſſiker, mit ſeinen Anmerkungen verſehen, oder eine

Rede, oder lateiniſche Verſe, worin er ein Meiſter war, oder ein Pamphlet gegen ſeine Widerſacher, deren ſeine Heftigkeit, Intoleranz und ſein Jähzorn ihm viele zugezogen hatte. Jene Streitigkeiten ſind jetzt vergeſſen, und nur die wichtigen Dienſte im Andenken geblieben, die er der lateiniſchen Literatur durch ſeine ſchönen und zahlreichen Ausgaben geleiſtet hat. Nicht ſowohl durch Geſchmack und Kritik als durch Gelehrſamkeit, philologiſche Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks empfehlen ſie ſich. Einige derſelben, wie ſein Ovid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, ſind Werke vom erſten Range. Im Jahr 1715 ging er nach Perizonius Tode als Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache nach Leyden, wo er nach einer ſchmerzhaften Krankheit 1741 ſtarb. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften würde hier nicht an ſeiner Stelle ſeyn. Sein Bruder Franz, geboren zu Utrecht 1671, und geſtorben ebendaſelbſt 1719 als Profeſſor der Theologie, war der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hinterließ vier Söhne, von welchen ſich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben; ſie hießen Johann und Peter. — Johann Burmann, geboren 1707, ſtarb 1780 als Arzt und Profeſſor der Botanik zu Amſterdam. Er hat ſeiner Wiſſenſchaft durch mehrere Werke weſentliche Dienſte geleiſtet. Linné erwähnt ihn mehrmals auf das ehrenvollſte. — Peter Burmann, geboren zu Amſterdam 1714, trat in die Fußtapfen ſeines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode ſeines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch ſeine Lehrer. Im Jahr 1734 ward er zu Utrecht Doctor der Rechte; ſeine Theſis war De jure annulorum aureorum. Im folgenden Jahre erhielt er den durch Weſſelings Uebergang nach Utrecht erledigten Lehrſtuhl der Beredſamkeit und Geſchichte auf der Univerſität Franeker. Seine Antrittsrede (Utrecht 1736) iſt betitelt Pro criticis. Im Jahr 1741 bekam er den Lehrſtuhl der Poeſie; aber ſchon 1742 verließ er Franeker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geſchichte und alten Sprachen nach Amſterdam zu gehen. Er eröffnete ſeine Vorleſungen mit der ſchönen Rede De enthusiasmo poëtico. Im Jahr 1744 erhielt er den Lehrſtuhl der Poeſie, 1752 ward er Aufſeher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inſpector des Gymnaſiums. Wie ſein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben, beſonders lateiniſcher Claſſiker, geliefert, dem er ſowohl in umfaſſender Gelehrſamkeit und einem ſeltenen Talent für die lateiniſche Dichtkunſt, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde, ähnlich war. Kloß und Sapius waren ſeine Hauptgegner, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitſchriften wechſelte. Er ſtarb im Jahr 1778. Wir ſchließen die Ueberſicht dieſer gelehrten Familie mit Nicolaus Laurentius Burmann. Er war 1734 zu Amſterdam geboren, und folgte 1781 ſeinem Vater, dem oben angeführten Johann Burmann, auf dem Lehrſtuhl der Botanik, um welche Wiſſenſchaft er ſich ebenfalls namhafte Verdienſte erworben hat, theils durch eigne Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg beſtimmte, das Cap und Japan auf den Schiffen der oſtindiſchen Compagnie zu beſuchen, welche Reiſe der Botanik bedeutende Erweiterungen verſchafft hat. Er ſtarb 1793.

Burmann (eigentlich Bormann, Gottlob Wilhelm), zu Lauban in der Oberlauſitz geboren, beſuchte anfangs die lateiniſche Schule zu Hirſchberg in Schleſien, ſtudirte darauf 1758 zu Frankfurt an der Oder

die Rechte, kehrte dann in ſein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatiſirender Gelehrter ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht, beſonders in der Muſik, außerdem durch Schriftſtellerei, Gelegenheitsgedichte u. ſ. w. zu erwerben ſuchte, und 1805 in den kümmerlichſten Umſtänden ſtarb. Burmann war klein von Perſon, hager, hinkend und ungeſtaltet; aber es wohnte in dieſem unſcheinbaren Körper ein Geiſt voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Er war ein Sonderling in ſehr hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geſchmack; aber ein poetiſcher Geiſt von den ſeltenſten Fähigkeiten, zugleich ein Mann von warmer Theilnahme an dem Wohle ſeiner Mitmenſchen. Schade, daß er in den Folgen ſeiner Bizarrerie unterging und ſchon im Leben der Vergeſſenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geiſteskraft, ihn nie hätte treffen ſollen. Einige Anekdoten, die ſowohl den literariſchen als menſchlichen Charakter Burmanns ſchildern, können wir uns nicht enthalten, hier mitzutheilen. Noch auf der Schule zu Hirſchberg erhielt er einſtens für ein Gelegenheitsgedicht einen Ducaten. Beim Heruntergehen begegnet ihm auf der Treppe ein Bettler, welcher ihn um ein Almoſen bittet. Sogleich greift Burmann in die Taſche und giebt ihm den Ducaten, ſo nothwendig er ihn auch ſelber braucht. Mit vieler Freude erzählte er darauf, daß er doch auch einmal einem Armen hätte eine reichliche Gabe geben können. In Berlin war Burmann ein großer Gegner der Karſchin, ſo wie dieſe ihrer Seits auch ihn wiederum haßte. Dieſe feindſelige Geſinnung bezeigten ſie ſich einander, wo ſie nur immer konnten. Zuletzt aber machte die Karſchin, welche von den ſchlechten Umſtänden Burmanns unterrichtet worden war, die Großmüthige und brachte durch perſönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für Burmann zuſammen. Wider Erwarten nahm Burmann dieſes Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karſchin kam, indem er ſagte, daß er es, da es von keiner ihm werthen Perſon, ſondern von ſeiner Feindin käme, ihr zum Poſſen annehmen und es ſich recht wohl bekommen laſſen wolle. Er ward nun von dieſem Gelde von Kopf bis zu Fuß gekleidet, ſeine nöthigſten Bedürfniſſe bezahlt und ſodann das Uebrige ihm eingehändigt. Dieſen Ueberfluß verzehrte er hernach in täglicher Quantität bei einem Conditor in Confituren und Zuckerwerk. Einſt kam der bekannte Volksdichter, Matthias Claudius, der wandsbecker Bote genannt, nach Berlin, und eilte, Burmann perſönlich kennen zu lernen. Claudius tritt ein und ſagt ſeinen Namen. Darüber geräth Burmann ſo außer ſich vor Freude, daß er ſich auf die Erde wirft und jauchzend um den Tiſch walzt. Claudius glaubt, dieſen feierlichen Empfang auch nicht froſtig erwiedern zu müſſen, ſondern ſtreckt ſich gleichfalls auf den Fußboden und kollert hinter Burmann her. Erſt nachdem die Runde um den Tiſch ein Paar Mal vollendet iſt, ſinken ſich die beiden Schöngeiſter in die Arme. Ein ander Mal hatte er ſeinem Aufwärter ein Trinkgeld verſprochen, fand ſich aber außer Stande, Wort zu halten. Was thut er? „Nimm," ſpricht er zu dem Burſchen, indem er auf einem Haufen Zucker zeigt, der auf dem Tiſch liegt, „nimm und iß!" Und der Junge nimmt den Zucker und läßt ſich's wohl ſchmecken. Einmal gab er einem halbnackenden Handwerksgeſellen, der ihn um Kleidungsſtücke angeſprochen hatte, ſeinen einzigen Ueberrock und konnte nun nicht aus dem Bette aufſtehen. Als man ihn ein ander Mal aufmerkſam darauf machte, daß ſeine Aufwärterin ihm Holz entwende und von ihm verlang-

te, daß er ſie entlaſſen ſollte; entgegnete er gelaſſen: „das werde ich bleiben laſſen: denn wo ſoll ſie Holz hernehmen, wenn ich ſie fortjage? Ohnedies würde ſie mir keins entwendet haben, wenn ſie nicht deſſen höchſt bedürftig geweſen wäre. Auch kann ſie ja ihre Kinder nicht frieren laſſen wollen!“ Eine ſeltene Stärke beſaß Burmann im Improviſiren. Er konnte bei heiterer Laune, und wenn ihn der Wein, oder die Gegenwart eines reizenden Frauenzimmers begeiſterte, ein jedes gegebene Thema in ein poetiſches Gewand hüllen und oft vier bis fünf Stunden ein Geſpräch in Verſen fortſetzen, bei welchem man freilich ſehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraſchende Gedanken und frappante Wendungen wahrnahm. Auch beſaß Burmann wirklich ausgezeichnete Anlagen für die Muſik. Er war zu ſeiner Zeit einer der fertigſten und kunſtreichſten Clavierſpieler in Berlin, ob er gleich nur vier Finger an der linken Hand hatte. Beſonders zeichnete er ſich in der Fuge und dem figurirten Chorale aus. Gegen das Alter ging es Burmann außerordentlich ſchlecht und er litt, beſonders da ihn nun auch Krankheiten befielen, im eigentlichen Verſtande Mangel. Doch ließ ihm ein Reiter-Unteroffizier, bei welchem er ſeine Wohnung hatte nehmen müſſen, mehr Pflege und Sorgſamkeit angedeihen, als ſeine vormaligen Gönner gethan hatten. Er ward vom Schlage getroffen und brachte die letzten zehn Jahre ſeines Lebens höchſt elend zu. Das ganze Publicum hielt ihn bereits für todt, bis am 5ten Januar 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erſchien, worin er ſich ſterbend und in der äußerſten Noth ſchilderte. Mehrere ſeiner Freunde eilten nun zu ihm, aber Burmann war bereits verſchieden. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind: Fabeln und Erzählungen in vier Büchern, Berlin 1773; kleine Lieder für kleine Mädchen und Jünglinge, Berlin 1777; Lieder in drei Büchern, Berlin 1774; Für Literatur und Herz, eine Wochenſchrift, Berlin 1775; Auswahl einiger vermiſchten Gedichte, Berlin 1783; Gedichte ohne den Buchſtaben R, Berlin 1788. Zu ſeinen beſſern Gedichten gehört das Lied an die Quaterne und das Lob der grauen Farbe, eine Parodie des Lobes der blauen Farbe, von Müchler.

Burnet (Gilbert), Biſchof von Salisbury, war zu Edinburgh im Jahr 1643 geboren. Sein Vater, einer der geſchickteſten Juriſten Schottlands, war von Carl II. zur Belohnung für ſeine Anhänglichkeit an die Sache Carls I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge Burnet erhielt von ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Nachdem er einen juriſtiſchen Curſus gemacht hatte, beſtimmte er ſich dem geiſtlichen Stande und machte die dahin einſchlagenden Studien. Ausgerüſtet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer feſten Geſundheit, und gewohnt, täglich um vier Uhr aufzuſtehen, mußte er in kurzem ſich ausgebreitete Kenntniſſe erwerben. Eine Reiſe nach England gab ihm Gelegenheit, ſich mit den Gelehrten zu London, Oxford und Cambridge zu verbinden. Im Jahr 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichneten Männern aller Confeſſionen, und gewann in ihrem Umgang jenen Geiſt allgemeiner Toleranz, den er ſeitdem in ſeinem ganzen Verfahren zeigte. Nach ſeiner Rückkehr ward er Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu London und Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der ſchottiſchen Biſchöfe zu. Ihnen zu entgehen, hielt

er ſich von aller Geſellſchaft entfernt, und trat 1669 mit ſeinen Geſprächen zwiſchen einem Conformiſten und Nonconformiſten auf, welche vielfachen Widerſpruch fanden. In demſelben Jahre ward er als theologiſcher Lehrer nach Glasgow berufen, aber ſein Eifer für das Episcopat machte ihn den Presbyterianern, und ſeine Toleranz gegen dieſe Episcopalen verhaßt. Seine Vertheidigung des Anſehens der Conſtitution und der Geſetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die biſchöfliche Verfaſſung dieſer Kirche und die Souveränität der ſchottiſchen Monarchen vertheidigte, machte ihn Carl II. bekannt, dem er ſchon früher durch eine Schrift, in welcher er die Rechtmäßigkeit der Eheſcheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweiſen ſuchte, intereſſant geworden war. Allein durch eine plötzliche Veränderung ſeiner Grundſätze zerſtörte er ſelbſt die Ausſichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er ſich in Schottland ſelbſt nicht perſönlich ſicher glaubte, legte er ſein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er ſich durch ſeine Predigten und durch eine öffentliche Conferenz mit dem Doctor Stillingflet gegen Collemann und andere catholiſche Geiſtliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jacob II., in deſſen Ungnade Burnet ſtand, weil er ihn hatte vom Thron ausſchließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereiſ'te dieſer Frankreich, Italien, Deutſchland, die Schweiz; allenthalben zeigte er ſeine Abneigung gegen den catholiſchen Cultus, ſo daß Innocenz XI., der ihn gütig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verſtattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in ſeinen Plan, ſich der engliſchen Krone zu bemächtigen, und Burnet begünſtigte und unterſtützte die Abſichten dieſes Fürſten theils durch eine Menge von Flugſchriften, theils dadurch, daß er ihn mit vielen mißvergnügten Engländern in Verbindung brachte. Die Folge dieſes Betragens war, daß man ihm den Prozeß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ Burnet ſich in Holland naturaliſiren, und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifeſt deſſelben, und ſchiffte ſich mit ihm ein. Früher hatte Burnet zwei Mal die ihm angetragene biſchöfliche Würde ausgeſchlagen; im Jahr 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hauſe der Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er den Geiſt der Toleranz, ſo wie in ſeinen Amtsverhältniſſen Güte und Wohlwollen. Mehr als irgend ein anderer trug er dazu bei, daß dem Hauſe Hannover die Thronfolge zugeſichert wurde. Aber eine große Kränkung wiederfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, in welchem er die Anſprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen ſchien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er ſtarb 1715. — Burnet war ein zärtlicher Gatte, nachſichtiger Vater, ausdauernder Freund; aber ſein öffentliches Leben zeigt Flecken, welche nicht auszulöſchen ſind; in ſeinen politiſchen Grundſätzen ward er oft durch die Umſtäude beſtimmt. Sein Eifer gegen den Catholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Dieſer Tadel trifft beſonders ſeine Geſchichte der Reformation Englands, obwohl das Parlament ihm eine Dankſagung dafür votirte; eine Ehre, die keinem andern Schriftſteller zu Theil geworden.

Burney (Carl), ein berühmter muſikaliſcher Schriftſteller, wurde zu Worcheſter im Jahr 1727 geboren. Sein Vater unterrichtete

ihn in den erſten Elementen der Muſik und ſchickte ihn darauf nach London, um daſelbſt unter der Leitung des Doctor Arne das Studium dieſer Kunſt zu vollenden. Nachdem ſein Lehrer ihn ſich ſelbſt überlaſſen hatte, ſpielte er in einem Orcheſter und gab Muſikunterricht; allein ſeine Einnahme reichte für ſeine Ausgaben nicht hin, und er war genöthigt, nach ſeinem Geburtsort zurückzukehren. Nach einigen Jahren kam er wieder nach London, und jetzt war er glücklicher. Er bekam eine Stelle in einem Orcheſter und componirte ein Divertiſſement, Alfred betitelt, das ihn bald allgemein bekannt machte. Im Jahr 1760 wurde er nach Saraſſham in der Grafſchaft Norfolk als Organiſt berufen, aber der Herzog von York bewog ihn, wiewohl mit Mühe, nach London zurückzukehren. Dies Mal componirte er daſelbſt einige Concerts, die er im Stich herausgab. Um dieſe Zeit hatte er den Plan zu ſeiner allgemeinen Geſchichte der Muſik gefaßt, ſammelte dazu alle möglichen Materialien, und beſchloß, alle Etabliſſements in ganz Europa, die ihm dabei einiges Intereſſe darboten, zu beſuchen. Er bereiſ'te im Jahr 1770 Italien und in der Folge Deutſchland (beide Reiſen hat er beſchrieben), und kündigte hierauf ſeine Geſchichte der Muſik an, welche auch, nachdem er vierzehn Jahre daran gearbeitet hatte, in vier Bänden erſchien, und den großen Erwartungen entſprach, die man davon hegen durfte. Außerdem hat er eine ſchätzbare Schrift über Händel verfaßt, auch einige Sonaten herausgegeben. Burney hat eine zahlreiche Familie, deren Mitglieder ſich ſämmtlich vortheilhaft bekannt gemacht haben. Seine Tochter Franciska d'Arblay iſt eine geſchätzte Romandichterin. Die bekannten Romane, Eveline, Cecilie, Camilla, in denen ſie ſich Richardſon zum Muſter genommen hat, haben ſie zur Verfaſſerin.

Burns (Robert), ein ſchottiſcher Dichter, geboren im Jahr 1759. Er war der Sohn eines armen Gärtners in der Grafſchaft Ayr, und lernte in der Schule ſeines Dorfs leſen, ſchreiben und ſelbſt ein wenig franzöſiſch; ſein Vater lehrte ihn die erſten Regeln der Arithmetik. Durch das Leſen einiger Bücher, die er ſich zu verſchaffen wußte, ward in ihm die Begierde erweckt, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Die Lebensgeſchichten der Helden des Alterthums, die Lectüre von Ritterromanen, und die den Schotten geläufigen theologiſchen Streitigkeiten entzündeten wechſelsweiſe ſeine Einbildungskraft. Das Leſen der engliſchen Dichter entwickelte endlich ſein Genie vollkommen; aber auferzogen mitten in der wilden Natur Schottlands, die Phantaſie erfüllt von den eigenthümlichen Traditionen ſeines Vaterlandes, behielt er in ſeinen Werken die Originalität und ſelbſt die Bizarrerie derſelben bei. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind Volkslieder im ſchottiſchen Dialect, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantaſie. Die Liebe war der erſte Gegenſtand ſeiner Lieder; Burns huldigte ihr oft; aber dadurch ward ein Gefühl von Melancholie nicht verbannt, worein eine ſeinen Neigungen widerſtreitende Lage ihn verſetzte. Die Vergnügungen der Geſelligkeit allein konnten ihn zerſtreuen; er überließ ſich ihnen mit Leidenſchaft; aber ſeine Geſellſchaften konnten anfangs nicht von beſonderer Art ſeyn; er gewöhnte ſich in denſelben an die verderblichſte Unmäßigkeit. Indeß wurde er in der Nachbarſchaft bekannt; ſein Umgang wurde eben ſo ſehr geſucht wie ſeine Verſe, und die Abneigung gegen ſeinen Stand nahm täglich zu. Er ſtrebte auf alle Weiſe ſich

der ihm unangemeſſenen Handarbeit zu entziehen. Nachdem er das väterliche Haus verlaſſen hatte, aſſociirte er ſich zu Irwin mit einem Weber; das Haus, welches er bewohnte, brannte ab, und er fand ſich völlig zu Grunde gerichtet. Sein Vater ſtarb und hinterließ eine ganze Familie im Elende. Burns glaubte ihnen dadurch aufzuhelfen, daß er mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich einen Pacht übernahm; aber er war eben ſo wenig glücklich. Ohne Hülfsmittel und Ausſichten übernahm er die Stelle eines Plantagenaufſehers auf Jamaika. Um die Reiſekoſten herbeizuſchaffen, gab er zu Kilmarnock einen Band ſeiner Gedichte auf Subſcription heraus. Dadurch zog er die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich, und kurz vor ſeiner Abreiſe erhielt er von dem blinden Dichter Blacklock eine Einladung nach Edinburgh, welcher Burns 1786 auch folgte. Die angeſehenſten Männer beeiferten ſich, ihn hier mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde ſich durch die Liebenswürdigkeit ſeiner Sitten ſowohl als durch ſeine Talente in der höchſten Achtung erhalten haben, wenn er in der Wahl ſeines Umgangs ſorgfältiger geweſen, und ſich nicht von ſeinem Hange zur Unmäßigkeit unaufhörlich hätte hinreißen laſſen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe ſeiner Gedichte 500 Pfund Sterling gewonnen datte, gab er davon 200 ſeinem Bruder, und unternahm aufs neue eine Pachtung in der Grafſchaft Dumfries. Er verheirathete ſich mit einem Mädchen, das er ſchon früher geliebt hatte, und das wegen der Folgen dieſer Liebe von ihren Aeltern verſtoßen worden war. Zugleich bekam er das Amt eines Acciſeeinnehmers. Aber ſowohl ſeiner Pachtung als dieſem Amte ſtand er ſo übel vor, daß er jenen aufgeben mußte, und nahe daran war, dieſes zu verlieren, als ein frühzeitiger Tod, die Folge ſeiner Unmäßigkeit, ihn im Juli 1796 hinraffte. Er ward prachtvoll beerdigt und für ſeine Frau und Kinder eine Subſcription eröffnet. Seine Werke ſind in England ſehr geſchätzt, und wirklich iſt er von den Genies, die ſich faſt ohne Bildung ganz durch eigne Kraft emporgeſchwungen haben, eins der ausgezeichnetſten.

Burr (Aaron) Oberſt und Vicepräſident des Congreſſes der vereinigten amerikaniſchen Staaten, geboren zu Fairfield 1749. Er ward in dem Collegium zu Prince-Town in Neu-Jerſey, von dem ſein Vater Präſident war, erzogen. In einem Alter von 25 Jahren ward er Adjutant des Generals Patnam, und Waſhington ernannte ihn zum Oberſtlieutenant von einem der zwölf Regimenter des neuen Aufgebots. Er zeichnete ſich während des ganzen Krieges durch ſeine Tapferkeit und ſeine Talente aus, erſchöpfte dabei ſein Vermögen und war nach dem Frieden genöthigt, ſich dem Rechtsſtande zu widmen, in welcher neuen Laufbahn er nicht ohne Glück arbeitete. Hierauf trat er in die Geſetzgebung von Neuyork, ward Mitglied des amerikaniſchen Senats und endlich deſſen Vicepräſident. Während ſeiner Vicepräſidentſchaft foderte er den General Hamilton, mit dem er politiſcher Meinungen wegen in Mißverſtändniſſen ſtand, zum Zweikampf heraus und tödtete ihn. Dieſer Vorfall hatte anfangs für ihn die verdrüßlichſten Folgen; endlich gelang es ihm die Verwandten ſeines Gegnes zu beſänftigen und er kam mit Entſchädigungen los. Ueber zwei Jahre, nachdem er den General Hamilton erſchoſſen hatte, behielt er ſeinen Poſten, nämlich ſo lange, als ihn ſeine urſprüngliche Wahl dazu berechtigte. Dann kehrte er auf ſeine Güter im Staate Teneſſee zurück, wo er ſeine Muße zu neuen Ver-

brechen benutzte. Zwei beſtimmte Gegenſtände waren es, die der Oberſt Burr im Auge hatte: der erſte ging dahin, die Staaten jenſeit der alliganiſchen oder apalachiſchen Gebirge von der Union zu trennen; ſeine zweite Abſicht war, ſich Meriko's zu bemächtigen. Indeſſen ward ſein Vorhaben vereitelt, da der Präſident Jefferſon davon Nachricht erhielt, und noch zu rechter Zeit Gegenmaßregeln ergriff. Er wurde den 2ten März 1807 in der Grafſchaft Tombigden verhaftet und ſogleich nach Richmond in Virginien abgeführt, um als Verräther gerichtet zu werden. Gegen Caution ließ man ihn ſpäter los und er benutzte dieſe Gelegenheit, um nach England zu entkommen, wo er ſich einige Zeit aufhielt. Er reiſ'te dann nach Schweden und von da nach Frankreich, wo er auch dem franzöſiſchen Kaiſer vorgeſtellt wurde.

Burſa hieß in den mittlern Zeiten ein Univerſitätsgebäude, wo Studirende beiſammen wohnten. Dieſe wurden Bursales genannt, wovon die noch übliche Benennung **Burſche** herrührt.

Busbecq (Augier Ghiſlen von), ein natürlicher Sohn eines Edelmanns dieſes Namens, war 1522 zu Comines in Flandern geboren, und wurde in der Folge von Carl V. legitimirt. Nachdem er die berühmteſten Univerſitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens beſucht und ſich unter den geſchickteſten Lehrern gebildet hatte, begleitete er Peter Laſſa, Geſandten des römiſchen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieſer Fürſt zu ſeinem Geſandten bei Soliman II. Seine erſte Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenſtillſtand auf ſechs Monate und einen Brief, den er ſogleich an Ferdinand überbrachte. Busbecq begab ſich wieder auf ſeinen Poſten, und dies Mal war ſein Aufenthalt länger und ſeine Unterhandlung hatte einen vollſtändigen Erfolg. Nach ſieben Jahren kehrte er mit dem Vorſatz zurück, vom Hofe und von den Geſchäften entfernt ſeine Muße den Wiſſenſchaften zu widmen. Er konnte ihn jedoch nicht ausführen, da er zum Erzieher der Söhne Marimilians II. ernannt wurde. Als dieſer Fürſt Kaiſer geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Eliſabeth, welche ſich mit Carl IX. vermählen ſollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbecq blieb in der Eigenſchaft eines Haushofmeiſters bei Eliſabeth, und als ſie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daſelbſt als Geſandter Rudolphs II. Im Jahr 1492 trat er ſeine Rückreiſe nach Flandern an; unglücklicher Weiſe ward er unterwegs unweit Rouen von einer Partei Liguiſten angefallen. Zwar ließen ihn dieſelben, ſobald ſie ſeine Päſſe geſehen, die Eigenſchaft eines Geſandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dies Ereigniß ihm verurſacht hatte, zog ihm ein heftiges Fieber zu, an welchem er nach wenigen Tagen ſtarb. Wir beſitzen von ihm zwei wichtige Werke: 1. Legationis turcicae epistolae quatuor, worin die Politik die Macht und die Schwäche der Pforte ſo gründlich und bündig aus einander geſetzt werden, daß ſie noch jetzt belehrender ſind, als alle nachherigen Werke über die Türkei; und 2. Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Galliā scriptae; (editae a Houwart), ein für die Geſchichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk, welches Aufſchlüſſe gibt, die man wo anders vergebens ſuchen würde. Dabei iſt ſein Styl rein und elegant und voll Naivetät. Während ſeines Aufenthalts in der Türkei ſammelte er griechiſche Inſchriften, welche er

Andreas Schott, Juſtus Lipſius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm unter andern das berühmte Denkmal von Ancyra auf August. Mehr als hundert griechiſche Handſchriften, die er geſammelt hatte, ſchenkte er der wiener Bibliothek.

Büſch (Johann Georg) Profeſſor an dem Gymnaſium zu Hamburg, und Vorſteher der dortigen Handlungsakademie, geb. am 3ten Jan. 1728 zu Alten-Meding, im Lüneburgiſchen, wo ſein Vater Prediger war, mit dem er, in ſeinem dritten Lebensjahre, nach Hamburg zog. Er genoß eine ſchlechte wiſſenſchaftliche Erziehung bis in ſein neunzehntes Jahr, da er in das dortige Gymnaſium eintrat, wo er, beſonders unter Reimarus Führung, ſich vielfache Kenntniſſe erwarb. Von 1748—51 ſtudirte er in Göttingen, widmete aber ſeinen Fleiß mehr den Sprachen und der Geſchichte, als ſeinem Brodfache, der Theologie. Privatſtunden, die er als Candidat in der Mathematik gab, richteten ſeinen Geiſt auf dieſes Studium, und er trieb es mit gedoppeltem Eifer, als er 1756 die Lehrſtelle der mathematiſchen Wiſſenſchaften an dem Gymnaſium erhielt. 1767 verband er ſich mit Wurmb zur Stiftung einer Handlungsſchule; im Jahr 1771 übernahm er mit Ebeling, die Direction derſelben, und erhub ſie allmählig zu dem erſten Inſtitute ihrer Art in Europa. Dieſes Geſchäfte führte ihn zur Bearbeitung der Handlungs- und Staatswiſſenſchaft, und erweckte ſeinen lange unbefriedigten Sinn für die hiſtoriſchen Studien wieder. Auch wiederholte Reiſen in fremde Länder trugen dazu bei ſeine Kenntniſſe zu erweitern und zu berichtigen. So verlebte er denn ein ſehr nützliches Leben, getheilt zwiſchen ſeinen Lehrämtern, und ſeinen literariſchen Arbeiten für das Publicum, und ſtarb, nachdem die Blödigkeit ſeiner Augen, mit der er von Jugend auf zu kämpfen hatte, beinahe in gänzliche Blindheit übergegangen war, am 5ten Auguſt 1800. Durch ſeine Schriften, die ſich durch klare und ſelbſtſtändige Anſichten, Reichthum an neuen Ideen, praktiſche Tendenz, und faßliche Darſtellung auszeichnen, hat er ſehr viel zur Beförderung ächter Cultur, beſonders in den in das politiſche Leben und in die Behandlung der Geſchäfte eingreifenden Fächern beigetragen. Vorzüglich iſt ſein Werk von dem Geldumlauf (N. A. 2 Bde. 800) als ein claſſiſches Product anerkannt, das noch immer für ein unſchätzbares Handbuch derjenigen gilt, die ſich mit der Staatswirthſchaft und dem öffentlichen Verkehr theoretiſch oder practiſch beſchäftigen; ſeine theoretiſch-practiſche Darſtellung der Handlung (3 Bde. Hamb. 792—799) aber erhebt ſich durch Vollſtändigkeit, Anordnung und practiſchen Gehalt über alle ähnliche Werke. Auch ſeine mathematiſchen und hiſtoriſchen Lehr- und Handbücher, und ſeine vielen kleinern einzelne Gegenſtände behandelnden Schriften tragen den allen ſeinen Erzeugniſſen eigenthümlichen Geiſt von Gründlichkeit, Originalität und Anwendbarkeit; beſonders enthalten ſeine Erfahrungen (5 Bde. Hamb. 790—94) einen reichen Schatz intereſſanter, belehrender und fruchtbarer Bemerkungen und Reflexionen. Während Büſch als Schriftſteller und Lehrer ſo thätig wirkte erwies er zugleich den edelſten patriotiſchen Eifer und Förderung des öffentlichen und Privatwohls in der ihm ſo theuern Stadt Hamburg. Er vertheidigte ihre Rechte und belehrte die Bürger über Gegenſtände des allgemeinen Beſten, in vielen gedruckten Schriften und Aufſätzen, gab Veranlaſſung zu der im Jahr 1765 geſtifteten Geſellſchaft nützlicher Künſte und Gewerbe, brachte eine Creditkaſſe in Gang, trug viel zur Errichtung der Brandverſicherungsanſtalt bei, beförderte

die Vervollkommnung des Armenweſens, bewirkte die Verbeſſerung des Straßenpflaſters, und gründete die Privatanſtalt zur unentgeldlichen Heilung und Verpflegung armer Kranken. Durch dieſe Beſtrebungen der Menſchenliebe und des Patriotismus bewies Büſch, wie die Wiſſenſchaft ins Leben übergetragen, und das Studium derſelben für die Welt fruchtbar gemacht werden müſſe. Es wird auch in denſelben beſonders ſein edler ſittlicher Charakter ſichtbar, in welchem Religioſität, ſtrenge Rechtſchaffenheit, aufopfernde Uneigennützigkeit und raſtloſer Eifer für die Beförderung alles Guten ſtets als die herrſchenden Züge hervortraten. So großer Werth konnte auch nicht verkannt werden. Im Gegentheile genoß der biedre und verdienſtvolle Mann die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger und Zeitgenoſſen.

Büſching (Anton Friedrich), wurde am 27ſten September 1724 zu Stadthagen geboren, wo ſein Vater ein ſehr geſchätzter, aber in ſeinen häuslichen Umſtänden ſehr zerfallener Advocat war. Nachdem er ſein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anſtrengung den Wiſſenſchaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung ſeines Vaters aus dem älterlichen Hauſe vertrieben, auf ein Jahr das halliſche Waiſenhaus. Oſtern 1744 wurde er Student der Theologie in eben dieſer Stadt, wo er an dem großen Baumgarten einen Freund, Beſchützer und Wegweiſer fand, der auch ſeine 1746 erſchienene introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede begleitete. Nachdem er ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, ward er Magiſter und fing an, Vorleſungen auf der dortigen Univerſität zu halten. Im Jahr 1748 übertrug ihm der däniſche Geheimerath, Friedrich Rochus Graf zu Lynar den Unterricht ſeines älteſten Sohns, der bei ſeinem Großvater, dem Grafen Heinrich Reuß XXIV. in Köſtritz, erzogen wurde. Als im folgenden Jahre der Vater ſeines Zöglings vom däniſchen Hofe zum Geſandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete Büſching denſelben nebſt ſeinem Zöglinge dort hin. Auf dieſer Reiſe, die am 1ſten December 1749 angetreten wurde, faßte Büſching, dem das Mangelhafte der hübnerſchen und hagerſchen Geographien recht deutlich wurde, zuerſt den Entſchluß, eine neue Erdbeſchreibung zu entwerfen; ein Werk, durch welches er ſich ſpäter nicht allein um das Gebiet der Wiſſenſchaften, ſondern auch überhaupt um das ganze practiſche Leben große Verdienſte erworben hat. Da der Graf von Lynar zurückberufen werden ſollte, ſandte er ſchon im Auguſt des folgenden Jahres ſeinen Sohn nebſt Büſching nach Deutſchland zurück. Hier nun fing dieſer bereits 1757 an, ſeine Erdbeſchreibung auszuarbeiten, wurde aber von einigen Buchhändlern mit ſeinem Antrage abgewieſen, bis Bohn in Hamburg, auf Anrathen des Dichters Hagedorn, den Verlag übernahm, und Büſching 1752 eine kurz gefaßte Staatsbeſchreibung von Holſtein und Schleswig, als Probe und Ankündigung ſeines größern Werks, erſcheinen ließ. Den größten Theil deſſelben arbeitete er in Copenhagen im Hauſe ſeines Freundes Hauber aus, in welchem er zwei Jahre verweilte. Zugleich gab er unter dem Titel: Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den däniſchen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756), eine Monatsſchrift heraus, durch welche er ſich in Copenhagen ſehr beliebt machte und als einen däniſchen Patrioten zeigte. Im Jahre 1754 beſchloß er wegen der Ausarbeitung

der Geographie von Deutſchland wieder in ſein Vaterland zurückzukehren und begab ſich nach Halle, wo er vor der Hand bleiben wollte. Er ſchrieb daſelbſt ſeine Diſſertation Vindiciae septentrionis, und kündigte ein Collegium über die Verfaſſung der vornehmſten europäiſchen Staaten an. Aber kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hannöverſchen Miniſter Münchhauſen die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie zu Göttingen mit 200 Thalern Gehalt angetragen und dabei die Freiheit geſtattet wurde, daſelbſt ſeine geographiſche Arbeit zu vollenden. Büſching nahm den Antrag an, und kam den 27ſten Auguſt 1754 in Göttingen an. Er las nun, außer ſeinen philoſophiſchen Collegien, auch ein catechetiſches Collegium, mit practiſchen Uebungen der Studirenden verbunden, und dann noch über die politiſche Erdbeſchreibung. Da aber die ſchriftſtelleriſchen geographiſchen Arbeiten ſtets ſein Hauptgeſchäft blieben; ſo lehnte er den Antrag, zugleich Univerſitäts-Prediger zu werden, von ſich ab. Aus eben dieſem Grunde ſchlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem däniſchen Miniſterium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühling 1755 verheirathete er ſich darauf mit Chriſtiane Dilthey, nachdem ſie vorher ſeinetwegen von der reformirten Religion zur lutheriſchen übergegangen war. Dieſe Frau iſt auch deßhalb merkwürdig, weil ſie nicht allein von der göttingiſchen gelehrten Geſellſchaft als Ehrenmitglied aufgenommen, ſondern auch von dem damaligen Prorector der Univerſität Helmſtädt, Häberlein, zur kaiſerlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Von dieſer Zeit nahmen Büſchings Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich ſein bisheriges theologiſches Syſtem geprüft, und gefunden, daß mehreres darin nicht haltbar ſey. Dies nun vertauſchte er mit neuen Ideen und ſchrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Disputation, in welcher er ſein neues Syſtem jedermann öffentlich vor Augen legte. Ob nun gleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren; ſo hatten die göttinger Theologen doch eben keinen weitern Anſtoß daran genommen. Aber bald darauf fing der hannöverſche Conſiſtorialrath Götten, Münchhauſens Beichtvater und ſein Rath in den theologiſchen Angelegenheiten der göttingiſchen Univerſität, an, den redlichen Büſching der Heterodoxie zu beſchuldigen. Münchhauſen ahnete unangenehme Folgen für die Univerſität, und ließ deßhalb am 14ten Januar 1757 ein Reſcript an Büſching ergehen, worin ihm, da er in ſeiner Inaugural-Disputation von den recipirten Lehrſätzen der lutheriſchen Kirche abgewichen ſey, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologiſches mehr drucken zu laſſen, was er nicht vorher an das geheime Conſilium nach Hannover zur Cenſur eingeſchickt habe; auch ſolle er ſich vorerſt der theologiſchen Vorleſungen, beſonders der dogmatiſchen enthalten. Büſching antwortete hierauf, wie es einem Mann geziemte, in einem ernſten, freimüthigen Tone, wodurch die Sache in Hannover nur noch immer mehr Aufſehen erregte, und Büſching auf das heftigſte verleumdet wurde. Ob ſich nun gleich nach und nach die unangenehmen Folgen, welche dieſes Ereigniß für Büſching nach ſich ziehen mußte, verloren, und er auch 1759 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie geworden war, ſo war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch ſehr verlei-

det worden. Als nun hierzu auch noch die Drangſale des ſiebenjährigen Krieges kamen, während welches Göttingen bekanntlich viel zu leiden hatte; ſo nahm Büſching einen Ruf nach Petersburg an, von wo aus ihm von dem Kirchenconvente der lutheriſchen Peters-Gemeinde das Paſtorat an der Kirche derſelben angetragen wurde. Schon während ſeines erſten Aufenthalts in Petersburg hatte Büſching in der erwähnten Kirche mit vielem Beifall gepredigt. Im Juni 1761 reiſ'te er über Hamburg und Lübeck zur See mit den Seinigen dahin ab und kam am 24ſten Juli deſſelben Jahres, nach einer zehntägigen glücklichen Seefahrt, in Petersburg an. Dort erfuhr Büſching eine ſehr gute Aufnahme und wurde reichlich, ſelbſt fürſtlich beſchenkt, und überhaupt für alles, was er bei dem Verkaufe ſeiner Sachen in Göttingen eingebüßt hatte, entſchädigt. So ſehr ihn nun hier ſchon ſein Predigeramt beſchäftigte; ſo viel größere Bemühung machte ihm doch die Gründung der mit der Gemeinde verbundenen Schulanſtalt, welcher er durch ſein raſtloſes Beſtreben einen überaus großen Ruhm verſchaffte. Nichts deſto weniger bildete ſich nach und nach eine Gegenpartei gegen ihn, die allen ſeinen Schritten entgegenſtrebte und an deren Spitze ſich ſogar der Graf Münnich, der ſonſtige Beſchützer Büſchings, ſtellte, wodurch ſich Büſching am Ende bewogen fühlte, ſeine Entlaſſung zu nehmen, welchen Vorſatz er auch, trotz der Ueberredung, die man anwandte, ihn da zu behalten, ausführte, obgleich ſogar die Kaiſerin Catharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung ſeiner theologiſchen Würde in Dienſte bei der petersburger Akademie zu treten und ſich ſeinen Gehalt ſelbſt zu beſtimmen. Er machte ſich alſo am 13ten Juni 1765 auf die Rückreiſe nach Deutſchland und ſchiffte ſich zu Cronſtadt ein, worauf er am 8ten Juli deſſelben Jahres auf der Inſel Rügen landete, und darauf Altona zu ſeinem Aufenthalte wählte, um dort ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen und den Ruf zu einer feſten Verſorgung abzuwarten. Der hannöverſche Miniſter Münchhauſen wünſchte ihn nun wieder in Göttingen angeſtellt zu ſehen; Büſching verlangte ſeinen vorigen Platz in der philoſophiſchen Facultät, tauſend Thaler Gehalt und Poſtfreiheit. Dieſe Bedingungen ſchienen dem Miniſter für's erſte noch zu drückend zu ſeyn, er bot ihm jedoch einſtweilen eine Penſion von vierhundert Thalern an, wenn er, ſtatt in Altona, in Göttingen privatiſiren wollte. Büſching lehnte dies ab, und lebte vor wie nach in Altona, von ſeinen petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigſte unterſtützt. Im Auguſt 1766 wurde ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berliniſchen und cölniſchen Gymnaſien nebſt Sitz und Stimme im Oberconſiſtorium angeboten, welches er annahm und zu Ende Octobers auch wirklich antrat. Hier lebte er nun, von ſeinen Vorgeſetzten, Freunden und Bekannten mit wahrer Verehrung geachtet, in geräuſchloſer, aber wahrhaft bewunderungswürdiger Thätigkeit für ſein Amt, als Director der Gymnaſien, und erwarb ſich um die Aufnahme derſelben wahrhaft bleibende Verdienſte. Er endigte ſein thätiges Leben im 69ſten Jahre ſeines Lebens am 28ſten Mai 1793, nachdem er gerade volle 26 Jahre die Direction des Gymnaſiums geführt hatte. Sein größtes ſchriftſtelleriſches Verdienſt hat er, außer ſeinen theologiſchen, pädagogiſchen und andern Werken, un-

ſtreitig als Geograph. Bis auf ſeine Erdbeſchreibung hatten weder die Deutſchen, noch irgend eine andere Nation ein geographiſches Werk von der Art, daß es auf wiſſenſchaftliche Behandlung und auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen könnte. Er behauptet alſo den erſten Platz unter den Geographen unſerer Zeit, und ſeine Erdbeſchreibung, die 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen iſt und während der Lebenszeit ihres Verfaſſers acht rechtmäßige Ausgaben gehabt hat, iſt nach den unvollkommenen Verſuchen ſeiner Vorgänger das erſte claſſiſche Werk in dieſem Fache.

Buſchmänner (holländiſch Bosjesman) iſt der allgemeine Name jener wilden Volksſtämme, die in den Wüſten Südafrika's einen ungeheuern Flächenraum von Morgen gegen Abend bewohnen, die Nordſeite der Colonien am Cap beſtreifen und ſich nordwärts gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die noch kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländiſche Gouverneur Janſſens gibt folgende Nachrichten von ihnen. Die Buſchmänner ſind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk, und über alle Vorſtellung verwildert-elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben ſie nicht einmal geſellig beiſammen. In einzelnen Familien ſchwärmen ſie umher, und vereinigen ſich nur in größern Maſſen, wenn ſie ſich vertheidigen, oder einen räuberiſchen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung ſind Heuſchrecken, und in deren Ermangelung die Excremente dieſer Inſecten. Sie ertragen den Hunger ſehr lange, und entſchädigen ſich durch eine deſto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, oder einen Ochſen, oder einige Hammel zu ſtehlen. Hütten und Hausgeräth haben ſie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel iſt ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe beſteht aus kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die ſie mit erſtaunlicher Beſtimmtheit in große Fernen ſchießen. Ihre Sprache iſt überaus arm; ſie beſteht aus einem gewiſſen Klatſchen mit der Zunge, und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchſtaben haben. Sie ſind im Ganzen von kleiner Geſtalt, ihre Haut iſt dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, iſt in kleinen Zöpfen zuſammengewirrt.

Buſembaum (Herrmann), ein durch ſein Werk: Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata, berühmt gewordener Jeſuit. Er war zu Nottelen in Weſtphalen im J. 1600 geboren, ward in der Folge Rector des Jeſuitercollegiums zu Hildesheim und Münſter, und ſtarb 1668. Das genannte Werk war als ein Duodezbändchen in den Seminarien der Jeſuiten ſehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittelſt ſeiner Commentare und der Zuſätze des Pater Collendall zwei Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen, 1729 zu Lyon, vom Pater Montauſſon herausgegeben wurden. Dieſelbe Ausgabe erſchien 1757 unter dem Druckort Cöln. Jetzt fand man über den Menſchen- und Königsmord Grundſätze darin, die um ſo tadelhafter erſchienen, als eben damals Damiens einen Verſuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von

Touloufe ließ das Werk öffentlich verbrennen, und zwang die Superioren der Jeſuiten vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe ſagten ſich von der Lehre des Buchs los, erklärten, den Verfaſſer nicht zu kennen, und proteſtirten, daß ein Jeſuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte ſich, das Buch zu verurtheilen. Gegen dieſe beiden Urtheile trat ein italiäniſcher Jeſuit, Pater Zaccharia, mit Erlaubniß ſeiner Obern, als Vertheidiger von Buſembaum und Lacroix auf; aber ſeine Vertheidigung wurde vom pariſer Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von Buſembaum: **Lilium inter spinas, de Virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus.**

Büſte (italiäniſch il **busto**, wahrſcheinlich von dem lateiniſchen **bustum**) iſt ein durch des Bildhauers Kunſt dargeſtellter menſchlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes, auf einer Baſis ruhend. Sie werden aus derſelben Maſſe und auf dieſelbe Art wie die Statuen verfertigt. Die Büſten ſind verſchieden, theils durch die größere oder geringere Hinzufügung von einem Theile des Oberleibes, theils durch die Form der Baſis. Es gibt deren in der erſtern Hinſicht 1. ſolche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung deſſelben und der obere Theil der Schultern befindlich iſt; 2. Köpfe mit dem obern Theile der Bruſt bis unter die Herzgrube (die eigentlich ſogenannten Büſten), und 3. Köpfe mit dem Obertheil der Bruſt bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Die Form der Baſis iſt entweder rund oder viereckig; zwiſchen Baſis und Büſte befindet ſich bisweilen eine Säule, bisweilen ein langer Stamm, und dann nennt man eine ſolche Darſtellung **Herme**; öfters ſitzt aber auch die Figur auf einer ſchildförmigen Fläche auf, in welchem Fall die Büſte nicht ins Runde, ſondern en Relief gearbeitet iſt. Alle dieſe Verſchiedenheiten ſind antiquariſch von Wichtigkeit. In äſthetiſcher Hinſicht hat man zu unterſcheiden Portrait-, **idialiſirte Portrait-** und **idialiſche Köpfe.** Von den eigentlichen Portraitbüſten hat man keinen andern äſthetiſchen Vortheil zu erwarten, als von Portrait überhaupt; idialiſirte Portraitbüſten reichen ſchon näher an die ſchöne Kunſt, und können ſehr lehrreich ſeyn für das Studium der Charakteriſtik unter dem leitenden Princip der Schönheit. Von wahrem Genius beſeelte Künſtler ſtreben nie anders als auf dieſe Weiſe darzuſtellen. Die idealen Büſten endlich gehören ganz der ſchönen Kunſt; dahin gehören die Büſten von Göttern und Heroen, welche dem Archäologen ſehr wichtig ſind, da ſie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben und manche Lücke ausfüllen. Gewiß iſt der Urſprung der Büſten von den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büſten bei den Griechen erſt zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäſaren Zeiten in Gebrauch. Dieſer Gebrauch hatte ſeinen Grund, einmal in einer den Griechen und Römern gemeinſchaftlichen Sitte, die Ehren- oder Weihſchilde mit Portraits zu zieren, und ſodann in dem Rechte des römiſchen Adels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildniſſe der Vorfahren aufzuſtellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiteter Büſten berühmter Männer überhaupt geleitet, und führte ſie des geringern Aufwands wegen auch in den Darſtellungen der Götter ein. — Wir beſitzen eine große Menge von Büſten aus dem Alterthum; doch iſt der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meiſten ſind aus Marmor. Wichtig waren

die Bronzen, welche man in Herculanum fand. Die ſeltenſten ſind die aus Edelſteinen und edeln Metallen.

Buſtrophêdon iſt eine Schreibart, die auf Münzen und Inſchriften aus dem höchſten griechiſchen Alterthum gefunden wird. Die Zeilen lieſen in derſelben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken; ſondern die erſte fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengeſetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. ſ. f. Man nannte ſie Buſtrophêdon, weil die alſo geſchriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochſen gepflügten Ackers auf einander folgten.

Bute (John Stuart, Graf von), war gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Schottland geboren. Seine Vorfahren waren ſeit dem Jahr 1703 Pairs des Reichs und rühmten ſich der Verwandtſchaft mit den alten Königen Schottlands. In ſeiner Jugend ſchien Bute zerſtreuenden Vergnügungen ergeben und wenig geneigt, ſich mit Politik zu befaſſen; dennoch ward er im Jahr 1737 nach dem Tode eines ſchottiſchen Pairs an deſſen Stelle ins Parlament gewählt, beſtritt hier unabläſſig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Miniſter, empfahl ſich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als im Jahr 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch dieſe Zurückſetzung, begab ſich Bute auf ſeine Güter, lebte dort in häuslicher Eingezogenheit, als die Landung des Prätendenten in Schottland im Jahr 1745 ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung ſeine Dienſte anzubieten. Ungeachtet dieſes löblichen Eifers würde er in Rückſicht auf ſein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten ſeyn, wenn er nicht in einer Vorſtellung der ſchönen Büßerin von Rowe, welche bei der Herzogin von Queensbury und Dilettanten gegeben wurde, in der Rolle des Lothario, dem Prinzen von Wallis ſo ſehr gefallen hätte, daß dieſer ihn einlud, bei Hofe zu erſcheinen. Bute gewann bald einen bedeutenden Einfluß und wußte ſich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode des Thronerben im Jahr 1751 ſetzte die verwitwete Prinzeſſin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn nach vielen Bemühungen bei ihrem Sohn als Kammerherrn anſtellen und überließ ihm die Erziehung des muthmaßlichen Thronerben. Bute verlor ſeinen Zögling nie aus dem Auge, und beſaß bei der Prinzeſſin von Wallis ein ſolches Uebergewicht über deſſen eigentliche Erzieher, den Grafen Hercourt und den Biſchof von Norwich, daß dieſe ihr Amt mit der Erklärung niederlegten, ſie ſähen ſich außer Stande ihre Pflicht zu erfüllen, da dem Prinzen von andern ihn umgebenden Perſonen der Conſtitution widerſtreitende Grundſätze eingeflößt würden. Lord Waldegrave und der Biſchof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich dieſelbe Klage. Georg II. ſtarb den 25ſten October 1760 und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths und wenige Tage ſpäter zum Aufſeher des Parks von Richmond ernannt. Ungeachtet der König in ſeiner Rede bei Eröffnung des Parlaments die Grundſätze des reinſten Patriotismus darlegte, und keine neuen Einrichtungen vorzunehmen verſprach, ſo bemerkte man doch ſchon die vorbereitenden Schritte zur Bildung eines neuen Miniſteriums,

niſteriums, von dem Bute zu ſeinen Vertrauten bereits ohne Rückhalt ſprach. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöſ't. Zwei Tage darauf trat Bute als Staatsſecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu ſeinem Unterſecretär Charles Jenkinſon, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen von Liverpool. Der Kanzler der Schatzkammer, Legge, ward entlaſſen, weil er bei einer Parlamentswahl ſich geweigert hatte, trotz der Auffoderungen des Prinzen von Wallis, nunmehrigen Königs, ſeinen Platz an Bute abzutreten. Pitt indeß ſtand noch an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten; unterrichtet von dem Einverſtändniſſe Frankreichs und Spaniens gegen England, drang dieſer hellſehende Miniſter auf eine augenblickliche Kriegserklärung gegen das unvorbereitete Spanien, und nahm, da er ſeinen Einfluß im neuen Conſeil vernichtet ſah, im J. 1761 ſeinen Abſchied. Dieſes Ereigniß machte Aufſehen bei der Nation, deren Liebling Pitt war, und als der König ſich, einem alten Gebrauche gemäß, bei Gelegenheit der erſten unter ſeiner Regierung Statt gehabten Wahl eines Lordmajors von London auf das Rathhaus begab, ertönte die Luft von dem Jubel, mit welchem Pitt von dem Volke begrüßt ward, während man des Königs kaum achtete und ſeinen Günſtling mit den gröbſten Beleidigungen überhäufte. Pitts Argwohn ward bald beſtätigt und im Jahre 1762 endlich der Krieg unter viel unvortheilhaftern Umſtänden erklärt. Seit Pitts Abgang ſtand Bute mit dem unbeſchränkten Vertrauen ſeines Königs an der Spitze des Staats; er ſäumte nicht, den im Dienſte des Hauſes Braunſchweig graugewordenen Herzog von Newcaſtle, der als erſter Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Miniſterium übrig war, zu verdrängen, nahm auch dieſen wichtigen Poſten ein und empfing zugleich den Orden des Hoſenbandes. Bute war jetzt ernſtlich bemüht, den Frieden zu ſchließen, während eine Partei ſich gegen ihn bildete, die ſich von der Fortſetzung des Kriegs noch größere Vortheile verſprach; und er ſchloß ihn nach harten Kämpfen zu Fontainebleau ab. Mochten auch die Bedingungen für England ſeinen errungenen Vortheilen nicht unangemeſſen ſeyn, ſo war es doch ſchimpflich, daß der König von Preußen, trotz der mit ihm beſtehenden Allianz, ſeinem Schickſal überlaſſen wurde. Auch mußte Bute die lebhafteſten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhauſe mit einer kraftvollen Rede zu beantworten unternahm, in welcher er den Wunſch äußerte, daß man einſt auf ſein Grabmal ſetzen möchte: „daß er zu dieſem Frieden gerathen, dem gegenwärtig ſeine Collegen alles Verdienſt abſprächen." Es gelang ihm auch, im Ganzen die Meinung für ſich zu gewinnen und alles ſchien der Macht des Miniſters eine lange Dauer zu verſprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem Könige verdächtig gemacht und von der Adminiſtration ausgeſchloſſen; dagegen begünſtigte er die Tory's und ſelbſt die vormaligen Jacobiten, und umgab ſo den König mit Perſonen, deren Grundſätze mit den ſeinigen übereinſtimmten, und beſonders mit ſeinen ſchottiſchen Landsleuten. Die engliſche Nation murrte, unzählige Flugſchriften griffen mit Erbitterung den Miniſter an, der mit aller Bemühung nur langſam das Vertrauen des Publicums erwerben konnte, als neue Urſachen der Unzufriedenheit die Gemüther aufs äußerſte erbitterten. Zur Tilgung der gebliebenen Kriegsſchulden mußte eine neue Anleihe unterhandelt werden, deren Intereſſen der Miniſter durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Oppoſition dagegen ſtritt, der Vorſchlag ging in beiden Häuſern durch. Die Stadt London kam bei dem Könige mit dem Geſuch ein, ſeine Beſtätigung zu verſagen; dennoch ward die Bill in ein Geſetz

verwandelt. Niemand zweifelte jetzt an Bute's unbegränztem Credit und Einfluß, als man wider Erwarten vernahm, daß er ſein Amt als erſter Miniſter niedergelegt habe. Begnügt, wie er ſagte, der Welt den Frieden gegeben, ſeine Pflichten erfüllt und ein Miniſterium gebildet zu haben, das ſeiner Hülfe nicht mehr bedürfe, wollte er als Privatmann zeigen, daß Hoheit und Größe keinen Reiz für ihn hätten. Seine Feinde ſahen in dieſem Schritt das Bekenntniß ſeiner Unfähigkeit und Muthloſigkeit; ſie ſagten, daß er im Bewußtſeyn, der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes geworden zu ſeyn, die Hoffnung aufgegeben habe, ſein Anſehn länger zu erhalten, ja ſie behaupteten wohl, daß er es bequemer finde, unſichtbar und ohne dafür verantwortlich zu ſeyn, die höchſte Gewalt auszuüben. Seine Freunde konnten ihn nur ſchwach dagegen vertheidigen. George Grenville folgte ihm im Miniſterium; allein ungeachtet ſeiner beſtimmten Erklärung, ſah Bute nur zu bald die Schwäche der Verwaltung, verlangte im Auguſt eine Zuſammenkunft mit Pitt, und eröffnete ihm, daß der König ſeinen Rath zu Bildung eines neuen Miniſteriums wünſche, und daß er darin Platz nehmen ſolle. Der Plan ſcheiterte und die Erbitterung der Gemüther verdoppelte ſich. Bute ward, ungeachtet er ſich zurückgezogen hatte, für die Seele der königlichen Beſchlüſſe gehalten. Er galt für den Urheber der berüchtigten Stempelacte, welche den erſten Brand der Zwietracht zwiſchen Großbritannien und ſeine nordamerikaniſchen Colonien warf. Gewiß iſt es wenigſtens, daß ſeine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme ſprachen. Die Miniſter, welche nicht Bute's Anſichten gemäß handelten, wurden entlaſſen; ſeine Anhänger, welche ſich Freunde des Königs nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man bezeichnete ſie mit dem alten Namen Cabale und klagte ſie an als die Urheber aller vorhandenen Uebel. Im J. 1766 hatte Bute in der Kammer der Pairs erklärt, daß er ſich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe, und daß er den König nicht mehr ſehe; dennoch vermuthete man, daß er unveränderlich einen großen Einfluß behalten habe. Erſt mit dem Tode der Prinzeſſin von Wallis im J. 1772 ſcheint er ſeine Theilnahme an den Regierungsgeſchäften ganz aufgegeben zu haben. Der Haß des Publicums legte ſich; er wurde vergeſſen. Seine letzten Jahre verlebte Bute abwechſelnd auf ſeinem prächtigen mit einem großen Park umgebenen Schloſſe zu Lutton, und auf einem andern Landhauſe an den Ufern des Meeres, in der Provinz Hants. Ein köſtlicher botaniſcher Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, prächtige aſtronomiſche, phyſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente gewährten ſeinem Geiſte die mannigfaltigſte Beſchäftigung. Sein Lieblingsſtudium war die Botanik; er beſaß in derſelben ausgebreitete Kenntniſſe und correſpondirte mit den berühmteſten Botanikern Europa's. Für die Königin von England ſchrieb er ein Werk unter dem Titel: „Botaniſche Tafeln, welche die verſchiedenen Pflanzengeſchlechter Großbrittanniens enthalten, u. ſ. w. 9 Bände in 4., welches alle früher erſchienenen Werke über dieſe Wiſſenſchaft an Pracht übertraf. Auch iſt es nur in dieſer Rückſicht und wegen ſeiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur zwölf Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pfund Sterling verurſachten. Bute ſtarb den 10ten März 1792, ohne daß ſein Tod im Publicum das geringſte Aufſehen machte. Faſſen wir zuſammen, was ſeine Freunde und Feinde von ihm geſagt haben, ſo ſehen wir, daß er mehr Anmaßung als Geſchicklichkeit beſaß, daß er als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntniſſe fehlten, ſeine eigene Ruhe verlor und durch falſche Maßregeln Unruhe und Zwietracht

im Schooße der Nation erzeugte. Er wollte herrſchen unter dem Schutze der höchſten Gewalt, und war daran, ſie in Gefahr zu bringen. Ihm fehlte die dem Regenten unentbehrliche Umſicht. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er miſchte dieſen Fehler mit einem edeln Stolz, und verſchmähete es ſtandhaft, während ſeines Miniſteriums Libelliſten in Sold zu nehmen. Mißtrauiſch und verſteckt galt er für hart, herrſchſüchtig und hartnäckig; indeß gewöhnlich zeigte er einen unſichern, unentſchloſſenen, ſelbſt furchtſamen Geiſt. Nie griff man ihn wegen ſeiner Sitten an; in ſeinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigſte Einfachheit. Sanft, menſchenfreundlich, großmüthig ohne Prahlerei, verbarg er ſich denen, die er durch Wohlthaten verpflichtete. Seine mannichfaltigen Kenntniſſe machten ſeine Unterhaltung intereſſant und lebhaft. Dem Könige war er von ganzer Seele ergeben. Friedrich II. ſchildert ihn mit zu gehäſſigen Farben und Dutens preiſt ihn über die Gebühr; jener, weil er ihm die Subſidien vorenthielt, dieſer, weil er ihm eine Penſion bewilligte. Bute hinterließ mehrere Kinder. Sein älteſter Sohn iſt im Miniſterium, der zweite war Erzbiſchof von Dublin, eine Tochter iſt an den Herzog von Northumberland, eine andere an den berühmten Lord Macartney verheirathet.

Butler (Samuel), ein berühmter engliſcher Dichter, geboren zu Strensham in der Grafſchaft Worceſter im J. 1612. Nachdem er ſeine Studien zu Cambridge vollendet hatte, ward er in ſeinem Vaterlande als Gehülfe eines Friedensrichters angeſtellt, welcher, als er ſeine Neigung für die Literatur und für die Künſte erkannt hatte, ihm hinreichende Muße gewährte, um ſich damit zu beſchäftigen. Er trat hierauf, in welcher Eigenſchaft iſt unbekannt, in die Dienſte der Gräfin Kent, bei welcher ſich mehrere Gelehrte zuſammenfanden, und unter dieſen Selden, welcher beſonders den jungen Butler in ſeinen literariſchen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntſchaft des Sir Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Puritaners, der ſich ſpäter an die Sache Cromwells anſchloß. Damals faßte Butler die Idee zu ſeinem Hudibras, einem Werke, das ſeinen Ruf begründet hat, und das, vermöge der Natur des Gegenſtandes, und vermöge der Umſtände, unter welchen es erſchien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Man ſagt, der Verfaſſer habe ſich unter dem Hudibras ſelbſt ſchildern wollen. Die Abſicht des Gedichtes iſt, den Fanatismus und die wilde Ausgelaſſenheit der religiöſen Secten und politiſchen Factionen, welche England in den letzten Regierungsjahren Carls I. umgekehrt und zuletzt dieſen Fürſten auf das Schaffot gebracht hatten, lächerlich zu machen. Die Helden ſind zwei groteske Caricaturen, der Ritter Hudibras und ſein Stallmeiſter Ralph, barokke und ziemlich anmuthloſe Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Panſa. Ohne ein eigenthümliches poetiſches Leben konnte der Hudibras nur momentan ein bedeutendes Intereſſe erregen; ſeine Wirkung mußte ſich verlieren, je weiter man ſich von dem Zeitpunkte entfernte, dem er ſeine Entſtehung verdankte; und gegenwärtig mögen wohl die wenigſten von denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu leſen. Wenigſtens für uns möchte dies gelten. Für die Engländer hat er allerdings das wichtige Nebenverdienſt, durchaus national zu ſeyn. Er erinnert ſie nicht nur an Ereigniſſe und Anekdoten aus einem intereſſanten Zeitraume ihrer Geſchichte, ſondern iſt zugleich ein Gemälde rein engliſcher Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Daraus allein iſt auch die übertriebene Bewunderung zu erklären, mit welcher einige engliſche Schriftſteller von dieſem Gedichte ſprechen, und

welche wir nicht mit ihnen theilen können. Obgleich Butler bei ſeinen Lebzeiten eines großen Rufs genoß, an einem glänzenden Hofe lebte und ſehr bedeutende Männer zu Beſchützern und Freunden hatte; ſo ſind ſeine Lebensumſtände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß ſcheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und ſtarb. Carl II. der ihn liebte und ſein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürſten ſtand wahrſcheinlich nicht in Verhältniß mit den Bedürfniſſen des Dichters, der in ſeinen letzten Augenblicken wegen der drückendſten Noth zu einigen Freunden ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er ſtarb 1680, und ſechzig Jahre ſpäter ward ihm in der Weſtminſterabtei ein Denkmal errichtet. In ſeinen letztern Werken, namentlich in ſeinem Hudibras am Hofe, der den vierten Theil des Hudibras ausmachen ſollte, finden ſich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof; wahrſcheinlich eine Folge der wenigen Unterſtützung, die ihm zu Theil ward. — Wir beſitzen eine meiſterhafte Ueberſetzung des Hudibras von Soltau.

Buxtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebräiſchen Literatur rühmlich bekannter Name. — Johann Buxtorf, geboren 1564 zu Camen in Weſtphalen, ſtudirte zu Marburg und Herborn, und zwar mit ſo viel Auszeichnung, daß ſein Lehrer Piſcator offen geſtand, der Schüler übertreffe bereits die Profeſſoren. Zu Baſel und Genf genoß er den Unterricht von Grynäus und Theodor Beza, und ließ ſich, nachdem er Deutſchland und die Schweiz bereiſ't hatte, zu Baſel nieder, verheirathete ſich hier und ward Profeſſor der hebräiſchen Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieſes Lehramts ſtarb er 1629 an einer anſteckenden Krankheit. Buxtorfs Bemühungen bezogen ſich beſonders auf die Schriften der Rabbinen, deren ſehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er mehrere geſchätzte grammatiſche und lexicographiſche Werke. — Sein Sohn, ebenfalls Johann Buxtorf mit Namen, war 1599 zu Baſel geboren, und zeigte früh die entſchiedenſte Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem ſein Vater ſich auszeichnete. Man ſagt, daß er ſchon in ſeinem vierten Jahre deutſch, lateiniſch und hebräiſch geleſen. Er beſuchte in ſeiner Jugend die verſchiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutſchlands, wo die hebräiſche Literatur am meiſten in Aufnahme war. Im J. 1630 folgte er ſeinem Vater auf dem Lehrſtuhl der gelehrten Sprachen zu Baſel, und ſtarb daſelbſt 1664. Er iſt der Verfaſſer mehrerer gelehrten Werke. Dagegen iſt, was er über die hebräiſchen Vokalpunkte ſchrieb und womit er einen ſchon von ſeinem Vater begonnenen Streit fortſetzte, voller Irrthümer. Ferner verleitete ihn ſeine ausſchließliche Bewunderung des gedruckten Textes der Bibel den ſamaritaniſchen Pentateuch, den er nie geſehen hatte, zu kritiſiren. Dieſe Bewunderung ließ ihn auch in der Septuaginta allenthalben Fehler ſehen, wo ſie nicht mit dem Hebräiſchen übereinſtimmte. — Sein Sohn war Johann Jacob Buxtorf, geboren zu Baſel 1645, und geſtorben ebendaſelbſt 1704. Er folgte ſeinem Vater in ſeiner Geburtsſtadt auf dem Lehrſtuhl der hebräiſchen Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Tiberias ſeines Großvaters hat er nichts herausgegeben, aber mehrere wichtige Manuſcripte hinterlaſſen. — Sein Neffe, Johann Buxtorf, war ebenfalls Profeſſor der hebräiſchen Sprache zu Baſel. Er ſtarb 1732, und hinterließ einen Sohn, der dieſelbe Laufbahn betrat. Man hat einige Schriften von ihm.

Byng (Georg), Lord-Viscount Torrington, Admiral von Großbritannien, geb. 1663, ging in ſeinem 15ten Jahre zu der königl. Flotte

und zeichnete ſich bald ruhmvoll aus. Nicht nur im ſpaniſchen Succeſſionskriege that er den Alliirten große Dienſte, z. B. bei der Eroberung der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars ꝛc., ſondern beſonders thätig zeigte er ſich, den drohenden Angriff Carls XII. auf England zu vereiteln und die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel rückgängig zu machen. Um die engliſche Seemacht überhaupt erwarb er ſich mancherlei Verdienſte. Er brachte es dahin, daß der Matroſenſtand Aufmunterungen, und die Witwen der im Kriege gebliebenen Seeoffiziere Unterſtützung erhielten, und ſtarb zu London den 28ſten Jan. 1733. — Sein Sohn, John Byng, geb. 1705, war Admiral von der weißen Flagge und wurde den 14ten März 1757 erſchoſſen, weil man ihm den Verluſt der Inſel Minorka, welche 1756 in die Hände der Franzoſen kam, zur Laſt legte. Er war mit einer Flotte von dreizehn Linienſchiffen und fünf Fregatten abgeſchickt worden, die Inſel zu befreien oder doch zu unterſtützen, lieferte der um ein Linienſchiff ſchwächern franzöſiſchen Flotte unter dem Marquis de la Galliſſonière ein unentſchiedenes Treffen, aus dem er ſich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für dieſen der engliſchen Flagge zugezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, und wiewohl er die Unzulänglichkeit ſeiner Mittel anders handeln gekonnt zu haben, augenſcheinlich darthat, zum Tode verurtheilt.

Byron, engliſcher Comodore, geboren in England im Jahr 1723, ſchiffte ſich in einem Alter von ſiebzehn Jahren auf einem von den Schiffen des Lords Anſon ein, welches beſtimmt war, die Reiſe um die Welt zu machen, und im Norden der magellaniſchen Meerenge Schiffbruch litt. Byron wurde mit einigen ſeiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chili geführt und blieb daſelbſt bis 1744, wo er ſich auf einem Schiff von St. Malo einſchiffte und 1745 nach Europa zurückkam. Im J. 1758 commandirte er drei Linienſchiffe und that ſich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. König Georg III., der einen Theil des atlantiſchen Oceans zwiſchen dem Cap und der Südſpitze von Amerika unterſuchen laſſen wollte, gab Byron zu dieſem Ende den Befehl einer Fregatte, mit welcher dieſer im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitain Monat, aus den Dünen abſegelte. Beide Fahrzeuge beſuchten Madera, die Inſeln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in den Rio Janeiro, der Stadt dieſes Namens gegenüber, ein. Er beſchiffte darauf den ſüdlichen Theil des atlantiſchen Oceans, und nachdem er die Pepysinſeln vergebens aufgeſucht hatte, lief er in den Hafen Famine in der magellaniſchen Straße ein, um Waſſer und Holz einzunehmen. Dann beſuchte er die Falklandsinſeln, durchfuhr die Meerenge, und ſetzte ſeine Reiſe in die Südſee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Colonie auf den Falklandsinſeln zu gründen beſchäftigt war. Byron richtete ſich, als er aus der magellaniſchen Meerenge kam, nördlich auf die Inſel Maſafuera; ſodann nahm er ſeinen Weg weſtlich, paſſirte nördlich den gefährlichen im Oſten von den Societätsinſeln gelegenen Archipelagus und entdeckte hier the Island of Diſappointment und the Island of King George. Indem er dann nordöſtlich weiterfuhr, entdeckte er the Islands of Danger und of Byron, ſchiffte vor den Carolinen vorbei, und in das chineſiſche Meer; darauf ſich ſüdlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende des Jahrs 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwohl Byrons Reiſe nicht fruchtbar an Entdeckungen war, ſo verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der Reiſen um die Welt; denn

er war der erſte von jenen berühmten Weltumſeglern (Byron, Wallis, Carteret und Cork), welche bei ihren Unternehmungen nicht bloß einen mercantiliſchen, ſondern auch einen wiſſenſchaftlichen Zweck hatten.

Byſſus, eben ſo viel wie Goſſypium und Xylon, die Baumwolle, die aus Indien ſchon zu Herodots Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man ihn Byſſus ſonſt für eine feine Leinwand. Die aus dem Byſſus verfertigten feinen Zeuge hießen insbeſondere Sindones. Forſter leitet das Wort Byſſus aus dem Coptiſchen ab.

Byzantiner. — Das byzantiniſche oder oſtrömiſche Kaiſerthum, welches anfangs von Aſien, dieſſeits des Euphrats, die Küſte des ſchwarzen Meers und Klein-Aſien, von Afrika Aegypten, und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatiſche Meer und die Donau umfaßte, und nicht nur um tauſend Jahre das abendländiſche Kaiſerthum überlebte, ſondern ſich ſogar noch durch die Küſte am mittelländiſchen Meere und Italien vergrößerte, entſtand, als im Jahre 395 Theodoſius das römiſche Reich unter ſeine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländiſche Kaiſerthum erhielt der älteſte dieſer beiden Söhne, Arcadius: ſeine Schwäche ſchlug demſelben ſogleich tiefe Wunden. Bei ſeiner Minderjährigkeit war Rufinus Vormund und Miniſter; dieſer und Stilicho ſuchten einander gegenſeitig zu ſtürzen. Die Gothen verwüſteten Griechenland; Eutropius, des Rufinus Nachfolger, und Gainas, des Rufin Mörder, ſtürzten ſich durch eigene Verbrechen (399). Der letztere verlor ſein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400). Arcadius und ſein Reich wurden nun von ſeiner ſtolzen und geizigen Gemahlin, Eudoxia, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten die Provinzen Aſiens und an der Donau. Der minderjährige Theodoſius folgte dem Vater (408) unter Leitung der Pulcheria, ſeiner Schweſter. Bei ohnehin geringen Geiſtesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbſtregierung ungeſchickt und unthätig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Auguſta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinian abgetretenen abendländiſchen Reiche behielt Theodoſius Weſtillyrien (423). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perſerkönig Varanes. Das durch einen Zwiſt zerrüttete, und von den Römern und Perſern an ſich geriſſene armeniſche Reich ward von nun an ein Zankapfel zwiſchen beiden Nationen (440). Attila verwüſtete Theodoſius Reich, und nöthigte ihn zur Abkaufung und zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiſerin anerkannt; das erſte Beiſpiel dieſer Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den ſie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von ſeinen Gränzen ab, doch unterſtützte er das occidentaliſche Reich nicht thätig genug in den hunniſchen und vandaliſchen Kriegen. Den durch den hunniſchen Krieg gegen die römiſchen Gränzen gedrängten Deutſchen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria ſtarb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftſtellern gelobter Fürſt. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen ſcheiterten (467). Ihm ſollte ſein Enkel Leo folgen; dieſer aber ſtarb gleich nach ihm, nachdem er ſeinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieſes ſchwachen von ſeinen Unterthanen gehaßten Kaiſers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Dietrich (489) nach Italien

zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Miniſter Anaſtaſius, mit dem ſie ſich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgereizte Volk war durch Milderung der Laſten und weiſe Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf dieſe Weiſe geſchwächten Kräfte des Reichs konnten den Perſern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerſtand leiſten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinſel von Conſtantinopel erbaute Anaſtaſius die ſogenannte lange Mauer. Nach Anaſtaſius Tode rieſen die Soldaten Juſtin zum Kaiſer aus (518). Trotz ſeiner niedrigen Geburt behauptete er ſich auf dem Thron. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geiſtlichen, und mancherlei Verbrechen, wozu ſein Neffe Juſtinian ihn verleitete, zeichnen ſeine Regierung aus. Nach ſeinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieſer Juſtinian, der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regenten=Fähigkeiten nicht abzuſprechen ſind. Die Thaten ſeiner trefflichen Feldherrn verherrlichten ſeine Regierung, und ſein Geſetzbuch war eine Wohlthat für ſeine Unterthanen. Aber ſeine Sinnesart war abſcheulich, ſeine Sitten ausſchweifend; Sorgloſigkeit und fehlerhaftes Verfahren des Fürſten bereicherten die ſtärkern Reichsfeinde, während ſeine Feldherrn gegen die ſchwachen Feinde mit kleinen zuſammengerafften Armeen fochten. Wie weit das ging, ſieht man daraus, daß Beliſar den italiäniſchen Krieg eine Zeit lang pachtete und auf ſeine Gefahr führte. Conſtantinopel, beunruhigt durch den Uebermuth der blauen Partei, und gedrückt durch Theodorens unerſättlichen Geiz, erregte einen Aufruhr und rief Hypatius zum Kaiſer aus. Beliſars Tapferkeit vereitelte dieſe Unternehmung und Hypatius wurde hingerichtet (532). Dieſer große Feldherr vereinigte wieder die Küſte von Afrika mit dem oſtrömiſchen Reiche durch die Zerſtörung des Vandalenreichs (534), und erſchütterte das oſtgothiſche Reich ſo ſehr, daß es Narſes umſtürzen konnte. Hingegen plünderten die Nationen an der Donau die europäiſchen Provinzen. Cai Cobad ſetzte den unter Juſtin angefangenen Krieg fort, und ſein Nachfolger Cosroes nöthigte Juſtinian den Frieden zu erkaufen (532), brach ihn aber (von 539 bis 556) mehrere Male, und ließ den Kaiſer die Erneuerung deſſelben jedes Mal bezahlen. Beliſar trug über Cosroes mehrere Siege davon, aber die Schwäche des Reichs, und Juſtinians Eiferſucht erneuten den Lauf ſeiner Waffen. (Vergl. Beliſar.) — Juſtinian wandte die letzten Jahre ſeines Lebens auf Unterſuchung thörichter Religionsfragen. Wie wenig innere Kraft Juſtinian dem Reiche hatte geben können, bewies der ſchnelle Verfall deſſelben nach ſeinem Tode. Juſtin II., ſein Nachfolger, (565) war ein geiziger, grauſamer, ſchwacher, von ſeiner Gemahlin geleiteter Fürſt. Die Longobarden entriſſen ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Perſien führte er über Armenien einen ſehr unglücklichen Krieg (570) und die Avaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Juſtin fiel aus Kummer in Wahnſinn; Tiber, ſein verdienſtvoller Miniſter wurde zum Cäſar erklärt, und der Feldherr Juſtinian führte den Krieg gegen Perſien glücklich. Die Griechen verbanden ſich jetzt zum erſten Male mit den Türken. Gegen ſeinen Nachfolger Tiber II. (578) verſchworen ſich die Kaiſerin Sophia und der Feldherr Juſtinian vergeblich. Von den Avaren erkaufte der Kaiſer den Frieden, von den Perſern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäſar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent geweſen ſeyn, aber für dieſe Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entſchloſſenheit. Er hatte an den morgenländiſchen Gränzen Ruhe, welche ihm die Dankbarkeit des Königs Cos=

roes II. gewährte, den er, da ſeine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron ſetzte (591). Deſſen ungeachtet wurde der Krieg gegen die Avaren durch die Schuld des Commentiolus ſehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt, und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparſamkeit, bald wieder durch furchtſame Nachgiebigkeit aufgereizt. Es rief endlich einen ſeiner Offiziere, den Phocas, zum Kaiſer aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phocas Laſter und geringe Regentenfähigkeiten führten im Innern die größte Zerrüttung herbei. Heraclius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Conſtantinopel ein, und ließ Phocas hinrichten (610). Er that ſich nur in der kurzen Periode des perſiſchen Krieges hervor. Während der erſten zwölf Jahre ſeiner Regierung plünderten die Avaren und andere donauiſche Völker die europäiſchen Provinzen, und die Perſer eroberten die Küſten Syriens und Aegypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu befriedigen, zog er ſelbſt gegen die Perſer (622) und ſchlug ſie glücklich zurück, während die aufs neue feindlich aufgeſtandenen Avaren Conſtantinopel vergebens angriffen (626). Unterſtützt von dem Aufruhr gegen Cosroes drang er bis in das Innere Perſiens ein. In dem mit Siroes geſchloſſenen Frieden erhielt er die verlornen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwiſchen unter Mahomed und den Kalifen mächtig geworden waren, eroberten unter ſeiner Regierung Phönicien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten (631 bis 641). Unter ſeinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte ſein Sohn Conſtantin III., wahrſcheinlich in Gemeinſchaft mit ſeinem Stiefbruder Heracleonas (641). Der erſte ſtarb bald und letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verſtümmelt. Darauf erhielt Conſtans, des Conſtantins Sohn, den Thron (642). Blutiger Verfolgungsgeiſt und die Ermordung ſeines Bruders Theodoſius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortſetzend, entriſſen ihm einen Theil von Afrika, Cypern und Rhodus, und ſchlugen ihn ſelbſt zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Conſtantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklichen Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Conſtantin IV., Pogonat, des Conſtans Sohn, überwand den ſyrakuſaniſchen Gegenkaiſer Mezizius und theilte anfangs mit ſeinen Brüdern, Tiberius und Heraclius, die Regierung. Die Araber überſchwemmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Klein-Aſien in Thracien ein, und griffen Conſtantinopel mehrere Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die Bulgaren zu einem Tribut (680). Juſtinian II., ſein Sohn und Nachfolger (685) ſchwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Leonitius ſetzte dieſen grauſamen Fürſten ab und ſandte ihn verſtümmelt nach dem cherſoneſiſchen Taurus (695). Leonitius aber wurde wieder von Apſimar oder Tiber III. abgeſetzt (698) und dieſen überwand der König der Bulgaren, Trebelius, welcher Juſtinian wieder auf den Thron ſetzte (705); allein aufs neue empörte ſich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Juſtinian II. erloſch des Heraclius Stamm. Philippicus einzige Sorge war die Beförderung des Monotheliſmus, während die Araber Klein-Aſien und Thrazien verwüſteten. Gegen den allgemein gehaßten Fürſten riefen die verſchiedenen Heere ihre Anführer zu Kaiſern aus, unter denen Leo, ein

Iſaurier, die Oberhand behielt (713 bis 714). Leo trieb die Araber von Conſtantinopel, das ſie faſt zwei Jahre angegriffen, zurück, und dämpfte den von Baſilius und dem vorigen Kaiſer Anaſtaſius angeregten Aufſtand. Seit 726 beſchäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienſtes. Die italiäniſchen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländiſchen Provinzen. Nach ſeinem Tode (741) beſtieg ſein Sohn, Conſtantin V., den Thron, ein tapfrer, thätiger und edler Fürſt. Er bezwang ſeinen aufrühreriſchen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens, und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich geweſen. Er ſtarb 775. Ihm folgte ſein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht; und dieſem ſein Sohn, Conſtantin VI. (780), deſſen herrſchſüchtige Mutter als Vormünderin und Mitregentin ſich durch Wiedereinführung des Bilderdienſtes eine mächtige Partei machte. Er ſtrebte umſonſt, ſich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und ſtarb (796), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde inzwiſchen der Krieg ziemlich glücklich geführt; doch endigte er gegen die erſtern unglücklich. Der Plan der Kaiſerin, ſich mit Carl dem Großen zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron ſetzten (802). Irene ſtarb in einem Kloſter. Nicephorus ward den Arabern zinsbar und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, ſein Sohn, verlor die Krone an Michael I., ſo wie dieſer wieder an Leo IV. (813). Leo wurde abgeſetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entriſſen ihm Sicilien, Unter-Italien, Creta und andere Länder. Er verfolgte den Bilderdienſt; ſo auch ſein Sohn Theophilius. Theodora, Vormünderin ſeines Sohns, Michaels III., endigte den Bilderſtreit (841). Während einer grauſamen Verfolgung der Manichäer verwüſteten die Araber die aſiatiſchen Provinzen. Der ausſchweifende und verſchwenderiſche Michael nöthigte ſeine Mutter, in ein Kloſter zu gehen. Die Regierung führte ſtatt ſeiner Bardas, ſein Oheim, und nach deſſen Ermordung Baſilius, der Michaeln umbrachte (867). Baſilius I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohns, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Ueber Conſtantin VIII., Porphyrogenet, ſeinen Sohn, war der Mitkaiſer Alexander Vormund, und nach deſſen Tode (912) ſeine Mutter Zeo. Romanus Lacopenus, ſein Feldherr, zwang ihn (919), den Thron mit ihm und ſeinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte ſich deſſelben wieder allein, und regierte milde aber ſchwach. Sein Sohn Romanus II. (959) focht glücklich gegen die Araber. Ihm folgte (963) ſein Feldherr Nicephorus, den ſein General Johannes Tzimiskes tödtete (970), welcher die Ruſſen glücklich bekriegte. Baſilius II., Romanus Sohn, folgte dieſem guten Regenten. Er beſiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Conſtantin IX. (1025) glich ihm nicht. Durch deſſen Tochter Zeo beſtieg Romanus III. den Thron (1028). Dieſe ausſchweifende, aber ſtaatskluge Fürſtin ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Conſtantin X. (1042). Ruſſen, Patzinatzen und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schweſter, Theodora, zur Kaiſerin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Iſaac Comnenus abgeſetzt. Dieſer wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Conſtantin XI. Ducas, focht glücklich mit den Uzen. Eudocia, ſeine Gemahlin, Vormünderin ſeiner Söhne, Michael, Andronicus und Con-

ſtantin (1067) heirathete Romanus IV., und gab ihm dadurch die Krone. Dieſer focht unglücklich gegen die Türken, die ihn eine Zeit lang gefangen hielten. Michael VII., Conſtantins Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Dieſen entthronte Nicephorus III. (1078) und dieſen Alexius I. Comnenus (1081). Unter ihm begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1118) focht ſehr glücklich gegen die Türken, Patzinatzen, u. A. Auch ſein Sohn Manuel I. (1143) regierte nicht unglücklich. Deſſen Sohn, Alexius II. (1180) entthronte ſein Vormund Andronicus, und dieſen wiederum Iſaac (1185). Nach einer von außen und innen unruhigen Regierung ſtieß Iſaac den II. ſein Bruder Alexius III. vom Throne (1195); zwar ſetzten die Kreuzfahrer ihn und ſeinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unzufriedenen Conſtantinopolitaner riefen Alexius V., Ducas Murzuphlus, zum Kaiſer aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich ſtarb Iſaac II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küſte des adriatiſchen Meers viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Conſtantinopel (1204), eroberten die Stadt, und behielten ſie ſich vor, wie die meiſten europäiſchen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiſer; Bonifaz, Markgraf von Montferat, erhielt Theſſalonich als ein Königreich, und die Venetianer ſehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Corinth und Epirus entſtanden beſondere Despoten. Theodor Laſcaris riß die aſiatiſchen Provinzen an ſich, führte zu Nicäa den Kaiſertitel, und war anfangs mächtiger als Balduin. Comnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürſtenthum, in welchem ſein Urenkel Johann den Kaiſertitel annahm. Weder Balduin noch ſeine Nachfolger konnten den ſchwankenden Thron befeſtigen. Er ſelbſt ſtarb in der Gefangenſchaft der Bulgaren (1206). Ihm folgten Heinrich, ſein Bruder; Peter, deſſen Schwager, und Robert, deſſen Sohn (1221). Bis auf Conſtantinopel wurden alle Länder von dem nicäiſchen Kaiſer Johann erobert, ſo auch Theſſalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundſchaft und Mitregentſchaft Johanns von Brienne, Königs von Jeruſalem, ſtarb 1237, Michael Paläologus, König von Nicäa, eroberte Conſtantinopel (1261) und Balduin ſtarb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierte bis dahin: Theodor Laſcaris (1204), Johann Ducas Patatzes, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., ſein Sohn (1259), welchem Michael Paläologus die Krone raubte. Michael vereinigte ſich mit der lateiniſchen Kirche, allein ſchon ſein Sohn Andronicus II. (1282) entſagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, beſonders gegen die Türken, zerrütteten das ſchwache Reich. Andronicus II., ſein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322) und raubte ihn ihm endlich ganz. Andronicus ſtarb als Mönch (1328). Andronicus III., der in demſelben Jahre den Thron beſtieg, focht gegen die Türken unglücklich und ſtarb 1341. Sein Sohn, Johann, mußte den Thron mit ſeinem Vormunde, Johann Contacuzen, zehn Jahre theilen. Auch deſſen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiſer ernannt. Doch legte jener freiwillig, dieſer gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung faßten die Türken zuerſt feſten Fuß in Europa, und eroberten Gallipolis (1357). Die Paläologen verloren von nun an auch dieſe europäiſchen Länder, theils durch Abfall, theils an die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel weg (1361); Bajazed nahm bis auf Conſtantinopel faſt alle europäiſchen Länder weg, und nöthigte Johann zum Tribut. Dieſen hatte auf eine Zeit lang ſein Sohn Andronicus vertrieben. Ihm folgte ſein zweiter Sohn, Manuel (1391).

Bajazed belagerte Conſtantinopel, ſchlug eine abendländiſche Armee unter Sigismund bei Nicopolis (1396), und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann, Andronicus Sohne, zu theilen, oder an ihn abzutreten. Timurs Einfall in die türkiſchen Provinzen rettete dies Mal Conſtantinopel (1402). Manuel erhielt damals ſeinen Thron völlig zurück, und eroberte von Bajazeds uneinigen Söhnen ſelbſt einige verlorne Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, ſein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Conſtantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiſer Johann folgte ſein Bruder Conſtantin. Tapfer doch fruchtlos ging er dem übermächtigen Feinde entgegen, und blieb ſammt ſeinem General Juſtiniani heldenmüthig bei der Vertheidigung Conſtantinopels, durch deſſen Eroberung am 12ten Mai 1453 Mahomed II. dem griechiſchen oder byzantiniſchen Kaiſerthum, dieſem Zweige des römiſchen Reichs, ein Ende machte. Im Jahr 1461 unterwarf ſich auch David Comnenus, Kaiſer von Trapezunt, und trat in den Privatſtand zurück.

Byzantiniſche Schriftſteller, oder vielmehr, wegen der größern Wichtigkeit ihrer hiſtoriſchen Werke, byzantiniſche Geſchichtſchreiber. Sie beginnen von Conſtantin dem Großen und enden kurz nach der Eroberung von Conſtantinopel im Jahr 1453. Vier von ihnen bilden, ſich ergänzend, eine fortlaufende Geſchichte bis zum Jahr 1470, nämlich 1. Zonaras, 2. Nicetas Acominatus Choniates, 3. Nicephorus Gregoras, 4. Laonikus, oder Nikolaus Chalkondylas von Athen. Dieſe vier Hiſtoriker bilden eine eigentliche byzantiniſche Geſchichte in ihrem Zuſammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantiniſchen Geſchichte behandelt haben, findet man faſt alle im Corpus Byzantinum, welches 1648 ſehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in 3 Foliobänden erſchienen iſt. Die merkwürdigſten unter dieſen ſind nach der Zeitfolge: 1. Procopius aus Cäſarea, Rhetor zu Conſtantinopel. Man hat von ihm 8 Bücher Geſchichten, nämlich: Persica in 4 Büchern, und Gothica in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1607 und Geheime Geſchichte (Anecdota) in 9 Büchern, wo er ſich im Gegenſatze des erſten Werks ſehr feindſelig gegen den Kaiſer Juſtinian zeigt; herausgegeben von Reinhard, Erlangen und Leipzig 1753. 2. Agathias ſchrieb nach Juſtinians Tode über deſſen Regierung in 5 Büchern. Herausgegeben Paris 1660 Folio. 3. Theophylactus aus Aegypten. Man hat von ihm eine Geſchichte der Thaten des Kaiſers Mauricius in 8 Büchern, bis zum Jahr 602. Paris, 1647. 4. Nicephorus, Patriarch zu Conſtantinopel, welcher mehrere gelehrte theologiſche Schriften hinterlaſſen hat. Hierher gehört ſein Breviarium historicum von der Ermordung des Kaiſers Mauricius bis zum Jahr 770. Venedig 1729. 5. Joannes Scylitzes, bekleidete mehrere Staatsämter in Conſtantinopel. Man hat von ihm einen Abriß der Geſchichte vom Jahr 811 bis auf Iſaak Comnenus, 1057. In einer lateiniſchen Ueberſetzung, Venedig 1570. Daſſelbe Werk ſetzte er fort bis auf Alexander Comnenus, 1081 (noch im Manuſcript). 6. Anna Comnena, Kaiſerin. Sie ſchrieb eine Alexias, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Comnenus in 15 Büchern. Herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1610. Eine vollſtändigere Ausgabe Paris, 1651. Fol. 7. Georg Acropolita, Staatsmann in Conſtantinopel. Abriß der byzantiniſchen Geſchichte von der Eroberung Conſtantinopels, durch die Lateiner (1204) bis zu deſſen Wiedereroberung (1260). Paris, 1651. 8. Georg. Pachymeres, bekleidete hohe Staats- und Kirchenämter in Conſtan-

tinopel. Byzantiniſche Geſchichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Paläologus, 1258 bis zum Jahre 1308. Frankfurt, 1568. Fol. 9. Joannes Cantacuzenus, Kaiſer. Byzantiniſche Geſchichte in 4 Büchern, vom Jahr 1320 bis 1354. Paris, 1645. 10. Georg. Codinus, Palaſtaufſeher in Conſtantinopel. Wir beſitzen von ihm mehrere Werke über die Alterthümer von Conſtantinopel. Das wichtigſte darunter iſt über die Aemter und Dienſte bei dem Hof und der Kirche von Conſtantinopel. Paris, 1648. Folio. 11. Conſtantin. Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiſer. Er beſchrieb das Leben ſeines Großvaters, Baſilius Macedo; herausgegeben von Johannes Meurſius. Dann beſitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an ſeinen Sohn, und über die Provinzen (θέματα) des oriental. und occidental. Kaiſerthums, anderer Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigſte von ihm iſt über die Ceremonien des byzantiniſchen Hofs; herausgegeben von Leich und Reiske, Leipzig, 1751 bis 1754. 2 Vol. 12. Ducas ſchrieb nach der Eroberung von Conſtantinopel eine byzantiniſche Geſchichte von Jahre 1341 bis zur Eroberung von Lesbos (1462). 13. Anſelmus Bandurius, Presbyter und Benedictinermönch, hinterließ ein weitläuftiges Werk über die Alterthümer von Conſtantinopel, in welchem mehrere Werke älterer Schriftſteller enthalten ſind. 14. Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Conſtantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Conſtantinopels. 15. Zoſimus, ſchrieb eine römiſche Geſchichte in 6 Büchern vom Auguſtus bis zum Honorius. Dieſes Werk iſt beſonders für die ſpätern Epochen wichtig. Herausgegeben von Reitemeyer. Leipzig, 1784. 16. Georg. Phranzes ſtarb nach Conſtantins Eroberung in einem Kloſter von Corfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzantiniſchen Geſchichte in 4 Büchern vom Jahre 1401 bis 1477. Herausgegeben von Alter. Wien, 1796. Da das Leben dieſer Schriftſteller in die ganz geſunkenen Zeiten der griechiſchen Literatur fällt, ſo kann man leicht denken, daß ſie weniger den Geſchmack, als die Wißbegierde befriedigen. Denn wiewohl ſich eine gewiſſe Liebe zur Gelehrſamkeit noch ſpät im friedlichen und kunſtliebenden Conſtantinopel erhielt, ſo war doch die Blüthe längſt dahin, und todte Künſtelei und Nachahmungsſucht waren an die Stelle der lebendigen Darſtellung getreten. Auch die beſten unter ihnen, wie Prokopius und Zoſimus, bedienen ſich barbariſcher Wörter und Redensarten, und man kann zu ihrem vollſtändigen Verſtändniß der neugriechiſchen Gloſſarien nicht gänzlich entbehren. Doch bleiben ſie ſtets von großer hiſtoriſcher Wichtigkeit. bb.

Byzanz, Byzantium, alſo benannt von ſeinem erſten Erbauer Byzas, und am thraziſchen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Conſtantinopel und ſchon im Alterthum eine blühende Stadt. Sie war eine griechiſche Colonie, von den Megarenſern gegründet und in der Folge von Mileſiern und andern griechiſchen Völkern erweitert und verſchönert. Neben ihr befand ſich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche drei Häfen bildete. Die ſchöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünſtigte den Handel ungemein, und ſetzte ſie in den Stand, den Handel Anderer nach dem ſchwarzen Meere einzuſchränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dies den Reichthum der Stadt ſehr vermehrte, ſo mußte ſie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und ſelbſt der Griechen leiden, die ſie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Beſonders hart ward ſie im peloponeſiſchen Kriege

mitgenommen. Nach demſelben aber gewann ſie wieder, und unter den Kaiſern begann ihr höchſter Flor. Seit Conſtantin ward ſie die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz der Regenten, welche ſich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in vierzehn Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt ſie mancherlei Veränderungen. Da, wo einſt das Schloß, und nachher die erſte Region ſich befand, iſt jetzt das Serail; die Gegenden der ehemaligen zwölften Region und des Tempels der Venus nehmen jetzt die ſieben Thürme ein; die ehemalige dreizehnte Region, oder die Gegend jenſeit des Meerbuſens um die Gegend des Vorgebirges Melopon macht jetzt die Vorſtadt Galata und Tophana aus.

C*).

C bedeutet auf den franzöſiſchen Münzſorten die Stadt Loo in der Normandie, und CC Beſançon. Auf den preußiſchen Münzen bedeutet C das Cleviſche Gepräge. In der Muſik bezeichnet C 1. die erſte Klangſtufe in jeder der vier Octaven unſers Tonſyſtems. Von ihm, als dem Grundtone, geht daſſelbe aus; 2. den Viervierteln, und wenn es durchſtrichen iſt, den Zweizweiteltact; 3. einen Notenſchlüſſel. (S. Schlüſſel.)

Cabale. Der Begriff dieſes Wortes iſt bekannt genug, weniger aber ſein Urſprung. Man nannte in England Cabal das berüchtigte engliſche Miniſterium unter Carl II., welches aus den fünf ſchändlichen Männern, Cliffort, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, beſtand, deren Anfangsbuchſtaben, zuſammengeſetzt, dieſes Wort (Cabal) bilden. (Vergl. Carl II.)

Cabanis (Pierre Jean George). Dieſer verdienſtvolle Arzt, Philoſoph und Literator war zu Conac im J. 1757 geboren. Nachdem er ſchon in einem zarten Alter Talent aber auch hartnäckigen Trotz gegen unzweckmäßige Strenge gezeigt hatte, gewann er in der zweiten Claſſe des Collegiums zu Brive unter einem eben ſo liebenswürdigen als geſchickten Lehrer eine leidenſchaftliche Liebe für die Wiſſenſchaften, und beſonders für die großen Dichter und Redner, deren Werke er kennen lernte. Nicht ſo glücklich war das Jahr ſeiner rhetoriſchen Studien. Empört durch übel angewandten Zwang, ermüdete er durch Starrſinn und unaufhörliche Kränkungen die Geduld ſeiner Lehrer, und nöthigte ſie endlich, ihn zu ſeinem Vater zurückzuſchicken. Von dieſem aber erfuhr er keine mildere Behandlung. Sein Innerſtes ward dadurch bis zu einem Grade erbittert und empört, daß er in völlige Unthätigkeit verſank. Nach Verlauf eines Jahres ergriff ſein Vater andere Maßregeln. Er brachte ihn nach Paris, und überließ ihn mitten in dieſer großen Stadt ſich ſelbſt. Kaum fühlte der vierzehnjährige Jüngling ſich

*) Wenn der Leſer Artikel, welche in den Plan dieſes Werkes gehören, vergebens unter dieſem Buchſtaben ſuchen ſollte, ſo wird er dieſelben unter dem K finden.

frei, als ſeine Neigung für die Wiſſenſchaften mit aller Heftigkeit wieder erwachte. Wenig eifrig in den Lehrſtunden der Logik und Phyſik, las er für ſich Locke und Briſſon, und nahm die verſchiedenen Gegenſtände ſeines erſten Unterrichts wieder vor. Zwei Jahre verfloſſen ihm wie ein Tag in der Geſellſchaft der griechiſchen, römiſchen und franzöſiſchen Claſſiker und in dem Umgang mit einigen gleichgeſinnten Altersgenoſſen. In dem Augenblick, wo ihn ſein Vater zurückrief, wurde ihm die Secretärſtelle bei einem polniſchen Großen angeboten, welche er, ſechzehn Jahr alt, annahm. Er kam nach Polen, war Zeuge des ſtürmiſchen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menſchen erfüllte, und kehrte nach zwei Jahren nach Paris zurück. Turgot, ein Freund ſeines Vaters, war damals Finanzminiſter, nahm ihn mit Wohlwollen auf, und war im Begriff, ihn ſeinen Talenten und Neigungen gemäß anzuſtellen, als eine Intrigue ihn ſtürzte. Eine frühzeitige Weltkenntniß und die Erlernung der deutſchen Sprache waren die einzigen Früchte ſeiner Reiſe. Er eilte, das Verſäumte nachzuholen, und ſein Vater gewährte ihm die Mittel dazu. Die Freundſchaft mit Roucher, der als Dichter damals eines großen Anſehns genoß, erweckte aufs neue ſeine Liebe für die Dichtkunſt, und da die franzöſiſche Akademie für die Ueberſetzung eines Fragments aus dem Homer einen Preis ausgeſetzt hatte, wagte er nicht nur unter die Bewerber zu treten, ſondern er beſchloß, die ganze Iliade zu überſetzen. Die beiden Bruchſtücke, die er der Akademie vorlegte, blieben unbemerkt, aber mehrere geſchmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen Seiten Beifall und Ermunterung. Deſſen ungeachtet fühlte er eine Leere, die ſeinen Trübſinn nur vermehrte. Seine Geſundheit hatte durch die anhaltenden Studien gelitten, und da ein Entſchluß für die Zukunft gefaßt werden mußte, entſchied er ſich endlich für die Medicin, die ihm Nahrung für den Geiſt darbot und zugleich die ihm nothwendig gewordene Körperbewegung verſtattete. Der geſchickte Arzt Dubreuil ward ſein Lehrer und Rathgeber. Um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, rieth ihm dieſer an, aufs Land zu ziehn. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier machte er die Bekanntſchaft der berühmten Madame Helvetius, deren liebevolle Sorgfalt ihn bald eine zweite Mutter in ihr verehren ließ. Bei ihr ward er mit Holbach, Franklin und Jefferſon bekannt, gewann die Freundſchaft von Condillac und Thomas, und ſetzte den Umgang mit Turgot fort. Dieſer und Holbach machten ihn mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern Gelehrten vom erſten Range bekannt. Indeß hatte ſich Cabanis ganz ſeinen Berufsgeſchäften gewidmet und den ſchönen Wiſſenſchaften entſagt. In ſeinem Serment d'un médecin nahm er im J. 1783 förmlich Abſchied von ihnen, und befeſtigte ſich in dieſen Geſinnungen, je mehr die Revolution ſich näherte. Bei ihrem Ausbruch bekannte er ſich zu ihren Grundſätzen, aber er verabſcheute die Greuel, durch welche ſie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zuſammengeführt. Das Genie dieſes außerordentlichen Mannes, der die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ſich vereinigte, und Lob und Tadel in gleichem Maße verdiente, bemächtigte ſich ſeines argloſen Herzens, und zog ihn in ein Bündniß, über welches Cabanis vielfältig angefochten wurde. Mirabeau verſtand meiſterhaft die Kunſt, ſich mit fremden Arbeiten zu ſchmücken, und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach ſeines Freundes Tode Cabanis ſelbſt 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundſchaft hatte er mit Condorcet geſchloſſen; aber mit allen Anſtrengungen vermochte er nicht, den

unglücklichen Freund zu retten, der ein Opfer des Terrorismus ward. Bald darauf verheirathete ſich Cabanis mit der Schwägerinn deſſelben, Charlotte Grouchy, einer Schweſter des Generals Grouchy, und dieſer Verbindung dankte er die Ruhe und das Glück ſeines übrigen Lebens. Im J. III., als man die Centralſchulen bildete, ward Cabanis zum Profeſſor der Geſundheitslehre in Paris ernannt. Im. J. IV. ward er Mitglied des Nationalinſtituts und im J. V. Profeſſor der Klinik an der medieiniſchen Schule zu Paris; im J. VI. trat er als Volksrepräſentant in den Rath der Fünfhundert. Er war es noch im Jahre VIII. bei der Revolution vom 18. Brumaire, und ward bald darauf Mitglied des Erhaltungsſenats. Indeß hatte ſeine Geſundheit immer mehr und mehr gelitten, und nachdem er im Frühjahr 1807 vom Schlage getroffen, aber durch ſchleunige Hülfe noch gerettet worden, ſtarb er am 5ten Mai 1808. Wie die liebenswürdigſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens ihm die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen gewannen, eben ſo ſichern ſeine gehaltvollen Schriften ihm bei der Nachwelt ein ehrenvolles Andenken. Die vorzüglichſten derſelben ſind ſeine Observations sur les hôpitaux, ſein Coup d'oeil sur les révolutions et la reforme de la médecine und ſeine Observations sur les affections catarrhales etc. Außerdem hat er Mehreres überſetzt.

Cabarrus (François Graf von), war 1752 zu Bayonne geboren, und von ſeinem Vater, einem ausgezeichneten Kaufmann, ebenfalls der Handlung beſtimmt. Nachdem er zu London und Toulouſe unterrichtet worden, ſchickte ihn ſein Vater zu einem ſeiner Handelsfreunde, Galabert, nach Saragoſſa, deſſen Tochter er wider den Willen beider Familien heimlich, im J. 1772 heirathete. Doch etablirte ihn ſein Schwiegervater zu Caravanchel in einer Seifenfabrik, deren Direction er ihm übertrug. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, ſich mit mehreren Gelehrten daſelbſt, und namentlich mit dem Abbé Guevara, dem Verfaſſer der Zeitung von Madrid, in Verbindung zu ſetzen, der ihn mit dem Grafen von Campomanes und dem P. Olavides bekannt machte. Dadurch und durch die Zeitumſtände entwickelten ſich in ihm ehrſüchtige hochſtrebende Plane. Der nordamerikaniſche Krieg, an dem Spanien gegen England Theil nehmen mußte, beraubte dies Land des Gebrauchs ſeiner Hülfsquellen in Amerika, und Cabarrus, der von dem Finanzminiſter in dem höchſten Drange der Umſtände um Rath gefragt worden, ſchlug vor, ein Intereſſen tragendes Papiergeld zu creiren: dem gemäß wurden zehn Millionen Piaſter in Umlauf geſetzt, und da ſie bald beſſer als baares Geld ſtanden, gewann Cabarrus das entſchiedenſte Anſehen. Darauf errichtete er die Bank di San Carlos 1782, deren Director er ward, und eine Handlungscompagnie der Philippinen im J. 1785. Beide Inſtitute wurden in der Folge von Mirabeau mit Bitterkeit angegriffen. Cabarrus wurde Finanzrath. Nach Carls III. Tode, im J. 1788, fiel er aber in Ungnade. Florida Blanca ward Miniſter und Lerena klagte ihn ſogar an, und bewirkte 1790 ſeine Verhaftung. Erſt 1792 ward er freigeſprochen, entſchädigt und zum Grafen erhoben. Als ernannter bevollmächtigter Miniſter des Königs von Spanien bei dem Friedenscongreß ward er den 8ten Juni 1797 dem Vollziehungsdirectorium in dieſer Eigenſchaft vorgeſtellt. Bei ſeiner Rückkunft nach Spanien hatte er vielen Antheil an den Veränderungen, die im Miniſterium vorgenommen wurden. Von neuem zum Botſchafter nach Frankreich beſtimmt, wurde er vom Directorium nicht angenommen, weil er ein geborner Franzoſe ſey. Er verließ Paris und begab ſich in Geſchäften nach Holland. Der König berief ihn aber-

mals zum Miniſterium der Finanzen, ſchenkte ihm den ſchmeichelhafteſten Empfang und ſechs Millionen Realen. Er fiel hierauf von neuem in Ungnade, machte 1803 mehrere Reiſen nach Paris, und ſtarb den 27ſten April 1810 als ſpaniſcher Finanzminiſter, zu welcher Stelle ihn der König Joſeph erhoben hatte. Seine Tochter, eine durch Schönheit und Talente gleich berühmte Dame, die aus Dankbarkeit in der Schreckensepoche den ſonſt vielfach berüchtigten Tallien geheirathet hatte, aber ſpäter von ihm geſchieden wurde, vermählte ſich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Caraman, iſt aber Witwe und lebt in Paris.

Cabbala. Der Name Cabbala, welcher durch mündliche Ueberlieferung verdeutſcht wird, bezeichnet bei den Juden bald die Lehre von den Propheten, bald die voralterlichen Sagen, bald aber, und zwar vorzüglich, die myſtiſche Philoſophie. Der Name Cabbala iſt ſo alt nicht: was aber die cabbaliſtiſche Philoſophie betrifft, ſo ſind die Meinungen der Gelehrten über den Urſprung derſelben ſehr verſchieden. Die Juden leiten die cabbaliſtiſchen Geheimniſſe aus den älteſten Zeiten ihres Volks, ja von Adam ſelbſt her. Wenn aber auch bei den Ebräern ſchon in den früheſten Zeiten ein geheimer Unterricht Statt gefunden hat, ſo iſt dieſes doch nur in gottesdienſtlichen Sachen der Fall geweſen. Was aber die philoſophiſche Cabbala betrifft, ſo iſt der Urſprung derſelben in Aegypten zu ſuchen, und von den Zeiten des Simeon Schetachides an zu rechnen, welcher ſie aus Aegypten nach Paläſtina gebracht hat. Erſt im zweiten Jahrhundert wurde ſie niedergeſchrieben, damit ſie mit der Zerſtreuung des jüdiſchen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges hineingemiſcht. Man theilt die Cabbala in die ſymboliſche und reale. Die ſymboliſche beſchäftigt ſich vorzüglich mit Buchſtaben, denen ſie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die reale, welche der ſymboliſchen entgegengeſetzt wird, und Lehren begreift, wird wieder in die theoretiſche und practiſche eingetheilt. Die theoretiſche ſucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philoſophiſches Syſtem der Metaphyſik, Phyſik und Pneumatik aus derſelben aufzuſtellen: die practiſche hingegen verſpricht uns eine Wiſſenſchaft, Wunder zu thun, und zwar bloß durch eine künſtliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften ſtudirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbaliſten ſind vorzüglich Heinrich Morus und Chriſtian Knorr berühmt, welcher letztere das vornehmſte aus den cabbaliſtiſchen Schriftſtellern in zwei lateiniſchen Quartanten zuſammengetragen hat.

Cabinetsbefehle, ſiehe Geheimeraths verordnungen und Continental-Syſtem.

Cabochon, ein Edelſtein, beſonders ein Rubin, der zwar ſchon geſchliffen, aber noch nicht gehörig geformt iſt.

Cabotage, die Fahrt an den Küſten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küſten, und der Handel, der an den Seeküſten getrieben wird. Caboſtier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küſten gebraucht wird; ein Küſtenfahrer. Cabotiren, die Küſten befahren, oder Küſtenhandel treiben.

Cachet (Lettres de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher von den ehemaligen Königen von Frankreich jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen gewiſſen Ort verwieſen werden konnte, ohne eine Urſache davon anzugeben. Die Erfindung derſelben ſchreibt man

dem unter dem Miniſterium des Cardinals Richelieu ſo berüchtigten Capuciner, Pater Joſeph, zu.

Cachexie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Diſpoſition und wurde vormals von den Aerzten vornehmlich von demjenigen Zuſtande des Körpers gebraucht, der ſeine Ernährung depravirt. Die neuere Medicin, welche dergleichen unbeſtimmte Ausdrücke verwirft, ordnet die vielen Krankheiten dieſer Art unter die Claſſen, wohin ſie eigentlich gehören.

Cäcilie, die heilige, wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Muſik verehrt. Allein wohl nie iſt ein Heiliger oder eine Heilige unvermutheter zu ſolcher Ehre gekommen. Dieſe fromme Jungfrau ſollte nach der Legende, die Gattin eines heidniſchen Jünglings, Valerian werden; allein ſie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derſelben betete ſie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Muſik (cantantibus organis illa in corde sua soli Domino decantabat). Es gelang ihr, den Bräutigam und deſſen Bruder zu bekehren, und im Jahr 220 ſoll ſie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, muſikaliſche Inſtrumente, vorkam, dieſer Umſtand wurde ergriffen, und ſie zur Heiligen der Muſik gemacht, ob ſie gleich auf die Muſik nicht achtete. Ueberhaupt ſind die Orgeln weit jüngern Urſprungs. Ob man nun gleich ſchicklicher gewiſſe andre Heilige zu Schutzpatronen der Muſik gewählt hätte, ſo kann man ſich doch jenen Mönchsirrthum mit der heiligen Cäcilie gar wohl gefallen laſſen, denn er hat eine ſchöne chriſtliche Muſe geſchaffen, den heiligen Geſang chriſtlicher Andacht gleichſam perſonificirt, und dadurch den Künſten einen ſchönen Stoff geboten, wie dem großen Rafael zu einem in Bologna befindlichen Gemälde. So hat auch ihr Tag, der den 22ſten November beſonders zu London und Paris gefeiert wird, ſchönen Wetteifer unter Dichtern und Muſikern veranlaßt. Die größten engliſchen Dichter haben nämlich gewetteifert, dieſes Feſt durch Lobgeſänge auf die Tonkunſt zu verherrlichen, ein Dryden, Pope, Addiſon, Congreve. Die Ode des erſtern, die vorzüglichſte aller Oden der Britten, iſt durch Händels Muſik noch herrlicher geworden. Der Inhalt dieſer Ode iſt eine lebendige Darſtellung der Allgewalt der Muſik bei Stimmung menſchlicher Empfindungen. — Er individualiſirt dieſe Darſtellung, indem er uns in das Lager Alexanders des Großen vor Perſepolis verſetzt, und hier den Tonkünſtler Timotheus auftreten läßt. Eine Nachbildung dieſes drydenſchen Alexanderfeſtes iſt die von Winter komponirte Macht der Töne. Pope dagegen verwebt in ſeine ſchöne Ode für den Cäcilientag die Fabel von Orpheus und Eurydice. Beide Oden kommen am Schluſſe auf Cäcilien. Dryden ſingt: einen Sterblichen (Alexandern) hob des Griechen Lyra gen Himmel, aber Cäcilie ruft ſelige Geiſter herab. Pope dagegen: entriß einſt einen Geiſt dein (Orpheus) Lied der Hölle Macht: ſo hebt ihr (Cäciliens) Lied zum Himmel unſre Seelen. Jenes nach Koſegartens, dieſes nach Weiße's Ueberſetzung. F.

Cacodämon, ſ. Agathodämon.

Cacus, dieſer furchtbare Räuber in Italien, der Schrecken des aventiniſchen Waldes, der Umwohnenden und Fremden, ein Ungeheuer, und nach Einigen auch feuerſpeiender Rieſe von übermäßiger Kraft und ſchrecklicher Geſtalt, war ein Sohn Vulkans. Eine ungeheure Höhle mit langen Windungen war ſeine Wohnung, über deren Eingange Köpfe und Arme der Erſchlagenen hingen, und die er mit einem Steine ver-

ſchloß, den 20 Paar Stiere nicht fortbewegen konnten. Als Herkules des Geryon Rinder durch Italien trieb, raubte ihm Cacus einige derſelben, und führte ſie, um die Spur zu verbergen, rückwärts in die Höhle. Aber das Gebrüll verrieth ſie, worauf Herkules den Räuber angriff, und nach einem ſchrecklichen Kampfe (ſ. Virgils Aeneide im 8ten Buche) mit der Keule erſchlug. Zum Dank errichtete Herkules die Ara maxima, Evander aber nebſt ſeinen Arcadiern erwieſen dem Herkules göttliche Ehre, daß er ſie von dieſem Ungeheuer befreit hatte.

Cada Moſto oder Ca da Moſto (Luigi da), geboren zu Venedig gegen das Jahr 1432, widmete ſich nach einer ſorgfältigen Erziehung dem Handel, und machte mehrere Reiſen im mittelländiſchen und atlantiſchen Meere. Am 8ten Auguſt 1454 reiſ'te er auf dem Schiffe ſeines Landsmannes, des Marco Zen nach Flandern zurück. Widrige Winde hielten ihren Lauf in der Straße von Gibraltar auf, und ſie waren genöthigt, bei dem Cap St. Vincent anzulegen, wo in der Einſamkeit der Prinz Heinrich ſeinen Studien oblag und ſich mit der Entdeckung der afrikaniſchen Küſten beſchäftigte. Cada Moſto, ein Jüngling voll Unternehmungsgeiſt, ging in die Plane dieſes Fürſten ein, bot demſelben ſeine Dienſte an und erhielt ein Fahrzeug von 90 Tonnen, auf welchem ein portugieſiſcher Patron angeſtellt war. Am 22ſten März 1455 reiſ'te er von Lagos ab, verweilte zu Porto-Santo, dann zu Madera und legte auf den canariſchen Inſeln bei Gomera an; die Eiſen- und Palmeninſeln berührte er nur. Darauf kam ihm das weiße Vorgebirge zu Geſicht; er paſſirte Arguin, wo 1445 der Prinz Heinrich eine Niederlaſſung angelegt hatte, und lief von da in den ſeit fünf Jahren entdeckten Senegal ein. Cada Moſto fuhr in ſüdlicher Richtung an der Küſte hin, und verweilte bei dem Fürſten Damel, deſſen Staaten ſich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erſtreckten. Nachdem er Gold und Sclaven eingehandelt hatte, richtete er ſeinen Lauf nach dem im letzten Jahre entdeckten grünen Vorgebirge. Hier vereinigte er ſich mit zwei andern Entdeckungsſchiffen des Prinzen Heinrich, welche von Antonietto Uſo, einem genueſiſchen Edelmann, und von einem Stallmeiſter dieſes Fürſten geführt wurden. Sie ſetzten ihre Reiſe längs der unbekannten Küſte hin fort, worüber Cada Moſto die intereſſanteſten Nachrichten gibt. Endlich kamen ſie an die Mündung des Gambia, deſſen Reichthümer man ihnen gerühmt hatte. Da ſie indeß von den Einwohnern feindlich angegriffen wurden, und die Schiffsmannſchaften, von der langen Reiſe ermüdet, darüber den Muth verloren, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. Im Jahre 1456 machte Cada Moſto gemeinſchaftlich mit Antonietto Uſo und einem andern Portugieſen eine zweite Reiſe nach dem Gambia. Ein Windſtoß trieb ſie im Angeſicht des weißen Vorgebirges vom Lande ab, und nachdem ſie drei Tage lang gegen dieſes Ungewitter gekämpft hatten, entdeckten ſie die Inſeln des grünen Vorgebirges. Die Inſel, bei welcher ſie landeten, nannten ſie Buonaviſta, die größte aber St. Yago. Als ſie diesmal in den Gambia einliefen, wurden ſie von den Einwohnern gut aufgenommen, allein der Eintauſch des Goldes entſprach ihren Erwartungen nicht. Die drei Schiffe kamen bis zu dem Fluß Caſamanſa und dem Rio Grande, und kehrten darauf nach Portugal zurück. Cada Moſto blieb daſelbſt bis 1463, in welchem Jahre Prinz Heinrich ſtarb. Die Beſchreibung ſeiner Reiſen (Prima navigazione per l'Oceano alle terre de' negri, della bassa Ethiopia, di Luigi Cadamosto), die älteſte von den Schifffahrten der Neuern, iſt ein wahres Muſter. Es herrſcht darin eine bewundernswürdige Ordnung, die De-

tails ſind anziehend, die Beſchreibungen klar und genau. Man erkennt allenthalben einen unterrichteten Beobachter. Längen und Breiten gibt er noch nicht an, woraus ſich ſchließen läßt, daß der Gebrauch des Aſtrolabiums zur See damals noch nicht eingeführt war.

Cadenz (Cadence, Cadenca, Muſik), Schlußfall, Tonſchluß, iſt diejenige Form der Töne, welche dem Ohr das Gefühl eines Ruhepunktes oder Endpunktes gibt. Man unterſcheidet deren alſo zwei Arten: eine ſolche, nach welcher das Ohr eine Reihe der Töne ſchlechterdings für geſchloſſen, beendigt, erklären muß, nach welcher es alſo eine weitere Fortſetzung derſelben nicht erwarten kann, — dieſe iſt die vollkommene Cadenz, und eine ſolche, welche nur das Gefühl eines Ruhepunktes gewährt, nach welcher man alſo eine Fortſetzung der Tonreihe noch erwarten muß, Halbcadenz. Durch die erſtere werden ſowohl die Haupttheile eines Tonſtücks von einander abgeſondert, als das ganze Tonſtück geſchloſſen (Finalcadenz). Sie beſteht aus drei Theilen: 1. der auf den Niederſchlag des Tactes fallenden Vorbereitung, 2. dem in den Aufſchlag des Tactes fallenden Uebergang in den Hauptton, und 3. dem eigentlichen Ruhepunkt, den man auch die Cäſur des Tonſchluſſes nennt, und welcher wieder in den Niederſchlag des Tactes fällt. Damit das Ohr das Gefühl völliger Beruhigung erhalte, muß die Modulation der Töne wieder in den Hauptton zurückgeführt werden und mit dem harmoniſchen Dreiklang auf dem Grundtone endigen. Kommt der Grundton auf den Dreiklang einer Nebentonart, in welche man ausgewichen iſt, ſo entſteht eine Halbcadenz, mit welcher bloß eine Periode geſchloſſen wird. Folgt auf den Vorbereitungsaccord ſtatt des Schlußaccordes ein anderer, ſo nennt man dies eine trügeriſche, abgebrochene, unterbrochene Cadenz, Betrugſchluß (clausula falsa, cadence rompue, cadenza d'inganno, cadenza sfuggita), weil hier das Ohr gleichſam getäuſcht oder betrogen wird, indem es ganz etwas anders erwartete. Häufig verſteht man unter Cadenz auch jene freie Phantaſie, die der Sänger oder Concertſpieler, um den Hauptinhalt des Satzes nach ſeiner individuellen Empfindungsart auszudrücken, vor dem Hauptſchluſſe des Tonſtückes anbringt, wo der Schlußfall in die Haupttonart, mittelſt einer über die Dauer ihrer Geltung ausgehaltenen Note (ſ. Fermate), aufgehalten wird. Hier fällt der Sänger oder Concertſpieler mit ſeiner Phantaſie, nach einer kleinen Pauſe, ein, und entwickelt, wofern er von echtem Kunſtgefühl beſeelt iſt, entweder einen Hauptgedanken des Tonſtücks oder legt alle Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge nochmals in gedrängter Ueberſicht vor. Hierauf nähert er ſich der Vorbereitungsnote des Schluſſes und fällt gemeiniglich mit einem Triller wieder in den Hauptton des Stückes ein. Dieſe Art von Cadenz nennt man figurirte Cadenz, auch Cadenz in der Melodie, zum Unterſchied von den vorigen Arten, Cadenzen in der Harmonie. (S. Clauſel.) dd.

Cadi, bedeutet im Arabiſchen einen Richter oder Rechtsgelehrten. Bei den Türken iſt Cadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterſchied von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der Geiſtlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Geſetz von ihrem Propheten haben.

Cadiz, oder wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt, Cadix, iſt eine der ſchönſten Städte Spaniens in Nieder-Andaluſien und die reichſte Stadt des ganzen Königreichs. Sie liegt auf dem weſtlichen Ende der langen und unförmlichen Erdzunge einer Inſel, welche Leon heißt. Der ſüdöſtliche Theil dieſer Inſel iſt durch einen ſchmalen Ca-

nal oder Arm des Meers von dem feſten Lande getrennt, aber durch die alte Brücke Suazo damit verbunden. Die Stadt iſt mit einer Mauer und unregelmäßigen Baſtionen umgeben, wie es die Beſchaffenheit des Erdbodens zugelaſſen hat. An der Südſeite kann man ihr wegen der hohen und ſteilen Ufer nicht beikommen, an der Nordſeite iſt eine Landung wegen der Sandbänke und Klippen, welche ſich unter dem Waſſer befinden, gefährlich. An der Südſüdweſtſpitze iſt eine Reihe von Felſen, die zum Theil, wenn das Meer hoch geht, mit Waſſer bedeckt ſind, und auf der Spitze St. Sebaſtian iſt ein ſtarkes Fort zur Vertheidigung angelegt. Cadix kann alſo nur von der ſchmalſten Seite der Erdzunge angegriffen werden, und hier hat man alles angewendet, um es gegen feindliche Angriffe ſicher zu ſtellen. Man kann demnach Cadix für eine Hauptfeſtung anſehen. Die geräumige Bay von Cadix bildet einen trefflichen Hafen, und beſteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Meerbuſen. Der erſte von dieſen Meerbuſen heißt Bahia de Cadix, der andere Bahia de Puntales. Die Oeffnung des erſten beträgt 2000 Klafter, die des zweiten aber nur 500 Klafter. Dieſe Oeffnungen, ſo wie überhaupt der Hafen und die Stadt werden durch die Forts St. Catharina, St. Sebaſtian, Chiclane, Matagorda, Puntales und Fort Luis vertheidigt. Die Bahia de Cadix iſt der allgemeine Hafen der Kauffahrteiſchiffe, die Bahia de Puntales aber der Hafen der Kriegsſchiffe und der nach Amerika gehenden und von daher kommenden Kauffahrteiſchiffe, denn die Schiffe fremder Nationen durften daſelbſt nicht einlaufen. In Anſehung der Kriegsmarine galt Cadix immer für einen Hauptplatz und nach Bourgoings Meinung war es der vollſtändigſte Seeplatz von ganz Europa. Die Stadt iſt ſeit dem Jahr 1786 ſehr erweitert, verſchönert und mit geſchmackvollen neuen Gebäuden verſehen worden. Sie hat ein Biſthum, eine alte und eine ungemein prächtige neue Kathedralkirche, dreizehn Klöſter, eine Landcadettenſchule, eine Steuermannsſchule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See- und Landhoſpital, ein chirurgiſches Lehrinſtitut, einen botaniſchen Garten, ein Nationaltheater, ein anſehnliches Verſammlungshaus, fünfzehn Civilhoſpitäler. Die Zahl der Einwohner belief ſich vor der Zeit, als die Stadt in Inſurrectionszuſtand kam, über 70,000. Auf der Erdzunge bei der Stadt ſind ſehr wichtige Salzwerke und Weingärten, worin der beſte ſpaniſche Wein wächſt. Die Fiſcherei von Thunfiſchen iſt erheblich. Unter die Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an trinkbarem Waſſer. Es iſt zwar jedes Haus mit einem Behältniß verſehen, worin das Regenwaſſer geſammelt und aufbewahrt wird; aber das friſche Waſſer wird von der Stadt Puerto de Santa Maria geholt. Cadix iſt die wichtigſte Handelsſtadt in Spanien und gehört überhaupt unter die beträchtlichſten Handelsplätze Europens. Sie iſt der Mittelpunkt des amerikaniſchen Handels. Alle Handlung treibende europäiſche Nationen hatten hier ihre Conſuln, Agenten und Correſpondenten. Im Jahr 1795 waren 110 große Handelshäuſer in Cadix; ohne die vielen kleinern zu rechnen. Im J. 1792 betrug der Werth der aus andern Welttheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Millionen Realen. Im Jahr 1804 belief ſich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Die Stadt Cadix iſt auch wegen ihres hohen Alters berühmt. Sie wurde zuerſt von den Tyriern erbaut und Gadir, d. h. ein Zaun oder ein eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen beſaßen es die Carthaginenſer und nach deren Unterjochung kam es unter die Botmäßigkeit der Römer, welche es Gades nannten. In der

Folge bemeiſterten ſich die Araber dieſer Stadt und beſaßen ſie bis zum Jahr 1262, wo ſie ihnen durch die Spanier entriſſen wurde. Im Jahr 1696 wurde Cadix von den Engländern geplündert und verbrannt, von den Spaniern aber wieder, und zwar in einem feſtern Zuſtand hergeſtellt. Im J. 1702 verſuchten die Engländer einen abermaligen Angriff, richteten aber nichts aus. Im Jahr 1800 raffte die Peſt 8000 Menſchen hin. Als Spanien mit Frankreich alliirt war, wurde Cadix mehrmals von den Engländern blockirt und auch ein Mal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. Im Jahr 1805 fiel in der Nachbarſchaft die wichtige Seeſchlacht vor, wovon in dem Artikel Trafalgar Meldung geſchieht. Seit der Revolution von 1808 war Cadix ununterbrochen im Inſurrectionszuſtande. Nach den Fortſchritten der franzöſiſchen Truppen in Andaluſien zog ſich die oberſte Inſurrections-Junta nach Cadix, verſammelte dort ihre ſtärkſte Macht, und wurde noch durch beträchtliche engliſche Corps aus Gibraltar und Portugal verſtärkt. Sie ließ die Erdzunge vor Cadix abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feſte Land mit der Inſel Leon verbindet, abbrechen. Cadix wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt und da es von der Seeſeite durch Feſtungswerke, Forts, vorzüglich aber durch ſtarke ſpaniſche und engliſche Flotten geſchützt war; ſo gehörte die Belagerung dieſer Stadt zu den außerordentlichſten Unternehmungen. Seit dem Februar 1810 blockirte ſie General Sebaſtiani mit einem franzöſiſchen Armeekorps von der Landſeite; im März wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küſte eröffnet, und ungeachtet des heftigſten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und ſchwimmenden Batterien und unter mehrmaligen ſtarken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgeſetzt, die Forts längs der Bay eingenommen und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber, erobert. Von hier aus wurde ein Verſuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzoſen Mörſer von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen laſſen. Den 15ten December wurden die erſten Bomben und Granaden geworfen, und flogen bis in die Stadt. Die Beſchießung wurde fortgeſetzt, weil aber die Häuſer in Cadix faſt durchaus von Stein gebaut und mit wenig Holzwerk verſehen ſind, ſo entſtand kein Brand und der Schaden war unbedeutend. Im Jahr 1811 wurden die ungeheuern Belagerungs-Anſtalten der Franzoſen vor Cadix fortgeſetzt, obgleich die vereinigten Engländer und Inſurgenten mehrere Verſuche zum Entſatz machten, auch wirklich ein Mal die Werke der Belagerer, wenigſtens zum Theil, zerſtörten. Vorzüglich war man mit dem Bau und der Ausrüſtung einer Flottille beſchäftigt, womit der Angriff auf die Inſel Leon gemacht werden ſollte. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanſtalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Inſel das Schickſal von Cadix abhing. Dieſer Zuſtand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellingtons ſiegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien, die Franzoſen nöthigte, ſich aus Andaluſien zurückzuziehen und die mit ſeltener Anſtrengung betriebene Belagerung für immer aufzugeben.

Cadmus, ein Name, der in der Mythologie und Geſchichte berühmt iſt, und mehreren Perſonen beigelegt wird: der berühmteſte iſt Agenors Sohn und Neptuns Enkel. Er wurde nebſt ſeinen Brüdern von dem Vater ausgeſendet, um ihre vom Jupiter entführte Schweſter Europa aufzuſuchen, ohne welche ſie nicht wieder zurückkehren ſollten. Nach mehrern beſtandenen Abenteuern befragte Cadmus wegen ſeiner

Schweſter das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzuſtehen, ſich der Leitung einer Kuh zu überlaſſen, und da, wo dieſe ſtehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien: hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; ſeine Gefährten aber, die das Waſſer dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem ſie bewachenden Drachen umgebracht. Dieſen tödtete Cadmus, ſäete die Zähne deſſelben auf Befehl der Minerva in die Erde, und ſofort wuchſen gewaffnete Männer empor, die er Sparti (Geſäete) nannte, die ſich aber, bis auf fünf, unter einander ſelbſt tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Cadmus die Stadt Cadmea oder Theben (ſ. d. Art.) Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia, der Tochter der Venus und des Mars. Bei ſeiner Hochzeit waren alle Götter zugegen. Apollo aber und die Muſen verherrlichten ſie durch Muſik. Er zeugte in dieſer Ehe die Antonoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Cadmus eine Zeit lang das neuerbaute Cadmea und das von ihm geſtiftete Reich beherrſcht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Enchelienſern, beſiegte ihre Feinde, die Illyrier, ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in eine Schlange, oder nach Andern in einen Löwen, und verſetzte ſie nach Elyſium. — Die glaubhafte Geſchichte erzählt, daß Cadmus 2489 aus Phönicien nach Böotien kam, hier die ſich widerſetzenden Einwohner beſiegte und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte ſich übrigens um die Bildung ſeiner neuen Unterthanen ſehr verdient, denn er lehrte ſie die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Verehrung mehrerer Gottheiten, beſonders des Bacchus und der Aphrodite, die Anwendung der Muſik bei den Götterfeſten durch die Prieſter, ferner den Gebrauch des Kupfers u. ſ. f. — Ein anderer Cadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erſte unter den Griechen angeſehen, der in Proſa geſchrieben hat.

Cadre (der Rahmen, die Einfaſſung), wird in der Kriegsſprache der Ueberreſt eines Regiments, Bataillons u. ſ. w. genannt, der durch Neugeworbene wieder vollzählig gemacht wird.

Cadūcēus war ein Lorber- oder Olivenſtab, um den ſich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu ſträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Perſon dann ſelbſt den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo ſchenkte dieſen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demſelben nach Arcadien kam, ſah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter ſie, und ſogleich gingen ſie friedlich aus einander; daher ward er in der Folge das Symbol des Friedens. Wen Merkur damit berührte, der ſank in einen tiefen Schlaf. Eben daher heißt auch Merkur Caducifer.

Caffa, auch Feodoſia genannt, war vormals die größte und wichtigſte Stadt in der Crimm, und wurde ehedeſſen ihrer Wichtigkeit wegen das crimmiſche Conſtantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des dreizehnten bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den Genueſern zu danken, die ſich hier anſiedelten und denen ſie die Türken 1474 abnahmen. Damals ſtieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menſchen. Sie iſt an der Küſte eines großen Buſens vom ſchwarzen Meere, am Abhang eines Berges, weitläuftig gebaut. Den 19ten Juli 1770 wurde ſie von dem ruſſiſchen General Dolgorucki mit Sturm erobert, 1774 aber dem crimmiſchen

Chan abgetreten. Durch den Frieden von 1790 iſt die Stadt mit der ganzen Halbinſel an Rußland gekommen und gegenwärtig eine Kreisſtadt des Gouvernements Taurien. Sie zählt jetzt etwa 5000 Einwohner. Im Jahr 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, ſ. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum iſt in Arabien einheimiſch. Gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts brachten ihn die Holländer von Moka nach Batavia, und gegen das J. 1710 von Batavia nach Amſterdam. Einige Jahre nachher bekam der botaniſche Garten zu Paris einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieſes Reiſenden wird der Anbau eines Gewächſes auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikaniſchen Inſeln gedankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon im J. 1652 war zu London ein Grieche, der ſich mit der Zubereitung des Caffee's beſchäftigte. — Die Frucht des Caffeebaums iſt eine Beere, welche bei ihrer Reife die Größe und Geſtalt einer Kirſche hat und dunkelroth iſt; getrocknet vermindert ſich ihr Umfang. Das äußere Fleiſch hüllt zwei längliche Bohnen ein, deren jede einen Keim enthält. Die Araber bereiten aus der Hülſe ein Getränk, das ſie ſehr hoch halten und Sultanscaffee nennen; die Europäer hingegen bedienen ſich nur der Bohnen. Das bekannte daraus gewonnene Getränk erregt eine angenehme Wärme in dem Magen und erleichtert die Verdauung; es weckt zugleich die Thätigkeit aller andern Organe, beſonders des Herzens und des Gehirns; erhält munter, befördert die Ausdünſtung; bei gewiſſen leicht reizbaren Naturen kann es jedoch auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erſcheinungen hervorbringen. Im Uebermaß genommen iſt der Caffee der Oekonomie des Körpers zuweilen nachtheilig, aber man findet, daß er bei den meiſten Menſchen heilſam auf den Magen wirkt, die geiſtigen Fähigkeiten reizt und dem ganzen Organismus Thätigkeit gibt. Es gibt in dieſer Rückſicht, was auch die Feinde des Caffee's dagegen ſagen mögen, kein ſchicklicheres Getränk für den Gelehrten. — Auch in der Medicin iſt der Caffee ſowohl gebrannt als ungebrannt von mehrfachem Gebrauch.

Caffern nennen wir die Bewohner der Länder zwiſchen Moſambique und dem ſüdlichen Hottentottenlande bis an die weſtliche Küſte. Sie ſind kriegeriſch und grauſam. Der Name, welcher Ungläubige heißt, wurde von den Arabern, als ſie ſich auf den Oſtküſten von Afrika niederließen, den ins Innere zurückweichenden Ureinwohnern gegeben. In der Folge, als man mehrere den ſogenannten Caffern ähnliche Völker kennen lernte, dehnte man das Caffernland bis zur Südſpitze von Afrika aus, wodurch Völker der verſchiedenſten Abkunft unter Einem Namen auf eine höchſt unbequeme Weiſe zuſammengefaßt wurden. Seitdem man dieſen Irrthum bemerkte, ſchränkte man den Namen Caffern auf die Völker im ſüdlichen Afrika ein, die zwar den Negern ähnlich ſind, aber doch Haare ſtatt Wolle und eine mehr olivenbraune Farbe haben. Nach dieſer Bedeutung dehnt ſich das Caffernland über den ganzen untern Theil von Südafrika, vom 16ten bis 35ſten Grad Süderbreite auf eine Fläche von 70,000 Quadratmeilen aus. — Die Caffern machen den Uebergang von den Negern zu den ſchwarzbraunen Völkern: ein großer, ſtarker, wohlgebauter und geſunder

Menſchenſchlag. Von den Hottentotten, ihren Geſchlechtsverwandten, ſind ſie beſonders durch eine hellere Leibesfarbe unterſchieden. Die Caffern wohnen in Negerhütten und ſind Fetiſchdiener. Man theilt das Caffernland in das öſtliche, innere und weſtliche ein, und findet hier folgende Staaten: a. An der Oſtküſte: 1. Das Land der Moſſequejos gerade unter dem Aequator. Die Bewohner ſind wild, grauſam und treiben hauptſächlich Viehzucht. Sie leben von der Milch und dem Blut der Kühe, denen ſie öfters die Adern öffnen, damit ſie nicht am Fette ſterben. Keiner wird zu einer Bedienung gelaſſen, der nicht einen Feind getödtet, und deſſen Kopf dem Befehlshaber vorgezeigt hat; 2. das Land der Mimeamey, weſtwärts vom vorigen; 3. das Land der Nürengaer, weſtwärts im Gebirge Lupata; 4. das Reich der Boroer, im Süden des Merawiſees: 5. das Land der Zimbaer, oſtwärts am Gebirge Lupata; 6. das Reich der Marawi, am See gleiches Namens; b. Im Innern: das Reich der Cimbebaer, nebſt andern unbekannten Reichen und Völkerſchaften. c. Auf der Weſtküſte, die Länder der Groß- und Klein-Namaquer.

Cagliari, die Hauptſtadt der Inſel Sardinien, hat ein Erzbisthum, eine Univerſität und einen weiten, ſichern, der Handlung vortheilhaften Hafen. Die Zahl der Einwohner rechnet man auf 26,000. Sie beſteht aus vier Theilen: 1. aus dem Caſtell, oben auf der Höhe; 2. der Marina, an dem Berge herab an das Meer; 3. Stampace, gegen Abend und 4. Villa nuova, gegen Morgen am Fuß des Berges. Sie war die Reſidenz des Königes, während die Franzoſen ſeine Staaten auf dem feſten Lande von Italien inne hatten, hat an 20 Klöſter, 38 Kirchen, ein ſchönes Theater, eine 1606 errichtete und 1763 in beſſere Verfaſſung geſetzte Univerſität, und einen weiten und ſichern Hafen.

Caglioſtro (Graf), oder, wie ſein eigentlicher Name war, Giuſeppe Balſamo, wurde am 8ten Juni 1743 zu Palermo geboren. Da ſein Vater frühzeitig ſtarb, übernahmen die mütterlichen Verwandten ſeine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder, welche ſich vorzüglich die Verpflegung der Kranken angelegen ſeyn laſſen. Balſamo fand hier Gelegenheit, ſein Talent für die mediciniſchen Wiſſenſchaften, mit denen er in der Folge ſo viel Aufſehen machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausſchweifungen, und beging verſchiedene Exceſſe. Man ſah ſich genöthigt, ihn bald wieder aus dem Orden zu entfernen, weil ſein Beiſpiel den übrigen Brüdern hätte ſehr gefährlich werden können. Er kehrte nach Palermo zurück, und täuſchte daſelbſt einige leichtgläubige Perſonen mit ſogenannten Zauberkünſten und mit Schatzgraben. Ueberdies ſpielte er noch andere Betrügereien, und benutzte beſonders ſeine ſchädliche Geſchicklichkeit, alle Handſchriften täuſchend nachzuahmen. Er wollte ſich durch Verfälſchung eines Documents in den Beſitz eines ſtreitigen Grundſtücks ſetzen; aber ſeine Betrügerei kam an Tag, und er ſah ſich genöthigt, heimlich die Flucht zu nehmen, um einer nachdrücklichen Ahndung der Juſtiz zu entgehen. Jetzt wollte er ſich nach Rom begeben; aber auf ſeiner Reiſe durch Calabrien machte er eine Entdeckung, welche ihm in der Folge weit vortheilhafter und einträglicher ward, als ſeine mediciniſche Praxis und angebliche Schwarzekunſt bis jetzt geweſen war. Er lernte nämlich ein junges Mädchen, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Sie ſchien ihm zur Ausführung ſeiner Plane, welche auf Gelderwerb und Betrügereien abgeſehen waren, vorzüglich geſchickt. Er verband ſich daher mit ihr, und zwang ſie bald darauf, ſeine ſchändlichen Abſichten mit dem Verluſt ihrer Tugend befördern

zu helfen. Nun nahmen ſeine Wanderſchaften, auf welchen er ſich zu mehrerer Empfehlung hohe Titel beilegte, und erſt unter dem Namen des Marcheſe Pellegrini, und dann des Grafen Caglioſtro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptſtädten derſelben, und verſchaffte ſich durch die Gefälligkeit ſeiner Frau, die er alle weibliche Sprödigkeit zu verläugnen genöthigt hatte, beträchtliche Summen. Wir finden unſern Helden in Madrid, Liſſabon, Paris, London und einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer iſt er ſo glücklich, ſich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Betrüger zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weiſen, Zubereitung einer köſtlichen Lebenstinctur, und andere treffliche Univerſaleſſenzen, welche nur durch geheime Wiſſenſchaften hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Caglioſtro ſeine leichtgläubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an barem Gelde ſpielen ließ. Manche wollten ſich nicht gerade von ihm in die Tiefen der Magie einweihen laſſen, ſondern begnügten ſich, für anſehnliche Summen andere Arzneimittel zu erhandeln, unter denen ſich beſonders ein Schönheitswaſſer befand, womit Caglioſtro alle alte Damen von den häßlichen Runzeln im Geſicht zu befreien verſprach. Dies einträgliche Handwerk trieb unſer Held mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen ſeiner Frau viele ergiebige Hülfsquellen für ihn zu verſiegen anfingen, und der Handel mit den Medicamenten auch zu ſtocken begann, beſchloß er, als Stifter einer neuen und geheimen Secte ſein Glück zu verſuchen, ließ ſich deswegen bei ſeinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und ſpielte ſeitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worin er die Augen aller ſchwärmeriſchen Köpfe Europens auf ſich zog. Die Gräfin Caglioſtro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; ſie war die erſte und gelehrigſte Schülerin ihres Mannes, und ſpielte nunmehr die Rolle einer Prieſterin der geheimen Weisheit eben ſo meiſterhaft, als ſie vorher die Prieſterin einer andern Göttin geſpielt hatte. Das Syſtem, wodurch Caglioſtro einen alten ägyptiſchen Orden, deſſen Stifter Enoch und Elias geweſen ſeyn ſollten, wiederherſtellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeſchmackteſten Träumereien und des aberwitzigſten Unſinns; aber der Anſtrich des Ueberirdiſchen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die täuſchende Wunderkraft ſeines Urhebers, welcher bald mit der ſcheinbarſten Uneigennützigkeit Kranke unentgeldlich curirte, bald als großer Cophta (dieſen Namen hatte er ſich als Wiederherſteller der ägytiſchen Maurerei beigelegt) die Geheimniſſe der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viel Freunde und Beförderer. Caglioſtro durchſtreifte abermals Europa, und machte beſonders in Mitau, Strasburg, Lyon und Paris ungemeines Aufſehen. Bei ſeinem Aufenthalt in der letzt genannten Stadt (1785) hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandgeſchichte verwickelt zu werden. Er wurde als ein Vertrauter des Cardinals Rohan zugleich mit ihm in die Baſtille geſetzt, und erhielt endlich einen königlichen Befehl, Frankreich zu verlaſſen. Seine zahlreichen Anhänger ſuchten ihn zwar zu retten, aber vergebens; die königliche Gewalt drang durch, Caglioſtro begab ſich wieder nach London, und erließ mehrere Sendſchreiben an ſeine Anhänger, worin er ſich über die in Frankreich erlittene Beſchimpfung bitter beklagte, und den franzöſiſchen Hof mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte. Von London, wo er ſich nicht lange halten konnte, reiſ'te er nach Baſel und in andere

Städte der daſigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten ſeiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte im Frühling 1789 nach Rom zurück, wo er ſich mit der Maurerei beſchäftigte, aber entdeckt und den 27ſten Dec. 1789 auf die Engelsburg gebracht wurde. Man inſtruirte einen Prozeß gegen ihn, und er wurde, zufolge eines päpſtlichen Definitiv-Erkenntniſſes vom 7ten April 1791, als ein Erzketzer und der römiſch-catholiſchen Religion höchſt gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Die Inquiſition ließ, wider ihre Gewohnheit, einen Auszug aus den Prozeßacten bekannt machen, und glaubte dadurch das Publicum über den wahren Charakter dieſes Betrügers hinlänglich aufgeklärt zu haben. Aber es ſind noch manche Dunkelheiten übrig geblieben; und ſelbſt über die eigentliche Urſache ſeines Verhafts wird viel geſtritten. Einige hielten ihn für einen geheimen Emiſſär der Jeſuiten, den man, da man ihn nicht länger brauchen konnte, in Sicherheit gebracht habe, um ſich ſeines Stillſchweigens zu verſichern; Andere glaubten, daß er das Oberhaupt eines großen unſichtbaren Bundes geweſen ſey, der den Umſturz aller Monarchien beabſichtigen ſollte. Man erweiſ't ihm aber vielleicht zu viel Ehre, indem man ihm ſo tief durchdachte Plane zuſchreibt. Höchſt wahrſcheinlich war er nur ein feiner Betrüger, der allen Parteien diente, und deßwegen bei den Proteſtanten für einen Beförderer des Catholicismus, bei den Catholiken aber für einen Beſchützer des Proteſtantismus galt. Sein Tod machte alle ferneren Unterſuchungen unmöglich; er ſtarb im Sommer 1795 im Gefängniſſe zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenſtaate.

Cagots, eine eben ſo unglückliche Menſchengattung, wie die Kretinen. Man findet ſie im ſüdlichen Frankreich in der Nähe der Pyrenäen; die meiſten ſind elende Bettler, mit den niedrigſten Arbeiten beſchäftigt, von Ausſatz, Flechten und Ungeziefer bedeckt, auf die gröbſten Nahrungsmittel beſchränkt, umherſchweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth und in Viehſtällen zubringend, von hagerem, bleichen Geſicht, meiſtens verſtümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, und ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, als des Lebens unwürdige, den viehiſchſten Ausſchweifungen ergebene Weſen, einem ſteten Hunger preis gegeben, und der verruchteſten Laſter angeklagt, womit das Menſchengeſchlecht ſich beflecken kann. In den vorigen Jahrhunderten wurden ſie entfernt als Ausſätzige, verflucht als Ketzer, verabſcheut als Menſchenfreſſer und Päderaſten; man durchbohrte ihnen die Füße mit einem Eiſen, zwang ſie als Erkennungszeichen eine Eierſchale auf ihren Kleidern zu tragen u. ſ. w. Auch der Name Cagot, welchen Scaliger von canis gottus ableitet, iſt ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Ueber die Abſtammung dieſer verworfnen Menſchenclaſſe im Schooße einer der gebildetſten Nationen der Welt ſind die Meinungen ſehr verſchieden. Am wahrſcheinlichſten iſt die Vermuthung, daß ſie von jenen nordiſchen Barbaren herſtammen, die im dritten und vierten Jahrhundert in das ſüdliche Europa einwanderten. Genauere Unterſuchungen aber haben gelehrt, daß ſie mit allen Fähigkeiten begabt ſind, um nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, und daß man ſie zu dieſem Zweck nur aus dem Zuſtande des Elends, der Verachtung und des Mangels reißen dürfte, welcher ſie hindert, ihre Anlagen zu entwickeln und anzuwenden.

Caille (Nicolas-Louis de la), war zu Rumigny unweit Roſoy

in Thierache im Jahre 1713 geboren. Sein Vater Louis de la Caille, hatte ſich, nachdem er unter den Gensd'armen der Garde und unter der Artillerie gedient, als Jägermeiſter der Herzogin von Vendôme nach Anet zurückgezogen. Hier widmete er alle ſeine Muße den Wiſſenſchaften und beſonders der Mechanik, und ſuchte eine gleiche Neigung ſeinem Sohne einzuflößen, den er auf das Collegium von Liſieux ſchickte, um ſeine Studien zu vollenden. Sein ſanfter Charakter, ſein anhaltender Fleiß und ſeine ſchnellen Fortſchritte hatten dieſem die Achtung und Freundſchaft aller ſeiner Lehrer erworben, als der Tod ſeines Vaters ihn ohne Vermögen und Hülfsmittel ließ. Der Herzog von Bourbon, ein Gönner des Vaters, kam großmüthig dem Sohne zu Hülfe. Um ſich eine ruhige und unabhängige Exiſtenz und zugleich die Freiheit zu ſichern, ſeiner Neigung für die Wiſſenſchaften zu folgen, wollte La Caille ſich dem geiſtlichen Stande widmen, und fing ſeinen theologiſchen Curſus an. Aber um dieſelbe Zeit richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Aſtronomie; und ungeachtet der Schwierigkeit, ſich ohne Lehrer, ohne Inſtrumente, faſt ohne Bücher heimlich zu unterrichten, hatte er ſich ſchon in ſeinem 23ſten Jahre aſtronomiſche Kenntniſſe erworben, die in Erſtaunen ſetzen mußten. Er trug den geometriſchen Geiſt in die ſcholaſtiſche Philoſophie und ſelbſt in die Theologie, deren Sprache er umändern, und deren Sätze er nach der Weiſe des Euclides, ſeines Lieblingsſchriftſtellers, behandeln wollte. Bei der erſten Prüfung, die er zu beſtehen hatte, waren ihm alle Stimmen zu Theil geworden, als der Vicekanzler, ein alter an die Subtilitäten der alten Schule gewöhnter Doctor, ſich einfallen ließ, dem Candidaten eine von jenen leeren Fragen vorzulegen, über die man bereits zu ſpotten anfing. Dieſer antwortete mit einer ſo unbeſonnenen Freimüthigkeit, daß der darüber erzürnte alte Pedant ihm den Magiſtertitel verweigern wollte, und La Caille ihn nur auf die Einſprüche der andern Examinatoren erhielt. Dieſe Ungerechtigkeit ſchlug zum Nutzen der Wiſſenſchaften aus; denn ſie beſtimmte La Caille, der Theologie ganz zu entſagen. Jacques Caſſini, dem er von Fouchy zugeführt wurde, nahm ihn auf und gab ihm eine Wohnung auf dem Obſervatorium. Maraldi ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft, und im folgenden Jahre nahmen ſie gemeinſchaftlich die Küſten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geſchicklichkeit, welche er bei dieſem Geſchäft bewies, machten, daß man ihn würdig fand, auch an der Meſſung des Meridians, womit man ſich zu beſchäftigen anfing, Theil zu nehmen. Er begann dieſe große Arbeit am 30ſten April 1739 und hatte in demſelben Jahre alle Triangel von Paris bis Perpignan beendigt; die Baſen von Bourges, Rhodes und Arles gemeſſen; die Azimuts und die Entfernungen der Sterne vom Zenith zu Bourges, Rhodes und Perpignan beobachtet, und den größten Antheil an der Meſſung des Längengrades genommen, der bei dem Hafen von Cette endigt. Während des harten Winters von 1740 dehnte er ſeine Triangel über die Hauptberge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue Baſis, die bei Riom gemeſſen worden war, in Verbindung zu bringen. Die Abſicht dieſer Abſchweifung war, ſich ein Mittel mehr zu verſchaffen, um die Zweifel aufzuklären, die er über die von Picard 1669 gemeſſene Baſis von Juviſy hegte. Er hatte wahrgenommen und gezeigt, daß dieſe Baſis um ein Tauſendtheil zu lang ſey, woraus folgte, daß die Toiſe Picards wenigſtens um eine Linie kürzer ſey als die Toiſe der Akademie. Dieſe ſo lange beſtrittene Behauptung La Caille's ward jetzt außer Zweifel geſetzt. In ſeiner Abweſenheit und in Folge ſeines Rufs ward er durch den Doctor Robbe zu dem

mathematiſchen Lehrſtuhl des Collegiums Mazarin ernannt, und dieſes neue Amt verzögerte die Fortſetzung der Mittagslinie in dem nördlichen Theile bis zum Herbſt. La Caille beendigte ſie in einigen Monaten, während welcher er noch zwei Baſen maß, und zu Paris und Dünkirchen alle aſtronomiſchen Beobachtungen machte. Nach ſeiner Rückkehr ging er an die Berechnung, die eine ſo lange Arbeit nach ſich zog, und durch die Vergleichung der verſchiedenen Bogen, die er gemeſſen hatte, zeigte er, daß vom Aequator nach dem Pol zu die Grade zunehmen; ein Schluß, der dem aus der alten Meſſung gezogenen gerade entgegenlief. Seine geometriſchen, mechaniſchen, aſtronomiſchen und optiſchen Abhandlungen, die ſich in wenig Jahren folgten, beweiſen, mit welchem Fleiße er ſein Amt als Profeſſor verwaltete; ſeine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wiſſenſchaften übergab, ſeine Berechnungen der Finſterniſſe auf achtzehnhundert Jahre, in der erſten Ausgabe der Art de vérifier les dates, beweiſen, mit welchem Eifer er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten fortſetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichniſſe unternommen, und wählte dazu die Methode der correſpondirenden Höhen. Im Jahr 1746 war er im Beſitz eines eigens für ihn eingerichteten Obſervatoriums auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühſamen Methode, der er den Vorzug geben zu müſſen geglaubt hatte, brachte La Caille vierzehn Jahre lang ſeine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten und beſonders die Sterne zu beobachten, um die aſtronomiſchen Verzeichniſſe und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden ſechsfüßigen Sectoren überlaſſen, womit er den Meridian von Frankreich verificirt hatte. Begierig, die niemals über dem Horizont von Paris erſcheinenden Polarſterne kennen zu lernen und zu verificiren, entwarf er den Plan zu einer Reiſe nach dem Cap: er ſah zugleich welchen Nutzen er aus dieſer Ortsveränderung für die Paralaxe des Mondes, der Venus und des Mars, und für die Strahlenbrechung ziehen könnte. Durch ein gedrucktes Blatt, das er in Europa verbreitete, gab er von ſeinen Planen den Aſtronomen, die ſie unterſtützen konnten, Nachricht. Bei dieſer Gelegenheit wurde Lalande, damals neunzehn Jahre alt, nach Berlin geſchickt, welches mit dem Cap unter einerlei Meridian liegt. Dieſe aſtronomiſche Unternehmung koſtete vierjährige Reiſen und Arbeiten. Bei ſeiner Ankunft auf dem Cap glaubte La Caille einige Zeit den Zweck ſeiner Reiſe verfehlt zu haben. Während der unter dieſen Himmelsſtrichen gewöhnlichen Südoſtwinde ſchienen alle Geſtirne in einer beſtändigen Bewegung; ſie gewannen das Anſehen von Cometen und die Heftigkeit des Windes erſchütterte die Inſtrumente und das Obſervatorium. Dieſen Schwierigkeiten zum Theil abzuhelfen, beſchränkte er ſich meiſtens auf minder ſtarke Vergrößerungsgläſer und auf Inſtrumente von einem mäßigen Durchmeſſer; und ſo gelang es ihm in 127 Nächten die Stellungen von ungefähr zehntauſend Sternen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zu beſtimmen. Da ſeine Abreiſe vom Cap ſich verzögerte, benutzte La Caille die Zwiſchenzeit, in der Südzone einen Grad zu meſſen, welches er mit derſelben Genauigkeit that, die ſeine frühern Gradmeſſungen auszeichnet. Auch nahm er noch auf Befehl der Regierung eine genaue Karte von Isle de France und der Inſel Bourbon auf, welches kurz vorher von dem berühmten Seefahrer d'Après ebenfalls geſchehen war. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte er ſich aufs neue anhaltend, die verſchiedenen Methoden zu vergleichen, die man für das Problem der Längen vorgeſchlagen hatte. Er wählte dafür die Abſtände des Mondes von der Sonne oder den Geſtirnen, zeigte die Vortheile dieſer Methode,

und ſchlug eine ſpäterhin allgemein angenommene Art von nautiſchem Almanach vor. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er ſinnreiche graphiſche Hülfsmittel an, wodurch ſie auf eine leichte Weiſe mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die ſie durch die Länge der Berechnungen abſchrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille ſeine Zeit zwiſchen ſeinem Obſervatorium, ſeinen Rechnungen, ſeinen Pflichten als Akademiker und Profeſſor, und der Herausgabe ſeiner verſchiedenen Werke. Es erſchienen jetzt ſeine Sonnentafeln, ſeine Fondements de l'astronomie, die Fortſetzung ſeiner Ephemeriden; außerdem beſchäftigte er ſich ganz beſonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreiſes. Da er einſah, daß für den ungeheuern Plan, den er entworfen hatte, die Methode der correſpondirenden Höhen viel zu langſam ſey, brachte er auf ſeiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufſteigungen der Sterne mit mehr Leichtigkeit geben ſollte; aber um zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabſichtigte, machte er es ſich zum Geſetz, in ſein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedesmal mit mehreren von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunkt er ſo mühſam beſtimmt hatte. Dadurch erreichte er eine größere Genauigkeit, als ſeine berühmten Nebenbuhler, Bradley und Mayer, die, obwohl mit beſſern Inſtrumenten verſehen, ſich bei den Sternen von geringerer Größe gewöhnlich mit einer einzigen Beobachtung begnügten. Zu bedauern iſt, daß dieſer ſchönen Arbeit von dem Herausgeber, einem Schüler und Freunde La Caille's, nicht diejenige Sorgfalt gewidmet worden, welche man gewünſcht hätte. Unter ſo vielen Geſchäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. Von Bouguer, der ihm ſterbend ſeine Handſchriften empfohlen hatte, ließ er den Traité de la gradation de la lumière erſcheinen und arbeitete den Traité de navigation ganz um. Ferner gab er die Beobachtungen des Landgrafen von Caſſel, und Waltherus, die Reiſe Chazelle's nach Aegypten, und Feuillée's nach den canariſchen Inſeln heraus. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte ſeine Arbeiten unterbrochen; er ſetzte ſie, kaum geneſen, um ſo eifriger fort, zerſtörte aber dadurch ſeine ſchwache Geſundheit, die ſich durch einige Ruhe vielleicht wieder befeſtigt hätte, und ſtarb im März 1762. Seine Manuſcripte hatte er ſeinem Freunde Maraldi übergeben, welcher den Ciel austral mit einer Lobrede auf den Verfaſſer von Brotier herausgab. Nie war ein Gelehrter ein größerer Freund der Arbeit und Wahrheit als La Caille. Die Menge, ſo wie die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen iſt bewundernswürdig, um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß ſeine ganze Laufbahn ſich auf 27 Jahre beſchränkt. Er wird ſtets unter den Aſtronomen Frankreichs eine der erſten Stellen einnehmen.

Caimakan heißt bei den Türken der Stellvertreter des Großveziers, wenn dieſer abweſend, todt oder abgeſetzt iſt.

Cairo, die Hauptſtadt in Aegypten, eine der größten Städte in der Welt. Sie liegt am öſtlichen Ufer des Nils in einer ſandigen Ebene, beſteht aus vier ziemlich weit von einander entfernten Theilen, Alt-Cairo, Bulak, dem Hafen der Stadt und Neu-Cairo. Die eigentliche Stadt, ohne Gärten und Pflanzungen, hat 3 1/2 Stunden im Umfang, 31 Thore, unregelmäßige und ungepflaſterte Gaſſen, welche des Nachts am Ende der Quartiere verſchloſſen werden, um Unordnungen zu verhüten; größtentheils von Ziegelſteinen erbaute Häuſer mit platten Dächern, gegen 250,000 Einwohner, Araber oder Mahomedaner, coptiſche Chriſten, Mamelucken, Griechen, Syrer, Armenier, Europäer, Juden ꝛc. Man

zählt an 80 öffentliche Bäder, 300 Moſcheen, Seiden-, Camelot-, Tapeten-, Schießpulver-, Leder-, Leinwand- und Kattunfabriken. Der Handel der Stadt iſt ſehr wichtig, da ſie der Mittelpunkt alles Verkehrs zwiſchen Europa, dem mittelländiſchen Meere, Aſien und Nord-Afrika iſt. Hier iſt auch eine mahomedaniſche hohe Schule. In der Nähe befindet ſich eine Waſſerleitung von 317 Schwibbogen. Im J. 1798 wurde ſie von den Franzoſen eingenommen, worüber man das Weitere unter Aegypten nachſehen kann.

Caisse d'Escompte oder Disconto-Caſſe war in Frankreich eine Zettelbank, welche zu Paris im Jahr 1776 von einer Geſellſchaft von Privatperſonen mit einem Capital von zwölf Millionen Livres errichtet wurde. Sie ſtand unter königlicher Autorität. Den Unfall abgerechnet, den ſie im Jahr 1783 litt (wahrſcheinlich, weil ſie der Regierung in geheim zu viel vorgeſchoſſen hatte), behauptete ſie ſich in gutem Credit, weil ſie immer eine offene Caſſe für die Bezahlung ihrer Zettel erhielt. Bei der Verfertigung der erſten 1400 Millionen Aſſignaten wandte man ſogleich 400 Millionen davon an, der Disconto-Caſſe die Schuld des Staats zu vergüten, hob ſie aber auch zu gleicher Zeit auf.

Calabrien, eine von den vier Hauptprovinzen des Königreichs Neapel, welche in das diesſeitige oder nördliche und in das jenſeitige oder ſüdliche Calabrien getheilt wird. Dieſe Landſchaft iſt an manchen Orten überaus fruchtbar. Im Februar 1783 wurde ein Theil derſelben durch Erdbeben ſo verwüſtet, daß ſich die Zahl der zerſtörten Städte und Dörfer über 300, und die der umgekommenen Menſchen wenigſtens auf 30,000 belief. Die ganze Bevölkerung Calabriens beträgt ungefähr 750,000 Menſchen auf 321 Quadratmeilen. In neuern Zeiten iſt dieſes Land lange der Schauplatz blutiger Unruhen geweſen, da die Einwohner ſich den neuen Formen, die ihnen die Regierungen Joſephs und Joachims gaben, nicht fügen wollten.

Calais. Dieſe wohl befeſtigte und ihrer ſonſtigen Handlung wegen volkreiche Stadt iſt die Hauptſtadt der ehemaligen Grafſchaft Oye in der Picardie; nach der neuen Eintheilung gehört ſie zum Departement Pas de Calais. Der ſogenannte Pas de Calais, von welchem das Departement den Namen hat, und welcher vorzugsweiſe auch der Canal genannt wird, iſt eine Meerenge zwiſchen den Küſten von Calais und der Landſchaft Kent, und ſcheidet das deutſche und baltiſche Meer. Sie iſt ungefähr fünf bis ſechs deutſche Meilen breit, und man kann bei hellem Wetter die Küſten von Frankreich und England zugleich ſehen. Der Hafen von Calais iſt nicht groß und für Kriegsſchiffe zu ſeicht; er wird aber wichtig durch die Lage an der engſten Stelle des Canals, durch das Packetboot, welches in Friedenszeiten regelmäßig alle Dienſttage und Freitage von Dover ankommt, und bei gutem Wetter die Ueberfahrt in 6 bis 8 Stunden macht, und durch den Zuſammenhang von Frankreich und England, welcher hier am lebhafteſten war und der Stadt bedeutenden Vortheil gewährte. Einwohner etwa 7000. Von 1346 an, da König Eduard III. von England dieſen Ort eroberte, blieben die Engländer im Beſitz davon bis 1558.

Calas (Jean). Dieſer unglückliche Mann, der als ein Opfer parteiiſcher Juſtizpflege auf dem Blutgerüſt ſtarb, war 1698 in der Provinz Languedoc geboren, in der proteſtantiſchen Religion erzogen und etablirte ſich, nachdem er ſich verheirathet hatte, als Kaufmann in Toulouſe. Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die er ſelbſt erzog, und ſtand wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in der allgemeinſten Achtung, als er

in ſeinem 68ſten Jahre plötzlich des ſchrecklichſten Verbrechens angeklagt wurde, deſſen ein Vater beſchuldigt werden kann. Am 13ten Oct. 1761 ward ſein älteſter Sohn, Marc Antoine, im väterlichen Hauſe erdroſſelt gefunden, und ſo glaublich es auch ſcheinen mußte, daß der von Natur ſchwermüthige, unruhige und unregelmäßige Jüngling ſich ſelbſt den Tod gegeben, ſo erhoben ſich doch bald tauſend Stimmen in der Stadt, daß der Vater den zum Uebergang zur catholiſchen Religion geneigten Sohn auf die unnatürlichſte Weiſe ermordet habe. Jean Calas und ſeine ganze Familie wurden verhaftet, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, in welchem zahlreiche Zeugen, deren Unzulänglichkeit ſehr einleuchtend war, wider ihn auftraten. Umſonſt berief ſich der Greis auf ſeine Zärtlichkeit für ſeine Kinder und auf die Melancholie ſeines Sohnes, umſonſt führte er an, daß er einem andern Sohne, der die catholiſche Religion angenommen, ſogar noch ein Jahrgeld zahle, daß er bei ſeiner Alterſchwäche eine ſolche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge unmöglich verüben können, daß eine catholiſche Magd, die er im Hauſe gehabt, die That nicht zugegeben haben würde; das Parlament von Toulouſe verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Rade, und ließ am 9ten März 1762 das Urtheil vollziehen. Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß Jean Calas mitten unter den Qualen der Folter und auf dem Blutgerüſt ſeine Unſchuld betheuert habe. — Der jüngſte Sohn ward auf immer verbannt, dagegen ward die Mutter, die den Vater während der Zeit, wo ihr Sohn erdroſſelt worden, nie verlaſſen zu haben verſicherte, freigeſprochen, eben ſo die Magd. Die Familie des Unglücklichen begab ſich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte ſie kennen, und faßte den Entſchluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er brachte die Sache vor den Richterſtuhl des Publicums, machte ſie, indem er die Wirkungen des Fanatismus mit den lebhafteſten Farben ſchilderte, zu einer Sache aller Nationen, und lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Mängel der Criminalgeſetzgebung. Die Witwe und die Kinder Calas warfen ſich hierauf zu den Füßen des Throns, und flehten um eine Reviſion des Prozeſſes. Funfzig Richter prüften alle Umſtände nochmals, und erklärten ſämmtliche Angeklagte für unſchuldig. Der König ſuchte durch Freigebigkeit die Familie wegen ihres unerſetzlichen Verluſtes zu entſchädigen, und Perſonen vom erſten Range wetteiferten, ihre Lage zu erleichtern. Für die Kunſt iſt dieſe unglückliche Begebenheit von Dichtern, Malern und Kupferſtechern vielfach benutzt worden.

Calatrava (Orden von), ſ. **Orden**.

Calcedon oder **Chalcedon**, ſ. **Achat**. Uebrigens iſt **calcedoniſch** ein Kunſtwort der Juwelirer, welche damit einen Fehler in den Edelſteinen bezeichnen, auf welchen, wenn man ſie dreht und wendet, Zeichen oder weiße Flecken ſichtbar werden, wie beim Calcedonier.

Calchas, des Theſtor Sohn, ein Prieſter und Seher der Griechen zur Zeit des trojaniſchen Krieges. Als die im Hafen von Aulis verſammelte Flotte gen Troja abſegeln wollte und man zuvor noch den Beiſtand der Götter durch Opfer erflehte; da ſchoß ein von Zeus erſchaffener Drache unter dem Altar hervor, wand ſich an dem Ahorn hinan, worunter geopfert ward, verſchlang ein auf dem Baume befindliches Sperlingsneſt mit acht Jungen und der Mutter, und ward darauf in Stein verwandelt. Calchas aber, als ein der Zukunft kundiger Seher, deutete dies Wunderzeichen auf die Dauer des Krieges, daß die Griechen neun Jahre hindurch Troja belagern und erſt im zehnten es erobern würden. Er begleitete das griechiſche Heer vor Troja, enthüllte

hier die Urſach der von Apollo wegen der Beſchimpfung ſeines Prieſters geſandten Peſt, ohne dabei des mächtigen Agamemnon zu ſchonen, und foderte ihn auf, die geraubte Chyſeis, des Prieſters Tochter, ihrem Vater zurückzugeben, damit die Gebete deſſelben den zürnenden Gott verſöhnen möchten. Auf ſeinen Rath ward das hölzerne Pferd erbaut; auch weiſſagte er dem Aeneas ſein bevorſtehendes Reich in Italien. Nach ſeinem Tode hatte er ein Orakel in Daunien auf dem Hügel Drium. Der Rathfragende opferte einen ſchwarzen Widder und ſchlief auf der Haut deſſelben.

Calciniren oder Verkalken. Im weiteſten Sinne des Worts iſt es die Operation, durch welche die feſten Körper vermöge des Feuers in einen Zuſtand kommen, wo ſie zerreiblich werden. Im engern Sinne verſteht man das Calciniren bloß von Metallen, und meint damit die Operation, mittelſt welcher dieſelben ihrer reguliniſchen Form beraubt und in Metallkalke oder metalliſche Erden verwandelt werden. Nach den jetzt angenommenen chemiſchen Geſetzen geſchieht es durch Entziehung des Brennbaren, daher man auch nach eben dieſem Syſteme den verkalkten Metallen durch Zuſetzung brennbarer Stoffe ihre reguliniſche Geſtalt wiedergeben kann. Die Metalle können auf verſchiedene Weiſe, entweder durchs Feuer oder, auf dem trockenen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft calcinirt werden. Man kann die Verkalkung aber auch auf naſſem Wege durch Auflöſung der Metalle und durch Niederſchlagung ihrer Kalke bewirken. Zum Beweiſe dient das Blei; ſchmelzt man eine genau abgewogene Quantität dieſes Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, ſo erſcheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derſelben zeigt ſich das Blei auf ſeiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht ſich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit dieſem Abhäuten kann man fortfahren, ſo lange noch Blei vorhanden iſt, und man hat dann alles Blei in eine ſtaubartige Subſtanz verwandelt, welche ein Kalk iſt. Dieſer Bleikalk iſt ſpecifiſch leichter als das metalliſche Blei, ſein abſolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als die dazu verwendete Quantität von Blei, ſo daß man auf zehn Pfund Blei eilf Pfund Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beſchriebene Art gleiche Veränderung, weßhalb ſie edle Metalle genannt werden. — Im Grunde iſt die Calcination nichts anders als eine Verbrennung, bei welcher nur der hohe Grad der Verdampfung fehlt, der zur Erzeugung einer Flamme erfodert wird. Nach der ſtahliſchen Chemie verlieren die Metalle beim Verkalken ihr Phlogiſton oder ihr Brennbares. Da nun dadurch vielmehr eine Verminderung des Gewichts bewirkt werden würde, was doch nicht der Fall iſt, ſo muß eine andere Subſtanz hinzutreten, deren Gewicht beträchtlicher iſt, als das Gewicht des verlornen Brennbaren. Worin dieſe Subſtanz beſtehe, iſt eben die Frage, die hier die Schwierigkeiten verurſacht. Die Meinungen darüber ſind verſchieden. Einige nehmen an, daß Feuertheile oder Wärmeſtoff zu den Kalken kommen; Andere nehmen hingegen einen Beitritt der Luft oder überhaupt luftförmiger Stoffe an. Nach Lavoiſiers Theorie fällt das Brennbare, und mithin ſeine Entziehung beim Calciniren gänzlich weg, und der Metallkalk wird als eine aus Metall und Oxygen zuſammengeſetzte Materie betrachtet, welche aus dem Grunde mehr als das Material für ſich allein wiegt, weil das Gewicht des Oxygens noch hinzukommt. Andere wenden ein, wie Weſtrumb, daß dasjenige, was dem Metalle beitritt, ein aus Phlogiſton und reiner Luft durch Verbrennung erzeugtes Waſſer ſeyn könne.

Sehr berühmte Chemiker ſind jetzt überzeugt, daß das bloße Entziehen des Phlogiſtons die angeführten Erſcheinungen bei der Verkalkung nicht erkläre, und nehmen daher an, daß dabei reſpirable Luft zerſetzt werde, und ein wägbarer Theil derſelben zu den Metallen trete, wodurch die Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung iſt daher eine Säuerung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, ſondern nur eine metalliſche Halbſäure erzeugt wird.

Calcutta, die Hauptſtadt Bengalens und des ganzen engliſchen Oſtindiens, 600,000 Menſchen zählend, der Sitz des engliſchen Generalgouverneurs und des oberſten Gerichtshofes. Sie hat ſieben Stunden im Umfange, und iſt am Hugly, einem Arme des Ganges, gelegen, auf welchem Kriegsſchiffe von 74 Kanonen bis an die Stadt kommen können. Die Straßen haben zum Theil Canäle und Teiche, und die Häuſer ſind meiſtens von Bambusrohr. Im engliſchen Quartiere aber findet man nur palaſtähnliche. Unter den Einwohnern findet man Handelsleute aus allen Nationen Aſiens, Amerika's und Europa's, und außer den Anhängern der indiſchen Religion, Mahomedaner, armeniſche, catholiſche und proteſtantiſche Chriſten, mit ihren Pagoden, Moſcheen und Kirchen. Von ihr hat die erſte Präſidentſchaft der Engländer in Oſtindien den Namen, (welche jedoch auch den Namen des eine engliſche Meile von Calcutta entfernten Forts William führt,) zu welcher Bengalen, Bahar, der fünfte Theil von Orixa und ſeit 1784 auch die Prinz-Walis-Inſel (Pulo Peenang) gerechnet werden. Im Jahre 1756 wurde Calcutta von dem Nabob in Bengalen geplündert und verbrannt, bei welcher Gelegenheit 146 Engländer in ein enges Loch (welches unter dem Namen der ſchwarzen Höhle bekannt geworden, und das nur von einer Seite zwei Fenſterchen hatte), zuſammengeſteckt wurden, von denen in weniger als ſechs Stunden 123 umkamen. Dieſes war die erſte Veranlaſſung zur Eroberung von Bengalen durch die Engländer, welche den Tod ihrer Brüder rächten. Calcutta hat an Reichthümern, prächtigen Gebäuden (beſonders in den Quartieren der Engländer), an gottesdienſtlichen Gebäuden, Hoſpitälern ꝛc. ſehr zugenommen. Die hieſige Bank macht nach europäiſchem Maßſtabe unermeßliche Geſchäfte; auch iſt ſeit 1800 eine Univerſität in dem Fort William errichtet worden, welche unter andern auch die anſehnliche Bibliothek des Tippo Saib zum Geſchenk bekommen hat. Es gibt ferner auch eine Sternwarte, Geſellſchaft zur Beförderung der Geſchichte, der Alterthümer, der Künſte und Wiſſenſchaften (Asiatic Society) ꝛc., auch eine Akademie für die Mahomedaner hier. Der Handel iſt von der höchſten Bedeutung. Es kommen jährlich über 2000 Schiffe aus allen Theilen der Welt hier an. Die Zölle allein bringen über zwei Millionen Pf. Sterl. ein.

Caldara (Polidoro), ſ. Caravaggio.

Calderon. Don Pedro Calderon de la Barca Henao y Riaño, aus einer altadelichen Familie ſtammend, ward geboren zu Madrid den 1ſten Januar 1601. Im Jeſuitercollegium ſeiner Vaterſtadt erhielt er ſeine erſte Bildung, und vollendete ſie in Salamanca, welche Univerſität er ſchon im 18ten Jahre wieder verließ. Geſchichte, Philoſophie und Jurisprudenz waren ſeine Hauptſtudien geweſen; frühzeitig aber hatte ſich auch ſchon ſein poetiſches Genie entwickelt, denn ſchon vor ſeinem vierzehnten Jahre ſchrieb er ſein erſtes Schauſpiel: El Carro del Cielo (Bd. 9. ſ. Werke). Sein Talent für dieſe Gattung von Poeſie, das ſeinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht hat, vielleicht

auch ſein reicher Erfindungsgeiſt für feſtliche Veranſtaltungen erwarb ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am madrider Hofe nahmen ſich ſeiner an, und eröffneten ſeinem Talente eine würdige Laufbahn. Hiermit aber nicht begnügt, trat er in den Soldatenſtand, und zehn Jahre lang trug er in Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück, von welchem er im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens ernannt wurde, als welcher er wieder dem Feldzuge in Catalonien beizuwohnen für ſeine Pflicht hielt. Der gegen Erwarten früh abgeſchloſſene Friede gab ihn aber ſeiner friedlichern Kunſt zurück, deren glückliche Uebung den Ruhm ſeines Namens bereits verbreitet hatte. Am Hofe zeichnete man ihn durch Gnadenbezeugungen aller Art aus, gab ihm eine monatliche Penſion von 30 escudos de oro, hielt aber auch ſein Talent in ununterbrochener Thätigkeit. Dagegen hatte er das Vergnügen zu ſehen, daß der Monarch, der auf das Theater mehr verwandte, als einer ſeiner Vorgänger, keine Koſten ſcheute, um des Dichters Schauſpiele mit allem Pomp aufzuführen. Nachdem er zehn Jahre lang unabläſſig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er auf königlichen Befehl die Erlaubniß, in den geiſtlichen Stand zu treten. 1653 erhielt er eine der Capellanſtellen an der erzbiſchöflichen Kirche zu Toledo, ohne aber ſeine bisherige Beſchäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch dieſe Stelle allzuweit vom Hofe entfernte, ſo erhielt er 1663 mit Beibehaltung ſeiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königlichen Hofcapelle, und zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewieſene Penſion. Sein Ruf aber vergrößerte ſeine Einkünfte noch um vieles, indem er von den angeſehenſten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsſtücke) erſucht ward. Auf Verfertigung derſelben wendete er, ſeitdem er in den geiſtlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er alles, was die an Stücken dieſer Art doch ſo reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweiſen hatte. Dieſe Stücke ſagten vornehmlich ſeinem religiöſen Gemüthe zu. Daß er vorzugsweiſe einen Werth auf ſie legte, beweiſ't folgende Anekdote. Da die Buchhändler mehrere Stücke anderer Verfaſſer als Arbeiten Calderons verkauften, ſo erſuchte ihn der Herzog von Veragua um ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Stücke. Calderon ſendete ihm blos ein Verzeichniß ſeiner Autos. und ſchrieb: „es ſey freilich beleidigend, daß man ihm zu ſeinen eignen fehlerhaften Arbeiten noch fremde unterſchiebe, und ſeine Stücke ſo entſtellt habe, daß er ſelbſt ſie nur dem Titel nach kenne; doch wolle er mit dieſen weltlichen Schauſpielen nicht mehr Umſtände machen, als die Buchhändler. Nur an den geiſtlichen ſey ihm, um der Religion willen, mehr gelegen.“ Man erkennt leicht, daß der Dichter noch aus ganz andern als bloß äſthetiſchen Gründen auf die Autos einen vorzüglichen Werth legte, und deßhalb in der That ungerecht gegen ſeine übrigen Stücke war, die in vielfacher Hinſicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Zwar mag das Romantiſche in ihnen mehr aus ſeiner Nation und ſeiner Zeit abgeleitet werden müſſen, als aus tiefer Kunſteinſicht; allein das iſt auch nicht die Hauptanſicht bei der Würdigung ſeiner poetiſchen Verdienſte. Welchen Stoff der Dichter auch behandle, überall erkennt man, freilich mehr oder minder, das Wehen des echten poetiſchen Genius: und ſteht er an Reichthum der Erfindung vielleicht dem Lope de Vega nach, ſo übertrifft er ihn an Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemeſſenerm Ausdruck. Allerdings werden wir dabei immer noch manches unſerer Denk- und

Empfindungsweiſe, unſerer gewohnten Anſicht und Ausdrucksart Fremdes finden, weit öfter aber den Dichter als unübertrefflich zu bewundern Gelegenheit haben. Einſeitig Gebildete werden ſich freilich zunächſt an jenes Fremdartige halten, und da es ſelbſt an ſpaniſchen Kritikern nicht gefehlt hat, die, wie der franzöſirende D. Blas Naſſarre und Velasquez, Nichtbeobachtung des Außerweſentlichen dem Dichter als Fehler anzurechnen ſich berechtigt hielten, ſo dürfen wir uns nicht verwundern, wenn manche von unſern Kritikern jenen ſpaniſchen nach- oder ähnlich ſprechen. Mit Einſeitigkeit nicht Behaftete unterſchreiben das Urtheil der ſpaniſchen Nation, welches Calderon unter die größten poetiſchen Genies zählt, und ſind billig genug, manche unläugbare Mängel ſeiner Stücke der Zeit und den Umſtänden zuzuſchreiben. Man hat von ihm 127 Comödien, deren viele Intriguenſtücke ſind, voll von Verwickelungen und reich an den intereſſanteſten Situationen; andere ſind heroiſche Comödien, wieder andere hiſtoriſche Schauſpiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Die Krone von dieſen iſt der ſtandhafte Prinz, der unter den romantiſchen Tragödien erſten Ranges einen ehrenvollen Platz verdient. Außerdem hat man von Calderon noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorſpiele) und 100 Sayneres (Divertiſſements). Seine kleineren Gedichte, Lieder, Sonetten, Romanzen u. a. ſind, ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenoſſen ertheilten, in Vergeſſenheit gerathen; ſeine Schauſpiele allein haben ihm Unſterblichkeit verſchafft. Die vollſtändigſte Ausgabe derſelben iſt die von D. Juan de Vera Taſſis y Villarel beſorgte (Madrid 1685. 9 Bde.). Uns Deutſche hat A. W. Schlegel mit einer meiſterhaften Ueberſetzung derſelben zu beſchenken angefangen (Berl. 1803 bis 1806), deren Fortſetzung jeder Freund der Poeſie mit Sehnſucht erwartet. Zu wünſchen wäre von derſelben Meiſterhand, die in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur eine Charakteriſtik Calderons geliefert hat, eine vollſtändige Parallele dieſes ſpaniſchen Dichters mit ſeinem Geiſtesverwandten Shakſpeare. Was Schlegel über die Ironie Beider geſagt hat, darf von Keinem überſehen werden, dem es um wahre Einſicht hierin Ernſt iſt. Ohne Zweifel muß man ſich mancher äſthetiſcher Vorurtheile entſchlagen, um dieſes glänzende Genie richtig zu würdigen; muß ihn aber zugleich auch nach dem Maßſtabe ſeines Jahrhunderts meſſen. Zu bedauern iſt es, daß man die Werke Calderons nicht chronologiſch geordnet hat. Wir würden dann auch ſehen, wie bei dem Dichter, je ſpäter, deſto tiefer, der Myſticismus Wurzel ſchlug. In einem Alter von 62 Jahren wurde er förmlich Prieſter, und in die Congregation von St. Pedro aufgenommen, in welcher er ſein ganzes übriges Leben blieb. 1687 erwählte ſie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, ein Greis von 86 Jahren, und vermachte aus Dankbarkeit jener Congregation ſein ganzes bedeutendes Vermögen. dd.

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Brittannia barbara). Tacitus hielt ſie für Deutſche; Andre mit mehrerem Rechte für Celten. Sie gelten für die Vorfahren der heutigen Bergſchotten.

Calembourg, ein Wortſpiel. In einem weitern Sinne heißen überhaupt witzige Einfälle und Wortſpiele, die in kleinen niedlichen Gedichtchen ausgedrückt werden, Calembourgs. Als ein Beiſpiel der erſten Art führen wir folgendes an: Ein Räuber foderte einem Reiſenden die Börſe ab, indem er ihm mit den gewöhnlichen Worten die Piſtole auf die Bruſt ſetzte: la bourse, ou la vie (die Börſe, oder ich er-

ſchieße dich). Pour l'avis (la vie), erwiederte dieſer trocken, le meilleur que je puisse vous donner, c'est de quitter votre métier, sans quoi vous serez pendu; et pour la bourse (den Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (Zopf). Ueberhaupt iſt die franzöſiſche Sprache reich an dergleichen Wortſpielen.

Calender iſt überhaupt die Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage: man nennt aber auch insbeſondere ſo ein Verzeichniß dieſer Eintheilung. Der Name kommt von einem griechiſchen Worte her, welches ausrufen bedeutet, weil bei den alten Römern die Sitte war, wegen Mangels eines ſolchen Verzeichniſſes, wie wir es haben, allemal am erſten Tage des Monats die übrigen Tage deſſelben auszurufen. — Zu den erſten Abtheilungen der Zeit gaben wiederkehrende Ereigniſſe der Natur Gelegenheit. Die ſcheinbare Umdrehung der Sonne um die Erde erzeugte die Eintheilung in Tage. Da ſich aber die Zahl der Tage zu ſehr vergrößerte, ſo fühlte man bald das Bedürfniß eines größern Zeitmaßes, welches mehrere Tage in ſich faßte. Dieſes bot bald der Wechſel des Mondes, deſſen Erſcheinung man alle 29 bis 30 Tage wiederkehren ſah, dar, und es entſtand die ſchon größere Zeitabtheilung in Monate. Allein nach Verlauf von einem ziemlichen Zeitraume ſah man auch dieſe zu ſehr gehäuft, und man bedurfte eines noch größern Maßes der Zeit. Dieſes fand man in dem ſcheinbaren Hin- und Herweichen der Sonne am Himmel von Süden nach Norden, und von da wieder nach Süden, oder eigentlich in dem Umlaufe der Erde um die Sonne. Man hatte die Entdeckung gemacht, daß ſie nach etwas mehr als 365 Tagen ihren ſcheinbaren Vor- und Rückgang vollende und wieder von neuem beginne, und nannte dieſen Zeitraum ein Sonnenjahr oder bloß Jahr, welches man wieder nach den vorigen Zeitmaßen, Monaten und Tagen, beſtimmte. Da nun wegen des richtigen Einfluſſes, den die Vor- und Rückbewegung der Sonne auf die Erde und die Geſchäfte ihrer Bewohner in allen Gegenden hatte, dieſer Umſtand die Aufmerkſamkeit der letztern natürlich auf ſich ziehen mußte; ſo kam es, daß alle bekannte Völker von einiger Cultur das Jahr als das größte Zeitmaß angenommen haben. Wahrſcheinlich haben ſich zuerſt die Phönicier, dann die Aegyptier, dann die Griechen dieſer Zeitbeſtimmung bedient, von welchen ſie zu andern Völkern fortgepflanzt iſt. Die Beſtimmung des Jahrs nach Monaten und Tagen konnte aber anfangs nicht ſehr genau ſeyn; denn dieſes foderte lange und aufmerkſame Beobachtung. Es mußte daher der Calender der älteſten Völker ſehr unvollkommen ſeyn. Indeß war es für dieſe genug, die ökonomiſchen Geſchäfte darnach einzurichten. Den Lauf der Sonne mit dem des Mondes in Uebereinſtimmung zu bringen, bemühten ſich zuerſt die Griechen, bei welchen überhaupt jede Kunſt und Wiſſenſchaft einen neuen Schwung bekam. Sie rechneten 12 1/2 Umdrehung des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr, und um die Theilung der Monate zu vermeiden, ließen ſie ein Jahr zu 12 Monaten mit einem zu 13 Monaten abwechſeln. Solon, bekannt durch die Abfaſſung milderer Geſetze bei den Athenienſern, der die Mängel dieſer Eintheilung einſah, beſtimmte den Monat auf 29 1/2 Tag, und ließ auf gleiche Weiſe Monate von 29 und 30 Tagen abwechſeln. Dadurch wurden die Zeiträume der Monate mit der angenommenen Zeit des Jahrs in ziemliche Uebereinſtimmung gebracht; allein da dieſe noch ſehr mangelhaft war, ſo entſtand bald Unordnung. Ungeachtet von Zeit zu Zeit Vorſchläge zur Verbeſſerung gethan wurden, ſo gelang es doch erſt Meton und Euctemon dadurch, daß ſie einen Zeitraum von 19 Jahren annahmen,

in welchem die Verhältniſſe der Sonne zum Monde wieder zurückkehren (ſ. Cyclus), die Sache ihrer Richtigkeit näher zu bringen. Dieſe Zeitrechnung, welche die Griechen im J. 433 vor d. chriſtl. Z. R. annahmen, fand ſo groſſen Beifall, daß ſie mit goldenen Buchſtaben in eine zu Athen errichtete Tafel eingegraben wurde; daher man diejenige Zahl, welche angibt, wie viel Jahre in der laufenden 19jährigen Periode verfloſſen ſind, die *güldene Zahl* nannte (ſ. d. Art.). Allein die 19jährige Periode war noch um 6 Stunden zu lang. Dieſem Mangel ſuchte Kalippus, 102 Jahre ſpäter, abzuhelfen, wiewohl er es noch nicht dahin brachte, daß der Anfang der Jahreszeiten auf einem beſtimmten Tage des Jahrs blieb. Bei den Römern führte ihr erſter König Romulus ein Jahr von 10 Abtheilungen oder Monaten ein, wovon 4, nämlich März, Mai, Quintilis und October 31 Tage, die übrigen, April, Juni, Sextil, September, November und December nur 30 Tage hatten. Da er einſahe, daß dieſe Rechnung nicht ausreichte, ſo ſchaltete er zur Ergänzung des Jahrs noch ſo viel Tage ein, als bis zum Anfange des folgenden Jahres nöthig waren. Sein Nachfolger Numa Pompilius, durch weiſe und wohlthätige Regierung berühmt, ſchaffte dieſe Rechnung ab, fügte noch 50 Tage hinzu, ſchnitt von den 6 Monaten, welche 30 Tage halten, weil er die gerade Zahl für unglücklich hielt, einen ab, und bildete aus den 56 Tagen 2 neue Monate, jeden zu 28 Tagen, welche er dem Janus und den Göttern der Unterwelt zu Ehren Januar und Februar nannte. So bekam das Jahr 12 Monate und 350 Tage; und um es mit dem Laufe der Sonne in Uebereinſtimmung zu bringen, bediente man ſich der Einſchaltungen nach Art der Griechen. Die letztern waren aber den Prieſtern überlaſſen; und weil dieſe nach den Bedürfniſſen des Staats oder ihren Privatvortheilen damit ſehr willkürlich verfuhren, ſo verurſachten ſie bald Mißvergnügen und Störungen. Deſſen ungeachtet dauerte dieſe Einrichtung bis gegen das Ende der republikaniſchen Verfaſſung fort. — Der Calender der Römer hatte eine ganz eigene Einrichtung. Sie gaben nämlich drei gewiſſen Tagen des Monats eigene Namen: nämlich der erſte Tag hieß bei ihnen allemal *Calendä*, in den vier Monaten März, Mai, Quintilis und October der ſiebente, in den übrigen der fünfte Tag hieß *Nonä* und in jenen vier Monaten der 15te in den übrigen der 13te Tag hieß *Idus*. Nach dieſen beſtimmten ſie die übrigen auf folgende Art: ſie zählten die Tage von den obenbenannten rückwärts, ſo daß man den Tag, von welchem man zu zählen anfing, mitrechnete. Wollte man z. B. den 3ten März angeben, ſo mußte man wiſſen, daß im März die Nonä auf den 7ten fielen, daher wurde jener der 5te vor den Nonen genannt; wollte man den 8ten Januar nennen, wo die Nonä auf den 5ten und die Idus auf den 13ten fallen, ſo war dieſer der 6te vor den Idus des Januars; ſollten endlich die nach den Idus fallenden Tage angezeigt werden, ſo gab man an, die wievielſten ſie vor den Calenden des folgenden Monats waren. — Wegen des Mangels an Genauigkeit jener Berechnung war es nach und nach dahin gekommen, daß zu Cicero's Zeit die Frühlingsnachtgleiche um 2 Monate ſpäter fiel, (nach Cicero's letztem Brief des 10ten Buchs der Briefe an den Atticus war gegen Ende des Mai's die Frühlingsnachtgleiche noch nicht vorbei,) als der Calender zeigte. Um dieſer Unordnung Einhalt zu thun, berief Julius Cäſar, da er die Dictatur und das Pontificat übernommen hatte, im Jahr 707 nach Roms Erbauung den griechiſchen Aſtronomen Soſigenes nach Rom, welcher mit dem Marcus Fabius die Zeitrechnung zu Stande brachte, welche dann nach dem Namen ihres Stifters der julianiſche Calender genannt

wurde. Die Hauptverbeſſerung beſtand darin, daß man die Frühlingsnachtgleiche wieder auf den März zurückbrachte. Man ſchob daher im J. 707 zwiſchen dem November und December noch 2 Monate ein, ſo daß dieſes Jahr 14 Monate bekam. Für die Zahl der Tage wurde die Beſtimmung der Griechen angenommen, nämlich 365 1/4 Tag, und die Zahl und die Namen der Monate wurden beibehalten, außer daß der Quintilis zu Ehren des Urhebers dieſer Verbeſſerung von nun an Julius genannt wurde. Da 1/4 Tag in die bürgerliche Zeitrechnung nicht aufgenommen werden konnte, ſo wartete man 4 Jahre ab, wo er einen ganzen Tag ausmachte, und ſchaltete dieſen zwiſchen den 23ſten und 24ſten Februar ein. Dieſer Tag wurde Schalttag und das vierte Jahr, wo er eingeſchaltet wurde, Schaltjahr genannt. Dieſer Calender iſt bei den Römern bis zum Untergange ihres Reichs, und in der chriſtlichen Kirchenverfaſſung aller Länder bis zum J. 1582 n. Ch. G. üblich geweſen. In der letztern waren die Feſte mit dieſer Zeitrechnung verwebt. Aber hier mußte um des Oſterfeſtes willen auf den Lauf des Mondes Rückſicht genommen werden. Die Juden feierten ihr Oſterfeſt (Paſcha) den 14ten Niſan (März); die Chriſten in demſelben Monate, nur beſtimmten ſie einen Sonntag dafür. Da nun aber das Oſterfeſt der Chriſten mit dem Paſcha der Juden bisweilen zuſammenfiel, und man es nicht für chriſtlich hielt, dieſes wichtige Feſt mit den Juden zugleich zu feiern, ſo wurde letzteres auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa 325 n. Ch. G. förmlich verboten. Hier wurde zugleich feſtgeſetzt, daß das Oſterfeſt allemal den Sonntag nach dem erſten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert werden ſollte. Dieſe fiel in jenem Jahre (325) auf den 21ſten März, und dieſer Tag wurde für alle folgende Zeiten für die Frühlingsnachtgleiche beſtimmt. Darum fällt das Oſterfeſt zwiſchen den 22ſten März und 25ten April. Weil ſich nun die Berechnung des Oſterfeſtes auf den Lauf des Mondes gründete, ſo hatte man dazu den 19jährigen Mondcyclus des Meton angenommen, nach welchem das Jahr 365 1/4 Tag enthielt und die Neumonde nach 19 Jahren allemal wieder auf dieſelben Tage fallen mußten. Da aber der Mondlauf in dieſer Zeitperiode um 1 Stunde 28 Minuten 15 Secunden länger iſt als die Rechnung war, ſo traf die Frühlingsnachtgleiche immer etwas früher ein. Im 16ten Jahrhundert war ſie von dem 21ſten März auf den 10ten gekommen. Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf daher einen Plan zur Verbeſſerung, und nach ſeinem Tode überreichte ihn ſein Bruder dem Papſte Gregor XIII. Zur Ausführung deſſelben berief dieſer eine Anzahl Prälaten und Gelehrter zuſammen; 1577 nahmen alle catholiſche Regenten den Vorſchlag an, und 1582 ſchaffte Gregor durch ein Breve den julianiſchen Calender in allen catholiſchen Ländern ab und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des gregorianiſchen oder verbeſſerten Calenders oder des neuen Styls beſitzen, da hingegen jener nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbeſſerung beſtand darin: Man warf vom 4ten October 1582 an 10 Tage heraus, und zählte nach dem 4ten ſogleich den 15ten. Jedes hundertſte Jahr, welches nach dem alten Styl ein Schaltjahr ſeyn ſollte, ſollte nun ein gemeines ſeyn, das 4te ausgenommen, d. h. es ſollte das Jahr 1600 ein Schaltjahr bleiben, aber 1700, 1800, 1900 ein gemeines und 2000 wieder ein Schaltjahr ſeyn. Bei dieſer Beſtimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen 5 Stunden 49 Minuten 12 Secunden angenommen. Neuere Beobachtungen vom Hrn. v. Zach und la Lande haben zwar gezeigt, daß das Sonnenjahr noch um einige Minuten länger iſt, allein ſie betragen erſt im

Jahre 3200 etwa einen Tag, welcher dann eingeſchaltet werden muß. Dieſer Verbeſſerung ungeachtet behielten die Proteſtanten den julianiſchen Calender fort bis zum Jahr 1700, wo ſie den neuen Styl auch annahmen; jedoch ſo, daß ſie zur Oſtergränze denjenigen Tag, auf welchen der erſte Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche aſtronomiſch fällt, beſtimmten. Dieſe Einrichtung aber erzeugte wieder Abweichungen; in den Jahren 1724 und 1744 fiel das Oſterfeſt der Catholiken acht Tage ſpäter, als das der Proteſtanten. Daher wurde 1777 der gregorianiſche Calender für die Feſtrechnung unter dem Namen des allgemeinen Reichscalenders eingeführt, damit die Proteſtanten und Catholiken das Oſterfeſt, mithin alle bewegliche Feſte des Jahrs, weil ſie von ihm abhängen, an einem Tage feierten. — England nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 auch an; der alte iſt nur noch in Rußland üblich, und iſt von dem neuen jetzt eilf Tage verſchieden. In Frankreich wurde während der Revolution von dem Nationalconvente durch ein Decret vom 24ſten November 1793 ein neuer Calender eingeführt. Zur Gränze dieſer Jahrrechnung nahm man die Herbſtnachtgleiche des Jahrs 1792, welche den 22ſten September 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittags nach dem pariſer Meridian einfiel, an, als den Tag, an welchem das erſte Decret der neuen Republik bekannt gemacht worden war. Nach dieſem beſtand das Jahr aus zwölf Monaten, jeder zu dreißig Tagen; zur Ergänzung deſſelben hängte man am Ende fünf und in den Schaltjahren ſechs Tage an. Die Schaltjahre, deren alle vier Jahre eins war, beſtimmte man nach einer beſondern Periode, welche Franciade hieß. Die Wochen fielen ganz weg; jeder Monat wurde in drei Theile (Decaden), jeder zu zehn Tagen eingetheilt, ſo wie ſich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalſyſtem gründeten. Die Namen der Monate wurden ſo gewählt, daß ſie nicht nur durch ihre Ableitung, ſondern ſelbſt durch ihren Ton beim Ausſprechen die Jahreszeit, die Temperatur und den Zuſtand der Vegetation bezeichnen. Sie waren: Herbſt vom 22ſten September bis 22ſten December. Vendémiaire, Weinleſemonat, (der October), Brumaire, Nebelmonat (der November), Frimaire, Reifmonat (der December); Winter vom 22ſten December bis 22ſten März: Nivôse, Schneemonat (der Januar), Ventose, Windmonat (der Februar), Pluviôse, Regenmonat (der März); Frühling vom 22ſten März bis 22ſten Junius: Germinal, Keimmonat (der April), Floréal, Blüthenmonat (der Mai), Prairial, Wieſenmonat (der Juni); Sommer vom 22ſten Juni bis 22ſten September Messidor, Erntemonat (der Juli), Thermidor, Hitzemonat (der Auguſt), Fructidor, Fruchtmonat (der September). Den zehen Tagen jeder Decade hatte man folgende Namen beigelegt: 1. Primidi, 2. Duodi, 3. Tridi, 4. Quartidi, 5. Quintidi, 6. Sextidi, 7. Septidi, 8. Octidi, 9. Nonidi, 10. Decadi (der Ruhetag). Ueberdies hatte auch noch jeder Tag im Jahre ſeinen beſondern Namen, der aber nicht von Heiligen, ſondern von der Oekonomie hergenommen, und der Zeit, in welche der Tag fällt, angemeſſen war; z. B. der 7te Vendemiaire hieß Carottes, Möhren. Dieſes Calenders bediente ſich die Regierung in allen öffentlichen Angelegenheiten, allein bei Privatgeſchäften brauchte man ſonſt durchgängig den gewohnten Styl, oder ſchrieb wenigſtens dieſen dem neuen bei. Allein er wurde auf Befehl des Kaiſers Napoleon durch ein Senats-Decret vom 9. Sept. 1805 aufgehoben, und der allgemeine chriſtliche (gregorianiſche) Calender in ganz Frankreich wieder eingeführt. (Die Berechnung des Oſterfeſtes geſchieht durch Hülfe der Epacten, güldenen Zahl und Sonnenbuchſtaben. S. d. Art). S: x.

Caliari (Paolo), bekannter unter dem Namen Paul Veroneſe, ein Maler von Verona, war 1528 oder 1530 geboren. Sein Vater, welcher Bildhauer war, wollte ihn für dieſe Kunſt bilden; allein der Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen. Als ſein Vater dies wahrnahm, ſandte er ihn zu Badile, ſeinem Oheim, welcher dadurch berühmt iſt, daß er zuerſt regelmäßige Gemälde lieferte, in denen er ſich von der ſogenannten alten Manier losmachte. Paul machte unter der Anleitung dieſes geſchickten Lehrers reißende Fortſchritte, aber da die veroneſiſche Schule bereits herrliche Künſtler, wie Forbicini, Giolfino, Ligozzi, Bruſaſorci und Farinato, zählte; ſo hatte er in den erſten Jahren nur wenig Ruf. Er gewann indeß zu Mantua einen Preis durch ſeine Kunſt. Die Ungunſt des Publicums bewog ihn, Verona zu verlaſſen. Er ging nach Vicenza, und in der Folge nach Venedig. Das Talent dieſes Meiſters hatte etwas Edles und Erhabenes, das nur in einer ſo ſchönen, an großen Männern und großen Erinnerungen ſo reichen Stadt würdig genährt werden konnte. Er bemühte ſich anfangs in die Fußtapfen Titians und Tintorets zu treten, aber zugleich ſchien er ſie durch eine geſuchtere Eleganz und durch eine reichere Mannichfaltigkeit der Verzierungen übertreffen zu wollen. Man erkannte bald an ſeinen Werken, daß Paul die nach Antiken geformten Gypsabdrücke, und die geätzten Blätter von Parmeſan und Albrecht Dürer ſtudirt habe. In ſeinen erſten großen Compoſitionen, welche zu St. Sebaſtian in Venedig ſind, erſcheint ſein Pinſel noch furchtſam; ſpäter erregte eins ſeiner Frescogemälde in derſelben Kirche, welches die Geſchichte der Eſther vorſtellt, die allgemeine Bewunderung, und der Senat glaubte ihm wichtige Arbeiten übertragen zu müſſen. Paul hegte den Wunſch, Rom zu beſuchen. Er begab ſich dahin mit dem venetianiſchen Geſandten, Grimani, und ſah hier mit Enthuſiasmus die ſchönen Muſter Rafaels und Michel Angelo's. Nach ſeiner Rückkehr malte er ſeine ſchöne Apotheoſe Venedigs. Doch machte ihm dieſe Arbeit nicht ſo viel Ehre als die verſchiedenen Abendmalseinſetzungen, welche man ſeinem Pinſel verdankt. In Venedig befinden ſich deren wenigſtens ſechs in den Refectorien der Geiſtlichen. Am berühmteſten iſt ſeine Hochzeit von Canaan, gegenwärtig zu Paris im Muſeum Napoleon. Ebendaſelbſt befindet ſich ſein Gaſtmahl Chriſti bei Simon. An jenem tadelt man mit Recht die unpaſſend angebrachte aſiatiſche Pracht, die Vereinigung der verſchiedenſten Perſonen und Coſtume, an dieſem einen Zug von Stolz, der ſtatt einfacher Hoheit in dem Chriſtusgeſicht ausgedrückt iſt, die Verſetzung der Hauptperſon in einen Winkel des Gemäldes, und das Ineinanderlaufen der weißen Tiſchtücher und der Architektur. In ſeinen Pilgrimmen vom Emaus verletzt Paul Veroneſe alle Einheiten der Zeit, des Orts, und der Handlung. — Aber neben allen dieſen Fehlern, welche Schönheiten! welcher Geiſt in den Phyſiognomien! welcher Adel in den Porträts und welche Richtigkeit in dem Colorit! Er hatte eine bewundernswürdige fruchtbare Einbildungskraft, neue und anziehende Ideen, aber er achtete zu wenig auf gewiſſe Regeln, von denen ſich ein Künſtler nie entfernen darf. Er ſtarb 1588. Seine Schüler waren Carl und Gabriele, ſeine Söhne, und Benedetto, ſein Bruder, ferner Michele Parraſio, Naudi, Maffei Verona, Franceſco Montemezzano.

Caliber. 1. Eine gewiſſe Dicke und deren Maß. In der Geſchützkunſt, der Durchſchnitt der Mündung eines Feuergewehrs, welcher das Maß der Kugel und der übrigen Ladung beſtimmt; ſo ſagt man: eine Kanone von ſchwerem oder leichtem Caliber, d. h. die mehr oder weniger ſchießt. 2. Ein Werkzeug bei verſchiedenen Handwerkern, ja bei einigen überhaupt ein jedes Modell.

Calif, ſ. Kalif.

Californien, eine große Halbinſel im ſpaniſchen Nordamerika, zwiſchen dem Purpurmeere (Mar vermejo, rothes oder californiſches Meer, auch Meer des Cortez), und dem ſtillen Ocean, in der Statthalterſchaft Neu-Mexico, begreift einen Theil der Nordweſtküſte von Amerika, und erſtreckt ſich vom Cap Lucas 23 Gr. 42 Min. bis 40 1/2 Gr. nördl. Breite. Auf der nördlichen noch nicht beſtimmten Gränze iſt der Eliasberg befindlich; durch das ganze Land zieht ſich eine beträchtliche Bergreihe. Der höchſte Berg, Cerro de la Gigante, iſt 1500 Metres hoch. Der Hauptfluß heißt Colorado de los martyres. Das Clima iſt im Süden oft unerträglich heiß, ſo daß friſches Fleiſch in einem Tage in Fäulniß übergeht. Hier iſt der Boden unfruchtbar, im Norden dagegen wohl gewäſſert und ſehr fruchtbar. Cortez entdeckte dies Land im J. 1536. Franz Drake, der es im Namen der Königin Eliſabeth in Beſitz nahm, nannte es Neu-Albion. Erſt ſpät wurden ſeine Reichthümer bekannt; denn die Jeſuiten, welche hier eine eben ſo vollkommene Herrſchaft beſaßen, als in Paraguay, ſchilderten es als ein rauhes und unfruchtbares Land. Erſt nach Aufhebung ihres Ordens (1767) entdeckte Joſeph Galvez die Schätze von Californien, zu deren Hebung aber die Bevölkerung zu gering iſt. Sie beſtehen hauptſächlich in Silber und Perlen. Die Einwohner ſind Indianer von verſchiedenen Stämmen, meiſtens von ſchwärzlicher Farbe, tapfer und höflich. Die ſpaniſchen Ortſchaften ſind entweder Miſſionen der Dominicaner zur Belehrung der ſehr unwiſſenden Einwohner, oder militäriſche Poſten, Presidios, zur Beſchützung der Miſſionen. Das Land wird eingetheilt in Alt-Californien, 7295 Quadratſtunden, 9000 Einwohner, mit funfzehn Miſſionen und dem Presidio Loretto, und in Neu-Californien, 2125 Quadratſtunden, 15,600 Einwohner mit zehn Miſſionen und vier Presidios. In dieſem iſt der Hauptort Monte Rey, in jenem Loretto.

Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, wurde zwölf Jahre nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 765) im Lager, wahrſcheinlich in Deutſchland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er ſich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte ſich beim Kaiſer Tiberius ſo einzuſchmeicheln, daß er nicht nur dem grauſamen Schickſal ſeiner Aeltern und Geſchwiſter allein entging, ſondern auch mit Ehrenſtellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langſames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, iſt ungewiß. Als aber derſelbe ſich ſeinem Tode näherte, war er zweifelhaft, ob er den Caligula oder des Druſus Sohn, Tiberius Nero, zu ſeinem Nachfolger ernennen ſolle, und ſetzte nach Sueton Beide zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, der, um ſeines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt ward, konnte ohne Schwierigkeit ſich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf und die entfernteſten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren ſeine erſten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er beſtattete auf das ehrenvollſte die Ueberreſte ſeiner Mutter und ſeines Bruders Nero, ſetzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Teſtament von dem Senat für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel deſſelben, den einzigen ausgenommen, in welchem der verſtorbene Kaiſer ſeinen

Enkel Tiberius und ihn, den Caligula, zu ſeinen Erben eingeſetzt hatte. Als er zum Conſul erwählt worden, nahm er ſeinen Oheim Claudius zum Mitconſul, und bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrſcht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er ſich durch die unerwartetſte Umwandlung plötzlich als den grauſamſten, unnatürlichſten Tyrannen zeigte. Die künſtlichſten Martern dienten ihm zur Luſt. Während ſeiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch unſchuldige Perſonen foltern und enthaupten; die angeſehenſten Perſonen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnſinne des Uebermuths hielt er ſich ſelbſt für einen Gott, und ließ ſich die Ehren erweiſen, welche man dem Apoll, dem Mars und ſelbſt dem Jupiter erwies. Auch die Venus und andere Göttinnen wollte er ſeyn, und zeigte ſich öffentlich mit den Attributen derſelben. Er ließ ſeiner eignen Gottheit einen Tempel erbauen und weihen. Einſt wünſchte er, das römiſche Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf Einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine ſeiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwiſchen Bajä und Puzzuoli. Er weihte dieſen Wunderbau ſelbſt prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit ſeinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor ſeiner Abreiſe noch etwas außerordentliches zu thun, eine Menge Perſonen, ohne Unterſchied des Alters, Ranges und der Geſinnung, ergreifen und in das Meer ſtürzen. Bei ſeiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom ein, weil er, wie er ſagte, die Natur ſelbſt beſiegt habe. Darauf rüſtete er ſich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind geſehen zu haben. Ihn hatte eine ſolche Furcht befallen, daß, als er an die Brücke kam und dieſe von den zudrängenden Maſſen verſtopft fand, er ſich von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab ſich hierauf nach Gallien, das er mit einer beiſpielloſen Habſucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen anſehnlichen Beute, verkaufte er alles Eigenthum ſeiner beiden Schweſtern, Agrippina und Livilla, die er ins Exil ſchickte. Auch die Mobilien des alte Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Auguſtus, der Agrippina u. ſ. w. verkaufte er. Bevor er das Land verließ, kündigte er die Abſicht an, nach Britannien gehen zu wollen. Er verſammelte ſein Heer an der Küſte, beſtieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er ſich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taſchen und Helme mit Muſcheln anzufüllen, indem er ausrief: „Dieſe dem Ocean entriſſene Beute gebührt meinem Palaſt und dem Capitol!" Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen ſeiner Kriegsthaten, begnügte ſich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beſchloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetſten Männer Roms zu verderben. Dies bewieſen zwei Bücher, die man nach ſeinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine gladius (Schwerdt), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er ſöhnte ſich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn ſeiner würdig fand. Caligula unterhielt Bordelle und Spielhäuſer für das Publicum und nahm ſelbſt das Eintrittsgeld der Beſuchenden ein. Zu weitläuftig würde es ſeyn, alle Verbrechen und Thorheiten dieſes Kaiſers anzuführen. Einiges müſſen wir

indeß noch flüchtig erwähnen. Caligula hatte ein Pferd mit Namen Incitatus; dies war ſein Liebling. Es hatte ein Haus, Meublen, eigene Diener und ward aus Marmor und Golde geſpeiſt. Caligula hatte es in das Collegium ſeiner Prieſter aufnehmen laſſen, und war Willens, es ſogar zum Conſul zu machen. Ferner hatte er die Idee, die Gedichte Homers zu vertilgen, und faſt hätte er die Werke und Bildniſſe des Virgil und Livius aus allen Bibliotheken wegnehmen laſſen, jenes, weil er ohne Genie und Kenntniſſe, dieſes, weil er ein unzuverläſſiger Geſchichtſchreiber ſey. Die Sitten Caligula's waren von Jugend auf verdorben, mit allen ſeinen Schweſtern hatte er Blutſchande getrieben. Nachdem er mehrere Weiber genommen und verſtoßen hatte, feſſelte ihn Cäſonia. — Eine Verſchwörung, an deren Spitze Chärra und Cornelius Sabinus, beides Tribunen der prätorianiſchen Cohorten, ſtanden, machte endlich ſeinem Leben im 29ſten und ſeiner tyranniſchen Regierung im vierten Jahre ein Ende.

Calixtiner der Utraquiſten, eine huſſitiſche Partei in Böhmen, die ſich vornehmlich durch die Beibehaltung des Kelchs im Abendmahle für die Laien von den Catholiſchen unterſchied. (Vergl. d. Art. Huſſiten). Unter Georg von Podiebrad 1450 bis 71, der ſich ſelbſt zu dieſer Partei bekannte, wurden die calixtiniſchen Stände den übrigen überlegen, unter Wladislaw erhielten ſie ſich im Beſitze ihrer Religionsfreiheit und theilten ſeit der Reformation des 16ten Jahrhunderts wie den Glauben ſo auch das Schickſal der Proteſtanten in Böhmen. Ihre Weigerung im ſchmalkaldiſchen Kriege gegen ihre Glaubensgenoſſen zu fechten, zog ihnen anfangs harte Verfolgungen zu, doch ließ der ihnen ſonſt ungünſtige Ferdinand I. ſie die Vortheile des Religionsfriedens ſeit 1556 mit ſeinen übrigen evangeliſchen Unterthanen genießen, und der vortreffliche Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Bedenklicher wurde ihr Schickſal unter Rudolph II. und ſie hatten Mühe, ihn endlich dahin zu bringen, daß durch den am 9ten Juli 1609 ausgefertigten Majeſtätsbrief die von ihnen in Verbindung mit den böhmiſchen Brüdern und den Evangeliſchen eingereichte böhmiſche Confeſſion öffentlich anerkannt und ihre Kirchenordnung, vermöge deren ſie bisher eigne Lehrer, Kirchen und Schulen und ein beſonderes Conſiſtorium zu Prag gehabt hatten, beſtätigt wurde. Da indeß Matthias mancherlei Verletzungen der Freiheiten dieſes Majeſtätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Proteſtanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zu einer Selbſthülfe, die den 30jährigen Krieg anfachte und nach einem kurzen Triumphe unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, durch die Niederlage dieſes übelberathnen Fürſten bei Prag 1620 mit völliger Unterdrückung des Proteſtantismus allzuhart beſtraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten, und nöthigte andre zur Auswanderung und auch Ferdinand III. mochte die Wohlthaten des weſtphäliſchen Friedens nicht auf die Evangeliſchen in Böhmen ausdehnen. Seine Nachfolger waren dem Proteſtantismus nicht günſtiger und erſt das Toleranzedict Joſephs II. gab den Evangeliſchen in Böhmen 1782 die ſeit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder, welche die reformirten und lutheriſchen Gemeinden, unter die ſich die Reſte der alten Calixtiner verloren haben, auch gegenwärtig genießen. E.

Callico, urſprünglich ein weißes oſtindiſches Baumwollenzeug, das in England gebleicht, in Mancheſter und in London, gleich andern weißen Kattunen, bedruckt wurde, und ſo in den Handel kam. Im

Auslande wurden bald alle engliſchen gedruckten Kattune Callicos genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße oſtindiſche Callicos, beſonders nicht zu den Exporten ins Ausland, ſondern ſubſtituirte ihnen in England gewebte weiße Kattune. Da zuerſt gemeiniglich dieſe Kattune mit braunem Grunde und Deſſeins, worin rothe Blumen vorherrſchend waren, gedruckt wurden, ſo kamen davon zweierlei Arten zunächſt in deutſchen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicos in den Handel, und ſo lange das ſogenannte Continental-Syſtem die engliſchen Manufacturen vom Continente verdrängte, nannten alle deutſche und ſchweizeriſche Fabrikanten ihre gedruckten Kattune Callicos. Möchten ſie mit dem Namen zugleich auch die Solidität in der Farbe und in der Qualität der urſprünglichen erhalten haben!

Callimachus, dieſer berühmte griechiſche Elegien- und Hymnendichter, war von Cyrene in Libyen gebürtig und blühte unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 Jahre vor Chriſto. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur ſo viel, daß er, aus einem vornehmen Geſchlechte entſproſſen, ſich früh auf die Erlernung der damals beliebten Wiſſenſchaften legte, in Alexandrien eine Schule der Grammatik, d. h. der ſchönen und humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, eröffnete, und in derſelben mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntniſſen und nicht geringem Ruhme bildete, z. B. Eratoſthenes, Apollonius Rhodius, Ariſtophanes von Byzanz u. A. Ptolemäus Philadelphus zog ihn aus dem Dunkel ſeiner Schule hervor und räumte ihm eine Stelle im Muſeo ein, wo er, wie die übrigen Gelehrten, vom Könige Gehalt bekam. In gleicher Gunſt ſtand er bis an ſeinen Tod bei Ptolemäus Euergetes. Er ſchrieb in dieſer günſtigen Lage ſeine meiſten Werke, deren Zahl nach Suidas ſehr beträchtlich geweſen. Wir haben nur außer einigen Fragmenten 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat ſich in Catulls lateiniſcher Ueberſetzung erhalten. Callimachus Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der Genialität durch prunkende Vielwiſſerei zu erſetzen ſuchte. Statt edler einfacher Größe zeigen ſie Künſtelei und Ueberladung. Vergebens ſucht man in ſeinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Hoheit und Würde der Götter; man findet ſtatt deſſen ein falſches Pathos und ein Streben zum Seltenen, Veralteten, Gelehrten. Seine Elegien ſind verloren gegangen; dieſe werden von den Alten mit großem Lobe erwähnt und dienten Properz zu Muſtern.

Callipygos, Beiname der Venus, die überall das Ideal der Schönheit repräſentirt. Eine Statue im Museo Florentino ſtellt dieſen im nevisaniſchen Catalog nicht vergeſſenen Hauptreiz in abſonderlicher Fülle dar, und darf für ein Idole aux belles fesses gelten. Man vergleiche zum Ueberfluß den Talisman der Fee Rahimu, im vierten Geſange des Idris.

Callot (Jacques), geb. 1594 zu Nancy und geſt. daſelbſt 1635, hat ſich unter den franzöſiſchen Künſtlern einen ehrenvollen Platz erworben. Von der Natur mit einer lebhaften Neigung für die zeichnenden Künſte ausgeſtattet, beſiegte er ſtandhaft jedes Hinderniß, das ſich der Vervollkommnung ſeines Talents entgegenſtellte. Im zwölften Jahre ſeines Alters floh er, da ſeine Aeltern ihn einer andern Beſtimmung widmen wollten, nach Italien, lernte zu Rom zeichnen unter Jul. Pa-

rigi, kupferſtechen unter Philipp Thomaſſin, und wurde nachher zu Florenz ein Schüler von Canta-Gallina, und zu Nancy von Claude Henriet. Bald überließ er ſich gänzlich der Liebe zur Kupferſtecherei, und zog hier wieder die Aetzkunſt vor, wahrſcheinlich, weil durch ſie ſein lebhafter und fruchtbarer Geiſt ſich ſchneller ausdrücken konnte. In einem Zeitraume von zwanzig Jahren erfand und fertigte er an 1600 Stücke, deren Verzeichniß man in dem Cabinet de Singularitez d'Architecture, Peinture, Sculpture et Gravure von le Comte (T. 2. p. 376 — 392, und beſſer noch in Gerſaints Catalogue de Lorangère findet. Eine große Anzahl derſelben ſind von Kennern für Meiſterſtücke erklärt, welches Urtheil aber ſich mehr auf Ausführung als Anordnung, auf Darſtellung des Einzelnen mehr als des Ganzen beziehen kann. Denn wenig oder nichts verſtand Callot von Compoſition und Austheilung des Lichtes, weßhalb das Ganze oft ſchlechte Wirkung thut; betrachtet man dagegen die einzelnen Partien, ſo findet man ihn vortrefflich, die Zeichnung richtig, die Stellungen meiſt gefällig, die Gruppen mannichfaltig, die gezwungenen Contraſte vermieden, den Ausdruck ſtark und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meiſterhand. Beſondern Ruhm hat er ſich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben, die er auch in Menge in allen ſeinen Stücken angebracht hat. Die meiſten dieſer Stücke, wenn man die heiligen Sujets abrechnet, ſind Darſtellungen von Schlachten, Belagerungen, Bällen, feſtlichen Aufzügen. Von dieſen werden die Misères et malheurs de la guerre auf achtzehn Blättern als das vorzüglichſte geprieſen. Dergleichen Blätter verfertigte er für Cosmus II. von Florenz, Ludwig XIII. von Frankreich und den Herzog Heinrich von Lothringen. Eigene Neigung trieb ihn ſo ſehr zum Komiſchen, daß er dieſer Laune ſelbſt bei Darſtellung heiliger Gegenſtände nicht widerſtand, z. B. in der Verſuchung des heiligen Antonius. Seiner komiſchen Laune zu Folge ſtellte er aber nicht bloß allerhand burleske und groteske Figuren in ſeinen Blättern mit auf, die man wohl auch callotſche Fratzen genannt hat, ſondern ſchuf auch ganze Tableaux dieſer Art, die in der That den Inbegriff ſeiner Kunſt zeigen. Seinen Jahrmarkt, ſeine Bettler nennt man deßhalb als ſeine vollkommenſten Arbeiten. Zu bemerken iſt noch, daß er der erſte war, der beim Aetzen ſich des Scheidewaſſers und eines Firniſſes bediente. Nicht aber bloß als Künſtler, auch als Menſch iſt er ſehr intereſſant, und es wird Niemand gereuen, Callots Biographie bei Gerſaint a. a. O. oder von Huſſon (Par. 1766. 8.) geleſen zu haben. Nur eine Anekdote von ihm finde hier noch Platz. Als 1631 die Franzoſen Nancy erobert hatten, verlangte entweder der König ſelbſt, oder der mächtige Richelieu von ihm, er ſolle die Einnahme dieſer Stadt graviren, wie er die von Rochelle gravirt habe. Callot aber erklärte: eher haue er ſich ſeinen Daumen ab, als daß er die Erniedrigung ſeines Fürſten und Vaterlandes durch ſein Talent verewige. dd.

Calmar, die Hauptſtadt in Smaland in Schweden, an der Oſtſee, Oeland gegenüber gelegen. Als ſie 1647 abgebrannt war, wurde ſie nicht wieder auf der alten Stelle erbaut, ſondern auf die Inſel Quarnholm verlegt. Sie hat einen kleinen aber guten Hafen, und treibt beträchtlichen Seehandel mit Bretern, Alaun und Theer. Auch hat ſie Wollenzeug-Manufacturen. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs und des Laudhauptmanns. Im J. 1800 verlor ſie durch eine Feuersbrunſt 150 Häuſer, das Gymnaſium nebſt der Bibliothek und einen Theil der öffentlichen Magazine. Hier wurde im J. 1397 die berühmte, nach dieſem Orte benannte Union zwiſchen den drei nordiſchen Reichen geſchloſ-

ſen. (S. Schweden.) Das Schloß Calmar liegt außer der Stadt im Sunde und iſt wohl befeſtigt.

Calonne (Charles Alexandre de), geboren im J. 1734 zu Douai, wo ſein Vater erſter Parlamentspräſident war. Nachdem er zu Paris ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Advocatenſtande, und ward bei dem Provincialconſeil von Artois angeſtellt. Von da trat er als Generalprocurator in das Parlament von Douai. Im J. 1763 wurde er zum Maître des requêtes (Berichterſtatter der Bittſchriften) ernannt, und da er ſich allenthalben auf eine vortheilhafte Weiſe zeigte, ward ihm bald ein wichtiges und ſchwieriges Geſchäft aufgetragen. Er wurde bei der Commiſſion, welche das Betragen von La Chatolais unterſuchen ſollte, als Generalprocurator angeſtellt, und brachte ſich hier in den Verdacht, das Vertrauen des Angeklagten gemißbraucht zu haben, indem er dem Vicekanzler einen geheimen Brief deſſelben mittheilte. Was er zu ſeiner Rechtfertigung anführte, konnte nicht genügen; dennoch kann es nicht geläugnet werden, daß er und Lenoir es hauptſächlich bewirkten, daß la Chatolais milder gerichtet wurde, als man anfangs vermuthen durfte. Im J. 1768 wurde Calonne zum Intendanten von Metz und in der Folge von Lille ernannt, und zeichnete ſich auch in dieſen Aemtern durch ſeine Talente aus. Dies war ſeine Lage, als Ludwig XV. ſtarb. Der aus einem langen Exil zurückgerufene Miniſter Maurepas hatte nach einander Turgot und Necker, Fleury und Ormeſſon ins Finanzminiſterium berufen. Im November 1783 folgte dieſen nach Maurepas Tode Calonne. Der verſailler Frieden war abgeſchloſſen, und man konnte jetzt die Rückſtände der Kriegs- und Marinekoſten ausmitteln. Außer den Anleihen und verfallenen Zahlungen, die ſich von den vorhergegangenen Regierungen herſchrieben, waren 176 Millionen anticipirt worden, für deren Erſetzung geſorgt werden mußte. Calonne ließ ſich durch dieſe Schwierigkeiten nicht niederſchlagen. Sein Syſtem war, die Bedrängniß zu verhehlen und einen Schein von Wohlbefinden anzunehmen. Er verſchmähte das Hülfsmittel der Erſparniſſe, bezahlte die fälligen Termine, hielt die öffentlichen Papiere durch geheime Vorſchüſſe aufrecht, beſchleunigte die Zahlung der Staatsrenten, ſetzte bedeutende Vergütungen für die Regie- und Landgüterpachtungen aus, ſicherte den Credit der Caiſſe d'eſcompte, projectirte Tilgungsfonds, und unternahm ſogar eine Umprägung der Goldmünzen, wie in einer Zeit der tiefſten Sicherheit. Anfangs befolgte er das vor ihm angenommene Anleiheſyſtem. Nach ſeiner Schätzung waren von 1776 bis 1786 ungefähr 1,250,000,000 geborgt; das jährliche Deficit aber belief ſich auf 115 Millionen; dies ſollte jedoch im J. 1797 bis auf 55 Millionen getilgt ſeyn. Zu dem Ende mußten die Staatseinkünfte, welche ſich damals auf 475 Millionen belaufen konnten, bis auf 590 Millionen gebracht werden. Alle dieſe Maßregeln wurden lebhaft beſtritten. Der Miniſter antwortete ſeinen Gegnern in Aufſätzen, welche ſich durch Methode, Klarheit und eine gewiſſe Kraft der Dialektik auszeichnen. Wie dem auch ſey, die Erſchöpfung des Schatzes war ungeheuer. Calonne's erſte Maßregeln waren nur für den Augenblick berechnet. Die Staatsſchuld war auf kein ſicheres Unterpfand begründet. Dies zu bewirken gab es nur ein neues Contributionsſyſtem, und Calonne ſchlug es vor. Seine beiden Haupthebel waren eine in Natura zahlbare Grundſteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Da indeß vorauszuſehen war, daß der Ausführung eines Plans, der von den beiden erſten Ständen des Staates bis dahin unerhörte Opfer foderte, von ihnen Hinderniſſe entgegengeſtellt werden würden, eine allgemeine Ständeverſammlung aber zu gefährlich

ſchien: ſo wählte Calonne einen Mittelweg, der die für die Erreichung ſeiner Abſicht nöthigen Bedingungen zu haben ſchien. Er ſchlug eine Verſammlung von Notablen, gewählt aus den angeſehenſten Mitgliedern der beiden erſten Stände, den Obrigkeiten, und aus den Häuptern der wichtigſten Municipalitäten vor. Dieſer conſultative Verein hatte keinen geſetzlichen Charakter, um zu beſchließen; man kannte wenige ähnliche in den Jahrbüchern der Monarchie. Calonne's Plan wurde im Staatsrath beſonders von Miromeſnil und Breteuil beſtritten; dennoch nahm der König ihn an. Der Miniſter ſelbſt verkannte die Gefahr nicht, die er dabei lief, und hegte überhaupt nur ſchwache Hoffnung, um ſo mehr, da er durch Vergenne's Tod eines mächtigen Beſchützers beraubt wurde. Am 22ſten Februar 1787 hatten die Notablen ihre erſte Sitzung zu Verſailles. Man erwartete mit Ungeduld den Bericht des Finanzminiſters. Er erſtattete ihn mit aller Geſchicklichkeit, deren er fähig war; aber dies konnte den üblen Eindruck ſeiner unſeligen Aufſchlüſſe nicht mindern. Das Deficit von 115 Millionen war weit mehr als man gefürchtet hatte. Calonne leitete den Urſprung deſſelben von der Verwaltung Terray's ab, behauptete, daß es damals 40 Millionen betragen, daß es von 1776 bis 1783 um eben ſo viel geſtiegen, und gab endlich zu, daß er ſelbſt es bis 1786 um 35 Millionen vermehrt habe. Dieſe Berechnungen ſtanden mit denen von Necker in zu geradem Widerſpruch, um von dieſem unbeantwortet zu bleiben. Allgemein warf man es Calonne vor, daß er mit ſeiner Angabe drei Jahre gewartet, daß er ſie übertrieben, und endlich, daß er jede früher beſtandene Zahlungsfähigkeit umgeſtürzt habe, um ſeine Veruntreuungen zu verhüllen. Der erſte Angriff, den man auf ihn machte, war die Denunciation der Vertauſchung der Grafſchaft Sancerre, welche dem Grafen d'Eſpagnac gehörte. Man beſchuldigte ihn, das Intereſſe des Königs dabei aufgeopfert zu haben, ſeines eignen Vortheils willen. Lafayette erſchien an der Spitze der Ankläger und Miromeſnil galt für einen der geheimen Anſtifter; aber der König ſchien im erſten Augenblick ſeinen Miniſter zu halten. Der Großſiegelbewahrer, Calonne's ſteter Gegner wurde entlaſſen. Dieſer Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Unabhängig von Neckers Freunden trat noch eine andre Partei gegen ihn auf, diejenige nämlich, welche den Erzbiſchof von Toulouſe, Loménie-Brienne, ins Miniſterium brachte. Der Hof erſchrak über die Weitläuftigkeiten der Verſammlung der Notablen und über die Gährung, welche ſie erregte. Die Königin, entweder aus Furcht vor der öffentlichen Meinung oder auf Breteuils Eingebungen, ſagte ſich los von Calonne, welcher entſetzt und nach Lothringen verwieſen wurde. Dieſer wollte an einen ſo plötzlichen Wechſel nicht glauben und ſchmeichelte ſich, daß der ganzen Maßregel eine Verſtellung zum Grunde liege. Er mußte jedoch bald ſehen, daß ſeine Ungnade nur zu wirklich ſey. Man erſparte ihm weder Vorwürfe noch Demüthigungen. Er begab ſich nach England, wo er unter andern von der Kaiſerin Catharine eine ſchmeichelhafte Einladung bekam; er aber beſchäftigte ſich, die Anklagen, welche ſich gegen ihn erhoben, zurückzuweiſen. Dies iſt der beſondre Zweck einer an den König gegen das Ende des J. 1787 gerichteten Bittſchrift, worin er alle ſeine miniſteriellen Unternehmungen durchgeht und ſich bemüht, zu beweiſen, daß ſie ſämmtlich die Verbeſſerung der Finanzen zum Zweck gehabt. Der Erzbiſchof von Toulouſe, ſein Nachfolger, hatte ihm das perſönliche Mißfallen des Königs zu erkennen gegeben; die Parlamenter von Grenoble, Toulouſe, Beſançon, hatten ihn der öffentlichen Ahndung preis gegeben; das Parlament von Paris war förmlich

wider ihn aufgetreten. Calonne vertheidigte ſich gegen alle dieſe Angriffe; er erſuchte den König zu erklären, daß er ſtets auf ſeinen ausdrücklichen Befehl oder mit ſeiner Zuſtimmung gehandelt habe und erbot ſich, im Fall der König ſchweige, ſich auf die feierlichſte Weiſe vor dem Gerichtshofe der Pairs, vor dem er angeklagt worden, zu rechtfertigen. Dieſe durch ihren lebhaften, aber ehrerbietigen Ton ausgezeichnete Schrift ward durch eine Menge von Pamphlets angegriffen. Allen Beſchuldigungen ſetzten Calonne's Freunde die allerdings wahre Thatſache entgegen, daß er ſo arm aus dem Miniſterium getreten ſey, daß er ſich habe glücklich ſchätzen müſſen, die Hand einer reichen Witwe zu erhalten. Gleich unwirkſam war ein Brief Calonne's an den König vom 9ten Februar 1789, welcher politiſche Betrachtungen enthielt und hauptſächlich gegen Necker gerichtet iſt. Er zeigte darin an, daß er die Abſicht habe, ſich als Candidat zu den Generalſtänden einzufinden. Wirklich erſchien er in der Wahlverſammlung des Adels von Bailleul; aber er mußte die Hoffnung, ſich gewählt zu ſehen, aufgeben, und kehrte nach London zurück, wo er ſich aufs neue mit polemiſchen Schriften über die Lage der Angelegenheiten beſchäftigte. Ereigniſſe andrer Art ſollten ihn für den Reſt ſeines Lebens in Thätigkeit ſetzen. Die Revolution hatte begonnen. Eine Menge Mißvergnügter verſammelte ſich um die ausgewanderten Brüder des Königs, welche Hülfe bei den fremden Mächten ſuchten. Calonne blieb nicht müßig; vielmehr nahm er mit einem Eifer, der ſeine Kräfte zu überſteigen ſchien, an den Ereigniſſen Antheil. Seine Unterhandlungen, ſeine Reiſen nach Deutſchland, Italien und Rußland, ſeine Beharrlichkeit, ſeine Anhänglichkeit machte ihn der Partei unſchätzbar, welcher er diente. Er entwickelte hier neue Talente und einen an Hülfsmitteln unerſchöpflichen Geiſt. Nachdem er vergebens alle politiſchen Mittel erſchöpft hatte, wollte er ſeiner unglücklichen Sache noch mit der Feder dienen. In dieſer Abſicht ſchrieb er ſein Tableau de l'Europe en Novembre 1795, eins ſeiner merkwürdigſten Werke, wegen der Treue und Wärme, womit er die Ereigniſſe darſtellt. Seitdem verſchwand Calonne von der politiſchen Bühne und lebte ruhig zu London, vornehmlich mit den ſchönen Künſten beſchäftigt, die er immer mit Geſchmack getrieben hatte. Er verließ im Sept. 1812 England und kam nach Paris zurück, wo er im October deſſelben Jahres ſtarb. Dies war die glänzende und unglückliche Laufbahn eines mehr unbeſonnenen als übelwollenden Miniſters, der den erſten Anſtoß zur Revolution ſeines Landes gab. Er veranlaßte ein Ungewitter, das er nachher nicht mehr beſchwören konnte. Die für eine große Verwaltung erforderlichen Eigenſchaften beſaß er in einem hohen Grade; er kannte genau alle Details, umfaßte das Ganze mit bewundernswürdiger Genauigkeit; er war ſelbſt fähig, das Höchſte ins Auge zu faſſen. Wenn aber Weisheit, welche die Gedanken zur Reife bringt, wenn ein vorſchauender Blick, der die Hinderniſſe erräth, wenn ein folgerechter und ordnungsliebender Geiſt, der den Erfolg der Unternehmung vorbereitet, weſentlich zu einem Staatsmann gehören; ſo darf Calonne keinen Anſpruch auf dieſen Namen machen. Er hatte die Menſchen nicht ſtudirt, traute zu viel ihren Verſprechungen und ließ ſich von Eitelkeit verblenden. Sein perſönliches Betragen war nicht würdig, ſeine Sitten waren nicht ſtreng genug. Man hat ihm zu große Pracht und Freigebigkeit, Unbeſonnenheit und Uebereilung mit Recht vorgeworfen; aber ſein Charakter war offen und edel. Er vereinigte mit glücklichen Anlagen die Vorzüge einer glänzenden Erziehung. Er arbeitete leicht und unermüdlich, ſelbſt unter den frivolſten Zerſtreuungen. Seine Phyſiog-

nomie man geiſtreich, ſeine Manieren anziehend; er ſprach mit Anmuth. Seine Schreibart ſtets elegant, oft edel und lebhaft, iſt nur zuweilen weitſchweifig und incorrect. Seine Werke, unter denen ſeine Reden und Denkſchriften an die Verſammlung der Notablen den erſten Platz verdienen, haben als hiſtoriſche Denkmäler in der Finanzverwaltung bleibenden Werth.

Calottiſten, (oder das Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), waren eine Geſellſchaft, welche zu Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. entſtand, und den abenteuerlichen Einfall hatte, ein Regiment unter dem Namen la Calotte, eine Plattmütze, welche man einem, der ſich über Kopfſchmerzen beklagte, aufzuſetzen im Scherz gerathen hatte, und woraus ſich eben jener bizarre Einfall entſpann, zu errichten, und darein alle aufzunehmen, welche durch ſinnloſes lächerliches Betragen, durch bizarren Charakter, tolle Meinungen u. ſ. w. den öffentlichen Tadel ſich zuziehen würden. Sie hatten beſondere Wappen, worin der Scepter des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern ꝛc. ſich befanden; in der Hauptfahne ſtanden die Worte: Favet Momus, luna influit. Allen, die ſich durch excentriſche Handlungen auszeichneten, wurden Patente zugeſchickt, und obgleich Manche ſich höchlich darüber entrüſteten, ſo wurden ſie dennoch — ausgelacht. Als der Oberſte dieſer Calottiſten, Torſac geſtorben war, und die Leichenrede (eine ſinnreiche Kritik des akademiſchen Styls), welche die Calottiſten auf ihn hielten, confiscirt wurde, eilte der Gardeoberſt Aimon zum Marſchall von Villars, beklagte ſich, und ſetzte am Ende hinzu: „Monſeigneur! Seit Alexanders und Cäſars Tode haben die Calottiſten keinen andern Beſchützer als Sie,“ und die Confiscation wurde aufgehoben. Indeſſen wurden dieſe Herren doch zu übermüthig, indem ſie Miniſter und ſelbſt fremde Könige angriffen, und ſo nahm das Regiment bald ein Ende.

Calpe, eine der Säulen des Herkules, und zwar die europäiſche, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikaniſchen Küſte gegenüberliegende hieß Abyla.

Calprenede (Gautier de Coſtes de la), geb. zu Tolgou in Gascogne, geſt. zu Paris 1673 als königl. Kammerherr, iſt einer von den Schriftſtellern, durch welche eine neue Art meiſt ſehr dickleibiger und lang ausgeſponnener Ritterromane im 17ten Jahrhundert Mode wurden. Begebenheiten aus der Geſchichte der Griechen und Römer wurden in dem Geiſte und der Manier des ältern Ritterromans ſo bearbeitet, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben, die Abenteuer ſelbſt aber, die Situationen und Charaktere ganz die romantiſche Ritterzeit athmeten. Von Calprenede ſind Caſſandra, zehn Bände; Cleopatra, zwölf Bände; Faramond, ſieben Bände, wozu Herr v. Vaumoriere noch eine Fortſetzung in fünf Bänden lieferte. Durch dieſe Werke erwarb ſich der Verfaſſer, deſſen Trauerſpiele neben denen eines Corneille keine Aufmerkſamkeit erregen konnten, zu ſeiner Zeit einen großen Ruf. Zu läugnen iſt es nicht, daß die ſeinigen unter allen dieſer Art ſich vortheilhaft auszeichnen. Es mangelt dem Verfaſſer nicht an dichteriſcher Einbildungskraft; ſeine Helden ſind nicht ohne Erhabenheit, und man findet ſehr gut gezeichnete Charaktere, unter denen der des Artaban eine Art von Glück gemacht hat, indem er zum Sprichwort geworden iſt, welches freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Wäre Calprenede minder eilfertig geweſen, er hätte beſſere Werke liefern können; faſt ſchrieb er aber ſo geſchwind als er ſprach. Dennoch ſind die

Begebenheiten mit vieler Kunſt in einander verflochten, die Sprache nicht gemein, und das Ganze, ſo gedehnt es iſt, nicht ohne poetiſche Haltung. Seine Cleopatra iſt, ungeachtet ihrer Weitſchweifigkeit, der ewigen Unterredungen und Beſchreibungen, der vielfachen unter einander nicht zuſammenhängenden Intriguen und mancher Sonderbarkeiten, doch ein Meiſterſtück in dieſer Gattung. An Abenteuerlichkeit aber hat wohl ſeine Gattin in ihrem Roman: Les nouvelles, ou les divertissements de la Princesse Alcidiane, ihn noch übertroffen. Auch in Deutſchland wurde in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts dieſe Gattung von Romanen Mode, die Aramena, Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig u. a. waren dieſer Art. dd.

Calpurnius (Titus Julius), ein Zeitgenoſſe Nemeſians, gebürtig von Sicilien, lebte im dritten Jahrhundert. Er war ſehr arm. Wir beſitzen von ihm ſieben Idyllen, die nicht ohne Verdienſt ſind und ſich den virgiliſchen nähern, obwohl ſie ihnen an Eleganz und Reinheit nachſtehen. Sie ſind dem Nemeſian zugeeignet. Die beſte Ausgabe iſt von Beck, Leipzig 1803.

Calvarienberg, Golgatha. Dieſer in der evangeliſchen Geſchichte berühmte Berg oder Ort, der ehemals außer der Stadt Jeruſalem gelegen war, iſt jetzt in deſſen Ringmauer eingeſchloſſen. Auf demſelben ſteht die größte und vornehmſte Kirche in Paläſtina, welche die heil. Helena, des Kaiſers Conſtantin Mutter, im 4ten Jahrhundert zu bauen angeordnet hat.

Calvin (Jean), der zweite große Reformator des ſechzehnten Jahrhunderts, war zu Noyon den 10ten Juli 1509 geboren. Sein Vater, Gerard Chauvin, war ein Böttcher und widmete ihn früh dem geiſtlichen Stande. Wir erfahren von Calvin ſelbſt in einem Briefe an den Biſchof von Noyon, Claude d'Hanget, daß er der Familie dieſes Prälaten ſeinen erſten Unterricht und eine liberale Erziehung verdankte. Er war kaum zwölf Jahre alt, als er eine Pfründe bei dem Dom ſeiner Vaterſtadt erhielt. Sechs Jahre darauf ward er zu einer Pfarre berufen, die er bald mit einer andern vertauſchte. So hatte Calvin durch die Gunſt ſeiner Gönner ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre mehrere Pfründen und ſelbſt den Titel und die Einkünfte einer Pfarre, während er noch in Paris ſeine Studien fortſetzte. Hier machte er die Bekanntſchaft ſeines um einige Jahre ältern Landsmanns Pierre Robert Olivetan, von dem er die erſten Keime der neuen Lehre empfing, welche ſich in Frankreich zu verbreiten begann. Er fand ſich dadurch bewogen, der Theologie zu entſagen, um anfangs zu Orleans und ſpäter zu Bourges die Rechte zu ſtudiren Er machte ſchnelle Fortſchritte darin und erlernte zugleich die griechiſche Sprache unter Melchior Volmar, der die von Olivetan in ihm geweckte Neigung zu Neuerungen verſtärkte. Im J. 1532 kam er nach Paris zurück und legte ſeine Pfründen nieder. Er gab in demſelben Jahre einen lateiniſchen Commentar über die beiden Bücher des Seneca De clementia heraus, auf welchem er ſich lateiniſirt Johannes Calvinus nannte, und mußte 1533 aus Paris flüchten, da ſein Freund Michel Cop, Rector der Univerſität, wegen einer über die neue Lehre gehaltenen Rede in Unterſuchung verfiel und er ſich der Theilnahme daran verdächtig gemacht hatte. Er entging durch einen glücklichen Zufall der Verhaftung und begab ſich zu Du Tillet, Canonicus von Angoulême, bei welchem er ruhig ſeine Studien fortſetzte und die Materialien zu ſeiner zwei Jahre nachher erſchienenen chriſtlichen Unterweiſung zu ſammeln anfing. Von da ging er nach Nerac, zur Königin Margaretha von Na-

varra, Franz I. Schweſter, die nicht ſowohl aus entſchiedener Neigung für die neue Lehre, als aus Liebe für die Wiſſenſchaften, mehrern Gelehrten, welche ihrer Meinungen wegen Frankreich verlaſſen mußten, eine Zuflucht gewährte. Calvin ward von ihr ſehr wohl aufgenommen und lernte hier mehrere Männer kennen, die in der Folge ſeiner Partei nützlich wurden, kehrte nach Paris zurück, mußte aber 1534 aufs neue Frankreich verlaſſen. Jetzt ging er nach Baſel, wo er als ein Glaubensbekenntniß der in Frankreich grauſam Verfolgten und zum Scheiterhaufen Verurtheilten, ſeine chriſtliche Unterweiſung herausgab, in welcher er die Abſicht hatte, ſie von der aus politiſchen Gründen verbreiteten Verläumdung zu befreien, daß ſie Aufrührer und Anabaptiſten ſeyen, und mit der lutheriſchen Lehre nichts gemein hätten. Es würde ſich hier nicht in der Kürze darſtellen laſſen, wie er weiter ging als Luther in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienſt guter Werke; leichter laſſen ſich die kühnen Folgerungen angeben, die er aus ſeinen Lehrſätzen zog. Er beſtritt nicht nur ebenfalls die Oberſtelle des Papſtes, ſondern ſelbſt das Anſehen der allgemeinen Kirchenverſammlungen; ein Biſchof oder Prieſter iſt ihm kein ſichtbares Haupt der Kirche; er läßt kein anderes Gelübde zu als die Taufe; und keine andere Sacramente als die Taufe und das Abendmahl, und auch dieſe betrachtet er nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seeligkeit. Die Meſſe iſt ihm eine Entweihung, und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienſt. Dieſes Werk erſchien anfangs lateiniſch, nachher aber franzöſiſch, und wurde faſt in jedem Jahre von ihm verbeſſert und vermehrt herausgegeben. Die vollſtändigſte Ausgabe beſorgte Robertus Stephanus 1559. Die vorangeſetzte Praefatio ad Christianissimum regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur, konnte indeß den Religionsverfolgungen in Frankreich kein Ende machen, da Franz I. von religiöſem Fanatismus weit entfernt, durch politiſche Rückſichten dazu gedrungen wurde. Calvin ging hierauf nach Italien, um dort ſeine Lehre zu predigen, fand bei der Herzogin Renata von Frankreich, der Tochter Ludwigs XII. und Gemahlin Herkules von Eſte, die in der Folge ſeine Lehre annahm, günſtige Aufnahme, mußte ſich aber von Aoſta, wo man ihn entdeckte, durch ſchleunige Flucht retten und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, beſchloß er nach Baſel zu gehen und nahm den Weg über Genf, wo ſeit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden und Farel für die Befeſtigung derſelben thätig war. Dieſer bewog Calvin um ſo leichter, ſich zu dieſem Zwecke mit ihm zu vereinigen, als derſelbe keinen günſtigern Ort finden konnte, um ſeinen Abſichten gemäß die Kirchenreform in einer veränderten Geſtalt zu verbreiten und das Haupt derſelben zu werden. Er bekam bald darauf den Auftrag, theologiſchen Unterricht zu ertheilen, dem er ſich einzig widmete, während er Farel die Kanzel überließ. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger geſchickter Geiſtlicher, mit dem ſie ſich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche ſie endlich geſtürzt wurden. Der Anlaß dazu war folgender. Die genfer Kirche bediente ſich beim Abendmahl des geſäuerten Brotes und hatte die Taufſteine aus den Kirchen entfernt; auch, außer dem Sonntag, alle Feſte abgeſchafft. Dieſe Neuerungen wurden von der lauſanner Synode nicht gebilligt; der Magiſtrat von Genf verlangte von Farel und Calvin, daß ſie ſich nach dem Ausſpruche derſelben bequemen ſollten, und gab ihnen, da ſie ſich weigerten, den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlaſſen. Dies ge-

ſchah im April 1538. Sie gingen nach Bern, und da die Bemühungen des berner Magiſtrats und der züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab ſich Calvin nach Strasburg, wo Luthers Lehre durch Bucer ſeit zehn Jahren Eingang gefunden hatte. Dieſer nahm ihn ſehr wohl auf und ließ ihn zum Profeſſor der Theologie ernennen. Zugleich bekam er die Erlaubniß eine franzöſiſche Kirche zu errichten, die durch die große Menge aus Frankreich Geflüchteter ſehr bedeutend ward. Ungeachtet der großen Achtung, in der er hier ſtand, waren doch ſeine Blicke auf Genf gerichtet, deſſen Einwohner er in zwei Schreiben ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben, als der Cardinal Sadolet ſie einlud in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Hier gab Calvin auch im J. 1540 ſeine Schrift über das Abendmahl heraus, in welcher er ſowohl Luthers, der dieſes Sacrament im Wortſinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es ſymboliſch verſtand, zu widerlegen ſuchte (ſ. d. A.). Erſt in einer 1549 in Zürich gehaltenen Conferenz erklärte er ſich unbedingt für die Meinung des Letztern. Endlich gelang es ſeinen Freunden in Genf, ſeine Rückberufung im Mai 1541 zu bewirken; eine eigene Deputation erſuchte den Magiſtrat von Straßburg, ihn ſeiner alten Heerde wiederzugeben. Da aber Calvin zum Deputirten auf dem Reichstage zu Frankfurt ernannt worden und nachher noch der Berathſchlagung zu Regensburg beiwohnen mußte, ſo konnte er erſt im September wieder nach Genf kommen. Dieſe Zögerung hatte nur dazu gedient, ſein Anſehen noch zu vermehren. Er legte dem Rath den Plan ſeiner Verordnungen über die Kirchendiſciplin vor, welche ſogleich angenommen und im November publicirt wurden. Zufolge einer dieſer Verordnungen wurde ein halb aus Geiſtlichen, halb aus Laien beſtehendes Conſiſtorium gebildet, „um über die Erhaltung der reinen Lehre“ und die Ausübung guter Sitten zu wachen. Daſſelbe zog jedermann ohne Ausnahme über die geringſten Handlungen und Reden zur Rechenſchaft und verwies die Fälle, wo Kirchenſtrafen nicht zureichten, mit ſeinem Gutachten an den Rath. So machte ſich Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geiſt herrſchte ausſchließlich im Rath wie im Conſiſtorium, und die Richter nahmen nie Anſtand, jeden zu beſtrafen, der ſich ihm widerſetzte. So ward eine Magiſtratsperſon entſetzt und zu zweimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, „weil der Lebenswandel dieſes Mannes unregelmäßig ſey und er mit Calvins Feinden in Verbindung ſtehe;“ ſo wurde Jacob Gruet enthauptet, „weil er gottloſe Briefe und unſittliche Verſe geſchrieben, und die Kirchenordnungen zu ſtürzen geſucht habe.“ Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es iſt bekannt, wie Michel Servet auf ſeiner Durchreiſe durch Genf 1553 verhaftet und auf deſſelben Calvin Anklage lebendig verbrannt wurde, weil er das Myſterium der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geſchriebenen noch gedruckten Buch angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beiſpiele ließen ſich anführen, um den blinden und fanatiſchen Eifer zu beweiſen, den er dem Magiſtrat von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der ſogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm den Neuerungen und dem Unterſuchungsgeiſt Einhalt zu thun, und ſeine Anhänger zu ſtrengen und untadelhaften Menſchen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Geſetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzoſen behülflich waren. Zur Beförderung der nützlichen Studien errichtete er die von ſeinem Freunde Theodor Beze ſo glücklich dirigirte Akademie. Lieſ't man, was Calvin alles während ſeines Aufenthalts in Genf that,

ſo kann man kaum begreifen, wie er ſo vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte faſt täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologiſchen Unterricht, wohnte allen Berathſchlagungen des Conſiſtoriums, allen Sitzungen der Predigergeſellſchaft bei, und war die Seele aller Beſchlüſſe. Eben ſo oft über juriſtiſche wie über theologiſche Gegenſtände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politiſche Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung ſeiner Meinungen, von denen ſeine Commentare über die Bibel die wichtigſten ſind, und für eine Correſpondenz durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weiſe die neue Lehre zu verbreiten ſuchte. Außer ſeinen gedruckten Predigten beſitzt die genfer Bibliothek deren 2025 im Manuſcript, und, wie auch die Berner, mehrere ungedruckte theologiſche Abhandlungen. Wiewohl Calvin in weſentlichen Punkten von Luther abwich, ſo wurden doch ſeine Anhänger von den Lutheranern nicht unterſchieden und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II. und ſelbſt in dem Edict von Ecouen im J. 1559 mit dieſem Namen bezeichnet. Sie ſelbſt betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne ſich jedoch darum für verſchieden von den Anhängern Luthers zu halten. Dieſe förmliche Abſonderung geſchah erſt nach dem Colloquium von Poiſſy im J. 1561, wo ſie außer einigen andern hauptſächlich den 10ten Artikel der augsburgiſchen Confeſſion ausdrücklich verwarfen und den Namen Calviniſten annahmen. Calvin aber ſtarb den 27ſten Mai 1564 in ſeinem 55ſten Lebensjahre. Er war von ſehr ſchwacher Conſtitution und litt an häufigen Krankheiten. Die Migräne und das kalte Fieber verließen ihn faſt nicht; dabei hatte er häufige Anfälle von Gicht und andern Uebeln. In Strasburg hatte er ſich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn ſtarb früh; im J. 1549 verlor er ſeine Frau, worauf er ſich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und ſtreng in ſeinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugſamen Gemüthsſtimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundſchaft, und hatte keine andere Leidenſchaft, als ſeinen Meinungen den Sieg zu verſchaffen. In Rückſicht der Uneigennützigkeit wird er wenige ſeines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maaß Getraide und zwei Fäſſern Wein; nie nahm er ein mehreres. Der Werth ſeines geſammten Nachlaſſes in Büchern, Möbeln, Geld u. ſ. w. überſtieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldſam und ertrug keinen Widerſpruch. „Ich habe," ſchrieb er an Bucer, „keine härteren Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich ſind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu beſiegen ſuche. Dieſes reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden." Auch iſt der Ton ſeiner polemiſchen Schriften faſt immer hart und mit Bitterkeit und Verachtung gemiſcht. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von ſeiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog ſtand Calvin keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach an tiefen Kenntniſſen, Scharfſinn, und, wie er ſich deſſen auch rühmt, in der Kunſt, einen Gegenſtand darzuthun; als Schriftſteller verdient er großes Lob. Seine lateiniſchen Schriften ſind mit viel Methode, Adel und Correctheit geſchrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geſchickter Politiker. Aber alle dieſe ausgezeichneten Eigenſchaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupt einer beſondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit großer Kühnheit die Ausübung aller Ceremonien verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzuſehen geneigt waren, und gab auch

den andern, den Ungebildeten, ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache ſelbſt eingehen zu dürfen, wozu ſie allerdings weder geneigt noch geſchickt waren.

Cālydon, früher Aeolis genannt, eine Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den calydoniſchen Eber, die Deïanira und den Herkules. Als Oeneus, ſo erzählt die Mythengeſchichte, einſt allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergeſſen hatte, ſandte dieſe aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüſtete. Um dieſes Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapferſten Helden Griechenlands. Der Wald, in welchem es hauſ'te, ward mit Netzen umſtellt, und Hunde hineingelaſſen, die es aufjagten. Wüthend ſtürmte der Eber aus ſeinem Lager hervor, mit Zerſtörung ſeinen Weg bezeichnend. Echion, der zuerſt den Wurfſpieß abſchleuderte, verfehlte ihn; ebenſo Jaſon. Mopſus traf zwar, doch ohne ihn zu verwunden. Eupalamon und Pelagon wurden von ihm über den Haufen geworfen, Enäſimus verwundet, und Neſtor gezwungen ſich auf einen Baum zu flüchten. Atalanta verwundete ihn zuerſt mit einem Pfeile hinter dem Ohre. Dem Ancäus, der ihm mit der Streitaxt entgegenging, ward der Bauch aufgeſchlitzt. Theſeus Wurfſpieß traf eine Eiche, und Jaſon ſpießte einen Hund an die Erde. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfſpieß im Rücken ſtecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeiſen; worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. Außer den genannten kam auch Hyleus dabei um; Eurytion aber ward aus Verſehen vom Peleus getödtet. Die dem Meleager zuerkannte Haut des Ebers ſchenkte dieſer der Atalanta, die er liebte, weil ſie dem Ungeheuer die erſte Wunde beigebracht. (Vergl. Meleager).

Camaldulenſer, (ſ. Orden.)

Camayeu. Die Darſtellung eines Gegenſtandes mit einer einzigen Farbe, wobei bloß Licht und Schatten beobachtet und in ihren gehörigen Verſchießungen und Abſtufungen nachgeahmt ſind, wird im eigentlichſten Sinne Camayeu genannt. Man gibt aber auch wohl Darſtellungen von zwei oder drei Farben, wobei keine genauere Nachbildung der Farben der Natur gedenkbar iſt, dieſen Namen.

Cambacérès (J. J. Régis von), Duc von Parma, Fürſt, Erzkanzler von Frankreich, geboren zu Montpellier aus einer Familie angeſehener Rechtsgelehrten, ward Parlamentsrath zu Toulouſe. Nachdem er ſich zu Anfange der Revolution verſchiedenen Staatsgeſchäften unterzogen, ward er im September 1792 zum Conventsdeputirten ernannt. Er arbeitete viel in den verſchiedenen Ausſchüſſen und beſchäftigte ſich beſonders mit dem Gerichtsfache. Den 12ten December 1792 erhielt er den Auftrag, Ludwig XVI. zu fragen, wen er ſich zu ſeinem Beiſtande wählen wolle, und ließ beſchließen, daß die gewählten Rathgeber freien Zutritt zu dem Könige erhielten. Im Januar 1793 erklärte er Ludwig für ſchuldig, machte aber dem Convent das Recht ſtreitig, ihn zu richten, und votirte einſtweiligen Verhaft und im Fall eines feindlichen Einfalls den Tod. Den 24ſten Januar ward er zum Secretär ernannt. Als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes zeigte er in der Sitzung vom 26ſten März die Verrätherei des Dumouriez an. Im Monat Auguſt und October 1793 legte er ſeinen erſten Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vor, in dem ſich die demokratiſchen Ideen des damaligen Zeitgeiſtes ausſprachen. In einem aufgefangenen Briefe von Antraigues ſtanden die Worte: „Ich wundere mich gar nicht, daß

Cambacères unter denen iſt, die die Rückkehr des Königthums wünſchen; ich kenne ihn ꝛc." Cambacères wies die Beſchuldigung, welche daraus hätte gegen ihn geführt werden können, zurück. Die Verſammlung befahl, ſeine Rede drucken zu laſſen; allein der Ruf ſeines Republikanismus hatte dennoch einen Stoß bekommen, und er ward aus dem Directorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewieſen. Er trat in den Rath der 500, wo er einen neuen Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vorlegte. Den 20ſten Mai 1797 trat er aus dem Rathe, das Jahr darauf erſchien er unter den Wählern von Paris, und nach der Revolution vom 30ſten Prairial VII. (19. Juni 1799) ward er zum Juſtizminiſter erhoben. Den 18ten Brumaire erhielt er die Stelle eines zweiten Conſuls, welche er im December antrat. Er ließ die Organiſation der Gerichtsverwaltung den Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung ſeyn. Nach Napoleons Thronbeſteigung ward er zum Reichsvicekanzler und darauf zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, und erhielt 1805 den preußiſchen rothen und ſchwarzen Adlerorden. Im Jahre 1808 erhob ihn Napoleon zum Duc von Parma. Als Napoleon das Reich wieder uſurpirte, ernannte er ihn zum Juſtizminiſter. Im J. 1816 fiel er in die Klaſſe der Verbannten, und mußte Frankreich verlaſſen, da er ſich dann vor der Hand nach den Niederlanden begab.

Cambrai oder Camerich, eine große ſtarkbefeſtigte Stadt mit einem Erzbisthume (der berühmte Fenelon bekleidete hier die erzbiſchöfliche Würde, und nach ihm der eben ſo berüchtigte Cardinal Dubois) an der Schelde, in den franzöſiſchen Niederlanden; jetzt in dem Departement du Nord. Von daher kommt die unter dem Namen Cammertuch bekannte Leinwand. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 16,000. Der Friede zu Cambrai wurde im Jahr 1529 zwiſchen Kaiſer Carl V. und dem König Franz I. von Frankreich geſchloſſen, und zwar durch Vermittelung der Mutter des Königs und der Vaters-Schweſter des Kaiſers, Margaretha, damaligen Gouvernantin der Niederlande; daher der Friede auch la paix des Dames, der Friede der Damen, heißt. England trat dieſem Frieden bei. — 1507 wurde daſelbſt ein berühmtes Bündniß gegen die Republik Venedig geſchloſſen, und 1724 zwiſchen Kaiſer Carl VI. und Philipp V. ein Friedenscongreß eröffnet, der ſich aber durch den wiener Vergleich von 1725 zerſchlug.

Cambridge, eine Grafſchaft in England, welche gegen Norden an Lincoln, gegen Oſten an Nordfolk und Suffolk und gegen Weſten an Bedford, Huntington und Northamton gränzt, 90,000 Einwohner zählt, und viel Ackerbau und Viehzucht treibt. Des Königs ſiebenter Sohn, Adolph Friedrich (geb. 1774), führt den Titel Herzog von Cambridge.

Cambyſes, des Cyrus und der Caſſandana Sohn, ward König der Perſer und Meder nach ſeines Vaters Tode im J. 530 v. Chr. Geb. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung unternahm er einen Angriff auf Aegypten, ſchlug den König dieſes Landes, Pſamenit, eroberte nach einer kurzen Gegenwehr die Hauptſtadt Memphis und unterwarf binnen ſechs Monaten das ganze Land. Nunmehr wollte Cambyſes eine Flotte gegen Carthago abſenden, Aethiopien erobern, und ſich des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen. Die erſte dieſer Unternehmungen kam gar nicht zu Stande, da die mit Phöniciern bemannte Flotte ihm den Gehorſam verweigerte; die gegen die Ammoniten abgeſchickte Armee kam in den Sandwüſten um, und das Heer, an deſſen Spitze Cambyſes ſelbſt gegen Aethiopien aufgebrochen war, ward durch Hunger

zum Rückzug gezwungen. Jetzt übte er ſchonungslos die äußerſten Grauſamkeiten aus. Als er bei ſeinem Eintritt in Memphis die Aegypter in der Feier eines Feſtes zu Ehren des wieder aufgefundenen Apis begriffen fand, glaubte er, man freue ſich ſeiner Unfälle. Er ließ den heiligen Stier ſich vorführen, und erſtach ihn mit ſeinem Säbel; die Prieſter aber ließ er mit Ruthen peitſchen. Seinen Kummer zu vergeſſen, überließ er ſich dem unmäßigen Genuſſe des Weins. Kein Verhältniß war dem ſtets Trunknen heilig. Seinen Bruder Smerdis, über den ein Traum ihn beunruhigt hatte, ließ er umbringen; ſeine Schweſter und Gemahlin Atoſſa, die des Smerdis Tod beweinte, tödtete er mit einem Fußtritt. Dieſe und andere Handlungen der unſinnigſten Wuth hatten die Gemüther von ihm entfernt. Ein Magier benutzte dies Mißvergnügen und bemächtigte ſich unter dem Namen des Smerdis, deſſen Tod man verheimlicht hatte, des Throns. Cambyſes war entſchloſſen, nach Suſa zu gehn, um ihn zu beſtrafen, als er ſich beim Aufſteigen auf ſein Pferd mit ſeinem Säbel in der Hüfte verwundete. Er ſtarb an dieſer Wunde bald darauf im J. 522 zu Ecbatana in Aſſyrien, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Camee, eigentlich ein geſchnittener Stein, welcher zwei Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, die andere aber der Grund derſelben iſt. Weil gemeiniglich Onyxe dazu genommen werden, ſo werden in weiterer Bedeutung erhaben geſchnittene Onyxe, und in noch weiterer alle erhaben geſchnittene koſtbare Steine **Cameen** genannt. Eine der berühmteſten iſt die zu Paris befindliche Onyxcamee unter dem Namen: *Apotheoſe des Auguſt*; auch durch die beſondern Schickſale, welche dieſer Onyx gehabt hat, merkwürdig.

Camenen (oder **Camönen**) werden die Muſen genannt. Eigentlich war *Camena* eine Gottheit der älteſten Bewohner Italiens, die auch nachher *Carmenta* hieß, und das Symbol der höchſten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain und eben daher wurden ſie mit den Muſen verwechſelt. dd.

Camera obſcura (finſtere Kammer), nennt man entweder ein ganz verſchloſſenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kaſten, in welchem ſich die äußern Gegenſtände, z. B. die vorliegende Landſchaft verkleinert abbildet. Eine ſolche Camera obſcura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man ſich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landſchaften und Gegenden bedienen, wiewohl dabei am Colorit eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhiſtoren Deutſchlands, der am meiſten zu den Fortſchritten der Künſte und Wiſſenſchaften im ſechzehnten Jahrhundert beigetragen, theils durch die Ausgaben und Ueberſetzungen, die er, mit Commentaren verſehen, von vielen griechiſchen und lateiniſchen Autoren lieferte, theils durch verſchiedene Werke, von denen die meiſten lange claſſiſch geweſen und noch heute ſehr geſchätzt ſind, theils endlich dadurch, daß er den Univerſitäten Leipzig und Tübingen und dem akademiſchen Gymnaſium zu Nürnberg eine neue Organiſation gab. Auch hatte er an den politiſchen und religiöſen Angelegenheiten ſeiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Mäßigung und Weisheit ſeiner Grundſätze, die Energie ſeines Characters, ſeine ſanfte und überzeugende Beredſamkeit, erwar-

ben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Perſonen, und beſonders der Kaiſer Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Alle Gelehrten bewarben ſich um ſeine Freundſchaft. Keiner ſeiner Zeitgenoſſen hat ſo vollkommen die griechiſche und lateiniſche Sprache inne gehabt, und ſo treue und elegante Ueberſetzungen geliefert. Er war Grammatiker, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, Mediciner, Agronom, Naturkundiger, Geometer, Mathematiker, Aſtronom, Antiquar, Theologe. Joachim Camerarius war im J. 1500 zu Bamberg geboren, wo ſein Vater Senator war. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil ſeine Vorfahren am Hofe Kammermeiſter geweſen. Er begann ſeine Studien in ſeinem Vaterlande und machte in wenig Zeit ſo große Fortſchritte, daß er erſt dreizehn Jahre alt war, als ſein Lehrer erklärte, er könne ihn nichts mehr lehren. Sein Vater ſchickte ihn hierauf nach Leipzig. Hier ſtudirte er unter Richard Crocus die griechiſche Sprache, für die er eine außerordentliche Leidenſchaft hatte, und vertrat in einem Alter von ſechzehn Jahren oft die Stelle ſeines Lehrers, wenn dieſer genöthigt war, abweſend zu ſeyn. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt zu Leipzig ging er 1518 nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat. Im J. 1521 verließ er dieſe Stadt, welche durch Unruhen und durch die Peſt zerrüttet wurde. Der Ruf Luthers und Melanchthons bewog ihn nach Wittenberg zu gehen. Melanchthon, der ſein Verdienſt anerkannte, ſchenkte ihm ſeine ganze Freundſchaft. Camerarius war 24 Jahre alt, als er ſein erſtes Werk, die lateiniſche Ueberſetzung einer Rede des Demoſthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erſchienen ſeine Bemerkungen über die Tuſculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechſel kam. Im J. 1525 verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereiſ'te Preußen, wo er die höchſten Achtungsbezeigungen empfing. Als im folgenden Jahre Melanchthon von dem nürnberger Senat den Auftrag bekam, eine Lehranſtalt in dieſer Stadt zu bilden, ward Camerarius von demſelben als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache angeſtellt. Im J. 1526 ernannte der Reichstag zu Speyer den Grafen Albrecht von Mannsfeld zum Geſandten an den Kaiſer und Camerarius zu deſſen Secretär. Dieſer war ſehr erfreut, Spanien zu ſehen, kam aber nur bis Eßlingen, weil man die Unternehmung verſchob. Im J. 1530 ernannte ihn der Senat von Nürnberg zum Deputirten am Reichstage zu Augsburg. Er nahm mit ſeinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathſchlagungen daſelbſt, in deren Folge beide die unter dem Namen der augsburgiſchen Confeſſion bekannte Acte abfaßten. Camerarius ward einigen andern Mitgliedern dieſer Verſammlung beigeſellt, um ſie dem Kaiſer zu überreichen. Vier Jahre nachher wählte ihn der nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte, weil er durch Unterricht und literariſche Arbeiten nützlicher zu ſeyn glaubte. Der Herzog Ulrich von Wirtemberg berief ihn, um dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften auf der Univerſität zu Tübingen einen neuen Anſtoß zu geben; und zu dieſem Zwecke ſchrieb er ſeine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit nachher trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachſen auf, der Univerſität Leipzig eine neue Organiſation zu geben. Er verfaßte gemeinſchaftlich mit Caſpar Borner die Statuten derſelben. Lange ſtand er ihr als Rector und Decan vor. Im J. 1555 ging er aufs neue als Deputirter zum Reichstage nach Augsburg und von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verſchiedene Religionsgegenſtände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er dieſen Ge-

lehrten auf den Reichstag zu Regensburg. Im J. 1557 verlor er unter andern ihm theuern Perſonen auch Melanchthon, deſſen Leben er zugleich mit der Geſchichte der Reformation ſchrieb. In der Folge gab er auch die Briefe Melanchthons heraus, mit dem er 38 Jahre correſpondirt hatte. Sie ſind von großer Wichtigkeit für die Zeitgeſchichte. Camerarius war 68 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um ſich über verſchiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geſchenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren ſchien. Er wollte ſich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section ſeines Körpers und ſtarb zu Leipzig im J. 1574. Unter ſeinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Rath des Herzogs von Preußen, der zu Königsberg ſtarb; Joachim, (ſ. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt; und Gottfried, in Dienſten Richards, Comes Palatinus. — Camerarius war von Natur ernſt und einſylbig, ſelbſt gegen ſeine Kinder. Der Lüge war er über alles feind und duldete ſie ſelbſt im Scherz nicht. Seine Schriften belaufen ſich auf 150, meiſtens Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen. Auch hat man von ihm lateiniſche und griechiſche Gedichte und elf Bücher vertrauter Briefe. — Aber noch durch verſchiedene andere ausgezeichnete Gelehrte iſt der Name Camerarius berühmt gemacht worden. Der wichtigſte darunter iſt Joachim (II.) Camerarius, des vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrteſten Aerzte und größten Botaniker ſeiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin ſtudirt hatte, bereiſ'te er Italien, hörte hier noch die berühmteſten Profeſſoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er ſeine Kunſt mit großem Erfolg auszuüben. Er benutzte ſein Anſehen, den Magiſtrat zur Stiftung einer mediciniſchen Lehranſtalt im J. 1592 zu vermögen, deren Decan er bis an ſeinen Tod war. Vor allem liebte er die Botanik, über die er mehrere große Werke herauszugeben ſich vornahm. Er legte einen Garten an, wo er eine Menge ſeltener Pflanzen zog, und ſparte weder Mühe noch Koſten, um Materialien zu ſammeln. So kaufte er von Caſpar Wolf in Zürich die koſtbare botaniſche Bibliothek und die Handſchriften Conrad Geßners um 150 Floren. Es befand ſich dabei eine Sammlung von 1500 in Holz geſchnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für ſeine Epitome utilissima Petri Andreae Matthioli u. ſ. w. benutzte. Eine kleine Anzahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt, und zwar von ſeltenen Pflanzen, deren erſte Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtliche Abbildungen ſind mit Recht als die vollkommenſten zu betrachten, die in Holz ausgeführt worden; und wiewohl ſie im Ganzen verkleinert ſind, ſo dient doch die in natürlicher Größe dabeigeſetzte Abbildung der Blume und Frucht jedesmal zu einem richtigen Maßſtab. Dieſe Neuerung, welche ſich von Geßner herſchreibt, iſt als der Anfang der Reform zu betrachten, welche ſpäter mit der Botanik vorging. Camerarius fügte ſeinem Werke die lateiniſche Ueberſetzung von Calceolarius Reiſe nach dem Berg Baldo bei, deren deutſche Ueberſetzung (von G. Hendſch) unter dem Namen Kräuterbuch bekannt iſt. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir folgende: Hortus medicus et philosophicus; Sylva Hercynica (ein Catalog der Pflanzen ſeines Gartens, ſchätzbar wegen vieler trefflichen Beobachtungen, z. B. über die Dattelpalme, und wegen der ſchönen Kupfer) Eclecta georgica sive Opuscula de re rustica u. ſ. w. Er ſtarb zu

Nürnberg im J. 1598. Schließlich nennen wir noch Johann Rudolph Camerarius und deſſen Sohn Elias Rudolph, ferner deſſen beide Söhne Elias und Rudolph Jacob und endlich des Letztern Sohn Alexander, welche ſich ſämmtlich um die Medicin, beſonders aber um die Botanik bedeutende Verdienſte erworben haben.

Cameron (Johanna oder Jenny), die durch vielerlei Gerüchte berühmt gewordene Geliebte des engliſchen Prätendenten, war eines ſchottiſchen Edelmanns Tochter. Sie hatte von Natur ein feuriges männliches Naturell. Ihre Verwandten ſchickten ſie nach Paris in ein Kloſter, wo ſie aber bald die größten Ausſchweifungen beging, und als Mann verkleidet mit ihren Liebhabern umherreiſte. Einer ihrer Verwandten kundſchaftete ſie aus, und ſchickte ſie zu ihrem Bruder nach Schottland, wo ſie ſich durch Witz, Verſtand, und ſcheinbar gute Lebensart allgemeine Hochachtung erwarb. Nach des Bruders Tode verwaltete ſie die Güter ihres unmündigen Vetters. Um dieſe Zeit kam der junge Prätendent nach Schottland, dem ihre ganze Verwandtſchaft ſich zugeſellte. Er verlangte daher auch von dem jungen Cameron, daß er mit ſeinen Leuten ſich unter ſeine Fahnen ſtellen ſollte. Jenny nahm das Geſchäft für ihren einfältigen Vetter über ſich, ſetzte ſich zu Pferd, und führte dem Prätendenten 250 gut berittene Leute zu. Ihre ungemeine Lebhaftigkeit war Urſache, daß der Prätendent ſie bat, bei ihm im Lager zu bleiben, und er nannte ſie den Oberſt Cameron. Er brachte täglich einige Stunden in ihrer Geſellſchaft zu, ſo daß man ſie für ſeine Maitreſſe hielt, und ſaß eben in ihrer Geſellſchaft, als er die Nachricht bekam, daß der Herzog von Cumberland gegen ihn anmarſchire. Sie wurde hierauf von den engliſchen Truppen gefangen nach London geführt, wo ſie jedoch wieder loskam; man hat nachher nichts mehr von ihr gehört.

Camillus (Marcus Furius). Dieſer in der römiſchen Geſchichte ſo berühmte Held ward im J. R. 353 zum Volkstribun erwählt und nahm Theil an der langen Belagerung von Veji. Drei Jahre ſpäter ward er mit derſelben Würde bekleidet und marſchirte wider die Falisker. Nachdem er Cenſor geworden, trug er auf ein Geſetz an, das den unverheiratheten Männern auferlegte, die Wittwen der in dem Kriege Gebliebenen zu heirathen. Nach der Niederlage der Kriegstribunen L. Atilius und Cn. Genuccius vor Veji durch die Tuſcier ward Camillus mit der Diktatorwürde bekleidet. Er ſchlug die Falisker, Capenater und Tuſcier, rückte vor Veji, in das er ſich einen unterirdiſchen Weg bahnte und bemeiſterte ſich ſo eines Platzes, der zehn Jahre lang der römiſchen Macht getrotzt hatte. Das Volk, das nur einen Theil der Beute erhalten hatte, murrte. Dies Murren verdoppelte ſich, als man Camillus auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Roſſen und das Geſicht geſchminkt, im Triumphe einziehen ſah; denn das eine wie das andere gebührte nur den Göttern. Aber auf das höchſte ſtieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Diktator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückfoderte, um ein dem Apollo für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streit kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römiſchen Frauen all ihr Geſchmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. Nicht lange darnach ward Camillus zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, deſſen Einwohner entſchloſſen waren, ſich aufs äußerſte zu vertheidigen. Ein Schulmeiſter hatte die Treuloſigkeit, die Kinder der vornehmſten Falisker dem Camillus zu überliefern; dieſer aber ließ den Verräher mit gebundenen Händen unter Ru-

thenſtreichen von den Knaben zurückführen. Dieſe Grosmuth bewog die Belagerten, die Bedingungen des römiſchen Feldherrn anzunehmen und ſich ihm zu ergeben. Der Senat erlaubte dem Camillus, das Schickſal der Beſiegten zu beſtimmen. Statt ſie der Plünderung Preis zu geben, begnügte ſich Camillus damit, daß ſie ſeinen Soldaten den rückſtändigen Sold bezahlten, vermehrte aber dadurch nur die Zahl ſeiner Feinde. Schon früher hatte ſich Camillus dem Vorſchlag, mit der Hälfte der Bürger Roms Veji zu bevölkern, widerſetzt; er that es auch jetzt, als dieſer Vorſchlag erneuert wurde. Einige Zeit mit der Würde eines Interrex bekleidet, hatte er mit allen Verfolgungen des Haſſes zu kämpfen. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute unterſchlagen zu haben. Camillus, der ſeine Verurtheilung vorausſah, verbannte ſich freiwillig, obgleich ſeine Freunde ſich erboten, die ihm abgeforderte Summe für ihn zu bezahlen. Aber eben dieſe Freunde erklärten zugleich, daß ſie nicht umhin könnten, für ſeine Verurtheilung zu ſtimmen. Sie ward in ſeiner Abweſenheit ausgeſprochen. Minder hochgeſinnt als Ariſtides im gleichen Fall ſoll Camillus die Götter gebeten haben, bald ſein undankbares Vaterland zur Reue zu nöthigen. Dieſer Wunſch ward erhört. Brennus (ſ. d.) hatte ſich Roms mit Ausnahme des Capitols bemächtigt. Camillus, der ſein Vaterland unverändert liebte, und damals in Ardea wohnte, bewog die Einwohner der Stadt zum Widerſtand, machte einen Ausfall auf die ſorglos gelagerten Gallier und ſchlug ſie. Die Römer, welche nach der Niederlage bei Allia ſich nach Veji zurückgezogen hatten, foderten Camillus auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; aber dieſer erklärte ſich nur auf den Fall bereit, den Oberbefehl anzunehmen, daß das römiſche Volk nach Centurien verſammelt, ihn ihm übertragen würde, mit dem römiſchen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botſchaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Diktator ernannt, ſah ſich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entſatz des Capitols herbeieilte, das im Begriff war, ſich um tauſend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eiſen, rief er, nicht mit Gold kauft ſich Rom los!" Es kam zum Treffen; die geſchlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte ſie am folgenden Tage ein, und trug den vollſtändigſten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit dem Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorſchlag, nach Veji auszuwandern, indem ſie zugleich dem Volke Beſorgniſſe über des Camillus Macht zu erregen ſuchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Abſichten und Camillus behielt die Diktatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günſtig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und ſelbſt die Lateiner verbanden ſich unter einander. Camillus, zum dritten Mal zum Diktator ernannt, bewaffnete alles, und kam den von den Feinden eingeſchloſſenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er ſteckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute ſeinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptſtadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker, und zwang die Tuſcier zum Rückzug. Er triumphirte ſodann zum dritten Mal, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was ſie früher zur Erfüllung ſeines Gelübdes dar-

gebracht hatten, und trat nach ſo großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatſtand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von ſeinen Collegen den Oberbefehl, und nahm ſtrenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eiferſucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmahls zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei ſeiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beſchloß, die Präneſtiner, Bundesgenoſſen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte troz ſeines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es ſchien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, ſein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er dieſen eine Schlacht liefern, und beſchränkte ſich auf die Führung eines Reſervekorps. Seine Erſcheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von dieſem rühmlich unterſtüzt, einen vollſtändigen Sieg. Die Bewohner von Tuſculum, gegen die er ſofort aufbrach, unterwarfen ſich ohne Widerſtand und erlangten ſo Roms verſcherzte Freundſchaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angeſtifteten Unruhen Beſorgniſſe erregten; er entſagte jedoch bald wieder einer Würde, die er diesmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden ſollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erſcheinung einer neuen galliſchen Armee Rom in Schrecken ſezte. Er übernahm nochmals die Diktatur, überfiel die Gallier, zerſtreute ſie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus ſeine Würde troz der Angriffe der Volkstribunen nicht eher nieder, bis die Gährung geſtillt war. Als er dies glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und ſtarb, von allen ſeinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Peſt, welche damals die Stadt heimſuchte.

Camiſarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die ſich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widerſetzten, welche ſie mit der Kopfſteuer über Gebühr hoch anſetzen ließen. Es kam zu einem förmlichen Aufſtand. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erſchienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marſchiren, um die Ordnung wieder herzuſtellen und dieſe Gewaltthätigkeit zu beſtrafen; aber ein gewiſſer Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrſagerin als den Befreier Iſraels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camiſarden und wußte theils durch ſein unbegränztes Anſehn bei ſeinen Anhängern, theils durch ſeine Talente und ſeinen Muth den Maßregeln alter erfahrner Generale ſo kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marſchall Villars ſchloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen ſeiner Partei im Ganzen zugeſtanden wurden, und vermöge deſſen Cavalier ſelbſt als Obriſt in königliche Dienſte trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlaſſen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anſtellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichſten Zeugniſſe. Cavalier ſtieg bis zum Grade eines Generals und ſtarb als Gouverneur der Inſel Jerſey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende. Eine höhere Staatsbehörde; ein aus mehrern Perſonen, Vorſitzern, Räthen und Dienern beſtehendes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landesangelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. ſ. w., zu verwalten, deſſen Einrichtungen und Umfang aber ſehr verſchieden ſind. In manchen Ländern und Landſchaften verwalten die Cammern die ſämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern iſt ſie die oberſte Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern iſt ſie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Perſonen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verſchiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußiſchen, der Name des höchſten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn ſteht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 von Kaiſer Maximilian I. zu Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war ſeit 1693 zu Wetzlar. Es beſtand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präſidenten, welche der Kaiſer ernannte, und aus Aſſeſſoren, welche die Reichsſtände präſentirten. Dieſe hatten auch das Cammergericht zu unterhalten, und jeder Stand mußte ſeinen ihm angeſchlagenen Beitrag, welcher Cammerzieler genannt ward, alle halbe Jahre an den Cammergerichts-Pfennigmeiſter einſchicken. Die Gerichtsbarkeit des Cammergerichts erſtreckte ſich über die Streitigkeiten der Reichsſtände mit einander, der Unterthanen mit ihrer Landesherrſchaft, auch, vermittelſt der Appellation, über die Streitigkeiten der mittelbaren Unterthanen des deutſchen Reichs mit einander, wenn ſie erheblich genug waren. Jedoch hatten die Churfürſten und verſchiedene fürſtl. Häuſer das Privilegium, daß von ihnen an die Reichsgerichte nicht appellirt werden durfte (Jus de non appellando). S. Reichshofrath. —

Cammeralwiſſenſchaft, Cammeraliſtik, wird bald im engern, bald im weitern Sinne genommen. Im engeren Sinne nehmen ſie viele für gleichbedeutend mit Finanzwiſſenſchaft, welche die Bedingungen aufſtellt, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gebildet werden muß. Dieſem nach beſchränkte ſie ſich bloß auf Erwerb der Einkünfte der Fürſten und Staaten. Andere hingegen dehnen ihren Umfang weiter aus, indem ſie nicht bloß den Erwerb, ſondern auch die Anwendung jener Einkünfte hier mit berückſichtigen, und demnach die Staatswirthſchaft zugleich in dieſen Kreis ziehen, welche ſich zur Finanzwiſſenſchaft verhält wie Praxis zur Theorie. Mag man aber die Cammeraliſtik in engerem oder weiterem Sinne nehmen, ſo iſt immer gewiß, daß ſie ſich auf die Gewerbwiſſenſchaft der Staatsbürger gründet, und daß keiner ein guter Cammeraliſt ſeyn könne, der nicht dieſe gründlich verſteht. Hiermit erweitert ſich der Umfang der zur Cammeraliſtik gehörigen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften gar ſehr, und noch weit mehr durch Hinzuziehung nöthiger und unentbehrlicher Hülfswiſſenſchaften, welche alle Modificationen des bürgerlichen Lebens umfaſſen, die aus den Verhältniſſen entſpringen, in welchen die Perſonen, aus denen der Staatsverein beſteht, zu den Sachen ſtehen. Dies alles

kann nur deutlich eingeſehen und überſehen werden, wenn man die reine und angewandte Staatslehre in ihrem ganzen Umfange kennt. Wir verſparen deßhalb bis dahin eine ausführlichere Ueberſicht auch der Cammeraliſtik, und bemerken hier bloß noch, daß ſie ihren Namen von den Cammern habe, d. i. den Bewahrungsörtern der genannten Einkünfte. In Schatzcammer, Cammerrath u. ſ. w. iſt jener Ausdruck noch üblich. S. Cammer. dd.

Camoens (Luis de), der berühmteſte Dichter der Portugieſen, war zu Liſſabon im J. 1517 geboren. Sein Vater ſtammte aus einem edeln Geſchlechte, ſeine Mutter aus dem erlauchten Hauſe Sà. Er ſtudirte zu Coimbra. In jenen Zeiten ſchätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geſchichte ſeines Landes, von den Sitten ſeiner Zeit begeiſtert; ſeine lyriſchen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Arioſt und Taſſo, der durch das Chriſtenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiſte viel mehr, als der rein claſſiſchen Literatur an; und ſo konnten die zahlreichen Anhänger der letztern den erſten Schritten des Dichters auf ſeiner Bahn keinen Beifall geben. Nach Beendigung ſeiner Studien kam er nach Liſſabon zurück; Catharina von Attayde, Dame des Palaſts, flößte ihm die feurigſte Liebe ein. Oft ſind heftige Leidenſchaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgeſtattet. Er ward nach Santarem verwieſen, als ſeine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Hier, in der Zurückgezogenheit, dichtete er einzelne Poeſien, welche den Zuſtand ſeiner Seele ausdrücken; man kann in ihnen noch jetzt den Gang ſeiner Geſchichte auffinden. Voll Verzweiflung über ſeine Lage, ward er Soldat und diente auf der Flotte, welche die Portugieſen gegen Marocco ausſandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht, und wie die Gefahr ſeinen Genius entflammte, entflammte ſein Genius wieder ſeinen Muth. Ein Flintenſchuß raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta. Nach ſeiner Rückkehr hoffte er, man werde wenigſtens ſeine Wunden vergelten, wenn man auch ſein Talent verkenne; aber bei doppelten Anſprüchen, die er hatte, fand er große Hinderniſſe. Dem Neide gelingt es oft, ein Verdienſt durch das andre zu verdunkeln, ſtatt ſie in ihrem gegenſeitigen Glanze zu enthüllen. In gerechtem Unwillen, ſich vergeſſen zu ſehen, ſchiffte er ſich 1553 nach Indien ein, und ſagte, wie Scipio, ſeinem Vaterlande Lebewohl, in deſſen Schooße auch ſeine Gebeine nicht ruhen ſollten. Er erreichte Goa, eine der berühmteſten portugieſiſchen Niederlaſſungen. Seine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten ſeiner Landsleute in dieſem uralten Lande der Welt, und, ob er ſich gleich über ſie zu beklagen hatte, widerſtand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber dieſelbe Lebhaftigkeit des Geiſtes, die den Dichter macht, iſt ſchwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens ward entrüſtet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und ſchrieb eine Satire, welche ihm die Verweiſung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Geſellſchaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberſchwange ausgeſtatteten Natur. Er dichtete hier ſeine Luſiade. Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieſer noch nie zuvor verſuchten Seefahrt iſt der Gegenſtand dieſes Werks; am bekannteſten ſind aus demſelben die Epiſode der Ines de Caſtro und die Erſcheinung Adamaſtors, der kraft ſeiner Herrſchaft über die Stürme Gama's Reiſe aufhalten will, als er im Begriff iſt, das Cap zu umſchiffen. Mit großer Kunſt hat Camoens gewußt, durch das

ganze Gedicht die Erzählungen der portugieſiſchen Geſchichte mit dem Glanze der Dichtkunſt und das Chriſtenthum mit den Fabeln der Mythologie zu vereinigen. Man hat ihm daraus wohl einen Vorwurf machen wollen; aber dieſe Verbindung ſcheint uns in der Luſiade keinen Mißlaut hervorzubringen, denn man fühlt, daß während jenes die Realität des Lebens ſey, dieſe nur zum Schmuck gebraucht worden ſind, und es erſcheint ſelbſt als eine Art von zarter Rückſicht, welche ſich ſcheute, das Heilige zu den Spielen des Geiſtes herabzuziehen. Aber noch andere Gründe bewogen Camoens, die Mythologie in ſein Gedicht einzuführen. Er gefiel ſich, den Urſprung der Portugieſen von den Römern abzuleiten, für deren Stammältern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erſte Eroberung Indiens zuſchreibt, war es natürlich, ihn als eiferſüchtig auf die Unternehmung der Portugieſen darzuſtellen. Hat indeß dieſe Nachahmung der Werke des claſſiſchen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, ſo beſteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemälde Abbruch geſchah, die man in einem Werke zu ſuchen berechtigt iſt, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beſchrieben werden. Die Verſification der Luſiade hat etwas ſo reitzendes und prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, ſondern auch das Volk von dem Zauber derſelben entzückt iſt, und die herrlichen Stanzen auswendig lernt und ſingt. Das allgemeine Intereſſe des Gedichts beſteht vorzüglich in dem patriotiſchen Gefühle, von welchem es durchdrungen iſt. Der Nationalruhm der Portugieſen erſcheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und ſo mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern als Ausländer. Die entzückenden Epiſoden, welche das befreite Jeruſalem zieren, ſichern demſelben einen allgemeinen Beifall, und wäre es auch wahr, wie einige Kritiker behaupten, daß in der Luſiade ein kräftigeres und reineres hiſtoriſches Colorit, als im Taſſo gefunden wird: ſo werden doch die Dichtungen des italiäniſchen Meiſters gefälliger und einſchmeichelnder erſcheinen. Camoens ward endlich aus ſeinem Exil am äußerſten Ende der Welt zurückgerufen; an der Mündung des Fluſſes Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete ſich ſchwimmend, in der einen Hand die Rolle ſeines Gedichts über den Fluthen emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war als ſein Leben. Dieſes Bewußtſeyn des Talents iſt herrlich, wenn die Nachwelt es beſtätigt; ſo verächtlich die leere Eitelkeit iſt, ſo edel iſt das Gefühl, das dir deinen Werth ſichert, trotz der Anſtrengungen, die dich deſſelben zu berauben ſuchen. Camoens hatte in Goa neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß geſetzt und nur auf die Bürgſchaft einiger Freunde durfte er ſich im J. 1568, ſechzehn Jahre nachher, ſeit er Europa verlaſſen hatte, einſchiffen, um nach Liſſabon zurückzukehren. König Sebaſtian, kaum der Kindheit entwachſen, gewann Camoens lieb. Er nahm die Zueignung ſeines epiſchen Gedichts wohl auf, und gerüſtet zu ſeinem Zuge gegen die Mauern in Afrika, fühlte er tiefer als ein Anderer das Genie des Dichters, der, wie er, die Gefahren liebte, wenn ſie zum Ruhme führen; aber man könnte ſagen, daß das Mißgeſchick, welches Camoens verfolgte, ſelbſt ſein Vaterland umſtürzte, um ihn unter deſto ſchrecklichern Trümmern zu vernichten. Sebaſtian blieb im J. 1578 in der Schlacht von Alcaçar. Mit ihm erloſch der königliche Stamm und Portugal verlor ſeine Unabhängigkeit. Alle Hülfsquellen wie alle Hoffnungen waren damit für Camoens verloren. So groß war ſeine Armuth, daß Nachts ein Sclav,

den er aus Indien mit ſich genommen, in den Straßen bettelte, das Leben ſeines Herren zu friſten. In dieſem Elend verfertigte er noch lyriſche Gedichte, welche zum Theil die rührendſten Klagen enthalten. So ſchöpfte ſein Geiſt ſelbſt Begeiſterung aus den Leiden, vor denen ſonſt der Farbenglanz der Poeſie zu ſchwinden pflegt! Endlich ſtarb dieſer Heros der portugieſiſchen Literatur, die Zierde ſeines Vaterlands und Europa's, 62 Jahre alt, im J. 1579 im Hoſpital, und fünfzehn Jahre nachher prangte zu ſeinem Andenken ein prächtiges Denkmal.

Campanien, der alte Name einer Landſchaft Italiens am tyrrheniſchen Meere, welche theils durch die Merkwürdigkeiten der Natur, wohin der brennende Veſuv, die phlegräiſchen Felder, der Avernusſee gehörten, theils durch eine ungemeine Fruchtbarkeit an Getraide, Oel, Wein u. ſ. w., einen beſondern Reiz für die vornehmen Römer hatte, ſo daß ſie die herrlichſten Landhäuſer daſelbſt erbauten, auf welchen ſie einen Theil des Jahres zuzubringen pflegten. Die berühmteſten Bäder, ungeheure Dämme, welche ins Meer hineingebaut und mit prächtigen Paläſten beſetzt wurden — vermehrten die Genüſſe, und zeigten zugleich von der um ſich greifenden Verſchwendungsſucht der Römer. Cumä, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum, endlich Capua, die Hauptſtadt Campaniens — lauter Namen, an welche die wichtigſten Erinnerungen geknüpft ſind. Die appiſche und lateiniſche Straße führten in das Innere dieſer Landſchaft, welche den reizendſten, verführeriſchſten Aufenthalt darbot. Auch jetzt noch iſt Campania, oder Terra di Lavoro, welches nach der neuern Eintheilung eine von den vier großen Landſchaften des Königreichs Neapel ausmacht, die ſchönſte und fruchtbarſte Gegend von ganz Italien.

Campe (Joachim Heinrich), dieſer als philoſophiſcher, beſonders aber als pädagogiſcher Schriftſteller und Sprachforſcher ſo berühmte Deutſche, wurde 1746 zu Deenſen, einem Dorfe im Fürſtenthum Braunſchweig-Wolfenbüttel, geboren. Seine frühere Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzmünden, und ſtudirte dann auf der Univerſität Halle Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam, aber ſein Herz, das ſo warm für Menſchenwohl ſchlägt, und durch den Anblick des menſchlichen Elends tief erſchüttert werden mußte, lenkte ſeine Neigung auf die Erziehung hin, wo er hoffen konnte, durch eine beſſere Bildung jugendlicher Seelen die Hauptquelle des menſchlichen Elends zu verſtopfen Seine Abſicht wurde ſehr befördert, als er 1777 fürſtlich-anhalt-deſſauiſcher Educationsrath, und nach Baſedows Abgange Director des Philantropin zu Deſſau wurde. Er zog ſich jedoch von dieſem Poſten bald wieder zurück und legte eine Privaterziehungsanſtalt zu Hamburg an. Wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit und abnehmenden Geiſtesmunterkeit überließ er 1783 dieſes Inſtitut dem Profeſſor Trapp, und privatiſirte zu Trittow, einem Dorfe unweit Hamburg. 1787 ward er herzoglich braunſchweigiſcher Schulrath und Canonicus des St. Cyriakſtifts zu Braunſchweig, und zugleich Vorſteher einer Buchhandlung, die unter der Firma der braunſchweigiſchen Schulbuchhandlung bekannt iſt, und vorzüglich durch den Verlag ſeiner eigenen Schriften ſich zu den angeſehenſten in Deutſchland emporſchwang. Späterhin übergab er dieſelbe ſeinem Schwiegerſohne dem Buchhändler Friedrich Vieweg. Seit 1805 iſt er Dechant des Stifts St. Cyriak, und lebt ſchon mehrere Jahre in ſeinem Garten vor Braunſchweig. Im J. 1809 ertheilte ihm die theologiſche Facultät zu Helmſtädt das Diplom eines Doctors der Gottesgelehrſamkeit. Die Zahl ſeiner Schriften iſt über-

aus groß; in ſeinen philoſophiſchen und pädagogiſchen Werken erſcheint
er ſtets als ein Mann von dem menſchenfreundlichſten Herzen und edel-
ſten Gemeinſinne, aus allen leuchten edle, patriotiſche Zwecke hervor.
tre will mehr unterrichten, als ergötzen, mehr durch Verbreitung gu-
Er Grundſätze beſſern, als durch Witz beluſtigen, lieber ſeinen Mitmen-
ſchen Wahrheiten ans Herz legen, die zur Tugend und Glückſeligkeit
führen, als eine bloß glänzende Rolle vor ihnen ſpielen. Beſſerung der
Sitten und Bereicherung des Geiſtes, eine Umwandlung unſers ge-
ſammten Erziehungsweſens, und die daraus folgende beſſere Bildung
jugendlicher Seelen waren das Ziel ſeines aufgeklärten und thätigen Stre-
bens. Seine Verdienſte um das Erziehungsweſen ſind mit dem laute-
ſten Beifall anerkannt worden, wiewohl ſeine voreiligen Urtheile über
das claſſiſche Alterthum, ſein Parteinehmen für den Philanthropismus,
und die damit zuſammenhängende hyperpractiſche Tendenz gerügt wer-
den müſſen; ſeine Erziehungsſchriften ſind die geleſenſten und geſchätzte-
ſten. Sein Styl iſt rein und fließend, frei von den Künſten der Schu-
le, lebhaft, ſanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart
dient er zum Muſter. Vorzüglich beſitzt er eine ſeltene Gabe ſich zu
dem Faſſungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzu-
laſſen, und ſelbſt abſtracte Gegenſtände zu verſinnlichen. Als Philo-
ſoph verdient er Lob wegen ſeiner Klarheit und Popularität. Er weiß
ſehr gut, von trocknen ſpeculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral,
vom weiſen Ernſte zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen.
Sein Herz wird immer gleich erwärmt. Obgleich ſeine Bemühungen
um „die Reinigung und Bereicherung der deutſchen Sprache“ oft die
Geſtalt des Sonderbaren angenommen haben, ſo hat er doch auch hier-
in ſich ein bleibendes Verdienſt erworben. Da ſeine Schriften ſo man-
nichfaltig und zahlreich ſind, ſo iſt es hier nicht wohl möglich, ſie alle
der Reihe nach aufzuführen, indeſſen dürfen auch einige Notizen der
merkwürdigſten und bekannteſten nicht gänzlich fehlen. Seine Jugend-
ſchriften hat er in 30 Bändchen vereinigt unter dem Titel: „Sämmt-
liche Kinder- und Jugendſchriften von Joachim Heinrich Campe.“
Braunſchweig 1807. 12. (30 Bändchen, 19 Thlr. 4 Gr.) mit vielen
Kupfern herausgegeben. Unter dieſen iſt, wie Campe ſelbſt verſichert,
ſein Leſebuch, Robinſon der jüngere, in alle europäiſchen Sprachen von
Cadix bis Petersburg, ſogar in die ruſſiſche und neugriechiſche überſetzt
worden. Zu dieſer Schrift gab folgende Begebenheit Veranlaſſung:
Alexander Selkirk, aus Largo in Schottland, geboren um das Jahr
1680, diente von Jugend auf zur See, begleitete als Oberbootsmann
den berühmten engliſchen Seefahrer Dampier nach der Südſee, gerieth
mit ſeinem Schiffscapitain in Streit, und wurde 1705 auf der damals
unbewohnten Inſel Juan Fernandez, hinter Chili, zurückgelaſſen, nach
einem einſamen und kümmerlichen Aufenthalte von vier Jahren und
vier Monaten im Jahr 1709 vom Capitain Woodes Roger, bei
deſſen Reiſe um die Welt, wieder an Bord genommen, und nach zwei
Jahren nach England zurückgebracht. Selkirk beſchrieb hierauf ſeine
Begebenheiten und übergab die Papiere einem damaligen bekannten
Schriftſteller, Daniel Defoe, zur Durchſicht, um ſie zum Drucke
zu befördern. Dieſer entwendete aber daraus die Materialien zu einem
Romane, und gab dem betrogenen Seefahrer ſeine Papiere zurück. Er
änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte ſeine Scene auf eine der
Karaiben beim Ausfluſſe des Oronoko, nannte ſeinen Abenteurer Ro-
binſon, ließ ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verſchlagen wer-
den, verlängerte ſeinen Aufenthalt bis auf 28 Jahre, verſetzte die Ge-

ſchichte rückwärts in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, woraus denn die bekannte und ſo oft nachgeahmte Geſchichte des Robinſon Cruſoe entſtand. Rouſſeau fand dieſes Buch beſonders empfehlungswerth für ſeinen Aemil. Wirklich iſt es auch vorzüglich geſchickt, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewöhnung zu Fleiß und Aufmerkſamkeit auf häusliche und bürgerliche Geſchäfte, zur Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, zur Würdigung der wahren Güter des Lebens, zum Gebet und Vertrauen auf eine Vorſehung, zur Uebung des Erfindungsgeiſtes, zur Schätzung mancher unerkannten Wohlthaten des geſellſchaftlichen Lebens, und viele heilſame Erziehungsregeln anſchaulich zu machen. Nur waren Schreibart und Einkleidung zu ſehr veraltet, als daß es ohne Widerwillen geleſen werden konnte. Wezel fing daher an, dieſen engliſchen Robinſon zuſammengezogen und umgearbeitet in den „zweiten Jahrgang des deſſauiſchen philanthropiſchen Lehrbuchs" theilweis einzurücken. Campe hatte zu gleicher Zeit den nämlichen Gedanken, und ließ ſich durch das Zuvorkommen Wezels nicht irre machen, ſondern kündigte ſein Vorhaben unter einem neuen Geſichtspunkte an. Beide ließen ihre Arbeit neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg erſcheinen. Aber Campe's Umſchmelzung der alten gedehnten Schreibart in einen leichten unterhaltenden Erzählungston, die Einkleidung in Geſpräche, die, beſonders für Kinder, ſo lehrreichen Bemerkungen aus dem menſchlichen Leben, der Naturgeſchichte, der Geographie, der Schifffahrt, erheben dieſes Buch nicht nur unendlich weit über das Original, ſondern machen ſelbſt der ſonſt guten, aber dem Faſſungskreiſe der Kinder weniger angemeſſenen Umarbeitung Wezels den Rang ſtreitig. Faſt eben ſo verbreitet und vielfach überſetzt iſt Campe's Theophron oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend. Ein ausgezeichnetes Verdienſt um unſere Sprache erwarb ſich Campe durch die Unternehmung eines deutſchen Wörterbuchs, welches er von Theodor Bernd ausarbeiten ließ, und welches in fünf Quartbänden einen faſt drei Mal größern Schatz von Wörtern enthält, als das adelungiſche. — Campe befand ſich 1789 in Paris, und wurde damals ein enthuſiaſtiſcher Lobredner der franzöſiſchen Revolution. Seine aus Paris geſchriebenen Briefe erſchienen zuerſt im braunſchweigiſchen Journale, und erregten viel Aufmerkſamkeit. Sie kamen nachher geſammelt heraus. Campe wurde dieſer Briefe wegen häufig mit Ernſt und Spott angegriffen, und in der That ſind ſie ſehr freimüthig und kühn, mit Beredſamkeit, Wärme und Malerei geſchrieben, enthalten aber freilich auch Uebertreibungen, die ſich nur mit dem damaligen allgemeinen und allerdings gerechten Enthuſiasmus für die ihre Feſſeln zerbrechende franzöſiſche Nation und ihre Repräſentanten bei einem ſonſt ſo ruhigen Denker wie Campe erklären laſſen.

Campeche, 1. ein Theil des mexicaniſchen Meerbuſens, bisher Spanien gehörig, an deſſen Küſten das berühmte Campecheholz wächſt, das zum Violettfärben, ſeit einiger Zeit auch gegen die Ruhr gebraucht wird; 2. eine wohlgebaute Stadt nebſt einem Hafen in der Halbinſel Jucatan, in Neu-Spanien in Nordamerika.

Camper (Peter), geboren zu Leyden den 11ten Mai 1722, geſtorben zu Haag, den 7ten April 1789, war unſtreitig einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Aerzte und Anatomen des verfloſſenen Jahrhunderts. Doch kennt man ihn erſt von Einer Seite, wenn man nur ſeine Verdienſte um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunſt und gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft kennt, auch für die Kenntniß

des Schönen hat er nicht Unbedeutendes geleiſtet, wofür er den Sinn theils in ſeinem Vaterlande, theils auf ſeinen Reiſen vielſeitig ausgebildet hatte. Aber nicht bloß ſeinen Sinn für Kunſtſchönheit hatte er berichtigt und geſchärft, ſondern auch ſein Talent für ſchöne Kunſt zu vervollkommnen geſtrebt. Er zeichnete ungemein fertig mit der Feder, malte in Oel, boſſirte, und verſtand den Bildhauermeißel zu führen. Dies alles aber geſchah von ihm nicht bloß, wie von Dilettanten gewöhnlich, nach einer Art Routine, ſondern mit wirklicher Kunſteinſicht. Der genau und ſcharf beobachtende Anatom mußte nothwendig Einfluß auf den Mann haben, den Neigung und Talent zur Beſchäftigung mit der ſchönen Kunſt hinzog: welchen Gewinn aber durfte ſich vornehmlich die Theorie der bildenden Kunſt von der Vereinigung dieſer beiden Beſchäftigungen in einem ſolchen Manne verſprechen! Nicht unbefriedigt ſind dieſe Erwartungen geblieben. Schon die Aufſtellung ſeiner Geſichtslinie iſt nicht unwichtig. Der Grund nämlich, worauf ſich der Unterſchied der Nationen gründet, beſteht nach Camper in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Naſe gezogenen, und einer andern geraden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeins oberhalb der Naſe berührt, und bis auf den am meiſten hervorragenden Theil des Kinnbackenknochens gezogen wird, wobei man die Köpfe in Profil betrachtet. In dem Winkel nun, den dieſe beiden Linien beſchreiben, beſtehe nicht allein der Unterſchied der Thiere, ſondern auch der verſchiednen Nationen, und man würde ſagen können, die Natur habe ſich gleichſam dieſer Winkel bedient, um alle Verſchiedenheiten der Thiere zu beſtimmen, und ſie gleichſam ſtufenweiſe bis zum Schönen der ſchönſten Menſchenbildung hinaufſteigen zu laſſen. Die Vögel beſchreiben die kleinſten Winkel, und dieſe Winkel werden größer, je nachdem ein Thier ſich mehr der menſchlichen Geſtalt annähert; wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42 Grad, die dem Menſchen ähnlichſten aber einen Winkel von 50 Graden beſchreiben. Der Kopf eines afrikaniſchen Mohren, ſo wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzneik. und Naturgeſch. betr." I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet iſt, und die zwei Kupfertafeln fehlen). Wenn man bedenkt, daß die Griechen ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verſchönert haben, und daß, was über dieſe Linie fällt, ein Ungeheuer wird; ſo wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunſt eben ſo wichtig finden, als ſie es, zumal nach Blumenbachs und Herders Zuſätzen, für die Naturgeſchichte iſt, welche Camper übrigens auch durch ſeine Affenzergliederungen bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menſchenähnlichſten Affen die Rede durch einige Seitenſäcke, welche die Natur an ſeine Luftröhre hing, gleichſam abſichtlich verſagt ſey, beſeitigte die meiſten der bis dahin über menſchliche Beſtimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man ſieht ſchon aus jener Aufſtellung der Geſichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müſſe gerichtet haben. Merkwürdig iſt hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichenſchule zu Amſterdam 1790 vorlas. Er erklärte ſich gegen die Meinung derer, welche behaupten, es gebe in der Natur eine ewige, unveränderliche Schönheit der Formen, und alle vernünftigen Weſen beſäßen eine angeborne Empfänglichkeit für dieſelbe. Dagegen ſucht er zu erweiſen, daß die Natur in der Bildung der Körper, vorzüglich der thieriſchen, nichts anders bezweckte,

als bloß die Nützlichkeit der conſtitutiven Theile, keineswegs aber feſte Verhältniſſe; daß folglich an den Formen der Thiere keine unveränderliche, ewige, durch Regeln beſtimmbare Schönheit haften könne. Wer jemals über das Weſen der bildenden Kunſt ernſtlich nachgedacht hat, der weiß, wie wichtig eine Unterſuchung hierüber iſt, in welche wir jedoch hier nicht tiefer eingehen können. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunſt iſt auch ſeine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künſten, welche man am beſten in der engliſchen Ueberſetzung von Cogan zur Hand nimmt, durch deſſen Zuſätze und Veränderungen dies wichtige Werk noch ſehr gewonnen hat. Es enthält eine Unterſuchung über die natürliche Verſchiedenheit der Geſichter bei Perſonen aus verſchiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebſt einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Geſtalten und Bildniſſe einzelner Perſonen richtig zu ſkizziren. So vielfache Verdienſte als Camper hatte (er ſchrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verſchiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er ſeine Studien zu Leiden abſolvirt hatte und auf Reiſen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf zum Profeſſor der Philoſophie, Medicin und Chirurgie in Franecker. Nach einigen Jahren lehrte er dieſelben Wiſſenſchaften zu Amſterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatiſirte er zu Franecker, erhielt ſeit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deßhalb nach Haag, wo er ſtarb. In der Peterskirche zu Leiden ſteht ſein einfaches Denkmal aus Marmor: ein Bruſtbild auf einem Piedeſtal, welchem Name, Geburts- und Sterbetag eingegraben ſind. Lebensbeſchr. a. d. Holl. von J. B. Keup. Stendal 1792. 8. dd.

Campetti, ſ. Wünſchelruthe.

Campher, eine vegetabiliſche Subſtanz, welche ſich in vielen Pflanzen, namentlich in mehrern Arten Lorbeerbäume, findet; für den Handel aber zieht man ihn hauptſächlich aus zwei Baumarten. Die erſte iſt der Laurus camphora, der in China und Japan ſehr häufig wächſt; man gewinnt ihn von ſelbigem auf folgende Art: Man ſchneidet die Wurzeln und Zweige in kleine Stücke und kocht ſie alsdann mit Waſſer in einem eiſernen kolbenförmigen Topf mit irdnem Deckel, der inwendig mit Reisſtroh belegt iſt. Der Campher verflüchtigt ſich und ſetzt ſich in kleinen Körnern an das Stroh an. — Das andre Gewächs, welches den Campher liefert, iſt ein Baum, der auf Sumatra, Borneo und um Malaka wächſt. — Er iſt den Botanikern noch nicht bekannt; man nennt ihn Kapour-Barros. Nach Garcias ab Horta iſt Barros ein Ort bei Malaka, wo er häufig wächſt. Der Campher findet ſich völlig ausgebildet und abgeſondert in den Vertiefungen zwiſchen dem Holz und der Rinde. Er wird von den Morgenländern der andern Art vorgezogen. Aller Campher, der nach Europa gebracht wird, kommt aus China und Japan. Sonſt reinigte man ihn in Venedig, gegenwärtig aber auch in Holland, England, Berlin u. ſ. w. Gereinigt iſt der Campher eine feſte, weiße, durchſichtige Maſſe, welche im Waſſer ſchwimmt, ſich in ſechsſeitigen Pyramiden cryſtalliſirt, einen durchdringenden und unangenehmen Geruch hat. Die Lehre der ſalernitaniſchen Schule, camphora per nares castrat odore mares iſt durchaus falſch; wie denn überhaupt der Campher ſeine beruhigende Wirkung nur bei gewiſſen Conſtitutionen zeigt. In der Medicin iſt er übrigens von vielfachem Gebrauch.

Campiſtron (Jean Galbert de), war zu Touloufe gegen das Jahr 1656 geboren, wurde 17 Jahr alt in einem Zweikampf gefährlich

verwundet, und von ſeinen Aeltern, um ihn zu entfernen, nach Paris geſchickt. Er fühlte Neigung zur Poeſie, erhielt von Racine Anweiſung, und gab ſeine Tragödie, Virginie, welche den Téléphonte, ein von der Herzogin von Bouillon beſchütztes Stück, verdunkelte. Um nicht zum zweiten Mal gegen die mächtige Cabale dieſer Dame kämpfen zu müſſen, die für einen Augenblick Pradon über Racine den Sieg verſchafft hatte, dedicirte er ihr den Arminius, deſſen Erfolg noch glänzender war. Dieſem folgte Andronicus, welcher mit verändertem Namen die Geſchichte des Don Carlos enthält, und dieſem Alcibiades, mit immer ſteigendem Beyfall. Für den Herzog von Vendôme ſchrieb er die Oper Acis et Galathée, die allgemein gefiel; ein entgegengeſetztes Schickſal aber hatten ſeine beiden Opern Achille und Alcide, deren letztere zu folgendem Epigramm Anlaß gab:

A force de forger on devient forgeron;
Il n'en est pas ainsi au pauvre Campistron,
Au lieu d'avancer il recule;
Voyez Hercule.

Campiſtron kehrte hierauf wieder zum Theatre françois zurück. Sein Phocion ward kalt aufgenommen; ſein Phraates dagegen mit ſo unmäßigem Beifall, daß der Verfaſſer der Vermittelung der Dauphine bedurfte, um den Vorſtellungen ein Ende zu machen. Das Stück iſt übrigens, ſo wie die Tragödie Aëtius, verloren gegangen. Adrian hatte wenig Erfolg, aber Tiridates hielt ſich lange mit Glück auf der Bühne. Auch im Luſtſpiel fand Campiſtron mit dem Jaloux désabusé ungetheilten Beifall. L'amante amant wollte er als ein zu freies Stück nicht anerkennen; man hat es aber dennoch unter ſeine Werke aufgenommen. Der Herzog von Vendôme, der dem Verfaſſer von Acis et Galathée vergebens eine Belohnung angeboten hatte, ernannte ihn zu ſeinem Secrétaire des commandements, wie der Prinz von Conti ſchon gethan hatte, und überdies noch zum Sécrétaire général des galères. Er befand ſich oft an der Seite des Fürſten mitten in den Schlachten. Auf dem Schlachtfelde von Luzzara belohnte der König von Spanien ſeinen Muth durch Ertheilung des St. Jacobsordens und der Commanderie von Ximenes. Der Herzog von Mantua gab ihm das Marquiſat von Penango in Montferrat. Nach dreißigjährigen Dienſten nahm er ſeinen Abſchied beim Herzog und ſtarb zu Toulouſe den 11ten Mai 1723, 67 Jahre alt, an einem Lungengeſchwür, nicht, wie man geſagt hat, an den Folgen ſeiner Unmäßigkeit im Eſſen, oder eines Aergers über ein paar Portechaiſenträger, die wegen ſeiner Corpulenz ihn nicht tragen wollten. Er hinterließ ſechs Kinder. La Harpe ſagt von ihm: „Man hat die Weisheit ſeiner Plane geprieſen; ſie ſind verſtändig, das iſt wahr; aber man hat nicht daran gedacht, daß ſie eben ſo ſchwach angelegt als ausgeführt ſind. Campiſtron beſaß in keiner Rückſicht Kraft; kein ausgezeichneter Charakter, keine ergreifende Situation, keine gründliche Scene, kein energiſcher Vers. Er ſucht unabläſſig Racine nachzuahmen, aber er thut es wie ein Lehrling, der das Gemälde eines Meiſters vor ſich hat und mit furchtſamer und unbeſtimmter Hand lebloſe Figuren hinmalt. In der Verſification ſteht er noch eine Stufe unter Pradone; ſie iſt nicht gerade lächerlich, aber meiſt eine ziemlich leicht gereimte gemeine Proſa.“ Dennoch haben ſeine Werke 10 Auflagen erlebt.

Campo Formido, gewöhnlich, aber unrichtig, Campo Formio, ein kleines Caſtell bei (oder vielmehr eine Vorſtadt von) Udine, im öſterreichiſchen Friaul, oder im vormaligen Departement Paſſeria-

ns des Königreichs Italien, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17ten auf den 18ten Oct. 1797 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, und zwar von Seiten Oeſterreichs von den Geſandten Cobenzl, Merveld, Degelmann und Marcheſe di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Buonaparte daſelbſt unterzeichneten Frieden, deſſen Hauptbedingungen in dem Art. Friedensſchlüſſe angegeben ſind.

Campomanes (D. Pedro Rodriguez, Graf von). Dieſer berühmte ſpaniſche Miniſter, Director der von Philipp V. im Jahr 1738 geſtifteten königlichen Akademie und Großkreuz des Ordens Carls III., war in Aſturien zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geboren, und nützte ſeinem Vaterlande und verherrlichte es durch ſeine Talente und ſeine Gelehrſamkeit, durch ſeine erhabenen Anſichten von Staatsverwaltung und Politik, während ſeine Schriften durch ganz Europa ſeinen Ruf verbreiteten und ihn unter die vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Nation ſtellten. Die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Correſpondenten, ſo wie die philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia, auf Franklins Empfehlung, zu ihrem Mitgliede. Die ſpaniſchen Schriftſteller des 18ten Jahrhunderts erheben wetteifernd ſeine Talente, ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Wohlthätigkeit. Cabarrus ſagte, daß er nie einen Mann von größern Kenntniſſen und einem bewundernswürdigern Gedächtniß geſehen hätte. „Kein Lob," ſagt Cavanilles, „erreicht dieſen vortrefflichen Staatsbürger, dieſen großen Staatsmann, dieſen erleuchteten Gelehrten!" Campomanes ſtieg durch ſein eigenes Verdienſt. Er hatte ſich den Ruf des geſchickteſten und uneigennützigſten Rechtsgelehrten von ganz Spanien erworben, als Carl III. ihn 1765 zum Fiscal des königlichen und hohen Raths von Caſtilien ernannte, auf deſſen Befehl er unter andern ſeinen Discorso sobre el fomento de la industria popular und sobre la educacion popular de los Artisanos y su fomento herausgab, worin er alles, was innere Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel betrifft, erörtert und abhandelt. Den Grafen Aranda unterſtützte er bei dem ſchwierigen Unternehmen, die Jeſuiten aus Spanien zu vertreiben. Auch hatte er durch ein Memoire die Freigebung des Getraidehandels bewirkt. Er ſuchte das Gauner- und Bettlerweſen zu vernichten, indem er über die Zigeuner ſchrieb, und überhaupt Mittel an die Hand gab, wie man die Vagabunden und Müßiggänger nützlich gebrauchen könne. Bei dem Regierungsantritt Carls IV. im J. 1788 wurde Campomanes zum Präſidenten des Raths von Caſtilien und darauf zum Staatsminiſter ernannt. Zu dieſer Zeit führte er den Vorſitz unter den Cortes des Reichs, und ſein Anſehn ſchien auf unerſchütterlichen Grundfeſten zu ruhn; aber als der Graf Florida Blanca die Gunſt des Königs erwarb, wurde Campomanes aus dem Rathe entfernt und verlor alle ſeine Aemter. Er ertrug dieſe Ungnade mit Muth und Würde, und ſtarb in den erſten Jahren des 19ten Jahrhunderts. Unter ſeinen zahlreichen Schriften, die meiſtens hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts ſind, befinden ſich ſogar zwei mit Caſiri gemeinſchaftlich aus dem Arabiſchen überſetzte Capitel des Ebn al Avam über den Ackerbau.

Canada, 1. eine große Provinz in Nordamerika. Die Spanier ſollen es zuerſt entdeckt haben; gleich nach ihnen ſetzten ſich die Engländer und Franzoſen darin feſt; allein ſeit mehr als 200 Jahren haben es die Franzoſen, bis 1762, faſt ausſchließlich behauptet. Canada iſt voll Waldungen und Seen, und der Reichthum dieſes Landes beſteht großen Theils in Pelzwerk, beſonders in Biberfellen und Fiſchen. Die Städte ſind Quebeck, Montreal und Troisrivieres; alle

übrigen Etabliſſements ſind entweder Schanzen oder Kirchſpiele. In dem 1755 zwiſchen Frankreich und England ausgebrochenen Kriege wurde Canada von England erobert, und dieſem Reiche durch den Frieden zu Verſailles 1762 abgetreten. Dieſe Acquiſition wurde jedoch für England in Rückſicht auf ſeine ehemaligen nordamerikaniſchen Colonien ſehr nachtheilig, welche die Furcht vor Frankreich, ſo lange daſſelbe im Beſitz von Canada war, immer noch an England knüpfte. Auch iſt es bei den zuletzt zwiſchen England und Nordamerika ausgebrochnen Feindſeligkeiten der Schauplatz des Krieges geworden. Dieſes Land, auch brittiſch Canada oder Quebeck genannt, wurde im Jahr 1791 von den Engländern in zwei Theile, in das obere und untere getheilt. Der Hauptſitz der Regierung iſt York (mit einem guten Hafen verſehen). Den Flächeninhalt ſchätzt man über 35,000 Quadratmeilen, und die Zahl der geſammten Einwohner (theils Jroſeſen, Huronen, Creeks ꝛc., theils Franzoſen, Engländer und Neger) belief ſich im Jahr 1798 auf 197,000. Es gibt hier ſehr große Bergketten, vorzüglich aber ungeheuer große Seen, z. B. der obere See, der Huronenſee, der Ontarioſee, welcher den St. Lorenzfluß aufnimmt ꝛc. — 2. Der Fluß Canada oder St. Lorenzfluß, einer der größten Ströme in Amerika, welcher ſich in den Meerbuſen St. Lorenz ergießt, und bei ſeinem Ausfluß 25 bis 30 Meilen breit, und gegen 200 Klaftern tief iſt. Seine Länge beträgt gegen 600 Seemeilen.

Canal (Pas de Calais oder la Manche), heißt der lange und ſchmale Strich des Meers, welcher die Küſten Frankreichs und Großbritanniens von einander trennt. Der ſchmalſte, kaum ſechs geographiſche Meilen breite Theil iſt zwiſchen Calais und Dover. (Vergl. Calais.)

Canäle ſind durch Kunſt hervorgebrachte Flüſſe. Faſt alle größere und reichere Staaten Europa's haben ſich die Anlegung von Canälen zur Beförderung der inneren Waſſercommunication angelegen ſeyn laſſen, da ſie für den Handel und Verkehr die entſchiedenſten Vortheile gewähren, und durch einen angemeſſenen Zoll das darauf verwendete Capital reichlich verintereſſiren. Der erſte Rang gebührt auch hier, wie allenthalben, wo von Kunſtfleiß die Rede iſt, England. Der Ruhm, ſagt Nemnich, einen Plan von dem ausgebreitetſten Umfang und Nutzen zuerſt in Ausführung gebracht zu haben, gebührt dem Herzog von Bridgewater. Sieben Meilen von Mancheſter beſaß er die reichſten Kohlenminen, welche ihm aber, wegen des beſchwerlichen Landtransports, von keinem Vortheil waren. Er faßte daher die Idee, von ſeinen Minen einen Canal nach Mancheſter zu leiten, wozu er 1758 vom Gouvernement Erlaubniß erhielt und gleich darauf den Anfang machte. Dabei hatte er das Glück, die Ausführung ſeines Projects dem größten mechaniſchen Genie, das England je hervorgebracht hat, anvertrauen zu können. Dies war Brindley; zwar ein Mann von ſehr verwahrloſ'ter Erziehung und von Profeſſion ein Mühlenbauer, der weder ſchreiben noch leſen konnte, aber die verwickeltſten Plane und Berechnungen brachte er ohne Feder und Papier im Kopfe zu Stande, und fand für die ſchwierigſten Fälle jedesmal die beſten und ſicherſten Mittel. Als der Canal bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge ſchiffbar iſt, ließ ihn Brindley mittelſt eines Aquäducts 39 Fuß über der Oberfläche des Waſſers weiter leiten. Außer dieſem Aquäduct bewundert man ein anderes Meiſterſtück von Brindley, nämlich die Leitung des Canals unter einen Berg, faſt eine Meile bis zu den Kohlenminen. Kaum war der Canal von Worsley-Mill bis Manche-

ſter zu Stande, ſo extendirte der Herzog einen andern auf 29 Meilen, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde. Brindley hatte den großen Plan, eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen London, Briſtol, Liverpool und Hull zu unternehmen, und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Haupthäfen in Communication zu ſetzen. Er erlebte zum Theil noch die Ausführung deſſelben. Denn im Jahr 1766 begann der Herzog die ſogenannte Grand Trunk Navigation, wodurch die Flüſſe Trent und Merſey, und mithin Liverpool und Hull in Verbindung kamen. Dieſer Canal iſt 99 engliſche Meilen lang, und wurde 1777 vollendet. Gleich beim Anfang des Great Trunk leitete Brindley von dieſem Canal einen andern nach dem Fluſſe Severn, wodurch die Schifffahrt zwiſchen Briſtol, Hull und Liverpool glücklich erreicht wurde. Dieſer Zweig iſt 46 engliſche Meilen lang und wurde 1772 fertig. In demſelben Jahre ſtarb Brindley. Verſchiedene Haupt- und viele Nebencanäle wurden in der Folge zu Stande gebracht. Bis 1802 zählte man 2896 1/2 engliſche Meilen Länge von Canälen durchſchnitten, welche über 13 Millionen Pf. St. gekoſtet hatten. In dieſer Angabe ſind 43 Canäle als Privateigenthum, wohin auch der von Bridgewater und andere große Canäle gehören, nicht mit begriffen. Der Grand Junction-Canal iſt erſt im Dec. 1805 vollendet worden. Er vereinigt viele Canäle der Centralprovinzen, und bildet von da eine Communication zwiſchen der Themſe, Severn, Merſey und Trent. — Nächſt England hat Frankreich die bedeutendſten Canäle aufzuweiſen. Der Canal du Midi, Südcanal, ſonſt Canal von Languedoc, auch der königliche Canal, ward nach Andréoſſy's Plan durch Riquet von 1666 bis 1681 mit einem Koſtenaufwand von 17 1/2 Mill. Liv. (die jetzt vielleicht das Dreifache ausmachen würden) angelegt, geht vom Hafen Cette am mittelländiſchen Meere bis nach Toulouſe, wo er ſich mit der Garonne verbindet, ſo daß auf ihm Schiffe in 11 Tagen aus dem Ocean in das mittelländiſche Meer kommen. Er iſt 45 franzöſiſche Meilen lang, oben 60 Fuß, unten 32 breit und wenigſtens ſechs Fuß tief: die darauf fahrenden Barken gehen nicht fünf Fuß tief, wenn ſie auch 2000 Centner tragen. Längs der Ufer ſind Wege zum Ziehen, der eine neun, der andere ſechs Fuß breit. Der Canal hat 62 Schleuſen: er geht 85 Toiſen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, und führt mittelſt 55 mit Einfaſſungen an der Seite zu Waſſerleitungen eingerichteter Brücken über verſchiedene Flüſſe hinweg. Außerdem gehen 29 Brücken für Landſtraßen über denſelben. Sein Waſſer erhält er aus einem großen, zu St. Ferrol zwiſchen zwei Bergen und einer 36 Toiſen dicken Mauer angelegten Baſſin, 1200 Toiſen lang, 500 breit und 20 tief, welches bei ſeiner vollſtändigen Füllung gegen eine Million Cubik-Toiſen Waſſer enthält, und aus welchem man durch drei große kupferne Hähne das nöthige Waſſer ziehen muß. Die Unterhaltung koſtet jährlich 300,000 Franken, und der reine Ertrag beläuft ſich eben ſo hoch. Unter Ludwig XVI. wurde der Canal des Mittelpunkts 1782 angefangen und 1791 beendigt. Er nimmt ſeinen Anfang bei Digoin und mündet in die Saône bei Châlons. Er hat 81 Schleuſen und dient dem Handel der mittäglichen Provinzen mit der Hauptſtadt durch die Rhone, Saône, Loire, den Canal von Briare und die Seine. — Der Canal von St. Quentin, den bereits 1724 eine Geſellſchaft begann, ward erſt 1809 vollendet. Er iſt ſechs Meilen lang, fängt bei der Stadt le Chatelet, unweit des Urſprungs der Schelde, an, iſt auf dem offenen Profil 24 Fuß breit, ſteigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch ſechs Schleuſen,

und fällt von Macquincourt bis Cambray 130 Fuß durch 18 Schleuſen. Er wird durch die Quellen der Schelde geſpeiſ't, und iſt an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700, und bei Bellicourt 4100 Toiſen. Durch ihn, die Oiſe, Seine und den Canal von Briare iſt eine Verbindung der Nordſee und der Straße von Calais mit dem mittelländiſchen Meere eröffnet worden. Viel iſt in der neueſten Zeit für die Waſſerverbindungen in Frankreich geſchehn. Wir nennen aus dieſer Periode den Canal von Jemappes, von Sedan, von Burgund, von Arles, von Beaucaire, von Carcaſſonne, des Ourcq, der Salzwerke, der Haiden, die Canäle in der ſonſtigen Bretagne, den Canal der Ille und Rance, den Canal des Blavet, den Canal von Nantes nach Breſt und den Napoleonscanal, welche zum Theil noch unbeendigt ſind. — Holſtein beſitzt einen berühmten Canal, der die Oſt- und Nordſee vereinigt. Er wurde von 1777 bis 1784 ausgeführt und koſtete 2 1/2 Million Thaler. Er iſt 4 3/4 Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, und hat ſechs Schleuſen. Preußen hat den bromberg'ſchen, den Finow-, den Friedrichscanal u. A., die jedoch an Kunſt und Aufwand mit den genannten nicht zu vergleichen ſind. In Rußland bemerken wir den ladogaiſchen Canal, welchen Peter der Große wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogaſee ziehen ließ. Er geht von Schlüſſelburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, iſt 15 deutſche Meilen lang, 70 Schuhe breit und hat 32 Schleuſen. Vollendet ward er im Jahre 1732. Da die Wolchow mit der Wolga vereinigt worden iſt, ſo hängt durch ihn die Oſtſee mit dem caſpiſchen Meere zuſammen. — Ueber die Canäle in Aragonien ſehe man den Art. Aragon nach. Andere wichtige Canäle werden wir unter ihren Rubriken aufführen.

Canariſche Inſeln. Dieſe Inſeln, zwanzig an der Zahl, liegen im atlantiſchen Meere zwiſchen dem 27ſten und 29ſten Grad Norderbreite, und dem 1ſten und 5ten Grade der Länge, und gehören zu Afrika. Nachdem ſie den Alten unter dem Namen der glücklichen Inſeln bekannt geweſen, wurden ſie im dreizehnten Jahrhunderte aufs neue entdeckt. Die vornehmſten derſelben ſind Canaria, Teneriffa, Palma und Ferro. Die canariſchen Inſeln ſtehen unter ſpaniſcher Herrſchaft, und man zählte im J. 1792 gegen 420,000 Seelen darauf. Wein, Orſeille, Wachs und Honig ſind die vornehmſten Producte derſelben. Sie ſind das Vaterland des Canarienvogels, zum Finkengeſchlecht gehörend, urſprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichem Schwanz und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.).

Candia, ſ. Creta.

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern diejenigen, die ſich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erſchienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth oder um ihre auf der Bruſt empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Die Zeit dieſer Bewerbung dauerte zwei Jahre.

Canitz (Friedrich Rudolph Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutſcher Dichter und als Herſteller eines richtigern Geſchmacks eine dankbare Erwähnung. Zwar war er Geſchäftsmann, als welcher er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm und deſſen Nachfolger gebraucht wurde, und auch die Stelle eines wirklichen geheimen Raths erhielt; allein ſchon in ſeinem

Vaterlande, ſpäter aber zu Leyden, genoß er den beſten Unterricht. Und eben jene mit öfteren Reiſen verbundenen Geſchäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ſeine Bildung und ſeinen Geſchmack; er lernte die vorzüglichſten Gelehrten, die beſten Dichter auf ſeinen Reiſen kennen, erhielt zugleich bei dem beſtändigen Umgange mit Perſonen aus allen Ständen eine gewiſſe Geſchmeidigkeit und Feinheit in der Beurtheilungskraft, und ſo brachte er es bei ſeinen vorzüglichen Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunſt, obgleich er weder eine ſo reiche Einbildungskraft, noch einen ſo glänzenden Witz beſaß, als die Muſter, die er nachzubilden ſtrebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache, und ernſte Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau ſind die Hauptverdienſte ſeiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel ſeine Satiren, für die er wohl hauptſächlich ſich Boileau zum Muſter wählte, den erſten Platz behaupten. Hier legt der Dichter eine Menge brauchbarer Erfahrungen und einen Schatz von Lebensweisheit nieder, durch welche er unvergeßlich wird, wiewohl auch hier eine unſchmackhafte Weitſchweifigkeit im Styl den Inhalt verwäſſert. Er ſtarb 1699 in ſeinem 45ſten Jahre, und erſt nach ſeinem Tode kamen ſeine poetiſchen Arbeiten heraus.

Cannä, ein Flecken in Apulia Daunia in Italien, welcher durch den berühmten Sieg Hannibals über die Römer verewigt worden iſt. Schon zu Strabo's Zeiten lag er in Ruinen. Er iſt an den Ufern des Auſidus, jetzt Ofanto, zu ſuchen.

Canneliren heißt in der Baukunſt aushöhlen oder auskehlen. Cannelirt, gereift, mit Reifen verſehen, z. B. cannelirte Säulen. Cannelirung, Hohlkehlung, rinnenförmige Vertiefung.

Canning (Georg), wurde ums J. 1770 in Irland geboren. Er ſtammte aus einer anſehnlichen Familie, ſtudirte zu Oxford und wurde 1793 zum Parlamentsgliede für den Flecken Newton auf der Inſel Wight erwählt. Lord Greenville, damals Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, zog ihn ins Bureau ſeines Miniſteriums, und von dieſer Zeit an war er, wie Greenville ſelbſt, Pitts eifrigſter Anhänger. Als Pitt im Jahre 1801 reſignirte, zog ſich auch Canning vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten zurück. Aber auch ſobald der vielgewandte Staatsmann das Steuerruder aus Addingtons ſchwacher Hand zurücknahm, war Canning einer der erſten, die mit ihm aufs neue verbündet hervortraten. Im Jahre 1800 hatte er die Tochter des Generals Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Späterhin (1805) wurde er noch Schatzmeiſter der Marine mit 4000 Pf. St. Gehalt. Alle ſeine Stellen, ſein Einfluß auf das Cabinet und im Parlament verſchwanden aber mit Pitts Tode (23ſten Januar 1806). Foxs Partei trat ins Miniſterium und Canning zur neuen Oppoſition. Nach Foxs Tode wurde er Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, legte aber 1809 dieſe Stelle wieder nieder. Er war nämlich mit dem Kriegsminiſter Caſtlereagh wegen der verunglückten Expedition auf Walchern in Streit gerathen. In einem Duell, das zwiſchen ihnen am 21ſten Sept. 1809 Statt fand, wurde Canning leicht verwundet und beide traten aus dem Miniſterium. Es iſt unmöglich für den, welchen Geburt und Reichthum nicht beſonders begünſtigen, in England ohne ausgezeichnete Talente eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Canning beſaß unſtreitig ſolche Talente, und ihnen allein verdankte er ſeinen bedeutenden Einfluß auf die Staatsverwaltung, den man jedoch im Ganzen viel zu hoch angeſchlagen hat, wenn

die öffentlichen Blätter, und auf ihr Wort das Publikum ihm die Ehre erzeigten, ihn ſchlechtweg ſtatt des engliſchen Miniſteriums zu nennen, ſo wie man ehemals mit mehrerem Rechte und doch ſehr uneigentlich nur von Pitts Abſichten, von Pitts Maßregeln und Pitts Unternehmungen ſprach. Um Cannings Verdienſte und Verhältniſſe nach einem richtigen Maßſtabe anzuſchlagen, verweiſen wir auf die Verfaſſung Großbritanniens, nach welcher der erſte Lord der Schatzkammer als eigentlicher Premier-Miniſter und Geheimerath des Miniſteriums angeſehen wird, welches der König nach ſeiner Angabe bildet. Der erſte Lord der Schatzkammer präſidirt in der Miniſterialverſammlung, und er iſt gewöhnlich, wenn er zugleich wirklicher Lord iſt, im Oberhauſe der Wortführer und Redner der Regierung. Den erſten Rang im Unterhauſe, und in der That, dem Einfluſſe nach, bedeutendſten Platz im Miniſterium nimmt allemal der Chancelor of Exchequer (der Kanzler der Schatzkammer), oder der eigentliche Finanzminiſter, ein. Pitt vereinigte in den letzten Zeiten beide eben gedachte Aemter; aber das letztere gab ihm eigentlich die Handhabe des Staats in die Hände. Die Finanzen ſind mehr als irgendwo in England die Seele der Staatsmaſchine, und es iſt das Unterhaus, welches ſich ausſchließlich mit ihnen beſchäftigt, und welches die zu den Staatsausgaben erforderlichen Summen bewilligt. Keinen dieſer beiden wichtigſten Poſten hat Canning bekleidet, und man verſichert ſogar, daß ihm dazu die Kenntniß des Finanzweſens abgehe. Er leitete nur die auswärtigen Angelegenheiten, und es war folglich falſch, wenn man ſagte, Canning ſey an Pitts Stelle getreten. Dies war ſo wenig der Fall, daß er im ſtrengſten Sinne nicht einmal Miniſter war, denn wenn gleich die drei Staatsſecretäre im allgemeinen Gebrauche unter dieſem Titel mitbegriffen werden, ſo ſind ſie doch dem Range nach die letzten unter den hohen Staatsbeamten. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er beſitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfſinn, eine bewundernswürdige Fertigkeit im Argumentiren, einen unerſchöpflichen Reichthum an ſinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche ſeines Witzes verfehlen ihres Gegenſtandes nicht, und keine Blöße ſeines Gegners entgeht ſeinem geübten Auge. Aber Burke, Pitt, und Fox waren ihm dennoch überlegen. Er begeiſtert und überwältigt nicht wie Burke; er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit ſich fort wie Fox.

Cano (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künſtler, welche Spanien hervorgebracht hat. Er war zugleich Maler, Bildhauer und Architekt; ſo daß die Mannichfaltigkeit ſeiner Talente und beſonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinſicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt. Angezogen durch den Reiz der Malerei ſtudirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geſchätzten, auch als Schriftſteller bekannten Maler Pacheco. Nachdem er ſich in der Schule von Juan del Caſtillo oder Herrera vervollkommnet hatte, machte ſich Cano, der ſich auch in der Bildhauerei geübt hatte, durch drei Statuen von natürlicher Größe, eine Maria mit dem Chriſtuskinde, einen St. Petrus und einen St. Paulus, für die große Kirche von Lebrija bekannt. Er war erſt 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künſtler trat; aber wie alle große Männer, die in den Künſten ſich auszuzeichnen beſtimmt ſind, fühlte er mehr als irgend ein andrer, wie

viel ihm noch zu thun übrig ſey, und begab ſich unter dem Schutze des Herzogs von Olivarez nach Madrid zurück. Hier bei dem Anblick ſo vieler trefflicher Gemälde rief er aus: „Armer Cano, wie beſchränkt ſind deine Talente noch! Wie viele Leben wären dir nöthig, um dich nur dem zu nähern, was es in einem dieſer Werke Schönes giebt!" Worte, welche von der Mittelmäßigkeit, die das Schöne nicht einmal ahnet, nie gehört werden. Im J. 1638 ernannte ihn der König zu ſeinem Hofmaler und ertheilte ihm den erſten Platz unter den Künſtlern, welche dem Prinzen Don Balthaſar Carlos von Oeſterreich Unterricht ertheilten. Sein Ruf verſchaffte ihm viele Arbeiten. Als Architekt machte er die Plane zu mehreren Paläſten, Stadtthoren, einem Triumphbogen u. ſ. w. Als Maler führte er mehrere berühmte Gemählde aus. Er war jetzt auf dem Gipfel ſeines Ruhms, als ein ſchreckliches Ereigniß eine Reihe von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einſt in ſeine Wohnung trat, ſeine Gattin ermordet und ſein Haus beraubt. Ein italiäniſcher Bedienter, auf den der nächſte Verdacht fiel, konnte nicht erlangt werden. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforſchung, daß Cano auf dieſen Italiäner eiferſüchtig geweſen ſey und mit einer andern Frau ein Verſtändniß gehabt habe. Sie ſprachen den entflohenen Liebhaber frei und verurtheilten den Gatten. Dies nöthigte Cano, Madrid zu verlaſſen. Er verbreitete das Gerücht nach Portugal entflohen zu ſeyn, und ging nach Valencia, wo er, als ſeine Kunſt ihn verrathen hatte, in einem Kartheuſerkloſter Zuflucht fand. Er trat aber bald aus ſeiner Verborgenheit heraus, und war ſo unvorſichtig, ſogar nach Madrid zurückzukehren. Auch hier hielt er ſich zuerſt verborgen, ward aber bald des Zwanges müde, und ließ ſich verhaften, indem er ſagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt aber als ein Zeichen der Achtung für ſein Talent die Vergünſtigung, daß die Henker ſeinen rechten Arm verſchonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszuſtoßen, auf welches man ihn hätte verurtheilen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in ſeine Gunſt auf, und ernannte ihn, da er ſich in den Schooß der Kirche begeben hatte, zum Racionero (Reſidenten) von Grenada. Cano führte als ſolcher ein frommes und muſterhaftes Leben und ſtarb im J. 1676. Die Juden hatte er ſtets aufs äußerſte gehaßt, und noch auf ſeinem Sterbebette weigerte er ſich, das Sacrament von einem Prieſter anzunehmen, der es auch bekehrten Juden ertheilt hatte.

Canon, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtſchnur; daher das in dem chriſtlichen Alterthume verfertigte Verzeichniß der bibliſchen Bücher, und dieſe Sammlung bibliſcher Bücher ſelbſt. In der *römiſchen Kirche* die ſacramentaliſchen Gebete der Meſſe; ferner kirchliche Satzungen. — **Canon** (*canoniſche Fuge*, *Kreisfuge*, ital. Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus). Das Wort Canon bedeutete in der Muſik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen, nämlich eine, auf ein Brett geſpannte Saite, deren Länge durch einen beweglichen Steg ſo eingetheilt iſt, daß man ſehen kann, wie der Ton der Saite nach Verhältniß ihrer ab- und zunehmenden Länge höher und tiefer wird. Gegenwärtig bedeutet das Wort Canon ein ſolches Tonſtück, bei welchem die Stimmen, woraus es beſteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geſchieht dies in demſelben Tone, zuweilen jedoch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme iſt, welche anfängt. Ein ſolcher Geſang kommt nie zu Ende, ſondern

wird ſo lange fortgeſetzt, wie man will, und in dieſem Falle heißt er ein unendlicher oder immerwährender Canon (Canon infinitus.) Zuweilen wird der Satz aber auch mit einem Anhange verſehen, vermittelſt deſſen ſich alle Stimmen zu einem gemeinſchaftlichen Schluſſe neigen, und dann wird er ein endlicher Canon (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmig ſeyn kann, ſo bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelſt einer einzigen Stimme darzuſtellen und in derſelben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen ſollen. Bei dem mehrſtimmigen Canon werden entweder eben ſo viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen ſollen, oder es wird gleich zu Anfange des Canons vermittelſt einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen ſollen, z. B. Canon a 4, Canon a 6 u. ſ. w. Ein Canon, der auf dieſe Art nur vermittelſt einer einzigen Stimme dargeſtellt iſt, wird ein geſchloſſener Canon genannt; ſind hingegen alle Stimmen deſſelben entweder beſonders ausgeſchrieben, oder in Partitur geſetzt; ſo heißt er ein offener Canon. Wenn in einem ordentlichen Tonſtücke einzelne Stellen von dieſer Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt; ſo gibt man auch bisweilen ſolchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt ſie auch canoniſche Nachahmungen. Zuweilen läßt man beim Canon die Eintrittszeichen der nachfolgenden Stimmen, oder auch die Anzeige des Intervalls, in welchem die Nachahmung geſchehen ſoll, ganz weg, um durch das Aufſuchen derſelben die Kenntniſſe anderer Contrapunktiſten zu erproben. Wenn dieſes geſchieht, ſo nennt man den Satz einen Räthſel-Canon, und das Aufſuchen des Orts, wo die folgenden Stimmen eintreten, oder das Aufſuchen des Intervalls, in welchem die Nachahmung geſchehen muß, wird die Auflöſung des Canons genannt. Der Canon wird auch ſo gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denſelben um ein gewiſſes Intervall höher nimmt. Man hat z. B. ſolche, da das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächſten halben Ton der Tonleiter ſeines Grundtons höher, ſo, daß das Thema durch alle zwölf Töne ſeiner Tonart durchgeführt wird. Ein ſolcher Canon wird in der Kunſtſprache Canon per tonos oder Cirkel-Canon genannt. Wenn endlich der Canon verſchiedener Auflöſungen fähig, das heißt, ſo beſchaffen iſt, daß er ſowohl in verſchiedenen Intervallen, als in verſchiedenen Acten der Bewegung nachgeahmt, und die Nachahmung bald an dieſer, bald an jener Stelle des Satzes angefangen werden kann; ſo wird er canon polymorphus, oder ein Canon von vielerlei Geſtalt genannt. Jeder drei-, vier- oder mehrſtimmige Canon wird am beſten auf folgende Art vorgetragen. Die erſte Stimme ſingt oder ſpielt den Canon allein durch, bis ſie bei der Wiederholung deſſelben zum erſten Zeichen kommt. Hier tritt alsdann die zweite Stimme ein und trägt in Geſellſchaft der erſten den ganzen Canon erſt zweiſtimmig vor, ehe die dritte Stimme bei der zweiten Wiederholung des Satzes bei dem für ſie vorhandenen Zeichen ihren Eintritt beginnt. Auf die nämliche Art verfährt man auch bei dem vier- und mehrſtimmigen Canon und erlangt dadurch den Vortheil, daß man den ganzen Satz, immer nur durch eine einzige Stimme vermehrt, hören kann, bevor alle Stimmen deſſelben ſich zuſammen vereinigen. Man hat auch ſeit einiger Zeit angefangen, dem Duette, Terzette, u. ſ. w. zuweilen eine ſolche Form zu geben, daß, nachdem die eine Singſtimme zuerſt die

Hauptmelodie allein vorgetragen hat, dieſe Melodie von der folgenden Singſtimme unverändert wiederholt wird, wobei ſich die vorhergehende Stimme mit derjenigen, welche die Hauptmelodie wiederholt, vermittelſt einer Nebenmelodie vereinigt. Ein Singſtück von dieſer Form wird anjetzt ebenfalls mit dem Namen Canon bezeichnet. Canones per diminutionem und Canones per augmentationem ſind ſolche, wenn die nachahmenden Stimmen die Gattung der Noten im Thema ändern und z. B. aus Vierteln, Achtel oder halbe Tacte machen. Bewegen ſich jedoch die nachahmenden Stimmen der führenden entgegen, ſo heißt dies ein Canon in motu contrario. Man hat auch Canons, wo die nachahmende Stimme das Thema rückwärts ſingt, indem die führende Stimme ordentlich fortſchreitet, oder ſolche, wo eine Stimme ihren Geſang führt, wie er auf dem Papier geſchrieben iſt, während die zweite denſelben vorträgt, wie die Noten liegen würden, wenn man das Papier umkehrte.

Canonicus, ſ. Canonik und Stift.

Canonik iſt der eigentliche Kunſtname der mathematiſchen Klanglehre, oder derjenigen Wiſſenſchaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder ſie iſt die Eintheilungslehre der Klänge nach ihrem äußern Maß und Verhältniß. Den erſten Grund zu dieſer Wiſſenſchaft legte Pythagoras (ſ. d. A. Geſchichte der Muſik), welcher behauptete, daß der Zuſammenhang der Töne unter einander nur allein durch Hülfe der mathematiſchen Klanglehre, oder der Canonik, gefunden werden könnte. Die Anhänger dieſer Lehre nannte man Canoniker. Ariſtoxenus (ſ. ebenſ. d. A. Geſchichte der Muſik) hingegen war der Meinung, daß allein das Ohr der Schiedsrichter bei der Einrichtung oder Berichtung eines Tonſyſtems ſeyn könne. Dieſe letzteren wurden Harmoniker genannt. Die Benennung Canonik und des damit verwandten Canon hat übrigens zu dem jetzt in den Stiftskirchen beſtehenden Amte der Canonici Veranlaſſung gegeben. Da nämlich in den erſten Jahren des Chriſtenthums der große Haufe der Chriſten die eingeführten lateiniſchen Geſänge eben ſo wenig verſtand als deren Melodien, und der allgemeine Geſang jener Zeit während des Gottesdienſtes wahrſcheinlich ſehr mißtönend und die Andacht ſtörend ſeyn mochte; ſo wurde auf der 365 (oder 370) zu Laodicea gehaltenen Kirchenverſammlung verordnet, daß niemand in den Kirchen ſingen ſollte, außer den eigens dazu angeſetzten Sängern, welche hinter Pulten ſtanden und von Noten ſangen, und welche deßhalb Canonici genannt wurden. Eben ſo wurden auch diejenigen Geſänge, welche von einer allgemeinen Kirchenverſammlung zum Singen eingeſetzt waren, canoniſche Lieder genannt und denjenigen, welche die Chriſten in ihren Verſammlungen eigenmächtig zu ſingen pflegten, entgegengeſetzt. Letztere wurden ſogar auf der ſo eben erwähnten Kirchenverſammlung zu Laodicea ausdrücklich verboten und dagegen nur die eigentlichen canoniſchen Geſänge bei dem öffentlichen feierlichen Gottesdienſte zu ſingen geſtattet.

Canoniſation (a. d. Lat.) hat zuerſt Alexander III. die Heiligſprechung genannt, da er ſie 1170 für ein ausſchließliches Vorrecht des päpſtlichen Stuhles erklärte. Dieſer Act iſt einer der feierlichſten in der römiſchen Kirche. Der Papſt läßt eine förmliche Unterſuchung über die Würdigkeit des zur Canoniſation empfohlnen Verſtorbnen anſtellen, wobei ſein Lebenswandel und die Aechtheit der ihm zugeſchriebenen Wunder geprüft und, um auch dem Erbfeinde alles Guten nichts zu verge-

ben, ein ſogenannter Teufelsadvocat zugelaſſen wird, der die Frömmigkeit des gefeierten Todten auf alle Weiſe verdächtig machen darf, aber ſeinen Prozeß natürlich allemal verliert. Hierauf ſpricht der Papſt den würdig Befundenen vorher zunächſt ſelig (ſ. Beatification); die eigentliche Heiligſprechung erfolgt aber, theils um neue Beweiſe der Würdigkeit des Heiligen, z. B. Wunder, durch ſeine Reliquien zu ſammeln, theils auch, weil die großen Koſten dieſes Actes von der darauf antragenden Commun nicht allemal gleich aufgebracht werden können und wegen andrer geheimen Urſachen der Abgunſt des regierenden Papſtes gegen dieſe Commun, gewöhnlich erſt viele Jahre ſpäter, und dann wird ein Tag, meiſtens der Todestag des neuen Heiligen zu ſeiner Verehrung angeſetzt, Kirchen und Altäre werden ihm geweiht und die Reſte ſeines Körpers als heilige Reliquien aufbewahrt. Das letzte Beiſpiel einer Canoniſation wurde 1803 gegeben. Vergl. d. Art. Heilige. E.

Canoniſches oder Kirchenrecht heißt im weitern Sinne der Inbegriff der Geſetze, welche die chriſtliche Kirche angehen; im engern die in dem Corpus Juris Canonici enthaltenen Geſetze. Dieſes letztere beſteht aus der Sammlung von alten Canons, Kirchenordnungen, Schlüſſen der Concilien, Verordnungen der Päpſte und Aufſätzen der Kirchenväter. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieſes Recht, welches ſich auch auf bürgerliche Materien erſtreckt, ein reines Recht ſey; vielmehr iſt vieles aus dem römiſchen und deutſchen Rechte in daſſelbe übergegangen. Es iſt theils ausdrücklich, theils ſtillſchweigend, wie das römiſche, als ein deutſches Hülfsrecht angenommen worden. In den erſten Jahrhunderten nach der Einführung des Chriſtenthums waren die Diener der Kirche der weltlichen Gerichtsbarkeit und den bürgerlichen Geſetzen unterworfen, mithin hatte man damals noch kein Kirchenrecht im heutigen Sinne. Da aber ſpäterhin das Anſehen der Geiſtlichkeit ungemein zunahm, und dieſelbe anfing, einen Staat im Staate zu bilden, ſo war man ſehr ſorgfältig darauf bedacht, die Schlüſſe der ältern Kirchenverſammlungen zuſammenzutragen, um ſich ihrer als einer geſetzlichen Quelle zu bedienen, auf die man ſich nöthigenfalls zum Beweis ſeines Anſehens berufen konnte. Beſonders ſorgten die Päpſte für die Erhaltung der Verordnungen ihrer Vorfahren, die ihnen in Begründung der Hierarchie ſo trefflich vorgearbeitet hatten; und ſo entſtand nach und nach das ſogenannte canoniſche Recht, von dem man mehrere Sammlungen kennt. Diejenige, welche noch jetzt in catholiſchen Ländern ide vorzüglichſte Entſcheidungsquelle für kirchliche Angelegenheiten iſt, und ſelbſt bei den Proteſtanten in vielen Fällen noch zu Rathe gezogen wird, wurde in den finſterſten Zeiten des Mittelalters, im 12ten bis 14ten Jahrhundert, in Italien zuſammengetragen. Sie hat mehrere Theile, worunter ſich beſonders zwei auszeichnen, nämlich das ſogenannte Decret des Gratian, d. h. eine Sammlung von kirchlichen Geſetzen, welche der Mönch Gratian aus Concilienſchlüſſen und andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte; und die Decretalen, oder die geſammelten Verordnungen der römiſchen Päpſte. (S. Decretalen.)

Canova (Antonio), einer der berühmteſten Bildhauer unſerer Zeit, geb. um 1760 zu Poſſagno im Treviſaniſchen. Sein ſchöpferiſches Genie zeigte ſich ſchon in ſeinem 12ten Jahre, wo er in der Küche der Herrn von Falier, die ein glänzendes Gaſtmahl gaben, die Köche, welche einige Figuren zum Deſſert vergeſſen hatten, aus der Verlegenheit riß, indem er aus einem großen Stücke Butter einen Löwen fertigte, der große Bewunderung und nachher die Aufmerkſamkeit der Herren von

Falier auf dieſen Knaben erregte; ſie ſorgten für ſeine Erziehung und brachten ihn bei den großen Fortſchritten, die er binnen zwei Jahren machte, nach Venedig auf die Akademie, wo er mehrere Mal den Preis erhielt, und ſchon im 16ten Jahre eine Statue der Euridice ſeinen Gönnern überreichen konnte. Im J. 1780 ging er mit dem Geſandten Zuliani nach Rom, wo er, der ſchon durch mehrere Werke, durch Apollo und Daphne, Aeſculap, Orpheus ꝛc., beſonders aber durch Dädalus und Ikarus, und durch Herkules, welcher die Schlangen erwürgt, einen großen Ruhm erlangt hatte, denſelben durch die dort ausgeführten Arbeiten; Theſeus, Apollo ꝛc. beſtätigte, und 1787 gewählt wurde, das Grabmal Papſt Clemens XIV. (Ganganelli) zu fertigen, welches für eins der vorzüglichſten Meiſterwerke unter den neuern gehalten wird. Auch errichtete er in des venetianiſchen Geſandten Palaſte 1792 eine Schule zum Beſten der venetianiſchen Jugend. Und ſo fuhr er fort, durch die trefflichſten Arbeiten ſeinen Ruhm immer feſter zu begründen; verließ dann beim Ausbruche der Kriegsunruhen auf eine Zeit lang Rom, wohin er aber nach dem Frieden wieder zurückkehrte, ſeine berühmte Statue, Perſeus mit dem Haupte der Meduſa, vollendete, 1802 von Bonaparte nach Paris berufen wurde, um das Modell zu einer koloſſalen Bildſäule deſſelben zu entwerfen; dann in demſelben Jahre vom Papſt Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufſeher aller römiſchen Kunſtſachen und aller artiſtiſchen Unternehmungen im ganzen Kirchenſtaate ernannt und zum Ritter vom goldnen Sporn erhoben wurde. Das Grabmal der Erzherzogin Maria Chriſtina zu Wien fing er um dieſe Zeit an und ſtellte es 1806 daſelbſt auf. Viel iſt übrigens über dieſen berühmten Künſtler, manches Widerſprechende und mancher Tadel ausgeſchüttet worden. Der kunſtverſtändige Fernow fand ſchon manches zu tadeln, und mehrere Kritiker folgten nach. Am ſchönſten hat ihn vielleicht Göthe in der Schrift: Winkelmann und ſein Jahrhundert, und am richtigſten A. W. Schlegel in einem Sendſchreiben an Göthe gewürdigt. Im Jahr 1815 erhielt Canova den angenehmen Auftrag, die Kunſtſchätze, welche die Franzoſen in Rom hinweg geführt hatten, zu reclamiren, und erledigte ſich deſſelben auch mit dem beſten Erfolge. Von Paris begab er ſich nach London, wo er viele Beſtellungen auf wichtige Arbeiten erhielt, deren Vollendung das kunſtliebende Publikum nun mit Begierde erwartet. Am 5. Januar 1816 kam er wieder nach Rom zurück. Der Papſt belohnte die Verdienſte, die er ſich auf ſeiner Sendung erworben, indem er ihm eine Schrift zuſtellte, nach welcher ſein Name, als hochverdient um die Stadt Rom, in das goldne Buch des Capitols eingetragen, und ihm der Titel eines Marcheſe von Iſchia, mit einem jährlichen Einkommen von 3000 Scudi, zu Theil werden ſollte.

Canſtein (Carl Hildebrand von), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Bibelanſtalt, war 1667 zu Lindenberg geboren, ſtudierte zu Frankfurt an der Oder, ward Page des Churfürſten von Brandenburg, und diente als Volontär in den Niederlanden, als ihn zu Brüſſel eine gefährliche Krankheit befiel, welche ihn nöthigte, den Kriegsdienſt zu verlaſſen. Er begab ſich nach Halle, wo er in vertrauten Umgang mit Spener trat und ſein Leben einer frommen Thätigkeit widmete. Der Wunſch, ſeine religiöſen Geſinnungen unter der ärmern Claſſe zu verbreiten, führte ihn auf den Gedanken, die Bibel mit ſtehenden Lettern zu drucken. Er machte ſeinen Plan bekannt, eröffnete eine Subſcription, und legte Hand ans Werk. So entſtand jene berühmte Bibelanſtalt, von der bei den fränkiſchen Stiftungen die Rede ſeyn wird. Canſtein hat auch eine Harmonie der vier

Evangelien (Halle 1718) und das Leben Speners geſchrieben. Er ſtarb zu Halle 1719, und hinterließ dem Waiſenhauſe ſeine Bibliothek und einen Theil ſeines Vermögens.

Cantabile (ſangbar), wird in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Im Allgemeinen bezeichnet es 1. das Faßliche und Zuſammenhängende, Leichte und Fließende der Melodie, wodurch ſie leichter ſangbar wird; 2. die ſanfteren Stellen eines Tonſtücks im Gegenſatz der mehr rauſchenden Paſſagen; 3. einen Satz von langſamer Bewegung, deſſen Melodie im hohen Grade ſangbar iſt. dd.

Cantate (vom ital. cantare, ſingen) bedeutet in der Muſik ein Singſtück mit Inſtrumentalbegleitung, dem ein lyriſches Gedicht zum Grunde liegt, in welchem durch verſchiedene Versarten Beobachtungen und Empfindungen aus der Betrachtung des Gegenſtandes, über welchen ſich die Cantate verbreitet, dargeſtellt werden. Der Dichter richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf eine intereſſante Scene aus der Natur, aus dem menſchlichen Leben, aus der Moral, Politik oder Religion. Dies erweckt in ihm wichtige Bemerkungen, ernſthafte oder freudige Empfindungen, die zuweilen auch in ſtarke Leidenſchaften ausbrechen. Die Cantate kann daher auch in ihren einzelnen Theilen entweder erzählend, belehrend, betrachtend oder lyriſch ſeyn, weßwegen der Tonſetzer ſich aller verſchiedenen Arten Geſangſtücke in derſelben bedienen kann. Der vornehmſte Gebrauch der Cantaten iſt beim öffentlichen Gottesdienſte, an feierlichen Tagen; dies werden geiſtliche Cantaten genannt. Wird nun aber der vornehmſte Gegenſtand derſelben nicht aus der Religion genommen; ſo heißen ſie weltliche Cantaten. Da nun die Cantate keine eigentliche Handlung in ſich faßt, wie das Drama, ſondern nur eine bloße Betrachtung über einen großen Gegenſtand iſt; ſo folgt daraus, daß ſie von keinem großen Umfange ſeyn müſſe. Denn Weitläuftigkeit über einen einzigen Gegenſtand, wenn er nicht zu einer wirklichen dramatiſchen Handlung erhoben wird, ſtört und ſchwächt das Intereſſe, welches wir an demſelben nehmen. Der Dichter ſoll daher nicht alles, was ſich über dieſen Gegenſtand ſagen läßt, ſondern nur das Wichtigſte, das, was im Stande iſt, das Herz und den Verſtand zu rühren, darzuſtellen ſuchen. Es gehört nichts in die Cantate, als was groß, erhaben und wirklich ergreifend iſt, wobei das Einfache natürlich dem Verwickelten vorgezogen werden muß. Da, wie ſchon oben bemerkt worden, die Cantate kein Drama iſt und kein Drama ſeyn darf; ſo iſt es auch ſchon unzweckmäßig, wenn der Dichter verſchiedene beſtimmte Perſonen in derſelben als handelnd einführt; wenigſtens erreicht der Dichter dadurch den beabſichtigten Endzweck nicht vollkommner, als wenn die Cantate ohne eigentliche Namen und Perſonen dargeſtellt wird. Werden nun gar etwa allegoriſche Perſonen oder dergleichen, zu Hülfe genommen, um der Cantate Intereſſe zu geben; ſo iſt es ganz natürlich, daß dadurch der Zweck derſelben gänzlich verfehlt und ihre Darſtellung froſtig wird. Ueberhaupt iſt es dem Dichter zu rathen, ſich bei der Cantate ſo viel wie möglich aller moraliſchen Anmerkungen, Maximen und dergleichen zu enthalten, da ſie überall die Wirkung ſtören, indem ſie der Lebhaftigkeit der Empfindungen Einhalt thun und alſo dem Tonſetzer nicht Gelegenheit genug geben, ſich kräftig und rührend auszudrücken. Findet der Dichter übrigens nöthig, dem Zuhörer hiſtoriſche Ereigniſſe vorzuſtellen, ſo iſt ihm anzurathen, daß er dies auf eine wirkſamere Art thue, als es durch bloße Erzählungen geſchehen dürfte. Er kann nämlich die Sache als ſich eben in dem Augenblicke ereignend und ſo darſtellen, als wäre er ſelbſt Zuſchauer derſelben. So hat es, unter

andern, Rolli in der ſchönen Cantate Acis und Galathea gethan, bei der Stelle, die ſich mit Worten anfängt: Ma gorgogliar la placida marina già sento. Es gibt zweierlei Gattungen Cantaten, kleinere für die Kammermuſik, in welchen weder der Geſang noch die Begleitung beſonders vollſtimmig iſt, und größere zur feierlichen Kirchenmuſik, darin Chöre, Choräle und andere vielſtimmige Geſänge, nebſt einer ſtarken Beſetzung von verſchiedenen Inſtrumenten vorkommen. Letztere werden, beſonders wenn ſie die Leidensgeſchichte Jeſu vorſtellen, Oratorien genannt. Bei letztern hat der Tonſetzer alle diejenigen Regeln zu beobachten, welche wir im Artikel Kirchenmuſik aufſtellen werden.

Cantemir (Demetrius), Fürſt der Moldau, geboren 1673, leitete ſein Geſchlecht, das ſich in der Moldau niedergelaſſen hatte und zur griechiſchen Religion bekannte, vom Tamerlan her. Er war der gelehrteſte Große, den die Türkei je gehabt hat. Die Pforte hatte ihn 1710 zum Hospodar ernannt, er verlor aber ſeine Würde wegen geheimer Verbindungen, die er mit dem ruſſiſchen Czar, Peter dem Großen, einging, und wurde nachher von dieſem zum ruſſiſchen Reichsfürſten und geheimen Rath erhoben. Er hatte großen Antheil an der Errichtung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, und ſtarb 1723 auf ſeinen Gütern in der Ukraine. Sein merkwürdigſtes Werk, das er ſelbſt lateiniſch ſchrieb, und Nic. Tindal aus der Handſchrift ins Engliſche überſetzt in London 1734 in zwei Foliobänden herausgab, iſt ſeine Geſchichte des Wachsthums und des Sinkens des ottomanniſchen Reichs. Es umfaßt die Jahre 1300 bis 1723. J. L. Schmid hat 1745 davon eine deutſche Ueberſetzung geliefert. Demetrius Sohn, Antiochus, geb. 1709, ſtarb 1744, wurde vom ruſſiſchen Hofe zu verſchiedenen wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, und iſt als Gelehrter durch einige Satiren bekannt geworden, die aus dem Ruſſiſchen ins Deutſche überſetzt ſind. Er verſtand die alten und viele neuere Sprachen, und war überhaupt ein Mann von Genie und großer Gelehrſamkeit.

Canterbury (Anſelm, Biſchof von) zu Aoſta in Piemont 1034 geboren, ſtrebte von Jugend auf dem Kloſterleben zu. Da ihn aber ſeine Aeltern daran verhinderten, verfiel er in Ausſchweifungen und Zügelloſigkeit, welche ihn endlich nöthigten, ſeine Heimath und ſein Vermögen zu verlaſſen. Der Ruf des berühmten Lanfranc zog ihn endlich nach Bec in der Normandie, und hier wurde ihm ſein früher Wunſch gewährt. 1060 wurde er Mönch; einige Jahre darauf Prior und 1078 Abt deſſelben Kloſters, welches er nun zu einer Pflanzſchule gelehrter Geiſtlichen und Mönche erhob, und dadurch ſich noch berühmter als ſein Lehrer machte. 1093 folgte er ſeinem Lehrer auch als Erzbiſchof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an ſeinen Tod behauptete. Scharfſinn und Frömmigkeit zeichnen ſeine Schriften auf gleiche Weiſe aus. Rührend iſt es bei ſeinen Biographen (Eadmerus de vita Anselmi, in den Ausgaben der Werke des Anſelmus von Picard 1612 und Gerberon 1675 und 1721) zu leſen, mit welchem Eifer er nach einer feſten religiöſen Erkenntniß geſtrebt, und vorzüglich nach einem gründlichen Beweiſe für das Daſeyn Gottes Tag und Nacht geſucht hat. Letztern glaubte er endlich in dem nachher ſogenannten ontologiſchen Beweiſe gefunden zu haben, deſſen Erfinder er genannt wird. Er ſchloß hier nämlich von dem Begriffe eines höchſten und vollkommenſten Weſens auf deſſen Exiſtenz. — Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieſes Beweiſes, der ſchon zu Anſelms Zeiten in Gaunilo (Mönch zu Marmontier) einen Gegner fand, iſt Anſelms Beſtreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphiloſophie zu gründen, für die

damalige Zeit ſehr wichtig, um ſo wichtiger, da Anſelm von den Gegenſtänden, welche er beweiſen wollte, ſo feſt und innig überzeugt war, ja auch den richtigen Grundſatz aufſtellte: Vor allem Philoſophiren über Gegenſtände der Religion müſſe der Glaube ſelbſt feſtſtehen, und die Erkenntniß müſſe ſelbſt aus Religion hervorgehen. Ob nun gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des Geiſtesverwandten Auguſtinus auf ſeine philoſophiſche Denkweiſe nicht zu verkennen iſt, ſo gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundſätze ſeiner Religionsphiloſophie in beſtimmterer dialectiſchen Form mit Scharfſinn und Leben entwickelt und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur ſcholaſtiſchen Philoſophie gelegt zu haben. Er ſtarb im J. 1109 und hinterließ vorzüglich durch ſeine Schriften de veritate, de libertate arbitrii, durch ſein monologium und proslogium, in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgeſtellt hat, einen fortdauernden Ruhm.

Canton, von den Chineſen Quanchou genannt, iſt die Hauptſtadt in der chineſiſchen Provinz Quangtung oder Quantong, und der einzige See- und Handelsplatz, der den Europäern in China offen ſteht, wiewohl auch da die Abgaben und die Einſchränkungen überaus beſchwerlich ſind. Seit 1760, wo engliſche Schiffe von den Chineſen auf einem Schleichhandel ertappt wurden, dürfen die europäiſchen Schiffe, ſie mögen ſeyn von welcher Nation ſie wollen, nicht mehr bei der Stadt ſelbſt ausladen, ſondern müſſen einige Meilen davon, bei einer kleinen Inſel, Wampu, liegen bleiben. Jedes Schiff wird von Mandarinen, die dazu beſtellt ſind, ausgemeſſen, und zahlt nach ſeiner Größe. Ein gewöhnlicher Chinafahrer muß bloß an Hafengeldern, die Ein- und Ausfuhrzölle nicht mitgerechnet, an 6000 Piaſter bezahlen. Canton iſt eine der wichtigſten Handelsſtädte der Welt. Der bedeutendſte Artikel der Ausfuhr iſt der Thee, ferner Firniſſe, Nankings, Porzellan, Seide und Seidenſtoffe, Tuſche u. dergl. Ehemals mußten die Europäer dieſe Artikel mit barem Gelde bezahlen, aber ſeitdem die Engländer faſt allein dieſen Handel in Händen haben, führen dieſe von ihren oſtindiſchen Waaren und ihren Manufacturen beinahe eben ſo viel ein, als der Werth der Ausfuhr beträgt. Canton liegt am Fluſſe Puho oder Tiger, und enthält gegen 150,000 Einwohner. Die Miſſionarien gaben, nach ihren gewöhnlichen Uebertreibungen von China, auch dieſer Stadt eine Million Einwohner. Auf die eigentliche Stadt rechnet man jetzt mit Wahrſcheinlichkeit 80,000; aber auch der Fluß iſt mit wenigſtens 40,000 Schiffen bedeckt, in denen Familien wohnen. Sie liegen in Reihen nahe an einander, und zwiſchen ihnen bleibt eine ſchmale Straße für die Fahrzeuge, welche den Fluß hinauf- oder hinunterfahren. Die Gaſſen ſind lang, mit breiten Steinen gepflaſtert und ſehr reinlich; die Häuſer von Backſteinen, ein Stockwerk hoch; und hinter denſelben befinden ſich zwei oder drei Höfe, die zu Magazinen und zur Wohnung für die Frauen dienen. Die Vorſtadt, in der die Factoreien der Europäer ſind, iſt mit vielen kleinen Canälen durchſchnitten und die Häuſer ſtehen dicht beiſammen. Man hat ſogar auf Pfählen weit ins Waſſer hineinreichende Häuſer gebaut. Die Goſſen und Rinnen ſind unter der Erde weggeführt. An den Gebäuden findet man häufig Fenſter von Perlmutter. Man rechnet die Totalausfuhr der Engländer auf zwei Millionen Pf. Sterl., und ihre Einfuhr auf eben ſo viel. Dieſe Angabe dürfte aber jetzt, wo ſie den Alleinhandel haben, zu geringe ſeyn.

Canton heißt überhaupt ein Bezirk. So war im Preußiſchen jedem Regiment ein Canton angewieſen, aus dem es ſeine Re-

eruten zog, und cantonpflichtig hieß ſo viel als militärpflichtig. In demſelben Sinne heißt bei der neuen Eintheilung Frankreichs die Unterabtheilung eines Departements **Canton** (ſ. Departement). Insbeſondere werden die dreizehn ſchweizer Republiken, ſowohl zuſammen (les louables Cantons) als auch einzeln, Cantons genannt, jedoch nur bei den Ausländern. **Cantonniren** heißt in der Militärſprache, wenn die Kriegsvölker zwar aus dem Felde, aber noch nicht in die Winterquartiere gehen, ſondern bloß in einigen Orten nahe beiſammen liegen, um nöthigenfalls ſich bald wieder verſammeln zu können.

Canut I., König von England und Dänemark, beſtieg beide vereinigten Throne im J. 1015. Den Namen **des Großen** erhielt er wegen ſeiner Macht, wie Alfred ihn wegen ſeiner Tugenden erhalten hatte. Die von den Dänen in England begangenen Barbareien hatten ihnen eine noch barbariſchere Rache zugezogen. Ethelred II., der zwölfte König aus dem ſächſiſchen Stamme, hatte die Vertilgung dieſer Fremdlinge beſchloſſen, und ließ wirklich an Einem Tage alle Männer, Weiber und Kinder (im J. 1002) niedermetzeln. Um ſeine eignen Augen an dieſem entſetzlichen Schauſpiele zu weiden, hatte er der Schweſter des damals in Dänemark regierenden Königs Sveno in ſeiner Gegenwart den Kopf abſchlagen laſſen. Dieſen Gräuel zu rächen, war Sveno in England gelandet und hatte Ethelred gezwungen, ſich nach der Normandie zu flüchten. Er verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert, in gleichem Maße Treuloſigkeit wie Gewalt übend, und ſtarb 1014, noch ehe er ſeine Macht hatte befeſtigen können. Dies vollbrachte ſein Sohn und Nachfolger Canut. Er begann ſeine Herrſchaft damit, daß er die ganze Oſtküſte ſeines neuen Reichs verwüſtete, und die ſeinem Vater als Geiſeln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Naſe und Hände abhauen laſſen, zu Sanderich erſäufen ließ. Bald darauf kam er mit Verſtärkungen aus Dänemark zurück, und ſetzte ſeine Verwüſtungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewohl er jedesmal durch die Treuloſigkeit Edrichs, ſeines Schwagers, geſchlagen ward, ſo wußte er doch ſo wohl ſich gegen Canut zu behaupten, daß die engliſchen und däniſchen Edeln, des langen Kampfs müde, auf eine Theilung Englands zwiſchen beide Fürſten beſtanden. Ein feierlicher Vertrag ſicherte Canut den Norden, Edmund den Süden von England zu; aber einen Monat nach dem Vertrag ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund und ganz England fiel an Canut, der vor einer Reichsverſammlung durch falſche Zeugen beſchwören ließ, Edmund habe zum Nachtheil ſeiner beiden noch unmündigen Kinder ihn zum Erben ſeiner Krone eingeſetzt. Nachdem der Reichstag dieſe Ceſſion beſtätigt hatte, ſandte Canut die beiden jungen Prinzen dem König von Schweden mit dem Auftrage, ſie zu tödten; dieſer aber ſchickte ſie nach Ungarn, wo ſie die großmüthigſte Aufnahme fanden. Canut, der ſeine Regierung mit Grauſamkeiten und Verbrechen begonnen hatte, ward in der Folge billig und menſchlich und zuletzt fromm und abergläubiſch. Den Uebergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, beſtrafte, und den ehrloſen Edrich hängen und nachher in die Themſe werfen ließ. Als er aber auf einer Reichsverſammlung die ſächſiſchen Sitten wieder herſtellte, und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Perſon und des Eigenthums zuſicherte, verwandelte ſich der Abſcheu, den ſeine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünſche. Völlig befeſtigte er ſeine Macht durch ſeine Vermählung mit Emma, der Witwe Ethelreds. Jetzt, da er ſich

ohne Furcht aus England entfernen konnte, ging er zwei Mal nach dem feſten Lande; das erſte Mal, um Schweden zu beſiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Aber nachdem er der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit geworden war, ergriff und durchdrang ihn das Gefühl von der Nichtigkeit irdiſcher Majeſtät, und trieb ihn an, ſich in die Arme der Religion zu werfen. Er erbaute Kirchen und Klöſter, und machte ſelbſt eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Privilegien für die engliſchen Schulen erhielt. Dieſer Geiſt der Frömmigkeit beſeelte ihn auch, als er einſt, ſeine Schmeichler zu verwirren, ſich an den Meeresrand ſetzte, und bei zunehmender Fluth dem Meere Stillſtand gebot, da es aber dennoch anſchwellend ſeine Füße benetzte, mit den Worten aufſtand, daß nur der allmächtig ſey, dem der Ocean gehorcht habe, als er ihm geboten: „Bis hieher und nicht weiter!“ — Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland. Vier Jahre ſpäter ſtarb er im J. 1036 zu Shaftsbury. Sein Teſtament beſtimmte ſeinem älteſten Sohn, Swenn, Norwegen; dem zweiten, Herold, England; dem dritten, Hardi-Canut, Dänemark.

Canzlei u. ſ. w., ſ. Kanzlei u. ſ. w.

Canzone, eine lyriſche Dichtart, provenzaliſchen Urſprungs, der Poeſie Italiens eigenthümlich. Schon bei den früheſten Dichtern des 13ten Jahrhunderts findet man ſie, anfangs freier und ungebundener, von Petrarca aber zu beſtimmten und regelmäßigen Formen ausgebildet. Daher Canzone Petrarchesca; aber auch Canzone Toscana, weil ſie von Toscanern ausgebildet wurde. Sie iſt in mehrere Stanzen abgetheilt, in welchen ſowohl die Art und Vertheilung der Verſe (Hendekaſyllaben und Settenarj) als die Stellung der Reime gleichförmig iſt. Jedoch iſt weder die Anzahl der Stanzen ſelbſt, noch die Anzahl der Verſe, aus denen jede Stanze beſtehen kann, ſo genau beſtimmt, als bei andern lyriſchen Formen, z. B. dem Sonett. Bei Petrarca findet man keine Canzone von weniger als fünf und mehr als zehn Stanzen, und in keiner Stanze weniger als neun und mehr als 20 Verſe. Gewöhnlich ſchließt die Canzone mit einer Stanze, welche kleiner als die übrigen iſt, und ripresa, congedo, comlato, Abſchied genannt wird. Bei Petrarca fehlt ſie faſt nie, bei älteren Dichtern öfters. Meiſt enthält ſie eine Apoſtrophe des Dichters an ſeinen Geſang, worin er von ihm Abſchied nimmt, ihm Aufträge gibt u. ſ. w. Seit den Zeiten von Oddo delle Colonne, deſſen Blüthe in die Zeit von 1240 fällt, iſt ſie im Gebrauch. Uebrigens gibt es verſchiedene Arten und Namen der Canzonen, ſo wie verſchiedene Benennungen der einzelnen Theile derſelben. Zwei Arten ſind den Dichtern des Alterthums nachgebildet, die Canzone Anacreontica und Pindarica. Jene iſt in kleinere Stanzen aus kürzern Verſen beſtehend abgetheilt, mit gleichförmiger Reimſtellung durch alle Stanzen, aber unbeſchränkter Wahl der Verſe und Stellung der Reime. Deßhalb iſt die Verſchiedenheit hier faſt unzählig, ſo wie ſelbſt der Inhalt ſehr verſchiedenartig iſt. Nicht bloß, wie Anakreons Name erwarten ließe, leichte anmuthige Lieder der Freude, der Liebe, des Scherzes findet man hierunter, ſondern auch Gedichte von feierlichem, erhabenem Inhalt und prächtigem, dithyrambiſchem Schwunge. Dieſer Inhalt und Schwung eignet ſonſt der pindariſchen Canzone, welche Luigi Alemanni im 16ten Jahrhundert zuerſt in die italiäniſche Poeſie eingeführt, Chiabrera hauptſächlich ausgebildet hat. Sie unterſcheidet ſich von der petrarchiſchen durch höheren, kühneren Schwung, erhabnere Ideen, größere Freiheit in der Wahl der Versarten und Stellung der Verſe, und durch die Form ihrer Stanzen, die von den grie-

chiſchen Chören entlehnt iſt. Wie dieſe in Strophe, Antiſtrophe und Epode abgetheilt ſind, ſo auch die pindariſchen Canzonen, die nach dem griechiſchen Dichter Pindar benannt ſind, und wegen jener Benennung ihrer Theile (ſ. darüber Chor) wohl auch Canzoni alla Greca heißen. Dieſe Theile führen aber auch andere Namen. Bernardino Rota nennt ſie Ballata, Contraballata und Stanza, Antonio Minturno aber Volta, Rivolta und Stanza, welches alles faſt mit dem Griechiſchen übereinſtimmt. Doch iſt auch hier die griechiſche Benennung die üblichſte geblieben. Unter den modernen Formen der Canzone ſind zu bemerken die Canzone a ballo, eine ſehr alte italiäniſche Dichtart, urſprünglich beſtimmt, zum Tanz geſungen zu werden. Daher der Name von ballo, Tanz, Tanzmelodie. Man nannte ſie auch Ballata. Seit dem 16ten Jahrhunderte kommt dieſe Art bei den italiäniſchen Dichtern nicht mehr vor. Ueber die Canzone Diſteſa und Marinaresca ſ. unter dieſen Artikeln. dd.

Canzonetta (Poeſie und Muſik). 1. In der italiäniſchen Poeſie eine Canzone aus kurzen Verſen, wie bei den Dichtern des 15ten Jahrhunderts ſehr im Gebrauche waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meiſt ſind es Lieder mit dem Ausdruck zärtlicher Empfindung. In der Muſik verſteht man deßhalb gemeiniglich darunter 2. kleinere italiäniſche Lieder, aber auch 3. kleine Melodien ohne Text, über welche Variationen geſetzt werden. dd.

Cap, überhaupt eine jede Landſpitze, die ſich ins Meer hinein erſtreckt. Vorzugsweiſe iſt dies der Name des Vorgebirgs der guten Hoffnung (Cap de bonne espérance), worunter man eigentlich die ſüdweſtliche Spitze des Hottentottenlandes in Afrika, in weiterm Sinne aber die geſammten Beſitzungen der Europäer in jenem Lande verſteht. Die Hauptproducte dieſer bisher holländiſchen Niederlaſſung, welche ſich unter einem mehr gemäßigten als heißen Himmelsſtriche von der Küſte über funfzig Tagereiſen landeinwärts erſtreckt, ſind: Küchengewächſe, Hülſenfrüchte, Getraide, Südfrüchte, der berühmte Capwein (auch Conſtantiawein genannt, weil er bei der Meierei Conſtantia wächſt), Rindvieh, Schafe und alle Arten Geflügel. Für die Oſtindienfahrer, die hier Erfriſchungen einzunehmen pflegen, iſt das Cap von der größten Wichtigkeit. Die Urbewohner des Landes ſind die Hottentotten, von gelbbrauner Farbe und ſchlankem Wuchſe, die ſich in mehrere Stämme theilen, und theils den Holländern unterworfen ſind, theils noch unabhängig in herumziehenden Horden und in der Wildniß leben. Nach und nach haben ſich auch viele Europäer hier niedergelaſſen. Die einzige Stadt iſt die ſogenannte Capſtadt, am Fuße des Tafelberges. Das Cap wurde ſchon 1493 von Bartholomäus Diaz entdeckt, aber erſt 1650 mit einer Colonie bepflanzt. In dem Kriege mit Frankreich ging es an die Engländer verloren, welche im Jahre 1795 Beſitz davon nahmen. Eigentlich wäre das Cap einer ungleich größern Bevölkerung, vielleicht von einigen Millionen Menſchen fähig, da man jetzt auf der ganzen Colonie ungefähr 50 bis 60,000 Menſchen zählt. Durch den Frieden zu Amiens (1802) wurde es zwar den Holländern wieder zugeſtanden, jedoch ſo, daß der Hafen den übrigen drei contrahirenden Mächten (Großbritannien, Spanien und Frankreich) offen ſtehen, und dieſe keine andern Abgaben bezahlen ſollten, als die Batavier ſelbſt. Am letzten December des Jahres 1802 kam zwar von Seiten der Engländer, als es eben geräumt werden ſollte, Gegenbefehl; doch geſchah die Uebergabe endlich am 21ſten Februar 1803 wirklich. Zu Anfange

des Jahrs 1806 wurde die Capſtadt, nachdem die Engländer am 6. Januar gelandet, und den 8. der holländiſchen Beſatzung ein Treffen geliefert hatten, durch Capitulation an die Engländer übergeben, und zugleich das Eigenthum der bataviſchen ſowohl als der franzöſiſchen Regierung denſelben überliefert. Durch einen Vertrag vom 19. Aug. 1814 iſt das Cap definitiv an die Engländer abgetreten worden. Ein claſſiſches Originalwerk über das Cap hat Deutſchland im Jahr 1811 erhalten: Reiſen im ſüdlichen Afrika in den Jahren 1803, 4, 5 und 6 von Heinrich Lichtenſtein. 1. und 2. Band. Der Verf. begleitete im Jahr 1802 den General Janſſens, der von dem holländiſchen Gouvernement nach dem Frieden von Amiens als Generalgouverneur der holländiſchen Beſitzungen an der Südſpitze von Afrika angeſtellt war, zuerſt als Führer und Lehrer ſeines Sohnes, trat aber nachher in die Dienſte der Republick und machte unter den vortheilhafteſten Verhältniſſen, die von den ausgebreitetſten Kenntniſſen unterſtützt wurden, in den benannten Jahren mehrere Reiſen ins Innere des Landes. Erd-, Natur- und Völkerkunde haben durch dieſe Reiſen die größte Bereicherung erhalten.

Cap François, die Hauptſtadt des ältern franzöſiſchen Antheils an der Inſel St. Domingo in Weſtindien. Sie iſt regelmäßig erbaut, aber offen, und wird durch Batterien, die eine gegen den Hafen, die andere auf der Landſeite, vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, Weiße und Schwarze, betrug 8000. Der Hafen iſt groß und tief, aber gegen die Nordwinde nicht völlig geſichert. Die Ebene um die Stadt war ſchön, fruchtbar und vortrefflich mit vielen Plantagen angebaut, und der Handel mit Zucker, Caffee, Indigo, Baumwolle ꝛc. vor der Revolution von großer Wichtigkeit; aber die Grundſätze von Gleichheit und Freiheit brachten der ganzen Inſel und vorzüglich der Hauptſtadt Verderben. Durch die Neger ſind die Plantagen größtentheils verwüſtet, und da ſie im Jahr 1802 durch die franzöſiſchen Truppen aus der Stadt vertrieben wurden, vernichteten ſie auch einen Theil dieſer durch Brand. Am Ende des Jahrs 1803 kam Cap François oder die Capſtadt, wie ſie auch genannt wird, durch eine förmliche Belagerung der Neger und farbigen Bewohner von St. Domingo aufs neue in die Gewalt der Empörer, und Frankreich verlor dadurch ſeinen letzten Platz auf der Inſel. Mit dem Anfange des folgenden Jahrs wurden die zurückgebliebenen weißen Einwohner von dem Negergeneral Deſſalines ermordet.

Capelle bedeutet, in muſikaliſcher Hinſicht und im Allgemeinen, diejenige Vereinigung von Tonkünſtlern, welche von Fürſten oder andern reichen Privatleuten beſoldet werden, um vollſtimmige Muſiken aufführen zu können. Das Wort Capelle wird, wenn man es in ſeiner muſikaliſchen Bedeutung nimmt, uneigentlich gebraucht und iſt dann aus der eigentlichen Benennung entſprungen, nach welcher kleine geiſtliche, entweder freiſtehende, oder in Kirchen und Privathäuſern ſelbſt angebrachte Gebäude, in welchen gottesdienſtliche Handlungen begangen werden, ſo benannt zu werden pflegten. Da nun in dieſen kirchlichen Capellen bei vorkommenden Gelegenheiten geiſtliche Muſiken aufgeführt wurden; ſo nannte man endlich nicht nur den Ort ſelbſt Capelle, ſondern belegte auch diejenige Geſellſchaft von Tonkünſtlern, welche dazu beſtimmt waren, in derſelben eine Muſik aufzuführen, mit demſelben Namen. Daraus alſo ergibt ſich von ſelbſt, daß anfangs nur diejenigen Tonkünſtler, welche geiſtliche Muſiken aufzuführen hatten, ſo benannt wurden; nachher aber erhielten auch alle diejenigen Ton-

künſtlervereine, welche ein Fürſt oder ſonſt ein Privatmann in ſeinem Dienſte hatte, den Namen Capelle, dieſer Verein mochte nun geiſtliche oder weltliche Muſiken aufzuführen haben. Eine ſolche muſikaliſche Capelle, welche Künſtler auf allen gebräuchlichen Inſtrumenten in ſich faſſen muß, iſt nun, je nachdem ihr Beſitzer viel oder wenig darauf verwenden kann, entweder ſtark oder ſchwach beſetzt, d. h. enthält entweder viele oder wenige Muſiker für jedes einzelne Inſtrument. Die ſchwächſte Beſetzung einer Capelle kann jedoch nicht wohl weniger als vier Ausüber für die erſte und zweite Geige, zwei für die Bratſche, vier für die Bäſſe und dann zwei für jedes erſte und zweite Blaſeinſtrument in ſich faſſen. Denn die Geigeninſtrumente müſſen, wenn ſie gegen einfach beſetzte Blaſeinſtrumente den gehörigen Effect machen ſollen, vierfach beſetzt ſeyn. Im Allgemeinen werden alle dieſe Muſiker nur dazu gebraucht, zu accompagniren, oder, wie man auch zu ſagen pflegt, Ripien zu ſpielen, und brauchen keine Soloſpieler, wozu natürlich ein ausgebildeteres Talent gehört, im eigentlichen Verſtande zu ſeyn. Nichts deſto weniger gibt es in jeder Capelle, je nachdem der Beſitzer derſelben eine bedeutende oder eine geringe Summe darauf verwenden will, viele oder wenige Muſiker, die auf ihrem Inſtrumente Solo zu ſpielen vermögen, und dieſe werden alsdann Concertſpieler genannt, und natürlich beſſer bezahlt als die übrigen. Aber eine Capelle beſteht nicht nur aus Inſtrumentaliſten, d. h. aus ſolchen Künſtlern, die irgend ein muſikaliſches Inſtrument ſpielen, ſondern auch aus Sängern, welche die Singmuſik, die entweder die Kirchenſtücke, die Opern oder die ſogenannten Concerts bilden, auszuführen verſtehen. Dieſe Sänger beſtehen in erſten und zweiten Sopran-Sängerinnen, deren Stelle auch oft die ſogenannten Caſtraten einnehmen, in Tenoriſten und Baſſiſten, welche beiden letztern nur bloß von Männern beſetzt zu werden pflegen, ob wir gleich auch in der letzten Zeit Fälle gehabt haben, wo Sängerinnen, deren Stimmen eine beſondere Tiefe beſitzen, Tenor-Partien geſungen haben. Dieſe Sänger können nun, gleich den Inſtrumentaliſten, entweder Soloſänger oder bloße Chorſänger ſeyn, von denen die erſten die Fähigkeit beſitzen müſſen, eine Stimme allein vorzutragen; da hingegen die Chorſänger nur bloß in Vereinigung mit den übrigen zu ſingen brauchen. Soloſänger und Chorſänger ſtehen alſo in demſelben Verhältniſſe gegen einander, wie Concertſpieler und Ripienſpieler. Letztere, d. h. ſowohl die Soloſänger, als die Concertſpieler, pflegen von dem Chorſingen und Ripienſpielen gewöhnlich befreit zu ſeyn. An der Spitze dieſes Tonkünſtlervereins ſteht jedesmal der Capellmeiſter, deſſen Amt es iſt, für das Bedürfniß der aufzuführenden Muſiken entweder durch eigene Compoſitionen, oder durch Herbeiſchaffung derſelben von andern Tonſetzern zu ſorgen, das Einſtudiren derſelben im Allgemeinen zu beſorgen und die Direction derſelben bei Aufführung ſelbſt zu übernehmen. Da der Capellmeiſter alſo ſelbſt Componiſt ſeyn muß; ſo geht daraus hervor, daß er die Compoſition im eigentlichen Verſtande ſtudirt haben müſſe, welches bis jetzt gewöhnlich in Italien zu geſchehen pflegt, weil daſelbſt noch immer vorzugsweiſe die Muſik am glücklichſten ausgebildet wird. Der Capellmeiſter muß aber außer der Compoſition, als ſeiner Hauptwiſſenſchaft, auch noch die Ausübung jedes einzelnen Inſtruments wenigſtens theoretiſch ſtudirt haben, damit ſeine Compoſitionen keine Sachen enthalten, deren Ausführung auf den Inſtrumenten unmöglich oder auch nur zu ſchwer iſt. Als Capellmeiſter muß er übrigens, wenn ſonſt kein anderweitiger Stellvertreter geſetzt iſt, die Aufführungen ſeiner Capelle dirigiren, welches bei Kirchenmuſi-

ken mit der Orgel, bei Theater- und Kammermuſiken aber mit dem Flügel zu geſchehen pflegt. In der neuern Zeit haben, beſonders in Italien und Frankreich, die Capellmeiſter angefangen, mit dem Tactſtocke anzuführen. Bei den Aufführungen ſowohl, wie bei den dieſen vorhergehenden Proben, hat der Capellmeiſter die Partitur vor ſich, in welcher jede einzelne Stimme, ſowohl der Sänger wie der Spieler, enthalten iſt. Aus dieſer Partitur dirigirt er nun insbeſondere den Geſang, und überläßt die Führung der Capelle ſelbſt meiſtens dem Concertmeiſter, der an der Spitze der Geigen ſteht. Uebrigens erhalten auch ſolche Tonſetzer zuweilen den Charakter eines Capellmeiſters, die an einer Hauptkirche als Muſikdirector angeſtellt ſind, obgleich weder ſie ſelbſt, noch die Geſellſchaft Tonkünſtler, welche die Kunſt unter ihrer Anführung ausüben, von einem Hofe abhängen. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conſervatorium angeſtellte Tonſetzer Capellmeiſter genannt. Pq.

Capello (Bianca), ſtammt aus einer der angeſehenſten adeligen Familien Venedigs, und ward durch die Verwickelung ungewöhnlicher Ereigniſſe die zweite Gemahlin Francesco's II. von Medicis, Großherzogs von Toscana. Ein junger Florentiner, Namens Pietro Buonaventuri, der auf dem Comptoir der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, knüpfte im J. 1563 eine Intrigue mit Bianca an, welche ſich um ſo leichter ihrer Neigung überließ, als Buonaventuri ſich ihr als einen Verwandten und Handelsgeſellſchafter der Salviati ankündigte. Die beiden Liebenden gaben ſich mit Hülfe von Nachſchlüſſeln mehrere nächtliche Zuſammenkünfte, und flohen, da ſie entdeckt zu ſeyn fürchteten, noch in demſelben Jahre aus Venedig. Sie nahmen die koſtbarſten Juwelen des Hauſes Capello mit ſich. Dieſer Raub ſetzte Bianca's Verwandte in die äußerſte Wuth. Sie behaupteten, der ganze venetianiſche Adel ſey in ihnen beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, mit einem Preis von 2000 Ducaten für denjenigen, der ihn tödten würde. Sie ſchickten ihm ſogar Meuchelmörder nach, die ihn in Florenz verfolgten, wohin er ſich mit ſeiner Geliebten begeben hatte. Um dieſe Zeit lebte noch Cosmo I.; allein der Regierung überdrüßig, hatte er alle Geſchäfte derſelben ſeinem Sohn Francesco übergeben, deſſen Charakter noch finſtrer und grauſamer als der ſeinige war. Franzesco ſollte ſich mit der Erzherzogin Johanna von Oeſterreich vermählen, allein ihr Stolz und ihre Kälte vermochten ihm keine Liebe einzuflößen. Buonaventuri begab ſich gleich nach ſeiner Ankunft unter den Schutz Francesco's und duldete die engſte Verbindung zwiſchen dieſem Fürſten und ſeiner Frau. Bis zu ſeiner Vermählung mit der Erzherzogin 1565 hatte Francesco dieſe Verbindung geheim gehalten; nach ſeiner Vermählung glaubte er dieſe Rückſichten nicht mehr nehmen zu dürfen. Er führte Bianca in ſeinen Palaſt ein, indem er Buonaventuri zu ſeinem Intendanten ernannte. Als aber die Anmaßungen deſſelben unerträglich wurden, ließ Francesco ihn im J. 1570 ermorden. Bianca aber wußte den Großherzog immer mehr an ſich zu feſſeln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als ſie ihm, der mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den ſie fälſchlich als ihr gemeinſchaftlich erzeugtes Kind untergeſchoben hatte. Faſt alle Mitwiſſer dieſes Betrugs ließ Bianca umbringen. Aber wider Erwarten gebar die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und ſtarb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erſchüttert durch den Tod ſeiner Gattin und die Vorſtellungen ſeiner Brüder verließ Francesco auf

einige Zeit Florenz in der Abſicht, mit Bianca zu brechen. Dieſe dagegen ſetzte ihre ganze Geſchicklichkeit und alle Mittel der Verführung in Bewegung; ſie gewann den Beichtvater des Großherzogs, und noch nicht zwei Monate nach der Erzherzogin Tode, ward ſie ins geheim Francesco's wirkliche Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeiz Bianca's, noch den Hoffnungen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode ſeines mit der Erzherzogin erzeugten Sohnes, einen andern von ſeiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab zuerſt Philipp II. von Spanien Nachricht von ſeiner Verbindung, und da dieſer ſie billigte, beſchloß er, ſie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens ſey, ſich auf das innigſte mit ihr zu verbinden, indem er eine Tochter von St. Marcus zur Gemahlin nehmen wolle; und derſelbe Magiſtrat, der Bianca Capello öffentlich beſchimpft und auf ihres Gatten Kopf einen Preis geſetzt hatte, überhäufte ſie jetzt mit Ehrenbezeigungen. Eine Erklärung der Pregadi vom 16ten Juni 1579 ernannte ſie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik; zwei Geſandte, begleitet von neunzig Nobili, erſchienen von Seiten Venedigs in Florenz, um der Adoption und der Vermählung beizuwohnen. Beide Ceremonien wurden im October 1579 mit großem Pomp gefeiert. Sie koſteten Toscana 300,000 Ducaten, zu einer Zeit, wo Hungersnoth und Unfälle aller Art das Volk heimſuchten. Durch die Anmaßungen Bianca's und ihres Bruders, der einige Zeit Miniſter war, wurde Francesco's Regierung dem Volke täglich verhaßter. Da Bianca einſah, daß ſie weder den früher untergeſchobnen Sohn zur Thronfolge bringen, noch, wie ſie zwei Mal entſchloſſen war, dieſen Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünſchte ſie aufrichtig, ſich mit dem Cardinal Fernando von Medicis, dem nächſten Thronerben, auszuſöhnen. Wirklich hatte derſelbe im J. 1587 mit ſeinem Bruder und deſſen Gemahlin eine Zuſammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Man ſchien gegenſeitig ohne allen Groll zu ſeyn, aber wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca und ſtarben beide am 19ten October. Fernando legte ſeine geiſtlichen Würden nieder und trat die Regierung an, aber, was er auch that, um den Verdacht einer Vergiftung von ſich zu entfernen, ſein Andenken iſt damit befleckt geblieben.

Caper, ein Schiff, welches zu Kriegszeiten von einer oder mehrern Privatperſonen (Armateurs), oder auch auf Actien ausgerüſtet wird, um Schiffe von feindlichen Unterthanen oder ſolche, die dem Feinde verbotene Waaren zuführen, wegzunehmen. Es wird durch eine Bewilligung der Admiralität ſeines Landes berechtigt, und dieſe von der Regierung herkommende Autoriſation, Caperbrief genannt, macht den Unterſchied zwiſchen dem Caper und dem Seeräuber oder Freibeuter.

Capi Aga iſt am türkiſchen Hofe der Vorſteher der Verſchnittenen. Er meldet zugleich alle, welche den Großvezier ſprechen wollen, und führt die fremden Geſandten zur Audienz.

Capigi heißen die Wächter oder Thorhüter des Serails, gegen 400 an der Zahl, und unter einem Vorſteher, Capigi Baſchi, ſtehend. Zugleich dienen ſie dazu, die Befehle des Sultans (unter andern auch denen, welche ſtrangulirt werden ſollen, die Schnur) zu überbringen.

Capitain, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter zeigte es einen Feldherrn an. Ein Schiffscapitain hat ein Schiff zu

commandiren. Generalcapitain iſt in Spanien der höchſte Befehlshaber über die Landtruppen.

Capital, Capitäl, heißt in der Baukunſt der oberſte Theil einer Säule, und iſt ein weſentliches Kennzeichen der verſchiedenen Säulenordnungen, (ſ. Säule).

Capitel, Hauptſtück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenſtand eines Geſprächs. Da die Regeln und Statuten der geiſtlichen Orden und Stifter in Capitel abgetheilt waren, wurde auch bald die Verſammlung der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Capitel dieſer Regeln vorlas, und der Ort, wo ſie zuſammen kamen, ja auch der Verweis, den ein ſtraffälliges Mitglied bei Vorleſung des übertretenen Capitels der Regeln erhielt, Capitel genannt. Die Ritterorden, welche urſprünglich viel von der Verfaſſung der geiſtlichen angenommen haben, bedienen ſich deſſelben Ausdrucks von den Verſammlungen ihrer Glieder und ſelbſt einige Innungen nennen ihre Zunftverſammlungen Capitel. In der Bedeutung, daß man die Glieder einer Geſellſchaft als ein Ganzes betrachtet darunter verſteht, heißt nur das Collegium der ſtimmfähigen Domherrn Capitel und dieſe nennen ſich zum Unterſchiede von den nicht ſtimmfähigen jüngern Canonicis Capitularen. Mehr hierüber ſiehe in dem Art. Stift. E.

Capitolium, dieſes berühmte Schloß des alten Roms, von deſſen Höhe herab ſich die Römer als Herrſcher der Welt erblickten, war auf dem capitoliniſchen Berge, dem kleinſten von den ſieben Hügeln Roms, erbaut, welcher in den frühern Zeiten der tarpejiſche hieß. Der erſte Grund dazu wurde im Jahre Roms 140 von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet aber ward es erſt nach Vertreibung der Könige. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sylla ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senat wieder aufgebaut. Das nämliche Schickſal hatte es noch zwei Mal, und Veſpaſian und Domitian waren die Wiederherſteller deſſelben; der letztere ließ es vorzüglich prächtig wieder aufrichten, und verordnete die capitoliniſchen Spiele daſelbſt. Nach des Dionyſius Beſchreibung war der Tempel mit den außenſtehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit. Eigentlich beſtand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet und durch Mauern von einander abgeſondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiters war ſitzend auf einem Seſſel von Gold und Elfenbein abgebildet, und beſtand in den älteſten Zeiten aus Thon, mit Mennige beſtrichen. Unter Trajan wurde ſie von Gold verfertigt. Das Dach des Tempels beſtand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergolden. Von eben der Beſchaffenheit war auch die Thür. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Koſtbarkeit verſchwendet. Die Vergoldung allein ſoll 12,000 Talente (gegen zwei Millionen Pfund Sterling) gekoſtet haben, weßwegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Die Dachziegel waren ebenfalls vergoldet. Auf dem Giebel ſtand eine Quadriga, anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Erz. Der Tempel ſelbſt enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigſten Geſchenke. Die wichtigſten Staatsacten, deßgleichen die ſybilliniſchen Bücher wurden in demſelben aufbewahrt. Das heutige Capitolium, welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitoliums ſteht, iſt ein neues Gebäude nach den Riſſen des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf daſſelbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören,

nach dem Urtheil der Kenner, unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Es beſteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichſten wohnt der Senator von Rom), jedoch bedecken ſie den capitoliniſchen Berg nicht ganz. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiter Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, ſteht jetzt eine Franciscanerkirche.

Capitulation, Wahlcapitulation, war ein Grundgeſetz des deutſchen Reichs, welches von den Churfürſten im Namen des Reichs abgefaßt, von dem erwählten römiſchen Kaiſer oder König noch vor der Krönung beſchworen wurde, und ihn zur Beobachtung der darin enthaltenen Artikel verpflichtete. Die vornehmſten davon waren, daß er die Kirche und das Reich beſchützen, die Fundamentalgeſetze genau beobachten und die Gerechtſame der Churfürſten und Stände erhalten wolle. Die erſte Capitulation wurde Kaiſer Carl V. vorgelegt. Vermöge des weſtphäliſchen Friedens ſollte eine immerwährende Capitulation, daran man ſich bei allen kaiſerlichen Wahlen halten könne, von den geſammten Reichsſtänden abgefaßt werden. Dieſer Gegenſtand wurde aber von einem Reichstag auf den andern verſchoben, bis zur Auflöſung der ganzen deutſchen Conſtitution. Capitulation heißt auch ein Vertrag, kraft deſſen ſich unter den darin enthaltenen Bedingungen eine belagerte Stadt, oder eine eingeſchloſſene Armee an den Feind ergibt.

Cappadocien hieß im Alterthum eine der anſehnlichſten Provinzen Aſiens, die einſt ein berühmtes Königreich war, und weſtlich an Lycaonien, ſüdlich an Cilicien und Commagene, öſtlich an Armenien, nördlich an den Pontus gränzte. Im perſiſchen Zeitalter war der Name Cappodocien ausgedehnter, und begriff alle Länder zwiſchen dem Helys und Euphrat; durch den erſten Fluß wurde es von Phrygien und Paphlagonien, durch den letztern von Armenien getrennt. Mithin war auch das nachherige Pontus darunter begriffen. Die Perſer hatten es nach Strabo in zwei Satrapien getheilt, welche den Namen Groß-Cappadocien (das nachherige eigentliche Cappadocien,) und Klein-Cappadocien (das nachherige Pontus) führten. Dieſe Eintheilung wurde jedoch nicht immer ſtreng beobachtet. Nach der Eroberung des Landes ſetzten die Perſer einen Satrapen aus der königlichen Familie ein, deſſen Nachkommen unter dem Titel von Königen regierten, und ſich zuweilen unabhängig machten. Als Xenophon ſeinen berühmten Rückzug unternahm, ſtanden, wie es ſcheint, beide Cappadocien unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber ſein Land behielt, und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem perſiſchen Könige ward. — Groß-Cappadocien war ein ſchlecht cultivirtes, von der Natur wenig begünſtigtes Land, deſſen Steppen größtentheils nur zu Weiden für die Schafe taugten. Das Clima war rauh, und da es an Holz fehlte, ſo waren die Wohnungen der Einwohner niedrig und ſchlecht. Selbſt die Hauptſtadt Mazaca glich mehr einem Lager, als einer Stadt. Die Cappadocier, welche zum Unterſchied von den Syrern, mit denen ſie eine ähnliche Sprache hatten, auch Leucoſyri (die weißen Syrer) hießen, wurden für dumm und tückiſch gehalten.

Capri, eine kleine Inſel im toscaniſchen Meere, am Eingange des Golfo von Neapel, von etwa 4000 Einwohnern bewohnt, und zwar felſig aber ergiebig an Oel und Wein. Sie beſteht aus zwei hohen Bergen, welche durch eine Art von Thal, das ſich aber noch 5 bis 600 Fuß über die Meeresfläche erhebt, verbunden ſind. Von Neapel

aus, wo man Capri parallel vor ſich ſieht, ſcheinen dieſe Berge ſich ſanft in die See zu ſenken. Rund umher iſt die Inſel mit hohen Felſen umgeben, welche nur Einen ſichern Zugang verſtatten. Das Thal zwiſchen beiden Bergen gehört zu den fruchtbarſten, geſundeſten und ſchönſten Landſtrichen Italiens. Bei den Römern hieß die Inſel Capreä. Auguſt tauſchte ſie von den Neapolitanern ein, und ließ ſie zu einem Ort des Vergnügens, der Erholung und der Ruhe einrichten, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Tiberius aber brachte die ganzen letzten ſieben Jahre ſeines Lebens in ſchändlicher Zügelloſigkeit hier zu. Die Ruinen ſeines Palaſtes ſind noch vorhanden.

Capriccio, Caprice iſt eine Art von Tonſtück, bei deſſen Verfertigung man ſich nicht genau an die bei gewöhnlichen Tonſtücken eingeführte Ordnung oder Folge der Ausweichung bindet, und deſſen Veranlaſſung man nicht immer im Gebiete der Empfindung zu ſuchen hat. Man gibt die Benennung Capriccio öfters denjenigen Stücken, die bloß zur Uebung für Inſtrumente geſchrieben ſind, und dann beſtehen ſie aus einer gewiſſen figurirten Notenfolge, die auf eine oder die andere Art modulirt iſt.

Capua, 1. das neue Capua, eine befeſtigte Stadt in Terra di Lavoro in Neapel, zwei Meilen von dem alten Capua, aus deſſen Trümmern ſie zum Theil im neunten Jahrhunderte aufgeführt wurde. 2. Das alte Capua, deſſen Lage eben bemerkt worden, war eine der ſchönſten und angenehmſten Städte in Italien, und dabei zugleich ſo beträchtlich, daß man ſie mit Rom und Carthago verglich. Sie iſt vorzüglich dadurch berühmt, daß ſich Hannibal nach der Schlacht bei Cannä daſelbſt aufhielt, und daß ſie, wie man, jedoch ohne Grund, glaubt, den Muth ſeiner Soldaten erſchlaffte. Hannibal verſprach ihr, ſie zur Hauptſtadt von Italien zu erheben, ſie verband ſich daher mit ihm wider die Römer, welche ſie aber nach fünf Jahren eroberten. Die Vandalen verwüſteten ſie; und ob ſie gleich Narſes wieder herſtellte, ſo wurde ſie doch endlich durch die Longobarden zerſtört. Man ſieht noch Reſte alter Gebäude daſelbſt.

Capuciner, ſ. Orden (geiſtliche).

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Baſſianus Britannicus). Dieſer gekrönte Tyrann, dem ſeine Stelle neben Caligula und Nero gebührt, war der älteſte Sohn des Kaiſers Severus und im J. 188 zu Lyon geboren. Nachdem er im achten Jahre zum Cäſar und im elften zum Auguſtus proclamirt worden, nahm ihn ſein Vater, noch ehe er ein Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte, zum Reichsgehülfen an. Nach Severus Tode 211 folgte ihm Caracalla gemeinſchaftlich mit Geta. Beide Brüder haßten einander ſeit ihrer frühſten Kindheit. Sie herrſchten indeß einige Zeit gemeinſchaftlich. Caracalla führte Geta zu einer Unternehmung gegen die Caledonier. Nach einem ziemlich ſchimpflichen Frieden kehrten ſie zurück und hielten ihren feierlichen Einzug in Rom. Sie trugen beide darauf an, ihren Vater unter die Götter zu verſetzen. Nichts deſto weniger ſuchten ſie einander zu ſtürzen. Sie hatten einen Augenblick den Plan, das Reich unter ſich zu theilen; allein Julia, ihre Mutter, und die Großen des Reichs widerſetzten ſich demſelben. Jetzt dachte Caracalla nur darauf, ſich ſeines Bruders durch Meuchelmord zu entledigen. Nachdem ihm einige Verſuche mißlungen waren, heuchelte er das Verlangen, ſich zu verſöhnen, und bat ſeine Mutter, ihm eine Zuſammenkunft in ſeinem Zimmer mit ſeinem Bruder zu verſchaffen. Geta erſchien, ward von mehrern dazu beſtellten Centurionen überfallen und in den Armen ſeiner Mutter durch-

bohrt, welche ſeinen Tod nicht nur nicht beweinen durfte, ſondern ſogar erfreut darüber ſcheinen mußte. Reiche Geſchenke gewannen ihm die Herzen der Prätorianer, welche ihn als alleinigen Kaiſer ausriefen, und Geta für einen Feind des Staats erklärten. Von nun an war Caracalla's Leben nur eine Kette von Grauſamkeiten und Thorheiten. Alle, die mit Geta irgend eine Gemeinſchaft gehabt, ſelbſt die Kinder deſſelben, ließ er umbringen. Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an. Aber auch viele von den Mördern ſeines Bruders ließ er hinrichten und ihn ſelbſt unter die Götter verſetzen. Er ſchien ſogar oft ihn zu beweinen. Sylla war ſein Vorbild, er ließ das Grab deſſelben aufſuchen und wieder herſtellen. Gleich dieſem Dictator bezahlte oder bereicherte er die Soldaten mit unbegränzter Freigebigkeit. Eben ſo unbegränzt waren zu dieſem Ende ſeine Erpreſſungen und Räubereien. Grauſam wie Caligula und Nero, aber thörichter als Beide, betrachtete er den Senat und das Volk mit gleichem Haß und gleicher Verachtung. Er griff ſie mit Schmähungen an, die er in Form von Edicten oder Reden ausgehen ließ. Mit beſonderm Eifer richtete er die Senatoren zu Grunde. Er gab allen freien Männern des Reichs das römiſche Bürgerrecht und nahm zuerſt Aegyptier in den Senat auf. Aber von allen ſeinen Thorheiten war die größte ſeine Leidenſchaft für Alexander, den er in vielen äußern Dingen nachahmte. In der Meinung, daß Ariſtoteles an der Verſchwörung des Antipater Theil genommen, ließ er in ſeinem Enthuſiasmus für den macedoniſchen Eroberer die Werke dieſes Philoſophen allenthalben verbrennen. Auch Achilles war ein Gegenſtand ſeiner thörichten Verehrung. Er begab ſich nach Ilium, um das Grab dieſes Helden zu ehren, und vergiftete ſeinen liebſten Freigelaſſenen Feſtus, um dem Achill in ſeinem Schmerz um Patroklus nachzuahmen. Noch unſinniger erſcheint Caracalla auf ſeinen Kriegszügen. Zuerſt begab er ſich nach Gallien, wo er alle Arten von Grauſamkeiten beging. Darauf trug er ſeine Waffen über den Rhein gegen die Catten und Allemannen. Die Catten kämpften mit Muth und ließen ihn nur gegen eine anſehnliche Summe Goldes über den Fluß zurückgehen. Das Land des Allemannen betrat er als Freund und Bundesgenoß, und ließ Feſtungen darin erbauen, ohne daß ſich das Volk darüber beunruhigte. Sodann berief er die ganze junge Mannſchaft zuſammen, als wollte er ſie in ſeinen Sold nehmen, und ließ ſie von ſeinen Truppen, mit denen er ſie umringt hatte, niederhauen. Für dieſen großen Sieg nahm er den Namen Alemannicus an. Nachdem er über die Donau gegangen, traf er in einem Theile Daciens auf die Gothen und erfocht über ſie einige Vortheile. Der Krieg, den er gegen die Parther vorhatte, rief ihn nach Antiochien. Artabanus, der damals regierte, willigte, durch ſeine Drohungen geſchreckt, in ſeine Foderungen und erlangte den Frieden. Abgares, König von Edeſſa, war ein Bundesgenoſſe der Römer. Caracalla lud ihn nach Antiochien ein, und ließ ihn, als er ihn in ſeiner Gewalt hatte, mit Ketten belaſten, und bemächtigte ſich ſeiner Staaten. Als er dieſelbe Treuloſigkeit an Vologeſes, König von Armenien ausgeübt, griffen die Armenier zu den Waffen und ſchlugen die Römer zurück. Caracalla ging hierauf nach Alexandrien, um die Einwohner für die Spöttereien zu ſtrafen, die ſie ſich gegen ihn erlaubt hatten. Während er die Vorbereitungen zu jenem großen Blutbade traf, brachte er dem Serapis Hekatomben und beſuchte Alexanders Grab, auf welchem er ſeinen kaiſerlichen Schmuck als ein Opfer zurückließ. Mehrere Tage und Nächte gab er ſodann die Einwohner der Metzelung und Plünderung preis und ſah dieſem

ſchrecklichen Schauſpiele von der Höhe des Serapistempels zu, in welchem er zuletzt den Dolch niederlegte, den er einige Jahre vorher auf ſeinen Bruder gezückt hatte. Der Wunſch über die Parther zu triumphiren, bewog ihn, unter dem Vorwand, daß Artabanus ihm ſeine Tochter zur Ehe verſagt habe, den Frieden zu brechen. Er fand das Land ohne Vertheidigung, plünderte es aus, durchzog Medien und näherte ſich der Reſidenz. Die Parther, welche über den Tigris in die Gebirge zurückgegangen waren, rüſteten ſich, mit allen ihren Kräften im folgenden Jahre über die Römer herzufallen. Caracalla erwartete ſie nicht, ſondern ging nach Meſopotamien zurück, ohne ein parthiſches Heer geſehen zu haben. Der Senat, dem er die Unterwerfung des Orients meldete, erkannte ihm einen Triumph und den Beinamen Parthicus zu. Unterrichtet von den Rüſtungen der Parther, wollte er den Krieg gegen ſie aufs neue beginnen, als der Präfect der Prätorianer, Macrin, den er durch Beleidigungen ſich feind gemacht hatte, ihn zu Edeſſa auf dem Wege zum Tempel des Lunus ermordete. So fand Caracalla nach einer Regierung von etwas über ſechs Jahren im J. 217 das Ziel ſeiner Grauſamkeiten und Thorheiten. Uebrigens iſt die Regierung dieſes Fürſten, welcher zu denen gehört, die den Thron der Cäſaren am meiſten befleckt haben, merkwürdig durch die großen Denkmäler, die er in Rom errichten ließ, durch die prächtigen Bäder, die ſeinen Namen trugen und durch einen Triumphbogen, welcher die Thaten des Severus verherrlicht. Trotz ſeiner Verbrechen ward Caracalla unter die Götter verſetzt.

Caraccas, eine Provinz in dem Lande Terra Firma in Südamerika, an der Nordküſte, den Spaniern gehörig. Es iſt voller Gebirge, und erzeugt die vorzüglichſte Sorte von Cacao in beträchtlicher Menge. Außerdem liefert es für den Handel ſehr guten Tabak, Zucker, Caffee, Baumwolle, Häute u. dgl. Der Handel durfte nur von den Spaniern getrieben werden. Dieſe außerordentlich fruchtbare Provinz, von welcher Venezuela den wichtigſten Theil ausmacht, hatte 1803 eine Bevölkerung von 728,000 Seelen. Die Negerſclaven wurden hier beſſer als anderswo gehalten. Die Indianer nennen die Hauptſtadt ebenfalls Caraccas, die Spanier aber St. Jago de Leon. Sie hat 24,000 Einwohner. Im Jahr 1811 entſtand in Caraccas eine Revolution. Die Einwohner ſuchten ſich von dem Mutterlande Spanien unabhängig zu machen und errichteten eine eigene Regierungs-Junta. Dies war das Signal für mehrere Provinzen des ſpaniſchen Amerika, in welchen ähnliche Revolutionen ausbrachen. Der Ausgang dieſer Begebenheiten iſt zu erwarten.

Caraccioli (Louis-Antoine de), war 1721 zu Paris geboren. Sein Vater, der von der berühmten neapolitaniſchen Familie dieſes Namens abſtammte, hatte ſein Vermögen durch Laws Syſtem verloren. Nachdem er zu Mons ſeine Studien gemacht hatte, trat er 1739 in die Congregation des Oratoriums, wo er ſich durch ſeine Talente vortheilhaft auszeichnete. Nachdem er den letzten Unterricht in dem Collegium Vendôme erhalten hatte, folgte er ſeiner Begierde, das Land ſeiner Vorfahren zu ſehen und ging nach Italien. Seine Name, ſeine perſönlichen Eigenſchaften und ſeine Kenntniſſe waren ihm hinreichende Empfehlungen. Benedict XIV. und Clemens XIII. nahmen ihn ehrenvoll auf. Er beſuchte ſodann Deutſchland und Polen, wo er Gouverneur der Söhne des Fürſten Newski, Kronfeldherrn und erſten Senators des Königreichs, ward. Er bekam von demſelben das Patent als Obriſt. Dieſe Stelle trug ihm eine Leibrente von 3000 Livres ein,

welche ihm regelmäßig bis zur polniſchen Revolution gezahlt wurde. Seine Dankbarkeit dafür bewies er dadurch, daß er das Leben Wenceslaus Rewski's, des berühmteſten aus dieſer Familie, beſchrieb. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich lebte er zu Tours und ſpäter zu Paris, und ſchrieb, um ſeine mäßigen Glücksumſtände zu verbeſſern, eine Menge von Werken, die ſich zwar weder durch tiefe Anſichten, noch durch einen glänzenden Styl auszeichnen, aber ſämmtlich Religioſität und eine geſunde Moral athmen, und vielen Beifall fanden, auch zum Theil ins Italiäniſche, Engliſche und Deutſche überſetzt wurden. Die franzöſiſche Revolution verminderte ſein ſchon durch frühere Verluſte ſehr geſchmälertes Einkommen, bis 1795 ihm der Nationalconvent einen Jahrgehalt von 2000 Franken anwies, den er bis an ſeinen 1803 erfolgten Tod genoß. Von ſeinen Werken, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, nennen wir nur die Lettres intéressantes de Clement XIV. (Paris 1775, 2 Vol. und 1776, 3 Vol.); offenbar das vortrefflichſte aller ſeiner Werke, das auch jetzt noch, nachdem Caraccioli, der bis an ſeinen Tod nur der Ueberſetzer zu ſeyn vorgab, für den Verfaſſer erkannt iſt, einen Theil des Intereſſe behalten hat, das es bei ſeiner Erſcheinung erregte.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, ſondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewiſſer Stände erſcheinen.

Caraibiſche Inſeln oder kleine Antillen, zwiſchen dem 11 und 19 Gr. Br., eine Gruppe ſehr vieler Inſeln in Weſtindien, die in Rückſicht des im dortigen Striche beſtändig wehenden Oſtwinds getheilt werden in die Inſeln im Winde (engl. Leewards Islands) und Inſeln unter dem Winde (engl. Windwards Islands). Zu jenen rechnet man die virginiſchen Inſeln: Anguilla, St. Martin, Barthelemi, Barbuda, St. Euſtach, Saba, St. Chriſtoph, Nevis, Montferat, Antigua, Guadeloupe, Dominica, Martinique, St. Lucie, St. Vincent, Grenada und die Grenadillen, Barbados. Die Inſeln unter dem Winde liegen längs der Nordküſte von Südamerika: Tabago, Trinidad, Margarita und Curaçao. Die Engländer nennen bloß die Inſel Barbados Inſel im Winde, und die übrigen unter dem Winde. Ihre Namen haben ſie von ihren Urbewohnern, den Caraiben, erhalten, die aus Nordamerika in der Nähe von Florida, durch innerliche Kriege vertrieben, auf die Inſeln und auch nach Guiana in Südamerika wanderten, wo ſie durch flüchtige Negerſclaven verſtärkt noch in Freiheit und öfters im Krieg mit den europäiſchen Coloniſten leben. Von den Inſeln aber wurden ſie im 18ten Jahrhundert meiſtens verdrängt; nur auf St. Vincent findet man noch 100 und auf Dominica 30 Familien von rothen Caraiben. Ihre Farbe iſt olivenbraun, ſie bemalen ſich aber mit Orleans, um ſich gegen Inſectenſtiche zu ſichern. Sie ſind tapfer und leben ohne Verfaſſung. Auf der Inſel St. Vincent ſind auch ſchwarze Caraiben, aus einer Vermiſchung von Negerſclaven mit caraibiſchen Weibern entſtanden. Ihre Anzahl ſteigt auf 2000 Familien. Ihre Farbe iſt braunſchwarz und ſie haben ſich, aller Anſtrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Beſitz ihres Antheils an der Inſel erhalten. Das caraibiſche Meer gränzt in Norden und Oſten an die Antillen, in Süden an das feſte Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela iſt.

Caraiten oder Caräer heißen bei den Juden diejenigen, welche

die Traditionen des Talmud verwerfen, und ſich bloß an den Buchſtaben der Schrift halten.

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, genannt Michel Angelo di), ein berühmter Maler, geboren zu Caravaggio im Mailändiſchen im J. 1569. Er war anfänglich Maurergeſelle, legte ſich auf das Studium der Malerei und zeichnete ſich bald aus. Man kann ihn als den Erfinder einer neuen Manier anſehen, die eine Menge Nachahmer fand. In der Kunſt, auf einer Fläche den Gegenſtänden die Rundung und Erhöhung zu geben, welche ſie in der Natur haben, iſt Caravaggio einer der erſten. Mit der Kraft und Wahrheit des Halbdunkels verbindet er die Kraft und Wahrheit des Colorits, und dies charakteriſirt ihn. Um dieſe Wirkung hervorzubringen, erleuchtete er die Gegenſtände gern von oben mit geraden Lichtern. Er gab der Natur, welche er nachahmte, breite und kräftige Schattenmaſſen, wodurch das Licht ſehr gehoben und eine große Wirkung hervorgebracht wird. Aber auch ſeine Fehler ſind nicht zu verkennen. Nachahmung der Natur war ſein höchſtes Ziel. Er ahnete nicht, welchen Ruhm ein Meiſter erwirbt, der mit dieſem erſten Erfolg Hoheit der Ideen und eine verſtändige Anordnung zu verbinden weiß. Hannibal Carracci und Dominichino glänzten vielleicht bei ihren Lebzeiten weniger als Caravaggio, aber nach ihrem Tode erhielten ſie einen ausgezeichnetern Platz, weil ſie, ohne das Colorit und das Studium der Natur zu vernachläſſigen, nach Correctheit der Zeichnung und Erhabenheit der Gedanken ſtrebten. Meiſterhaft iſt Caravaggio in der Carnation. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre an einem heftigen Fieber 1609. Die Maler, die ihm am meiſten nachgeahmt haben, ſind Manfredi, Valentin und Ribeira mit dem Beinamen Eſpagnolet.

Caravanen werden große Reiſegeſellſchaften in der Levante und in Afrika genannt, die ſich, um vor den Räubern geſichert zu ſeyn, zuſammenbegeben, und hauptſächlich die Handlung oder die Beſuchung des Grabes Mahomeds zu Mecca zur Abſicht haben. Eine ſolche Geſellſchaft hat oft mehr als tauſend Cameele bei ſich, welche das Gepäck und die Waaren tragen, und welche einzeln hinter einander gehen, ſo daß ein ſolcher Zug bisweilen eine Meile lang iſt. Sie reiſen der Hitze wegen meiſtens nur bei Nacht. Da jeder Mahomedaner in ſeinem Leben wenigſtens Ein Mal das Grab Mahomeds beſuchen muß, ſo gehen alljährlich von mehreren Sammelplätzen Caravanen nach Mecca, z. B. von Cairo, zu welcher ſich die Conſtantinopolitaner ſchlagen, von Damascus, von Perſien, von Indien u. ſ. w. Der Anführer einer ſolchen Mecca-Caravane, der einiges Geſchütz zur Bedeckung mit ſich führt, wird Emir Adge genannt. Während der Reiſe werden Verſe aus dem Koran geſungen. Handlungs-Caravanen erwählen ſich aus ihrem Mittel einen Oberbefehlshaber, welchen ſie Caravan-Bachi nennen, und welcher zugleich die Tagreiſen beſtimmt. Caravanen-Thee iſt feiner ruſſiſcher Thee, welcher zu Lande mit den Caravanen von China durch Rußland in zugelötheten Büchſen zu uns gebracht wird, folglich von der See- und Schiffluft nicht ſo viel gelitten hat: überdies iſt er eine beſſere Sorte, als derjenige, welcher zur See kommt.

Caravanſerais ſind in Perſien eine Art von Gaſthäuſern, welche auf allen Landſtraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Dörfer und Städte gefunden werden, angelegt ſind, um den Reiſenden ein Obdach zu gewähren. Sie ſind zum Theil ſehr prachtvoll erbaut, enthalten aber eigentlich keine Mobilien, daher der

Reiſende Bett und Teppich mitbringen muß. In vielen geſchieht die Aufnahme unentgeldlich.

Carbunkel, auch Carfunkel, ein hochrother Rubin. Der Carbunkel des Auges iſt eine kleine brennende dunkelrothe Geſchwulſt im Weißen des Auges, oder auf der Hornhaut, welche in eine Brandkruſte übergeht, und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod ſelbſt zur Folge hat (Carbunculus oculi).

Carcaſſe, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erforderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel, die aus vielen durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten beſteht; endlich das Gerippe eines Schiffs, wenn es noch ohne Wände, Maſten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Geronimo). Dieſer berühmte Arzt und Geometer war 1501 zu Pavia geboren. Man glaubt allgemein, daß er ein uneheliches Kind geweſen, und er ſelbſt geſteht ein, daß ſeine Mutter verſucht habe, ſich ſeiner vor der Geburt zu entledigen. Er ward indeß in dem Hauſe ſeines Vaters, Facio Cardano, der als Arzt und Rechtsgelehrter wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtlichkeit berühmt war, mit Sorgfalt auferzogen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Pavia, um ſeine Studien zu vollenden, und zwei Jahre darauf erklärte er den Euklides. Mit ſeinem 33ſten Jahre fing er an zu Mailand die Mathematik, ſodann die Medicin zu lehren. Er kehrte ſpäter nach Pavia zurück, lehrte einige Zeit zu Bologna, und da er hier ſich Streitigkeiten zugezogen, begab er ſich nach Rom. Hier ward er in das mediciniſche Collegium aufgenommen und erhielt eine Penſion vom Papſt. Die Einladungen des Königs von Dänemark nahm er in Rückſicht auf das Clima und die Religion des Landes nicht an. Der letztere Grund ſeiner Weigerung ſcheint ſonderbar für einen Mann, welcher der Irreligion angeklagt ward; aber die Biographen ſind in Anſehung ſeiner wahren Religionsmeinungen wenig einig. Sie führen widerſprechende Stellen an, die nicht befremden dürfen von einem Manne, der ſich in cabbaliſtiſche Träumereien verlor, der einen Dämon Familiaris zu haben vorgab, vom dem er Warnungen erhielte u. ſ. w. Durch alles dies reizte er die Theologen gegen ſich an, welche lebhaft ſeine Orthodoxie angriffen; man ſetzte ihn ſogar in die Zahl der Atheiſten. Damit that man ihm gewiß Unrecht. Nach unſrer Meinung war Cardano abergläubiſch und hegte Chimären, die mit den herrſchenden Meinungen ſo wenig übereinſtimmten, daß man ſich nicht ſcheute, die gehäſſigſten Beſchuldigungen gegen ihn vorzubringen. Er glaubte ſo feſt an die Aſtrologie, daß er mehrere Male das Horoſcop ſeines Lebens zog, und die Falſchheit ſeiner Vorausſagungen nicht der Unſicherheit der Kunſt, ſondern ſeiner Unwiſſenheit zuſchrieb. Man hat ſogar geſagt, daß er, um ſeine letzte Prophezeihung zu erfüllen, in ſeinem 75ſten Lebensjahre freiwillig Hungers geſtorben ſey; aber dieſe Angabe iſt nicht ſicher. Das Horoſcop Chriſti kann als ein Meiſterſtück unter den Ungereimtheiten dieſer Art angeſehen werden. Ungeachtet der Verfolgungen, welche Cardano deßhalb erfuhr, wollte er doch die Ehre dieſer Erfindung keinem andern überlaſſen. Seine zwei Schriften, De subtilitate und De rerum varietate, enthalten das Ganze ſeiner Phyſik, ſeiner Methaphyſik, und ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe, und können als intereſſante Beweiſe gelten, auf welche Abwege der menſchliche Geiſt gerathen konnte. Cardano ſchrieb auch über die Medicin und gab unter vielem Wuſt einige glückliche Ideen an. Sein Ruf als Arzt war ſo groß, daß der Primas von Schottland, der ſeit zehn Jahren krank war und die Aerzte des Kö-

nigs von Frankreich und des Kaiſers umſonſt zu Rathe gezogen hatte, ihn zu ſich berief. Und wirklich ſtellte Cardano die Geſundheit dieſes Prälaten her. Aber bleiben ihm wirklich Anſprüche auf die Dankbarkeit der Gelehrten, ſo iſt es in der Mathematik, wiewohl auch hier manches durch ſein Betragen zweifelhaft geworden. Die Algebra, welche ſeit ihrer Entſtehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen ſorgfältig geheim hielten, um ſich bei ihren öffentlichen Wettſtreiten, zu denen ſie ſich herausfoderten, damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, daß Tartalea die Auflöſung der Gleichungen des dritten Grades gefunden habe, und da dieſer ihm die Mittheilung verſagte, ſchrieb er ihm, daß der Marcheſe del Vaſto ihn kennen zu lernen und ſich von ſeinen Entdeckungen mit ihm zu unterhalten wünſche. Tartalea glaubte der Einladung eines Mannes folgen zu müſſen, um deſſen Schutz er ſich bewarb, fand aber bei ſeiner Ankunft in Mailand Cardano allein in dem Hauſe des Marcheſe, welcher ihn um Mittheilung ſeiner Entdeckungen bat, und ſich dagegen zu den heiligſten Eiden erbot, daß er ſie geheim halten wolle. Tartalea gab ſeinem Dringen nach, aber trotz ſeiner Verſprechen machte Cardano 1545 Tartalea's Methoden in ſeiner Ars magna bekannt. Es erhob ſich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mit Sicherheit entſchieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung ſeinen Namen zu geben, blieb demjenigen, der ſie zuerſt bekannt machte, und noch jetzt nennt man ſie die Formel Cardano's. Man glaubt einſtimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen zu ſeyn ſchienen, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Daſeyn negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand. Cardano verſuchte auch, die Geometrie auf die Phyſik anzuwenden; aber es fehlten ihm hinlänglich genaue Angaben. — Cardano's Leben ward vielfältig beunruhigt, nicht nur durch die Angriffe ſeiner Feinde, ſondern auch durch ſeine eignen Laſter, die man aus dem Bilde kennen lernt, welches er ſelbſt in dem Werke De vita propria von ſich entwirft. Die Freimüthigkeit darin geht ſo weit, daß diejenigen, die ihn mit Nachſicht beurtheilt haben, genöthigt geweſen ſind, anzunehmen, daß er Anfälle von Tollheit gehabt habe. — Er ſtarb wahrſcheinlich im J. 1576. Seine ſämmtlichen Werke, deren Anzahl ſich auf mehr als funfzig beläuft, ſind zu Lyon 1663 in zehn Foliobänden geſammelt erſchienen.

Cardinal. So heißen die Mitglieder eines geiſtlichen Collegiums von 70 Perſonen, welche den Papſt aus ihrer Mitte wählen, und ſonſt mit ihm die Regierungsgeſchäfte verwalteten. Sie beſtehen aus 6 Biſchöfen, 50 Prieſtern und 14 Diaconen. Jeder derſelben führte den Namen von einer Kirche zu Rom oder im päpſtlichen Gebiete, deren Einkünfte er ſtatt eines Gehaltes zog. Kein Cardinal durfte ſich ohne beſondere Diſpenſation von ſeiner Kirche entfernen; doch wurden oft auch ausländiſche Fürſten oder Biſchöfe zu Cardinälen gemacht. Die Cardinäle haben fürſtlichen Rang. Sie tragen eine hochrothe Mütze, über derſelben einen Hut mit ſeidenen herabhangenden Schnüren, an deren Enden Quaſten befeſtigt ſind, übrigens eine Art von Prieſterhabit, der ſo wie der Hut entweder hochroth oder roſenfarben oder violett iſt. (Vergl. Conclave).

Carga iſt das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, die in ein Schiff geladen werden, auch zuweilen die Ladung ſelbſt. **Cargador**, ein Mäkler, der für einen Schiffer Ladung ſucht, ihm auch die Ankunft

geladener Waaren bekannt macht. Cargo, derjenige Geſchäftsmann, welcher von den Eigenthümern der Ladung angenommen wird, um die Direction über den Verkauf der urſprünglichen Ladung und die Einnehmung der neuen Ladung am Ort der Beſtimmung des Schiffs zu führen; daher Super-Cargo, Unter-Cargo. Cargaiſon, eine Schiffsladung, die ein Kaufmann in fremde Länder ſchickt, um ſie zu verkaufen.

Caricatur, ein aus dem Italiäniſchen entlehnter Kunſtausdruck, von Caricare, überladen, übertreiben (Charger bei den Franzoſen; daher auf dem Theater chargirte Rollen. Wir gebrauchen auch im Deutſchen das Zeitwort Carikiren). Caricatur iſt demnach, der Etymologie zu Folge, eine Darſtellung, worin Theile, Eigenſchaften, Merkmale, durch Menge oder Größe übertrieben worden ſind. Durch den Contraſt, welcher ſich dem Betrachtenden dabei unfehlbar aufdringt, werden ſie meiſt lächerlich und daher kommt es, daß man gewöhnlich, wiewohl unrichtig, bei der Caricatur zunächſt und hauptſächlich an das Lächerliche denkt. Es gibt aber nicht bloß lächerliche, es gibt auch ſchreckliche Caricaturen. Entwickelt man ſich die Urſache jenes Contraſtes, ſo findet man den Grund. Jener Contraſt geht hervor aus einer Vergleichung des angeſchauten Individuellen mit dem Muſterbilde, welches der Phantaſie von der Gattung vorſchwebt, des Abweichenden der allgemeinen Normalidee. Dieſe Normalidee kann nie ganz verloren gehen, weil ſonſt das dargeſtellte Weſen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun aber ein Theil nach dieſer unaufgeblichen Normalidee gearbeitet iſt, die übrigen aber entweder allzuſehr ins Miniatur oder ins Coloſſale ausarten, mithin dort zu viel unter, hier zu viel über der Normalidee ſtehen, geht jener Contraſt hervor, deſſen vorhin gedacht wurde, und den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegebene Mißverhältniß nach Urſache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Caricatur der allgemeinern Gattungsnorm gemäß iſt, wird für die Urſache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß, oder als zu klein erſcheint. Das erſte gibt die ſchreckliche, das zweite die lächerliche Art der Caricatur. Mit Recht ſagt daher Bendavid: „ein Kind von gehöriger Größe mit einem coloſſalen Kopfe, coloſſalen Armen u. ſ. w. iſt eine fürchterliche Caricatur; ein erwachſener Menſch mit einem kleinen Näschen, kleinem Mündchen und einem ſüßen Stimmchen, iſt ein putziger, ſchnurriger Kerl, eine lächerliche Caricatur.“ Es kann aber auch Caricaturen geben, in welchen beides gemiſcht iſt, z. B. der Bramarbas, der ſich ein martialiſches Anſehen dadurch zu geben ſucht, daß er außerweſentliche Theile über die Normalidee unmäßig vergrößert, als den Schnurrbart, Haarzopf, Stiefeln, Sporn, Hut, Säbel u. ſ. w., wobei das Lächerliche dieſer Furchtbarkeiten ſtets wieder um ſo mehr hervorſtechen wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas contraſtirt. Das furchtbar ſeyn Sollende wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menſchliche Willkür ins Spiel tritt. Fürchterliche Caricaturen, bei denen dies nicht der Fall iſt, kann man als bloße Monſtroſitäten betrachten, die durchaus kein Vorwurf für die ſchöne Kunſt ſeyn können. Sie ſind unverſchuldetes Unglück, welches nur unſer Mitleid in Anſpruch nehmen kann, wenn ſie nicht geradezu Entſetzen und Abſcheu erregen. Deßhalb ſind alle, die, um Caricaturen darzuſtellen, ſich in Aufſtellung unverſchuldeter körperlicher Gebrechen erſchöpfen, welche nur kindiſcher oder bübiſcher Muthwille zum Gegenſtand der Verſpottung nehmen kann, vom Weſen

der Caricatur eben ſo ſchlecht, als vom Zwecke der ſchönen Kunſt unterrichtet. Freilich iſt's wahr, wer nur die obige Erklärung von Caricatur kennt — und auf ſie läuft meiſt hinaus, was darüber geſagt worden iſt, — der kann leicht zu jenem Irrthum verleitet werden. Deſto nothwendiger aber iſt es, bei jener Erklärung nicht ſtehen zu bleiben. Die andere liegt ganz nahe. Wenn nämlich Darſtellung unverſchuldeter körperlichen Gebrechen hier nicht Statt finden ſoll, ſo werden im Gegentheil die verſchuldeten ganz eigentlich hierher gehören. Dieſe Abdrücke der inneren Häßlichkeit, geben ſich theils in der ganzen körperlichen Beſchaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Geſichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deutliche Erſcheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des intellectuel oder moraliſch fehlerhaft Charakteriſtiſchen in einem menſchlichen Individuum oder einer Geſammtheit ſolcher, z. B. eines Standes, einer Secte u. ſ. w. In dieſem Sinne hat der ernſte Leonardo da Vinci Caricaturen gezeichnet, welche Graf Caylus in 58 Blättern (Receuil de têtes de caractères et de charges) herausgegeben hat. Hier ſieht man den Zänkiſchen, den Mürriſchen, den Prahler, den Faullenzer, die Feiſtheit des Gefräßigen, die Ausſchweifung des Wollüſtlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. ſ. w. mit charakteriſtiſcher Treue dargeſtellt, und die ſonſt weniger bemerkbaren Züge nur ſtärker hervorgehoben. Allerdings findet ſich da Abweichung von der Idealnorm der Wohlgeſtalt des innern und äußern Menſchen, deſſen Neigungen und Leidenſchaften mit der Vernunft in ſchöne Harmonie geſetzt worden ſind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteriſtiſchen iſt aber noch nicht zu denken. Dieſe entſteht erſt durch Idealiſirung. Man denke hierbei nur nicht an Verſchönerung, denn wie es eine Idealiſirung ins Schönere gibt, ſo gibt es auch eine ins Häßliche, dort und hier wird das jedesmalige Charakteriſtiſche bis zu dem Punkte der möglichen Vollkommenheit geſteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicher Weiſe, je mehr ſie erreicht worden iſt, nur um ſo ſichtbarere Unvollkommenheit in moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht; eben dieſe Unvollkommenheiten aber ironiſch als Ideale aufgeſtellt, ſind die eigentlichen Caricaturen, die man deßhalb erklären kann als: Ideale geiſtiger Mißbildungen im angemeſſenen Ausdruck und entſprechender Geſtaltung des Körpers, wenn man vornehmlich auf bildende Kunſt ſieht, oder Handlungsweiſen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Geſinnung Ideale geiſtiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poeſie berückſichtigt. Nach dieſer Erklärung kann es nicht ſchwer fallen, den bisher noch unausgemachten Streit der Aeſthetiker, ob und in wiefern Darſtellungen von Caricaturen in der ſchönen Kunſt zuläſſig ſeyen, zu entſcheiden. Vollkommen zweckmäßige Darſtellung der verſchuldeten geiſtigen Gebrechen der Menſchen iſt der Gegenſtand der Satire; Caricaturen ſind deßhalb die Ideale des Satirikers. So lange man noch deſſen Anſprüche auf einen, und zwar ehrenvollen, Platz auf dem Parnaß nicht abgewieſen hat, was mit allen Sophiſtenkünſten nie erreicht werden wird, ſo lange darf man auch die Caricaturen nicht als Gegenſtände äſthetiſcher Darſtellung verwerfen. Und zwar weder die ſchrecklichen, noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satirikers, der entweder mit erhabenem Ernſt die Böſewichter, oder mit komiſcher Laune die Narren des menſchlichen Geſchlechts darſtellt. Dorthin gehören die ſelbſtverſchuldeten moraliſchen Gebrechen,

welche die ſchrecklichen, hieher die ſelbſtverſchuldeten intellectuellen Gebrechen, welche die lächerlichen Caricaturen geben. Jene ſind Gegenſtand der pathetiſchen, dieſe der komiſchen Satire (ſ. Satire). So müßte man ſie nun ſchon in der Poeſie, der Satire und Comödie laſſen; allein es fragt ſich, ob auch in der bildenden Kunſt? Wahr iſt es, daß hier die Caricaturen dem gebildeten Geſchmack anſtößig, und der Bildung deſſelben hinderlich ſind. Immer haben ſie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenſtand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetiſchen Darſtellungen iſt, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrſchender Neigung für Caricaturen als ein Zeitalter des Ungeſchmacks annehmen. Damit iſt nun aber noch keinesweges ihr völliges Verbannungsurtheil ausgeſprochen, welches nur von der Entſcheidung einer andern Frage abhängen kann; ob nämlich der Zweck der bildenden Kunſt Schönheit oder Charakteriſtik ſey? Iſt das Erſte, ſo ſind ſie verwieſen; iſt das zweite, ſo erhalten ſie ſich. Ohne uns in jene verwickelte Frage hier tiefer einzulaſſen, was uns zu weit führen würde, deuten wir einſtweilen bloß einen Ausweg an. Wie man die italiäniſche von der niederländiſchen Schule, eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denners unterſcheidet, die letzteren aber, um vieler Trefflichkeiten willen, gern beſtehen läßt, wiewohl hinter den erſteren, ſo kann man überhaupt die Charakteriſtiker neben jenen beſtehen laſſen, welche die reine Schönheit erſtreben und darſtellen. Wie dieſe ganz in der Poeſie ſind, ſo nähern ſich jene der Proſa; es gibt ja auch in der Poeſie Gattungen, die näher an die Proſa gränzen, hauptſächlich jene, die ſich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieſer Art gibt es treffliche, obgleich ſie nicht reinpoetiſch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunſt etwas Aehnliches, ſo laſſen ſich Darſtellungen von Caricaturen in ihr, wofern ſie rechter Art ſind, retten; ſie entſprechen der Satire und Groteske in der Poeſie (ſ. Groteske), und ſo wurden ſie auch ſchon von den Alten gebraucht, die unter ihren Masken eine Menge Caricaturen haben. Mehrere herculaniſche Gemälde beweiſen daſſelbe. Allein ſie laſſen ſich auch wirklich nur retten, wofern ſie rechter Art ſind, d. h. wofern die Idee derſelben in der That poetiſch, das Dargeſtellte in der angegebenen Art charakteriſtiſch und der Zweck moraliſch (in weiterm Sinn) iſt. Muſterhaft in dieſer Art iſt Hogarth. Uebrigens müſſen hier aber noch genannt werden Annibale Carracchi, Ghezzi, Callot, und unter unſern Landsleuten vornehmlich Ramberg (ſ. dieſe Artikel). Ungleich frazzenhafter ſind mehrere politiſche Caricaturen, die hauptſächlich in London in ſo großer Menge erſchienen ſind, daß man dicke Portefeuilles damit anfüllen könnte. Viele derſelben ſind in dem Journal London und Paris (Weimar) mitgetheilt worden, deren Erklärer (bis 1806 Böttiger) rühmlich mit Lichtenberg gewetteifert hat. Die Engländer ſcheinen ſich beſonders zu dieſem Geſchmack hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politiſchen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitsſinn zuſagte. Die Freiheit geht hier aber nicht ſelten bis zur zügelloſen Frechheit, indem das Heiligſte und Erhabenſte dem Spott und der Verachtung preis gegeben wird. Die engliſchen Geſetze verbieten bei Strafe alle Schmähſchriften; allein der Geſetzgeber vergaß, daß der Künſtler eben ſo gut ſchmähen kann, als der Schriftſteller. Gilray und Bunbury ſind es hauptſächlich, von denen die neuen brittiſchen Caricaturen ſtammen. Den Letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient dieſen Namen in ſofern, als er ſein glückliches Talent öfters zu

moraliſchen Zwecken benutzt hat. Im Jahr 1787 gab er eine Folge von ſcherzhaften Kupferſtichen über die Reitkunſt heraus, welche mit ironiſchen Bemerkungen, voll Geiſt und Humor, begleitet waren. Das Werk hat den Titel: Anweiſung für ſchlechte Reiter von Geoffroi Gambado. Auch ſein Werk: die Fortſchritte einer Lüge, iſt ſehr gut; doch das beſte iſt unſtreitig die Sonntagsvergnügungen. — Bei ſo viel Vorliebe der Engländer für Caricaturen iſt es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Grooſe, Lond. 1788, überſ. von J. G. Grohmann, Leipz. 1799.) eine Theorie derſelben erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünſchen übrig läßt. Ueberhaupt dürfte es unthunlich ſeyn, da Regeln vorſchreiben zu wollen, wo dem Witz und der genialen Laune ſo vieles überlaſſen bleiben muß. Wir Deutſchen haben von einem berühmten Theologen ein ſatiriſches Werk unter dem Titel: Caricaturen, das zwar die Fehler aller Darſtellungen dieſer Art, auch die zuletzt gerügten, des Witzes aber und der genialen Laune auch nicht wenig enthält. dd.

Carillon, das Glockenſpiel, ohne Zweifel eine gothiſche Erfindung, die man in den Niederlanden ſehr liebt. Man glaubt, daß die erſten Glockenſpiele zu Aloſt in Flandern im J. 1487 verfertigt worden ſind. Es gibt deren mancherlei Gattungen. Einige ſind mit Walzen, die von Zeit zu Zeit gewechſelt werden, und laſſen ſich nicht nur alle Stunden Tag und Nacht mit demſelben Stücke hören, ſondern bezeichnen auch die halben und Viertelſtunden durch kürzere Strophen, ja ſelbſt die halben Viertelſtunden durch einen einzelnen Schlag (wie das in Berlin auf dem Thurme der Parochialkirche befindliche). An einem Orte, wie Amſterdam, wo dergleichen Glockenſpiele auf den meiſten Thürmen ſind, werden ſie durch ihr ewiges Geklimper höchſt läſtig. Andere dieſer Carillons haben zugleich eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren, und nach Art eines Claviers geſpielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, ſondern mit der Fauſt, welche, um den Schlag auf die Taſte mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzug verſehen wird. So ſchwierig auch die Behandlungsart iſt, ſo gibt es doch Glockenſpieler (auch Carillonneurs oder Campaniſten genannt) von bewundernswürdiger Fertigkeit, welche dreiſtimmige Sätze ausführen, ja ſelbſt Läufer, Triller und Arpeggio's herausbringen. Burney erzählt, ein Carillonneur zu Löwen, Namens Scheppen, habe mit einem der ſtärkſten Violinſpieler daſiger Gegend gewettet, daß er eins der ſchwerſten Solo's, das dieſer für die Violine geſetzt hatte, auf den Glocken ausführen werde, und habe die Wette gewonnen. Ein anderer berühmter Meiſter der Art war Potthof, Organiſt an der alten Kirche und Campaniſt auf dem Rathhausthurme zu Amſterdam. Er war ſeit ſeinem 7ten Jahre blind, erhielt im 31ſten die erwähnte Stelle, und ſpielte, obgleich jede Taſte ein Gewicht von zwei Pfund erfoderte, ſein Glockenſpiel mit einer Leichtigkeit, wie einen Flügel. Er ließ ſich im J. 1772 vor Burney mit einigen Fugen darauf hören. — Noch verdient ein anderes, der Harmonica ähnliches Inſtrument, das ebenfalls Carillon heißt, hier Erwähnung. Es wurde daſſelbe im J. 1740 auf Koſten des Grafen Brühl in Dresden von den Tonkünſtlern Kummer und Petzig (nachher in Berlin) aus porzellanenen Bechern und Schalen, welche dazu in Meißen gefertigt worden, zuſammengeſetzt, enthielt vier volle Octaven, und wurde mit ſechs Zoll langen hölzernen, mit Scharlach überzogenen Stäbchen geſchlagen. Leider wurde dieſes koſtbare Kunſtwerk bei einem Brande zu Stade (1767) ein Raub der Flammen.

Carl der Große, ein Sohn Pipins, Königs der Franken und Deutſchen, wurde im J. 742, nach Einigen auf dem Schloſſe Ingelheim bei Mainz, nach Andern auf dem Schloſſe Salzburg in Ober=Bayern geboren. Eine unverbürgte, jedoch nicht unwahrſcheinliche Sage hat ihn zu einem Kinde der Liebe gemacht. Wenig iſt von ſeiner Jugend bekannt, die er nach fränkiſcher Weiſe im Waffenſpiel, Jagdlärm, Roß= und Schlachtgetümmel zugebracht haben mag. Seine Ahnen belehrten ihn beſſer, als es die Wiſſenſchaften konnten, die erſt Er aus ihrer Niedrigkeit emporhob. Auch war, rohe Franken zu beherrſchen und wilde Heiden zu bekehren, das Heldenſchwert geſchickter, als das Kreuz des Erlöſers. Er beſtieg im 26ſten Jahre ſeines Alters den Thron, welchen er nach des ſterbenden Vaters Wunſche, und unter einhelliger Beiſtimmung der Franken mit ſeinem Bruder, Carlmann II., theilte. Die Beſtimmungen der Theilung wurden mehrmals verändert; ohne daß ſie zu beiderſeitiger Zufriedenheit feſtgeſetzt werden konnten, und gewiß würden die Großen des Reichs dieſe Uneinigkeit benutzt haben, um die königliche Gewalt zu ſchwächen, wäre nicht plötzlich Carlmann geſtorben, nicht ohne den Verdacht, daß Carl Schuld gehabt, der nach des Bruders Tode, im 29ſten Jahre ſeines Alters, wider die alte Sitte, auch zum König über das erledigte carlmann'ſche Reich gewählt ward. Faſt ganz Europa ſtand ſeinem großen Geiſte, ſeinem Heldenarme offen, und Carl ſäumte nicht, den Schauplatz des Krieges zu betreten, um ihn ſein ganzes Leben hindurch nicht wieder zu verlaſſen. Religions= und Bekehrungseifer trieb ihn, zuerſt die Sachſen zu bekriegen, an deren Spitze der berühmte Wittekind ſtand, ein Fürſt, würdig ſich mit dem größten zu meſſen. Carl beſiegte ihn bei Paderborn, zerſtörte die Tempel der Barbaren, und drang erobernd bis an die Weſer vor. Aber während er hier noch die blutigſten Kämpfe beſtand, brachten die Mißhelligkeiten des Lombardenkönigs, Deſiderius, mit Stephan und Hadrian über das dem heiligen Stuhl von Pipin verliehene Exarchat von Ravenna, und die merkwürdige Eheſcheidung Carls von der unfruchtbaren Tochter dieſes Königs, den lombardiſchen Krieg zur Reife, der ſich binnen weniger als drei Jahren mit der Eroberung von Pavia und dem Umſturze des wankenden Königsthrones endete (774). Die alte Verfaſſung blieb, nur daß das Wahlreich in ein Erbreich verwandelt ward, in welchem fortan ein Franke regieren ſollte. Carl ſelbſt nannte ſich ſeitdem: König der Franken und Lombardei. — Die Herzoge von Benevent in Mittel= und Unter=Italien, welche bis dahin lombardiſche Vaſallen geweſen, mußten Carls Oberlehnsherrſchaft ebenfalls anerkennen, und ſo blieb außer den Seeſtädten nichts von Ober= und Mittel=Italien in griechiſcher Gewalt, mit welcher Macht jedoch Carl ſtets in gutem Vernehmen blieb. Zu Rom, wohin er ſich während der Belagerung von Pavia begeben, und wo er mit ſchmeichelnden Ehren empfangen wurde, übertrug ihm Hadrian die Schirmvogtei; eine Würde, die ſich von Conſtantin dem Großen herſchrieb, und bis dahin dem römiſch=griechiſchen Hofe ausſchließend zugeſtanden hatte. Die Felonie des Herzogs Thaſſilo von Bayern brachte ganz Bojarien unter die fränkiſche Königskrone. Dieſer Fürſt, ebenfalls ein Eidam Deſiders, hatte den geleiſteten Eidſchwur gebrochen, und die Avaren zu einem Einfalle in Franken und Italien aufgewiegelt. Carl ließ ihn auf der Verſammlung ſeiner Großen durch ſeine eigenen Landesgeſetze verurtheilen, und in das berühmte Kloſter zu Fulda, wie Thaſſilo ſelbſt gewünſcht hatte, gehen, um ſeine Sünden abzubüßen. Durch die Hülfe, welche die Avaren, im heutigen Dalmatien, Croatien,

Siebenbürgen, Oeſterreich und Ungarn, dem Thaſſilo geleiſtet, wie durch Streitigkeiten über die Marken oder Gränzen, entflammte ſich der avariſche Krieg. Nichts half dieſem wilden Volke die Schnelligkeit ſeiner Roſſe, nichts ſeine weithintreffenden Pfeile, nichts die wunderbare Vermachung des Landes. In drei Heerhaufen rückte Carl gegen ſie an, und ſchlug und verfolgte ſie bis hinter die Raab und Theiß. Eine Menge wurde erſchlagen, 52 Tage lang im Lande geſengt und gebrennt, von gefangenen Männern, Weibern und Kindern eine unglaubliche Menge hinweggeführt, unermeßliche Beute gemacht, und ein Theil derſelben auf den Schwellen St. Peters zu Rom niedergelegt. Der Krieg zog ſich noch bis ins achte Jahr hin und endete damit, daß das eroberte Land unter die Rechtspflege mehrerer Grafen und unter die geiſtliche Obhut mehrerer Biſchöfe geſetzt ward. Nicht ſo ſiegreich waren Carls Waffen im Weſten. In dem hartnäckigen Spanien, das damals größtentheils den Arabern gehorchte, hinter deſſen natürlicher Vormauer, den Pyrenäen, ſich ſchon das römiſche Eroberungsſchwert abgeſtumpft hatte, in dieſem Lande ward auch dem fränkiſchen Bekehrer die tiefſte Wunde geſchlagen. Zwar fielen Pamplona's Mauern, Saragoſſa ward dem ſarazeniſchen Befehlshaber, der Schutz bey Carln geſucht, wiedergegeben, und Huesca genommen. Aber als ſich die Franken auf walddunkelm, ſchmalen Stege zwiſchen rauhen einſamen Felſen und toſenden Waſſerfällen zurückzogen, fielen die Gascogner über den Zug her, und metzelten dergeſtalt, daß nur Einer entkommen ſeyn ſoll. Da fiel in dem berühmten Ronceval der treue Eckhardt, da fiel Roland, Carls Liebling: Helden, welche ſammt ihren Kampfgenoſſen in anmuthigen Mährchen, im Liederreichthum ſpaniſcher, italiäniſcher, provenzaliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sänger lieblich verewigt worden ſind. Aber am hartnäckigſten widerſtanden Carln die Sachſen. 33 Jahre lang fochten ſie für ihre Götter und ihre Freiheit. Endlich gelang es, ſie zu unterwerfen und zu bekehren. Wittekind, deſſen immer neuen Muth Carl durch das Schwert nicht dämpfen konnte, ward durch Ueberredung gewonnen, und endlich von Carl dem Großen ſelbſt zu Attigay aus der Taufe gehoben. Der Friede zu Salza gab den beiden Völkern Ruhe. Die Sachſen behielten ihre herkömmlichen Geſetze, gelobten das Chriſtenthum und den drückenden Zehnten, und waren es zufrieden, fortan Einen König mit den Franken zu haben. Eine gewaltige Menge ihres Volks, von beiden Ufern der Elbe bis Friesland hinab, ward mit Weibern und Kindern nach Flandern und in das rheiniſche Franzien verpflanzt, die Städte und Biſthümer zu Bremen, Paderborn, Minden, Halberſtadt, Verden, Hildesheim, Münſter und Osnabrück geſtiftet, und allenthalben, wie im Frankenreiche, Schulen angelegt, um die Bildung der Nation zu begründen und möglich zu machen. Der Sachſenkrieg hatte neue mit den ſlaviſchen Völkern, den Abotriten, Wilzen, Sorben und Böhmen, wie mit dem Dänenkönig, Gotrik, herbeigeführt. Letzterer endigte nur ein Jahr vor Carls Tode und gab beiden Reichen die Eyder zur Gränze. Unterdeß hatte nach Hadrians Tode der milde Leo den päpſtlichen Stuhl beſtiegen. Dieſer ward am St. Georgentage des Jahres 799 auf einem feierlichen Zuge auf die unerhörteſte Weiſe von zwei vornehmen Geiſtlichen aus Hadrians Verwandtſchaft gemißhandelt und erſchien hülfeflehend an Carls Hof in Paderborn. Er ward ehrenvoll empfangen, köſtlich bewirthet und in großer Begleitung nach Italien zurückgebracht. Zur Unterſuchung gingen für jetzt fränkiſche Grafen und Biſchöfe mit. Aber im folgenden Jahre brach Carl ſelbſt nach Rom auf. Als er in die Stadt zog,

harrte Leo ſeiner auf den Stufen der Peterskirche. Jubelgeſchrei und fromme Lobgeſänge begrüßten den König, der erſt ſeine Andacht hielt und dann die Unterſuchung den Anfang nehmen ließ, welche auf päpſtliche Verwendung mit der Landesverweiſung der Schuldigen endigte. Am Weihnachtsfeſt nun, als bei St. Peter abermals alles verſammelt, und König Carl nach der Meſſe vom Betſtuhle aufgeſtanden war, trat Leo hervor und ſetzte, wie durch göttliche Eingebung, die Kaiſerkrone auf ſein Haupt, während die Kirche wiederhallte von dem freudigen und dreimaligen Zurufe des Volks: „Leben und Sieg Carl dem Erlauchten, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und friedebringenden Kaiſer von Rom!“ — Hierdurch wurde vom Papſte im J. 324 nach des Romulus Auguſtulus Untergang ein abendländiſches Kaiſerthum wieder hergeſtellt, welches durch das ganze Mittelalter bis auf unſere Zeiten, obſchon unter mancherlei Formen und Schickſalen, als römiſch-deutſches Kaiſerthum fortgedauert hat. So ſaß Carl durch ſeines Geiſtes und Armes Kraft im 33ſten Jahre ſeiner Regierung, im 58ſten ſeines Alters, auf dem Kaiſerthron. Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachſen, Slaven, Bayern und Avaren huldigten und zinſeten ihm als ihrem Herrn, und vom Ausfluß der Elbe bis zum Ebro und Mittelmeere, vom abendländiſchen bis hinter die Raab und Theiß, über die beſchneiten Alpen bis Benevent hinab waltete ſein Scepter. Nur zwei herrſchten auf Erden, der Kaiſer und der Papſt. „Die Kirche lehrt, der Kaiſer wehrt und mehrt; dem heiligen Vater iſt alles Geiſtliche, dem Kaiſer alles Weltliche unterthan, in Sachen des Glaubens und der Andacht aber ehrt ſelbſt das Kaiſerthum des heiligen Stuhls allgegründetes Anſehen, jedoch nicht in blindem Gehorſam!“ — So dachte und in dieſem Geiſte handelte Carl. Darum hat auch kein Kaiſer, ſo wie Er, die chriſtliche Religion zur Aufklärung, Ordnung und Cultur gebraucht, und wenn wir ihn bisher nur als Waffenheld erblickten, ſo ſehen wir mit Freuden, mit welchem Eifer er auch an die ſtillen Künſte des Friedens gedacht. Mitten im unvermeidchen Sturm und Druck der Waffen ſorgte der kaiſerliche Held emſig und väterlich für der Heiligen unſichtbares Reich, für des Bauers friedliche Weiler und Gewerbe, für Aller Zucht, Recht und Freiheit. Er, der als Herrſcher eines tapfern aber rohen Volkes begann, endete als Herr des Abendlandes, das er gezogen und gebildet hatte, ſo weit ſeine Einſicht, ſeine Gehülfen, ſo weit es die Bezwungenen ſelbſt zuließen. Seine Briefe, ſeine Capitularien oder Geſetzbuch ſind merkwürdige Zeugen, wie weit er über ſein Zeitalter ragte, wie ſehnlich er ſich mehr Gehülfen wünſchte, die ihm gewachſen wären, um alle Grafen, Biſchöfe, Vizthumen, Meyer, Pächter, Mönche und Schulmeiſter ſeines weiten Reichs in der ſtrengſten Zucht und Aufſicht, in der fleißigſten Uebung zu wiſſenſchaftlicher Bildung zu erhalten. Auch das geringſte entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Er, der der Welt Geſetze gab in Kleidern, die ihm ſein Weib gemacht, verordnet, wie man die Eier auf ſeinen Meyerhöfen verkaufen, wie man ſchlachten und einſalzen, düngen, und das Feld beſtellen ſolle; er, der vom Ebro bis zum Raab, von der Tiber bis zur Eyder ſeinen Willen mit dem Schwerte geſchrieben, verſuchte in hohem Alter, als die Hand durchs Waffenhandwerk ſchon ſteif geworden, in Mußeſtunden noch die edle Schreibkunſt zu erlernen, die damals ein ſeltenes Gut war. Die alten Namen der Winde und Monate trug er in die Landesſprache über, auf die grammatiſche Verbeſſerung der Sprache dachte er, die alten Nationalgeſänge ließ er ſammeln, und Predigten ließ er in deutſcher Sprache

an das Volk halten. Eine gelehrte Geſellſchaft an ſeinem Hofe war zur wiſſenſchaftlichen Ergötzung für ihn, wie zum Unterricht ſeiner Kinder, und folgte ihm allenthalben hin, da er bei aller Vorliebe für Aachen doch immer da war, wo das Reich ſeiner Gegenwart bedurfte. Den berühmten Alcuin hatte er aus England, den Geſchichtſchreiber Paul aus Pavia, Peter aus Piſa an ſich gezogen, dem Eginhart am eigenen Hofe ein ſorgenfreies Leben ſchon früh verſchafft. Sie alle genoſſen ſeiner Freundſchaft und ſeines Umgangs. Ein eben ſo ſcharfes Auge hatte Carl auf die Civilverfaſſung ſeines Reichs. Die Gränzlande in Spanien, Italien und Deutſchland ließ er durch Markrichter, Mark-Gränzgrafen verwalten. Seine Erblande waren in Provinzen, Gaue und Grafſchaften abgetheilt. Jede Grafſchaft hatte ihr eigenes Gaumal oder Gerichtstag und ihren eigenen Grafen. Die großen Nationalverſammlungen waren die ſogenannten Maifelder, auf welchen jeder Freigeborne, jeder Wehre, bald mittelbar, bald unmittelbar, Sitz und Stimme hatte. Dieſe Verfaſſung im Frieden ward im Kriege zum Heerbann, vermöge deſſen jeder, der unter dem Schirm der Kaiſerkrone ruhen wollte, ſie auch mit Gut und Blut zu vertheidigen verpflichtet war. Wollen wir endlich aber auch den Charakter dieſes großen Kaiſers betrachten, ſo müſſen wir zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß derſelbe nicht frei von bedeutenden Flecken war. Die höchſt verdächtige Sittlichkeit in ſeiner Familie, die Enthauptung jener fünftehalbtauſend Sachſen an Einem Tage zu Verden an der Aller trüben den hellen Spiegel ſeiner Thaten. Die oftmaligen, aber immer vereitelten Verſchwörungen gegen ſein Leben, wie die Klagen über den Heerbann ſind ſattſame Beweiſe, wie ſehr ſein gewaltiges Scepter laſten mochte. Dagegen aber fanden Bedrückte, Arme, Witwen und Waiſen und alle Hülfsbedürftige Schutz und Recht bei ihm. Er hatte zuerſt unter den Fürſten des Abendlandes menſchliche Würde achten und ſuchen gelehrt, mitten unter den zerſtörenden Gewalten des Krieges waren die ſtillen und ſchaffenden Künſte des Friedens durch ſeine Aufmunterung und ſein Muſter gediehen, und dem großen Reiche ſeine Geſtalt, der Nation ein mächtiger Wirkungskreis gegeben worden. Carl ſtarb im J. 814, nachdem er 47 Jahre regiert und 14 Jahre die Kaiſerkrone getragen, und ward zu Aachen beſtattet. Auf ſein Grabmal ſetzte man folgende Inſchrift: „Hier ruht der Leib Carls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der ruhmvoll das Reich der Franken erweiterte und es 47 Jahre glücklich beherrſchte.“ — Er war von hohem Wuchs, hatte große und lebhafte Augen, ein freundliches, offenes Geſicht und eine gebogene Naſe.

Carl IV., deutſcher Kaiſer, aus dem Hauſe Luxenburg, war 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxenburg, König von Böhmen, iſt berühmt in der Geſchichte durch ſeinen ritterlichen Geiſt, deſſen Opfer er in der Schlacht von Crecy wurde. Die Streitigkeiten des Kaiſers Ludwig V. mit dem König von Böhmen, dem Vater Carls, die Wahl des letztern an die Stelle des von Clemens VI. excommunicirten Kaiſers, der Sieg, den Ludwig über ſeinen Nebenbuhler davon trug und ſein plötzlicher Tod mitten unter ſeinen Erfolgen können hier nur flüchtig erwähnt werden. Die Geſchichte Carls beginnt erſt von dem Zeitpunkt, wo das Schickſal ihn von einem Mitbewerber befreite, der mit gültigen Rechten eine große Ueberlegenheit der Talente und Kräfte verband. Nachdem Ludwig am 21ſten October 1347 umgekommen war, konnte Carl von Luxenburg, der das Königreich Böhmen geerbt, und den 1346 fünf Churfürſten zum Kaiſer erwählt hatten, ſich ſchmeicheln,

ohne Hinderniſſe einen Thron zu beſitzen, den ihm das Schickſal zu verleihen ſchien; aber die Mittel ſelbſt, die ihn auf den Thron gehoben hatten, erweckten ihm Gegner. Die Reichsfürſten ſahen in ihm nur ein niedriges Werkzeug des Papſtes, und ſträubten ſich den Sclaven eines ehrgeizigen und anmaßenden Prieſters zu ihrem Herrn zu machen. Noch waren nicht zehn Jahre verfloſſen, ſeit Deutſchland auf dem Reichstage zu Renſe die kräftigſten Maßregeln gegen die Anſprüche des heiligen Stuhls genommen hatte. Carls IV. Wahl war der erſte Eingriff in die berühmte Conſtitution von 1338, welche dieſer Fürſt durch ſeine erſte Regierungshandlung unter die Füße trat. Demnach vereinigten ſich der Erzbiſchof von Mainz, den Clemens IV. abgeſetzt hatte, die Churfürſten von Brandenburg und der Pfalz, der Herzog von Sachſen-Lauenburg, der ſich eine Wahlſtimme anmaßte, zu Lahnſtein, erklärten Carls Wahl für null und nichtig und wählten Eduard III., des letzten Kaiſers Schwager; aber dieſer Monarch, damals mit Frankreich im Krieg, benutzte das Anerbieten der Churfürſten nur, um ſich der Neutralität des Königs von Böhmen zu verſichern und ſchlug die ihm angebotne Krone aus. Eben ſo fruchtlos war die Wahl des Landgrafen von Meißen, Friedrichs des Strengen, worauf Carls Feinde den Grafen Günther von Schwarzburg, einen der weiſeſten, tugendhafteſten und unerſchrockenſten Krieger ſeiner Zeit, wählten. Nachdem Günther die Gültigkeit ſeiner Wahl rechtlich unterſuchen laſſen, berechnete er nicht die Gefahr, der er entgegenging, ſondern nahm die ihm angebotne Würde an und ward am 8ten Februar 1349 zu Frankfurt gekrönt. Dieſer allgemein geachtete, mit der Kriegskunſt ſeiner Zeit innig vertraute Gegner würde Carl furchtbar geworden ſeyn, der nur Ränke zu machen, aber nicht zu kämpfen verſtand. Carl ließ ihn vergiften. Diejenigen, die Günthern in ſeinen letzten Augenblicken umgaben, entriſſen ihm eine Entſagung, welche ihnen Carl theuer bezahlte, der eben ſo freigebig war, wenn es der Sättigung ſeines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubſüchtig, wenn er ſeinem Geize genügen konnte. Carl, der von ſeinen Nebenbuhlern befreit war, ſtrebte jetzt mit allen Kräften, ſeine Feinde an ſich zu locken. Er vermählte ſich mit der Tochter des Churfürſten von der Pfalz, belehnte den Churfürſten von Brandenburg mit Tyrol, und brachte es dahin, daß er einſtimmig zum Kaiſer gewählt und zu Aachen geſalbt wurde. Kaum aber war er gekrönt, ſo bemächtigte er ſich der Reichsinſignien und ließ ſie nach Böhmen bringen, trotz ſeines ausdrücklichen Verſprechens, ſie in Nürnberg oder Frankfurt aufbewahren zu laſſen. So bewies er ſchon in den erſten Tagen ſeiner Regierung ſeine Treuloſigkeit und ſeine Habſucht. Seine unrechtmäßigen Räubereien benutzte er zu ungerechten Erwerbungen. Er beſtach ſeinen Schwiegervater, den Churfürſten von der Pfalz, einen großen Theil der Oberpfalz dem Lehnhofe von Böhmen zu unterwerfen. Dieſer Gerichtshof, den er als das paſſendſte Werkzeug zur Unterjochung Deutſchlands betrachtete, dehnte ſeine Gerichtsbarkeit über einen großen Theil Deutſchlands aus. Im J. 1354 begab ſich der Kaiſer nach Italien, um ſich von dem Papſte krönen zu laſſen; aber auch dieſe Gunſt erkaufte er durch Bedingungen, die ihn dem Spott und der Verachtung preis gaben. Er verpflichtete ſich ohne Heeresmacht zu erſcheinen. Nachdem er zu Mailand zum König von Italien geweiht worden, beſtätigte er die Viſconti im Genuß aller Uſurpationen, die er ihnen zu nehmen verſprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen ſeines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geſchloßnen Vertrag trat er letztere Stadt nebſt Verona und

Vicenza an Venedig ab. So ſeine Rechte verhandelnd und vertauſchend kam er nach Rom, ward von einem Abgeordneten des Papſtes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen. Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als ſein Eigenthum zurückzufodern, lehnte er ab, und entſagte in einem eignen Vertrag jeder Oberherrſchaft über Rom, den Kirchenſtaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Corſica, ja er verſprach eidlich, nicht ohne des Papſtes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Mit Schmach bedeckt, von den Guelfen verſpottet, verwünſcht von den Gibellinen, kehrte Carl nach Deutſchland zurück, wo er die berühmte goldne Bulle erließ, die bis auf die neueſten Zeiten ein Grundgeſetz des deutſchen Reichs war (ſ. Bulle). Er erwarb ſich dadurch einige Anſprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; dieſe Anſprüche wurden aber bald ausgelöſcht durch den allgemeinen Unwillen, den die mit ſeiner Bewilligung von dem päpſtlichen Nuntius gemachten Anträge erregten, zum Vortheil des Papſtes eine Abgabe einzuführen, deren Betrag dem zehnten Theile der Einkünfte aller geiſtlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widerſetzten ſich nachdrücklich; und Carl wurde durch ſeine Aengſtlichkeit, die Reichsfürſten zu beſänftigen, ſo weit fortgeriſſen, daß er ankündigte, er wolle der Verſammlung vorſchlagen, ſich mit einer Reform des deutſchen Clerus zu beſchäftigen. Der Papſt, erzürnt über dieſe unbeſonnene Kühnheit des Kaiſers, foderte die Churfürſten auf, ihn abzuſetzen. Sogleich kehrte Carl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück, und gab nicht nur alle Verbeſſerungen auf, ſondern beſtätigte ſogar 1359 alle Freiheiten der Geiſtlichkeit, beſtätigte alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Beſitzungen und machte ſie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein ſo ſchwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Noch vor dem Schluſſe des nämlichen Reichstags, welcher zu Mainz gehalten wurde, bekam er davon den Beweis. Viele ehemaligen Reichslehen waren nach und nach von verſchiednen Fürſten an ſich geriſſen worden; Carl wollte eine Reunionskammer errichten, um ſie wieder zu erlangen; aber die Unzufriedenheit, welche ſich darüber äußerte, vereitelte auch dieſen Plan des ſchwachen Kaiſers, welcher ſich dadurch entſchädigte, daß er dem Könige von Polen die Souverainitätsrechte verkaufte, die über einige ſeiner Provinzen bisher vom Reiche ausgeübt worden waren. Es iſt leicht begreiflich, daß unter einem ſolchen Kaiſer Deutſchland in ſeinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiſer zog gegen ſie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und erklärte endlich den Fürſten und Städten, daß ſie ſich durch Bündniſſe unter einander ſo gut wie möglich ſchützen möchten. Italiens Zuſtand war nicht minder betrübt. Toscana ſeufzte unter der Anarchie; die Lombardei ward von Bürgerkriegen zerfleiſcht; die Visconti hatten ſich ſogar des Mailändiſchen bemächtigt. Der Kaiſer, treu ſeinem Grundſatz, allenthalben, wo er ſie fand, die Macht gut zu heißen, ernannte dieſe Uſurpatoren zu ſeinen Generalvicaren in der Lombardei. Dadurch kühn gemacht, drohte Barnaba Visconti, ganz Italien ſeinem Joch zu unterwerfen. Papſt Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Carl zu ſich ein, eilte von Avignon nach Rom, ſchloß verſchiedne Bündniſſe, hob Truppen aus, und erwartete den Kaiſer, der wirklich mit einer anſehnlichen Heeresmacht erſchien, ſo daß Italien ſich einen Augenblick für gerettet hielt. Carl benutzte die Stimmung des Papſtes, um ſeine vierte Gemahlin, Eliſabeth von Pommern, zu Rom krönen zu laſſen, und übernahm dagegen die beſtimmteſten Verbindlichkeiten. Dennoch

unterhandelte er aufs neue mit den Viſconti, und verkaufte ihnen, vermöge eines zweiten Tractats, eine förmliche Beſtätigung aller ihrer Uſurpationen. Auf ähnliche Weiſe verkaufte er während ſeines Aufenthalts in Italien Staaten und Städte den Meiſtbietenden, oder machte ſie, wenn ſie mehr bezahlten, zu unabhängigen Republiken. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von ſeinen Feinden und verwünſcht von ſeinen Bundesgenoſſen, kehrte er nach Deutſchland zurück. Nachdem der Papſt Gregor XI. ihn autoriſirt hatte, ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen König wählen zu laſſen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimmen der Churfürſten, die über das Benehmen des Papſtes erzürnt ſeyn mußten, theilte ihnen überdies Beſitzungen am Rhein und mehrere Reichsſtädte zu, und erlangte dadurch, daß Wenzel gewählt wurde. Um ihre Rechte gegen die Willkür des Kaiſers aufrecht zu erhalten, ſchloſſen die Reichsſtädte in Schwaben den ſogenannten ſchwäbiſchen Bund, dem ſich Carl umſonſt widerſetzte. Dem Papſt bewies er ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er der Geiſtlichkeit noch größere Rechte einräumte. Das Reich war ſeinem Untergang nahe, als Carl, nachdem er Frankreich beſucht hatte, zu Prag erkrankte und 1378 ſtarb. Er hinterließ ſeinem älteſten Sohne Wenzel Böhmen und Schleſien, dem zweiten, Sigismund, das Churfürſtenthum Brandenburg, und dem dritten die Lauſitz. Unter allen deutſchen Kaiſern gibt es kaum einen verächtlichern, als Carl IV., in dem ſich kaum eine einzige lobenswerthe Eigenſchaft findet. Ohne daher bei ihm ſelbſt zu verweilen, führen wir nur noch an, daß ſeine Regierung für die Wiſſenſchaften durch die Stiftung der Univerſitäten zu Prag und Wien, für die Religionsgeſchichte durch eine ſchreckliche Judenverfolgung, und in der Geſchichte des deutſchen Adels dadurch merkwürdig iſt, daß dieſer Fürſt zuerſt Adelsbriefe ertheilte und verkaufte.

Carl V., deutſcher Kaiſer, und König von Spanien, der älteſte Sohn Philipps, Erzherzogs von Oeſterreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinands und Iſabellens, war zu Gand den 24ſten Februar 1500 geboren. Philipps Aeltern waren Kaiſer Maximilian und Maria, die einzige Tochter Carls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund. Carl hatte mithin vermöge ſeiner Geburt Rechte auf die ſchönſten Länder Europens. Er wurde in den Niederlanden erzogen; man vertraute ihn der Obhut Wilhelms von Croy, Herrn von Chièvres. Carl zeigte wenig Neigung für die Studien und zog die militäriſchen Uebungen vor. Chièvres, ohne ihn von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen abzuziehn, lehrte ihn die Geſchichte, bildete ihn für die Geſchäfte des Staats und pflanzte ihm jene ernſte Würde ein, die ihm für ſein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinands, ſeines Großvaters, im Jahr 1576, nahm Carl den Titel eines Königs von Spanien an. Die Leitung der Angelegenheiten in dieſem Reiche wurde dem berühmten Ximenes anvertraut, der durch ſein Genie die glorreiche Herrſchaft Carls V. vorbereitete. Im J. 1519 ſtarb auch Maximilian, und jetzt wurde Carl zum Kaiſer erwählt. Er verließ Spanien, um von einer Würde Beſitz zu nehmen, die ihm von Franz I. ſtreitig gemacht worden war, und ließ ſich in Aachen mit außerordentlicher Pracht krönen. Die von ſeinen Geſandten unterzeichnete Wahlcapitulation beſtätigte er ohne Zögern. Die Fortſchritte der Reformation in Deutſchland erfoderten die Sorgfalt des neuen Kaiſers, welcher einen Reichstag zu Worms hielt. Luther, der hier mit einem Freibrief Carls erſchien, ſprach für ſeine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiſer ließ von ſeiner Meinung nichts merken, aber nach Abreiſe des Reformators erſchien wider ihn ein

ſtrenges Edict im Namen des Kaiſers, dem es ſeinem Intereſſe angemeſſen ſchien, ſich als Beſchützer der römiſchen Kirche zu zeigen. Die Anſprüche, welche Franz I. auf das Reich gemacht hatte, und die er noch auf Italien, die Niederlande und Navarra machte, ließen den Krieg als unvermeidlich erſcheinen. Carl V. bereitete ſich darauf durch eine Allianz mit dem Papſt vor. Die Feindſeligkeiten brachen 1521 aus. Die Franzoſen, ſiegreich jenſeit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltner Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur mehr, und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, ſich für Carl V. zu erklären, deſſen Partei täglich ſtärker ward. Ein ernſthafter Aufruhr in Spanien wurde glücklich gedämpft. Die Niederlagen Bonnivets im Mailändiſchen und der Uebertritt des Connetables von Bourbon tröſteten Carl V. dafür, daß ſein Einfall in die Provence fehlgeſchlagen war. Bald verlieh das Glück ſeinen Waffen einen noch größern Erfolg. Franz, welcher Pavia belagerte, wurde von den Kaiſerlichen zu einer Schlacht gezwungen und gefangen genommen (1525.) Auf die Nachricht von dieſem außerordentlichen Ereigniſſe heuchelte Carl die Mäßigung eines chriſtlichen Helden. Statt in Frankreich einzubrechen und ſo die errungnen Vortheile zu verfolgen, blieb er müßig in Spanien. Aber er dachte ſeinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen. Er ſchlug Franz I. ſo harte Bedingungen vor, daß dieſer unglückliche Fürſt ſchwur, er wolle lieber in der Gefangenſchaft ſterben, als ſie eingehen. Inzwiſchen brachte man ihn nach Spanien und behandelte ihn mit ſcheinbarer Ehrerbietung. Carl V. aber beſuchte ihn erſt, als er vernahm, daß ſein Leben in Gefahr ſey. Die Zuſammenkunft war kurz: Carl verſprach dem Könige eine baldige Freilaſſung; aber er gab dieſes Verſprechen nur, um den Kummer des Gefangnen zu mindern, und nicht vielleicht durch den Tod die Frucht ſeiner Siege zu verlieren. Endlich kam im Januar 1526 der Vertrag von Madrid zu Stande. Die Macht Carls V. beunruhigte die meiſten Fürſten Europa's; Papſt Clemens VII. ſtellte ſich an die Spitze eines Bündniſſes der Hauptſtaaten Italiens, aber die übel geleiteten Anſtrengungen dieſes Bündniſſes führten neue Unfälle herbei. Rom wurde von den Truppen des Connetables mit Sturm genommen, geplündert und der Papſt ſelbſt gefangen. Carl V., der zu Burgos die Nachricht von dieſem Vorgange erhielt, mißbilligte öffentlich das Unternehmen des Connetables, nahm mit ſeinem Hofe Trauerkleider und trieb die Heuchelei ſo weit, Gebete für die Befreiung des Papſtes anzuordnen. Als er dem heiligen Vater die Freiheit wiedergab, foderte er ein Löſegeld von 400,000 Goldthalern, erhielt jedoch nur ein Viertel. Auch gab er gegen zwei Millionen die franzöſiſchen Prinzen frei, die er zum Unterpfand erhalten hatte. Heinrich VIII., der durch ſeinen Geſandten mehrmals um Franz I. Freilaſſung angehalten hatte, verband ſich mit dem franzöſiſchen Monarchen, um Carl V. den Krieg zu erklären. Dieſer antwortete mit Bitterkeit dem Wappenherold, den ihm der König von Frankreich zugeſandt hatte. Da er Franz I. beſchuldigte, ſein als Edelmann gegebenes Wort gebrochen zu haben, und dieſer ihm dagegen Drohungen und Beleidigungen zurückgab, ſo kam es endlich zwiſchen beiden Regenten zu einer Ausfoderung zum Zweikampf, die jedoch, außer dem Aufſehn, das ſie machte, keine Folgen hatte. Der Krieg, welcher folgte, endigte 1529 durch den Tractat von Cambrai zum Vortheil des Kaiſers. Bald darauf verließ Carl V. Spanien, begab ſich nach Italien, und ließ ſich zu Bologna zum König der Lombardei und römiſchen Kaiſer krönen. Bei dieſer Feierlichkeit küßte der ſtolze Carl denſelben Papſt, den er gefan-

gen gehalten, die Füße. Im Jahr 1530 ſchien der Kaiſer auf dem Reichstag zu Augsburg die verſchiedenen Parteien ausſöhnen zu wollen; da er aber nicht damit zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Proteſtanten, welchem dieſe durch den ſchmalkaldiſchen Bund begegneten. Ungeachtet ſeiner Unternehmungen zu Gunſten der catholiſchen Religion, zeigte Carl ſich jedesmal, wo ſein Intereſſe Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Proteſtanten. Auch zögerten die proteſtantiſchen Fürſten nicht, ihre Contingente zu ſtellen, als er eine Armee gegen die Türken verſammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzug genöthigt hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, ſetzte den Dey daſelbſt wieder ein und befreite zwanzigtauſend Chriſtenſclaven. Dieſer Erfolg gab ſeinem Charakter eine chevalereske Wendung, die ihn der Chriſtenheit werth machte und den Planen ſeiner Politik nutzen konnte. Er zeigte dieſen Rittergeiſt noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papſt und den Cardinälen hielt, als ſich in Italien die Feindſeligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er ſchlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einer Seits das Herzogthum Burgund, andrer Seits das Herzogthum Mailand der Preis ſeyn ſollte; aber am folgenden Tage erklärte er ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten auf eine Weiſe, welche vermuthen ließ, daß ſeine Ausfoderung nur eine Redefigur geweſen ſey. Seine Unternehmungen ſowohl in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man ſchloß 1537 einen Waffenſtillſtand und verlängerte ihn 1538 auf zehn Jahre. Beide Monarchen hatten eine perſönliche Zuſammenkunft, worin ſie viel von ihrer gegenſeitigen Achtung und Zuneigung ſprachen. Bald darauf wollte Carl V., der in Spanien war, wo er die alte Conſtitution der Cortes vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden reiſen. Franz I. ließ den Kaiſer allenthalben mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Carl brachte fünf Tage in Paris zu; beide Fürſten erſchienen an allen öffentlichen Orten zuſammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen, ſeinen Gaſt nicht abreiſen zu laſſen, bevor derſelbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz dachte zu edel, um darauf zu achten, und begnügte ſich mit Verſprechungen, die Carl ſchnell genug vergaß. Dieſer beſchloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden geſtillt hatte, ſeinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen (1541). Er ging gegen Doria's Rath in der ſtürmiſchſten Jahreszeit in See und verlor ohne Nutzen einen Theil ſeiner Flotte und ſeines Heeres. Nach ſeiner Rückkehr von dieſer gefahrvollen Unternehmung verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem Mailändiſchen zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem der König von England auf ſeine Seite trat. Carls Heer wurde bei Ceriſoles geſchlagen, aber auf der andern Seite drang er bis in das Herz der Champagne vor. Die in Deutſchland wegen der Reformation ausgebrochenen Unruhen beſtimmten den Kaiſer, im J. 1545 den Frieden von Creſpy zu unterzeichnen. Carl V. ſuchte die Gemüther zu verſöhnen, und wandte bei den Proteſtanten wechſelweis Drohungen und Verſprechungen an. Nach einigen Verhandlungen, bei denen man ſich gegenſeitig nur zu betrügen ſuchte, erhoben die proteſtantiſchen Fürſten die Fahne des Krieges. Der Kaiſer, der einen Reichstag zu Regensburg hielt, erklärte das Oberhaupt derſelben in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, verſammelte in der Eil ein Heer und trug mehrere Vortheile über ſeine Feinde davon. Der Churfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg (1547) gefangen. Carl empfing ihn mit Härte, und

übergab ihn einer aus Italiänern und Spaniern beſtehenden Militär⸗commiſſion unter Alba's Vorſitz, welche ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Annahme der demüthigendſten Bedingungen rettete der Churfürſt ſein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß ſtellte ſich der Kaiſer einigermaßen gemäßigt gegen die beſiegte Partei und gab ſich alle Mühe zu zeigen, daß er für den Ruhm und die Befeſtigung des deutſchen Reichs handle. Als er nach Wittenberg kam, wunderte er ſich, daß man die Ausübung des lutheriſchen Gottesdienſtes eingeſtellt habe; er beſuchte das Grab Luthers, und ſprach, wie es ſchien, mit Rührung die Worte: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er iſt ſchon vor ſeinem Richter.“ Der Landgraf von Heſſen⸗Kaſſel, eines von den Häuptern der Proteſtanten, war genöthigt, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten; Carl beraubte ihn, trotz der gethanen Verſprechungen, ſeiner Freiheit. Nach Vernichtung des ſchmalkaldiſchen Bundes beſchäftigte ſich der Kaiſer mit dem Plan, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das unter dem Namen Interim (ſ. d.) bekannte Reglement, das aber eben ſo fruchtlos war als die von ihm auf dem Reichstag zu Augsburg vorgeſchlagenen Maßregeln. Auch war ſeine Bemühung, die kaiſerliche Krone ſeinem Sohne zu ſichern, vergeblich. Die Zwietracht bewegte ſtets die Gemüther, und als Carl Herr zu ſeyn glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz, den er mit der ſächſiſchen Churwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II., Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Carl war zu Inſpruck, wo er die Berathſchlagungen der Kirchenverſammlung zu Trident leitete, und große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenoſſen, als dieſer die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze einer Armee erſchien und in Tyrol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Carl wäre faſt in Inſpruck in einer ſtürmiſchen Nacht überfallen worden. Gequält von Gichtſchmerzen, entfloh er allein in einer Senfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiſerliche Schloß der Plünderung preis, das tridentiniſche Conſilium löſ'te ſich auf, und die Proteſtanten dictirten die Bedingungen des paſſauer Vertrags (1552). Carl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guiſe vertheidigte, nicht wiedernehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufſtand. Er ging nach Brüſſel; bedrängt von ſeinen Feinden, und mit der Gicht kämpfend, ward er finſter und ſchwermüthig, und entzog ſich dergeſtalt Aller Blicken mehrere Monate lang, daß ſich in Europa das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete. Seine letzten Anſtrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das ſtets ſeine Angriffe zurückſchlug. Der Reichstag zu Augsburg 1555 beſtätigte den paſſauer Vertrag und gab den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Catholiken. Carl ſahe alle ſeine Plane fehlſchlagen und die Zahl ſeiner Feinde ſich vermehren. Er beſchloß endlich, ſeine Erbſtaaten auf Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländiſchen Stände zu Löwen im Jahre 1555 verſammelt hatte, legte er denſelben die Gründe ſeines Entſchluſſes dar, ſagte, daß er ſich aufgeopfert habe für das Beſte der Religion und ſeiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Reſt ſeiner Tage Gott widmen wolle. Dann wandte er ſich gegen Philipp, der ſich auf die Knie geworfen hatte, und die Hand ſeines Vaters küßte, erinnerte ihn an ſeine Pflichten und beſchwor ihn, unabläſſig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Darauf gab er ihm ſeinen Segen, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſank erſchöpft auf ſeinen

Seſſel zurück. Damals übertrug Carl auf Philipp nur die Souveränität der Niederlande; am 15ten Januar des folgenden Jahrs übergab er ihm auf gleiche Weiſe die ſpaniſche Krone, und behielt ſich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. Da er beſchloſſen hatte, ſeine übrige Lebenszeit in Spanien zuzubringen, wartete er nur auf günſtige Winde, dahin abzureiſen. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wandte er an, ſeinen Sohn und Frankreich zu verſöhnen und bewirkte die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes. Nachdem er bei Ferdinand einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die Kaiſerkrone auf ſeines Sohnes Haupt zu bringen, ſchickte er eine feierliche Geſandtſchaft nach Deutſchland, um den Churfürſten ſeine Abſagung anzukündigen; darauf ſchiffte er ſich auf Seeland ein und landete an den Küſten von Biscaja. Man ſagt, er habe beim Ausſteigen ſich auf die Erde geworfen, ſie geküßt und dabei ausgerufen: Nackt bin ich aus dem Schooß meiner Mutter gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter der Menſchen, zurück!" Er hatte zu ſeinem Aufenthalt ein Kloſter bei Placencia in Eſtremadura gewählt, und hier vertauſchte er die Hoheit, Herrſchaft und Pracht mit der Stille und Einſamkeit des Kloſterlebens. Seine Vergnügungen beſchränkten ſich auf kleine Spazierritte, auf die Beſtellung eines Gartens und auf mechaniſche Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, und als er wahrnahm, daß es unmöglich ſey, zwei Uhren von ganz übereinſtimmendem Gange zu machen, ſoll er ſich dabei ſeines Beſtrebens, eine Menge Menſchen zu einerlei Geſinnung zu bringen, als einer Thorheit erinnert haben. Er wohnte zwei Mal täglich dem Gottesdienſte bei, las Erbauungsbücher, und verſank nach und nach in eine ſolche Schwermuth, daß ſeine Geiſteskräfte dadurch zu leiden ſchienen. Er entſagte den unſchuldigſten Vergnügungen, und übte die Vorſchriften des Mönchslebens in ihrer ganzen Strenge aus. Um eine außerordentliche Handlung der Frömmigkeit auszuüben, beſchloß er endlich, ſeine eigne Todtenfeier zu begehn. In ein Sterbekleid gehüllt und von ſeiner Dienerſchaft umgeben, legte er ſich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche ſtand. Man hielt das Todtenamt und der Monarch miſchte ſeine Stimme mit dem Geſang der Geiſtlichen, die für ihn beteten. Nach der letzten Beſprengung entfernten ſich Alle und die Thüren wurden geſchloſſen. Carl blieb noch einige Zeit in dem Sarge; dann erhob er ſich, warf ſich vor dem Altare nieder, und kehrte in ſeine Zelle zurück, wo er die Nacht in tiefem Nachdenken zubrachte. Dieſe Ceremonie beſchleunigte das Ende ſeiner Tage; ein Fieber befiel ihn, an welchem er am 21ſten September 1558, in einem Alter von 59 Jahren ſtarb. Dies war das Ende Carls V., unter deſſen Regierung das Haus Oeſterreich ein außerordentliches Glück hatte. Carl war von edlem Betragen, feinen Sitten; er ſprach wenig und lächelte ſelten. Von ausdauernder Feſtigkeit, langſam im Beſchließen, ſchnell im Ausführen, eben ſo reich an Hülfsmitteln als ſcharfſinnig in ihrer Wahl, begabt mit einem kalten Urtheil, ſtets Herr ſeiner ſelbſt, folgte er ganz ſeinem Ehrgeiz und triumphirte leicht über Hinderniſſe. Die Verhältniſſe entwickelten ſein Genie und machten ihn zu einem großen Mann. Obgleich ſeine Falſchheit bekannt war, hinterging er doch unter dem Schein der Großmuth und Aufrichtigkeit ſelbſt diejenigen, die ſeine Ränke ſchon erfahren hatten. Er kannte die Menſchen und wußte ſie zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er eine Zeit lang danach geſtrebt, eine Univerſal-Monarchie zu errichten. Im Unglück erſcheint er größer als im Glück. Sein Betragen gegen Franz I., den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen-Caſſel

wird ſein Andenken auf immer beflecken. Obgleich er die Künſte und Wiſſenſchaften wenig kannte, beſchützte und begünſtigte er doch Künſtler und Gelehrte, um von ihnen verherrlicht zu werden. Mit ſeiner Gemahlin, Eleonora, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen Philipp II., und zwei Töchter. Außerdem hatte er mehrere natürliche Kinder. Von den Lebensbeſchreibungen Carls V. begnügen wir uns, das Leben Carls V. von Robertſon anzuführen, welches eins der ſchönſten Werke der neuern Literatur iſt.

Carl VI., der zweite Sohn Leopolds I., war am 1ſten October 1685 geboren. Ihm fiel nach ſeines Vaters Tode die Krone Spaniens zu, welche Frankreich damals auf das Haupt Philipps V. zu ſetzen bemüht war. Nachdem er 1703 zu Wien als König von Spanien proclamirt worden und ſich mit den Engländern und Holländern verbunden hatte, begab er ſich über Holland nach England, wo die Königin Anna ihn auf die freundlichſte Weiſe aufnahm. Ungeachtet er damals nur achtzehn Jahr alt war, zeigte er doch während ſeines kurzen Aufenthalts am Hofe von Windſor ebenſoviel Zurückhaltung als Ernſt und Anſtand. Er verſtand die Kunſt, ſagt ein engliſcher Geſchichtſchreiber, mit allem zufrieden zu ſcheinen, ohne ſich ein Lächeln abgewinnen zu laſſen. Er ſprach wenig, und alles, was er ſprach, war geiſtreich und verbindlich. Im Januar 1704 ging der junge Monarch mit einem anſehnlichen Truppencorps von Portsmouth ab, um ſein faſt ganz von den Franzoſen beſetztes Königreich zu erobern. Der Sturm warf ſeine Flotte an die engliſchen Küſten zurück, und erſt nach mehreren vergeblichen Verſuchen landete er in Catalonien mit 12,000 Mann. Obgleich er anfangs von Seiten der Einwohner nicht die Unterſtützung fand, mit der er ſich geſchmeichelt hatte, gelang es ihm doch, ſich Barcellona's zu bemächtigen. Bald aber wurde er hier von ſeinem Mitbewerber Philipp V. perſönlich belagert. Schon hatten die Franzoſen Mont-Joui weggenommen, die Breſche war practicabel; man rüſtete ſich zu einem Sturm, und Carl ſchien der Gefangenſchaft nicht entgehen zu können. Dennoch rüſtete er ſich an der Spitze einer Garniſon von kaum 2000 Mann zum hartnäckigſten Widerſtande, als die längſt erwartete engliſche Flotte erſchien, die zwölf franzöſiſchen Schiffe, welche den Hafen blockirten, in die Flucht jagte, und ein Truppencorps landete, das die Franzoſen zur ſchleunigen Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dieſer Begebenheit folgten abwechſelnd Unfälle und glückliche Ereigniſſe. Zwei Mal drang Carl bis Madrid vor und zwei Mal ward er daraus wieder vertrieben. Das erſte Mal (1706) ließ er ſich in der Hauptſtadt als König unter dem Namen Carl III. ausrufen. Er war genöthigt geweſen, ſich zum zweiten Mal in die Mauern von Barcellona zu flüchten, als er den Tod ſeines Bruders Joſephs I., erfuhr. Dem Teſtamente Leopolds zufolge ſetzte dieſes Ereigniß die doppelte Krone Carls V. auf ſein Haupt; es fügte zu ſeinen ungewiſſen Rechten auf Spanien den viel ſicherern Beſitz der Erbſtaaten, aber es mußte zugleich die Geſinnungen der Alliirten verändern, welche nicht ſo viel Macht in denſelben Händen vereinigt ſehen wollten. Carl begab ſich eiligſt über Italien nach Deutſchland, und erfuhr bei ſeiner Ankunft, daß er auf Eugens Antrieb auch zum Kaiſer erwählt worden ſey. Er ward im December 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die ungariſche Krone. Dabei behielt er noch den leeren Titel eines Königs von Spanien. Den Krieg, den ſein Bruder mit ſo vielem Glück in den Niederlanden geführt hatte, ſetzte er unter der Anführung Eugens fort; aber als Marlboroughs Ungnade und

der Rückzug der engliſchen Armee die Niederlage von Denain herbeigeführt hatten, ſchloſſen die Alliirten 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, ohne daß der Kaiſer ſie daran hindern konnte. Er ſelbſt war genöthigt, im folgenden Jahre, nachdem Landau und Freiburg verloren gegangen, den Vertrag von Raſtadt zu unterzeichnen, durch welchen ihm der Beſitz von Mailand, Mantua, Sardinien und den Niederlanden garantirt wurde. Carls Unterthanen gelangten indeß durch dieſen Frieden nicht zur Ruhe. Im Juni 1715 hatten die Türken den Venetianern den Krieg erklärt. Der Kaiſer übernahm die Vertheidigung dieſer Republik. Seine tapfern Heere, geführt von Eugen, erfochten entſcheidende Siege bei Peterwardein und Belgrad; da aber die Spanier Italien bedrohten, ſchloß Carl 1718 den Frieden von Peterwardein ab, in welchem er Belgrad, Servien und Temeswar erwarb. Die Plane des Cardinals Alberoni, der das madrider Cabinet leitete, verwickelten Oeſterreich in einen neuen Krieg. Den ehrgeizigen Planen Alberoni's zu begegnen, wurde 1718 zu London eine Quadrupelallianz geſchloſſen; indeß endigte der Krieg ſchon 1720 mit der Entſetzung dieſes Miniſters. Um bei dem Mangel männlicher Erben die Nachfolge in ſeinen Staaten ſeiner Tochter Maria Thereſia zu ſichern, bemühte er ſich, bei den verſchiedenen Mächten die Annahme der pragmatiſchen Sanction zu bewirken, welche dieſen Gegenſtand feſtſetzte. Er war ſo glücklich, nach und nach alle europäiſchen Mächte für dieſe ſeine Abſicht zu gewinnen. Eine kurze Periode des Friedens benutzte der Kaiſer, um verſchiedne, für den Handel nützliche Etabliſſements zu gründen, unter andern eine levantiſche Handelscompagnie. Er beſuchte in Perſon die Küſten Iſtriens und ließ daſelbſt Landſtraßen und Häfen anlegen und Schiffe erbauen. Seine Plane für den indiſchen Handel in den Niederlanden hatten nicht denſelben Erfolg, und er war genöthigt, ſie den Anſprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieſes an ſich ſo friedliebenden Fürſten ſollte mit faſt beſtändigen Unruhen bezeichnet werden. Die polniſche Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Auguſts II. im J. 1733. Carl unterſtützte mit Rußland den Sohn dieſes Fürſten; aber Frankreich und Spanien erklärten ſich für Stanislaus Leczinski. Darüber entſtand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluſt Siciliens, Mailands und verſchiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl dieſen unglücklichen Krieg geendigt, als ſeine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten ſeine Truppen unter dem Feldmarſchall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und beſetzten Nizza. Aber dieſer Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe ſtets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiſer und die Ruſſen nach drei unglücklichen Feldzügen ihnen im Frieden von 1739, die Wallachei, Servien und die Städte Belgrad und Zabach, abzutreten. Carl überlebte dieſe Unfälle nicht lange. Er ſtarb am 20ſten Oct. 1740 in dem Augenblick, wo er mit Wiederherſtellung der durch die vielen Kriege zerrütteten Finanzen beſchäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatiſche Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toſcana, ſeinen Schwiegerſohn, zum römiſchen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüſſel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Churfürſten von Bayern, damaligen Statthalters der ſpaniſchen Niederlande. In ſeiner Jugend befand er ſich am kaiſerlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von ſeinem Vater geſandte Hülfscorps. Zur

J. 1722 vermählte er ſich mit der Tochter Joſephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entſagt hatte, welche dieſe Ehe ihm auf die Thronfolge in die öſterreichiſchen Erblande geben könnte. Im J. 1726 folgte er ſeinem Vater als Churfürſt von Bayern. Er war einer von den Fürſten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatiſche Sanction proteſtirten, und ſchloß dem zufolge eine Defenſivallianz mit Sachſen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er ſich, Maria Thereſia als Erbin anzuerkennen, indem er ſeine Anſprüche auf die Thronfolge auf ein Teſtament Ferdinands I. gründete. Ihn unterſtützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oeſterreich anerkannt. Die Hinderniſſe, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derſelbe die öſterreichiſche Monarchie nicht zerſtückeln laſſen wollte, ſo wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ ſich daſelbſt als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einſtimmig zum römiſchen König erwählt; er hielt ſeinen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von ſeinem Bruder, dem Churfürſten von Cöln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Thereſia's eroberten ganz Ober-Oeſterreich wieder und überſchwemmten Bayern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diverſion des Königs von Preußen ihm verſtattete, 1744 nach München zurückzukehren, wo er ſchon im Januar 1745 ſtarb, erſchöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürſtenthum ſein Sohn, Maximilian Joſeph, in der Kaiſerwürde Franz I., Maria Thereſiens Gemahl.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis, im J. 1550 zu St. Germain-en-Laye geboren, und beſtieg in einem Alter von noch nicht elf Jahren, nach ſeines Bruders, Franz II. Tode, den Thron. Die Factionen hatten dergeſtalt die politiſche Ordnung des Reichs zerrüttet, daß man niemanden die Regentſchaft übertrug, obgleich der junge König das durch die Geſetze beſtimmte Alter noch nicht erreicht hatte, um ſelbſt zu regieren. Man begnügte ſich, durch den jungen Fürſten dem Parlement ſchreiben zu laſſen, daß er ſeine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeſchäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte dieſen weiſen von Gott eingegebnen Entſchluß mit Recht, um nicht aufs neue die Rivalität zwiſchen den Guiſen und den Prinzen von Geblüt zu wecken. Aber konnte von einer Königin, welche nicht wagte, die Regentſchaft zu fodern, die Wiederherſtellung der königlichen Gewalt erwartet werden? Sie erlaubte, daß der König von Navarra zum Lieutenantgénéral des Reichs ernannt wurde, da ſie die Schwäche ſeines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Ohne zu bedenken, daß unter den Parteien, welche Frankreich theilten, eine ſey, der man unveränderlich anhängen müſſe, weil ſie mit den Grundgeſetzen der Monarchie in Verbindung ſtehe, nahm ſie ſich vor, alles zu verwirren, um alles zu vernichten, und ſetzte dadurch die Catholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von jemanden anders als dem Könige zu erwarten. Wirklich wurden die Guiſen nicht irre, als ſie durch Franz II. Tod ihr Anſehn ſich mindern ſahen; ſie fühlten, daß ihre wahre Kraft unabhängig vom Hofe ſey und in Bildung einer catholiſchen Ligue gegen die politiſchen Verbindungen der Calviniſten beſtehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeverſammlung verſuchten gegenſeitig die Parteien ihre Kräfte; die Partei der Guiſen ward durch den Beitritt des alten, in

hohem Anſehn ſtehenden Connetables von Montmorenci ungemein gehoben. Das Bündniß, das er mit dem Herzog von Guiſe und dem Marſchall St. André bildete, wurde von den Hugenotten das Triumvirat genannt. Da die Gemüther ſich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Verſammlung ajourniren zu müſſen. Dagegen berief man das Parlament. Die große Schwierigkeit beſtand darin, die Religionsſtreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen, weil Entſcheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenverſammlung gehörten. Dieſe Schwierigkeit war unüberſteiglich; man umging ſie, indem man alle aufrühreriſche Verſammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufſchob. Auf dieſe Baſis ward zu St. Germain das bekannte Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Catholiken, weil es ſie nicht rächte, und den Calviniſten, weil ſie ſich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papſtes das Colloquium zu Poiſſi berufen, auf welchem beide Parteien ſich den Sieg zuſchrieben. Indeß empörten die Vorſchläge der Calviniſten den König von Navarra, der ſich mit den Guiſen verband. Die Königin, erſchrocken ſich von dem erſten Prinzen vom Geblüt verlaſſen zu ſehn, warf ſich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten ſo günſtige Edict vom Januar 1562. Sie ſah aber nur zu bald, daß ihr ſchwankendes, allen Parteien wechſelweis ſchmeichelndes Betragen ſie ihres Anſehens in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich ſei. Der Herzog von Guiſe ſah ſich ſowohl von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Pariſern, die eines Vertheidigers bedurften, geſucht; er begab ſich nach Paris. Als er bei Vaſſi in der Champagne vorbei kam, geriethen ſeine Leute mit einigen Calviniſten, die in einer Scheuer Pſalmen ſangen, in Streit; er wollte den Auflauf ſtillen und ward von einem Stein dergeſtalt getroffen, daß das Blut ſein Geſicht überſtrömte. Sogleich fiel ſein Gefolge über die Hugenotten her und hieb einige ſechzig derſelben nieder. Dieſer Vorfall brachte eine große Gährung unter den Reformirten hervor. Der Herzog von Guiſe ward in der Hauptſtadt mit unausſprechlicher Freude aufgenommen; man ſah in ihm die Stütze der Gläubigen, den Beſchirmer der Kirche. Es gelang ihm, ſich des Königs zu verſichern. Condé, der die Gelegenheit dazu verſäumt hatte, konnte jetzt nicht die Waffen ergreifen, ohne der Rebellion angeklagt zu werden. Während er noch berathſchlagte, erhoben ſich die Calviniſten von allen Seiten; es war nicht mehr Zeit zu zögern; er warf ſich nach Orleans, das er zum Waffenplatz ſeiner Partei machte. Zu gleicher Zeit bemächtigten ſich die Seinen einer großen Anzahl von Städten, verübten die größten Grauſamkeiten, und ſchloſſen einen Vertrag mit den Engländern, für deſſen Gewährleiſtung ſie ihnen Havre übergaben. Die Hugenotten hatten aber zu viel Städte beſetzt, um nicht den größten Theil derſelben ſchnell wieder zu verlieren. Vor Rouen, das ſich ebenfalls den Catholiken ergab, ward der König von Navarra tödtlich verwundet. Der Herzog von Guiſe zeigte ſeine gewohnte Thätigkeit. Er ſchlug die Aufrührer bei Dreux im December 1562. In dieſer Schlacht ward der Connetable von Montmorenci von den Hugenotten und der Prinz von Condé von den Catholiken gefangen genommen; der Marſchall St. André blieb. Der Herzog von Guiſe unternahm ſogleich die Belagerung von Orleans, und ſchon war er daran, ſich dieſer Stadt, deren Verluſt die Calviniſten geſtürzt haben würde, zu bemächtigen, als er im Febr. 1563 von einem calviniſtiſchen Edelmann meuchelmörderiſch

mit vergifteten Kugeln erſchoſſen ward. Er rieth in ſeinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte dieſem Rath, unterzeichnete am 18ten März einen Tractat, und entriß am 27ſten Juli Hâvre den Engländern. Der König, der in demſelben Jahre 1563 für majorenn erklärt worden, beſuchte in Begleitung ſeiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter Iſabelle, der Gemahlin Philipps II. von Spanien. Die Calviniſten ſchöpften darüber ſo großen Argwohn, daß ſie die Waffen ergriffen und ſogar den Plan faßten, den König auf ſeinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieſer Anſchlag mußte den Haß des von Natur ſtolzen Carls wecken, der alle Eigenſchaften eines großen Fürſten zeigte, und wegen ſeines zu großen Vertrauens auf ſeine ränkevolle Mutter mehr zu bedauern als zu tadeln war. Wäre er Herr ſeines Betragens geweſen, ſo würde er Coligni den Haß, den er ſeit jenem Anſchlage im Herzen gegen ihn hegte, gezeigt, ſich an die Spitze der Catholiken geſtellt und in kurzem die Gegenpartei niedergeſchlagen haben; allein dies hätte nicht mit den Abſichten der Königin Mutter übereingeſtimmt, die, in der Hoffnung, die Häupter beider Parteien zu ſtürzen und dann ohne Widerſpruch zu herrſchen, fürchtete, daß ihr Sohn wirklich als König auftreten möchte. Nach der Schlacht von St. Denis, 1567, deren Gewinn der Connetabel von Montmorenci mit dem Leben bezahlte, eilte Catharina von Medicis, ſtatt die Calviniſten zu verfolgen, zu unterhandeln, und der Friede kam zu Stande. Die Calviniſten, pochend auf die Schonung, welche der Hof für ſie hatte, hielten einen Theil der Plätze, welche ſie räumen ſollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutſchen Fürſten Einverſtändniſſe zu haben; die Händel zwiſchen ihnen und den Catholiken fingen wieder an, und bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Trotz Carls Eiferſucht ſtellte Catharina den Herzog von Anjou an die Spitze der königlichen Armee. Der Prinz Condé blieb 1569 in der Schlacht von Jarnac und der Admiral Coligny ward zu Montcontour in demſelben Jahre geſchlagen. Jetzt benutzte Catharina die Eiferſucht des Königs, um ihn zu veranlaſſen, aufs neue mit den Calviniſten zu unterhandeln. Der Friede ward 1570 unter Bedingungen geſchloſſen, die ſo günſtig für die Calviniſten waren, daß dieſe ſelbſt Verrätherei darunter geargwohnt zu haben ſcheinen. Die Häupter derſelben erſchienen daher nicht ſämmtlich am Hofe, als Carl in demſelben Jahre ſeine Vermählung mit Eliſabeth, der Tochter Kaiſers Maximilian II. feierte. Nach und nach erſt ſchwand dieß Mißtrauen. Coligni fand ſich geſchmeichelt durch den Schein, die Rathſchlüſſe des Königs zu lenken, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrich IV.) mit Carls IX. Schweſter, Margaretha, ſchien jeden Argwohn zu verbannen. Dieſe Vermählung hatte am 18ten Auguſt 1572 Statt; am 22. geſchah der erſte Mordverſuch gegen Coligni, und am 24ſten begann jenes Blutbad, das unter dem Namen der Bartholomäusnacht oder pariſer Bluthochzeit bekannt iſt. Der junge Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß ſie die catholiſche Religion annahmen; aber ſie ergriffen die nächſte günſtige Gelegenheit, um ſich vom Hofe zu entfernen, und ſtellten ſich aufs neue an die Spitze der Calviniſten. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus; Catharina ſah jetzt das Unſtatthafte ihrer Politik ein, und Carl konnte ſeine Abneigung gegen ſie nicht mehr verbergen, und war im Begriff, ſelbſt mit kräftiger Hand die Zügel der Herrſchaft zu ergrei-

ſen, als er im J. 1574 kinderlos ſtarb. — Carl hatte von Kindheit auf große Eigenſchaften angekündigt. Er war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem durchdringenden Geiſt, und liebte die Wiſſenſchaften. Nicht ihm, ſondern ſeiner Mutter fallen die Gräuel zur Laſt, welche ſeine Regierung beflecken.

Carl I., aus dem Hauſe Stuart, König von England, war im J. 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Sein Vater, damals Jacob VI. von Schottland, beſtieg 1603 nach Eliſabeths Tode unter dem Namen Jacob I. den engliſchen Thron; Carl aber ward durch den Tod ſeiner beiden ältern Brüder 1616 Prinz von Wallis. Ausgeſtattet mit einem empfänglichen lernbegierigen Geiſte, einem beſcheidnen, aufrichtigen und gütigen Herzen und dem gefälligſten Aeußern, ſchien er ſich eine glückliche Zukunft verſprechen zu dürfen. Sein erſtes Unglück, aus dem alle andern entſprangen, war die genaue Verbindung mit Buckingham (ſ. d.), in welche dieſer ränkevolle Günſtling Jacobs I. ihn zu ziehen wußte. Buckingham verleitete ihn, ſich perſönlich zu Madrid um die Hand der Infantin zu bewerben und ward Urſach, daß England, ſtatt ſich durch eine Vermählung mit Spanien zu verbinden, mit dieſem Reiche in Krieg gerieth. Die Puritaner freuten ſich des Fehlſchlagens einer Verbindung mit dem Hofe Spaniens, den ſie als den Sitz des römiſchen Aberglaubens und Götzendienſtes anſahn, und dieſer Jubel trug dazu bei, den jungen Fürſten zu betäuben und über Buckingham irre zu führen. Indeß wählte Jacob doch an einem catholiſchen Hofe die Gemahlin für ſeinen Sohn, und hatte die Beruhigung, die Vermählung deſſelben mit Henriette von Frankreich, Heinrichs IV. Tochter, feſtgeſetzt zu ſehen, als er im April 1625 ſtarb. Carl, der ſeines Vaters Tod aufrichtig betrauerte, beſtieg jetzt den Thron, ward aber mehr als je von Buckingham beherrſcht. Dieſer Günſtling ward gewählt, um die neue Königinn von England aus Frankreich abzuholen; er führte ſie nach Dover, wo der junge Monarch ſie empfing. Am folgenden Tage ward die Vermählung zu Canterbury gefeiert, und wenige Tage nachher eröffnete Carl, der eine catholiſche Prinzeſſin zur Gemahlin und den Herzog von Buckingham zum Miniſter hatte, ſein erſtes Parlament. Mit Ungeduld hatte er dem Augenblick entgegengeſehn, wo er die Repräſentanten ſeines Volks um ſich verſammeln würde, nicht eine einzige Stimme hatte er erkaufen mögen, und mit edler Freimüthigkeit eröffnete er ihnen ſeine Geſinnungen und ſeine Foderungen. Um ſo bitterer mußte er ſich getäuſcht ſehen, da er allenthalben Widerſtand und Widerſpruch fand. Nicht nur ward ihm, was allen ſeinen Vorgängern für ihre Lebensdauer war bewilligt worden, nur auf ein Jahr bewilligt, ſondern man votirte auch ſtatt 700,000 Pfund, die zur Fortſetzung des Kriegs und zur Deckung der Staatsſchuld unumgänglich nöthig waren, nur 120,000 Pfund. Nachdem der König vergeblich ſeine Rechte vertheidigt und ſich überzeugt hatte, daß er von einer ſolchen Verſammlung keine Hülfe erwarten dürfe, löſ'te er ſie auf, um von ihr wenigſtens nicht gehindert zu werden. Da ihn das Parlament mitten in einem Kriege verließ, den ſein Vater recht eigentlich auf deſſen Verlangen begonnen hatte, ſo nahm er zu allen denjenigen Gelderhebungen ſeine Zuflucht, welche durch den beſtändigen Gebrauch unter den vorhergehenden Regierungen verſtattet wurden. Dies Verfahren war nicht nur verzeihlich, ſondern untadelhaft. Es iſt demnach ausgemacht, daß in dem Streite, der ſich mit Carls Thronbeſteigung erhob, das erſte Unrecht auf Seiten des erſten Parlaments war. Nicht derſelbe Fall war es mit dem zweiten, das er im folgenden Jahre

(1626) zuſammenberief, als die engliſche Escadre ſtatt der Gallionen Schimpf und Verluſt von Cadix zurückbrachte. Das neue Parlament verband Bewilligungen und Beſchwerden. Dieſe Beſchwerden waren gegen den Günſtling gerichtet, der den König zu niedrigen Kunſtgriffen verleitet, um die würdigſten Perſonen von der Nationalrepräſentation auszuſchließen, beſonders aber durch ſein Verfahren gegen den Lord Briſtol ſich allgemein verhaßt gemacht hatte. Nachdem er vergebens geſucht, dieſen verehrten Lord aus dem Oberhauſe zu entfernen, hatte er ihn durch den königlichen Generalprocurator des Hochverraths anklagen und durch eine königliche Botſchaft beim Oberhauſe darauf antragen laſſen, dem Beklagten einen Rechtsbeiſtand zu verſagen. Die Weigerung der Pairs führte Carl zu ſeiner Pflicht zurück und er nahm ſeine Botſchaft zurück. Die beiden Anklagen gegen Briſtol waren von der Art, daß alles auf der Stelle für den Grafen ſprach; ſie zogen zugleich den Schleier von den Verhandlungen mit Spanien. Man ſah jetzt, daß Buckingham ſeinen Fürſten, das Parlament und die Nation hintergangen, daß er den Untergang Briſtols beſchloſſen habe, um ſich ſelbſt zu retten; daß Jacob aus Schwäche und Carl aus Irrthum ihm nachgegeben, endlich daß Buckingham dem getäuſchten Könige eingeſchärft habe, Briſtols Triumph um jeden Preis zu verhindern, weil das königliche Anſehn dadurch beſchimpft wurde. Auch das Unterhaus wollte gegen Buckingham eine Capitalklage erheben; aber gerade das einzige Verbrechen, das den Charakter des Hochverraths trug, überſah man aus Fanatismus, und häufte dagegen ſo ungerechte und frivole Beſchuldigungen, daß man dadurch eben das Vorurtheil des Königs zu Gunſten ſeines Miniſters beſtärkte. Das Unterhaus und der König hatten ſich gegenſeitig das unbeſtimmte Verſprechen gegeben, jenes, die nöthigen Gelder zu bewilligen, wenn die Beſchwerden abgeſtellt würden, dieſer, die Beſchwerden abzuſtellen, wenn die Gelder bewilligt würden. Darüber aber erbitterte man ſich von beiden Seiten; das Unterhaus votirte drei Subſidien mit dem Zuſatz, daß dieſes Votum erſt dann in eine Bill verwandelt werden ſolle, wenn die Beſchwerden vorgelegt und beantwortet ſeyn würden; Carl dagegen erklärte, daß er die Sitzung ſchließen werde, wenn nicht bis Ende der Woche größere Bewilligungen unbedingt gemacht worden wären. Erſchrocken über den übeln Eindruck, den dieſe Drohung hervorbrachte, ſuchten der König und der Miniſter vergebens, ſie zurückzunehmen. Das Unterhaus beſchloß, ſich fortan einzig mit der Anklageacte gegen Buckingham zu beſchäftigen, und trug auf deſſen Verhaftung beim Oberhauſe an. Die Pairs verlangten zuvor die Beſchuldigungen zu hören; ſie wurden in einer Conferenz beider Häuſer von acht dazu ernannten Commiſſarien vorgetragen. Zwei derſelben gingen in ihren Ausfällen ſo weit, daß der König ſie in den Tower ſetzen ließ. Allein dieſe Maßregel mußte ſchnell zurückgenommen werden. Das Oberhaus, durch dieſes Beiſpiel ermuntert, zwang auf gleiche Weiſe den König, den Grafen Arundel, der zwei Monate vorher verhaftet worden war, wieder in Freiheit zu ſetzen. Dies alles machte Carln nicht vorſichtiger: vielmehr erließ er an den Sprecher des Unterhauſes ein Schreiben, worin er erklärte, daß wenn man ſich nicht augenblicklich mit der Subſidienbill beſchäftigen werde, er ſie als verworfen anſehn und zu andern Hülfsmitteln ſchreiten müſſe. Der König, welcher erfuhr, daß man auf dieſes Schreiben eine Gegenvorſtellung beſchloſſen habe, löſ'te ſofort das Parlament auf und erließ am folgenden Tage ein Manifeſt; von der andern Seite ſetzte man den Entwurf der Gegenvorſtellung in Umlauf. So wandten ſich beide

Theile an die Nation, die in demſelben Augenblick, wo das Parlament aufgelöſ't worden war, den Lord Arundel auf das Landgut verbannt, den Grafen Briſtol verhaftet und Buckingham an der Spitze der Armee ſah. In Ermangelung geſetzlicher Gelderhebungen nahm man anfangs zu den gewöhnlichen Taxen ſeine Zuflucht; ſpäter aber verfügte ein Geheimerathsbeſchluß eine allgemeine gezwungene Anleihe, welche in allen Provinzen mit größter Strenge eingetrieben wurde. Viele unterwarfen ſich aus Furcht, andre vertheidigten die öffentliche Freiheit mit Gefahr ihrer perſönlichen. Unter letztern nennen wir Thomas Wentworth (ſo berühmt unter ſeinem ſpätern Namen Graf Strafford) und Hampden. Der König fühlte zu wohl ſein Unrecht, um dieſen Männern ſeinen Beifall verſagen zu können. Alle Gefangnen, die ſich unmittelbar an ihn wendeten, erhielten ihre Freiheit. Buckingham dagegen fuhr fort, das Reich mit willkürlichen Verordnungen zu überſchwemmen, neue Laſten und neue Beſchwerden kamen zu den ſchon vorhandnen, und die Heiterkeit war, wie Clarendon ſich darüber ausdrückt, von dem Geſicht jedes denkenden Engländers verſchwunden. In dieſer Zeit der Bedrängniß verleitete Buckingham aus Privatrückſichten den König, der dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, auch noch Frankreich den Krieg zu erklären. Das Reſultat deſſelben war die höchſt ſchimpfliche und unglückliche Unternehmung auf die Inſel Ré. Die Nation ſo wie der König fühlten das Bedürfniß eines Parlaments, das auch zuſammenberufen und im März 1628 eröffnet wurde. Bewundernswürdig war die Weisheit und Mäßigung, welche man anfangs zeigte. Kein unehrerbietiges Wort ward gegen den König ausgeſprochen; von der andern Seite räumte der Staatsſecretär Coke freimüthig ein, daß ungeſetzliche Maßregeln Statt gefunden hätten, und daß dem Könige die Beſchwerden, ſo wie Vorſchläge zu Abſtellung derſelben vorgelegt werden müßten. Beide Häuſer traten in ein Commité zuſammen, deſſen Reſultat die berühmte Petition of Rights war, durch welche, den Grundſätzen der Magna Charta gemäß, der Grundvertrag zwiſchen König und Volk erneuert werden ſollte. Der König ſchwankte einige Zeit, ob er ſie beſtätigen ſolle; endlich erſchien auf Buckinghams Antrieb eine königliche Botſchaft, welche dem Hauſe befahl, ſich ſtatt aller Staatsangelegenheiten mit den Geldbewilligungen zu beſchäftigen. Je unerwarteter dieſe Maßregel war, um ſo heftiger waren die Ausbrüche, welche ihr folgten. Man beſchloß, die Anklage gegen Buckingham wieder vorzunehmen; der König, für ſeinen Günſtling beſorgt, gab jetzt die Beſtätigung, die er unkluger Weiſe verſagt hatte. Aber man dachte nicht an die Folgen dieſes dem Parlament zugeſtandnen Triumphs. Die anfängliche Freude ging ſchnell vorüber; man ſprach aufs neue von Beſchwerden, nannte Buckingham den Urheber aller Uebel und bat den König, ihn aus ſeinem Rath zu entfernen. Man beſchloß eine neue dringende Vorſtellung wegen der Beſchwerden, deren Abſtellung man erhalten hatte, und ſchlug vor, das Tonnengeld abzuſchaffen, gleichſam als bereue man es, Subſidien bewilligt zu haben. Der König prorogirte das Parlament, in der Hoffnung, inzwiſchen die Ehre ſeiner Waffen wiederherzuſtellen. Statt deſſen beſchimpfte Denbigh die engliſche Flagge; Buckingham ward von einem Meuchelmörder umgebracht; die Unternehmung, die er befehligen ſollte, ſchlug fehl. Das wieder verſammelte Parlament zeigte ſich ſtreitſüchtiger als je; politiſche und religiöſe Fanatiker ſtanden an der Spitze deſſelben, und leiteten die Verhandlungen. Ihnen Einhalt zu thun, befahl der König dem Sprecher, die Sitzungen zu vertagen. Der Sprecher gehorchte; ein gewalti-

ger Aufruhr entſtand. Man ward handgemein, ſchloß die Thüren, zwang den Sprecher ſeinen Platz wieder einzunehmen, und ein lautes Geſchrei erklärte den für einen Feind des Vaterlandes, für einen Papiſten, der fortan das Tonnengeld bezahlen würde. Der König erſchien, löſ'te das Parlament auf und zog die Anführer des Aufruhrs zur Strafe. Darauf gab er der Nation Rechenſchaft von ſeinem Betragen, und erklärte, daß er künftig ohne Miniſter und ohne Parlament regieren wolle. Die erſte Handlung der bloß königlichen Regierung war ein ehrenvoller Friede mit Spanien und Frankreich. Carl machte einen heilſamen Gebrauch von ſeiner Gewalt, und England genoß des Friedens und der Wohlfahrt zwölf Jahre hindurch. Zwar zeigten einzelne Auftritte deutlich genug, daß man dieſes Glücks mehr ſatt als froh ſey, und daß dem Engländer ſeine Freiheit höher gelte, als ſein Wohlbefinden; doch würde in England die Ruhe nicht geſtört worden ſeyn, wäre Schottland nicht vorangegangen. Schon Jacob hatte die engliſche und ſchottiſche Kirche vereinigen wollen; Carl, von dem Biſchof von London, Laud, in dieſer Angelegenheit geleitet, nahm dieſen Plan aufs neue vor. Er hatte 1633 Schottland beſucht, die Anerkennung ſeines geiſtlichen Supremats erlangt, ein Bisthum in Edinburgh errichtet und mehrere Prälaten theils in den Staatsrath gezogen, theils an die Spitze der Gerichtshöfe geſtellt. Statt aber gleich damals ſein ganzes Vorhaben auszuführen, hatte er ſich begnügt, einen Ausſchuß ſchottiſcher Biſchöfe mit der Beſtimmung einer neuen Liturgie zu beauftragen. Die Arbeit zog ſich in die Länge, als plötzlich 1637 ein königlicher Befehl in Schottland erſchien, in allen Kirchen die neue Liturgie zu befolgen. Darüber entſtand in dem Dom von Edinburgh ein Aufſtand, in welchem der Decan des Capitels faſt das Leben verlor. Alles ſchrie: Meſſe! Papſt! Antichriſt! Männer von Anſehn beim Volk ſtellten indeß die Ruhe wieder her: man erſuchte den König ehrerbietig, die neue Liturgie zurückzunehmen. Laud verſtattete nur, ſie zu ſuſpendiren. Dies genügte nicht. Die Inſurrection organiſirte ſich; Deputirte bildeten eine Regierung, und es erſchien jener Vertrag (Covenant), vom Himmel ſelbſt beſiegelt, den man heutiges Tags nicht ohne Unwillen leſen kann. Der edle Wentworth rieth, ſich unverzüglich zum Kriege zu rüſten, aber alles aufzubieten, ihn zu vermeiden. Statt dieſem erleuchteten Rathe zu folgen, nahm Carl ſeine Liturgie zurück, und begnügte ſich jenem Vertrag einen andern entgegenzuſetzen. Er berief zugleich eine allgemeine Verſammlung der presbyterianiſchen Kirche nach Glasgow, welche damit anfing, alle Biſchöfe anzuklagen. Der königliche Commiſſär erklärte ſie für aufgelöſ't; ſie blieb deßungeachtet beiſammen, und ſetzte ihre gewaltſamen Beſchlüſſe fort, während ſich ein Heer von Aufrührern unter Lesly verſammelte und England bedrohte. Der König verſammelte ſeine Macht zu York; viele Freiwillige ſtrömten ſeinen Fahnen zu. Wentworth, der als Vicekönig in Irland war, ſchickte nicht nur alles in der dortigen Staatscaſſe befindliche Geld ein; er opferte ſein eignes Vermögen freiwillig dem Vaterlande; drei Cavallerieregimenter, von ihm geworben und ausgerüſtet, zogen in York ein. Außerdem verſammelte er ein Heer in Irland, mit dem er die weſtlichen Küſten Schottlands bedrohte. Es bedurfte nur des feſten Willens, um die Rebellen zu vernichten, ſtatt deſſen wählte Carl den Weg der Unterhandlung; man verſprach gegenſeitig die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König ſein Heer entlaſſen, als die Rebellen ſich aufs neue rüſteten und ein neues allgemeines Conſiſtorium ſie zu den Waffen rief. Der König berief Wentworth zu ſich. Die

erſten Worte dieſes treuen Dieners waren: „Krieg den Schotten, ein Parlament den Engländern!“ Beides ward bewilligt. Wentworth ſchlug eine freiwillige Subſcription vor und unterzeichnete ſelbſt 20,000 Pfund. Zum Grafen Strafford erhoben, eilte er nach Irland, bewirkte Geldbewilligungen vom Parlament und der Geiſtlichkeit, ſammelte 11,000 Mann, und eilte zum König zurück. Zum Unglück befiel ihn zu Cheſter eine Krankheit; der Großſiegelbewahrer Conventry, nach ihm der fähigſte Mann, ſtarb. Der König ſtand allein zwiſchen ſeiner Gutmüthigkeit und ſchwachen oder verrätheriſchen Rathgebern. Indeſſen hatte ſich das engliſche Parlament verſammelt und war ſchon in mehrere Parteien getheilt, als Strafford nach London kam, und eine königliche Botſchaft vorſchlug, welche alle Gemüther vereinigte. Man war im Begriff, im Allgemeinen Subſidien zu bewilligen, als der Staatsſecretär Henry Vane, ganz gegen den Auftrag des Königs, erklärte, daß dieſer zwölf Subſidien verlange oder nichts. Dieſe Foderung weckte die puritaniſche Oppoſition wieder; man verſchob die Sache auf den folgenden Tag. Während deſſen hinterging derſelbe Verräther den König mit der falſchen Nachricht, daß das Unterhaus alle beſtehenden Taxen für ungeſetzlich und den Krieg gegen Schottland für ungerecht erklären wolle. Der König löſ'te am folgenden Morgen das Parlament auf. Noch an demſelben Tage erfuhr er die wahre Lage der Sachen; er bereute jetzt ſeine Uebereilung, aber es war zu ſpät ſie wieder gut zu machen. Ihm blieb nichts übrig, als zu kämpfen und zu ſiegen. Strafford war dazu entſchloſſen, der König hatte die Mittel dazu. Ein Auflauf zu London, von den Puritanern veranlaßt, koſtete dem Erzbiſchof Laud faſt das Leben; die Hauptſtadt ertönte von Schmähungen und Murren. Der König ging mit Strafford und dem Primas den Schotten entgegen, welche auf die Einladung der Puritaner von London England betreten hatten. Strafford erwartete nur des Königs Erlaubniß, um ſie zurückzuſchlagen. Statt deſſen ging er aufs neue Unterhandlungen ein, unterſchrieb vorläufig entehrende Bedingungen gegen die Rebellen, und kehrte nach London zurück, wo er im November 1640 jenes berüchtigte Parlament eröffnete, das größtentheils aus Puritanern beſtand und den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Conſtitution zu beabſichtigen ſchien. Seine erſten Angriffe richtete es auf Strafford. Pym klagte ihn des Hochverraths an und das gleichgeſinnte Oberhaus ſetzte ihn in den Tower. Strafford hatte durch ſeine Vertheidigung ſeine Ankläger verwirrt; dieſe wollten ſich jetzt auch zu Richtern machen. Unerwartet erſchien der König, erklärte, daß er ſeinen Miniſter zwar entlaſſen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne, und daß er nie wider ſein Gewiſſen handeln werde. Dieſe von treuloſen Rathgebern eingegebene Erklärung brachte das Volk zur Wuth. Sechs tauſend Banditen umlagerten das Parlament; die Bill ging in beiden Häuſern durch, und ward dem Könige vorgelegt, der von allen Seiten beſtürmt endlich unterlag, und eine Commiſſion zur Unterzeichnung aller zur königlichen Sanction kommenden Bills ernannte. Mit dieſem Tage war alles verloren. Strafford und Laud ſtarben auf dem Blutgerüſt, Finch und der Staatsſecretär Windebank retteten ſich durch die Flucht; der tugendhafte Juxon legte ſein Amt als Schatzmeiſter nieder. Der König war in den Händen der Puritaner, die in kurzer Zeit alle drei Reiche in Flammen ſetzten. Ein giftiges Libell griff den Charakter, die Handlungen, die ganze Regierung des Königs an. Die Biſchöfe wurden, da ſie ihn vertheidigten, vom Oberhauſe ausgeſchloſſen. Endlich erfrechte man ſich, die Königin zu

beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Carl verlor die Beſonnenheit. Er befahl ſeinem Generalprocurator, gegen einen Lord und fünf Mitglieder des Unterhauſes Klage zu erheben; er erſchien perſönlich in letzterm, um die Angeklagten verhaften zu laſſen. Dieſe waren, früher gewarnt, entwichen. Das Geſchrei des Aufruhrs umgab den König auf ſeinem Rückwege. Jetzt glaubte das Parlament, das bisher nur die kirchliche und bürgerliche Gewalt des Königs zu vernichten geſucht hatte, ihn auch der militäriſchen berauben zu müſſen. Da Carl jeder darauf abzielenden Foderung widerſtand, hob es Truppen aus, ernannte Befehlshaber und begann den Bürgerkrieg im April 1642. Bis hieher war Carls Betragen ein Gemiſch von Tugenden und Fehlern, von Rechtſchaffenheit und Schwäche, bald des Lobes und bald des Tadels werth; von jetzt an können wir ihn nur bewundern und verehren. In Gemeinſchaft mit dem patriotiſch geſinnten Lord Falkland, ſeinem Miniſter, kämpfte er für die Gerechtigkeit ſeiner Sache, zugleich aufs eifrigſte bemüht, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. Kaum hatte ihm das Waffenglück einige Ruhe geſchafft, als er die der Conſtitution treu gebliebenen Parlamentsglieder nach Oxford berief, während ein anderes Parlament zu Weſtminſter ſeine Sitzungen fortſetzte. Drei Jahre ſiegte die Sache des Königs ob, bis die Schlacht bei Naſeby im Juni 1645 ſie zu Boden ſtürzte. Cromwell entriß Carls Händen den ſchon erfochtenen Sieg; dieſer floh hülflos nach Schottland; Armee und Parlament nahmen ihn theilnehmend auf, doch die Geiſtlichkeit vernichtete dieſe günſtige Stimmung und lieferte für 800,000 Pfund Sterling den unglücklichen König den Engländern aus, deſſen Loos eine ſchimpfliche Gefangenſchaft ward. Aber plötzlich ward die Tyrannei des Parlaments durch die Tyrannei der Armee verdrängt. Im Schooße des Presbyterianismus hatte ſich die Secte der Independenten gebildet, welche Synode, Prediger und Prieſter und Könige verwarf. Die Armee war in dieſem Geiſte von Cromwell bearbeitet. Sie gerieth mit dem Parlament in Reibung. Cromwell und Ireton, welche das Heer zu beruhigen beauftragt waren, reizten es nur noch mehr auf. Es bildete ſich mitten im Heere eine Art von Parlament, und auf Cromwells geheime Verfügung ward der König aus der Gefangenſchaft des Parlaments in die Gewahrſam der Armee gebracht. Er entfloh nach der Inſel Wight, aber der treuloſe Gouverneur lieferte ihn aus. Unterdeß hatte Cromwell das Parlament ſeinen Abſichten gemäß gebildet, und am 20ſten Januar 1649 ward König Carl Stuart vor ein angebliches Gericht geſtellt und des Hochverraths angeklagt. Mit hoher Würde weigerte ſich der Monarch, ein Gericht von Mördern als gültig anzuerkennen und verlangte von beiden Kammern des Parlaments gehört zu werden; mit wahrer Seelengröße ertrug er die Schmähungen und Mißhandlungen eines tollen Pöbels. Nach drei Sitzungen ſprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umſonſt verwandten ſich für den Unglücklichen ſeine nach Frankreich geflüchtete Gemahlin, der Prinz von Wallis, Frankreich und Schottland. Vergebens erſchienen vier edle Lords vor den Schranken, erklärten, daß einem unwiderruflichen Grundſatze gemäß der König nie Unrecht thun könne, daß nur ſie, ſeine Miniſter, verantwortlich ſeyen, auf deren Rath er gehandelt habe, und daß ſie bereit ſeyen, für ihn zu ſterben. Nichts konnte den König vom Untergange retten. Am 30ſten Januar 1646 beſtieg Carl das Blutgerüſt und litt den Tod mit jenem Gleichmuth, den ein reines Bewußtſeyn nur geben kann. Die Trauerbotſchaft erweckte in den Provinzen alle Gefühle des tiefſten Schmerzes,

und nach zwölf Jahren beging ganz England jedesmal den 30ſten Januar mit religiöſer Feier zum Andenken an den königlichen Märtyrer.

Carl II., des Vorigen Sohn, war 1630 geboren, und wurde mitten unter den Unfällen auferzogen, die ſeine Familie trafen. Er befand ſich zur Zeit der Hinrichtung ſeines Vaters im Haag, und legte ſich unmittelbar darauf den Königstitel bei, obgleich er ſich in der Nothwendigkeit befand, von dem Prinzen von Oranien eine Penſion anzunehmen. Sein erſter Plan war, nach Irland zu gehn, wo ſeine Sache von dem Marquis von Ormond unterſtützt ward; aber Cromwells Fortſchritte in dieſem Lande und die Anhänglichkeit der Schotten, die ihn zum König ausgerufen hatten, bewogen ihn, ſeine Unternehmungen mit Schottland anzufangen. Die Niederlage und der Tod von Montroſe nöthigten den jungen König, ſich in die Arme der Presbyterianer zu werfen, deren ſtrenge Behandlung ihn mit Abneigung gegen dieſe Secte erfüllen mußte. Das Mißgeſchick ſchien auf ihn, der von Natur jeden Zwang haßte, keine andre Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß er ſich an die Verſtellung gewöhnte. Im Anfang des J. 1651 ward er mit vieler Pracht gekrönt; aber Cromwells Erſcheinung an der Spitze eines Heeres machte ſeinen Aufenthalt in Schottland ſehr gefährlich. In der Hoffnung auf die Hülfe der königlichen Partei in England, wagte er in dieſes von Cromwell beſetzte Land einzudringen, ward aber bei Worceſter geſchlagen, und entkam nur durch die Hülfe einiger ihm zugethanen Perſonen, die ihn verbargen, nach Frankreich, wo er mehrere Jahre mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder verlebte. Erzürnt über die Art, wie der franzöſiſche Hof ihn vernachläſſigte, und unterrichtet, daß Cromwell im Frieden mit Frankreich ſeine Vertreibung von dort zur Bedingung gemacht habe, ging er nach Cöln, wo er zwei Jahre in der Verborgenheit lebte. Nach Cromwells Tode begab er ſich an den franzöſiſchen Hof, der an den Pyrenäen den Frieden unterhandelte, konnte aber nicht einmal eine Unterredung mit Mazarin erlangen; indeß that zwei Monate nachher das Glück, was Carl kaum zu hoffen wagte. Der größte Theil der Nation wünſchte lebhaft eine Veränderung. Monk, der ein Truppencorps commandirte, kam 1660 von Schottland nach England, entwarf insgeheim ſeinen Plan, und ließ den König durch einen vertrauten Diener einladen, den Erfolg der Ereigniſſe in Breda abzuwarten. Darauf löſ'te er das Parlament auf, berief ein neues und übergab demſelben ohne Rückhalt einen Brief und eine Erklärung Carls, die mit Enthuſiasmus aufgenommen wurden. Man nahm alle Vorſchläge des Fürſten unbedingt an; und ſo ſah Carl ſich ohne Gefahr und Mühe in alle Rechte wieder eingeſetzt, die ſein Vater durch ſo lange und ſchreckliche Unfälle verloren hatte. Im Jahr 1660, an ſeinem Geburtstage, hielt er unter dem Jubel aller Parteien ſeinen Einzug in London. Seine erſten Verfügungen gewannen ihm Aller Herzen. Er zog ohne Unterſchied Royaliſten und Presbyterianer in ſeinen geheimen Rath. Der weiſe und tugendhafte Hyde, Graf von Clarendon, ward Kanzler und erſter Miniſter. Man machte eine allgemeine Amneſtie bekannt, ſicherte der Krone ein feſtes Einkommen, entließ die Armee großen Theils, ſtellte die biſchöfliche Würde wieder her und beſchränkte die Presbyterianer. Der ſchwache und ſorgloſe Charakter Carls, verbunden mit ſeiner Verſchwendung, brachte bald Verwirrung in ſeine Finanzen. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich war eins der erſten Hülfsmittel, die er gegen dieſe Verlegenheit anwandte. Ludwig XIV. benutzte dieſen Umſtand, um ihn ganz in ſein Intereſſe zu ziehn und ſetzte ihm

ein Jahrgeld aus, das regelmäßig gezahlt wurde; weßhalb man in England ſpöttiſch ſagte, daß Carl II. der Vicekönig Ludwigs XIV. wäre. Im J. 1663 fingen die Feindſeligkeiten mit Holland an, welche, da ſie Handelsvortheile betrafen, vom Parlament mit Eifer unterſtützt wurden. Auch war der Anfang des Krieges glücklich; aber dies Glück erregte die Eiferſucht Frankreichs und Dänemarks, welche ſich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine ſolche Ueberlegenheit, daß eine holländiſche Flotte in die Themſe eindrang, und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten noch andre Unglücksfälle ein. Im Jahre 1665 ward London durch eine große Feuersbrunſt und das Jahr darauf von der Peſt heimgeſucht; im J. 1667 ward mit Holland Friede geſchloſſen. Bald darauf trat Clarendon, deſſen unerſchütterliche Tugend dem Könige und dem Hofe mißfiel, aus dem Miniſterium. Eine Tripelallianz zwiſchen England, Holland und Schweden, um den ehrgeizigen Planen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Talenten William Temple's, der ſie unterhandelte, Ehre. Trotz ſeiner Fahrläſſigkeit zeigte Carl viel Neigung zur Willkür und erregte dadurch die Beſorgniß aller Freiheitsfreunde. Gegen das J. 1670 ergab er ſich ganz einem Miniſterium, das unter dem Namen Cabal bekannt iſt (ſ. d.) und aus fünf Männern beſtand, die, vermöge ihrer tyranniſchen und kühnen Grundſätze, den König in allen Verſuchen, ſeine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Der Kampf der Parteien begann, als der Herzog von York, des Königs Bruder, ſich laut zur römiſch-catholiſchen Religion bekannte. Bald darauf brach das Miniſterium die Tripel-Allianz, und erklärte gemeinſchaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg; der König aber, der ſich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, ſchritt zu willkürlichen Maßregeln. Dazu kam, daß die Unternehmungen gegen Holland keinen ſonderlichen Erfolg hatten. Dies alles weckte die Unzufriedenheit der Nation. Man verſammelte ein neues Parlament, das dieſes allgemeine Mißvergnügen ausdrückte. Das Miniſterium mußte aufgelöſ't und 1674 mit den Holländern Friede geſchloſſen werden. Zwieſpalt im Cabinet, Schwanken in dem Betragen des Königs bezeichneten die folgenden Jahre. Im J. 1677 vermählte der König zur Freude der Nation ſeine Nichte mit dem Prinzen von Oranien und beſchleunigte durch einige entſcheidende Maßregeln den nimweger Frieden 1678. Aber in demſelben Jahre wurde die wirkliche oder angebliche Entdeckung eines Complots, das auf die Ermordung des Königs und Einführung der catholiſchen Religion abzielte, die Quelle großer Uebel. Mehrere catholiſche Pairs wurden angeklagt und verhaftet; Coleman, der Secretär des Herzogs von York, und mehrere Prieſter ſtarben auf dem Schaffot, der Graf Stafford, ein ehrwürdiger Greis, ward enthauptet; der Herzog von York, der nach Brüſſel geflohen war, ward durch eine Parlamentsacte von der Thronfolge ausgeſchloſſen. In derſelben Sitzung ging die berühmte Habeascorpus-Acte durch. Das Parlament zeigte einen Geiſt, der den König beſorgt machen mußte. Er prorogirte es anfangs, dann löſ'te er es auf. Eine Krankheit des Königs im J. 1679 ward Urſach, daß ſein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende des Jahrs zeigte ein Betrüger eine neue Verſchwörung an, deren Plan man in einem Mehlfaſſe fand, woher ſie den Namen bekam. Sie ſollte die Häupter der proteſtantiſchen Partei verhaßt machen, als trachteten ſie dem Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand, ſo hatte ſie doch die Folge, daß der Hof ſich bemühte, eine Partei in der Nation zu bilden, welche der Volks-

partei das Gegengewicht hielte; ſo entſtanden die Namen **Wigh** und **Tory** im J. 1680. Ein neues Parlament nahm die Ausſchließungsbill wieder vor, und diesmal ward ſie im Oberhauſe verworfen. Bald darauf berief der König abermals ein Parlament zu Oxford, das ſich jedoch dem Hofe ſo entgegengeſetzt zeigte, daß der König es auflöſ'te, und fortan ohne Parlament zu regieren beſchloß. Alle Parteien verſicherten ihre Treue und Anhänglichkeit und erklärten ſich für die reinſten monarchiſchen Grundſätze. Die Anklagen auf Verſchwörung und Meuterei wurden jetzt gegen die Presbyterianer gerichtet; man verfuhr gegen ſie mit der größten Strenge; alle, die ſich republikaniſcher Grundſätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entſetzt. Eine andre wichtige Maßregel, um zur unumſchränkten Gewalt zu gelangen, beſtand darin, daß man die Corporationen des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom König abhängig machte. Dieſe ſchnellen Fortſchritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verurſachten ſo lebhafte Beſorgniß, daß ſich zahlreiche Verbindungen aller Art bildeten. Eine unter dem Namen **Rye-House-Complot** bekannte Verſchwörung bedrohte ſogar das Leben des Königs. Männer vom höchſten Range waren darein verwickelt, unter andern Lord Ruſſel und Algernon Sidney, deren Hinrichtung zu den merkwürdigſten Ereigniſſen dieſer Regierung gehört. Carl war damals einer der unabhängigſten Fürſten von Europa, und nur ſeine Trägheit hinderte ihn, ſeine Gewalt für immer zu befeſtigen. Man ſagt indeß, er ſey entſchloſſen geweſen, ſein Syſtem zu ändern, als ein Schlagfluß im J. 1685 ſeinem Leben ein Ende machte. Carl empfing bei ſeinem Tode die Sacramente der römiſchen Kirche, der er heimlich zugethan war. Mit ſeiner Gemahlin, Catharine von Portugal hatte er keine Kinder. Er war den Vergnügungen und Ausſchweifungen ergeben und wirkte durch ſein Beiſpiel ſehr nachtheilig auf die Nation. Dabei aber war er ein Mann von Geiſt und einer heitern Gutmüthigkeit, die ihm die Herzen des Volks gewann. Unter ſeiner Regierung ward 1660 die königliche Geſellſchaft zu London geſtiftet und 1675 der Bau der St. Paulskirche begonnen.

Carl XII. König von Schweden, geboren zu Stockholm den 27ſten Juni 1682, empfing eine ſorgfältige Erziehung und ward von den ausgezeichnetſten Gelehrten des Landes in den Sprachen, in der Geſchichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer ſeiner Mutterſprache verſtand er deutſch, lateiniſch und franzöſiſch. Curtius Geſchichte Alexanders ward ſein Lieblingsbuch; die Kriegsthaten des macedoniſchen Helden regten ſeine Phantaſie mächtig an. Carl war bei dem Tode ſeines Vaters funfzehn Jahre alt, und ſollte nach dem Teſtamente desſelben erſt mit dem achtzehnten Jahre die Regierung übernehmen, bis dahin aber unter der Vormundſchaft ſeiner Großmutter, Hedwig Eleonore, ſtehen. Seiner Ungeduld ward dieſer Zeitraum zu lang. Auf des nachmaligen Reichsgrafen und Miniſters Piper und einiger Andern Antrag erklärten ihn die Stände bereits 1697 für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung zu den Geſchäften; er liebte ſtarke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Bald aber bot ſich ihm die Gelegenheit dar, von ſeinem unerſchütterlichen Charakter, ſeinem gegen alle Beſchwerden abgehärteten Körper einen höhern Gebrauch zu machen. Schwedens Uebergewicht im Norden war von den Nachbarſtaaten längſt mit Eiferſucht betrachtet worden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien ihnen günſtig, es zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, Auguſt II. von Polen und Czar Peter I. ſchloſſen ein Bündniß gegen Schweden. Friedrich gab das Signal zu dieſem Kriege,

der ſich bald im ganzen Norden ausbreitete und länger als zwanzig Jahre dauerte. Die däniſchen Truppen fielen in das Gebiet des Herzogs von Holſtein-Gottorp ein. Dieſer Fürſt, vermählt mit der älteſten Schweſter des Königs von Schweden, begab ſich nach Stockholm und foderte Beiſtand von ſeinem Schwager. Carl hatte für ihn eine beſondere Neigung und ſah in dem Betragen Dänemarks eine ſtrafbare Ungerechtigkeit. Der Staatsrath erſtaunte über die nachdrücklichen Maßregeln, welche er vorſchlug. Nach einigen Berathſchlagungen über die innere Verwaltung ſchiffte er ſich im Mai 1700 zu Carlscrona ein und ging mit bedeutenden Landungstruppen unter Segel. Der franzöſiſche Geſandte, Graf Guiscard, war in ſeinem Gefolge. Dreißig Linienſchiffe und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge, verſtärkt von einer engliſchen und holländiſchen Escadre, erſchienen im Angeſicht von Copenhagen. Man war noch mit den Anſtalten zur Ausſchiffung beſchäftigt, als Carl, voll Ungeduld, ſich aus ſeiner Schaluppe ins Meer ſtürzte und der erſte das Land betrat. Die Dänen zogen ſich vor der überlegnen feindlichen Macht zurück, und der König von Schweden ſchlug auf Seeland ſein Lager auf. Copenhagen ſollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede am 8ten Auguſt 1700 unterzeichnet, und in Folge deſſelben der Herzog von Holſtein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingeſetzt wurde. So endigte die erſte Unternehmung Carls XII., bei welcher er eben ſo viel Einſicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies. Er nahm bei derſelben jene einfache, genügſame und harte Lebensweiſe an, der er für ſein ganzes Leben treu blieb; keine Zerſtreuungen, keine eiteln Vergnügungen; der Wein ward von ſeiner Tafel verbannt; zuweilen war ein grobes Brod ſeine einzige Speiſe; er ſchlief oft auf der Erde, in ſeinen Mantel gehüllt. Ein einziger blauer Rock mit kupfernen Knöpfen war ſeine ganze Garderobe; er trug beſtändig große bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandſchuh. Gegen das weibliche Geſchlecht zeigte er immer die größte Gleichgültigkeit, und nie vermochte eine Frau etwas über ihn. Aber es war nicht genug, Dänemark zum Frieden gezwungen zu haben; es mußten auch die Angriffe Auguſts und Peters zurückgeſchlagen werden. Jener belagerte Riga, dieſer war mit einer großen Armee gegen Narwa aufgebrochen und bedrohte das um den finnländiſchen Meerbuſen gelegene Land. Carl kehrte nicht in ſeine Hauptſtadt zurück, die ihn ſogar nie wieder ſah. Er ließ zwanzigtauſend Mann nach Liefland überſetzen und ging den Ruſſen entgegen, die er achtzigtauſend Mann ſtark unter den Mauern von Narwa in einem befeſtigten Lager fand. Acht- bis zehntauſend Schweden ſtellten ſich unter dem Feuer der Ruſſen in Schlachtordnung, und der Kampf begann. Dies geſchah am 30ſten November 1700. Am Abend zuvor hatte Peter das Lager verlaſſen, unter dem Vorwand, Verſtärkungen zu holen. In weniger als einer Viertelſtunde war das ruſſiſche Lager erſtürmt. Dreißigtauſend Ruſſen blieben auf dem Platze oder warfen ſich in die Narrowa; die andern wurden gefangen genommen oder zerſtreut. Nach dieſem außerordentlichen Siege, den Carl als ein achtzehnjähriger Jüngling erfochten hatte, brach er gegen Auguſt auf, der Riga verlaſſen und ſich in Curland ausgebreitet hatte. Er ſetzte an der Spitze ſeiner Soldaten über die Düna, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, griff die Verſchanzungen der Sachſen an, und trug einen vollſtändigen Sieg davon. Schrecken verbreitete ſich im Norden; Peter und Auguſt waren beſtürzt. Carl hätte die errungenen Vortheile benutzen können, um einen Frieden zu ſchließen, der ihn zum Schiedsrichter des Norden, ja viel-

leicht ganz Europa's gemacht hätte; der Graf Benedict Oxenſtiern, ein Nachkomme des berühmten Kanzlers, übergab dem jungen Könige eine Denkſchrift, worin er ihn dazu einlud und mit hoher Weisheit die Lage Schwedens und der andern Mächte entwickelte; aber dieſer, vom Siege berauſcht, hörte nicht auf den Rath des Miniſters, ſondern faßte einen andern Plan. Er verfolgte Auguſt nach Polen, und beſchloß die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation zu benutzen, um ihn zu entthronen. Auguſt verſuchte umſonſt zu unterhandeln; vergebens bemühte ſich die Gräfin Königsmark den ſchwediſchen Helden durch ihre Schönheit zu entwaffnen. Carl weigerte ſich, mit dem König zu unterhandeln und mit der Gräfin zu ſprechen. Der Krieg dauerte fort und die Schweden erfochten einen vollſtändigen Sieg zu Cliſſow. Im J. 1703 war ganz Polen von den Siegern beſetzt, der Cardinal Primas erklärte den Thron für erledigt und ſchlug vor, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten. Mehrere bewarben ſich um die Krone; aber Carl traf eine Wahl, die niemand erwartet hatte. Er hatte Stanislaus Leczinski wegen ſeines edlen Charakters, ſeiner Thätigkeit und ſeines Muths liebgewonnen und ſchlug ihn vor. Sein Wunſch, der ein Befehl war, ward von dem Reichstag ohne Widerſtand angenommen. Stanislaus wurde gekrönt, und ganz Polen huldigte ihm. Auguſt war nach vergeblichen Anſtrengungen genöthigt, ſich nach Sachſen zurückzuziehn. Er konnte hoffen, hier ſicher zu ſeyn; wichtige Rückſichten mußten ſich Carln darbieten, um ſeine Kräfte gegen den Czar von Rußland zu wenden, welcher die Abweſenheit der Schweden benutzt, Ingermannland beſetzt und an den Mündungen der Newa den Grund zu Petersburg gelegt hatte. Aber der Sieger von Narwa verachtete einen Feind, an dem er früh oder ſpät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete ſeinen Marſch nach Deutſchland und fiel in Sachſen ein. Zu Altranſtädt dictirte er im J. 1707 die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul, welcher die Coalition gegen Schweden angeſtiftet hatte, und damals als Peters Geſandter bei Auguſt war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem Rade hinrichten. Dieſe Grauſamkeit erregte allgemeines Murren, und man erſtaunte mit Recht, daß ein bis jetzt großmüthiger Fürſt eine ſo unmäßige Rache habe nehmen können. Auch gab Carl während ſeines Aufenthalts in Sachſen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er ließ ſeine Truppen die ſtrengſte Mannszucht halten, und die Einwohner wurden auf keine Weiſe in ihren Geſchäften geſtört. Der König beſuchte das Schlachtfeld von Lützen, wo Guſtav Adolph ſiegte und ſtarb. „Ich habe mich beſtrebt," ſagte er, „zu leben wie er; vielleicht gewährt mir Gott einſt einen ähnlichen Tod." Mehrere Geſandte und Fürſten begaben ſich in das Lager des Königs zu Altranſtädt; man ſah daſelbſt den berühmten Marlborough, der Carl auszuforſchen und ſeine Plane zu entdecken ſuchte. Er fand, wie man behauptet, den Weg nach Moskau auf einer Charte verzeichnet und ſah ein, daß der ſiegreiche Held an den großen Streitigkeiten des Südens keinen Theil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutſchland verließ, vom Kaiſer, daß er den Lutheranern in Schleſien volle Gewiſſensfreiheit zugeſtehe, und das Oberhaupt des Reichs gewährte dieſe Foderung. Im September 1707 verließen die Schweden Sachſen; ſie waren 43,000 Mann ſtark, gut gekleidet, gut diſciplinirt und bereichert mit den erhobnen Contributionen. Sechstauſend Mann ließ er zum Schutze des Königs von Polen zurück; mit der übrigen Armee trat Carl den kürzeſten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er auf die-

Vorſchläge des Coſakenhetmanns Mazeppa ſeinen Plan, und marſchirte nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die doniſchen Coſaken, welche damals im Krieg mit dem Czar waren, ſich mit ſeiner Armee verbinden würden. Wirklich ſchloſſen ſich einige Bewohner des Landes an ihn an; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verſchaffen, die er verſprochen hatte; die beſchwerlichen Märſche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beſtändigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verſtärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen ſollte, langte nur mit wenigen durch den Marſch und beſtändige Gefechte mit den Ruſſen erſchöpften Truppen an. Man war bis Pultawa gekommen und dieſer Ort ſollte angegriffen werden, als Peter ſich mit 70,000 Mann entgegenſtellte. Carl recognoſcirte die Armee und ward gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Ruſſen heran und es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Der König beſchloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renſchild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinſchaftlich die Anordnungen zu machen. Am 27ſten July 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des ſchwediſchen Helden und die Schickſale des Norden veränderte. Carl wohnte ihr auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel ſeiner perſönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart auf den jedesmal bedrängten Punkten, und noch mehr der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen Renſchild und Löwenhaupt ward Urſach, daß die Schweden nicht in dem Maße wie ſonſt ihren Muth und ihre Tactik entwikkelten, die ihnen ſo oft den Sieg verſchafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen, ihre Reihen löſ'ten ſich auf, und der Feind trug einen vollſtändigen Sieg davon. Carl, der ſeit zehn Jahren das Glück an ſeinen Wagen gefeſſelt hatte, ſah ſeine Generale, ſeinen Lieblingsminiſter, den Grafen Piper, und die Blüthe ſeines Heeres in die Gewalt jener ſo leicht bei Narwa beſiegten Ruſſen fallen. Er ſelbſt entfloh mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen ſeiner Wunde, mehrere Meilen zu Fuß machen, und kam faſt allein zu Bender auf dem türkiſchen Gebiet an, wo er eine Zuflucht ſuchte. Sein auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm eine ehrenvolle Aufnahme; aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde ſich mit neuer Hoffnung erhoben. Auguſt proteſtirte gegen den Vertrag von Altranſtädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete eine Armee in Schonen. Die Regentſchaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigſtens das alte ſchwediſche Gebiet zu ſchützen. Der General Stenbock verſammelte in der Eil ein Corps Milizen und Bauern, ſchlug die Dänen bei Helſingborg und zwang ſie, Schonen zu räumen. Man ſandte einige Detachements nach Finnland, um die Ruſſen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da ſie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Miniſter, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Ruſſen den Krieg erklärten. Beide Armeen trafen an den Ufern des Pruth zuſammen am 1ſten Juli 1711; Peters Lager ward umzingelt, die Lebensmittel fingen an zu fehlen, und die Anſtrengungen, dieſe Verlegenheit zu enden, waren vergebens. Carl war im Begriff ſeinen Nebenbuhler unterliegen zu ſehn, als Catharinens Muth und Feſtigkeit die Ruſſen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieſer verweilte indeß in Bender, entwarf neue Plane und bat durch ſeine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen ſeine Feinde. Aber Rußlands Agenten

waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem ſie vorgaben, Carl habe die Abſicht, ſich in Stanislaus Perſon zum eigentlichen Herrn von Polen zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutſchen Kaiſer, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreiſe zu nöthigen, und falls er ſie verweigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Beſorgniß, ſeinen Feinden überliefert zu werden, beſchloß Carl mit zwei oder dreihundert Mann, aus denen ſein Gefolge beſtand, der Macht der Pforte zu trotzen und ſein Schickſal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da ſein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er ſich gegen ein ganzes Corps, und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er ſich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlaſſen und ſich in die Kanzlei zu begeben, aber er verwickelte ſich in ſeine Sporen und wurde gefangen genommen. Seine Augenwimper waren vom Pulver verbrannt und ſeine Kleider mit Blut bezeichnet, das er verloren hatte. Einige Tage nach dieſem ſeltſamen Kampf kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er ſich genöthigt ſah, mit Auguſt abzuſchließen, ſeine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieſelbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangnen von Bender nach Demotica bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er ſich krank ſtellte, und beſchäftigte ſich mit Leſen und Schreiben. Er überzeugte ſich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, ſandte daher eine Abſchiedsgeſandtſchaft nach Conſtantinopel und reiſ'te verkleidet mit zwei Offizieren ab, von denen ihm nur Einer folgen konnte. Mit allen Beſchwerden und Entbehrungen vertraut, ſetzte Carl zu Pferde ſeine Reiſe Tag und Nacht fort. Er nahm den Weg durch die Staaten des Kaiſers und Deutſchland. Endlich, ermattet und entſtellt, kam er um ein Uhr Nachts (den 11ten November 1714) vor Stralſunds Thoren an. Er gab ſich als einen mit wichtigen Depeſchen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ ſich ſogleich zum Commandanten, dem Grafen Duker bringen. Dieſer fragte ihn angelegentlich nach dem König, und erkannte ihn erſt, als er zu ſprechen anfing. Freudig ſprang er aus dem Bette und umfaßte die Knie ſeines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete ſich ſchnell in der Stadt; die Straßen füllten ſich mit Menſchen und die Häuſer wurden erleuchtet. — Es währte nicht lange, ſo erſchien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachſen, Preußen und Ruſſen vor Stralſund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 13ten Dec. 1715 die Feſtung übergeben mußte, begab er ſich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küſten zu ſichern. Dies gethan, machte er eine Unternehmung gegen Norwegen. Der Plan zu dieſem Feldzug ſchien mit dem Baron von Görtz verabredet worden zu ſeyn, deſſen kühne aber geiſtreiche und große Entwürfe der Lage des ſchwediſchen Monarchen angemeſſen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, ſich Norwegen's bemächtigen, und von dort aus auf Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der ſich gegen Carl erklärt hatte. Während Görtz zur Ausführung dieſer Plane die Höfe bearbeitete, zur Fortſetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete und auf Aland mit den Bevollmächtigten des ruſſiſchen Czars unterhandelte, erneuerte Carl ſeinen Angriff auf Norwegen. Schon war einer Seits Peter gewonnen, andrer Seits ein Theil von Norwe-

gen erobert, und das Glück Schwedens ſchien eine günſtige Wendung nehmen zu wollen. Die Schweden belagerten Friedrichshall; am 30ſten Novbr. beſah der König den vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Bruſtwehr gelehnt auf die Arbeiten hinunterſah, traf eine Falconettkugel ihn an dem Kopf und endigte das Leben dieſes Fürſten, der ſo vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derſelben Stellung geblieben; ſeine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man fand in ſeiner Taſche das Bildniß Guſtav Adolphs und ein Gebetbuch. Es iſt in der neuern Zeit mehr als wahrſcheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Feſtung, ſondern von ſchwediſcher Seite kam. Mit Carls XII. Tode verſchwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte; hätte er länger gelebt, ſo würde er es darin erhalten haben. Er hatte in den letzten Jahren große Plane für die Marine, die Induſtrie und den Handel. Zu Lund hatte er ſich oft mit den Profeſſoren der Univerſität unterhalten und den öffentlichen Disputationen über die Geometrie, Mechanik und Geſchichte beigewohnt. Zu Bender war die Lektüre eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen geweſen; er hatte mehrere ſchwediſche Gelehrte zu ſich kommen laſſen, und ſie veranlaßt, Griechenland und Aſien zu bereiſen. Einige dieſer Reiſebeſchreibungen ſind gedruckt worden, andre ſind handſchriftlich zu Upſala. Feſtigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Carls Charakter; aber er übertrieb dieſe ſchönen Eigenſchaften oft zu ſeinem und ſeines Volkes Nachtheil. Nach ſeiner Rückkehr zeigte er ſich ruhiger, ſanfter, gemäßigten und verſtändigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird ihm ſtets den Tribut der Bewunderung zollen, trotz der Vorwürfe, die ſie ihm mit Recht zu machen hat. Sie wird, wenn ſie ihn vorurtheilsfrei und mit Rückſicht auf ſeine Zeit betrachtet, ſagen, daß er große Tugenden und große Fehler hatte, daß er ſich vom Glück verleiten, aber nicht vom Unglück niederſchlagen ließ. Seine Geſchichte hat ſein Kaplan Norberg geſchrieben; Adlerfeld hat militäriſche Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben: aber an Intereſſe übertrifft ſie Voltaire, deſſen Histoire de Charles XII. ein Muſter von Klarheit, Eleganz und Präciſion, wiewohl ſie nicht vollſtändig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographiſchen Angaben iſt.

Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, mit dem Beinamen der Große, geboren auf dem Schloſſe Rivoli im J. 1562, bewährte ſeinen Muth auf dem Felde von Montbrun, in den Schlachten von Vigo, Aſti, Chatillon, Oſtage, bei der Belagerung von Berue, in den Mauern von Suza. Er unternahm es, ſich im J. 1590 zum Grafen von Provence zu machen. Philipp II., ſein Schwiegervater, nöthigte das Parlament von Aix, ihn zum Schutzherrn dieſer Provinz zu ernennen, um durch dieſes Beiſpiel Frankreich zu veranlaſſen, den König von Spanien als Protector des ganzen Reichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, nicht minder unternehmend, trachtete ebenfalls nach dieſer Krone. Seine unbegränzte Ehrſucht ließ ihn Plane entwerfen auf den Kaiſerthron, nach dem Tode des Kaiſers Mathias, auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf Macedonien, deſſen von den Türken tyranniſirte Bewohner ihm die Herrſchaft antrugen. Die Genfer waren genöthigt, ihre Stadt im J. 1602 gegen die Waffen dieſes Fürſten zu vertheidigen, der es mitten im Frieden bei Nacht überfiel, und zu ſtürmen ſuchte. (S. Genf.) Heinrich IV., der ſich ebenfalls über ihn zu beklagen hatte, und ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguière ſchlug, geſtand ihm zuletzt noch einen nicht un-

vortheilhaften Frieden zu; aber Carl Emanuel, ſtets unruhig, fing noch einmal einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutſchland an. Er ſtarb aus Kummer zu Savillon im J. 1630. Seine Ehrſucht führte ihn auf Abwege, die eines großen Fürſten unwürdig ſind. Es gab keinen verſtockteren Menſchen als er war. Man konnte ſagen, ſein Herz war wie ſein Land, unzugänglich. Er erbaute Paläſte und Kirchen, liebte und betrieb die Wiſſenſchaften, aber er dachte wenig daran, Glückliche zu machen, und es ſelbſt zu ſeyn.

Carl Emanuel II., ein Sohn Victor Amadäus I., war nur vier Jahre alt, als er nach dem Tode Herzogs Franz den Thron beſtieg. Die Spanier benutzten die Schwäche der Regierung, um ſich verſchiedener Plätze zu bemächtigen, aber der pyrenäiſche Friede ſtellte die Ruhe in Savoyen wieder her. Turin verdankt dieſem Fürſten viele ſeiner Verſchönerungen; auch verband derſelbe Savoyen und Dauphiné durch eine breite und bequeme Straße, die er mitten durch unwegſame Gebirge führen ließ. Er beſchützte die Gelehrten und war ſelbſt ein geiſtreicher Mann. Er ſtarb im J. 1675.

Carl Emanuel III., ein Sohn Victor Amadäus II., ward 1701 geboren. Treffliche Lehrer entwickelten die ihm von der Natur verliehenen Talente. Nachdem ſein Vater freiwillig auf die Krone im J. 1730 verzichtet hatte, beſtieg Carl Emanuel den Thron und behauptete ihn als ein großer Fürſt. Er ging im J. 1733 in die Plane Spaniens und Frankreichs ein, Oeſterreich zu ſchwächen. Nachdem er ſich durch den Sieg bei Guaſtalla hervorgethan hatte, ſchloß er Frieden, und erhielt einen Länderzuwachs. Dieſem Frieden von 1738 folgte ein Krieg, der faſt ganz Europa unter die Waffen rief. Der König von Sardinien verband ſich nach einigem Schwanken zu Anfange des J. 1742 mit der Königin von Ungarn gegen Frankreich und Spanien. Er focht mit wechſelndem Glück, war aber öfter Sieger als beſiegt; und nach einer Niederlage zeigte ſich ſein Feldherrntalent in Auffindung neuer Hülfsmittel nur um ſo glänzender. Er ſchloß einen vortheilhaften Frieden, der ihn im Beſitz aller ſeiner Länder ließ. — Carl Emanuel, immer das Beſte ſeiner Unterthanen im Auge, verſchönerte ſeine Städte, verſtärkte ſeine Feſtungen, disciplinirte ſeine Truppen und ordnete alles ſelbſt an. Eine ſeiner Hauptſorgen war die Bezahlung der Schulden, um die durch den Krieg nöthig gewordenen Abgaben wieder aufheben zu können. „Dies iſt der ſchönſte Tag meines Lebens," ſagte er im J. 1763, „ich habe die letzten außerordentlichen Auflagen aufgehoben." Nicht geringere Verdienſte erwarb er ſich um die Rechtspflege durch Sammlung eines Geſetzbuchs. Er ſtarb am 29ſten Febr. 1773, und ließ alle Zweige der Staatsverwaltung in der muſterhafteſten Ordnung zurück.

Carl, Landgraf von Heſſen-Caſſel, geb. den 3ten Aug. 1654, ein Sohn Wilhelms VI., der 1663 ſtarb, und Nachfolger ſeines ältern Bruders Wilhelm VII. ſeit 1670. Er ſorgte für den Wohlſtand ſeines Landes und den Glanz ſeines Hauſes auf die ausgezeichnetſte Weiſe, und nahm ſich Deutſchlands gegen die franzöſiſchen Angriffe nachdrücklich an. Der Stadt Wien eilte er gleichfalls zu Hülfe. Dem König von Spanien überließ er 7500 Mann zur Vertheidigung der Niederlande. Den Kaiſer unterſtützte er nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in Italien mit Mannſchaft. Die franzöſiſchen Flüchtlinge nahm er auf das bereitwilligſte in ſeinem Lande auf. Durch ſie entſtand die ſchöne Neuſtadt zu Caſſel. Carl errichtete daſelbſt 1709 das nach ſeinem Namen genannte Collegium. Von 1696 bis 1714 bauete er den erſtau-

nenswürdigen Carlsberg. Mit Churſachſen verglich er ſich wegen der Grafſchaft Hanau-Münzenberg. Dem König von Großbrittannien gab er 1200 Mann in Sold. Er ſtarb 1730, und hatte Friedrich I., der zugleich als König von Schweden regierte, zum Nachfolger.

Carl Alexander, Herzog von Würtemberg, ein Sohn Friedrich Carls, geboren zu Stuttgart den 24ſten Jan. 1684, erhielt eine militäriſche Erziehung, wohnte ſchon 1695 und 1696 den Feldzügen in den Niederlanden bei, und kämpfte hier unter Wilhelm III., in der Folge unter Prinz Eugen und Ludwig von Baden. Den ganzen ſpaniſchen Succeſſionskrieg hindurch nahm er faſt an allen blutigen Auftritten in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien Theil und hielt 1713 als Commandant von Landau die Belagerung des Marſchalls Villars aus. In den Jahren 1716 und 1717 führte er in den Schlachten bei Peterwardein und Belgrad jedesmal einen Flügel an, und trug zu beiden Siegen vieles durch ſeine perſönliche Tapferkeit bei. In der Folge wurde er Generalcommandant des Königreichs Servien, und als 1733 Herzog Eberhard Ludwig ohne Erben ſtarb, trat er die Regierung an, und ſtellte, da er ſchon 1712 zur katholiſchen Religion übergegangen war, dem Lande Reverſalien zur Sicherung ſeiner kirchlichen Verfaſſung aus. Aber ſeine Religionsveränderung hatte ſeine ſtreng an dem proteſtantiſchen Bekenntniſſe hängenden Unterthanen mit zu viel Mißtrauen gegen ihn erfüllt, als daß er ihre Liebe hätte erwerben können, zumal er in den Regierungsgeſchäften mehrern Perſonen Einfluß auf ſich geſtattete, die ſeiner unwürdig waren, und Schritte veranlaßten, durch die das allgemeine Beſte nicht gewann. Er ſtarb aber ſchon den 14. März 1737, worauf ſein älteſter Sohn, Carl Eugen, zur Regierung kam.

Carl Eduard, Prätendent der Krone von England, ein Sohn des prätendirenden Königs von England, Jacob III. geb. zu Rom den 31ſten Dec. 1720, zeigte früh einen kühnen und unternehmenden Geiſt, ſuchte bei Ludwig XV. Beiſtand, um König Georg II. vom großbrittanniſchen Throne zu ſtoßen, und landete wirklich mit franzöſiſcher Unterſtützung im Juli 1745 unter dem Titel eines Regenten von Großbrittannien in Schottland. Mit Hülfe eines großen Anhanges ſchottiſcher Herren beſetzte er Edinburgh, trieb den General Cope bei Preſtonrans zurück, drang über Mancheſter bis nach Knottesworth tief in England ein, und ſetzte ſelbſt London in Schrecken. Die treuen Engländer mit Hülfe der aus den Niederlanden gekommenen Truppen, vertrieben aber jetzt nicht nur den Prätendenten aus England, ſondern ſchlugen ihn auch, ſeines bei Fallkirk erlangten Vortheils ungeachtet, bei Culloden den 7ten Jan. 1746 aufs Haupt, worauf er nach langem Herumirren in Schottland endlich ſich genöthigt ſah, nach Frankreich zu fliehen. Durch den aachner Frieden verband ſich Ludwig XV., den Prätendenten aus ſeinen Staaten zu entfernen, welches auch geſchah. Er lebte ſeitdem in Rom und ſtarb daſelbſt den 31ſten Jan. 1788. Mit ſeiner Gemahlin, einer Gräfin Stollberg, hatte er keine Kinder. Er wurde zu Frascati königlich begraben und mit ihm erloſchen die Anſprüche des Hauſes Stuart.

Carl Eugen, Herzog von Würtemberg, der älteſte Sohn Carl Alexanders, geb. den 11ten Februar 1728, erhielt die herzogl. Würde ſchon 1737, und ſtand während ſeiner Minderjährigkeit unter der Vormundſchaft der Herzoge Carl Rudolph und Carl Friedrich, bis der Kaiſer Carl VII. den jungen Herzog im 16ten Jahre ſeines Alters für volljährig erklärte. Er war ein Fürſt von ausgezeich-

neten Eigenſchaften des Geiſtes, von ſelbſtſtändigem Sinne, und von unermüdbarer Thätigkeit. Die Stärke und Lebendigkeit der ihm inne wohnenden Kraft richtete, in ſeiner Jugend, ſeine Neigung auf Pracht, Glanz, Genuß und militäriſche Schauſpiele. Sein Hof war einer der glänzendſten in Europa; die Künſte erlangten in ſeiner Umgebung die herrlichſte Blüthe; er zog im ſiebenjährigen Kriege mit einem Heere von 14000 Mann, gegen den König von Preuſſen zu Felde; vieles ward unternommen, ohne daß die vorhandenen Mittel zur Ausführung zureichend waren, und oft mit Heftigkeit durchgegriffen, wo die Verträge den Willen des Regenten beſchränkten. Ob nun gleich dabei viel Löbliches, dem Beſten des Landes zuträgliches geſchah, entſtanden doch große Mißhelligkeiten zwiſchen dem Herzoge und den Ständen, die aber durch den Vergleich von 1770 beigelegt wurden. Von dieſer Zeit an wurde es immer mehr erſichtlich, wie viel dieſer Fürſt durch ſeinen Geiſt und ſeine Kraft vermochte, um große Dinge zu vollbringen, und edle und wohlthätige Ideen zu realiſiren. Die Cultur ſeines von der Natur ſo ſehr begünſtigten Landes, erreichte durch die Verbeſſerung des Weinbau's, und die Verbreitung des Anbau's der Kartoffel und mannigfaltiger Futterkräuter, einen ſehr hohen Grad. Die Zucht des Viehs, beſonders aber der Pferde und der Schafe wurde erweitert und veredelt, der Gewerbsfleiß und die Manufacturen hoben ſich im ganzen Lande. Der Handel und der öffentliche Verkehr wurden durch die überall angelegten Landſtraßen erleichtert und belebt. Das Inſtitut der Brandverſicherung verminderte das Unglück des Feuerſchadens, indem es denſelben vertheilte. Zugleich wurde das Gebiet des Herzogthums durch beträchtliche Acquiſitionen, auf dem Wege des Kaufs, erweitert. Die Erbauung der prächtigen Luſtſchlöſſer Solitude und Hohenheim, die Verſchönerungen von Ludwigsburg, und andere Bauunternehmungen von geringerm Umfange, ſtellten herrliche Muſter des Geſchmacks dar, und gaben dem Kunſttalente und dem Fleiße Beſchäftigung und Nahrung. Künſte und Wiſſenſchaften erhielten mannigfaltige Ermunterungen und Unterſtützungen. Erſt ward die Bibliothek in Stuttgart angelegt, die bald als eine der anſehnlichſten in Deutſchland ſich auszeichnete; die Univerſität in Tübingen erhielt viele Verbeſſerungen, eine Sternwarte, ein chemiſches Laboratorium und ein vollkommener eingerichtetes anatomiſches Theater. Die Militärakademie erhob ſich zu einem in einem großen Geiſte gedachten, glänzenden Inſtitut von univerſalem Umfange. Stuttgart ward der Sitz der trefflichſten Künſtler; es gingen aus den Inſtituten des Landes die ausgezeichneteſten Gelehrten hervor; Aufklärung und wiſſenſchaftliche Cultur nahmen den höchſten Schwung. Zugleich bildete ſich in allen Zweigen der öffentlichen Adminiſtration ein Geiſt von Rechtlichkeit, Ordnung und Thätigkeit, der den Regenten ehrte, welcher ihn hervorgerufen hatte, und den Unterthanen zu einer hohen Stufe von Wohlſtand verhalf. In ſtiller philoſophiſcher Ruhe verlebte der Herzog die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſeinem Luſtſchloſſe Hohenheim, im Anblicke eines blühenden Landes und eines ihn liebenden Volks. Zwar erhuben ſich damals ſchon die Stürme von Weſten, welche nachher Europa ſo gewaltig zerrüttet haben; der ſtaatskluge Regent ſah mit Beſorgniß die unglücklichen Wirkungen voraus, die ſie für ſein ihrer Berührung ſo nahe liegendes Land haben konnten; aber die Vorſehung wollte nicht, daß er, der ſo lange glücklich und im Frieden regiert hatte, ein Zeuge der bevorſtehenden Leiden ſeyn ſollte. Er ſtarb am 24. Oct. 1793 und hinterließ die Regierung ſeinem Bruder Ludwig Eugen.

Carl Philipp Theodor, gewöhnlich Carl Theodor, Churfürſt von Pfalz-Bayern, geb. den 11ten Dec. 1724, ein Sohn des Pfalzgrafen Joh. Chriſt. von Sulzbach. Dieſem folgte er 1733 im Fürſtenthum Sulzbach, und als 1742 der Churfürſt Carl Philipp von der Pfalz ohne Erben ſtarb, war er deſſen Nachfolger. Er reſidirte in Mannheim, bis 1777 nach dem kinderloſen Tode des Churfürſten Maximilian Joſeph von Bayern auch dieſes Land an die pfälziſche Linie kam, worauf der neue Churfürſt von Pfalz-Bayern ſeine Reſidenz von Mannheim nach München verlegte. Anfangs machte Oeſterreich auf mehrere ſeit lange mit Bayern vereinigte Grafſchaften und verſchiedene andere Theile des Landes Anſpruch und ließ ſie beſetzen: allein König Friedrich II. von Preußen vertheidigte die Rechte des pfalzbayeriſchen Churhauſes mit den Waffen, und zwang Oeſterreich 1779 durch den teſchner Frieden, die beſetzten Länder zurückzugeben. Von der Zeit an regierte Carl Theodor in Ruhe bis auf den franzöſiſchen Revolutionskrieg, der für die Pfalz ſehr drückend war und auch für Bayern durch die Anweſenheit der Franzoſen 1796 nachtheilig wurde. Als der Churfürſt den 16ten Febr. 1796 kinderlos ſtarb, folgte die neuere zweibrückiſche Linie in der Perſon des jetzigen Königs, Maximilian Joſeph. Carl Theodor beſaß einen liebenswürdigen Charakter, voll Güte und Wohlwollen, hatte ſich mannigfaltige Kenntniſſe erworben, und war ein vorzüglicher Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. In Mannheim ſtiftete er 1763 die Akademie der Wiſſenſchaften, ein Antiquitätencabinet, 1775 eine deutſche gelehrte Geſellſchaft, ein Cabinet natürlicher Seltenheiten, einen botaniſchen Garten, ein militäriſch-anatomiſches Theater, chirurgiſches Collegium, eine Hebammen- und Krankenwärterſchule, eine Akademie der Zeichnungs- und Bildhauerkunſt; und die Sternwarte erhob er zu einer der erſten nicht nur in Deutſchland, ſondern vielleicht in Europa. In Lautern errichtete er 1774 eine Cammeralhoheſchule, die er 1784 nach Heidelberg verlegte und mit der daſigen Univerſität verband. Auch Bayern verdankt ihm mehrere Anſtalten, die den ſchönen Zweck haben, Ackerbau, Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften auf eine höhere Stufe zu bringen, den Anfang der Cultur des Donau-Moſes, vortreffliche Landſtraßen, das verbeſſerte Salinenweſen, eine Forſt- und Vieharzneiſchule, Militärakademie ꝛc. Allein in ſpätern Jahren öffnete ſeine weiche Gemüthsart einer gewiſſen Frömmigkeit den Weg zu ſeinem Herzen, wodurch Perſonen Eingang bei ihm fanden, welche ihn zu Verordnungen und Anſtalten veranlaßten, die dem Wohle des Landes nachtheilig waren.

Carl, Prinz von Lothringen, kaiſerlicher und Reichsgeneralfeldmarſchal und Generalgouverneur der öſterreichiſchen Niederlande, ein Bruder Kaiſers Franz I., geb. zu Lüneville den 10ten Decemb. 1712, trat früh in kaiſerl. Kriegsdienſte, commandirte 1742 die Armee, vertrieb die Franzoſen aus Böhmen, ging über den Rhein und ſetzte ſich in der Mitte des Elſaß. Aber Friedrich II., König von Preußen, brach den Breslauer Frieden und zwang den Prinzen Carl nach Böhmen zurückzukehren, um die Feinde aus dieſem Reiche zu verdrängen. Er commandirte nachmals 1757 die kaiſerlichen Truppen, ſchlug den General Keith, und den 22ſten Nov. deſſelben Jahres die Preußen bei Breslau, wurde aber von dieſen wiederum bei Liſſa geſchlagen. Dieſer öfters unglückliche Prinz hatte alle Kenntniſſe eines guten Generals, kannte alle Maßregeln zu einer guten Offenſive und einer ſichern Retirade, verfehlte aber dennoch oft den gehofften Endzweck. Er ſtarb

den 4ten Juli 1781 und nahm die Liebe der Brabanter mit ſich ins Grab.

Carl Friedrich (Großherzog von Baden), geb. den 22ſten Novemb. 1728, geſt. 9ten bis 10ten Junius 1811 im 83ſten Jahre. Am 12ten Mai 1738 ward er durch den Tod ſeines Großvaters, Carl Wilhelm, Markgraf von Baden-Durlach; die Regierung ſelbſt trat er aber erſt nach erlangter Volljährigkeit an. Als im Jahr 1771 die markgräfl. baden-badenſche Linie erloſch, fielen deren Beſitzungen nach einem vorhandenen Erbvertrage an ihn. Durch den Reichsdeputationsſchluß vom 27ſten April 1803 erhielt er die Churwürde, und als er am 12ten Jul. 1806 dem rheiniſchen Fürſtenbunde beigetreten war, die großherzogliche Krone mit königlichem Range. Zwei Mal war er vermählt. Seine erſte Ehe ſchloß er 1751 mit Caroline Luiſe, Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. zu Heſſen-Darmſtadt; am 8ten April 1783 ward er Wittwer und vermählte ſich hierauf am 24ſten Nov. 1787 mit Luiſe Caroline, Reichsgräfin von Hochberg, Tochter des Cammerjunkers und Oberſtlieutenants Geyer von Geyersberg. Jede ſeiner Gemahlinnen beglückte ihn mit vier Kindern; von denen aus der erſten Ehe leben noch zwei Söhne Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig Wilhelm Auguſt. Die Kinder der zweiten Ehe ſind noch alle am Leben und außer dieſen noch ſechs hinterlaſſene Kinder des am 16ten December 1801 zu Arboga in Schweden verſtorbenen Erbprinzen Carl Ludwig, von denen der älteſte Carl Friedrich Ludwig (geb. 8ten Juni 1786) ſeinem verſtorbenen Großvater als Großherzog in der Regierung gefolgt iſt. Wer hätte nicht getrauert bei der Nachricht von dem Tode Carl Friedrichs, dieſes Neſtors und Muſters deutſcher Fürſten? Den gerechten Schmerz ſeiner Unterthanen theilte gern ein jeder, der Gefühl für wahre Fürſtengröße hatte und ſie zu würdigen verſtand. Die Beglückung ſeines Landes war das einzige erhabene Ziel, nach dem er ſtrebte; dieſer Zweck beſtimmte einzig alle ſeine politiſchen Grundſätze und Schritte und dieſe Baſis ſeiner Politik ſicherte ihm auch ſtets den glücklichſten Erfolg; ſo kam es, daß er, anfänglich der Regent einer kleinen Markgrafſchaft, ein Land von 289 Quadratmeilen und einer Volksmenge von 954,337 (anfängl. nur 132,290) ihn ſegnender Menſchen hinterließ. Er war ein vortrefflicher Wirth; in den Jahren 1750 bis 1760 befreite er ſein Land von einer bedeutenden Schuldenlaſt. Wo ſich nur Gelegenheit ihm darbot, übte er ſchöne Menſchlichkeit; ſo verbot er im J. 1767 die Anwendung der Tortur, die außer England und Preußen, allgemein damals noch für unentbehrlich gehalten wurde, und im Jahr 1783 hob er die Leibeigenſchaft auf. Der geringſte im Volk durfte frei und ungeſcheut ſich ſeiner Perſon nahen. Die Juſtizpflege und die höhern Bildungsanſtalten, ſo wie vorzüglich auch die Volksſchulen waren unaufhörlich wichtige Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit. Beförderung des Ackerbaues, Anlegung von Fabriken, Manufacturen, Getraidemagazinen und Landſtraßen verdankt ihm ſein Staat, wo Jeder, weß Glaubens er auch war, unter dem Schutze der größten Toleranz leben konnte. I.

Carl Auguſt (ſonſt Chriſtian Auguſt), Kronprinz von Schweden, geborner Prinz von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg; geb. den 9ten Jul. 1768, geſt. den 28ſten Mai 1810. Die Revolution vom 13ten März 1809 zu Stockholm, welche den König Guſtav Adolph IV. von Schweden zum Staatsgefangenen machte und ſeine gänzliche Thronentſetzung, ſeine Entſagung (am 29ſten deſſelben Monats), und zugleich die Ausſchließung ſeiner Erben von der Succeſſion, zur Folge hatte, erhob bekanntlich ſeinen Oheim, den Herzog von Südermannland, unter

dem Namen Carl XIII. auf Schwedens Thron. Allein der neue König war bereits 61 Jahre alt, von einer ſchwachen, oft bedrohten Geſundheit und ohne Kinder. Sein Tod, bevor nicht die Nachfolge geſichert war, hätte Schweden wahrſcheinlich neue Verlegenheiten zugezogen; je plötzlicher dieſer Fall eintrat, um ſo mehr war für die innere, dem noch tief verwundeten Reiche ſo nothwendige, Ruhe zu fürchten. Dieſer wichtigen Betrachtung ſtand die zweite, nicht minder erhebliche politiſche Rückſicht zur Seite, daß in einem ſolchen Falle das Reich, ohne kräftigen Stützpunkt, dem Einfluſſe irgend einer fremden Macht preis gegeben war und die Beſetzung des Thrones in Gefahr kam, Sache gewaltſamer Willkür zu werden. Daher hatten König und Stände ſich vereinigt zur Wahl eines künftigen Thronfolgers. Carl XIII. übergab ſeine Wünſche dem geheimen Ausſchuſſe (7ten Jul. 1809), dieſer erklärte ſich einſtimmig für des Königs getroffene Wahl, am 14ten d. M. ward den Reichsſtänden ein förmlicher Antrag deßhalb vorgelegt und vier Tage darauf von dieſen der Thronfolger und Kronerbe von Schweden erwählt in der Perſon des Prinzen Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg. Dem Hofe von Dänemark und dem Prinzen wurde eiligſt dieſe Wahl officiell angezeigt; dem letztern durch den Generalmajor Grafen Mörner, einen ſeiner größten Verehrer. Dieſer brachte als Antwort des Prinzen deſſen Verſicherung mit, „daß er den ehrenvollen Antrag mit Freuden annehmen würde, ſobald der Friede mit Dänemark hergeſtellt wäre; eher erlaubten es ſeine Verhältniſſe nicht, eher würde man es von ihm auch gar nicht erwarten.“ Der Prinz war damals Feldmarſchall und Statthalter von Norwegen, zugleich auch Inſpector über die Infanterie und leichten Truppen, Chef eines Regiments und Commandant von Friedrichsſtein; er hatte als däniſcher General Norwegens Gränzen gegen die Schweden noch ganz kürzlich mit Muth und Kunſt vertheidigt; noch ſtand er als ſolcher dem Heere des Volks gegenüber, das jetzt ihm die Nachfolge auf ſeinem Throne darbot. Was konnte er alſo anders thun? Schon war aber ein Waffenſtillſtand geſchloſſen (25ſten Jul. 1809), und am 10ten Dec. deſſelben Jahres erfolgte die Unterzeichnung des Friedens von Jönköping. Während deſſen war von den ſchwediſchen Reichsſtänden die Wahlacte vollzogen worden; jetzt ward die neue Succeſſionsordnung vorgenommen, der Kronprinz zum Ritter des Seraphinenordens ernannt, mit dem Rechte, auch die Zeichen des Schwert- und Nordſtern-Ordens tragen zu dürfen, und es ſtand ſeinem Einzuge in Schweden nun nichts mehr entgegen. Am 30ſten December nahm der Prinz in einer geiſtreichen, herzlichen Proclamation Abſchied von den Norwegern; am 6ten Januar 1810 verließ er Chriſtiania; am 7ten früh trug eine Schaluppe den ungeduldig Erſehnten an Schwedens Küſte, unter der Begleitung des Prinzen Friedrich von Heſſen, (Viceſtatthalters von Norwegen) und einer Anzahl der erſten Beamten. Zu Svineſund, dem Gränzorte zwiſchen beiden Reichen, harrten ſeiner die ſchwediſchen Abgeordneten, Graf Brahe und Graf Fabian Ferſen. Hier, mitten auf dem Waſſer ward das Abſchiedsmahl gehalten, vor deſſen gänzlicher Beendigung die Abgeordneten ſich auf die Brücke begaben, wo der Prinz an der ſchwediſchen Seite landen mußte. Der Staatsrath Adlerſparre bewillkommte ihn durch eine feierliche Rede. Die rührende Antwort des neuen Kronprinzen in ſchwediſcher Sprache ſchloß ſich mit den Worten: „iſt es mein Loos, ein uraltes, berühmtes Volk zu regieren, ſo ſoll meinem Andenken das Urtheil nicht verſagt werden: „„Er wollte ſeines Volkes Wohl!““ “ Die ſchöne einnehmende Gabe der Beredſamkeit des Moments entfaltete

er auf das herrlichſte. Am 20ſten Januar kam er auf dem königlichen Luſtſchloſſe Drotningholm an und am folgenden Morgen unterſchrieb er die Wahl- und Verſicherungs-Acte, die eine Deputation der Reichsſtände ihm überreichte. Am 22ſten Januar geſchah ſein feierlicher Einzug in die Hauptſtadt, wohin der Reichsmarſchall, Graf Axel Ferſen, ihn einholte, und am 24ſten legte er den feierlichen Eid ab, empfing die Huldigung der Reichsſtände und ward vom König als Sohn adoptirt; den Namen Chriſtian Auguſt vertauſchte er in dieſem Augenblicke mit Carl Auguſt. Die große Angelegenheit war nun beſeitigt, und Carl Auguſt ließ mit Eifer und Wärme es ſich angelegen ſeyn, mit den verſchiedenen Branchen der Staatsgeſchäfte ſich vertraut zu machen. Er war zum Großadmiral von Schweden ernannt worden, und beſchäftigte ſich um ſo mehr mit dem Militärweſen und den Vertheidigungsanſtalten. Er beſchloß eine Reiſe nach den ſüdlichen Provinzen, um ſich von dem Zuſtande der Truppen zu unterrichten. Zugleich hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeinem ältern Bruder, dem Herzoge von Auguſtenburg, den er lange nicht geſehen hatte und der in Helſingborg ihn erwartete. Am 9ten Mai trat er ſeine Reiſe an; der Kammerherr Graf Sparre und ſein Ober-Adjutant, Oberſtlieutenant von Holſt, der ihm aus Norwegen gefolgt war, begleiteten ihn. Nach Carlskrona wollte er zuerſt, um die Schiffswerfte dort zu beſehen; auf dem Wege nach Helſingborg wollte er zu Lund, deſſen Akademie ihn zum Kanzler ernannt hatte, einen Tag verweilen. Doch ſchon auf der dritten Station hinter Stockholm erkrankte er. Faſt unmittelbar nach dem Genuſſe einer kalten Paſtete (zu Aby) empfand er Uebelkeiten. Auf dem Wege von Norköping nach Linköping vermehrten ſich Kolikſchmerzen und Erbrechungen. Ein ſchrecklicher Verdacht bemeiſterte ſich ſeiner Seele. Er genoß ſehr häufig friſche Milch. In einer Unterredung mit dem D. Lodin zu Linköping äußerte er die Vermuthung, daß die genoſſene Paſtete in einem kupfernen Gefäße möchte gebacken worden ſeyn, und dieſe verdachtvollen Bemerkungen veranlaßten die erſte dumpfe Sage: „der Prinz ſey vergiftet worden.“ Nur wenig halfen die gebrauchten Mittel; das Uebelbefinden vermehrte ſich auf der fortgeſetzten Reiſe; in Ekſiö ließ der Kronprinz den Provinzialarzt D. Oliet rufen, der ſeinen Zuſtand durch ein Brechmittel erleichterte, ſo daß er am 18ten Mai nach Carlskrona reiſen konnte. Doch die Beſchwerden kehrten wieder zurück und ein nie gekannter Schwindel geſellte ſich dazu; ja, es traten ſogar Momente gänzlicher Geiſtesabweſenheit ein, in denen er weder wußte, was er redete, noch zu wem er ſprach; die Beſorgniß Gift erhalten zu haben, äußerte ſich in ihm immer lebhafter. So traf er mit ſeinem Bruder in Ramlöſe zuſammen; nur zu ſchnell verflog der lichte Augenblick, den die Freude des Wiederſehens machte; denn während dieſes Zuſammenſeyns ereignete ſichs, daß der Prinz, ob er gleich ſeinem Bruder ganz nahe ſtand, ihn dennoch fragte: „mit wem er die Ehre habe zu ſprechen?“ Am 28ſten Mai reiſ'ten beide Brüder nach Helſingborg, wo ein ſehr wehmüthiger Abſchied erfolgte, da des Kronprinzen Bruder von dort nach Copenhagen zurückkehrte. Schon ſechs Stunden nach dieſer Trennung hauchte der Kranke ſein ſchönes Leben aus. Nach der Abreiſe des geliebten Bruders begab er ſich nach Quidinge, um die Evolution des mörnerſchen Huſarenregiments anzuſehen. Während deſſelben wollte er ſich aus der Mitte des linken Flügels auf deſſen Flanke begeben; er ſetzte das Pferd in Galopp, das er jedoch nicht ganz in ſeiner Gewalt zu haben ſchien; etwa 600 Schritte mochte er geritten ſeyn, als er den Hut verlor; da ſah man ihn wanken; noch

etwa 200 Schritte weiter fiel er rückwärts vom Pferde, das fort lief. Sein Adjutant Holſt und der Rittmeiſter Hagy richteten ihn auf; Brandow, ſein zweiter Ordonanz-Offizier, eilte, den Leibarzt Roſſi herbeizurufen, den der König, auf die erſte Nachricht von des Prinzen Uebelbefinden, von Stockholm aus ihm nachgeſchickt hatte. Der Arzt fand den Prinzen gefühllos, mit ſchnarchendem Athemzuge; alle Mittel waren vergebens; eine geöffnete Ader mußte ſchnell wieder zugemacht werden, da der Puls zu plötzlich ſank. Immer ſchwerer ward das Athemholen, durch Naſe und Mund trat ein röthlicher Schaum. Nach einer halben Stunde war er entſeelt. Auf Betten wurde der Körper in das Pfarrhaus zu Quiddnige gebracht und Boten abgeſendet an die Profeſſoren Engelhardt, Flormann und Lilpewalch zu Lund, um dem Leibarzte Roſſi beizuſtehen. Nachmittags um ſechs Uhr, als jeder Zweifel an ſeinem wirklichen Tode verſchwunden war, wurde ein Protokoll über den unglücklichen Vorfall aufgenommen und der Major Forſalles als Courier damit an den König geſchickt. Am andern Morgen kamen die Aerzte von Lund, es ward über die Oeffnung der Leiche berathſchlagt und man beſchloß, den andern Tag ſie vorzunehmen, indem man auf den Eingang der königlichen Befehle nicht warten dürfe. Die Section geſchah alſo dem zu Folge am 30ſten Mai und das Reſultat davon war: „der Prinz ſey durch einen Schlagfluß getödtet worden." Das Protokoll darüber ward durch Couriere nach Stockholm geſendet, wo man bereits zwei Aerzte zur Leichenöffnung beſtimmt hatte. Das Protokoll ward dem Collegium medicum zur Erſtattung ſeines Gutachtens übergeben; dies ſtimmte mit den der lundener Aerzte und des Leibarztes Roſſi überein, daß der Prinz vom Schlage gerührt worden ſey. Deſſen ungeachtet ward das Juſtizkanzleramt mit der genaueſten Unterſuchung aller Umſtände beauftragt und in dem Befehle hierzu das Gerücht einer Vergiftung als Veranlaſſung dazu angegeben. Man hatte gewiſſe fremde Subſtanzen in dem Magen gefunden und ſie keiner beſondern Unterſuchung unterworfen; das einmal aufgeregte Mißtrauen fand hierin freilich neue Nahrung; die Gemüther wurden immer leidenſchaftlicher und erhitzter, und ſo konnte bei der feierlichen Einholung der Leiche des Kronprinzen das ſchreckliche Beiſpiel von Volksjuſtiz ſich ereignen, das dem unglücklichen Grafen Ferſen (m. ſ. d. Art.) auf eine ſo jämmerliche Weiſe das Leben koſtete. 20,000 Reichsthaler Banco wurden dem zugeſagt, der eine glaubhafte Entdeckung des muthmaßlichen Verbrechens machen könnte; niemand meldete ſich; alle Unterſuchungen blieben ohne Erfolg. Die feierliche Beiſetzung der Leiche war wegen der aufrühreriſchen Bewegungen am 20ſten Juni und den folgenden Tagen aufgeſchoben worden. Am 13ten Julius erfolgte ſie mit aller Ruhe. Die königliche caroliniſche Gruft in der Ritterholmskirche empfing den Sarg, der die Gebeine des allgeliebten Kronprinzen umſchloß. Die Dekoration der Kirche zeigte einen Berg, der den Einſturz drohte; in dem Berge war eine Oeffnung in der Form eines Gewölbes oder einer Grotte, wodurch man den Hintergrund ſah, der einen Cypreſſenhain darſtellte. In der Mitte deſſelben war eine Vertiefung und in dieſer ein erleuchtetes Kreuz. Oben am Berge ſaß Swna in traurender Stellung vor einem Schilde mit dem Bruſtbilde des verewigten Kronprinzen; an ihrer Seite ein Globus mit dem ſchwediſchen Wappen und dem Löwen. An den beiden Seiten des Berges waren zwei Runenſteine, mit den Inſchriften: „Recht und Gränze hätte Er geſchützt; Alte Tugend Und der Vorzeit Ehre hätte Er belebt. Helden und Könige, Die hier ruhen, Die größten unter Euch wären Auf dem Throne In Ihm

wieder aufgelebt.“ „Keinen Thron, Nur Ein Grab Konnte Schweden Ihm geben. Dahin Stieg Er hinab Mit Carls Namen Und des ſchwediſchen Volkes Ewiger Liebe.“ Der Stein, worauf Swna ſaß, hatte die Inſchrift: „Alles, warum ein Volk den Himmel anruft, Ward mit Ihm gegeben und mit Ihm entriſſen.“ Vorn an des Berges Oeffnung ſtand der Katafalk auf ſeiner Eſtrade. An jeder der vier Ecken war eine Caryatide angebracht, einen Schleier über ſich, mit einer Fackel in der Hand und einem Lichte auf dem Kopfe. — Aber mit dem edeln Prinzen war der Verdacht von einer gräßlichen Urſache ſeines Todes nicht begraben. Selbſt die Bekanntmachung aller Verhandlungen und Gutachten in dieſer Sache trug zur Verſtärkung des Verdachtes bei; denn es kamen dabei aufs neue Umſtände ans Licht, die für die Exiſtenz eines Verbrechens zu ſprechen ſchienen. Von großer Wirkung auf das Volk war der Bericht des Paſtors zu Quiddnige, Magiſter Krook, der auf das Benehmen des Leibarztes Roſſi einigen Schatten warf. Und was mußte das Volk glauben, als dieſer Leibarzt, deſſen Verhalten dem Urtheile des Oberburggerichts unterworfen worden war, ſeines Amtes entſetzt und für unwürdig erklärt wurde, länger in Schweden zu bleiben? Noch bis heute liegt ein dichter Schleier darüber. *) 1.

Carl IV., reſignirter König von Spanien, iſt den 12ten December 1748 geboren, und beſtieg nach ſeines Vaters, Carls III., Tode den Thron. Seit dem September 1765 iſt er mit der Tochter des Herzogs von Parma, Luiſe Marie, vermählt, aus welcher Ehe noch fünf Kinder leben. Ohne Kraft, ſelbſt zu regieren, war er ſtets von ſeinen Miniſtern abhängig, unter denen der Friedensfürſt, Godoi, Herzog von Alcudia (ſ. d.) ſeit 1792 einen unbeſchränkten Einfluß auf ihn gewann. Der Haß, den dieſer Günſtling von Seiten des Prinzen von Aſturien und andrer Großen auf ſich zog, führte endlich 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon zu benutzen ſuchte, um die Bourbonen vom ſpaniſchen Throne zu entfernen. Es gelang ihm durch ſeine Ränke, den ſchwachen Carl, der bereits zum Vortheil ſeines Sohnes, Ferdinands VII., auf die Krone verzichtet hatte, zu einem Widerruf und zu der Erklärung zu bewegen, daß er ſich in die Arme ſeines großmüthigen Freundes, des Kaiſers von Frankreich, werfe. Bald darauf folgten die Begebenheiten zu Bayonne; Carl trat ſeine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palaſt zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Millionen Realen, wovon nach des Königs Tode 2 Millionen der Königin als Witwengehalt verbleiben ſollten, zuſicherte. Dem gemäß lebte Carl anfangs mit ſeiner Gemahlin und dem Friedensfürſten zu Compiegne; vertauſchte aber ſpäter dieſen Wohnort mit Rom, deſſen Clima ihm mehr zuſagte. Als Ferdinand VII. auf dem ſpaniſchen Throne wieder hergeſtellt war, ſchloß er (am 14ten Jan. 1815) einen Vertrag mit ſeinem Vater, kraft deſſen der letztere zu ſeinem jährlichen Unterhalte die Summe von 8 Millionen Realen (ungefähr 1 Million Gulden rheiniſch) aus dem ſpaniſchen Schatze erhält. Die Hauptbeſchäftigung des Königs iſt von jeher die Jagd geweſen.

Carl (Theodor Anton Maria), Kämmerer von Worms (dies iſt der eigentliche Geſchlechtsname der Dalberge), Reichsfreiherr von und zu Dalberg, reſignirter Großherzog von Frankfurt, wur-

*) Eine ſehr detaillirte Erzählung aller Begebenheiten, die den Kronprinzen Carl Auguſt angehen, mit allen intereſſanten Beilagen ausgeſtattet, findet man in dem Werke: Geſchichte der ſchwediſchen Revolution bis zur Ankunft des Prinzen von Ponte Corvo. Kiel bei Schmitt, 1811.

de den 8ten Febr. 1744 zu Herrnsheim bei Worms, auf dem Stammhauſe des dalbergiſchen Geſchlechts mannheimer Linie, geboren. Schon in ſeinen frühern Jahren wurde er Domicellar bei dem Erzſtifte Mainz und den Hochſtiftern Würzburg und Worms. Im J. 1759 bezog er die Univerſität Heidelberg, bediente ſich daſelbſt, beſonders in dem Rechtsſtudium, vorzüglich der Anweiſung des Franz Alef, und vertheidigte eine ſelbſt ausgearbeitete Diſſertation. Er begab ſich hierauf auf Reiſen, erwarb in Rom die Liebe des Pabſtes Clemens XIII. und verweilte in Mailand geraume Zeit bei dem berühmten Miniſter von Firmian. Im Jahre 1768 ging er in Mainz zu Capitel, 1771 wurde er General-Vicar, und 1772 ernannte ihn der Churfürſt zum wirklichen Geheimen Rathe und Statthalter zu Erfurt, wo er auch Präſident der kurmainziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften wurde, in deren Verſammlungen er ſich fleißig einfand, und öfters gelehrte Abhandlungen vorlas. 1780 trat er in das Capitel zu Würzburg ein, wurde Domſcholaſter und erhielt die Probſtey in Wächterswinkel. Im Jahre 1787 wurde er Coadjutor des hohen Erzſtiftes und des Churfürſtenthums Mainz und des Hochſtifts Worms, und 1788 Coadjutor von Conſtanz, wie auch Erzbiſchof von Tarſus. Im J. 1799 gelangte er zur Regierung des Hochſtifts Conſtanz, wurde Fürſtbiſchof daſelbſt und kreisausſchreibender Fürſt von Schwaben. Im J. 1802 wurde er nach dem Tode Friedrich Carl Joſephs, Churfürſten von Mainz, Churfürſt und Erzkanzler des heil. römiſchen Reichs und kam in den Beſitz von Regensburg und Aſchaffenburg. Seit 1806 war er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbiſchof und Primas, Fürſt Primas des rheiniſchen Bundes, ſouverainer Fürſt und Herr von Regensburg, Aſchaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. Schon 1806 ernannte er einen Verwandten des franz. Kaiſers, den Cardinal Feſch, zu ſeinem Coadjutor, aber am 1ſten März 1810 machte Napoleon dagegen bekannt, daß die Ernennung des Cardinals Feſch zum Coadjutor des Fürſten Primas als nicht geſchehen zu betrachten ſey; daß dagegen die Staaten deſſelben zum Großherzogthum Frankfurt conſtituirt ſeyn, und nach dem Tode des jetzigen Großherzogs auf den Vicekönig Eugen von Italien in erblicher Nachfolge übergehen ſollten. Carl hatte ſich, von der Zeit an, in der er öffentlich aufgetreten, unter den Großen Deutſchlands durch Geiſt und Gelehrſamkeit, ſo wie durch humanen Sinn, Popularität, Edelmuth und eifrige Thätigkeit für alles Gute, einen ausgezeichneten Ruhm erworben, und die alte Ehre ſeines Geſchlechts würdig behauptet. Künſtler und Gelehrte fanden in ihm ihren Beſchützer, die Aufklärung des Volkes den eifrigſten Beförderer; öffentliche Anſtalten für Erziehung, Geiſtescultur und Wohlthätigkeit wurden von ihm aufs thätigſte unterſtützt; als geiſtlicher Vorſteher arbeitete er unermüdet für die zweckmäßigere Bildung der Geiſtlichen, für die Verbeſſerung der Schulen, und für die Verbreitung der hellern und lebendigern Erkenntniß der Glaubenswahrheiten: als Regent erſchien er in allen Verhältniſſen als ein weiſer und ſorgſamer Vater ſeiner Unterthanen. Deßwegen wurde ihm auch die allgemeine Achtung und Liebe zu Theil, und mit Stolz nannten die Deutſchen ſeinen Namen. Aber das Publikum fing an in ſeiner Meinung von ihm irre zu werden, als er, ſeit dem J. 1806 auf eine ſeiner Würde, als erſter Reichsfürſt und Erzbiſchof, nicht zuſagende Weiſe, in die auf die Unterdrückung der deutſchen Selbſtſtändigkeit abzielende Plane Napoleons einging, und ſie, ſo viel an ihm war, beförderte. Auch ſahen ſeine neuen Unterthanen, als er zur Regierung des Großherzogthums Frankfurt gelangte, die Erwartun-

gen nicht erfüllt, die ſie von dem wegen ſeiner edeln und liberalen Regierungsweiſe ſo ſehr geprieſenen Fürſten gefaßt hatten. Vielmehr ward alles darauf angelegt, nur den Willen des gewaltigen Protectors zu erfüllen, und in allen Zweigen der Adminiſtration und des Lebens, franzöſiſchen Geiſt und Sitte zur Herrſchaft zu bringen, damit der Thronfolger einſt ſo wenig als möglich Reſte von deutſcher Art und Kunſt antreffen möchte. Indeſſen hatte das Betragen des Großherzogs noch immer ſeine Vertheidiger, die manches, was in dieſer Zeit von ihm geſchah, durch die Hinweiſung auf ſeine argloſe Gutmüthigkeit, auf die drohende Macht und den Charakter des Protectors, und auf die von ihm zu nehmende Rückſicht auf das Beſte der Kirche, befriedigend entſchuldigten. Aber auch dieſe ſeine Vertheidiger verſtummten, als er im Herbſte des Jahrs 1813 nicht, wie die übrigen deutſchen Fürſten, den Unterdrücker verließ, und ſich der Coalition für Freiheit und Recht anſchloß, ſondern ſtandhaft bei ſeiner Anhänglichkeit an den erſtern verharrte, vor den ſiegenden Heeren der Verbündeten floh, und dann die Regierung über ſeine von ihnen eroberten Lande zu Gunſten des Vice-Königs von Italien niederlegte. Bei ſeiner Flucht wandte er ſich zuerſt in die Schweiz, verweilte dann in ſeinem Bisthum zu Konſtanz, und nahm ſpäter ſeinen beſtändigen Aufenthalt zu Regenſpurg, wo er in Gemäßheit der Beſtimmungen der Wiener Congreß-Akte eine jährliche Suſtentationsſumme von 100,000 Gulden bezieht, welche ihm die Theilhaber des Großherzogthums Frankfurt reichen. — Er hat mehrere Schriften herausgegeben, in denen ſich ein ſelbſtdenkender, tiefblickender und kenntnißreicher Geiſt und ein edles, religiöſes Gemüth ankündigt; nur iſt der Styl in ihnen ſehr ungleich, welches daher kommen mag, daß er, wie man verſichert, immer nur die Hauptideen niedergeworfen, die Ausführung derſelben aber Andern überlaſſen hat. Die vorzüglichſten ſeiner Schriften ſind: 1. Betrachtungen über das Univerſum. (1ſte Ausg. 1777. 5te Aufl. 1805.) Es ſind Betrachtungen eines ſcharfſinnigen Denkers über die Welt, den Schöpfer der Menſchen, die Religion und das Band zwiſchen Allen, nicht nach angenommenen Schulgeſetzen, ſondern aus der eignen Fülle des Nachdenkens geſchöpft und in einer blühenden, oft hinreißenden Sprache vorgetragen. „Worin beſteht der Zuſammenhang aller Weſen? wohin trachtet, zweckt ihr Streben, Wirken, Daſeyn? wo liegt der einzige Knoten, der alles: Welt, Körper, Geiſter, Zeit und Raum in ein Ganzes zuſammenknüpft? Das iſt's, was ich aufzufinden, was ich darzuſtellen trachte,“ ſagt der geiſtreiche Verf. der kleinen Schrift ſelbſt, die übrigens nur die äußerſten Grundlinien eines größern Syſtems enthalten ſoll. Das ganze iſt in drei Abſchnitte getheilt, von denen der erſte Schöpfung, der zweite Schöpfer und der dritte — Band zwiſchen Schöpfer und Schöpfung überſchrieben iſt. 2. Gedanken von der Beſtimmung des moraliſchen Werths, 1792. 3. Verhältniſſe zwiſchen Moral und Staatskunſt, 1786. Das Reſultat dieſer Unterſuchung oder vielmehr Betrachtung iſt, daß die Staatskunſt nichts als ein Theil der Moral ſey (ſeyn ſolle), nur in beſonderer Beziehung und auf beſondere Verhältniſſe angewandt. 4. Grundſätze der Aeſthetik, 1791. Ein Verſuch, wie die Moral mit der Aeſthetik näher zu verbinden ſey. Der Werth dieſer Schrift beruht mehr auf einzelnen feinen Bemerkungen, als auf Gründung oder Entwickelung allgemeiner neuer Grundſätze. 5. Von dem Bewußtſeyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit, 1793. 6. Von dem Einfluſſe der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Beziehung auf öffentliche

Ruhe, 1793. 7. Von Erhaltung der Staatsverfaſſung, 1795. 8. Betrachtungen über den Charakter Carls des Großen, 1806. 9. Perikles: über den Einfluß der ſchönen Künſte auf das öffentliche Glück, 1806. *) Man vergl. den Artikel Dalberg.

Carl Ludwig, Erzherzog von Oeſterreich, Sohn Kaiſers Leopold II. und Bruder des Kaiſers Franz, wurde den 5ten Sept. 1771 geboren. Im Jahr 1793 betrat er ſeine militäriſche Laufbahn in Brabant, commandirte die Avantgarde des Prinzen von Coburg, und zeichnete ſich durch ſeine militäriſchen Talente und durch ſeine Tapferkeit aus. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande, Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens und Reichs-Feldmarſchall-Lieutenant, und im J. 1796 Reichs-Feldmarſchall, und übernahm das Commando der öſterreichiſchen Armee am Rhein und der ſogenannten Reichsarmee. Hier fand der Erzherzog bald Gelegenheit die in ihm liegenden großen Talente für den Beruf des Feldherrn zu entwickeln. Er lieferte dem General Jourdan am Niederrhein mehrere glückliche Gefechte, und ſchützte das weſtliche Deutſchland gegen ſein wiederholt verſuchtes Vordringen. Als aber Moreau bei Kehl über den Rhein ging, eilte er zwar herbei, um ſich ihm zu widerſetzen, ohne daß er jedoch im Stande war, die unverhältnißmäßige Uebermacht des Feindes zu brechen. Er trat dann den Rückzug durch Schwaben an, den er, unter den nachtheiligſten Umſtänden, in einer imponirenden Haltung und ohne großen Verluſt fortſetzte. Als er die Gränze von Baiern erreicht hatte, warf er ſich, in Gemäßheit einer meiſterhaften ſtrategiſchen Diſpoſition, mit einem Theil ſeines Heeres auf den durch die obere Pfalz operirenden General Jourdan, hemmte durch das Treffen bei Amberg ſein Vorrücken, und brachte ihm durch die Schlacht bei Würzburg eine ſo entſcheidende Niederlage bei, daß ſein Heer in flüchtiger Eile die gemachten Eroberungen räumen, und ſich wieder über den Rhein zurückziehen mußte. Nun konnte ſich auch Moreau nicht mehr in Baiern und Schwaben halten: er ging durch den Schwarzwald über den Oberrhein zurück, und der Erzherzog krönte den glänzenden Feldzug durch die Eroberung der Brückenköpfe von Kehl und Hüningen. Während dieſer ſiegreichen Fortſchritte in Deutſchland begünſtigte das Glück den General Bonaparte in Italien. Erzherzog Carl begab ſich im Februar deſſelben Jahres dahin, und im April 1797 wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben geſchloſſen. Nach dem fruchtloſen Congreß zu Raſtadt trat der Erzherzog im Jahre 1799 abermals an die Spitze der Armee, ſchlug den General Jourdan in Schwaben, wie vormals in Franken, und zeichnete ſich beſonders bei der Schlacht von Stockach aus. Bald darauf zeigten ſich ſeine großen militäriſchen Talente gegen den General Maſſena in einer ſehr ſchwierigen Lage in der Schweiz im vortheilhafteſten Lichte. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn, im J. 1800 das Feld zu verlaſſen, und er wurde jetzt zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt; aber kaum war er von der Armee entfernt, ſo ergriff Beſtürzung die Truppen, welche ihr ganzes Zutrauen auf ihn geſetzt hatten. Unfälle traten ein, und nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden drangen die Franzoſen in Oeſterreich ein. In dieſer dringenden Lage wurde der Erzherzog wieder an die Spitze der Truppen geſtellt, die er ſammelte, und mit neuem Muth belebte. Endlich nahm er die

*) Dieſes letztere erſchien zugleich, wie mehrere andere der hier verzeichneten Schriften des Verf., auch in franzöſiſcher Sprache.

Friedens-Präliminarien an, die durch den lüneviller Frieden beſtätigt wurden. Er kam hierauf zu der Direktion des Kriegsminiſteriums, wo ſich ſeine Talente auf eine neue Art entwickelten. 1802 verbat er ſich das Monument, welches auf Vorſchlag des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm als Retter Deutſchlands ſollte errichtet werden. Im Jahr 1804 trat er das Deutſchmeiſterthum, das er im J. 1801 nach dem Tode ſeines Oheims, des Erzherzogs Maximilian übernommen hatte, ſeinem Bruder, dem Erzherzog Anton ab. In dem Feldzuge von 1805 commandirte der Erzherzog Carl eine öſterreichiſche Armee in Italien gegen den General Maſſena. Während die Angelegenheiten in Deutſchland eine höchſt unglückliche Wendung genommen hatten, und Kaiſer Napoleon mit ſeiner Armee in das Herz der öſterreichiſchen Provinzen eingedrungen war, lieferte der Erzherzog dem Marſchall Maſſena die ſiegreiche Schlacht bei Caldiero, und brachte ſeine Armee zur Beſchützung der noch nicht eroberten Provinzen zurück. Nach dem preßburger Frieden wurde er oberſter Chef des Hofkriegsraths und Generaliſſimus der geſammten öſterreichiſchen Armeen. In dem Kriege von 1809 commandirte er die Oeſterreichiſche Hauptarmee, und rückte im Monat April in Bayern vor. Hier hatte er die ganze franzöſiſche Macht, die vom Kaiſer Napoleon ſelbſt angeführt wurde, gegen ſich, und es erfolgte eine fünftägige, äußerſt hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher, aller Anſtrengungen ungeachtet, die öſterreichiſche Armee der Uebermacht weichen mußte. Den 21ſten und 22ſten Mai lieferte der Erzherzog die glorreiche Schlacht bei Aſpern an der Donau, Wien gegenüber, in welcher er die franzöſiſche Armee mit großem Verluſt über die Donau zurückwarf. Die Schlacht von Wagram, eine der größten in der Kriegsgeſchichte, hatte zwar einen unglücklichen Ausgang, aber es kann weder den öſterreichiſchen Truppen, die ſich durch Tapferkeit auszeichneten, noch dem Erzherzoge, der ſelbſt dabei verwundet wurde, zur Unehre gereichen, daß ſie nach einem zweitägigen Kampfe, während deſſen ſie einige Mal ſiegreich waren, endlich der entſchiedenſten Uebermacht weichen mußten. Der Rückzug ſelbſt geſchah in vollkommener Ordnung unter beſtändigem Kämpfen bis nach Znaym, wo das Treffen für die öſterreichiſchen Truppen ſich günſtig zeigte, aber durch den eben abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog das Commando nieder. Auch nahm er keinen Antheil an der Leitung der Armeen, als Oeſterreich im Jahre 1813 der Coalition gegen Frankreich beitrat. Dagegen überraſchte er das Publicum zu dieſer Zeit mit einer Frucht ſeiner Muße, nämlich mit den *Grundſätzen der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 in Deutſchland* (8. Wien 1813, 3 Theile, mit der Karte des Kriegsſchauplatzes, und 11 Planen in gr. Folio,) einem Werke, das durch Genialität, Gründlichkeit und Vollendung in der militäriſchen Literatur eine glänzende Stelle behauptet, und von der Nachwelt den Commentarien Cäſars an die Seite geſetzt werden wird. Als im Frühling des Jahr 1815 der Krieg wieder ausbrach, ernannte der Kaiſer von Oeſterreich den Erzherzog zum Gouverneur von Mainz, wo er am 18ten April ankam. Am 17ten Sept. vermählte er ſich, zu *Weilburg*, mit der Prinzeſſinn *Henriette von Naſſau*. Am 4ten December reiſte er mit Urlaub von Mainz ab, um ſich mit ſeiner jungen Gemahlinn nach Wien zu begeben.

Carl Johann, Kronprinz von Schweden, wurde den 24ſten Juni 1763 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter, hieß *Bernadotte*; ſeine Mutter ſtarb 1808 in einem

hohen Alter. Eine ſeltene Geiſtesbildung beweiſ't, daß ſeine Erziehung ſorgfältig geweſen; ſie wurde der Sitte des Landes gemäß von Geiſtlichen beſorgt, die in der claſſiſchen Literatur wohl bewandert waren. Aus Neigung wählte Bernadotte in ſeinem Jünglingsalter den Militärſtand, und machte ſeinen erſten Feldzug in Amerika unter Rochambeau. Er gerieth hier in engliſche Gefangenſchaft, und die Behandlung, die er bei den Engländern erfuhr, ſoll den erſten Grund zu ſeiner Achtung für dieſe Nation gelegt haben. Er war 26 Jahre alt und ſtand bei dem Regiment Royale Marine, als die Revolution ausbrach. Sie öffnete ihm die Laufbahn, um ſich aus untergeordneten Verhältniſſen zu demjenigen Standpunkte emporzuſchwingen, der ſeinen Talenten angemeſſen war. Mit kühnem Enthuſiasmus trat Bernadotte in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Schnell ſtieg er von Stufe zu Stufe, und ſchon 1794 focht er als Diviſionsgeneral in der Schlacht von Fleurus, und trug im folgenden Jahre weſentlich zum Rheinübergange der Franzoſen bei Neuwied bei. Im J. 1796 war er bei der Armee angeſtellt, welche Jourdan befehligte, machte mit derſelben den Zug durch Franken in die obere Pfalz, und zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit aus, ohne daß er jedoch die Niederlage hindern konnte, welche dieſe Armee bei Amberg und Würzburg erlitt, und die das gänzliche Mißlingen des Feldzugs zur Folge hatte. Um die Fortſchritte, welche um dieſelbe Zeit der General Bonaparte in Italien machte, zu unterſtützen, war es nöthig, demſelben Verſtärkungen zu ſchicken. Unter andern traf auch den General Bernadotte das Loos, ſich zur italiäniſchen Armee begeben zu müſſen. Er ward von Bonaparte, deſſen erſte Bekanntſchaft er jetzt machte, mit der Belagerung der Feſtung Gradiska beauftragt. In den Gefechten, die er liefern mußte, ehe er ſich derſelben bemeiſterte, trotzte er den größten Gefahren, und gab ſeinen Untergebenen das Beiſpiel der Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit. Kurze Zeit vor dem 18ten Fructidor erwählte ihn Bonaparte zur Belohnung ſeiner Dienſte zum Ueberbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in ſeinem Schreiben einen von den Generalen, die zum Ruhm der italiäniſchen Armee am weſentlichſten beigetragen, und einen der feſteſten Freunde der Republik, gleich unfähig, vermöge ſeiner Grundſätze wie ſeines Charakters, mit den Feinden der Republik und mit den Geſetzen der Ehre zu capituliren. Bernadotte's Aufnahme in Paris war dieſer Empfehlung angemeſſen. — Bald nachher änderte der 18te Fructidor die Regierung Frankreichs, und Bonaparte unterzeichnete zu Leoben die Präliminarien des Friedens mit Oeſterreich. Allein während die Heere die Waffen niederlegten, wütheten die bürgerlichen Unruhen in den ſüdlichen Provinzen fort. Das Directorium warf die Augen auf den General Bernadotte, um ihnen Einhalt zu thun, und ernannte ihn zum Commandanten von Marſeille; dieſer aber weigerte ſich, ſein ſiegreiches Schwert gegen ſeine Mitbürger zu wenden, und kehrte nach Italien zu ſeiner Diviſion zurück. Nachdem durch den Frieden von Campo Formio die diplomatiſchen Verhältniſſe zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wiederhergeſtellt und zu Raſtadt ein Congreß eröffnet worden, ernannte das Directorium Bernadotte, der ſich im J. 1798 mit der Tochter des Kaufmanns Clary in Marſeille, einer Schweſter der Gemahlin Joſeph Bonaparte's, verheirathet hatte, am 18ten Januar deſſelben Jahrs zum Geſandten am wiener Hofe, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde. Doch war ſein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Die Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der Republik über dem Geſandtſchaftspalaſt veranlaßte einen Tumult, der erſt nach

fünf Stunden ſchrecklicher Exceſſe geſtillt wurde. Bernadotte, der darin eine Verletzung des Völkerrechts erblickte, beharrte trotz der dringenden Vorſtellungen des Kaiſers, auf ſeinem Entſchluſſe, Wien zu verlaſſen, und begab ſich nach Raſtadt, und von da nach Paris. Das Directorium bot ihm das Commando der achten Militärdiviſion an. Er ſchlug dieſe Anſtellung, ſo wie den ihm angebotnen Geſandtſchaftsposten im Haag aus. Inzwiſchen ließ der Gang der Unterhandlungen auf dem raſtadter Congreſſe den Wiederausbruch der Feindſeligkeiten vorherſehen. Es bildete ſich eine neue Coalition wider Frankreich, und das Directorium rief ſeiner Seits die Soldaten wieder unter die Fahnen. Jourdan erhielt die Beſtimmung, gegen den Erzherzog Carl zu agiren; unter ihm ward Bernadotte als Oberbefehlshaber der Obſervationsarmee angeſtellt. Er ward angewieſen, über den Rhein zu gehn und Philippsburg einzuſchließen. Er war bereits mit den Vorbereitungen zum Bombardement dieſes Platzes beſchäftigt, als ihn die ſpätern Ereigniſſe an der Ausführung hinderten. Das Vordringen des Erzherzogs Carl an die Iller, Jourdans Rückzug über den Rhein, die tragiſche Auflöſung des raſtadter Congreſſes und der allgemeine Wiederausbruch der Feindſeligkeiten machte außerordentliche Maßregeln nothwendig, die von dem Augenblick an, wo die italiäniſchen Feſtungen gefallen waren, und die vereinigten Ruſſen und Oeſterreicher in das ſüdliche Frankreich vorzudringen drohten, mit aller Kraft durchgeſetzt werden mußten. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden wurde Bernadotte ins Kriegsminiſterium berufen, wo er ſeine ganze Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einer Seits die Anklage der Generale, welche die italiäniſchen Feſtungen ſo raſch übergeben hatten; andrer Seits regte er den Eifer der Conſcribirten an, ſtellte an die Spitze der Hülfsbataillone Offiziere, die ſich als Reclamanten in Paris befanden, bemühte ſich um die Wiederherſtellung der erſchlafften Disciplin, wehrte den bei der Armee eingeriſſenen Mißbräuchen, und ergriff überhaupt diejenigen Maßregeln, denen Frankreich ſeine Rettung verdankte. Dies war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß ſein Vorgänger Mallet-Mureau ihn proviſoriſch erſetzen, er aber ſein Commando wieder bei der Armee einnehmen ſolle. Das Directorium motivirte dieſe Maßregel dadurch, daß er ſelbſt oft den Wunſch geäußert habe, wieder in ſeine vorige Thätigkeit bei der Armee zu treten; allein Bernadotte ſah mit gerechtem Unwillen ſich von einem in dem ſchwierigſten Zeitpunkt verwalteten Poſten in dem Augenblick entfernt, wo er ſich der von ihm geſchaffnen Ordnung hätte erfreuen können. Er verhehlte dieſe Geſinnungen nicht und foderte ſeine Entlaſſung nebſt einer Penſion, deren er bedürfe und durch zwanzigjährige Arbeit würdig zu ſeyn glaube. Sein Geſuch ward ihm gewährt, er war feſt entſchloſſen, den Reſt ſeiner Tage im Schooße der Ruhe zuzubringen. Schon hatte er ſich aufs Land zurückgezogen, als der 18te Brumaire eine Revolution herbeiführte, die auch ihn anregen mußte. Bonaparte, zugleich den General und den Verwandten in ihm ehrend, berief ihn in den neu errichteten Staatsrath und übertrug ihm bald darauf das Commando der Weſtarmee. An ihrer Spitze verjagte er die bei Quiberon gelandeten Engländer, und wußte, als einige Chouanchefs in der kaum beruhigten Vendee neuen Aufruhr zu erregen ſuchten, durch Maßregeln der Sanftmuth und Menſchlichkeit den Ausbruch zu unterdrücken. Nach dem lüneviller Frieden ward General Laborde zu ſeinem Nachfolger, er ſelbſt aber zum Botſchafter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt; der Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England verhinderte ihn jedoch, dahin abzugehen. Im

folgenden Jahre (1804) ſandte ihn der erſte Conſul nach Hannover an Mortiers Stelle, und ſeine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demſelben Jahre brachte die Verwandlung des Conſulats in eine erbliche Kaiſerwürde ihm den Marſchallſtab des franzöſiſchen Reichs. Dieſem folgte bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion, von deren achter Cohorte er der Chef ward. Nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich führte Bernadotte die Armee durchs Anſpach'ſche, vereinigte ſich bei Würzburg mit den Bayern, und trug, da er auf dieſe Weiſe die Oeſterreicher umging, weſentlich zu der Cataſtrophe von Ulm bei. In der Schlacht von Auſterlitz bildete Bernadotte's Corps das Centrum, das allen Angriffen der tapfern ruſſiſchen Armee trotz bot. Seine Verdienſte zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5ten Juni 1806 zum Fürſten von Ponte-Corvo. In dem bald darauf ausgebrochnen Krieg gegen Preußen führte er das erſte franzöſiſche Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das ſächſiſche Voigtland, und ſchnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußiſchen Hauptarmee ab. Am 14ten October operirte er von Dornburg her im Rücken der preußiſchen Armee, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck, und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige franzöſiſche Anführer dort, der das traurige Schickſal dieſer unglücklichen Stadt ernſtlich bemüht war zu mildern; er empfahl in einem Tagsbefehl den Truppen, nach dem Siege gefühlvoll und menſchlich zu ſeyn. Unmittelbar nach der Capitulation brach der Prinz von Ponte-Corvo nach dem Kriegsſchauplatz in Polen und Altpreußen auf, und lieferte hier am 25ſten Januar 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen, durch deſſen Reſultat die Ruſſen abgehalten wurden, die große Armee zu überfallen und über die Weichſel zurückzuwerfen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5ten Juni bei Spangen erhaltne Wunde verhindert. Vom Schluſſe des Jahrs 1807 bis zum Frühling 1807 befehligte der Fürſt die in Norddeutſchland zurückgebliebene Armee, zu welcher auch ein ſpaniſches Corps unter dem Marquis de la Romana gehörte. Im März 1808 führte er dieſelbe nach Jütland und Fühnen; allein die vorbereitete Expedition gegen Schweden unterblieb, als Romana mit dem größten Theile ſeiner Spanier den Prinzen verließ, um ſeinem bedrängten Vaterlande zu Hülfe zu kommen. Im Frühjahr 1809 brach aufs neue der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich aus. Dem Fürſten von Ponte-Corvo wurde der Oberbefehl der alliirten ſächſiſchen Armee ertheilt. Er führte ſie auf das Schlachtfeld von Wagram, wo ſie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reſerve bildete, und von ſeiner Perſönlichkeit begeiſtert mit der größten Auszeichnung focht. Als drei Wochen darauf die Engländer Walchern beſetzt hatten und Antwerpen bedrohten, ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Armee von Flandern. Seine Thätigkeit ſetzte den engliſchen Waffen ein Ziel und nöthigte ſie zuletzt zum Abzug. Seitdem lebte der Prinz im Schooße ſeiner Familie theils auf dem Lande, theils in Paris, und hier überbrachten ihm die Abgeordneten Schwedens (Generalmajor Graf Roſen, Kammerher Graf Mörner, Kammerjunker Lindenſkiold) in den erſten Tagen des Septembers 1810 die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieſes Reiches. Am 5ten September nahm er ſchon die förmlichen Glückwünſche an; der Moniteur machte die Ernennung zwei Tage ſpäter (am 7ten Sept.) bekannt. Graf Roſen eilte (am 9ten Sept.) mit des Prinzen Antwort an den König von Schweden (dem auch Napoleon

geſchrieben hatte) nach Stockholm zurück, wo er den 23ſten Sept. ankam. — „Es würde mir eben ſo ſchwer werden," hieß es unter andern in dieſer Antwort, „meine ganze Dankbarkeit und meine Bewunderung dieſer erſtaunenden Großmuth auszudrücken, mit welcher Ew. Maj. Allerhöchſt ſelbſt zu Ihrem Nachfolger einen Mann haben vorſchlagen wollen, an den nichts Sie band. Je mehr Ew. Maj. hierdurch für das ſchwediſche Volk zu thun geglaubt haben: deſto größere Verpflichtungen legt mir dieſe für mich unendlich ſchmeichelhafte Idee auf. Ich verhehle mir weder ihren Umfang, noch die Schwierigkeiten: glaube ich aber meinem Herzen, ſo werde ich ſie erfüllen, denn nie exiſtirte für die Seele eines Sterblichen eine mächtigere Triebfeder, nie ſtellte ſich eine ſchönere Gelegenheit dar, ſein Leben dem Glücke eines ganzen Volkes zu widmen." — Die Annahme der Wahl machte Carl XIII. der Reichsverſammlung zu Oerebro, welche ſchon am 21ſten Aug. die Wahlacte unterzeichnet hatte, am 26ſten Sept. 1810 bekannt, nachdem er in einem am 24ſten gehaltenen Ordenscapitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen-Ordens erklärt hatte; zugleich ward derſelbe zum Generaliſſimus ernannt, welche Würde lange nicht exiſtirt hatte. Am 2ten October verließ Ponte-Corvo Paris, kam den 5ten in Frankfurt, am 7ten in Caſſel, am 11ten in Hamburg an; dort empfing ihn der ſchwediſche Geſandte in Copenhagen, Baron Oxenſtierna. Ueberall zeigte man ihm ein unverlöſchtes dankbares Andenken an ſein früheres Dortſeyn in jenen Gegenden. In ſeinem Gefolge befanden ſich der ſchwediſche Kammerherr und Obriſt, Graf Mörner, die ſchwediſchen Barone Zierta und Stiernkrone, und ſeine franzöſiſchen Adjutanten Obriſt Sovrat und Generallieutenants Gentil und Villat. Baron Adlerkreuz eilte ihm am 11ten voran nach Stockholm. Am 14ten verließ der Prinz Hamburg; in Schleßwig blieb er einen Tag lang bei dem Landgrafen Carl von Heſſen. Unaufhörlich von engliſchen Truppen umgeben paſſirte er den Belt, geführt vom General-Adjutant Kammerherrn Lindholm; glücklich kam er in Corſoer an, wohin der Kammerherr Graf Moltke, der Kammerjunker und Adjutant von Quälen und der Hofjunker Moltke ihm entgegengeſandt worden waren, in deren Geleite er am 18ten Oct. Mittags auf dem königlich däniſchen Schloſſe Friedrichsberg eintraf; hier blieb er in der Mitte der königlichen Familie bis den folgenden Tag, wo er nach Helſingör abging, das er Nachmittags erreichte. Hier wartete ſeiner D. Lindblom, Erzbiſchof von Upſala, in Geſellſchaft des Profeſſors Nordwald, Probſtes Palm und des Magiſters Jantzen. Von ihnen wurde im Hauſe des ſchwediſchen Conſuls Glöerhald bei verſchloſſenen Thüren der Religionsact gehalten, worin der Kronprinz ſich zur evangeliſch-lutheriſchen Religion bekannte. Zeugen dieſes Bekenntniſſes waren noch: der Graf Löwenhielm, der Kammerherr Birckmann, der ſchwediſche Geſandte Baron Oxenſtierna, der Geſandtſchaftsſecretär Korriche und der Conſul Glöerhald. — Unter dem Donner der Kanonen führte ihn nun eine ſchwediſche Galeere nach Helſingborg; hier landete er am 20ſten October halb vier Uhr Nachmittags, und hier wurde er vom Generalgouverneur Grafen Eſſen und deſſen großen Gefolge durch eine Anrede bewillkommnet, die er mit Herzlichkeit und Würde erwiederte. Seine Zuſammenkunft mit dem Könige Carl XIII. war ein rührendes Schauſpiel. Am 31ſten October wurde er der Reichsverſammlung vorgeſtellt; die Rede, die er bei dieſer Gelegenheit an den König und die Stände hielt, iſt der Inbegriff ſeiner edeln Denkungsart, ſeiner Kraft und ſeines gebildeten Verſtandes. — Durch eine Adoptionsacte vom 5ten Nov. 1810 ward er deſſen

Sohn; er nahm nun die Namen **Carl Johann** an, und leiſtete noch an demſelben Tage vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger. Sein Sohn **Oscar** erhielt den Titel als **Herzog von Südermannland**. — Bald fand der neue Kronprinz Veranlaſſung, eine Probe ſeiner Regierungskunſt abzulegen, als im folgenden Jahre der König krank wurde. Dieſer übertrug ihm am 17ten März 1811, doch mit einiger Beſchränkung, die Regierung des ſchwediſchen Reiches, welche er denn auch bis zum 7ten Januar 1812 weiſe und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter ſeinem Vorſitz eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. Ein Meiſterſtück iſt ſein Bericht, den er am Schluſſe ſeiner interimiſtiſchen Regierung über den Zuſtand Schwedens dem Könige erſtattete. — Aus ſeinen liberalen Anſichten floß das merkwürdige Decret vom 29ſten Jul. 1812, wodurch die ſchwediſchen Häfen **allen** Nationen geöffnet wurden. Dieſer Beſchluß war übrigens eine Folge der immer mehr zunehmenden Spannung zwiſchen Schweden und Frankreich, welche die Ernennung des Vetters von dem damaligen franzöſiſchen Kaiſer zum Thronfolger in Schweden nicht hatte verhindern können, da ſie zu ſehr in der Natur begründet war, und ſelbſt die verſtändigſten und ergreifendſten Vorſtellungen des Kronprinzen an die franzöſiſche Regierung den Gang des Schickſals auch nicht um eine Secunde aufzuhalten vermochten. Wir gedenken hierbei der Briefe Carl Johanns an Napoleon Bonaparte. — Als der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland entſchieden war, entſchied auch Schweden ſich gegen Frankreich, und Aller Augen hefteten ſich nur um ſo feſter auf **Carl Johann**, ſeit er zu **Abo** (26ſten Aug. 1812) mit **Kaiſer Alexander** von Rußland in dem Augenblicke ſich beſprochen hatte, wo Napoleons Hauptquartier ſchon zwiſchen Smolensk und Moskau ſich befand. Schwedens Politik erfoderte die möglichſte Vorſicht und ſo trat denn ſeine Kriegserklärung gegen Frankreich erſt in dem Moment vor die Augen der Welt, als **Carl Johann** in dem Hauptquartiere Alexanders und Friedrich Wilhelms zu **Trachenberg** in Schleſien (am 9ten — 12ten Julius 1813) erſchien. Schon am 18ten Mai 1813 war der Kronprinz in Stralſund angelangt, um das Commando der ſchwediſchen Armee in Deutſchland zu übernehmen; ſein letztes berühmtes Schreiben an den Kaiſer der Franzoſen (vom 20. März 1814) war ohne Wirkung geblieben. Schweden hatte ſich nun mit England und Rußland nur noch feſter verbunden. — Nach der gehaltenen Conferenz in Trachenberg begab ſich Carl Johann nach Berlin, woſelbſt er am 24ſten Jul. ankam und über die dort befindlichen Truppen Heerſchau hielt. Von dort aus bereiſ'te er während des Waffenſtillſtandes die Standquartiere der übrigen ſeinem Commando übergebenen Truppen und muſterte dieſe ebenfalls. Hierauf begab er ſich noch einmal nach Stralſund, wo er den Herzog von Cumberland ſprach und den General Moreau bewillkommte. Am 11ten Aug. befand er ſich bei dem Belagerungscorps vor Stettin. Eben als er dieß einige Uebungen machen ließ, ſchoß man aus der Feſtung mit einer Haubitze nach ihm; dreißig Schritte hinter dem Prinzen zerplatzte die Kugel. In dieſem Augenblicke wollten die Koſaken auf mehrere Franzoſen, die vor dem Platze fouragirten, losbrechen; der Prinz hielt ſie zurück und begnügte ſich damit, daß er den Offizier, der jene Franzoſen führte, zu ſich rufen ließ und ihm begreiflich machte, daß der Commandant von Stettin den Waffenſtillſtand gebrochen habe und welche Folgen dieß haben könne, wenn er ſeinen entrüſteten Truppen freien Willen laſſen

wolle. — Carl Johann hatte den Oberbefehl über eine Armee erhalten, welche aus den ruſſiſchen Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitſchew, aus dem engliſchen unter Walmoden, dem preußiſchen unter Bülow und dem ſchwediſchen unter dem Feldmarſchall Stedingk beſtand. Dieſe Armee führte den Generaltitel: vereinigte Armee von Norddeutſchland. Am 15ten Aug. 1813 erließ der Kronprinz, als Generaliſſimus, aus ſeinem Hauptquartiere zu Oranienburg eine Proclamation an dieſe Armee. An demſelben Tage noch begab er ſich nach Potsdam und an dem folgenden nach Charlottenburg. Am 17ten Aug. früh 1 Uhr ließ er zum erſten Male die franzöſiſchen Vorpoſten angreifen. Durch den Sieg bei Großbeeren am 23ſten Aug. über den Marſchall Oudinot rettete Carl Johann Berlin zum erſten Male, durch ſeinen noch größern Sieg bei Dennewitz am 6ten Sept. über den Marſchall Ney rettete er Friedrich Wilhelms Reſidenz zum zweiten Male. — Die dankerfüllten Berliner ſandten ihm eine Deputation und beſchloſſen die Ausprägung einer Medaille mit ſeinem Bildniſſe, die er aber nur unter der Bedingung annahm, daß darauf auch die Namen der Generale, die an jenen Erfolgen Theil gehabt, verewigt würden. Vom König von Preußen erhielt er das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, von dem Kaiſer von Oeſterreich den Maria-Thereſien-Orden erſter Claſſe und von dem Kaiſer von Rußland den St. Georgen-Orden erſter Claſſe, nachdem er ſchon bei jener Zuſammenkunft zu Abo die Decorationen der drei großen ruſſiſchen Orden von Alexander Newsky, St. Anna und St. Andreas empfangen hatte. — Am 4ten Oct. ging der Kronprinz bei Roßlau über die Elbe. Sein Marſch am 17ten bis Taucha trug vieles zum Erfolge des glorreichen 18ten Octobers vor Leipzig bei, an welchem Tage Carl Johann ſich neuen Ruhm erwarb. Am folgenden Tage vereinigte er ſich mit ſeinen hohen Alliirten in dem geretteten Leipzig. — Während dieſe in gerader Richtung den Feind nach ſeiner Gränze verfolgten, zog Carl Johann die Elbe abwärts nach Mecklenburg, wo Marſchall Davouſt in Verbindung mit den Dänen hauſ'te. Siegreich drang er auch hier vor. Bald war Lübeck erobert und die däniſche Armee von der franzöſiſchen getrennt, welche ſich nach Hamburg warf. Vor dieſer unglücklichen Stadt blieb ein Blokadecorps, während der Kronprinz mit der Hauptarmee gegen Holſtein ſich wandte. Nach drei Monaten erſtreckten ſich ihre Vorpoſten bis Ripen und Friedericia, und Dänemarks König gab nun gern das rauhe Norwegen für ſein fruchtbares herrliches Holſtein hin. Nach geſchloſſenem Frieden mit Friedrich VI. von Dänemark zog Carl Johann mit dem größten Theile ſeiner Armee durch Hannover gegen Frankreichs Gränze. Von Hannover aus datirt unter ſeinem Namen ſich eine Proclamation an die Franzoſen, deren Echtheit aber hat bezweifelt werden wollen. Dieſer Marſch ging jedoch ſo langſam, daß, noch ehe Carl Johann neuen Waffenruhm auf dem vaterländiſchen Boden ſich erkämpfen konnte, Alexander und Friedrich Wilhelm in Paris einzogen, Napoleon Bonaparte von dem franzöſiſchen Senate des Thrones verluſtig, die Kaiſerwürde für erloſchen erklärt und Ludwig XVIII. von Bourbon zum Könige von Frankreich ausgerufen wurde. — Der Kronprinz begab ſich indeſſen ſelbſt nach Paris, wo er am 12. April (1814) ankam, ſich aber nur wenige Tage verweilte, weil die in Norwegen ausgebrochenen Unruhen ſeine Gegenwart forderten. Die Stände dieſes Landes widerſetzten ſich nämlich der im Kieler Vertrag geſchehenen Abtretung an Schweden, behauptend, daß durch dieſelbe die normänniſche Nation das Urrecht der Selbſtſtändigkeit wieder erlangt habe,

ernannten den bisherigen Statthalter, den Prinzen Chriſtian Friedrich von Dänemark, zu ihrem Regenten, und erklärten ſich entſchloſſen, ihre Unabhängigkeit gegen jede fremde Gewalt zu behaupten. Aber Carl Johann drang an der Spitze einer Armee in das Land, und wirkte auf dem militäriſchen und politiſchen Wege ſo zweckmäßig, daß die Normänner ihren Widerſtand aufgaben, und ſich zur Vereinigung ihres Landes mit Schweden verſtanden. Im November erſchien er ſelbſt in der Reichsverſammlung zu Chriſtiania, und ſtellte die neue Ordnung der Dinge her. Dieſe Erfolge trugen ſehr viel dazu bei, das Anſehen des Kronprinzen bey der ſchwediſchen Nation zu erhöhen und zu befeſtigen, und das Gewicht ſeiner Gegenparthie, die ſich beſonders unter dem Adel des Reichs findet, zu vermindern. Seine Gemahlin befindet ſich fortdauernd zu Paris. — Nicht nur als Militär- und als Staatsmann, ſondern auch als Menſch verdient übrigens Carl Johann die größte Achtung. Wir belegen dieſes Zeugniß aus den vielen Documenten, die es dafür gibt, mit der Inſtruction die er (am 29ſten Oct. 1812) dem Baron Cederhielm zur Erziehung ſeines Sohnes, des Herzogs von Südermannland, eigenhändig ausarbeitete, und mit dem Briefe, den er nach ſeinem Einzuge in Lübeck an eben dieſen Sohn ſchrieb. Ungern müſſen wir, wegen Beſchränktheit des Raumes, es uns verſagen, dieſen Artikel mit dem Abdrucke dieſer beiden Actenſtücke zu ſchließen.

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), auch zuweilen nach ſeiner Gemahlin Carli Rubbi benannt, ward im April 1720 zu Capo d'Iſtria in einer alten adlichen Familie geboren. Schon in ſeinem zwölften Jahre verfertigte er eine Art von Theaterſtück, an das er ſich noch in ſeinem Alter mit Wohlgefallen erinnerte. Früh entwickelte ſich in ihm eine überwiegende Neigung zur Alterthumskunde des Mittelalters, womit er zugleich das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Poeſie verband. Nachdem er bereits im achtzehnten Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht und Gedichte herausgegeben hatte, ſtudirte er auf der Univerſität zu Padua Mathematik, insbeſondere Geometrie, und die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache. Zwei Jahre darauf nahm ihn die Akademie der Ricovrati zum Mitgliede auf, und von dieſer Zeit fing er an, durch ſeine literariſchen Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumskennern Fontanini und Muratori bekannt zu werden. Nun gab er nach und nach mehrere Werke heraus, z. B. Bemerkungen über verſchiedene griechiſche Autoren, über die alte und neue Muſik; das Trauerſpiel Iphigenia in Tauris, eine Ueberſetzung des Heſiodus, eine Abhandlung über den Zug der Argonauten u. ſ. w. In ſeinem 21ſten Jahre ward er von dem venetianiſchen Senate zum Profeſſor der Aſtronomie und der Seewiſſenſchaften daſelbſt ernannt. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und dem Abt Tartarotti ein wahrhaft lächerlicher Streit über einen noch lächerlichern Gegenſtand. Jener hatte nämlich in einem beſondern Werke das Daſeyn der Hexen geläugnet, aber dafür behauptet, daß man mit Hülfe des Teufels allerdings ein Zauberer werden könne. Carli nahm ſich, man weiß wahrlich nicht wie, die Mühe, dieſe alberne Behauptung zu widerlegen, und ward dafür von Tartarotti der Ketzerei beſchuldigt. Nachdem eine Menge Schriftſteller für und gegen den Teufel Partei genommen hatten und dieſer Krieg, von dem Carli ſelbſt behauptete, der Teufel ſey die Helena deſſelben, zehn volle Jahre gedauert hatte, brachte endlich Maffei durch ſeine Schrift, la Magia annichilata (die in ihr

Nichts zurückgeführte Magie), die Vertheidiger des Teufels zum Schweigen. Hierauf ließ Carli ſeine Abhandlungen über die mit Thürmen verſehenen Schiffe der Alten, über den erſten Verſuch der Erdbeſchreibung und der geographiſchen Karten der Alten und ſein philoſophiſches Gedicht in drei Geſängen, Andropologia ossia della Società (Anthropologie oder über die Geſellſchaft) drucken. Familienangelegenheiten und die Verwaltung ſeines großen Vermögens nöthigten ihn hierauf, ſeine Profeſſur zu Venedig niederzulegen, und nach Iſtrien zurückzukehren. Hier wandte er ſeine Muße zur Nachforſchung über die Alterthümer ſeines Vaterlandes an und beſchrieb dieſe zuerſt in ſeinem Werke über das Amphitheater von Pola. Hierauf erſchienen ſeine beiden erſten berühmten Abhandlungen über den Urſprung der Münzen und über den Handel mit denſelben. Auf dieſe Werke, ſo wie überhaupt auf das Studium des alten und neuen Münzweſens, hatte ſich Carli ſchon ſeit Jahren durch öftere Reiſen, weitausgebreitete Correſpondenz und durch koſtſpielige Erfahrungen vorzubereiten geſucht. Jene Abhandlungen machten aber nur die Vorläufer ſeines größern Werks über die Münzkunde aus. Dieſes Werk, welches von 1754 bis 1760 in drei Theilen erſchien, führt den Titel: Delle monete, e dell' istitutione delle zecche d'Italia, dell' antico e presente sistema di esse e del loro intrinseco valore e rapporto colla presente moneta, della decadenza dell' imperio fino al secolo XVII, per utile delle pubbliche e delle private ragioni. (Von den Münzen, von der Einführung des Geldes in Italien und von der alten und neuen Beſchaffenheit, dem innern Werthe und dem Verhältniſſe deſſelben zu der jetzigen Münze, ſeit dem Verfall des römiſchen Kaiſerthums bis zum ſiebzehnten Jahrhunderte, zum Nutzen der Fürſten und Privatperſonen). Dieſes Werk machte überall ein großes Aufſehn und die Grundſätze, welche Carli darin aufgeſtellt hatte, wurden an mehrern Orten zur Grundlage bei Münzverhandlungen angenommen. Während dieſes Werk gedruckt wurde, gab er noch ſeinen Essai politique et économique sur la Toscane (Ueber Toscana in politiſcher und ökonomiſcher Hinſicht) heraus. Hierauf ernannte ihn der deutſche Kaiſer zum Präſidenten des höchſten Handelsgerichts und des Studienraths, welche zu Mailand errichtet wurden, und deren öffentlichen Sitzungen Joſeph II. bei ſeiner dortigen Anweſenheit den größten Beifall ſchenkte. Dieſer ernannte Carli darauf zum geheimen Staatsrathe und Präſidenten des Finanzcollegiums zu Mailand. Als Studiendirector beſchäftigte er ſich beſonders und faſt ausſchließlich mit dem öffentlichen Unterrichte und ließ deshalb ein kleines Werk unter dem Titel: Nuovo metodo per le scuole pubbliche d'Italia (Neue Unterrichtsmethode für die öffentlichen Schulen Italiens) drucken, welchem kurz darauf ſein philoſophiſches Werk: l'Uomo libero (Der freie Menſch), ſo wie ſeine Lettere americane (Die amerikaniſchen Briefe) folgten. Erſteres ſollte nichts weniger als Hobbes, Rouſſeau und Montesquieu widerlegen. Die amerikaniſchen Briefe handeln von den Sitten, Gebräuchen, der Religion und der Regierungsform der verſchiedenen Völker Amerika's, ehe die Europäer daſſelbe entdeckt und erobert hatten: der zweite Theil ſtellt Hypotheſen auf über die Art, wie Amerika bevölkert worden u. ſ. w. Sie ſind ins Engliſche, Deutſche und Franzöſiſche überſetzt worden. Noch im Alter beſchäftigte er ſich mit der thieriſchen

Phyſik und der Phyſiologie, und gab ſeinen Ragionamento heraus, in welchem er von dem Umlaufe, der Farbe, dem Pulſe, dem Athmen, der thieriſchen Wärme und dem Lebensprincip handelte, worauf er 1788 ſein großes Werk Dell' antichite Italiche (Ueber die Alterthümer Italiens), und ſeine Abhandlung über die Kunſt des Gedächtniſſes folgen ließ. Carli ſtarb am 22ſten Febuar 1795. Seine ſämmtlichen Werke wurden (1784 — 1794) von ihm ſelbſt in funfzehn Bänden herausgegeben, und führen den Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian. Rinaldo conte Carli, presidente emerito del supremo consiglio di pubblica economia, e del regio ducal magistrato camerale di Milano di stato di S. M. I. R. A. In dieſer Ausgabe ſind jedoch die amerikaniſchen Briefe nicht mit begriffen, welche ein beſonderes Werk in fünf Bänden ausmachen.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipps II, und Mariens von Portugal, war zu Valladolid am 8ten Jan. 1545 geboren. Seine Mutter ſtarb vier Tage nach ſeiner Geburt. Er ſelbſt war ſchwächlich; der eine ſeiner Schenkel war kürzer als der andre. Die außerordentliche Nachſicht, mit welcher er erzogen wurde, vermehrte ſeine angeborne Heftigkeit, Halsſtarrigkeit und Rachſucht. Im J. 1560 ließ Philipp ihn von den zu Toledo verſammelten Ständen als Thronerben anerkennen, und zwei Jahre nachher ſchickte er ihn auf die Univerſität nach Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wiſſenſchaften ſeinen unbändigen Charakter mildern würde. Ein unglückliches Ereigniß ſetzte ſein Leben in Gefahr. Er fiel in dem von dem Cardinal Ximenes erbauten Palaſt die Treppe hinunter, und ſchien todt zu ſeyn. Zwar kam er wieder zu ſich, aber am elften Tage befiel ihn ein hitziges Fieber, das den Aerzten keine Hoffnung der Geneſung übrig ließ. Der König, der davon benachrichtigt wurde, eilte ſogleich zu ſeinem Sohne, und da man ſich erinnerte, daß der Prinz eine beſondere Verehrung gegen den heiligen Didacius hege, der damals noch nicht canoniſirt war, ſo befahl Philipp, den Leib des Heiligen in feierlicher Proceſſion herbeizubringen. Man legte ihn auf das Bette des Kranken und bedeckte das heiße Geſicht deſſelben mit dem kalten Leichengewande. Der Prinz ſchlief ein: bei ſeinem Erwachen hatte das Fieber nachgelaſſen; er foderte zu eſſen und genas. Alles glaubte an ein Wunder und Philipp hielt zu Rom um die Heiligſprechung des Didacius an. In dem Bilde, welches die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber von Don Carlos entwerfen, weichen ſie von einander ab. Nach Einigen verband er mit der Liebe zum Ruhm einen hohen Muth, Stolz und Herrſchſucht; nach Andern liebte er das Bizarre und Ungewöhnliche, Zufall oder Widerſtand ſetzten ihn in Wuth, Gewandtheit oder Unterwürfigkeit beſänftigten ihn. Einſt ging er Nachts durch die Straßen von Madrid; aus Unvorſichtigkeit ward ihm etwas Waſſer auf den Kopf gegoſſen, ſogleich befahl er den Edelleuten, die ihn begleiteten, das Haus in Brand zu ſtecken und alle Bewohner zu erwürgen. Sie gingen fort, als ob ſie gehorchten; kamen aber bald zurück und ſagten, daß ſie nicht gewagt hätten, den Befehl zu vollziehn, weil eben das heilige Sacrament zu einem Kranken in das Haus gebracht worden ſey; und Carlos ſchien damit zufrieden. Als ein andermal einer ſeiner Kammerherrn, nach welchem er geklingelt hatte, nicht augenblicklich gekommen war, faßte ihn der Prinz mitten um den Leib, und würde ihn zum Fenſter hinaus geſtürzt haben, wenn nicht auf das Rufen deſſelben die Bedienten herbeigekommen wären. Man weiß indeß nicht, wie weit man den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern glauben darf, die in

Philipp einen Beſchützer der Religion verehren, während ſie Don Carlos als einen Anhänger der aufrühreriſchen Calviniſten in den Niederlanden und beſonders als einen Feind der heiligen Inquiſition darſtellen. Man ſagt, daß Don Carlos ein leeres Buch mit dem Titel überſchrieben habe; Los grandes y admirables viajes del rey Don Philippe, und alle dieſe Reiſen waren von Madrid nach dem Escurial und vom Escurial nach Madrid. Gewiß iſt es, daß auf dem Congreß von Chateau Cambreſis im J. 1559 von der Vermählung Don Carlos mit Eliſabeth, der Tochter Heinrichs II., die Rede war, und daß Philipp, damals Witwer von Maria von England, ſich ſelbſt an die Stelle ſeines Sohns ſetzte. Man hat geſagt, daß Don Carlos Eliſabeth liebte, daß er von ihr geliebt ward, und daß er es nie ſeinem Vater vergab, ſie ihm entriſſen zu haben. Im J. 1563 mochte Philipp, der keinen andern Erben als Don Carlos hatte, ihn der Regierung für unfähig achten, und ließ ſeine Neffen, die Herzoge Rudolph und Ernſt, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in ſeinen Staaten zuzuſichern. Don Carlos, der indeß fortwährend in Mißverſtändniſſen mit ſeinem Vater lebte, beſchloß, 1565 Spanien zu verlaſſen, unter dem Vorwande, Malta, das von Soliman belagert wurde, zu Hülfe zu kommen. Er hatte 50,000 Ducaten zuſammengebracht und war bereit abzureiſen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipps, den zugleich Carlos zu dem ſeinigen gemacht hatte, ihm einen untergeſchobnen Brief des Vicekönigs von Neapel vorzeigte, worin gemeldet wurde, daß Malta außer Gefahr ſey, und ihn ſo von ſeinem Entſchluß abwandte. Im J. 1567, als der Aufruhr der Niederlande Philipp beunruhigte, ſchrieb Don Carlos an mehrere Große des Reichs, daß er die Abſicht habe, nach Deutſchland zu gehn. Er ſchickte Garcias Alvarez Oſſorio nach Sevilla ab, um 600,000 Thl. zu holen, und eröffnete ſich ſeinem Oheim Don Juan von Oeſterreich, der ihm mit Sanftmuth zuredete, und ihm vorſtellte, daß die meiſten Großen, an die er geſchrieben, nicht unterlaſſen würden, den König davon zu unterrichten. Das geſchah auch und Don Juan ſelbſt hinterbrachte Philipp, was der Infant ihm vertraut hatte. Man glaubt, daß Don Carlos von dem Unglück der Niederländer gerührt geweſen; daß er von ihnen eingeladen worden, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und daß ihm dieſer Plan gefallen habe, weil er bizarr und ungewöhnlich geweſen. Philipp ſchien zu glauben, daß ſein Sohn aus Spanien fliehen und nach den Niederlanden gehen wolle. Der Baron Montigny verlor darüber den Kopf. Der junge Prinz hatte oft das glühendſte Verlangen bezeigt, an der Regierung Theil zu nehmen, aber, zu eiferſüchtig auf ſein Anſehn, betrug ſich Philipp mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog von Alba, Ruy Gomez de Silva, Don Juan von Oeſterreich und Spirola zu vertrauen ſchien. Don Carlos faßte gegen dieſe Männer eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterſchaft von Flandern erhalten, die er für ſich erbeten hatte. Entſchloſſen ſich zu rächen, ſtürzte er ſich mit einem Dolch auf ihn, als er Abſchied zu nehmen gekommen war, und der Herzog entging dem Tode nur durch ſeine Kraft und Gewandtheit. Der Erbauer des Escurials, Louis de Foix, erzählte unter andern merkwürdigen Umſtänden von Don Carlos folgendes, was de Thou aufbehalten hat. Der Prinz hatte ſtets unter ſeinem Kopfkiſſen zwei bloße Schwerter, zwei geladene Piſtolen, und neben ſeinem Bette mehrere Gewehre und einen Kaſten voll Schießpulver. Dieſes außerordentliche Mißtrauen beunruhigte Philipp. Oft hatte man Don Carlos ſich beklagen hören, daß ihm ſein

Vater ſeine Braut geraubt habe. Am Weihnachtsabend beichtete er einem Prieſter, daß er beſchloſſen habe, einen Menſchen zu ermorden. Die Beichte ward dem König hinterbracht, welcher ausrief: „Ich bin derjenige, den mein Sohn ermorden will; aber ich werde Maßregeln ergreifen, ihm zuvorzukommen.“ So beſchloß Philipp, als Gemahl eiferſüchtig, als König finſter und mißtrauiſch, als Vater unglücklich, aus Haß oder Furcht, Politik oder Aberglauben, den Untergang ſeines einzigen Sohns, der ſeine Krone erben ſollte. De Foix hatte dem Prinzen eine eigene Vorrichtung gemacht, womit dieſer ſeine Thüren immer zu verſchließen pflegte. Er bekam Befehl, ſie unbrauchbar zu machen, und that dies ſo geſchickt, daß jener nichts davon bemerkte. Don Carlos lag in tiefem Schlafe in der Nacht den 18ten Jan. 1568, als der Graf Lerma zuerſt in ſein Zimmer trat, und ſämmtliche Waffen wegräumte. Darauf erſchien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria und mehrere andere Große vorausgingen. Don Carlos ſchlief ununterbrochen. Man weckte ihn; als er den König, ſeinen Vater, erblickte, rief er: „Ich bin des Todes;“ und indem er ſich an Philipp wandte: „Will Ew. Majeſtät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen, aber in Verzweiflung bin ich über alles, was man mit mir vornimmt.“ Darauf beſchwor er mit Thränen die Umſtehenden, ihm den Tod zu geben. „Ich bin nicht gekommen, antwortete der König, euch umzubringen, ſondern als Vater euch zu züchtigen, und euch zur Pflicht zurückzuführen.“ — Er befahl ihm aufzuſtehn, entzog ihm alle ſeine Bedienten, ließ ein mit Papieren angefülltes Käſtchen, das unter dem Bette ſtand, in Beſchlag nehmen, übergab den Prinzen ſechs Edelleuten zur Bewachung, ſchärfte denſelben ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, ihn weder ſchreiben noch mit jemanden reden zu laſſen, und entfernte ſich. Jene Wächter kleideten Don Carlos in Trauerkleider; man nahm die Tapeten, die Möbeln und ſelbſt das Bette fort, und ließ nur eine Matratze zurück. Don Carlos, voll Wuth und Verzweiflung, hatte, die harte Winterkälte vorſchützend, ein großes Feuer anzünden laſſen; er ſtürzte ſich plötzlich in die Flammen, um darin zu erſticken. Nur mit Mühe zog man ihn heraus. Abwechſelnd verſuchte er, ſich durch Durſt, durch Hunger, durch übermäßigen Genuß von Speiſe zu tödten; er verſchluckte einen Diamant, um daran zu erwürgen. Man ſagt, daß Philipp aus den Papieren des Prinzen ſein Einverſtändniß mit den Niederländern erſah, und daß er einen geheimen Briefwechſel zwiſchen ihm und der Königin fand. Nachdem Philipp ſich wegen ſeines Betragens bei den mächtigſten Fürſten Europa's zu rechtfertigen geſucht, auch den Städten ſeines Reichs von dem Geſchehenen Nachricht gegeben hatte, trug er der Inquiſition auf, über den Prinzen das Urtheil zu ſprechen. Die meiſten Geſchichtſchreiber behaupten, daß Don Carlos von dieſem gehäſſigen Gerichte zum Tode verurtheilt worden, und daß die Hinrichtung heimlich mittelſt einer vergifteten Suppe geſchehen ſey. Andere glauben, daß ihm im Bade die Adern geöffnet, noch andre, daß er erdroſſelt worden; aber Ferreras und die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber überhaupt erzählen, daß er an einem bösartigen Fieber geſtorben, daß er das Sacrament mit vieler Frömmigkeit genommen, und ſeinen Vater wegen des ihm verurſachten Kummers um Verzeihung gebeten habe. Selbſt der Zeitpunkt ſeines Todes iſt nicht ganz genau zu beſtimmen, da man ihn, wie es ſcheint, eine Zeit lang verheimlichte. Die wahrſcheinlichſte Angabe ſetzt ihn auf den 24ſten Jan. 1568. So ungewiß auch die Todesart des Infanten iſt und bleiben wird, ſo gewiß iſt es, daß Eli-

ſabeth noch in demſelben Jahre ebenfalls ſtarb, und daß auch ihres Todes wegen ein ſchwarzer Verdacht auf Philipp fällt. Don Carlos Schickſale haben mehrern tragiſchen Dichtern zum Stoffe gedient: wir nennen die Arbeiten Schillers, Alfieri's, Otway's und Campiſtrons.

Carlowitz, ein großer Flecken an der Donau, zu Ungarn gehörig, wo 1699 zwiſchen dem Kaiſer, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter engliſcher und holländiſcher Vermittelung, der carlowitzer Friede geſchloſſen wurde; der erſte, in welchem ſeit der Eroberung von Conſtantinopel die bis dahin der Chriſtenheit ſo furchtbaren Ottomanen ihre anfangende Schwäche blicken ließen, und ſchon gemachte Eroberungen aufgaben. Der Kaiſer bekam zu dem eigentlichen Ungarn Slavonien; Siebenbürgen verblieb ihm ganz. Die Flüſſe Donau, Theiß und Maroſch wurden zur Gränze geſetzt. Polen bekam das ſeit 1672 von den Türken beſeſſene Caminieck wieder; Venedig behielt alles in Morea und Dalmatien Eroberte, außer Lepanto; der Czar ſchloß nur einen zweijährigen Waffenſtillſtand, der aber nachher auf 30 Jahre verlängert ward, und behielt Azow.

Carlsbad, eine kleine offene Stadt in Böhmen, und zwar im ſaazer Kreiſe, elnbogner Antheils, zwiſchen hohen Bergen in einem engen Thal an der Tölpel, welche mitten durchfließt. Sie hat ungefähr 3000 Einwohner, und iſt vorzüglich wegen ihrer wohlthätigen Quellen berühmt, welche jährlich oft zwiſchen 6 bis 800 Menſchen dort verſammeln. Die beiden vorzüglichſten Quellen in Carlsbad ſind 1. der Sprudel, die Hauptquelle, deren Entdeckung im Jahr 1319, und zwar der Sage nach, von Kaiſer Carl IV. geſchehen ſeyn ſoll, als er einen Hirſch verfolgt, welcher von einem hohen Felſen (der noch bis jetzt der Hirſchſprung heißt), herabgeſprungen, und durch dieſen Sprung die Quelle geöffnet habe. Der Sprudel iſt die heißeſte der carlsbader Quellen; die Wärme deſſelben beträgt im Durchſchnitt 165 Grad nach Fahrenheit. 2. Der Neubrunnen, deſſen Waſſer minder heiß iſt, und ſeit einigen Jahren ſtark getrunken wird. Die daſigen Einwohner machen vortreffliche Stahl- und Eiſenarbeit.

Carlskrona, eine ſchöne Stadt mit einem vortrefflichen Hafen in der Landſchaft Bleckingen an der Oſtſee, von dem König von Schweden Carl XI. erbaut. In dem Hafen kann die ganze ſchwediſche Flotte ſicher liegen, und der Eingang wird von zwei Citadellen beſchützt. Die Stadt hat gegen 9000 Einwohner. Der ſehr bedeutende Handel beſteht hauptſächlich in Theer, Bretern, Potaſche, Tabak und Marmor.

Carlsruhe, die Reſidenz des Großherzogthums Baden, eine offene, aber regelmäßig gebaute Stadt mit einem Schloſſe, von welchem zweiunddreißig Alleen durch den Wald gehen, deren neun die Hauptgaſſen der Stadt ausmachen. Die Volksmenge beträgt 10,500 Menſchen; auch ſind ein Gymnaſium illuſtre, merkwürdige Kunſt- und Naturalienſammlungen, Kunſtwerkſtätte u. dergl. daſelbſt. Sie wurde 1715 vom Markgrafen Carl Wilhelm, anfangs als Jagdſchloß, dann als Reſidenz, nebſt der erſten Anlage der Stadt, damals größtentheils aus Holz, erbaut. Erſt der 1811 verſtorbene Großherzog, Carl Friedrich, verſchönerte und vergrößerte ſie während ſeiner Regierungsjahre. Der erſte Plan zur Erbauung iſt beibehalten, aber nie ganz ausgeführt worden; denn nach demſelben ſollte das Reſidenzſchloß mit ſeinen beiden Seitenflügeln und ſchönen Gärten das Centrum der Stadt bilden, und in proportionirtem Abſtande rings umher 32 aus dem Mittelpunkte auslaufende Radien eben ſo viele Hauptſtraßen nach allen Richtungen

werden. Aber nur neun von dieſen Straßen wurden wirklich ausgeführt. Die übrigen werden durch große Pappelalleen bezeichnet.

Carmagnole war zur Zeit der Revolution ein republikaniſcher Tanz der Franzoſen, der mit Geſang begleitet ward. Der Geſang fing an: Madame Veto avoit promis etc. Sein Urſprung fällt in die Zeit der Volkserbitterung gegen das Vetorecht und der Ermordung der Schweizergarden und Dolchritter. Dieſe Benennung, welche wahrſcheinlich von der piemonteſiſchen Stadt Carmagnole herkommt, wurde im gemeinen Leben ſehr üblich. — Daher nannte man damals auch Carmagnol in Frankreich jeden Bürger, der bereit war, oder ſich bereit ſtellte, für das damals vergötterte Freiheitsphantom ſein Leben zu laſſen. — Petits Carmagnoles heißen in Paris die kleinen Bedienten, wahrſcheinlich auch von der erwähnten Stadt.

Carmeliter, ſ. Orden (Geiſtliche).

Carmontelle, berühmt durch ſeine Proverbes dramatiques, war 1717 zu Paris geboren und ſtarb daſelbſt 1806. Er war Vorleſer und Ordonnateur des Fêtes bei dem Herzog von Orleans geweſen. „Die Grundlage dieſer kleinen Stücke,“ ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter von den dramatiſchen Sprichwörtern, „iſt im Ganzen ſehr locker. Man darf keinen künſtlichen Knoten, noch eine gehörige Entwicklung ſuchen. Was Carmontelle uns vor Augen ſtellt, iſt nur eine Folge dramatiſcher Scenen; es iſt ein Winkel der Geſellſchaft, den er uns zeigt, ein Vorfall, eine Unterhaltung im Saal, im Cabinet, im Kaufladen, im Schauſpiel, auf dem Spaziergange u. ſ. w., woran er uns Theil nehmen läßt; was er geſehen und gehört hat, wiederholt er mit der Treue eines Spiegels, eines Eccho's.“ — Dennoch ſind dieſe kleinen Comödien das niedlichſte Repertoire für Geſellſchaftstheater; auch ſind ſie von dramatiſchen Dichtern als eine unerſchöpfliche Fundgrube vielfach benutzt worden. Die Fruchtbarkeit Carmontelle's war eben ſo außerordentlich als ſeine Leichtigkeit. Außer dem, was gedruckt iſt, behauptet man, habe er Handſchriften zu mehr als hundert Bänden hinterlaſſen. Der Verfaſſer hatte ſie in der letzten gedrückten Zeit ſeines Lebens auf dem Mont-de-Piété verpfändet. Mit dem Talent zu ſchreiben, verband Carmontelle das Talent zu malen. Er hat faſt alle berühmten Perſonen ſeiner Zeit porträtirt; auch malte er zu ſeinem Vergnügen eine Art Transparente, die hundert und mehr Fuß lang waren, und, wie ſie ſich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten. Sein größtes Vergnügen war, ſeine Sprichwörter in Transparente und ſeine Transparente in Sprichwörter zu überſetzen. Gedruckt ſind von ihm 1. Proverbes dramatiques, 6 Vol. 1768. (Auch in dem Recueil général des proverbes dramatiques, Londres 1785, 16 Vol. in 12. enthalten. Später gab er ſelbſt noch einen 7ten und 8ten Band heraus, und nach ſeinem Tode erſchienen noch zwei Bändchen Nouveaux Proverbes dramatiques, Paris 1811. 2. Théâtre du prince Clenerzow etc. 2 Vol. 3. Théâtre de campagne, 4 Vol. Beide Sammlungen enthalten artige Comödien, denen es nur an der Entwickelung fehlt. 4. Le Duc d'Arnay. 5. Triomphe de l'amour sur les moeurs de ce siècle u. ſ. w. zwei Romane. 6. L'abbé de plâtre, eine kleine artige Comödie und 7. Conversations des gens du monde dans tous les tems de l'année.

Carmoſiren oder Carmuſiren, von dem ſchwediſchen Worte Karm, Rand, heißt, einen größern Edelſtein mit kleineren einfaſſen.

Carnation, in der Malerei die Darſtellung unbekleideter Theile des Körpers, die Fleiſchmalerei. (S. Nacktes.)

Carneades von Cyrene, der Stifter der neuern oder dritten Akademie, war gegen das J. 218 vor Chr. Geb. geboren. Sokrates hatte die widerlegende Methode in die Philoſophie eingeführt, und mit einem milden Spott und einer durchgreifenden Dialectik die dogmatiſchen Philoſophen glücklich bekämpft. Statt ein Lehrgebäude zu gründen, hatte er ſich beſtrebt, eine edle und erhabene practiſche Moral auszubreiten. Dieſelbe Bahn hatte Plato betreten. Arceſilaus, der Stifter der zweiten Akademie, ſtellte, die Grundlagen jeder Theorie zu vernichten, die Lehre von einer abſoluten Ungewißheit auf, und behauptete, daß es keine Wahrheiten gebe. Carneades wich eigentlich von dieſer zweiten Akademie nicht ab. Unterſuchen wir ſeine und des Arceſilaus Meinungen, wie ſie uns Cicero überliefert hat, ſo finden wir, daß ſie im Ganzen dieſelben ſind. Arceſilaus ſagte: „Es gibt keine Wahrheit;“ Carneades: „Man kann ſie nicht erkennen.“ Eine größere Verſchiedenheit zwiſchen beiden Philoſophen war in dem perſönlichen Charakter. Arceſilaus, der gegen alles in der Welt Zweifel erhob, ſetzte ſich dem Spotte aus, der den Pyrrhoniern zu Theil ward; Carneades ſtützte ſich mehr auf die Wahrſcheinlichkeit, die im Leben entſcheiden müſſe. Er erlaubte ſogar dem Weiſen, in gewiſſen Fällen zu vermuthen, nur ſolle er nie abſprechen. Im Ganzen ſcheint es, daß der Zweifel des Carneades eine Art von Spiel des Scharfſinns war, und daß er ſehr wohl begriffen hatte, daß er ein mächtiges Angriffsmittel ſey; aber nichts mehr. Auch iſt der Ruf des Carneades vorzüglich auf ſeine widerlegende Beredſamkeit gegründet, die er ſtets anwandte, Behauptungen umzuſtoßen und Zweifel zu verbreiten. Beſonders gegen die Stoiker richtete Carneades ſeine furchtbaren Angriffe; er geſtand ſelbſt, daß er ohne Chryſipp nicht geworden wäre, was er ſey. Es iſt hier nicht von der practiſchen Moral und dem allgemeinen Geiſt der Stoiker, ſondern von ihren philoſophiſchen und phyſiſchen Dogmen die Rede. Er zeigte ihnen die Abgeſchmacktheit ihrer Religionslehren, und vernichtete dadurch den Polytheismus. Er erklärte ſich gegen die Orakel, indem er ihnen den freien Willen des Menſchen entgegenſtellte. Er bekämpfte die Anſichten der Stoiker und Peripatetiker von dem höchſten Gute. Die erſtern ſagten, daß die höchſte Glückſeligkeit darin beſtehe, der allgemeinen Harmonie der Natur gemäß zu leben, und daß alle äußern Vortheile, Reichthum u. ſ. w., als kein feſtes Glück gewährend, keiner Zuneigung werth ſeyen; die Peripatetiker und die ältere Akademie ſetzten das höchſte Gut in den anſtändigen Genuß derjenigen Dinge, die in der Ordnung der Natur die erſten ſind, und wieſen den materiellen Gütern eine niedrigere Claſſe an. Carneades zeigte ihnen, daß ihr Streit nur in den Worten beſtehe, weil darin beide übereinkamen, daß die materiellen Vorzüge unweſentlich ſeyen. Um zu widerſprechen und um der Gefahr zu entgehn, nicht poſitiv etwas zu behaupten, hüllte er ſich in eine unbeſtimmte Definition und ſagte, das höchſte Gut beſtehe darin, den Grundſätzen der Natur gemäß zu leben; was ſo viel heißen kann, als freien Gebrauch von ſeinen Fähigkeiten zu machen. Einen andern Sieg trug er über die Stoiker davon, indem er ſie gegen ihre frühere Meinung zu dem Geſtändniß zwang, daß der gute Ruf, unabhängig von ſeinem poſitiven Nutzen, wünſchenswerth ſey. Als die Athenienſer die Stadt Oropus geplündert hatten und zu einer Geldbuße von 500 Talenten verurtheilt worden waren, ſandten ſie Carneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Critolaus nach Rom, um Nachlaß zu erbitten. Während im Senat die Sache verhandelt ward, traten die Philoſophen öffentlich auf, ihre Geſchicklichkeit in ſcharfſinnigen

und kunſtreichen Reden zu zeigen. Carneades unter andern hielt zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit. Die römiſche Jugend ſtrömte herbei, eine Kunſt bewundernd und anſtaunend, von der man in Rom noch keine Begriffe hatte, ſo daß Cato, der Cenſor, in Unruhe darüber gerieth, und dem Senat die Beſchleunigung der Entſcheidung empfahl, um ſo bald wie möglich die Gäſte wieder loszuwerden, die zu allem zu überreden vermöchten und die Gemüther verwirrten. — Carneades ſcheint ſelber nichts geſchrieben zu haben; aber Clitomachus, ſein Schüler und Nachfolger, behielt ſeine Lehre auf. Er erreichte ein Alter von 90 Jahren; man ſetzt ſeinen Tod in die 162ſte Olympiade. Er war fleißig und oft ſo vertieft in ſeinen Studien, daß ſeine Magd ihn erinnern mußte zu eſſen. Dieſe Magd war zugleich ſeine Geliebte. Eines Tags überraſchte er ſie mit ſeinem Schüler Mentor. Diesmal ſtritt er nicht über die Wahrſcheinlichkeit, noch über die Unbegreiflichkeit, ſondern fand ſehr gewiß und begreiflich, was ſeine Augen ihm zeigten. Folgenden geiſtreichen Ausſpruch führt man von ihm an: „Die Reitkunſt iſt das einzige, was die jungen Fürſten genau lernen; ihre andern Lehrer ſchmeicheln ihnen; die mit ihnen kämpfen, laſſen ſich hinwerfen; aber ein Pferd wirft jeden Ungeſchickten ab, ohne den Armen oder Reichen, den Herrn oder Knecht zu unterſcheiden.“ Ein andres ſchönes Wort des Carneades war: „Wenn man ins Geheim wüßte, daß ein Feind ſich in das Gras ſetzen wollte, unter welchem eine Natter verborgen iſt, ſo müßte man ihn warnen, wenn auch niemand wiſſen könnte, daß man geſchwiegen hätte.“ — Außerdem gab es noch einen Epicuräer und einen Elegiendichter Namens Carneades.

Carneol, eine mit dem Chalcedon ſehr nahe verwandte Kieſelgattung. Roth iſt die Hauptfarbe; dieſe verliert ſich aber einer Seits bis ins Wachsgelbe, andrer Seits bis in die Farbe der dunkelſten Granaten. Wie die Farbe, ſo iſt auch die Durchſichtigkeit und Härte dieſes Steins ſehr verſchieden. Die beſten Carneole liefert Arabien.

Carneval, auch **Carnaval** iſt (in den Kirchengebräuchen) die Zeit von dem Feſte der heil. drei Könige bis zum Anfange der vierzigtägigen Faſten, oder Aſchermittwoch (im Deutſchen Faſtnacht). Man ſtellte in den ſtreng-catholiſchen Zeiten während dieſes Zeitraums große Luſtbarkeiten und Feſte an, um ſich durch dieſelben für die bevorſtehenden Entbehrungen während der Faſten ſchadlos zu halten, wovon ſich noch bei uns die Beluſtigungen und Vergnügungen erhalten haben, die wir mit dem Namen Carneval bezeichnen, und die in großen Reſidenzſtädten in Opern, Redouten und allerlei Hoffeſten zu beſtehen pflegen. Vorzüglich berühmt ſind in Italien das Carneval zu Venedig und das Carneval zu Rom. Das **Carneval zu Venedig** iſt das berühmteſte und längſte aller europäiſchen Feſte. Es fängt allemal nach Weihnachten an; die Luſtbarkeiten ſind Schauſpiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und zuweilen bei Beſuchen großer Fürſten, noch eine Regatta, oder ein Wettrennen in Böten. Die Redouten, bei welchen ſonſt die Hazardſpiele die Hauptſache waren, haben ſeit dem Verbot dieſer Spiele im Jahre 1774 ſehr viel verloren. Wirklich bewirkte dieſes Verbot, daß das Jahr darauf das Carneval wenig von Fremden beſucht wurde. Als aber bald darauf das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward, trat das berühmte Carneval wieder in ſeine alten Rechte. Nächſt dieſem gab es in Venedig noch ein zweites Carneval, die **venetianiſche Meſſe**, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfeſt hieß, weil es gewöhnlich am Himmel-

fahrtstage anfing, und weil man die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, ſondern bloß venetianiſche Domino's getragen werden. Das Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beſchreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage, und beſteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen. Die Polizei iſt jetzt dabei äußerſt ſtreng.

Carnot (L. N. M.), geboren zu Nolay in Burgund den 13ten Mai 1753 aus einer alten Bürgerfamilie. Sein Vater, der wenig vermögend war, practicirte als Advocat. Er ward bei guter Zeit in dem Geniecorps angeſtellt, erwarb ſich dabei ausgebreitete Kenntniſſe und ſtieg unter Begünſtigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathematiſche Verſuche heraus, die ſeine Aufnahme in mehrere gelehrte Geſellſchaften bewirkten. Zu Anfange der Revolution war er Ingenieurhauptmann und ſchlug ſich auf ihre Seite. Als ernannter Deputirter im September 1791 bei der Geſetzgebung widmete er ſich den Geſchäften, die das Militärweſen betrafen. Er ſchlug die Verfertigung von 300,000 Piken zur Bewaffnung der Sansculotten vor. Als Mitglied des Convents votirte er Ludwigs Tod, ward darauf im Monat März zur Nordarmee geſandt, wo er auf dem Schlachtfelde den General Gratien abſetzte, weil er dem Feinde gewichen war, und ſich ſelbſt an die Spitze der Colonnen ſtellte. Bei ſeiner Rückkunft in den Convent ward er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, der unter dem Namen des Convents die Regierung führte. Jetzt nahm Carnots großer Einfluß auf die militäriſchen Operationen ſeinen Anfang. Im Beſitze aller Plane, welche in den Archiven ſeit Ludwig XIV. niedergelegt waren, leitete er die Operationen der franzöſiſchen Armeen. Man kann nicht läugnen, daß die Erinnerungen und Anweiſungen, welche er im Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes ertheilte, zu den Siegen der franzöſiſchen Armeen beigetragen haben. Er ward nach Robespierre's Sturz zum öftern angeklagt, aber immer freigeſprochen. Bei der Errichtung des Directorats 1795 ward Carnot alsbald dazu erhoben und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; er ließ ſich aber von Barras das Portefeuille des Kriegsminiſteriums nehmen, und ward ſeitdem ſein heimlicher Feind. Es bildete ſich 1797 in dem Rathe eine Partei gegen die Directoren, deren er ſich zum Sturz ſeines Gegners zu bedienen ſuchte; ſie, die ein anderes Ziel verfolgte, ließ ſich nicht täuſchen, er aber ward von Larevéillère getäuſcht, der, unter Barras Leitung, eine kurze Zeit ihm beizutreten ſchien, plötzlich ſich aber auf die Seite ſeiner Feinde ſchlug und ihn in die Proſcription vom 18ten Fructidor verwickeln half. Er entging der Deportation durch eine Flucht nach Deutſchland, wo er ein Werk über ſein Verfahren herausgab. Dieſe Memoiren wurden in Paris von den Feinden des Directoriums, das damals die Regierung in Händen hatte, mit Begierde geleſen, und es gelang Carnot, durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten ſeiner ehemaligen Collegen, ihren Sturz befördern zu helfen, der den 30. Prair. (18ten Juni 1799) erfolgte. Nach dem 18ten Brumaire wurde Carnot nach Frankreich zurückberufen und zum Muſterinſpector und zwei Monate darauf, im April 1800, zum Kriegsminiſter ernannt. Er bekleidete aber dieſen Poſten nicht lange. Er zog ſich in den Schooß ſeiner Familie zurück und ward den 9ten März 1802 zum Tribunat berufen. Er brachte dieſelbe Unbeugſamkeit der Grundſätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, auch mit hierher, trat mehrere Mal den Abſichten des Gouvernements entgegen, votirte als der Einzige gegen die le-

benslängliche Conſularwürde, und erhob ſich hauptſächlich gegen den Vorſchlag der Kaiſerwürde. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu deſſen Aufhebung, empfing, ohne eine Anſtellung zu haben, eine Penſion als ausgetretener Miniſter, und gab mehrere gehaltvolle militäriſche Werke heraus, als ihm im J. 1814 von Napoleon die Vertheidigung Antwerpens übertragen wurde, wo er nach den großen Ereigniſſen zu Paris, am 19ten April die weiße Fahne aufſteckte. Unter der königlichen Regierung blieben ihm zwar ſeine Titel und Würden, die ihm jährlich 40,000 Francs eintrugen; aber als ehemaliger heftiger Republikaner und als einer von denen, die auf den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten, konnte ihm die Gunſt der Bourbons nicht zu Theil werden. Noch mehr erregte er das Mißfallen des Königs durch ſein bekanntes an ihn gerichtetes Memoire, worin er das Betragen der neuen Regierung mit Heftigkeit tadelte, die Schritte der ehemaligen Revolutionairs, und namentlich die Hinrichtung des Königs entſchuldigte, und Grundſätze ausſprach, die mit dem Syſteme des Hofs im ſchneidendſten Contraſt ſtanden, ob ſie gleich zum Theil die volle Beherzigung deſſelben verdient hätten, und auch durch den Erfolg beſtätigt worden ſind. Die Regierung ließ ihn ihre Unzufriedenheit empfinden, indem ſie ihn bei der neuen Organiſation der Akademie der Wiſſenſchaften, mit allen Mitgliedern, die an dem Tode des Königs Antheil hatten, von derſelben ausſchloß. Dieſe Spannung mit dem Hofe mußte ihm bei dem Wiedererſcheinen Napoleons nothwendig zur Empfehlung gereichen. Der Uſurpator machte ihm auch, nach ſeiner Ankunft in Paris das Compliment, er ſey der einzige Mann, der ihm immer die Wahrheit geſagt habe, und ernannte ihn, unter Ertheilung der gräflichen Würde, zum Miniſter des Innern, und zum Pair des Reichs. Dieſe Auszeichnungen konnten nicht dazu dienen, ihn mit Ludwig XVIII. auszuſöhnen, als derſelbe nach Napoleons zweitem Sturze, den Thron wieder beſtieg. Die königliche Ordonnanz vom 24. Jul. ſetzte ihn in die Reihe derjenigen Individuen, welche Paris innerhalb 3 Tagen verlaſſen, und unter policeylicher Aufſicht die Entſcheidung ihres Schickſals von den Kammern erwarten ſollten, welche Ordonnanz durch den königl. Befehl vom 17. Jan. 1815 verſchärft wurde, indem derſelbe die Verbannung auſſer die Gränzen Frankreichs über alle jene Individuen erkannte. Carnot hatte ſein Vaterland ſchon früher verlaſſen, und war bereits am 15 Jan. mit ſeiner Familie durch W a r ſ ch a u gereiſ't, um ſich nach Petersburg zu begeben.

Caro (Annibale), einer der berühmteſten italiäniſchen Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, war 1507 zu Citta = Nova in der Marc Ancona geboren. Da er in ſeiner Jugend genöthigt war, Unterricht in den erſten Anfangsgründen der Wiſſenſchaften zu geben, machte ihn Lodovico Gaddi, ein reicher Florentiner, zum Lehrer ſeiner Kinder, nachher zu ſeinem Secretär, und verſchaffte ihm reiche Präbenden. Caro blieb in dieſen Verhältniſſen bis 1543, wo ſein Principal ſtarb. Er trat darauf mit demſelben Titel in die Dienſte von Pietro Lodovico Farneſe, welchen im J. 1545 ſein Vater, Papſt Paul III., zum Herzog von Parma und Piacenza erhob. Die Gunſt dieſer ganzen Familie verſchaffte Caro bald die Mittel, ſeiner koſtſpieligen Liebhaberei für Antiken und Medaillen Genüge zu leiſten. Er brachte eine Sammlung derſelben zuſammen, die mit den Sammlungen der berühmteſten Antiquare verglichen werden konnte. Die toscaniſche Sprache ward ſein Hauptſtudium, und der Ruf ſeiner reinen und zierlichen Schreibart in

Verſen und in Proſa verbreitete ſich durch ganz Italien; aber er ward oft durch ſeine Amtsgeſchäfte von ſeinen Arbeiten abgezogen. Der Herzog übertrug ihm mehrere Botſchaften an Kaiſer Carl V. Caro war mit einer ſolchen auf die Ernennung Farneſe's zum Herzog von Parma Bezug habenden Sendung 1544 nach den Niederlanden gereiſt, und ging nach ſeiner Rückkehr damit um, einen Dienſt zu verlaſſen, den ihm die Laſter und die Launen des Fürſten verleideten, als dieſer zu Piacenza ermordet ward. Er ſelbſt war in einiger Gefahr, flüchtete endlich nach Parma, und ward von dem neuen Herzog, Ottavio Farneſe, mit Freundſchaft aufgenommen. Die beiden Cardinäle Ranuccio und Aleſſandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nach einander zu ihrem Secretär, und in des Letztern Dienſten ſtand er von 1548 bis an ſeinen Tod. Durch die Begünſtigung des Cardinals erhielt er nicht nur noch mehr Präbenden, ſondern er trat auch in den Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem und bekam bald darauf zwei reiche Commenden. Dies alles aber ward für ihn die Quelle mehrerer Prozeſſe, welche, verbunden mit den Summen, die der Türkenkrieg ihm koſtete, ſeine Einkünfte beträchtlich verminderten. Er ward ſogar 1558, wie alle andere Ritter, nach Malta berufen, die Inſel zu vertheidigen; allein der Herzog und der Cardinal bewirkten ihm Erlaß. Caro war damals in einen Krieg andrer Art mit dem berühmten Kritiker Caſtelvetro verwikkelt, der eine von Caro auf das franzöſiſche Regentenhaus gedichtete Canzone einer ſtrengen Beurtheilung unterworfen hatte. Der beleidigte Dichter antwortete mit Bitterkeit, und veranlaßte dadurch einen langen Streit, in welchem der Vortheil nicht auf ſeiner Seite war. Aber, wie es ſcheint, nicht ohne Grund wird Caro des noch größern Unrechts beſchuldigt, ſeinen Widerſacher beim Inquiſitionsgericht angeklagt, und deſſen Verurtheilung und Verbannung bewirkt zu haben. Nachdem er zu Parma ſeine Apologie herausgegeben, begab er ſich, ſchon alt und ſeit lange von dem Podagra gequält, nach Rom, das er nur in der ſchönen Jahreszeit verließ, um ein Landhaus zu Fraſcati zu bewohnen. Er war hier mit einer allgemeinen Ausgabe ſeiner Werke beſchäftigt, als er, völlig frei wie er war, den Plan faßte, ein epiſches Gedicht zu ſchreiben. Als eine Vorübung im epiſchen Styl unternahm er eine Ueberſetzung der Aeneide in reimloſen Verſen; eine Arbeit, die ihn bald dergeſtalt feſſelte, daß er ſeinen anfänglichen Plan aufgab, um ganz ſich ihr zu widmen. Er vollendete glücklich dieſe Ueberſetzung, die ein Meiſterwerk in der italiäniſchen Sprache iſt. Bei ſeiner Rückkehr nach Rom ward er krank und ſtarb 1566. Von ſeinen Werken hatte er ſelbſt außer der angeführten Apologie, der unter dem Titel Mattaccini einige Satiren und unter dem Titel Corona neun beißende Sonette angehängt ſind, nur La Ficheide, ein ſcherzhaftes Lob der Feigen unter dem erdichteten Namen Barbagrigia, und La Diceria de' nasi, eine ſcherzhafte Rede auf die große Naſe des Leoni von Ancona, Präſidenten der Academie della Virtu, herausgegeben. Beide Werke wurden wegen ihrer ſchönen Schreibart ſowohl von dieſer Academie, wo er ſie vorlas, als überhaupt von allen Kennern mit großem Beifall aufgenommen. Nach ſeinem Tode erſchien außer der Eneide, eine Ueberſetzung des Longus und der Rhetorik des Ariſtoteles, ferner ſeine Rime und ſeine Lettere. Wie ſeine Gedichte ſich durch Eleganz auszeichnen, eben ſo ſind ſeine Briefe Muſter einer ſchönen italiäniſchen Proſa.

Carolina, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Carolina (Lex Carolina) heißt die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Carls V. vom Jahr 1534. (S. d. Art.)

Carouſſel heißt ein Ritterſpiel, das zu Wagen oder zu Pferde, in Wettfahren, Ringelrennen ꝛc. angeſtellt wird, und ein Ueberbleibſel der alten Turniere iſt. Es wird zuweilen an fürſtlichen Höfen von den Hofcavalieren und andern Perſonen von Range mit vielem Aufwande gegeben, und werden die Sieger von den Damen feſtlich bekränzt. Auf Reitbahnen werden von den Schülern dergleichen Carouſſels ebenfalls gehalten. — Eine Nachahmung des Carouſſels im Fahren durch mechaniſche Vorrichtungen findet man häufig in Luſtgärten und an öffentlichen Orten.

Carpathen oder carpathiſches Gebirge, eine Fortſetzung des Rieſengebirges, aber weit höher, als dieſes. Die Carpathen fangen in Ungarn oberhalb Presburg an, trennen Mähren, Schleſien und Galizien von Ungarn und verlieren ſich, nachdem ſie Siebenbürgen umſchloſſen, in der Türkei. Zum Theil enthalten dieſe Gebirge eine Menge edler und anderer Metalle, das Hauptgebirge aber viele Salzberge und dergl.

Carpzov, der Name einer Familie, welche mehrere berühmte Juriſten hervorgebracht hat. Benedictus Carpzovius, war 1565 in der Mark Brandenburg geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, Wittenberg und auf andern berühmten Univerſitäten Deutſchlands bis 1590, und ward bald darauf Doctor und 1592 Gerichtsaſſeſſor. Im J. 1594 machte ihn der Graf von Reinſtein und Blankenburg zu ſeinem Kanzler, und erlaubte ihm, 1599 eine Profeſſur zu Wittenberg anzunehmen. Im J. 1602 ernannte ihn auch Chriſtians I. von Sachſen Witwe zu ihrem Kanzler u. ſ. w. Er ſtarb zu Wittenberg 1624. Wir beſitzen von ihm Disputationes juridicae. Seine ſechs Söhne haben ſich theils als Juriſten, theils als Theologen ausgezeichnet. Dieſe ſind: 1. Benedict, geboren zu Wittenberg 1595, ſtarb 1666. Er war churfürſtlich ſächſiſcher Geheimerath, Beiſitzer des Appellationsgerichts und verdient als der erſte practiſche Juriſt ſeiner Zeit betrachtet zu werden. Seine Hauptwerke, welche claſſiſchen Werth haben, ſind Practica rerum criminalium; De capitulatione Caesarea; Decisiones illustrium Saxonum; Definitiones forenses u. ſ. w. 2. Auguſt, geſtorben 1683 als Oberhofrichter, iſt Verfaſſer der Meditationes passionales. 3. Conrad, geſtorben als Kanzler und Geheimerath des Biſchofs von Magdeburg im J. 1658, hat ebenfalls mehrere Schriften hinterlaſſen. So auch 4. Chriſtian, der zu Frankfurt an der Oder Profeſſor war und 1642 ſtarb. 5. Benedict David, Prediger zu Jena, und 6. Johann Benedict, geſtorben als Profeſſor der Theologie zu Leipzig 1657. Letzterer hatte drei Söhne, von denen ſich Johann Benedict, Profeſſor zu Leipzig, als Theologe; Friedrich Benedict, Rathsmitglied zu Leipzig, als Juriſt; Samuel Benedict, Profeſſor Poeſeos zu Leipzig, durch ein theologiſches Werk Anti-Masenius u. ſ. w., in der ſchriftſtelleriſchen Welt bekannt gemacht haben. Des Letztern Sohn, Johann Gottlob, Superintendent zu Lübeck, geb. zu Dresden 1679, hat ſich durch ſeine Schriften um die bibliſche Philologie ſehr verdient gemacht. — Noch ſind zu nennen Auguſt Benedict, ein Sohn Johann Benedicts, geboren zu Leipzig 1644, geſtorben 1708; Johann Benedict, des zweiten Johann Benedict Sohn, geboren zu Leipzig 1670 und geſtorben 1733; Johann Benedict, Bürgermeiſter zu Zittau, geſtorben als Amtmann zu Wittenberg 1739; Chriſtian Benedict, ein Arzt, und endlich Johann Benedict,

geboren 1720 zu Leipzig. Er war anfangs dort Profeſſor der Philoſophie, dann zu Helmſtädt Profeſſor der alten Literatur und hat viel geſchrieben. Er ſtarb 1803.

Carracci, der Name einer berühmten Malerfamilie — Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren ſchien er geſchickter, die Farben zu reiben als ſie mit Einſicht zu gebrauchen. Fontana, ſein Lehrer zu Bologna, und Tintoret, ſein Lehrer zu Venedig, ſuchten ihn zu bewegen, auf die Malerei Verzicht zu leiſten. Seine Schwerfälligkeit und Langſamkeit im Arbeiten zog ihm von ſeinen Mitſchülern den Schimpfnamen eines Rindviehs zu. Aber dieſe Langſamkeit war nicht die Folge eines beſchränkten Geiſtes, ſondern des Beſtrebens, mehr zu leiſten, als bisher geleiſtet worden war. Er verabſcheute alles, was ideal war, und ſtrebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er ſich Rechenſchaft geben. Ohne ſich durch das Urtheil ſeiner Lehrer abſchrecken zu laſſen, ging er nach Florenz, ſtudirte daſelbſt Andreas del Sarto und erbat ſich den Unterricht Paſſignano's. Die florentiniſchen Maler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meiſter zu verbeſſern, Correggio und deſſen Schüler nach. Dieſe Idee, die unſerm Carracci gefiel, beſtimmte ihn, ſich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit dieſen neuen Grundſätzen, welche dem Zeitgeſchmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, ſuchte er ſich unter den jungen Leuten Anhang zu verſchaffen. Zu dem Ende bewog er zwei ſeiner Vettern, Agoſtino und Annibal Carracci, ſich der Malerei zu widmen. Der Charakter dieſer beiden Brüder war ſehr verſchieden, jener gebildet und ein Freund der Dichtkunſt und Geometrie, dieſer roh, ſtörrig und zankſüchtig. Dennoch brachte es Lodovico dahin, daß ſie bald in vollkommnem Einverſtändniß mit einander lebten. Im J. 1580 ſchickte er ſie nach Parma und Venedig. Nach einiger Zeit kehrten ſie nach Bologna zurück; und jetzt fingen alle drei an, ſich einen Namen zu machen. Eine ſo mächtige Partei erhob ſich anfangs gegen ſie, daß ſie im Begriff waren, ihren Styl aufzugeben. Aber Annibal, der entſchloſſenſte unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, ſondern dem Strome von Schmähungen, der von allen Seiten auf ſie eindrang, zahlreiche Werke entgegen zu ſtellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beſchloß, eine Malerakademie zu Bologna zu ſtiften, welche er die Academia degli Incamminati nannte. Als erſten Grundſatz ſtellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der beſten Meiſter verbinden müſſe. Bald gab er ein Beiſpiel dieſes Grundſatzes in der Weiſſagung Johannes des Täufers bei den Cartheuſern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Rafaels, Titians und Tintorets nachahmte. Die ſchönſten Werke Lodovico's ſind zu Bologna. Ein Meiſter iſt er in architektoniſchen Anſichten und in der Zeichnung; überhaupt war er ſehr gründlich in allen Theilen der Malerei. Eine unendliche Menge von Ideen iſt von ihm entlehnt worden; jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er ſich am geſchickteſten fühlte. Lange genoß Lodovico ſeines ganzen Ruhms, wenigſtens ſo lange ſeine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehn. Aber er ſtarb, im J. 1619, faſt in Armuth, nachdem er Agoſtino um ſiebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, beſteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem Studium der Natur verband, ſondern das erſtere vernachläſſigte. Auch iſt ſein Colorit getadelt worden, und ſelbſt Mengs ſagt, daß er kein Coloriſt geweſen. Allein Sachverſtändige ſchreiben

dieſen an vielen ſeiner Gemälde jetzt bemerkbaren Mangel ſeiner Eilfertigkeit zu, die ihn nicht warten ließ, bis die Leinwand gehörig trocken geworden. — Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, iſt unbedeutend. — Agoſtino Carracci, deſſen nebſt ſeinem Bruder Annibal ſchon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war beſtimmt, Goldſchmid zu werden, als ſein Vetter ihn für die Malerkunſt gewann; in kurzem ward er einer der geſchickteſten Schüler deſſelben, beſonders in der Erfindung. Auch beſchäftigte er ſich mit der Kupferſtecherkunſt; und er hat mehr geſtochen als gemalt, aus Rückſichten, welche den vortheilhafteſten Begriff von der Sanftmuth ſeines Charakters geben. Als er nämlich nach ſeiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintorets geſehen, in einer Preisbewerbung ſeinem Bruder Annibal vorgezogen worden, und bald darauf ſein herrliches Gemälde, die Communion des heiligen Hieronymus, ihm den allgemeinſten Beifall erwarb, ward dieſer eiferſüchtig auf den Ruhm Agoſtino's, und ſuchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferſtechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder that. Später begleitete er denſelben nach Rom, half ihm in ſeinen Arbeiten an der farneſiſchen Gallerie und gab ihm einige von den poetiſchen Ideen an, welche man hier mit ſo vielem Vergnügen bemerkt. Die Ausführung der Fabel von Cephalus und der Galatea iſt faſt ganz von Agoſtino. Dieſes Werk ſcheint von Anakreon einem Maler der ſchönen griechiſchen Zeiten eingegeben zu ſeyn. Da ſich der Ruf verbreitete, daß der Kupferſtecher beſſer arbeite als der Maler, entfernte Annibal ſeinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, ſein Styl ſey zwar elegant, aber nicht grandios genug. Agoſtino begab ſich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saal die himmliſche, die irdiſche und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als Agoſtino, erſchöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1601 ſtarb. Für die von ihm und ſeinem Vetter in Bologna geſtiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perſpective und Architektur abgefaßt, die er ſelbſt erläuterte. Als Kupferſtecher verdient er großes Lob; als ein geſchickter Zeichner hat er nicht ſelten die fehlerhaften Umriſſe in ſeinen Originalen verbeſſert. Unter ſeinen Kupferſtichen ſind viele obſcöne, die ſelten geworden ſind. — Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Metier ſeines Vaters, der ein Schneider war. Auf ſeines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er ſolche Fortſchritte, daß Lodovico ihn in ſeiner Werkſtatt behalten wollte, während er ſeinen Bruder unter Fontana ſtudiren ließ. Annibal verfertigte mehrere ſorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veroneſe, und malte wie ſie viele kleine Gemälde. Die erſten bedeutenden Werke, die er mit Lodovico und Agoſtino lieferte, wurden ſehr ſtreng getadelt. Ohne ſich jedoch abſchrecken zu laſſen, antwortete er, daß jene Maler, die durch die Wollüſte Roms verdorben und mit Lobpreiſungen, Sonetten und akademiſchen Diplomen überhäuft worden, nicht zu beachten ſeyen. Er arbeitete unverändert an großen Werken. In der von den Carracci gemeinſchaftlich geſtifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Figuren vor. Mengs ſagt, daß er in einigen von Annibals erſten Werken den Styl Correggio's dem Anſcheine, doch nicht der Wirklichkeit nach finde. Er ſetzt hinzu, dieſer Anſchein ſey ſo verführeriſch, daß man Annibal als einen der größten Nachahmer des lombardiſchen Malers betrachten müſſe. Annibal machte ſich zuerſt durch ſeinen heiligen

Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden iſt. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er ſuchte hier einen Augenblick Rafael und die Antike nachzuahmen; aber um immer etwas Grandioſes beizubehalten, leiſtete er nicht Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Gallerie des farneſiſchen Palaſtes mit Gemälden zu ſchmücken. Unter den Gegenſtänden, welche er darſtellte, waren mehrere von Monſignor Agucchi gewählt. Die ganze Arbeit athmet eine antike Eleganz und die ganze Anmuth Rafaels. Man bemerkt hier, unter verſchiedenen Nachahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen das J. 1550 mit Nicolo dell' Abbate malte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelſte und Trefflichſte der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Rafael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibal vorziehn; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibal hatte einen erhabnern Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Cardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit in ſeinem Palaſt mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, im J. 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche das Pantheons zu Rom beerdigt. — Franceſco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibals, iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb zu Rom 1618.

Carrier (Jean Baptiſte), geboren 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. Im J. 1792 trat er als Deputirter in den Nationalconvent. Er trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10ten März 1793 bei und entwickelte den raſendſten Eifer im Verfolgen und Proſcribiren. Er hatte gehört, Frankreich ſey zu bevölkert für die republikaniſche Regierungsform; er war daher der Meinung, man müſſe es entvölkern. Einſt äußerte er auf einem Caffeehauſe, daß wenigſtens ein Drittel der Bewohner Frankreichs vertilgt werden müſſe. Er votirte Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6ten April als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31ſten Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, wo die gemäßigten Patrioten der weſtlichen Provinzen ſich durch einen Aufſtand zu vertheidigen verſucht hatten, erſchien er am 8ten October 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen: Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war, und er beeiferte ſich, dieſem Auftrag Ehre zu machen. Bei ſeiner Ankunft war Nantes bereits die Beute mehrerer wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich, und ſie reizten ſich gegenſeitig zu beiſpielloſen Gräueln an. Die Gefängniſſe waren ſchon angefüllt; die gänzliche Niederlage der Vendeer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangnen, und entflammte noch mehr Carriers und ſeiner Helfershelfer Wuth. Täglich wurde eine Menge unvollſtändig und übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher den Autoritäten vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag trotz des lebhaften Widerſpruchs mehrerer ſeiner Agenten aus. Er ließ am 15ten November 94 Prieſter unter dem Vorwand, ſie zu transportiren,

in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und während der Nacht wurden ſie erſäuft. Dieſe Abſcheulichkeit wurde täglich wiederholt. Man nannte dieſe Hinrichtung Noyaden; Carrier ſelbſt gab ihnen den Namen Baignaden und Deportations verticales. Zur Ausführung derſelben hatte er eine Bande Spießgeſellen organiſirt, welche er die Compagnie Marat nannte. Der Convent billigte dieſe Gräuel und reizte dadurch Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Zwei Menſchen, Fouquet und Lamberty, wurden von ihm beauftragt, dieſe Gefangenen ungerichtet zu vertilgen. Ein großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, diente dazu, die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geſchlechts aufzunehmen. Jeden Abend wurden ſie von hier auf Barken gebracht. Man band ſie zwei und zwei zuſammen, und ſtürzte ſie unter Säbelhieben und Bayonnetſtichen ins Waſſer. Jene teufliſchen Henker beluſtigten ſich, je einen Jüngling und ein Mädchen zuſammenzubinden und gaben dieſer Todesart den Namen republikaniſche Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene fuſilirt. Länger als einen Monat dauerte dieſes Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menſchen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Waſſer des Fluſſes ſo verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Dabei verheerten Hungersnoth und anſteckende Krankheiten die Stadt. — Da einige Monate vor ſeinem Sturze Robespierre beſchloſſen hatte, der Schreckensregierung ein Ende zu machen, und die Schuld davon auf ſeine Collegen zu werfen, ließ er Carrier zurückberufen und mißbilligte ſein Betragen. Dieſer nahm ſeinen Platz wieder im Convent, und erhob jedesmal laut ſeine Stimme, wenn irgend eine blutige Maßregel vorgeſchlagen wurde. Der 9te Thermidor erſchien, und diejenigen, die über Robespierre triumphirten, machten dem Blutvergießen ein Ende. Eine allgemeine Stimme erhob ſich jetzt gegen diejenigen, die am meiſten zu jenen Gräueln beigetragen hatten; die Verwünſchung Aller traf Carrier, und einſtimmig foderte man ſeinen Kopf. Die Anklagen waren vielfach, ſchrecklich; der Generalſecretär des Convents wurde nach Nantes geſchickt, und brachte zwei von Carrier unterzeichnete Befehle zurück, 50 bis 60 Menſchen ungerichtet zu guillotiniren. Jetzt wurde er vor das Revolutionstribunal geſtellt. Umſonſt ſagte Carrier, daß er auf Befehl des Convents gehandelt, daß in andern Provinzen daſſelbe geſchehen ſey, daß der Convent durch ſeine Verurtheilung ſich ſelbſt verurtheile; nach zwei Monaten, während welcher ſeine Verbrechen durch eine Menge von Zeugenausſagen waren erwieſen worden, wurde er zum Tode verurtheilt. Er litt ihn am 16ten December 1794 mit Standhaftigkeit, indem er bis auf den letzten Augenblick ſeine Unſchuld betheuerte; und wirklich war er nicht ſchuldiger als manche andere, die ihn zum Sühnopfer machten.

Carronaden ſind eine Art in England erfundener Kanonen, welche, kürzer als die gewöhnlichen, zur See gebraucht werden, aber freilich auch nicht ſo weit ſchießen.

Carſtens (Asmus Jacob) war zu St. Jürgen bei Schleswig im J. 1754 geboren und ſtarb zu Rom im J. 1798. Schon in der Schule, die er als Knabe beſuchte, beſchäftigte er ſich, ſtatt auf den Unterricht zu merken, mit dem Abzeichnen der ſchlechten Bilder in ſeinen Schulbüchern. Seine Mutter gab ihm den erſten Unterricht im Zeichnen; die Anſicht der Gemälde von Ovens, einem der beſten Schüler Rembrandts, vermehrte die Neigung des jungen Carſtens für die Malerei von Tage zu Tage. Begierig, die Werke der großen Meiſter,

welche er nur noch den Namen nach kannte, zu ſehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen ſollte, und ging nach Copenhagen. Die Gemälde und Statuen, welche er hier ſah, machten den lebhafteſten Eindruck auf ihn; ganze Tage widmete er ihrer Betrachtung. Sein erſtes Bild war der Tod des Aeſchylus; es verſchaffte ihm die Unterſtützung des kunſtliebenden Grafen Moltke. Dennoch ſah ſich Carſtens bald genöthigt, Porträts zu malen, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen, wo er ſich den Beifall des berühmten Abilgaard erwarb, der ihn zu ſeinem Schüler haben wollte. Allein Carſtens Liebe zur Unabhängigkeit erlaubte ihm nicht, in dies Verhältniß zu treten; ja er ging ſo weit, einige Zeit nachher die ſilberne Medaille, die in einem Wettſtreit ihm zuerkannt worden, auszuſchlagen, weil die goldene nicht demjenigen zu Theil geworden, der ſie verdient hatte. Carſtens ward dafür aus der Akademie geſtoßen. Indeß foderten ihn die Profeſſoren auf, bei der Ausſtellung des folgenden Jahres zu concurriren, und ließen ihn eine Penſion und die Erlaubniß, nach Rom zu gehn, vom Kronprinzen hoffen. Carſtens antwortete, daß er auch ohnedies Rom zu beſuchen gedenke. Wirklich machte er ſich 1783 in Begleitung eines ſeiner Brüder, der das Zeichnen von ihm gelernt hatte, auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; aber ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne ſelbſt die Sprache zu verſtehen, ſah er ſich genöthigt, nach Deutſchland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner ſah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er faſt fünf Jahre verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reiſe war indeß nicht unnütz geweſen. Er hatte die Schweiz und Werke von Julius Romanus und Leonardo da Vinci geſehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Mitten unter ſeinen zahlreichen Arbeiten fand Carſtens noch Zeit für hiſtoriſche Compoſitionen. Durch Overbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerkſam gemacht, der ihn in den Stand ſetzte, ſich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carſtens zu Berlin faſt unbekannt. Er führte während ſeines Aufenthals daſelbſt jene reiche Compoſition aus, welche den Sturz der Engel vorſtellt und über zwei hundert Figuren enthält. Dieſes Werk verſchaffte ihm die Stelle eines Profeſſors bei der Academie. Die wichtigſte Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmalung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Penſion von 450 Thlrn. reiſ'te er jetzt nach Rom, wo er im Sept. 1792 ankam. Voll Bewunderung für die Werke Rafaels, die er täglich im Vatican ſah, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegoriſche Compoſition. Sein erſtes Werk zu Rom war der Beſuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches ſich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Im April 1795 lud Carſtens das Publicum ein, die zahlreiche Gallerie ſeiner Werke zu beſuchen. Das Urtheil der Kenner darüber fiel ſehr ehrenvoll aus. Man bemerkte beſonders in dieſer Ausſtellung ſeine Compoſition von Megapont, deren Originalität ihm allgemeinen Beifall erwarb, und ihn mit Rafael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Die Idee dazu iſt aus dem Lucian genommen. Er machte noch mehrere andere ſchöne Compoſitionen während des Jahrs 1795; faſt zu allen iſt der Gegenſtand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeſchylus, Shakſpeare und Oſſian geſchöpft. Apollonius Rhodius lieferte ihm bald darauf den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die er ſelbſt ätzen wollte, als eine Bruſtkrankheit ihn den Kün=

ſten entriß. Sein letztes Werk war König Oedip nach Sophokles. Man findet in ſeinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umriſſe, nach anmuthigen Stellungen, nach Hoheit und Kraft, wodurch ſich die Werke der Alten ſo herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entſtandene Rohheit. Er fühlte ſelbſt, daß er mit der Anatomie nicht genugſam vertraut ſey. Von der Perſpective und richtigen Vertheilung des Lichts verſtand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimniſſe des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erſt ſpät angefangen hatte, in Oel zu malen. (Vergl. Fernow.)

Cartätſche, ſ. Cartouche.

Cartell iſt ein Vertrag, im Kriege wegen Auslieferung der Gefangenen, in Friedenszeiten wegen Auslieferung der Deſerteurs. Dann heißt es aber auch eine ſchriftliche Ausfoderung zum Duell.

Carteret (Philipp), engliſcher Schiffscapitain, commandirte die Corvette Swallow, welche am 22ſten Auguſt 1766 die Häfen Englands unter den Befehlen des Capitains Wallis, Commandanten des Delphins, verließ, um in der ſüdlichen Hemiſphäre neue Länder zu entdecken. Der Capitän Biron (ſ. d.) hatte ſeine Reiſe beendigt; er hatte die Maluinen oder Falklandsinſeln beſucht. Die Capitäne Wallis und Carteret begaben ſich nach einem kurzen Aufenthalt zu Madera gerades Wegs nach der magellaniſchen Meerenge. Die Swallow war ein ſchlechter Segler; Wallis war genöthigt, ſie während eines Sturms, der beide Schiffe bei der Hinausfahrt aus der Meerenge befiel, zu verlaſſen. Carteret überſtand die größten Gefahren, nahm friſches Waſſer auf der Inſel Maſafuero ein, paſſirte die Oſterinſeln ſüdlich und entdeckte die Inſel Pitcairn. Dann richtete er ſeinen Lauf ſüdweſtlich, entdeckte einige Inſeln im Süden des Archipelagus der Societätsinſeln, und ſchiffte zwiſchen dieſen und den freundſchaftlichen und Navigatorinſeln hindurch, lernte aber keine derſelben kennen. Nachdem er bis zum zehnten Grad ſüdlicher Breite gekommen war, wandte er ſich gerade gegen Weſten, und kam zu dem Archipelagus von Santa-Cruz, den er die Inſeln der Königin Charlotte nannte. Er beſuchte die Nordküſte der größten dieſer Inſeln, verfolgte ſeinen Weg nordweſtlich, und entdeckte die Inſeln Gower und Carteret, die zu den Salomonsinſeln gehören. Dann lief er zuerſt in den St. Georgscanal zwiſchen Neu-Britannien und Neu-Irland ein, den Dampier nur für die Oeffnung einer großen Bucht gehalten hatte. Er ſtieg an der Küſte von Neu-Irland ans Land, fuhr darauf längs derſelben hin, ſah die Portlandinſeln und entdeckte die Admiralitätsinſeln. Die Swallow ging nach Batavia, nachdem ſie ſich der Südküſte des Mindanao genähert und die Meerenge von Madagaſcar paſſirt hatte. Von da kam ſie am 20ſten Febr. 1769 nach England zurück. Nur der ſchlechte Zuſtand ſeines Schiffes und ſeiner Geſundheit hatte Carteret gehindert, ſeine Entdeckungen weiter fortzuſetzen; aber auch ſo verdient er einen ehrenvollen Platz unter den Seefahrern, welche die Erdkunde erweitert haben. Seine Reiſebeſchreibung iſt von Hawkesworth mit Cooks erſter Reiſe herausgegeben worden.

Carteſius, ſ. Descartes.

Carthagena, eine uralte Stadt in Spanien an den Küſten des Königreichs Murcia, die ſtarke Handlung treibt, und einen ſehr guten Hafen hat, der zu den drei großen Kriegshäfen von Spanien gehört. Sie wurde von dem carthaginenſiſchen Feldherrn Hasdrubal, welcher die Stadt Carthago nova nannte, erbaut und war vormals weit

anſehnlicher als jetzt. Die Stadt wird von einer Fortreſſe beſchützt. Der Hafen iſt der beſte im ganzen mittelländiſchen Meere. Erſt Philipp II. ließ Carthagena, welches zur Zeit der Mauren viel gelitten hatte, wieder herſtellen. Im J. 1778 zählte man 28,000 Einwohner. — Carthagena in Indien oder Neu-Carthagena iſt ein großes ſpaniſches Gouvernement in Nordamerika, in der Provinz Terra Firma, im ſpaniſchen Vicekönigreich Neu-Granada, hat ein ſehr heißes Clima, iſt bergig und voll Wälder, worin viele Cedern, Balſam- und Baumwollenbäume gefunden werden. Die Einwohner beſtehen aus Weißen, Negern und Indiern. Die Hauptſtadt dieſer Provinz hat gleichen Namen. Sie liegt auf einer gebogenen Landſpitze, iſt gut befeſtigt, hat einen Biſchof, 25,000 Einwohner und einen geräumigen Hafen, welcher häufig beſucht wird. Es liefen auch hier die Silbergallionen ein und bewirkten einen großen Verkehr. Außerdem bereicherten ſich die Einwohner vornehmlich durch die Perlen, welche von der Inſel Margarita und andern benachbarten Inſeln nach Carthagena gebracht, und daſelbſt zubereitet und gebort werden. Uebrigens iſt die ganze Provinz reich an allen Arten von Gummi, Balſam, langem Pfeffer, Smaragden und Drachenblut, hat auch etwas Gold. 1697 wurde die Stadt von den Franzoſen erobert, die Befeſtigungswerke zerſtört und große Schätze weggeführt. 1791 aber wurde ſie von den Engländern unter Admiral Vernon vergebens belagert.

Carthago, die berühmteſte Stadt Afrika's im Alterthum, war die Hauptſtadt einer durch ausgebreiteten Handel mächtigen und reichen Republik. Dido, eine Tyrerin, die Tochter des Mutgo oder Mettinus und die Schweſter Pygmalions, wird gewöhnlich als die Erbauerin von Carthago angeſehn. Die Sage erzählt folgendes. Als Pygmalion der Dido Gemahl, Sichäus, hatte umbringen laſſen, um ſich ſeiner Schätze zu bemächtigen, flüchtete ſie mit einem Haufen getreuer Anhänger aus Tyrus und kam nach langen Irrfahrten endlich in dieſe Gegend, wo ihr die Einwohner, vermöge eines Vergleichs, ſo viel Land überließen, als ſie mit einer Ochſenhaut bedecken könne. Dido aber zerſchnitt die Haut in ſo dünne Riemen, daß ſie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte. Auf demſelben erbaute ſie das Schloß von Carthago, gab dem neugegründeten Staate treffliche Einrichtungen und machte ihn bald mächtiger, als die Mutterſtadt Tyrus ſelbſt. Die Geſchichte Carthago's kann am füglichſten in drei Perioden getheilt werden. Die erſte geht von dem Urſprunge deſſelben bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus von dem J. 878 — 480 v. Ch. Geb., und begreift den Zeitraum, in welchem Carthago entſtand, und ſeinen Staat in Afrika, Sardinien und verſchiedenen kleinen Inſeln des Mittelmeers ausbreitete, nebſt den Handelskriegen deſſelben mit den Maſſiliern und Etruskern. Schon um das Jahr 509 v. Chr. Geb. ſchloß Carthago mit Rom einen Handelsvertrag, deſſen Urkunde noch vorhanden iſt und uns beweiſ't daß die Carthaginienſer ſchon damals die italiäniſchen Küſten kannten und befuhren. Sie richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien, womit die zweite Periode anfängt, welche bis zum Anfange ihrer Kriege mit den Römern 265 v. Chr. Geb. reicht. Dieſe Periode war die glänzendſte ihrer Macht und Größe. Als Xerxes gegen Griechenland ſeinen berüchtigten Kriegszug unternahm, ſchloſſen ſie ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, waren aber nicht glücklicher als ihr mächtiger Bundesgenoſſe, und mußten nach einer gänzlichen Niederlage um Frieden bitten. (Vergl. Gelon). Unter dem folgenden Könige Hiero ward aber

Carthago wieder ſo mächtig, daß es die Städte Selinus, Himera und Agrigent eroberte und zerſtörte. Dionyſius der ältere erzwang zwar einen Frieden, allein derſelbe war von keiner Dauer. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreit hatte, waren die Carthager meiſt unglücklich. Oft wütheten anſteckende Krankheiten in Carthago, und noch öfter Meutereien. Zwar entdeckte man die Verſchwörung eines gewiſſen Hanno, aber neue Empörungen hielten Carthago ſelbſt ab, ſeiner Mutterſtadt Tyrus gegen Alexander den Großen nachdrücklich beizuſtehen. Als Sicilien unter der Tyrannei des Agatokles ſeufzte, miſchte ſich Carthago aufs neue in deſſen Angelegenheiten, ſah ſich aber bald von jenem in ſeinen eigenen Staaten angegriffen und dem Verderben nahe gebracht. Dennoch nahm Carthago wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen deſſelben, den Mamertinern, ausbrachen. Aber auch die Römer ſuchten dieſe Gelegenheit zu benutzen, und jetzt fängt die dritte Periode an, in welcher es mit den Römern um die Oberherrſchaft Italiens kämpfte, und welche im J. 146 mit dem Untergange Carthago's endigt. Schon lange hatte Carthago geahnet, daß von Italien her ſeine Macht bedroht werde; aber man dachte nicht an Latium, ſondern an Sicilien und Unter-Italien. Dieſe Beſorgniß wurde kurz vor dem Anfange des erſten puniſchen Krieges aufs lebhafteſte erweckt, als Pyrrhus hier als Eroberer auftrat; und das Bündniß Carthago's mit den Römern gegen Pyrrhus zeigte deutlich genug, daß man von den Römern nichts fürchtete. Drei große Kriege führte Carthago mit Rom, welche gewöhnlich die puniſchen genannt werden. Der erſte koſtete den Carthaginienſern bei weitem die größte Anſtrengung; denn den zweiten führte Hannibal meiſtens auf Koſten Italiens, und der dritte war ein Kampf der Verzweiflung. Carthago erſchöpfte ſich in dem erſten Kriege durch die Aufopferung ſo vieler Heere und Flotten außerordentlich, und dies war die Urſach des gleich nach dem Frieden ausbrechenden Kriegs mit den Miethvölkern, denen der rückſtändige Sold nicht bezahlt werden konnte, und der dadurch bewirkten Empörung der afrikaniſchen Unterthanen. Dieſer erſte Krieg endigte mit dem Verluſte aller Beſitzungen Carthago's auf Sicilien, welche ihm zu einer Vormauer gegen Italien und das weſtliche Europa dienen konnten. Während des Friedens ging auch die wichtige Inſel Sardinien an die Römer, ſo wie die meiſten Inſeln des Mittelmeeres verloren. So empfindlich auch dieſe Verluſte waren, ſo erholte ſich Carthago, deſſen Hülfsquellen noch immer reich floſſen, doch bald wieder. Es änderte nun ſeine bisherige Politik, und ward aus einem handelnden Staat ein erobernder. Sein Augenmerk fiel auf Spanien, deſſen reiche Bergwerke und kriegeriſche Einwohner es vorzüglich reizen mußten, da jene ſeine Schatzkammer füllen, dieſe ſeine Heere verſtärken konnten. Die Eroberung Spaniens, eines von Carthago ſo entfernten Landes, in dem kurzen Zeitraume von ſiebzehn Jahren iſt unſtreitig ein glänzender Beweis von der Standhaftigkeit und dem kühnen Muthe der Carthaginienſer, und die Geſchichte ſtellt wenig ähnliche Beiſpiele auf. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens verdankte Carthago dem Stamme des Barcas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Asdrubal und Hannibal vorzüglich glänzen. Zur Behauptung der gemachten Eroberung gründete Asdrubal eine neue Hauptſtadt, Neu-Carthago, die größte und mächtigſte aller Carthaginienſiſchen Colonien. Der zweite puniſche Krieg aber, ſo rieſenhaft die Rüſtungen dazu geweſen, und ſo groß der Feldherr war, der an der Spitze ſtand, vereitelte dennoch alle die ſchönen Ausſichten. Hannibal, von ſeinem Va-

terlande vernachläſſigt und durch ſeine blutig erkauften Siege geſchwächt, mußte endlich Italien verlaſſen, um dem von den Römern in Afrika ſelbſt angegriffenen Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Zama in der Nähe von Carthago entſchied für die Römer und Scipio ſchloß den Frieden unter den härteſten Bedingungen, von denen die Verbrennung der Flotte, der Verluſt Spaniens, das Verſprechen, ohne Roms Vorwiſſen keinen Krieg zu führen, die hauptſächlichſten waren. Dazu kam noch, daß Maſiniſſa, ein unverſöhnlicher Feind Carthago's, den numidiſchen Thron beſtieg und einen Bund mit Rom ſchloß. Dieſer furchtbare Nachbar raubte den Carthaginienſern auch die letzte Hoffnung, ſich allmälich von den erlittenen Verluſten zu erholen, indem er ihnen unter dem Schutze Roms den beſten Theil ihrer Beſitzungen nahm, und ihren Handel ins innere Afrika zerſtörte. Der dritte Krieg mit Rom war der Kampf eines Verzweifelnden. Durch die Mißhandlungen der Römer aufs äußerſte gebracht, beſchloß Carthago, ohne Hoffnung zu ſiegen, ſeine Exiſtenz ſo theuer als möglich zu verkaufen. Nach drei Jahren endigte er mit der völligen Zerſtörung der Stadt und des Reichs im J. 146 vor Chr. Geb. Bis auf Auguſtus blieb die Stadt in Trümmern. Dieſer bevölkerte ſie aufs neue, und ſie gewann wieder einigen Flor. Allein die Araber zerſtörten ſie zum zweiten Mal, und jetzt ſind, außer einem Aquäduct, wenige Spuren mehr von ihr vorhanden. — Die Staatsverfaſſung Carthago's war nach der gewöhnlichen Meinung bei ſeinem Urſprunge eine monarchiſche, die nachher, man weiß nicht wie oder zu welcher Zeit, in eine republikaniſche verwandelt worden ſeyn ſoll. Die Vermuthung aber, daß ſie monarchiſch geweſen, gründet ſich nur darauf, daß Dido eine Königin genannt wird. Gewiß war ſie darum keine unumſchränkte Fürſtin, denn die phöniciſchen Staaten hatten auch Könige, und ihre Verfaſſung war darum doch republikaniſch. Da keiner ausdrücklichen, zu einer beſtimmten Zeit geſchehenen, Geſetzgebung erwähnt wird, ſo ſcheint ſich die Verfaſſung nach und nach, beſonders durch innere Unruhen, gebildet zu haben. Die vornehmſten Theile der Staatsmaſchine waren die Suffeten, der Senat, das Collegium der Hundert und das Corps der Bürgerſchaft. Die Suffeten ſtanden an der Spitze der Geſchäfte, und hießen bei den griechiſchen Schriftſtellern gewöhnlich Könige, und bei den römiſchen, Conſuln, ohne daß ſie darum wie dieſe jährlich gewechſelt hätten. Der carthaginienſiſche Senat ſcheint ein permanentes zahlreiches Corps geweſen zu ſeyn, in welchem ein engerer Ausſchuß, wahrſcheinlich aus den ältern Mitgliedern, vorhanden war. Ueber die Macht und die Verhältniſſe des Senats zum Volke wiſſen wir, daß erſterer das Recht hatte, über alles, was vor das Volk gebracht werden ſollte, ſich zuvor zu berathen. Waren die Suffeten mit dem Rath einverſtanden, ſo hing es von ihrer Willkür ab, ob das Volk noch gehört werden ſollte; fehlte aber dieſe Uebereinſtimmung, ſo wurde die Sache dem Volke vorgetragen, und jeder Bürger hatte das Recht, ſeine Meinung zu ſagen. Dies iſt ein Beweis für die ariſtokratiſche Verfaſſung Carthago's; auch hingen Krieg und Frieden von der Entſcheidung des Senats ab. Das Collegium der Hundert wurde aus den vornehmſten Familien gewählt, beſtand eigentlich aus 104 Mitgliedern, und war das höchſte Staats- und Polizeitribunal; es ſcheint ſelbſt im Beſitz der höchſten Civiljurisdiction geweſen zu ſeyn. Ein beſonderer Vorzug der carthaginienſiſchen Verfaſſung war der, daß die Civil- und Militärgewalt immer getrennt war. Die Suffeten waren nie Feldherrn. Dieſe wurden vom Volke gewählt, und hatten im Kriege in allen militäriſchen Angelegenheiten

unumſchränkte Gewalt; die Staatsſachen hingegen, z. B. Bündniſſe und dergl., wurden von einem Ausſchuſſe aus dem Senat beſorgt, der dem Feldherrn zugeordnet war. In dieſer Einrichtung hatte es den Vorzug vor Rom, welches die Vereinigung beider Gewalten mit ſeiner Freiheit bezahlen mußte.

Carthaune, eine ehemals gebräuchliche Art von Kanonen, die 48pfündige Kugeln ſchießt, jetzt aber nicht mehr angewendet wird; wohl aber gibt es noch halbe und Viertels-Carthaunen unter dem allgemeinen Namen Kanonen.

Cartheuſer, ſ. Orden (Geiſtliche.)

Carton, ein auch in der Malerei vorkommender Ausdruck. Wir führen darüber folgendes an: Der Fresco-Maler muß in ſeinen Operationen ſo ſchnell zu Werke gehen, daß er, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, ſeine Umriſſe zu verzeichnen, ſich dieſelben erſt in eben der Größe auf ſtarkes Papier zeichnet, von welchem er alles, was nicht zur Figur gehört, wegſchneidet. Dieſe in ſtarkes Papier zu dieſem Behuf ausgeſchnittenen Figuren nennt man Cartons. Bei dem Gebrauche ſelbſt umgeht der Maler den Rand derſelben mit einem hölzernen oder eiſernen Stift und zeichnet dadurch den Umriß der Figur in einer leichten Vertiefung auf den friſchen Kalk. Insbeſondere ſind in dieſer Art die rafaeliſchen Cartons berühmt, welche er für Tapeten machte, und die man jetzt in England in dem Palaſte von Hamptoncourt aufbewahrt. Sie ſtellen ſieben Geſchichten aus dem neuen Teſtamente dar, und ſind die vollkommenſten Werke dieſes großen Künſtlers. Dorigny hat ſie nach den Originalen gezeichnet und in Kupfer geſtochen.

Cartouche (Louis Dominique), dieſer berüchtigte Dieb, deſſen Name zum Sprichwort geworden, war zu Paris gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geboren. Sein Diebsſinn offenbarte ſich ſchon früh. Nachdem er einiger Diebereien wegen aus der Schule und ſpäter aus dem väterlichen Hauſe gejagt worden, trat er in eine Gaunerbande, welche in der Normandie ihr Unweſen trieb, und kam in der Folge nach Paris zurück, wo er an die Spitze mehrerer Banditen trat, die ſich ihm anſchloſſen. Cartouche gab Geſetze, um ſeine Truppe zu organiſiren, die immer zahlreicher ward; er verpflichtete ſie durch die ſtärkſten Eide, und behielt ſich das unumſchränkteſte Recht über Leben und Tod vor. Die wiederholten Diebſtähle und Mordthaten verdoppelten die Wachſamkeit der Polizei, eine Belohnung ward demjenigen verſprochen, der Cartouche zur Haft bringen würde. Allein er entging lange allen Nachforſchungen, bis er 1721 in einer Schenke glücklich ergriffen und ins Chatelet gebracht wurde. Seine Verſuche, durchzubrechen, ſchlugen fehl. Auf der Folter hatte er keinen ſeiner Mitſchuldigen genannt. Als er aber auf dem Grèveplatz, wo er dem Urtheil gemäß, gerädert werden ſollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung daß ſeine Genoſſen ihn befreien würden, ſeine Augen umher, und da er nur die Henker und Wachen erblickte, ließ er ſich zurückführen, und nannte ſeine Mitſchuldigen, deren man größtentheils habhaft wurde. Er ward darauf den 28ſten Nov. 1721 hingerichtet. Viele Details von ſeinem Leben und Tode ſind in den pariſer Blättern aus jener Zeit aufbehalten.

Cartuſche heißt in den bildenden Künſten eine zierlich gemalte oder geſchnitzte Einfaſſung zur Auf- oder Ueberſchrift eines Wappens, Schildes ꝛc. Bei dem Militär iſt es eine kleine Patrontaſche der Grenadiere; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung für Kanonen; endlich auch eine mit Kugeln, Nägeln, Stü-

cken Eiſen u. dergl. gefüllte Büchſe (theils von Pappe, theils auch von Holz oder Blech), welche aus Kanonen geſchoſſen wird — Cartätſche.

Caryatiden, eine Art Säulen oder Pfeiler, welche die Geſtalt des obern Theils weiblicher Körper haben und zur Unterſtützung von Balkons, Chören u. ſ. w. gebraucht werden. Sie haben dieſen Namen von der ehemaligen griechiſchen Stadt Carya im Peloponnes, deren Einwohner bei einem Einfall der Perſer in Griechenland abtrünniger Weiſe die Partei derſelben ergriffen. Nachdem die Perſer zurückgeſchlagen waren, ward an der von den Griechen eingenommenen Stadt die Rache ausgeübt, daß die Männer über die Klinge ſpringen mußten, die Weiber aber zur Sclaverei verurtheilt wurden. Die griechiſchen Baukünſtler nahmen davon Gelegenheit, Säulen wie caryatiſche Weiber zu bilden, die, gleichſam zu Sclaven verurtheilt, ſchwere Laſten tragen mußten. Nach Leſſing waren Caryatiden die in Carya zu Ehren der Diana (welche auch Caryatis heißt) tanzenden ſpartaniſchen Jungfrauen, wovon die Bildhauer dann bei Auszierungen, beſonders des Pantheons, die Geſtalten ꝛc. entlehnt hätten.

Caſa (Giovanni della), italiäniſcher Dichter und Redner, und einer der eleganteſten Schriftſteller des 16ten Jahrhunderts, ſtammte aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz und war daſelbſt 1583 geboren. Der innern Unruhen wegen begab ſich ſein Vater mit ihm nach Bologna, und ließ ihn dort, während er ſich in Rom auf mehrere Jahre niederließ. Man glaubt, daß der junge della Caſa ſeine Studien zu Bologna anfing, und zu Padua fortſetzte. Im Jahr 1524 traf er in Florenz mit ſeinem Vater zuſammen. Hier wurde Ubaldino Bandinelli ſein Lehrer in der Dichtkunſt. Er ging in der Folge nach Rom, wo er einige Zeit lang ziemlich unregelmäßig lebte. Nachdem er aber ſeine Lebensweiſe geändert, trat er in den geiſtlichen Stand, und widmete ſich dem gemäß ernſten Studien. Er trat in die Dienſte der beiden Cardinäle Aleſſandro Farneſe, von denen der erſte im J. 1534 unter dem Namen Paul III. Pabſt wurde. Dies war der Anfang zu Caſa's Glück. Im J. 1541 war er apoſtoliſcher Commiſſär zu Florenz, und 1544 wurde er zum Erzbiſchof von Benevent ernannt. In demſelben Jahre ging er als päpſtlicher Nuntius nach Venedig. Er gab hier bei mehrern Gelegenheiten Beweiſe von ſeinem Rednertalent und von ſeiner Geſchicklichkeit in Leitung von Geſchäften. Nach Pauls III. Tode kehrte er nach Rom zurück, brachte ſeine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung, und begab ſich wieder nach Venedig, um dort ruhig im Umgang mit den Muſen zu leben. Aber er wurde hier nicht vergeſſen. Paul IV. berief ihn gleich nach ſeiner Wahl zu ſich und machte ihn zum geheimen Staatsſecretär. Caſa ſtand bei dieſem Papſt in der höchſten Gunſt, und durfte hoffen, zum Cardinal erhoben zu werden, als er an einem zurückgetretnen Anfall des Podagra ſtarb, wahrſcheinlich im J. 1556. Caſa's berühmteſtes Werk iſt ſein Galateo, ovvero de' costumi, dem ein andres: Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori (eine von ihm ſelbſt gemachte Ueberſetzung ſeiner lateiniſchen Abhandlung: De officiis inter potentiores et tenuiores amicos) gleichſam als Supplement dient. Ferner hat er einige Reden, einen Canzoniere, der ſich durch Eleganz und Schönheit der Sprache auszeichnet und vielfach commentirt worden iſt, und eine Sammlung Briefe, in lateiniſcher Sprache aber, außer dem oben angeführten Werke, die Lebensbeſchreibungen Bembo's und G. Cantazini's, Briefe, einige Ueberſetzungen und Poeſien hinterlaſſen. Die beſte

und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1752 in 3 Quartbänden. Einige zügelloſe Gedichte, welche Caſa in ſeiner Jugend ſchrieb, ſind hier weggelaſſen; ſie finden ſich in den ſcherzhaften und ſatiriſchen Sammlungen von Berni, Mauro u. ſ. w.

Caſan, eine ruſſiſche Stadt an der Wolga, hat eine Feſtung, auch gute Tuch- und Saffian-Manufacturen. Die Einwohner, welche theils aus Ruſſen, theils aus Tataren beſtehen, treiben ſtarke Handlung nach Sibirien und China, und in alle Theile Rußlands. Caſan war einſt die Hauptſtadt eines tatariſchen Reichs. Seit 1552 aber iſt es die Hauptſtadt eines ruſſiſchen Gouvernements, das auf 1044 Quadr. Meilen 860,000 Einwohner zählt. Die Häuſeranzahl wird auf 2700 und die der Einwohner auf 16,000 angegeben. Unter letztern ſind viele Tataren. Aus Mangel an Steinen ſind die Straßen der Stadt ungepflaſtert. In Caſan ſind viele Schulanſtalten, ein Gymnaſium, eine geiſtliche Akademie für 300 Griechen und ſeit 1803 auch eine Univerſität, zu der aus Deutſchland mehrere Profeſſoren berufen wurden. Indeſſen zählte man vor einigen Jahren erſt dreißig Studenten.

Caſanova (Franz), berühmt als Bataillenmaler, war geboren zu London im J. 1730, und kam früh mit ſeinen Aeltern nach Venedig, wo er ſich der Malerkunſt widmete. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Paris, wo Parrocel, dieſer große Zeichner, der das Pferd zu ſeinem Hauptſtudium gemacht hatte, als er einige kleine Bataillen von ihm ſah, die merkwürdigen Worte zu ihm ſagte: „Sie ſcheinen Gefühl für das Colorit zu haben; folgen Sie dieſer Neigung; aber vernachläſſigen Sie die Zeichnung nicht, die, wenn ſie auch nicht hinreicht für die Malerkunſt, doch die Baſis derſelben iſt.“ Caſanova nahm ſich vor, dieſem Rathe zu folgen; aber indem er nach Van der Meulen und Parrocel ſelbſt malte, befleißigte er ſich noch mehr auf das Colorit und die in Gemälden, welche aus einer Menge von Perſonen beſtehen, ſo ſchwer wiederzugebenden Wirkungen des Lichts. Von Dieterich, dem geſchickten dresdner Maler, eignete er ſich die Mittel zu verführen und zu gefallen an; dadurch und durch einen anhaltenden Fleiß brachte er es dahin, der königlichen Malerakademie ein Gemälde vorlegen zu können, wofür dieſe ihn als Bataillenmaler annahm. Es war von einer lebendigen und kühnen Ausführung, zeigte große Maſſen, geiſtreiche Anordnung der Menſchen und Pferde, und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichts. Dies ſchöne Werk verſchaffte ihm von allen Seiten Beſtellungen auf Bataillenſtücke. Die wichtigſten darunter waren diejenigen, welche er für den Prinzen Condé machte. Das Feuer des Colorits und der Ausführung iſt unübertrefflich. Eine unmäßige Verſchwendung hatte indeß Caſſanova, ſo bedeutende Summen er auch durch ſeine Kunſt gewann, in Schulden geſtürzt. Sehr willkommen war ihm daher die Aufforderung der Kaiſerin Catharina, für ihren Palaſt ihre von den Türken gemachten Eroberungen zu malen. Er vollzog dieſen Auftrag zu Wien, wo er bei den vornehmſten Perſonen wohl aufgenommen ward. Stets mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, ſtarb er zu Brühl unweit Wien im J. 1805.

Cäſar (Cajus Julius). Dieſer große Römer, gleich ausgezeichnet als Feldherr, Staatsmann und Geſchichtſchreiber, war der Sohn des Prätors C. Julius Cäſar, und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er wurde den 10ten Julius (Quinctilis) unter dem ſechsten Conſulat des Marius, im Jahr der Stadt 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichſten Talente allgemeine Bewunderung auf ſich. Er hatte einen durchdringenden Verſtand,

ein ungewöhnlich ſtarkes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geſchäften unermüdet und konnte nach des ältern Plinius Zeugniß zugleich ſchreiben, leſen, hören, dictiren, und zwar vier bis ſieben verſchiedene Briefe. Als Marius Partei in Rom die Oberhand gewann, verheirathete Cinna ſeine Tochter Cornelia an ihn, weil er ſich dadurch in ſeiner Gewalt deſto feſter zu ſetzen hoffte. Als aber Sylla nach Rom kam, ſuchte ihn dieſer zu bereden, ſich von der Cornelia zu trennen, mit welcher er eine Tochter, Julia, gezeugt hatte. Seine Weigerung reitzte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten ſeiner Freunde davon abſtand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in dieſem Jünglinge einen künftigen Marius erblicke. Dies bewog Cäſarn, heimlich Rom zu verlaſſen. Er reiſ'te erſt in Sabinum umher, wurde daſelbſt von Sylla's Soldaten gefangen genommen, und mußte ſich mit zwei Talenten löſen. Darauf verließ er Italien ganz, und begab ſich an den Hof des Königs Nicomedes von Bithynien. Von da ging er zum M. Minucius Thermus, Prätor in Aſien, welcher ihm die Anführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden ſollte. Cäſar that ſich dabei ſehr hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahr alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die militäriſche Laufbahn und ging nach Rhodus, um ſich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredſamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen und mußte ſich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüſtete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm ſie größtentheils gefangen und ließ ſie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück und ward Legiontribun, Quäſtor und Aedil. Zugleich wußte er ſich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit und prächtige Gaſtmähler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, und im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildſäulen und Siegeszeichen des dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wiederaufzurichten. Zwar ward er deßhalb angeklagt, aber losgeſprochen. Durch einen ſeiner Verwandten, L. Julius Cäſar, dem er zum Conſulat verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An der Verſchwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverſchwornen, und wußte gegen Cato, der ihm heftig widerſprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derſelbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlaſſen genöthigt ward. Dennoch ſiegte Cato, und Cäſar verlor ſogar auf einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt, ließ ſich als ſolcher von ſeiner untreuen Gattin Pompeja ſcheiden, und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenſeitige Spanien. Da ſeine Gläubiger ihn nicht fortlaſſen wollten, verbürgte ſich Craſſus für ſeine ungeheuren Schulden von 830 Talenten. Auf der Reiſe nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den bekannten Ausſpruch, der ſo ganz ſein nach der höchſten Gewalt ſtrebendes Gemüth charakteriſirt, daß er lieber hier der Erſte als in Rom der Zweite ſeyn wolle. In Spanien machte er verſchiedene Eroberungen, und kehrte mit ſo vielem Gelde nach Rom zurück, daß er ſeine Schulden bezahlen konnte. Um jetzt das Conſulat zu erlangen, ſchien es ihm vortheilhaft, den Pompejus und Craſſus, deren Feindſchaft den römiſchen Staat in zwei Parteien theilte, zu verſöhnen. Dies gelang ihm, und alle drei beſchloſſen, die höchſte Gewalt unter ſich zu theilen. Dies war das erſte Triumvirat in der römiſchen Geſchichte (im J. Roms 694). So ward

Cäſar zugleich mit M. Calpurnius Bibulus Conſul, beſtätigte als ſolcher des Pompejus Einrichtungen, und ſetzte gegen den Willen des Senats und ſeines Collegen ein Geſetz wegen Austheilung gewiſſer Ländereien an arme Bürger in den Comitien durch. Dieſer Sieg verſchaffte ihm das höchſte Anſehen beim Volke; mit Pompejus verband er ſich noch inniger durch die Verheirathung ſeiner Tochter Julia an denſelben, und den Ritterſtand machte er ſich dadurch geneigt, daß er ihm ein Drittel der Abgaben erließ. Vergebens fingen die Häupter der Patrioten, Cicero und Cato, an, ihre Stimme gegen die Triumvirn zu erheben; ſie zogen dadurch nur den Haß und die Rache derſelben auf ſich. Als das Jahr des Conſulats verfloſſen war, erhielt Cäſar die Statthalterſchaft Gallien auf fünf Jahre nebſt dem Commando von vier Legionen. Nachdem er ſich mit dem einen der neuen Conſuln, Calpurnius Piſo, dadurch verbunden, daß er deſſen Tochter, Calpurnia, geheirathet hatte, reiſ'te er nach Gallien, zwang die daſelbſt eingedrungenen Helvetier zur Rückkehr in ihr Vaterland, beſiegte dann den Arioviſt, der an der Spitze deutſcher Stämme ſich im Lande der Aeduer niederlaſſen wollte, und die Belgier, welche ſich gegen Rom verbunden. Nachdem er ganz Gallien unterworfen hatte, ſetzte er nach Britannien über, ſchlug die tapfern Bewohner dieſes Landes in mehreren Schlachten und zwang ſie, um Frieden zu bitten und Geiſeln auszuliefern. Nach ſeiner Rückkehr ward er in der Statthalterſchaft von Gallien noch auf fünf Jahre beſtätigt, während Pompejus Spanien und Craſſus Syrien, Aegypten und Macedonien auf fünf Jahre zu verwalten bekamen. Aber der Tod des Craſſus, welcher gegen die Parther blieb, löſ'te das Triumvirat auf, ſo wie nach dem um dieſelbe Zeit erfolgten Tode der Julia, der Gemahlin des Pompejus, die Freundſchaft zwiſchen dieſem und Cäſar erkaltete. Pompejus Anſehen und Macht wuchſen indeß immer mehr, aber auch Cäſar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, ſuchte ſeinen Anhang in der Hauptſtadt durch ungeheure Beſtechungen zu vermehren, machte Gallien zur römiſchen Provinz, und verwaltete hierauf ſeine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrängen, war die Abſicht des Pompejus, welcher Cäſars Feinde zum Conſulat beförderte und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäſar ſeine Truppen entlaſſen und ſeine Statthalterſchaft niederlegen ſolle. Dieſer erklärte ſich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf aber verfügte der Senat, daß Cäſar ſeine Würde und ſein Commando binnen einer beſtimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden ſolle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republikaniſchen Heere, und befahl ihm, ſich zum Kriege zu rüſten. Jetzt zögerte Cäſar nicht länger. Er foderte ſeine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertſchlag in Beſitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Conſuln, Senatoren und Magiſtraten Rom verlaſſen hatte. Nachdem Cäſar ſich durch den Schatz der Republik in den Stand geſetzt hatte, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er ſich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherrn des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in ſeine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marſeille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er eilf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächſtfolgende Jahr zum Conſul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zuſammengezogen. Cä-

ſar rückte ihr entgegen, ſtieg mit fünf Legionen in Epirus ans Land, und bemächtigte ſich einiger Städte auf der Gränze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil ſeines Heeres nachholen ſollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, ſchlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieſer jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäſar die erwarteten Verſtärkungen und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derſelben aus, ſah ſich aber, da Cäſar ihn in ſeinem Lager eingeſchloſſen hielt, endlich genöthigt, einen entſcheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dies gelang und Cäſar ward in die Flucht geſchlagen. Er nahm ſeinen Rückzug nach Pharſalia, wo er dem Pompejus aufs neue entgegenrückte. Nach einer blutigen aber entſcheidendern Schlacht behauptete Cäſar das Feld. Pompejus floh nach Aſien, ein neues Heer zu werben, und da ſeine Partei nur geſchwächt, nicht aufgelöſ't war, eilte Cäſar ihm zu folgen, ſetzte über den Hellespont, wo Caſſius (ſ. d. A.) ſich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und gieng nach Aegypten, um Pompejus von dieſem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung deſſelben. Der Tod verſöhnte ſeinen Haß. Er vergoß Thränen über das traurige Ende ſeines Gegners, ließ ſeinen Leichnam auf das prächtigſte beſtatten und überhäufte ſeine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er ſie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreiſe Cäſars, und er benutzte dieſe Zeit, die Streitigkeiten zwiſchen dem jungen Ptolemäus und ſeiner Schweſter Cleopatra beizulegen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die ſein Leben bedrohten, und die er nur durch weiſe Mäßigung zu ſtillen vermochte. In Rom indeß beeiferten ſich Senat und Volk, die Gunſt des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Conſul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäſar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmeriſchen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder ſeines Vaters in Aſien wieder zu erobern verſucht hatte, begnadigte unterwegs den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte dieſen Krieg ſo ſchnell, daß er die Nachricht davon ſeinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er ſich nach Rom, verzieh allen Pompejanern und erwarb ſich durch ſeine Güte die allgemeinſte Liebe. Als ſeine Dictatur zu Ende war, ließ er ſich wieder zum Conſul wählen, und wiewohl er nichts an den alten Formen der Staatsverfaſſung änderte, ſo herrſchte er doch mit faſt unumſchränkter Gewalt. In Afrika aber hatten ſich unter Cato und andern berühmten Feldherrn die Freunde der Republik geſammelt; Cäſar ſchiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechſelndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapſus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu ſeinem Vortheile entſchied. Cato, der ſich in Utica befand, ſtieß ſich das Schwert durch die Bruſt, und die Stadt unterwarf ſich dem Sieger. Von hier ging Cäſar nach Mauritanien und Numidien, machte dieſe Reiche zu römiſchen Provinzen, und trat dann ſeine Rückreiſe nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geſchah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte ſeine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Cenſors, erklärte ſeine Perſon für unverletzlich und ſtellte ſeine Bildſäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er ſagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm an=

vertraute Gewalt nur zum Beſten des Staats anwenden werde, und verſcheuchte alle Beſorgniß, die Einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines ſeiner erklärteſten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigſten, die man bisher in Rom geſehen hatte. Er gab ſodann verſchiedene gute Geſetze, ſchaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wiſſenſchaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbeſſerung des Calenders vor (ſ. Calender). Während dieſer friedlichen Beſchäftigungen hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu ſammeln, und bereits in Spanien ſo große Fortſchritte gemacht, daß Cäſar beſchloß, ſelbſt gegen ſie ins Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigſten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäſar entſchied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft geweſen. In ſieben Monaten war Spanien erobert und Cäſar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten ſeiner Gewalt und gab ihm den Titel Imperator in vollem Sinne der Souverainetät. Cäſar fuhr indeß fort, ſeine Feinde durch Milde zu verſöhnen und ſeine Freunde durch Ehrenſtellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber dieſe Herabwürdigung des Senats beleidigte die Römer; noch mehr der Stolz, mit dem er ſich gegen dieſen ſelbſtgeſchaffenen Senat betrug. Als er einſt auf einem goldnen Stuhle auf den Roſtris ſaß, überreichte ihm Marc Anton ein königliches Diadem; er aber ſchlug es aus und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifall. Am folgenden Morgen war ſeine Bildſäule mit Diademen geſchmückt. Die Volkstribunen, welche ſie herabreißen und die Urheber ins Gefängniß ſetzen ließen, wurden von Cäſar abgeſetzt. Hierdurch entſtand eine Erbitterung, welche mit einer Verſchwörung endigte, deren Urheber C. Caſſius war. Cäſar, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, entwarf indeß neue große Plane. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Caucaſus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern. Cäſars Freunde gaben vor, daß nach den ſibylliniſchen Büchern die Parther nur durch einen König beſiegt werden könnten, und wollten demnach darauf antragen, Cäſarn in Rückſicht Italiens mit dem Namen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Senatsverſammlung auf den 15. März feſtgeſetzt, aber dieſen Tag beſtimmten auch die Verſchwornen zur Ausführung ihrer Vorhabens. Schreckliche und wunderbare Zeichen ſollen dieſem Tage vorangegangen ſeyn. Ein Wahrſager warnte den Cäſar, und ſeine Gemahlin, durch unglückliche Träume beängſtigt, beſchwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Aber Decius Brutus, einer der Verſchwornen, zerſtreute alle Bedenklichkeiten und führte ihn aufs Capitol. Unterwegs ward ihm ein Billet übergeben, in welchem ihm die Verſchwörung angezeigt war; aber Cäſar ſteckte es im Gedränge ungeleſen zu ſich. Die Verſchwornen hatten verabredet, daß Metellus Cimber ihn um Gnade für ſeinen Bruder bitten, und wenn Cäſar das Geſuch verweigere, ihm das Gewand von den Schultern reißen ſolle, auf welches Zeichen ſie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. Dies geſchah. Caſca's Dolch traf ihn zuerſt und verwundete ihn am Halſe. Kaum aber hatte ſich Cäſar umgewandt und die Worte geſprochen: Verfluchter Caſca, was machſt du? als die Verſchwornen von al-

len Seiten auf ihn eindrangen. Dennoch vertheidigte er ſich tapfer. Als er aber auch Brutus unter den Verſchwornen ſah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Sohn?“ ſein Geſicht und ſank mit 23 Wunden bedeckt an der Bildſäule des Pompejus hin. So ſtarb dieſer außerordentliche Mann, der würdigſte und beſte, der je in Rom nach der Alleinherrſchaft geſtrebt, der 50 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte, im Jahre der Stadt 719 und im 56ſten ſeines Alters.

Caſas (Bartolomeo de las), Biſchof von Chiapa in Mexiko, war 1474 zu Sevilla geboren. In ſeinem neunzehnten Jahre ging er mit ſeinem Vater, welcher Columbus auf ſeiner erſten Reiſe begleitet hatte, nach St. Domingo. Nach ſeiner Rückkehr in Spanien trat er als Geiſtlicher in den Dominicaner-Orden, um als Miſſionär zur Bekehrung der Indianer angeſtellt zu werden. Er lebte 1533 in dem Dominicanerkloſter auf St. Domingo, den Indiern und Negern das Evangelium, ihren Unterdrückern Menſchlichkeit predigend. Schon vor ſeinem Eintritt in den geiſtlichen Stand hatte Las Caſas Carl V. mehrere Denkſchriften zu Gunſten der Indianer übergeben. Da ſeine Anſtrengungen, ihr Schickſal zu mildern, fruchtlos blieben, nahm er ſich vor, eine Colonie nach andern Grundſätzen, als ſeine Landsleute befolgten, zu gründen. Er bewirkte, daß der Kaiſer ihn als Gouverneur nach Cumana ſchickte. Nach ſeiner Ankunft zu Porto Ricco im J. 1519 begab er ſich mit dreihundert caſtilianiſchen Arbeitern nach Cumana, um daſelbſt ſeine Coloniſten einzuſetzen. Allein er fand doppelte Schwierigkeiten, einmal, von Seiten des von dem Gouverneur von St. Domingo dahingeſandten Commandanten, Gonzalo Ocampo, welcher ſich weigerte, ihn anzuerkennen, dann aber auch von Seiten der Eingebornen, welche dergeſtalt gegen die Spanier erbittert waren, daß ſie die Coloniſten des Las Caſas, welche dieſer einſtweilen in einem verpalliſadirten Fort untergebracht hatte, überfielen, und alles niedermetzelten, was ſich nicht durch die Flucht rettete. Las Caſas ließ deſſen ungeachtet nicht ab. Er reiſ'te mehrmals von Amerika nach Spanien, und von dort wieder zurück, um die Sache dieſer Unglücklichen zu führen. Sepulveda, Canonicus von Salamanca und Hiſtoriograph Carls V., nahm ein Aergerniß an dieſem Eifer, und ſchrieb ein Werk, unter dem Titel: Democrates secundus, seu de justis belli causis: an liceat bello Indos prosequi, auferendo ab eis dominia possessionesque et bona temporalia, et occidendo eos, si resistentiam opposuerint, ut sic spoliati et subjecti facilius per praedicatores suadeatur eis fides. Las Caſas widerlegte daſſelbe durch eine Schrift, welche das Gepräge ſeines Geiſtes trägt, unter dem Titel: Brevissima relacion de la destruccion de las Indias, Sevilla 1552. So ſchauderhaft die darin enthaltenen Details ſind, ſo fuhr doch Sepulveda fort, die Bedrückungen und Mißhandlungen der Indianer nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen zu rechtfertigen. Carl V. beauftragte ſeinen Beichtvater, Domenico Soto, dieſen großen Prozeß zu unterſuchen, ließ ihn aber, von andern Geſchäften verhindert, ſtets ohne Entſcheidung. Man fuhr fort, auf die Eingebornen Jagd zu machen, ſie auszurotten oder in die Bergwerke zu vergraben. In weniger als zehn Jahren ſollen auf dieſe Weiſe fünfzehn Millionen umgekommen ſeyn. Grundlos iſt die Beſchuldigung, daß Las Caſas gerathen, Neger von Afrika ſtatt der ſchwächern Indianer in den Bergwerken zu gebrauchen, und dadurch Urheber des grauſamen Sclavenhandels geworden ſey. Schon vor der Entdeckung von Amerika kauften die Spanier Neger von den Portugieſen,

und führten ſie unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika dahin. Sein menſchlich fühlendes Herz beklagte dieſe wie jene. Nachdem Las Caſas funfzig Jahre in der neuen Welt verlebt und zwölf Mal den Ocean durchſchifft hatte, um in Spanien die Sache der Unterdrückten zu führen, legte er ſein Biſthum nieder, kehrte 1551 nach Spanien zurück, wo er zu Madrid im J. 1566 ſtarb. Seine ſämmtlichen Werke ſind in fünf Quartbänden zu Sevilla im J. 1552 (in gothiſchen Charakteren gedruckt) erſchienen.

Caſaubon (Iſaac de), war 1559 zu Genf geboren, wohin ſeine Familie aus der Dauphiné der Religionsverfolgungen wegen geflüchtet war. Sein Vater kehrte in ſeine Heimath zurück und ward Prediger zu Creſt. Unter ſeiner Leitung machte der Jüngling die glücklichſten Fortſchritte. Neunzehn Jahre alt bezog er die Univerſität zu Genf, wo er Jurisprudenz, Theologie und orientaliſche Sprachen ſtudirte und 1582 ſeinen Lehrer Portus auf dem Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache erſetzte. Er verheirathete ſich mit einer Tochter des berühmten Henricus Stephanus, und gab jedes Jahr Editionen und Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller, mit kritiſchen und gelehrten Anmerkungen und Commentaren heraus. Im J. 1596 nahm er einen Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Montpellier an, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil man ihm ſeinen Gehalt nicht gehörig bezahlte. Heinrich IV., der ſein Verdienſt ſchätzte, berief ihn für einen angemeſſenen Poſten nach Paris. Seine Religion, die Eiferſucht der andern Profeſſoren und vielleicht ſein etwas unnachgiebiger Charakter verurſachten ihm Unannehmlichkeiten, für welche er durch die Stelle eines königlichen Bibliothekars entſchädigt wurde. Caſaubon war einer von den Commiſſären bei der Berathſchlagung von Fontainebleau zwiſchen dem Cardinal Duperron und Dupleſſis Mornai; er gab ſeine Stimme zu Gunſten des Erſtern gegen Letztern, da er über manche wichtigen Punkte die Meinung der Reformirten nicht theilte, überhaupt aber die Abweichungen der einzelnen Reformatoren von einander mit Mißvergnügen ſah. Dieſe Geſinnungen machten ihn den Seinigen verdächtig; man hielt ihn für geneigt, zur catholiſchen Religion überzutreten, zumal da einer ſeiner Söhne dieſen Schritt wirklich that. Nach Heinrich IV. Tode folgte er dem Chevalier Wotton, außerordentlichem Geſandten Jakobs I., nach England, ward daſelbſt mit Auszeichnung aufgenommen, mit zwei Präbenden und einer anſehnlichen Penſion ausgeſtattet, und ſtarb zu London im J. 1614. Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt. Caſaubonus war ein friedliebender Theolog, ein Gelehrter vom erſten Range, ein guter Ueberſetzer und trefflicher Kritiker. Sein Latein iſt indeß nicht von Gallicismen frei und in ſeinen hiſtoriſchen Werken finden ſich manche Ungenauigkeiten. Seine etwas übertriebene Eigenliebe zog ihm manche Unannehmlichkeit zu. Als Kritiker hatte er den Diogenes Laërtius, Ariſtoteles, Theophraſt, Sueton, Perſius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionyſius von Halicarnaß, Plinius den jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Unterſuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satira verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben ſeine theologiſchen Arbeiten. — Meric Caſaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat ſich ebenfalls durch ſeine Gelehrſamkeit berühmt gemacht. Er war ſeinem Vater nach England gefolgt und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geiſtliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller ſeiner Einkünfte be-

raubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, eben ſo wenig, als die Einladung der Königin Chriſtine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Wiedereinſetzung der Stuarts ward er für ſeine Treue durch Wiedereinſetzung in ſeine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an ſeinen Tod 1671 blieben. Er war ein trefflicher Mann, von dem gefälligſten Charakter, der ſich ein Vergnügen daraus machte, die Früchte ſeiner Unterſuchungen mitzutheilen. Dies erfuhr Stanley bei ſeiner Ausgabe des Aeſchylus und Selden bei ſeiner Erklärung der arundelianiſchen Marmore. Er hatte ſich beſonders auf die Kritik gelegt und war darin glücklich. Seine Gelehrſamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit ſtand er ſeinem Vater nach. Auch er hat, außer mehreren andern Werken, Anmerkungen zu mehreren Claſſikern geliefert, z. B. zu Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. a.

Caſchemir, ehemalige Provinz von Hindoſtan und das nördlichſte Land von Oſtindien (34 und 35 Gr. N. B., 74 und 75 Gr. O. L. von Greenwich), das zum Reich der Afganen gehört. Die Landſchaft beſteht aus einem großen, überall mit hohen Bergen umgebenen, von Nordweſten nach Südoſten ſich erſtreckenden Thale, welches 20 geographiſche Meilen in der Länge und 9 Meilen in der Breite hat. Man nennt dieſes Land das Paradies von Indien, weil es der Berge wegen eine ſehr gemäßigte Luft hat, zwar die Früchte des heißen Clima nicht mehr, dagegen aber den Maulbeerbaum, das ſchönſte Obſt, Reiß, Wein und Getraide in großer Menge hervorbringt und vortreffliches Waſſer hat. Unter den Kunſtarbeiten des fleißigen Bergvolks ſchätzt man vorzüglich die feinen, aus einheimiſcher und tibetaniſcher Wolle und Ziegenhaaren verfertigten Shawls, die beſonders in neuern Zeiten ein ſo großer Gegenſtand des höchſten Luxus geworden ſind, und in allen Ländern nachgemacht werden. Die ächten in Caſchemir verfertigten Shawls ſind ſehr koſtbar und ihr Preis ſteigt nach Maßgabe der Größe, Feinheit und Farbe auf 100, 200 bis 300 Ducaten. Die Hauptſtadt heißt Serinagar oder auch Caſchemir.

Caſematten (im Feſtungsbaue), ſind bombenfeſte Gewölber unter dem Hauptwalle, beſonders in den Baſtionen, oder Baſteien, theils den Graben daraus zu beſtreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen ſie zur Aufbewahrung des groben Geſchützes und nöthigenfalls der Beſatzung zur Wohnung. Das Wort Caſematte iſt aus Casa und matare zuſammengeſetzt und bedeutet eigentlich Mordkeller.

Caſimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte ſich durch ſeine Tapferkeit unter der Regierung ſeines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutſchen Rittern zu nehmen, und um ihn zur Herrſchaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron beſtiegen, als er den von ſeinem Vater mit den deutſchen Rittern geſchloßnen Waffenſtillſtand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwiſchen ihm und dieſem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congreß zu Wiſſegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den Diſtrict von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entſchädigung zahlen ſollten; dagegen leiſtete Caſimir auf Pommern Verzicht. Allein dieſer für den Orden vortheilhafte Vertrag ward von dem Reichstage nicht genehmigt; da man aber nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beſchloß man, ſich durch den Papſt Gerechtigkeit zu verſchaf-

fen. Der heilige Stuhl hörte die Klagen der Polen; ſeine Commiſſarien verurtheilten die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche ſie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerſtörten Kirchen wiederherzuſtellen und an Caſimir eine bedeutende Entſchädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Koſten. Dieſes Urtheil, das mit dem Bann begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; ſie wandten ſich an Kaiſer Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Caſimir, der keinen Sohn hatte und ſich der Hülfe eines mächtigen Fürſten verſichern wollte, wählte 1339 ſeinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn zum Nachfolger. Dieſe Wahl ward nach lebhaftem Widerſtande auf den Fall, daß Caſimir ohne männliche Erben bliebe, gebilligt. Im Jahr 1340 verlor Caſimir ſeine Gemahlin. Bald darauf bemächtigte er ſich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und deſſen Beherrſcher geſtorben war. Er heirathete in der Folge Hedwig, Tochter des Landgrafen von Heſſen, trennte ſich aber ihres eiferſüchtigen Charakters wegen bald wieder von ihr. Um alle ſeine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutſchen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man ſchon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten dieſen Vertrag, der diesmal von dem Reichstag 1343 ratificirt wurde. Caſimir eroberte faſt ganz Schleſien, von dem er jedoch nur Frauſtadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schleſien, über dieſe Vorgänge erbittert, rüſtete ſich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Dieſe Barbaren näherten ſich Crakau; Caſimir machte ihnen den Uebergang über die Weichſel ſtreitig; zwang ſie zum Rückzug, flog nach Schleſien, zerſtreute die Armee des Königs von Böhmen, und kehrte dann in ſeine Staaten zurück, um daſelbſt die Ordnung wiederherzuſtellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza im J. 1347, verſammelte die geſchickteſten Männer ſeines Reichs, und beauftragte ſie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Geſetze, an welcher er ſelbſt Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unabläſſig der unglücklichſten Claſſe ſeiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er verſuchte ſogar mit einigem Erfolg, die Künſte, welche die Unruhen verbannt hatten, in ſeine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu ſichern, befeſtigte er die Städte; auch legte er Hoſpitäler, Schulen und Univerſitäten an. Da er ſah, daß die kriegliebenden Polen ihm ſein unthätiges Leben vorwarfen, verſammelte er ein Heer, nahm den Lithauern alles, was ſie in Klein-Rußland beſaßen, und feierte ſeine Eroberungen durch einen Triumph. Die Lithauer, welche die Vergnügungsſucht, welcher ſich Caſimir überließ, benutzten, nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entriſſen hatte. Er erhob ſich ſchnell aus ſeiner Schlafſucht, verſtärkte ſein Heer mit einem Corps Ungarn, das ſein Neffe ihm zugeführt, drang in Rußland ein, lieferte den Lithauern eine Schlacht, machte ihren Herzog zum Gefangnen und nahm Volhynien wieder; aber der lithauiſche Fürſt entfloh und bemächtigte ſich deſſelben aufs neue. Die Polen, welche Ludwig als Thronerben ſeines Oheims anerkannt hatten, ſchickten, um ihre Einwilligung zu ihrem Vortheil zu benutzen, Abgeſandte nach Ofen, die ihn im J. 1355 die erſten zwiſchen dem Adel und den Königen abgeſchloßnen Verträge unterzeichnen ließen. Caſimir, erzürnt über dieſen Schritt, beſchloß, ſich zum dritten Mal zu vermählen, in der Hoffnung, einen Erben zu erhalten. Hedwig

war geſtorben: er nahm zur dritten Gemahlin eine Fürſtin gleiches Namens, die Tochter des Herzogs von Glogau. Er genoß einzig der Ruhe, als die Truppen, die er einem Sohne des Woiwoden der Moldau bewilligt hatte, um das Erbe ſeines Vaters wieder zu erobern, geſchlagen und gefangen wurden. Die Niederlage war ſo groß, daß keine Hoffnung blieb ſie zu rächen. Caſimir mußte die Gefangnen mit großem Löſegelde befreien. Kaiſer Carl IV., der ſich zu Crakau mit Caſimirs Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt hatte, eroberte 1366 Roth-Rußland von den Lithauern und überließ zwei Fürſten dieſer Nation Volhynien und das Palatinat von Belz, unter der Bedingung, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen. Dieſe Unternehmung erhöhte Caſimirs Ruhm, als er in einem Alter von 61 Jahren an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde 1370 ſtarb. Seine großen Eigenſchaften haben ſeine zahlreichen Fehler in Vergeſſenheit gebracht. Von dieſen war der bedeutendſte ſeine ungeregelte Neigung für das weibliche Geſchlecht. Unter ſeinen vielen Mätreſſen war auch eine Jüdin, Namens Eſther, welche ihren Glaubensgenoſſen die Privilegien auswirkte, deren ſie ſeitdem in Polen genoſſen haben. In Caſimir erloſch das Geſchlecht der Piaſten, das 528 Jahre über Polen geherrſcht hatte. Bisher hatten die Polen nur Könige aus ihrer Mitte gehabt; ſie wählten jetzt Fremdlinge und legten dadurch den erſten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu ſeinem Untergange zerrüttet haben.

Caſino heißt bei uns theils das Local, in welchem ſich eine Geſellſchaft zu ihrem Vergnügen verſammelt, theils dieſe Geſellſchaft ſelbſt. Die Benennung ſoll folgenden Urſprung haben. Der Monte Caſino in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro, auf welchem die älteſte Benedictiner-Abtei ſteht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloſter genießt man der reizendſten Ausſicht. Das Clima iſt dort ſchön und geſund, die Luft ſo rein und die Luft-Perſpective ſtellt alles in ſo zauberiſchen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiſ'te, um dieſe Naturſchönheiten zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche des Kloſters ſich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Ruf ſtanden, heilende Balſame vom Berge Zion zu beſitzen und die Kraft der Pflanze Diptam zu kennen, welche die Schmerzen ſtillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Caſino hörten nicht auf und er war, wie jetzt unſere Bäder, ein Vereinigungsort nicht bloß für Kranke, ſondern auch für Geſunde, welche hier die ſchöne Jahreszeit in ländlichen Vergnügungen verlebten.

Caſiri (Michel), ein gelehrter Orientaliſt und ſyromaronitiſcher Geiſtlicher, geboren zu Tripoli in Syrien im J. 1710. Er kam nach Rom, wo er in dem Collegium von St. Peter und St. Marcellin ſtudirte, und 1734 in den geiſtlichen Stand trat. Im folgenden Jahre begleitete er den gelehrten Aſſemanni nach Syrien, wohin derſelbe auf Befehl des Papſtes ging, um der Synode der Maroniten beizuwohnen, und ſtattete 1738 zu Rom einen genauen Bericht von den Religionsmeinungen der Maroniten ab. Er lehrte hierauf in ſeinem Kloſter die arabiſche, ſyriſche und chaldäiſche Sprache, Theologie und Philoſophie, und ging 1748 nach Madrid, wo er bei der Bibliothek angeſtellt wurde. Im Jahr 1749 begab er ſich auf des Königs Befehl auf die Escurial-Bibliothek, deren Aufſeher er in der Folge wurde, und ſammelte hier die Materialien zu ſeiner berühmten Bibliotheca arabico-hispana. Madrid 1760 — 70. 2 Vol. Fol., welche in 1851 Artikeln eine Folge aller Handſchriften der Bibliothek des Escurials liefert, die an arabiſchen Handſchriften vielleicht die reichſte in Europa iſt. Wiewohl dieſes

Werk nicht frei von Irrthümern iſt, ſo enthält es doch die wichtigſten Angaben, Details und Auszüge und iſt ein unentbehrliches Repertorium für jeden Orientaliſten. Caſiri ſtarb zu Madrid 1791, nachdem er gegen das Ende ſeines Lebens das Gedächtniß und Gehör verloren hatte.

Caſpiſches Meer. So heißt ein großer See in Aſien, zwiſchen Perſien, dem der ſüdliche Theil, Rußland, dem der nordweſtliche Theil, und der großen Tartarei, welcher der öſtliche Theil zugehört, und welcher von Norden gegen Süden 150 deutſche Meilen lang und 60 bis 70 breit iſt. Er hat ſüßeres Waſſer, als andere Meere, und gibt ſehr viel Fiſche, unter welchen ſich Karpfen, Lachſe, Hauſen und Störe auszeichnen, wie denn auch Seehunde an der öſtlichen Küſte in Menge gefangen werden.

Caſſandra, auch Alexandra genannt, war die Tochter des Priamus und der Hecuba, und die Zwillingsſchweſter des Helenus. Beide Kinder, ſo erzählt die Sage, ſpielten einſt in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräiſchen Apoll, unweit Ilium, und da ſie zu lange dort verweilt hatten, um nach Hauſe gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorbeerzweigen in dem Tempel. Als aber des folgenden Morgens die Ammen zu ihnen traten, fanden ſie zwei Schlangen bei den Kindern, welche, ſtatt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieſes Wunder wirkte ein noch größeres; denn das Gehör der Kinder wurde dadurch ſo geſchärft, daß ſie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte Caſſandra gern in dem Tempel Apolls, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimniſſe der prophetiſchen Kunſt zu offenbaren verſprach, wenn ſie ſeine Liebe erwiedern wolle. Aber nachdem ſie ihre Wißbegierde geſättigt hatte, weigerte ſie ſich, die Wünſche des Gottes zu befriedigen. Darüber erzürnt, legte Apoll den Fluch auf ihre Weiſſagungen, daß ſie niemals Glauben finden ſollten. So ſagte ſie als ſchickſalskundige Seherin den Untergang Troja's voraus, und warnte ihr Volk vergebens vor dem trügeriſchen Roſſe. Als nun Troja erobert war, und Caſſandra mit den übrigen Jungfrauen ſich zum Tempel der Minerva flüchtete, riß Ajax in wilder Raſerei ſie vom Altar weg, entweihte die Jungfrau auf heiliger Stätte, und ſchleppte ſie mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den andern Sclavinnen hin, wo ſie bei der Vertheilung der Beute dem Agamemnon zu Theil ward, der ſie als Sclavin und Geliebte mit ſich nach Mycene führte. Klytemnäſtra ermordete Beide. Dem Agamemnon ſoll ſie die Zwillingsſöhne, Teledamus und Pelops, geboren haben. Uebrigens galt dieſer Raub der Caſſandra den Alten für eine der verruchteſten Frevelthaten, und hat den Dichtern ſowohl als den bildenden Künſtlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des Ajax, durch Sturm und Ungewitter, und durch eine in ihrem Lande entſtandene Peſt viele Jahre dafür büßen.

Caſſationshof, Caſſationsgericht (Cour de Cassation, vor dem organiſchen Senats-Conſult vom 28ſten Floreal XII. Tribunal de Cassation), iſt nach der neufranzöſiſchen Verfaſſung der oberſte Gerichtshof Frankreichs, deſſen Gerichtsbarkeit ſich über das ganze Reich erſtreckt. Errichtet wurde derſelbe 1791, als ſich im Beginn der Revolution der Grundſatz der Einheit und Untheilbarkeit des Staates feſtſetzte, und das Bedürfniß fühlbarer wurde, in Sachen des Rechts und des Gerichtsgebrauchs eben jenen Grundſatz anzunehmen. In der That hat ſich jenes zu ſolchem Behuf errichtete Inſtitut durch alle Perioden der Revolution mit dieſem Grundſatz erhalten. Bei der

vorletzten Organiſation des Reichs erhielt dieſer einzige hohe Juſtizhof und Oberhaupt für ſämmtliche Juſtizanſtalten folgende Einrichtung. Er beſtand aus einem erſten Präſidenten, zwei andern, die der Kaiſer auf Lebenszeit ernannte, und 45 Richtern, die von dem Senat auf Lebenszeit ernannt wurden. Die jedesmalige Wahl eines ſolchen Richters geſchah unter dreien, vom Kaiſer vorgeſchlagenen Subjecten. Außerdem wurden vom Kaiſer ſelbſt noch ernannt ein kaiſerl. General-Procurator, ſechs Subſtituten und ein Greffier en chef (Obergerichtsſchreiber). Der Gerichtshof iſt in drei Sectionen abgetheilt. Jede beſteht aus ſechzehn Mitgliedern und aus jeder treten jährlich vier Mitglieder aus und werden in die andern durch das Loos vertheilt. Dieſe Sectionen ſind: 1. Section der Bittſchriften, 2. Section der bürgerlichen und 3. der peinlichen Caſſation, d. h. der Vernichtung, aus dem Grunde, weil etwas für unecht, ungültig erklärt worden. Der Caſſationshof entſcheidet nämlich in geſetzlichen und rechtlichen Angelegenheiten nie ſelbſt, ſondern erklärt nur ergangene Urtheile für nichtig, wenn entweder die Form des gerichtlichen Verfahrens verletzt oder gegen das klare Geſetz erkannt worden iſt; zu einem andern rechtlichen Erkenntniß verweiſ't er auf ein anderes Gericht. Wird auch der Urtelsſpruch dieſes Gerichts angefochten, ſo muß die Angelegenheit in voller Verſammlung des Caſſationshofes vorgetragen werden, wobei auf zweifache Weiſe verfahren werden kann. Entweder der Caſſationshof entſcheidet ſelbſt, was jedoch nur unter Vorſitz des Großrichter-Juſtizminiſters geſchehen kann, oder er beſchließt vor ſeiner Entſcheidung einen Bericht an den Fürſten, und erſucht dieſen um ein das Geſetz erklärendes Decret. Sollte hierauf der neue Urtheilsſpruch nochmals angefochten werden, ſo iſt die Einholung eines allerhöchſten Decrets vor der Entſcheidung des Caſſationshofes unumgänglich erforderlich. Bei dem erſten Geſuch hingegen verſammelt ſich bloß die Section, vor welche die Angelegenheit gehört, nachdem die Bittſchriften (nämlich um Verweiſung von einem Gericht an ein anderes) das Caſſationsgeſuch für ſtatthaft erklärt hat. Iſt es für ſtatthaft erklärt; ſo geht die Sache an die Section, der ſie zugehört, und wenigſtens elf Mitglieder müſſen dann bei der weiteren Entſcheidung jedesmal gegenwärtig ſeyn *). Die Stimmenmehrheit ent-

*) Nach dem Code de Procédure civile Art. 363 ſoll das Caſſationsgericht in gewiſſen Fällen, wo mehrere Gerichte über ihre Jurisdiction in Streit ſind, entſcheiden. Art. 504: Stehen mehrere in letzter Inſtanz unter denſelben Parteien und auf dieſelben Klag- und Vertheidigungsgründe ergangenen Urtheile mit einander im Widerſpruche, ſo ſteht der Recurs an das Caſſationsgericht offen. Nach dem Geſetz vom 27ſten Ventoſe J. VIII. entſcheidet die erſte Section, ob ein Caſſationsgeſuch zuläſſig ſey oder nicht, und erkennt definitiv über die Einreden eines unrecht gewählten Gerichtsſtandes; die zweite erkennt definitiv über die Caſſationsgeſuche, wenn die erſte ſie für zuläſſig erklärt hat. Die dritte ſpricht, wenn in Criminal- oder Polizeifällen Caſſationsgeſuche eingewendet worden ſind, ohne daß vorher über die Frage der Zuläſſigkeit beſonders erkannt worden iſt. Caſſationsgeſuche finden nicht Statt wider die in letzter Inſtanz geſprochenen Beſcheide und Erkenntniſſe der Friedensrichter, ausgenommen wegen Incompetenz oder Mißbrauchs der Gewalt; eben ſo wenig wider die Erkenntniſſe der Militärgerichte zu Waſſer und zu Lande, ausgenommen wenn die Incompetenz oder der Mißbrauch der Gewalt von einem Bürger, der nicht zum Militär gehört, vorgeſchützt wird.

ſcheidet. Sind die Stimmen gleich, ſo werden noch fünf andere Richter hinzugezogen. So iſt der Caſſationshof die allgemeine Behörde für alle Fehler in allen Zweigen der Juſtizverwaltung, durch deren Begehung richterliche Ausſprüche ungültig werden, oder um in der Sprache der Juriſten zu reden, für alle Nullitäten (Nichtigkeiten). Hierdurch ſchon iſt er äußerſt bedeutend, wird aber noch bedeutender durch eine beſondre ihm übertragene Gewalt. Unter dem Vorſitz des Großrichter-Juſtizminiſters hat er das Recht, über die Apellations- und Criminalgerichtshöfe und das dazu gehörige Perſonale die Aufſicht zu führen, ihnen Verweiſe zu geben, ſie zur Rechenſchaft vor den Großrichter zu fodern, und aus wichtigen Gründen zu ſuspendiren. In dieſer Hinſicht iſt das Amt des General-Procurators beim C. G. von äußerſter Wichtigkeit, indem dieſer im Namen des Fürſten dem Caſſationshofe die Vergehungen und Ungebührniſſe der Richter denuncirt, und das peinliche Verfahren gegen ſie einleitet. Selbſt wenn die Parteien ſich bei einem widerrechtlichen und ungeſetzlichen Urtel beruhigen ſollten, erfordert ſeine Pflicht, ein ſolches, ſo wie es zu ſeiner Kenntniß gelangt, dem Caſſationshofe anzuzeigen, welcher dann, nach näherer Unterſuchung, das Urtel caſſirt. Für dieſen Fall unterſcheidet ſich die franzöſiſche Verfaſſung ſehr zu ihrem Vortheile von der unſrigen, indem bei der unſrigen die Parteien eine Klage anſtellen müſſen, damit auf Nichtigkeit eines widerrechtlichen und ungeſetzlichen Urtels erkannt werde, während es dort Sache des Staats ſelbſt, und nicht der ſtreitenden Theile iſt, daß die Geſetze wirklich in Ausübung kommen. Wie aber bei einer ſolchen Einrichtung des Caſſationshofes, deſſen Beſtimmung iſt, den Mißbrauch der richterlichen Gewalt, und alle Urtel, in welchen gegen das klare Geſetz (jus in thesi) oder die vorgeſchriebenen Prozeßformen gefehlt iſt, unwirkſam, ja faſt unmöglich zu machen, der Zweck der Einheit des Rechts erreicht werden müſſe, ſpringt in die Augen. Nach dem Geſetz vom 27ſten Ventoſe J. VIII. Art. 86 hat dieſer Gerichtshof noch eine ſchöne Wirkſamkeit mehr. Das Caſſationsgericht iſt nämlich beauftragt, jährlich an die Regierung eine Deputation abzuſchicken, um ihr die Punkte anzuzeigen, über welche die Erfahrung ihn die Mängel oder Unzulänglichkeit der Geſetzgebung hat erkennen laſſen. Richter des Caſſationshofes war übrigens der hohe kaiſerliche Gerichtshof (Haute-Cour imperiale. S. dieſen Art. unter Cour. dd.

Caſſel, Haupt- und Reſidenzſtadt des Churfürſten von Heſſen, an der Fulda, in Nieder-Heſſen, enthält 1390 Häuſer und etwa 19,000 Einwohner. Sie wird in die Altſtadt, untere Neuſtadt und obere (franzöſiſche) Neuſtadt eingetheilt. Die Altſtadt und untere Neuſtadt ſind zum Theil ſehr ſchlecht gebaut; die obere Neuſtadt hingegen, welche von den, durch das Edict von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenotten erbaut worden, iſt regelmäßig und prächtig. Hier zeichnet ſich beſonders die Königsſtraße aus. Alle Theile der Stadt haben nächtliche Beleuchtung durch Laternen. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: das Muſeum, das Zeughaus, das Gießhaus, die neuen Caſernen (welche erſt 1811 während der franzöſiſchen Beſitznahme vollendet worden ſind), und der Paradeplatz. Bemerkungswerth ſind noch: der große Luſtgarten, die Aue genannt, mit dem Orangeriehauſe und der Menagerie (welche letztere aber jetzt nicht mehr vorhanden iſt), ingleichen das eine Stunde von der Stadt gelegene Luſtſchloß Weißenſtein (nachher Wilhelmshöhe benannt), welches durch Natur und Kunſt, vorzüglich aber durch ſeine Caſcaden und Fontainen, zu den merkwürdigſten Anlagen der neuern Zeit gehört. Unter den Merkwürdigkeiten

der Stadt ſind ferner zu nennen: die prächtige Brücke, welche über die Fulda geht, der Friedrichsplatz, mit der Bildſäule Landgrafs Friedrich II., der Königsplatz und das Wilhelmshöher-Thor. Die Stadt iſt vortrefflich gepflaſtert, beſonders auf dem Königsplatze, dem Friedrichsplatze, ſo wie überhaupt in der ganzen obern Neuſtadt. Im Jahre 1767 machte man den Anfang, die ehemaligen Feſtungswerke der Stadt niederzureißen, und kam damit in etwa ſechs Jahren zu Stande. Das Muſeum und die damit verbundene Bibliothek enthalten manche ſchätzungswerthe Gegenſtände, die der Aufmerkſamkeit der Gelehrten nicht unwerth ſind. Die Stadt hat übrigens merkwürdige Schickſale erlitten. Im ſiebenjährigen Kriege wurde ſie verſchiedene Male von den franzöſiſchen Truppen beſetzt und war Hauptquartier ihrer Generale. Sie erhielten ſich bis zum Jahre 1762 in derſelben, wo ſie am 1ſten November abzogen und den Alliirten die Stadt mit Capitulation übergaben. Nachdem in der hierauffolgenden Zeit die Landgrafen und nachherigen Churfürſten die Ruhe, welche in Deutſchland herrſchte, zur Verſchönerung der Stadt angewandt hatten, ward dieſe, nach dem im Jahre 1806 von Bonaparte über die Preußen erfochtenen Siege, abermals durch die Franzoſen beſetzt und zur Hauptſtadt des neu geſchaffenen Königreichs Weſtphalen gemacht, das zu Ende des Jahrs 1813 in ſein Nichts zurückging. Noch muß angemerkt werden, daß das vorige Reſidenzſchloß, welches ſich freilich nur durch ſeine antike Bauart auszeichnete, im Jahre 1812 während der franzöſiſchen Beſitznahme abgebrannt iſt, und nun bei eingetretenem Frieden wahrſcheinlich durch ein der übrigen Bauart der Stadt angemeßneres, würdigeres Gebäude erſetzt werden wird. Die Straße Bellevüe, in der obern Neuſtadt, auf welcher noch ein kleineres churfürſtliches Schloß ſteht, bietet vielleicht eine der ſchönſten Ausſichten in ganz Deutſchland dar, ſo wie überhaupt die Stadt zwar nicht majeſtätiſch, aber außerordentlich reizend gelegen iſt. Endlich muß noch eines Echo's erwähnt werden, welches auf dem Königsplatze, der ein vollkommenes Achteck bildet, gerade im Mittelpunkte deſſelben hörbar iſt, und die Töne ſieben Mal wiederholt.

Caſſini (Giovanni Domenico), ein berühmter Aſtronom, dem ſeine Wiſſenſchaft große Entdeckungen verdankt, war zu Perinaldo im J. 1625 geboren. Seine Studien begann er unter einem ſehr geſchickten Lehrer und vollendete ſie zu Genua bei den Jeſuiten mit vieler Auszeichnung. Er faßte die lebhafteſte Neigung für die Wiſſenſchaften; der Zufall aber leitete ihn auf die Aſtronomie. Ein aſtrologiſches Buch, das ihm in die Hände fiel und das er mit Vergnügen geleſen hatte, reizte ihn, ſich gründliche Kenntniſſe von einer Wiſſenſchaft zu erwerben, die ſchon in ihrer Entartung ihm ſo viel Intereſſe abgewonnen hatte. Er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſchon im Jahr 1650 der Senat von Bologna ihm den erſten Lehrſtuhl der Aſtronomie auf der Univerſität übertrug. So führte ihn das Schickſal ſelbſt an den Ort, der damals in ganz Europa für aſtronomiſche Entdeckungen der günſtigſte war. Es gab hier eine Mittagslinie, welche Ignazio Dante 1575 in der Kirche der heiligen Petronia gezogen hatte, um die Aequinoctien und Solſtitien zur genauen Beſtimmung der Kirchenfeſte durch Beobachtung zu erhalten. Im Jahr 1653 erweiterte man die Gebäude der Kirche, und dies brachte Caſſini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie zu ziehen, mittelſt welcher die Unſicherheiten gehoben werden könnten, welche noch über die aſtronomiſchen Refractionen und über alle Elemente der Theorie der Sonne obwalteten. In zwei Jahren kam er mit dieſer ſchwierigen Arbeit zu Stande, deren erſte Früchte genauere

Sonnentafeln, eine richtigere Beſtimmung der Paralaxe dieſes Geſtirns, und eine treffliche Tafel der Refractionen waren. Fremdartige Geſchäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papſt ihn beauftragten, unterbrachen einigermaßen ſeine aſtronomiſchen Arbeiten; doch hinderten ſie ihn nicht ganz, von Zeit zu Zeit einen Blick an den Himmel zu thun. Er befand ſich zu Cittàdella Piave in Toscana, als er mit Sicherheit auf der Scheibe des Jupiter die Schatten wahrnahm, welche die Trabanten deſſelben darauf werfen, wenn ſie zwiſchen dieſem Planeten und der Sonne befindlich ſind, und welche er genau von den Flecken auf der Jupitersfläche unterſchied. Durch erſtere berichtigte er ſeine Theorie von der Bewegung der Trabanten, durch letztere beſtimmte er die Umſchwungszeit des Jupiter um ſeine Axe auf 9 Stunden 56 Minuten. Die Umſchwungszeit des Mars fand er durch Beobachtung ſeiner Flecken 24 Stunden 40 Minuten. Zugleich machte er, obgleich die Regierung ſeine Geſchäfte noch vermehrte, eine Menge von phyſikaliſchen Beobachtungen über die Inſecten und übergab ſie Montalbano, welcher ſie in einer Ausgabe von Aldrovande drucken ließ. Im Jahre 1668 gab Caſſini ſeine Ephemeriden der Jupiterstrabanten heraus; ein bewundernswürdiges Werk, wenn man die Menge der damals zum erſten Male beſtimmten Elemente betrachtet, welche zur Grundlage dienen, ſo unvollkommen es auch jetzt, mit Delambre's Arbeit verglichen, erſcheint. In Frankreich glänzten damals unter allen Ländern Europa's am meiſten alle Arten von Talenten. Ein junger König, der ſie freigebig belohnte, fand ſeinen Stolz darin, die ausgezeichnetſten Männer um ſich zu verſammeln. Auch Caſſini ward durch Colbert eingeladen; aber es war nicht ſo leicht, ihn ſeinem Vaterlande zu entziehen. Man erhielt ihn vermittelſt einer Verhandlung nur auf einige Jahre, nach deren Verlauf Italien ſeinen berühmten Mitbürger zurückfoderte. Caſſini ſelbſt war nicht Willens, in Frankreich zu bleiben. Endlich gelang es jedoch Colbert, ihn auf immer für Frankreich zu gewinnen. Im J. 1673 nahm Caſſini die Eigenſchaft eines Franzoſen an und verheirathete ſich. Jetzt ſetzte er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten mit doppeltem Eifer fort und entdeckte, außer dem ſchon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, deren noch vier andere. Schon früher hatte er das Zodiakallicht entdeckt. Er zeigte ferner, daß die Mondaxe nicht, wie man geglaubt hatte, ſenkrecht gegen die Ekliptik ſtehe, und daß ihre ſucceſſiven Lagen nicht parallel gegen einander ſeyen; ein bisher einziges Phänomen in dem Weltſyſtem. Die Geſetze dieſer Bewegungen, die er ſehr genau beſtimmte, ſind eine ſeiner ſchönſten Entdeckungen. Außerdem nützte Caſſini den Wiſſenſchaften dadurch, daß er die Thätigkeit Anderer leitete und beförderte. Er war einer von denen, die am meiſten zu der Reiſe nach Cayenne beitrugen, wodurch die Geſtalt der Erde und die Theorie der Gravitation genauer beſtimmt wurde. Der Akademie übergab er Unterſuchungen über den indiſchen Calender, und 1693 gab er neue und genauere Tafeln über die Jupiterstrabanten heraus. Zwei Jahre ſpäter ſah er ſeine Mittagslinie zu Bologna wieder, aber er war damals mit einer andern längern beſchäftigt, welche 1669 von Picard angefangen, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris fortgeführt, und 1700 von Caſſini bis an die äußerſte Spitze von Rouſſillon fortgeführt wurde. Vierzig Jahre nachher iſt dieſelbe Linie von François Caſſini und La Caille, und hundert Jahre nachher von Mechain und Delambre mit einer Genauigkeit gemeſſen worden, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Caſſini ſtarb, nachdem er einige Jahre früher ſein Geſicht verloren hatte, 1712 ohne Krankheit oder Schmerz, an Altersſchwäche.

Caſſini (Jacques), des Vorhergehenden Sohn, war 1677 zu Paris geboren und trat 1694 in die Akademie. Er begleitete ſeinen Vater nach Italien, und bereiſ'te in der Folge Holland und England, trat hier in freundſchaftliche Verbindung mit Newton, Halley, Flamſtead u. ſ. w. und ward 1696 Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu London. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris beſchäftigte er ſich mit der Aſtronomie und Phyſik, und ſchrieb für die Akademie mehrere Memoiren, z. B. über die Electricität, über den Barometer, über den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennſpiegel u. ſ. w. Im J. 1717 übergab er dieſer Geſellſchaft ſeine große Arbeit über die Neigung der Bahnen der Saturnstrabanten und ſeines Ringes. Aber allgemein machte er ſich durch ſeine Arbeiten zur Beſtimmung der Geſtalt der Erde bekannt. Bei der erſten, 1669 begonnenen Meſſung glaubte man, die Grade des Meridians nach Norden kürzer zu finden als nach Süden, und man ſchloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu. Unſer Caſſini, der 1701 dieſe Meſſung mit ſeinem Vater bis Canigou und 1718 bis Dünkirchen fortgeſetzt hatte, gab bei dieſer Gelegenheit ſein Werk De la grandeur et de la figure de la terre heraus. Alle Anhänger des newtonſchen Syſtems widerſprachen einem Reſultat, das demjenigen widerſprach, welches das Princip der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Axe gab. Man warf ein, der gemeſſene Bogen, obwohl er ungefähr neun Grade betrug, ſey nicht groß genug, um mit Sicherheit darauf fußen zu können. Ludwig XV. befahl hierauf, die Grade des Meridians unter dem Aequator und dem Polarkreis zu meſſen; aber um das Problem auf eine directere Weiſe zu löſen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, die Länge von ganz Frankreich, von Breſt bis Straßburg, zu meſſen. Caſſini, der dieſe Arbeit leitete, fand anfänglich den Längengrad kürzer, als er in der Hypotheſe von der ſphäriſchen Geſtalt der Erde ſeyn würde; was ihn in der irrigen Meinung von ihrer größern Ausdehnung gegen die Pole zu beſtärkte. Er ſtarb auf ſeinem Landgute zu Thury im J. 1756.

Caſſini de Thury (Ceſar François), des Vorigen Sohn, geboren 1714, war noch nicht 22 Jahre alt, als er in die Akademie der Wiſſenſchaften trat. Die Sammlungen derſelben enthalten viele Memoiren von ihm; aber ſeinen ganzen Fleiß beſchäftigte ein größeres Werk. Man hatte den Plan gemacht, Frankreich geometriſch zu vermeſſen; Caſſini erweiterte ihn dahin, ganz Frankreich topographiſch aufzunehmen, auf dieſe Weiſe den Abſtand aller Oerter von der Mittagslinie von Paris und dem Perpendicularkreis dieſer Mittagslinie zu beſtimmen. Nie hatte man eine größere, aber auch für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Es bedurfte dazu großer Unterſtützungen von Seiten der Regierung, welche jedoch 1756 aufhörten. Indeß gelang es Caſſini, die Arbeiten dennoch fortzuſetzen, und faſt ihre völlige Beendigung zu erleben. Auf ſeinen Antrieb trat eine Geſellſchaft zuſammen, welche die Koſten vorſchoß, und ihre Vorſchüſſe aus dem Verkauf der Karten wieder erhielt. Er ſtarb an den Pocken im J. 1784. Die ſchöne Unternehmung der Karten wurde von Jacques Dominique Caſſini, Mitgliede des Inſtituts, fortgeſetzt. Dieſer übergab 1789 der Nationalverſammlung 180 Blätter, wozu ſpäter noch zwei hinzugekommen ſind. Unſtreitig iſt dieſe caſſiniſche Karte das größte topographiſche Werk, das bis jetzt ausgeführt worden. Sie bildet ein Ganzes von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite. Der Atlas national iſt eine Reduction derſelben auf ein Drittel des Maßſtabs; außerdem gibt es noch eine andere Reduction auf ein Viertel, in 24 Blättern.

Caſſius Longinus (Caj.), ein tapferer, freiheitsliebender Römer und Freund des Brutus. Er rettete als Quäſtor des Craſſus die wenigen in der mörderiſchen Schlacht gegen die Parther übrig gebliebenen römiſchen Soldaten, und behauptete damit Syrien gegen die Parther, bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwiſchen Pompejus und Cäſar ausgebrochenen bürgerlichen Kriege ſchlug er ſich zur Partei des erſtern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienſte leiſtete. Als Cäſar die pharſaliſche Schlacht gewonnen hatte, und den Pompejus auf ſeiner Flucht verfolgte, ſtieß dieſer beim Ueberſetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die aus 70 Segeln beſtehende feindliche Flotte, welche Caſſius commandirte. Cäſar foderte ſie zur Uebergabe auf, und Caſſius über den Muth und die Kühnheit Cäſars erſtaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäſars Abſicht, ſich zum Oberherrn des römiſchen Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Caſſius, als ein eifriger Republikaner, den Entſchluß, ihn zu tödten, und führte ihn vereint mit mehreren Mitverſchwornen im Jahre Roms 709 aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus eine Armee, um mit den übrigen Republikaniſchgeſinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwiſchen dieſen und dem Octavius und Antonius, die Cäſars Tod zu rächen vorgaben, bei Philippi zu einer Schlacht, in welcher Caſſius, weil er alles für verloren hielt, ſich ſelbſt ermordete. Dies geſchah im J. Roms 711. Brutus nannte ihn den letzten Römer. (Vergl. Brutus und Cäſar).

Caſtagnetten ſind kleine hölzerne kaſtanienfarbene Inſtrumente, ungefähr in Form einer großen Nußſchale, welche vermittelſt einer durch eine Oeffnung gezogenen Schnur um den Daumen gebunden, und beim Tanz gegen einander angeſchlagen werden. Seit langer Zeit waren ſie bei den Mohren, Spaniern und Zigeunern im Gebrauch. Gegenwärtig bedient man ſich ihrer noch in Gascogne, um bei gewiſſen lebhaften Tänzen den Tact damit anzugeben. Auch die Alten bedienten ſich bei ihren Tänzen und Bacchusfeſten kleiner Cimbale, die mit den Caſtagnetten viel Aehnlichkeit hatten. Bei charakteriſtiſchen Chören in unſern Balleten führen ſie die Tänzer, und ſie ſind hier von einer angenehmen Wirkung.

Caſtalia, ein berühmter Quell in der Stadt Delphi, nahe bei dem Tempel des Apollo. Diejenigen, welche das Orakel fragten, tranken aus dieſem Quell, und Pythia, bevor ſie Götterſprüche ertheilte, trank daraus und badete in demſelben. Den Namen ſoll er von der Caſtalia, der Tochter des Achelous (nach Andern einer Nymphe) erhalten haben, die vom Apollo verfolgt, ſich in denſelben ſtürzte, oder, wie die Fabelgeſchichte erzählt, in denſelben verwandelt wurde.

Caſtannos (Don Franzisco de), General en Chef der ſpaniſchen Inſurgenten; ſeit 1798 war er Generallieutenant. Er iſt einige 50 Jahr alt, focht ſchon im Revolutionskriege gegen die Franzoſen, und erhielt im Jahre 1794 an der Spitze des Regiments Afrika eine Wunde. Immer hegte er einige Unzufriedenheit über den großen Einfluß des Principe de la Paz, auf deſſen Befehl er daher im Jahre 1798 mit ſechzehn andern Offizieren aus Madrid verwieſen wurde. Er beſitzt militäriſche Kenntniſſe, iſt tapfer und unternehmend. Er war es, der, in Verbindung mit dem General Reding, den franzöſiſchen General Dupont, am 20ſten July 1808, zu der Capitulation von Baylen zwang, vermöge welcher ſich 14,000 Franzoſen zu Gefangenen ergaben. Später hat er bei vielen andern Gelegenheiten ſeine Thätigkeit bewieſen, und zur Vertreibung der Franzoſen aus Spanien kräftig mitgewirkt.

Caſte. Die Eintheilung des Volks in Caſten, d. h. in gewiſſe, durch Rang und Geſchäfte verſchiedene Claſſen, welche unvermiſcht und völlig abgeſondert von einander leben, war ſchon im Alterthum bei den Aegyptern eingeführt, und erſcheint als eine höchſt unvollkommene Einrichtung aus der Kindheit des Menſchengeſchlechts. Aber noch heut finden wir das Caſtenweſen bei den Indiern wieder. Die Anzahl der Caſten hier iſt ſchwer zu beſtimmen. Nach den verſchiedenen Gewerben und den daraus fließenden Unterſchieden kann man deren wohl hundert zählen. Nach den Hauptclaſſen theilt man dies Volk aber in folgende vier: Braminen, Krieger (Xetris, Zſchettries), Kaufleute (Banianen, Bens, Bice), Handwerker und Bauern (Schuters, Suders). Jede Caſte lebt nach beſondern Vorſchriften und hat Vorzüge vor andern. Allein die alte Caſteneintheilung, die wahrſcheinlich in Hindoſtan vor ſeiner Civiliſation, und vor den Veränderungen, die Handel, Eroberer, Aufklärung und Luxus unter den Einwohnern machten, allgemein war, hat ſeitdem manche Revolutionen erlitten, und keine Kaſte iſt in den urſprünglich ihr vorgeſchriebenen Gränzen geblieben; daher auch nach und nach die vielen Unterabtheilungen entſtanden ſind. Von den Braminen iſt dieſes ſchon bemerkt worden. Eben ſo gehören zu den Kriegern (aus denen die meiſten Indiſchen Rajahs entſproſſen ſind) mancherley Handwerker. Die mittleren Claſſen nähern ſich mehr oder weniger einander; allein der Unterſchied zwiſchen den Braminen und Schuters, oder der oberſten und unterſten Caſte, vorzüglich aber zwiſchen den Braminen und dem Auswurfe aller Caſten, den Hallachoras, iſt ſo groß, daß erſtere die letztern nicht ohne die größte Verunreinigung berühren dürfen; ſie können dieſelben ungeſtraft umbringen; und dieſen iſt nicht einmal erlaubt, ſie anzuſehen. (Vergl. Hinduſtan.)

Caſti (Giovanni Battiſta), ein berühmter italiäniſcher Dichter, war 1721 geboren, machte ſeine erſten Studien auf dem Seminar von Monteſiaſcone, ward dann Profeſſor daſelbſt und erhielt ein Canonicat an dem dortigen Dom. Er faßte früh Neigung zum Reiſen. Nachdem er Frankreich beſucht hatte, kehrte er nach Italien zurück. Hier hatte ihn der Fürſt von Roſenberg, Gouverneur des Prinzen Leopold von Toscana, welcher ſpäter Großherzog und endlich Kaiſer ward, kennen gelernt. Dieſer lud nach ſeiner Rückkehr nach Wien den Abt Caſti zu ſich ein und ſtellte ihn Joſeph II. vor, welcher den Geiſt unſers Dichters zu ſchätzen wußte, und ihn oft in ſeine vertrauten Unterhaltungen zog. Caſti ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, die ſich ihm hier darbot, um an andern Höfen vorgeſtellt zu werden, indem er ſich, jedoch ohne Amt und Titel, an mehrere Geſandtſchaften anſchloß. So wurde er der Kaiſerin Catharina II. vorgeſtellt, welche ihn auf das ſchmeichelhafteſte aufnahm. Er beſuchte auch den berliner Hof und einige andere deutſche Höfe. Als er darauf nach Wien zurückgekehrt war, ließ ihn der Fürſt von Roſenberg, welcher Hof-Schauſpieldirektor war, nach Metaſtaſio's Tode zum Poëta cesareo (kaiſerlichen Hofpoeten) ernennen. Nach Joſephs II. Tode aber foderte Caſti ſeinen Abſchied und zog ſich nach Florenz zurück, wo er einen großen Theil ſeiner Werke ſchrieb. Im J. 1798 kam er nach Paris. Ungeachtet ſeines hohen Alters hatte er noch die ganze Kraft und Thätigkeit ſeines Geiſtes. Seine Heiterkeit, ſeine durch einen leiſen Anſtrich von boshafter Laune gewürzte Naivetät, ſeine Welterfahrenheit machten ſeinen Umgang höchſt anziehend; dabei war ſein Charakter feſt und ſein Betragen regelmäßig. Mit dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften verband er auch ſolche, welche Hochachtung

einflößen. Eine durch einen ſpäten Ausgang ſich zugezogene Erkältung machte 1803 plötzlich ſeinem Leben ein Ende. Er war 82 Jahre alt, und dennoch ſchien, bei ſeiner ſtets ungeſchwächten Geiſtes- und Körperkraft, ſein Tod vorzeitig. Wir beſitzen von ihm folgende Werke: Novelle galanti dell' Ab. C., welche zuletzt zu Paris 1804 unter dem Titel Novelle di Giamb. Caſti in drei Bänden erſchienen ſind. Ihre Zahl beläuft ſich auf 48. Faſt alle ſind höchſt zügellos, aber zugleich ſehr anziehend durch die Lebhaftigkeit, Originalität und Eleganz des Styls. Ein gleiches läßt ſich von ſeinem großen Gedichte: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI. canti di Giamb. Caſti (Paris 1802, 3 Vol.) ſagen. Weniger unterhaltend iſt ſein ſatiriſches Gedicht auf den ruſſiſchen Hof Poema tartaro, welches überdis nach einer ſichtbar ſchlechten Copie gedruckt worden. Sehr angenehm ſind ſeine Rime anacreontiche, und höchſt originell und luſtig ſeine komiſchen Opern, La grotta di Trofonio, Il Re Teodoro in Venezia u. ſ. w. Außerdem hat er noch mehrere ungedruckte Werke hinterlaſſen.

Caſtiglione (Balthazar), einer der eleganteſten italiäniſchen Schriftſteller des ſechszehnten Jahrhunderts, war 1478 zu Caſatico im Mantuaniſchen geboren. Seine Mutter war aus dem regierenden Hauſe Gonzaga. Er ſtudirte unter berühmten Lehrern zu Mailand. Da er aber den Waffen beſtimmt war, trat er in die Dienſte des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, nach deſſen Gefangennehmung durch die Franzoſen er nach Mantua zurückkehrte, wo der Marquis von Gonzaga ihn aufnahm. Er begleitete denſelben zu Ludwig XII. nach Pavia und war im Gefolge dieſes Königs bei ſeinem feierlichen Einzug in Mailand. Einige Jahre nachher trat er in die Dienſte des Herzogs von Urbino, Guidibaldo de la Rovera, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. Caſtiglione folgte dem Herzog bei ſeinen Unternehmungen, und ward bald eine Zierde des feinen und prächtigen Hofs von Urbino. Die glänzenden Eigenſchaften, die er mit Kenntniſſen, Talenten und den liebenswürdigſten Sitten verband, bewogen den Herzog, ihn 1505 zu ſeinem Geſandten bei Heinrich VII. von England zu ernennen. Der König nahm ihn huldvoll auf, ernannte ihn zum Ritter ſeiner Orden und machte ihm reiche Geſchenke. Er kam 1507 nach Urbino zurück, und ward bald darauf mit einer wichtigen Sendung an Ludwig XII. nach Mailand geſchickt. Guidobaldo's Nachfolger, Herzog Franceſco Maria, ſchenkte ihm nicht minder ſeine Gunſt, erhob ihn zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Peſaro zu Lehn. Als Leo X. 1513 Papſt geworden war, erſchien Caſtiglione bei demſelben als Abgeſandter ſeines Herrn, fand auch hier die ehrenvollſte Aufnahme, und trat mit den berühmteſten Literatoren und Künſtlern in freundſchaftliche Verbindung. Nachdem er ſich mit dem Marquis von Mantua, der ſeinen Uebertritt in fremde Dienſte übel empfunden, wieder ausgeſöhnt hatte, vermählte er ſich 1516 mit der reichen, ſchönen, und mit den trefflichſten Herzens- und Geiſtesgaben ausgeſtatteten Tochter des Grafen Torelli. Die Vermählung ward von dem Herzog auf das glänzendſte gefeiert. Die Geburt eines Sohns im erſten Jahre vollendete das Glück beider Gatten; doch ſollte es nicht von Dauer ſeyn; im zweiten Wochenbette verlor Caſtiglione ſeine Gemahlin. Er befand ſich damals zu Rom, um von Leo X. für den neuen Herzog von Urbino, Federigo, den Befehl über die päpſtl. Truppen, den ſein Vater geführt hatte, auszuwirken. Ein glücklicher Erfolg krönte 1521 ſeine Bemühungen. Auf eine andere Weiſe diente er dem jungen Herzog in dem Kriege gegen die Franzoſen, und ward 1523,

nach Clemens VII. Wahl, nach Rom geſandt. Als dieſer Papſt das Jahr darauf die wichtigſten Angelegenheiten mit Carl V. zu verhandeln hatte, legte er ſie, mit des Herzogs von Urbino Bewilligung, in Caſtiglione's Hände. Im J. 1525 hielt der neue Geſandte ſeinen Einzug in Madrid, begleitete den Kaiſer nach Toledo, Sevilla und Grenada, und ſtand in großer Gunſt bei demſelben. Dennoch kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr ward im J. 1527 Rom von der Armee des Connetables von Bourbon (ſ. d.) genommen und geplündert. Dies Ereigniß verurſachte Caſtiglione den tiefſten Schmerz: der Papſt beſchuldigte ihn der Vernachläſſigung ſeines Intereſſes. Zwar gelang es ihm, ſich zu rechtfertigen, aber ſeine Ruhe gewann er nicht wieder. Der Kaiſer, der ſeine Sorgfalt für ihn verdoppelte, naturaliſirte ihn als Spanier und gab ihm das reiche Bisthum von Avila: Caſtiglione aber weigerte ſich, es vor der völligen Ausſöhnung des Kaiſers mit dem Papſte anzunehmen. Er war nicht ſo glücklich, Zeuge dieſes Ereigniſſes zu ſeyn; der Kummer hatte ſeine Geſundheit untergraben. Im J. 1529 erkrankte er zu Toledo, und ſtarb wenige Tage darauf. Einem Neffen des Grafen, der dem Kaiſer im Namen der Familie für die dem Verſtorbnen bewieſene Gnade dankte, antwortete der Kaiſer: „Yo vos digo que es muerto uno de los majores cavalleros del mundo. — Caſtiglione hat einige Werke hinterlaſſen, von denen ſein Libro del Cortegiano das berühmteſte iſt. Er lehrt darin die Kunſt, die ein Hofmann anwenden müſſe, um ſeinem Fürſten angenehm und nützlich zu ſeyn, und überhaupt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Die Schreibart iſt muſterhaft. Die ältern Ausgaben verdienen als vollſtändiger den Vorzug. Auch ſeine nicht zahlreichen italiäniſchen und lateiniſchen Poeſien ſind Muſter der Eleganz. Seine Briefe (Padua 1769) ſind zugleich für die politiſche und Literargeſchichte wichtig.

Caſtilien, das größte Königreich in Spanien. Die Natur ſondert es durch ein langes Gebirge gleichſam in zwei Theile, von denen der nördliche Alt-Caſtilien, der ſüdliche Neu-Caſtilien heißt. Jenes bekam dieſen Namen, weil es den Saracenen eher, als das andere, entriſſen worden. Es begreift die Provinzen Burgos, mit la Montana, Soria, Segovia und Avila. Zu Neu-Caſtilien gehören die jetzigen Provinzen Madrid, Toledo, Quadalaxara, Cuenza und la Mancha. In jenem ſind die Flüſſe: Duero, Ebro, Altajada, Andaja, Arevaliſſo, Piſuerga, Arlanza und Arlanzon; in dieſem: der Tajo mit der Xarama, Guadarrama und Alberche, die Guadiana mit dem Manzanares, Henares und Huescar. Beide Provinzen ſind ſehr gebirgig. Die merkwürdigſten Gebirge ſind die Montes de Toledo y Molina und die Sierra Morena; die vorzüglichſten Städte Madrid, Toledo u. a.; die Producte Getraide, Wein, Schafe mit Fettſchwänzen und der feinſten Wolle, Salz, Safran, Rindvieh u. ſ. w. Nach den Begebenheiten zu Bayonne im Jahre 1808 brach in Caſtilien zuerſt das Feuer der Empörung gegen den neuen König Joſeph aus. In der Sierra Morena mußte ſich General Dupont mit ſeiner Armee den ſpaniſchen Generalen Caſtannos und Reding zu Gefangenen ergeben.

Caſtor und Pollux waren die Söhne des lacedämoniſchen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiter und der Leda. Die Fabelgeſchichte erzählt: Leda gebar zwei Eier, wovon das eine den Caſtor und Pollux, das andere die Klytämneſtra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Geſtalt eines Schwans genaht war) und unſterblich, Caſtor und Klytemneſtra aber von Tyndarus erzeugt und ſterblich. Unge-

achtet ihrer verſchiedenen Abſtammung waren beide Brüder unzertrennliche Genoſſen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verſtand Caſtor die Kunſt, Roſſe zu bändigen. Als Helden nahmen ſie Theil an dem berühmten Argonautenzuge, und erwarben ſich auf demſelben göttliche Verehrung. Denn als einſt auf der Fahrt ein ſchrecklicher Sturm ſich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erſchienen plötzlich über den Häuptern des Caſtor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte ſich. Seitdem wurden ſie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioſcuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche ſich im Ungewitter an den Schiffsmaſten zu zeigen pflegen (und eine electriſche Erſcheinung ſind) mit dem Namen Caſtor und Pollux. Nach ihrer Rückkunft befreiten ſie ihre zehnjährige Schweſter Helena aus der Gefangenſchaft, in welche ſie Theſeus geführt hatte, auch waren ſie bey der calydoniſchen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt ſind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit ſie an einander hingen. Als ſie nämlich um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria, ſich bewarben, und erſt mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um ſeine Geliebte kämpfen mußten, wurde Caſtor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erſchlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm ſelbſt das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit ſeinem Bruder die Unſterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux ſtieg wechſelsweiſe mit ſeinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht Bei großen Gefahren erſchienen ſie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge auf weißen Roſſen, in glänzender Waffenrüſtung, mit Flämmchen über den Häuptern. Und ſo werden ſie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander ſtehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit geſenkten Lanzen und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel prangen die Dioſcuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreiſes.

Caſtrametation heißt die Wiſſenſchaft, ein Lager geſchickt abzuſtecken. Sie gründet ſich auf leichte Handgriffe der Geometrie, und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung, in welcher ſie zwar nicht eine eigne Schlachtordnung ausmachen dürfen, doch aber die Schlachtordnung gewiſſermaßen vorbereitet ſeyn muß.

Caſtration heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Weſen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchſt merkwürdig iſt die Veränderung, welche die Caſtration bei dem Menſchen in der Ausbildung ſämmtlicher Organe hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geſchwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand geſetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in ſich aufzunehmen; die lymphatiſchen Gefäße verſtopfen ſich u. ſ. w. Die wichtigſten Abweichungen aber, welche ſich offenbaren, ſind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengerung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Caſtrat die Phyſiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moraliſchen Charakter ſcheint die Caſtration gleichfalls Einfluß zu haben; ſie ſchwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürriſch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen

Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da ſie zur Zeugung vollkommen geſchickt ſind, verſtatten die römiſchen Geſetze ihnen auch die Ehe. Eine dritte Claſſe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergeſtalt künſtlich zerſtört ſind, daß ihnen zwar nicht die Begattungsfähigkeit, wohl aber die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als beſonderer Lieblinge der zügelloſen Römerinnen. Frank will eine deutſche Stadt gekannt haben, in welcher vier Individuen dieſer Art ihrer Unſittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Claſſe endlich gehören diejenigen Weſen, denen ſämmtliche äußere Zeugungstheile entnommen ſind. Sie heißen Eunuchen und werden im ganzen Orient zu Hütern der Weiber in den Harems gebraucht. — Geſchieht die Caſtration bei ſchon völlig mannbaren Perſonen in Folge einer Verletzung oder dergl., ſo wirkt ſie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derſelben Verfaſſung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigſtens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach den Verſicherungen der alten Schriftſteller übten die Griechen, beſonders die Lydier, die Caſtration auch an den Weibern aus. Letztere ſollen dergleichen weibliche Weſen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Der Geſchlechtstrieb erliſcht, an Kinn und Oberlippe erſcheint der Bart, der Buſen verſchwindet, die Stimme wird rauh u. ſ. w. Boerhave und Pott erzählen neuere Beiſpiele der Art; bei den Indiern verurtheilt das Geſetz die Ehebrecherin erſt zur Caſtration und dann zum Tode. — Bei uns berechtigt allein unmittelbare und lebensgefährliche Beſchädigung der Theile ſelbſt zu einer Operation, die von ſo wichtigen Folgen für die menſchliche Geſellſchaft iſt. Unter den Uebeln, welche ſonſt die Religionsſchwärmerei verurſacht hat, hat bekanntlich auch die Caſtration eine große Rolle geſpielt. Die beiden Kaiſer, Conſtantin und Juſtinian, waren gezwungen, ſich mit ihrer ganzen Macht dem religiöſen Wahnwitze der Prieſter der Cybele zu widerſetzen; und nur dadurch, daß ſie dieſe Verſtümmlung dem Menſchenmorde gleichſetzten, waren ſie im Stande, jene Prieſter von dieſem Verbrechen abzuhalten. Noch mehr: die Valerianer, eine Religionsſecte, denen durch das Beiſpiel des Origines die Sinnen verwirrt gemacht waren, hielten dieſe Verſtümmlung ihrer ſelbſt nicht nur für eine Pflicht, die die Religion auferlegt, ſondern ſie glaubten auch, an allen denjenigen, die ihnen in die Hände fielen, in Gutem oder in Böſem dieſelbe Pflicht ausüben zu müſſen. — In Italien ſoll die Caſtration der Knaben, um ſie zu Sopranſängern zu machen, ehemals ſo häufig geweſen ſeyn, daß man, beſonders im Kirchenſtaate, ein Jahr ins andere mehr als viertauſend ſolcher Opfer eines übertriebenen Kunſtluxus gezählt hat. Endlich verbot Clemens XIV. dieſen abſcheulichen Mißbrauch. Nichts deſto weniger dauerte, den Nachrichten glaubhafter Reiſebeſchreiber zufolge, die Caſtration in Italien noch lange nachher fort und ward in gewiſſen Städten nicht nur geduldet, ſondern ſelbſt ſo ſchamlos ausgeübt, daß diejenigen, welche dergleichen Operationen verrichteten, ſich dem Volke durch öffentliche Anſchlagezettel zu erkennen gaben und demſelben ihre Wohnung anzeigten. In der neuern Zeit ſind die nachdrücklichſten Geſetze dagegen gegeben worden.

Caſtrum doloris, auch Catafalk, ein Trauergerüſt, welches verſtorbenen hohen Perſonen zu Ehren in den Kirchen, wo das

Begräbniß derſelben erfolgt, aufgerichtet und mit Sinnbildern, Wappen ꝛc. verziert wird.

Caſuiſt. So nennt man vorzüglich einen Theologen, welcher ſich mit Unterſuchungen ſchwieriger Gewiſſensfälle beſchäftigt. Die **Caſuiſtik** iſt daher die Wiſſenſchaft, welche ſich mit den erwähnten Unterſuchungen beſchäftigt.

Cäſur (Einſchnitt), iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich beſonders in der Verskunſt, ſelten in der Muſik, bedient, in welcher letztern ſtatt deſſen lieber das deutſche Wort Einſchnitt, oder ein anderes, gleichbedeutendes gebraucht wird. Es bedarf keines Beweiſes, daß der Menſch, ſowohl im Phyſiſchen wie im Moraliſchen, gewiſſer Ruhepunkte bedarf, wo er ſich gewiſſermaßen von dem Vergangenen Rechenſchaft geben und auf das Künftige vorbereiten kann. Dies Bedürfniß der Ruhe iſt, wie geſagt, dem Körper wie dem Geiſte, gleich ſehr natürlich: ohne ſie würde keine Abwechſelung, alſo auch kein Leben ſeyn. Da nun dieſe Ruhepunkte nach Maßgabe der Dauer der Anſtrengung immer nothwendiger werden; ſo ergibt ſich daraus, daß der Ruhepunkt in der Verskunſt (Cäſur), von welcher hier allein die Rede iſt, in Verſen von langen Zeilen, von vielen Füßen natürlich auch eher vorhanden ſeyn müſſe, als in Verſen von kurzen Zeilen. Und ſo iſt es denn auch. Wir wiſſen, daß griechiſche Grammatiker, namentlich Diomedes, und, ihnen zu Folge, auch deutſche Kritiker, dem Hexameter vier verſchiedene Cäſuren zugeſtehen. M. Varro (ſagt A. Gellius) in libris disciplinarum scripsit, observasse sese in versu hexametro, quod omnino quintus semipes verbum finiret; et quod priores quinque semipedes aeque magnam vim haberent in efficiendo versu, atque alii posteriores septem. („M. Varro habe bemerkt, daß allemal der fünfte halbe Fuß im Hexameter ein Wort endige, und daß ſowohl die fünf erſten halben Füße, als auch die ſieben letztern einen gleich großen Einfluß auf die Bildung deſſelben ausübten.“) Hier wäre nun allerdings nur von einer einzigen Cäſur die Rede; nichts deſtoweniger werden, wie ſchon geſagt, vier dergleichen im Hexameter angenommen. Die Cäſur nun beſteht darin, daß, was auch ſchon in der angeführten Stelle aus dem Varro hervorgeht, da, wo ſie Statt finden ſoll, jedesmal das Wort ſich enden muß. Solche Cäſuren beobachten die deutſchen Dichter, nach der oben angeführten Regel des Varro, im Hexameter nur eine, und zwar in der Mitte des dritten Verſes, bis die neuern Aeſthetiker, wahrſcheinlich vom griechiſchen Grammatiker Diomedes dazu veranlaßt, auf einmal behaupteten, der wahre Hexameter müſſe vier Cäſuren haben. Es iſt hier der Ort nicht, die Nothwendigkeit einer ſolchen Zerſtückelung entweder begründen oder widerlegen zu wollen; nur bemerken müſſen wir, daß es auf den erſten Anblick allerdings ſcheinen möchte, als müſſe der viermalige Ruhepunkt eines Verſes von ſechs Füßen allerdings unzweckmäßig, ja ſogar höchſt ſtörend ſeyn. Aber es ſcheint auch nur: denn es bewährt ſich auch hier, daß der zum Bewundern ſchaffende und ordnende Geiſt jedesmal das einzig Wahre und Rechte zu treffen wußte. Durch jenen vierfachen Ruhepunkt in ihrem Hexameter wollten die Griechen einem Uebelſtande vorbeugen, der in jeder Versart, beſonders aber im Hexameter, von der größten Störung des Effects iſt; dem Uebelſtand nämlich, daß das jedesmalige Ende eines Fußes auch das Ende eines Worts machte. In dieſer Hinſicht, und abgeſehen von den vier Cäſuren, iſt daher der Vers des Virgil von angenehmer Wirkung:

Oceanum interea surgens Aurora reliquit,

Schlecht klingt jedoch der horaziſche Vers:

Praeter caetera Romae, mene poemata censes
Scribere?

in welchem jedes Wort auch allemal einen ganzen Fuß macht. Aber nicht allein in griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Hexametern, ſondern auch in Jamben, iſt es von höchſt unangenehmer, ſtörender Wirkung, wenn das Wort allemal einen Fuß bildet; dieſer Uebelſtand muß, wo nicht immer, doch ſo ſehr als möglich vermieden werden. Die eigentliche Cäſur wird von deutſchen Dichtern faſt nur in dem ſogenannten Alexandriner beobachtet, dagegen im Hexameter noch ſehr vernachläſſigt. Die Nothwendigkeit der Cäſur im Alexandriner haben uns die Franzoſen, von welchen wir dieſen Vers entlehnt haben, auferlegt; dieſe beobachten den hémistiche (wie ſie die Cäſur etwas uneigentlich nennen) in der Mitte des dritten Fußes als ein unverbrüchliches Geſetz, von welchem ſie nie abgehen. Sonderbar iſt es, daß die Deutſchen, denen die Vernachläſſigung der Cäſur im Hexameter ſehr leicht geworden iſt, dem Geſetze derſelben für den Alexandriner ſich ſtets mit Gewiſſenhaftigkeit unterworfen haben und noch fortwährend ſich unterwerfen. Als allgemeiner Grundſatz für die Bildung der Cäſur dürfte völlig zweckmäßig die Regel aufzuſtellen ſeyn, daß die Cäſur wohl ein Wort, aber durchaus nicht den Sinn enden müſſe, weil ſonſt der Ruhepunkt, den die Cäſur bildet, zu bedeutend werden und zu keiner weitern Fortſchreitung einladen würde. So dürfte folgender Alexandriner in ſeiner Cäſur einen zu bedeutenden Ruhepunkt haben:

Des Menſchen Herz iſt gut, nur ſein Verſtand iſt ſchwach,

Beſſer würde vielleicht folgender klingen:

Der Menſch iſt gut, doch ſchwach iſt ſein Verſtand und Wille.

Im Allgemeinen ſind eigentlich die Versfüße nichts anders, als, obwohl in einem verſchiedenen Sinne, eben ſo viele Cäſuren, d. h. eben ſo viele Veranlaſſungen, um daſelbſt einen Ruhepunkt zu ſuchen und zu finden. Aber weil nun eben jeder Fuß von dem andern getrennt iſt und gewiſſermaßen ein Ganzes für ſich ausmacht, eben deßwegen muß auch etwas in demſelben enthalten ſeyn, was ihn wieder mit dem folgenden zu verbinden vermag. Daher die Nothwendigkeit, daß das Wort ſich nicht mit dem jedesmaligen Fuße ſchließe, ſondern vielmehr ſo oft als möglich in den folgenden übergehe und dort ſich ende. Noch iſt hier anzumerken, daß, wenn die Cäſur des Hexameters im dritten Fuße, wo ſie männlich oder weiblich ſeyn kann, fehlt, die folgende Cäſur durchaus männlich ſeyn müſſe. Beim Horaz hat der ſappħiſche Vers ſtets nach der fünften Sylbe die Cäſur, und in den trochäiſchen Tetrametern fällt die Cäſur ſtets nach dem vierten Trochäus. — Cäſur (in der Muſik) wird, wie bereits oben erwähnt worden, nur ſelten gebraucht, ſoll dann aber bloß die Tactzeit, d. h., das rhythmiſche Ende der Tonſchlüſſe, Abſätze und Einſchnitte bedeuten. Einige bezeichnen damit hingegen die kleinen Glieder der Melodie, abgeſehen von den Tacten, welche man aber lieber Einſchnitte nennen könnte. Unter Einſchnitt würde man alſo den Ruhepunkt des Geiſtes eines ſolchen melodiſchen Gliedes verſtehen, welches an und für ſich noch keinen verſtändigen Sinn enthält, und folglich dürfte dieſes Wort die interpunktiſche und logiſche Beſchaffenheit melodiſcher Theile bezeichnen. In einem ganz andern Sinne hat man aber bisher das Wort Cäſur gebraucht und dadurch bloß eine rhythmiſche oder melodiſche Eintheilung der Sätze

bezeichnet, und daſſelbe nicht allein bei den unvollſtändigen, ſondern auch bei den vollſtändigen Gliedern der Melodie gebraucht. Der rhythmiſche Schluß, oder die Cäſur eines Satzes, iſt nicht immer zugleich die Schlußnote, oder das melodiſche Ende deſſelben, weil die melodiſche Schlußnote oft ſcheinbar durch eine Wechſelnote, oder durch eine Verzierung, aus dem Niederſchlage des Tactes verrückt wird. Wir ſagen, ſcheinbar: denn im Grunde iſt dieſe Verzierung, die an und für ſich ſelbſt keinen eigentlichen quantitativen Werth hat, nicht im Stande, die melodiſche Schlußnote aus dem Niederſchlage des Tactes zu verdrängen. Daher entſpricht auch ein ſolcher Satz, obgleich die melodiſche Schlußnote ſcheinbar nicht in den Niederſchlag des Tactes fällt, dennoch der Regel, daß die Cäſuren auf den guten Tacttheil fallen müſſen. Eine Ausnahme von dieſer Regel macht die Polonoiſe, in welcher die Cäſuren der Cadenzen und Abſätze auf den ſchlechten Tacttheil fallen. Pq.

Catachreſe, der unrechte Gebrauch eines Worts, wenn man nämlich einer Sache ein Beiwort gibt, das ihr nicht gebührt, z. B. verſtummende Thränen, verwelkende Flammen, ſegelnde Dünſte, Schatten ſtrömender Sonnenſchein u. dgl.

Catacomben werden die berühmten unterirdiſchen Grabgewölbe in Aegypten genannt, in denen die künſtlich einbalſamirten Leichname der Verſtorbenen aufbewahrt wurden. In Italien, vorzüglich in Rom, aber auch bei Neapel und in Sicilien, findet man ähnliche unterirdiſche Gänge, die man ebenfalls Catacomben nennt, über deren eigentliche Beſtimmung aber man ungewiß iſt. Sie erſtrecken ſich noch jetzt über eine deutſche Viertelmeile unter Rom hin, und man findet bald große, bald kleine Behältniſſe, bald Säle darin, die durch lange Gänge unter einander verbunden ſind. Zugleich trifft man häufige Inſchriften und ſteinerne Särge an, welche beweiſen, daß viele von den Chriſten der erſten Jahrhunderte hier begraben wurden; daher ſie auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien geweſen ſind.

Catacuſtik, die Lehre vom Wiederſchalle oder Echo.

Catalonien, die öſtlichſte Provinz in Spanien, 580 Quadratmeilen, über 800,000 Einwohner, beinahe ganz bergig und vom Ebro und Segra durchſtrömt. Die Producte dieſer Provinz ſind Marmor, Alabaſter, Cryſtal, Jaspis, Amethyſte, Agate, Azurſtein, Steinſalz, Vitriol, Alaun, Eiſen, Blei, Zinn, Silber, Gold, warme Bäder, Getraide, Wein, Südfrüchte, Baumöl, Seide, Flachs, Hanf, Holz, Rindvieh, Fiſche, Korallen u. ſ. w. Die Hauptſtadt iſt Barcelona. Im Jahre 1705 brachte König Carl III. mit Hülfe der engliſchen und holländiſchen Flotte Catalonien unter ſeine Botmäßigkeit, nachdem aber derſelbe 1711 den kaiſerlichen Thron beſtiegen hatte, und die öſterreichiſchen Truppen herausgezogen worden, wurde Catalonien nach einer tapfern Gegenwehr der Einwohner, und beſonders der Stadt Barcelona im J. 1714 von Philipps V. Truppen erobert. In neuern Zeiten hat ſich Catalonien ebenfalls durch den lebhafteſten Antheil an dem Kampfe gegen die franzöſiſchen Heere ausgezeichnet. Vorzüglich merkwürdig war die Belagerung der Feſtung Gerona. (S. d. Art.).

Catarrh (Schnupfen) wird jede heftige Entzündung der ſchleimigen Membranen genannt, welche jedesmal eine ſtarke Abſonderung des Schleims, der im natürlichen Zuſtande dieſe Membranen fortwährend befeuchtet, zur Folge hat. Faſt alle Catarrhe entſtehen durch den Eindruck einer kalten Temperatur, durch den ſchnellen Uebergang von der Trockenheit zur Feuchtigkeit, durch die Veränderungen in der At-

moſphäre; ferner entſtehen ſie durch den plötzlichen Uebergang in die kalte Luft, wenn man in Schweiß iſt, durch das Zurücktreten eines eingewurzelten Fluſſes, eines Ausſchlags, eines langwierigen Geſchwürs, einer Flechte, eines Rheumatismus, der Gicht; zuweilen ſind ſie gleichzeitig mit gewiſſen Krankheiten; endlich können ſie auch durch die Gegenwart eines fremden Körpers auf der ſchleimigen Oberfläche, durch das Einathmen reizender Subſtanzen u. ſ. w. verurſacht werden. Die allgemeinen Symptome, die eine Entzündung der ſchleimigen Membranen anzeigen, ſind Schmerz, Hitze, Geſchwulſt und Röthe; aber dieſe Erſcheinungen wechſeln nach den von dem Catarrh angegriffenen Gegenden. Der natürliche Ausfluß der ſchleimigen Flüſſigkeit iſt anfänglich unterdrückt, um in der Folge in größerem Maße wieder zu erſcheinen. Ein mehr oder minder heftiges Fieber begleitet dieſe Erſcheinungen. Zuweilen wird nur ein Fieberſchauer, zuweilen auch nichts von dem allen geſpürt. Die Haut iſt mehr oder weniger trocken; die Kranken klagen über vorübergehenden Froſt, Kopfſchmerz, Schlafloſigkeit, Beängſtigung und Unruhe. Dabei finden, je nachdem der eine oder andere Theil der Membrane angegriffen iſt, Ohrenklingen, leichte Taubheit, Naſenverſtopfung, Nieſen, ſchwieriges Schlingen, auch wohl heftiges Huſten, und Auswürfe, Bruſtbeklemmung, endlich auch Coliken, Leibſchneiden mit Verſtopfung oder ſchleimiger Durchfall Statt; oft ſind dieſe Symptome mit Durſt, Erbrechen, Schlucken, Krämpfen u. ſ. w. begleitet. Die Catarrhe enden entweder durch die Geneſung, oder durch eine andre Krankheit, oder durch den Tod. Die Geneſung, welches der gewöhnlichſte Ausgang der Krankheit iſt, erfolgt durch Reſolution. Dieſe geſchieht entweder durch den Urin, durch einen allgemeinen Schweiß, durch Ausdünſtung, oder Naſenbluten u. ſ. w. Oder der Schnupfen verliert ſich auf eine unbemerkbare Weiſe: der Ausfluß mindert ſich dann unmerklich und verliert ſich endlich von vier Tagen bis zu drei Wochen gänzlich. In eine andere Krankheit geht der Schnupfen alsdann über, wenn er wahrhaft chroniſch wird und ſtatt des bloß ſchleimigen Ausfluſſes eine wahrhaft faule und ſtinkende Materie auswirft. Hiervon iſt nun entweder Schwindſucht die Folge, oder die Schleimdrüſen verhärten ſich dergeſtalt, daß ſie endlich krebsartig werden. Das auszehrende Fieber, welches dann hinzuzukommen pflegt, hat faſt immer einen verderblichen Ausgang. Endlich enden auch gewiſſe Schnupfen, ohne in ein chroniſches Uebel überzugehen, mit dem Tode. Dies geſchieht durch den ſogenannten Stickfluß, der durch ſeine Heftigkeit in wenigen Tagen tödtlich wird. Im Allgemeinen bemerkt man von den Schnupfen, daß ſie weniger in heißen wie in kalten Climaten, wo ſie oft epidemiſch werden, vorhanden ſind; daß Feuchtigkeit weit öfterer wie Trockenheit, die Urſach derſelben iſt und daß jene auch ſtets ihren epidemiſchen Charakter hervorbringt; daß diejenigen, die ſich an dumpfigen Orten aufhalten, dem Schnupfen weit mehr unterworfen ſind, als ſolche Perſonen, die in der Sonne oder bei einem ſtarken Feuer arbeiten; daß Kinder, Frauen, fette und ſchleimige Conſtitutionen und ſolche Perſonen, welche entweder durch vorhergegangne Krankheiten oder durch zu häufige Ausleerungen geſchwächt ſind, dem Schnupfen weit mehr ausgeſetzt ſind, als erwachſene Perſonen, Männer und ſtarke oder ſanguiniſche Conſtitutionen; daß dieſe Krankheit durch ſchwächende Diät und durch Anhäufung vieler Menſchen auf einen Punkt, wie z. B. in Gefängniſſen, Hoſpitälern, auf Schiffen, in Lägern, befördert wird, und daß endlich gewiſſe Perſonen zu gewiſſen Jahreszeiten periodiſch von derſelben befallen zu werden pflegen.

Cataſter, ein unter öffentlicher Autorität verfertigtes Finanzregiſter, beſonders ein Verzeichniß von Häuſern, Aeckern und Grundſtücken, nebſt den davon zu entrichtenden Abgaben; ein Steuerbuch oder Steuerregiſter.

Catechetik, die Wiſſenſchaft der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Religionswahrheiten des Chriſtenthums vermittelſt Fragen und Antworten gehörig unterrichten muß. Eine Catecheſation iſt folglich eine mündliche Unterweiſung in den chriſtlichen Religionswahrheiten, welche den Unwiſſenden durch Fragen und Antworten ertheilt wird. Daher Catechet, Catechiſiren. Die Kunſt des Catecheten beſteht darin, daß er die Begriffe aus den jungen Seelen der Lernenden gleichſam hervorzulocken und zu entwickeln verſtehe. Erſt in den neuern Zeiten hat man angefangen, dieſem Theile der Religionswiſſenſchaft eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und vorzüglich hat ſich Gräffe in Göttingen durch mehrere Schriften darum verdient gemacht. — Catechismus, ein Buch, worin die erſten Anfangsgründe der Religion oder einer jeden andern Wiſſenſchaft oder Kunſt in Fragen und Antworten vorgetragen werden. Catechumenen wurden in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe empfangen ſollten, in der Kirche einen beſondern Platz hatten, und bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig ſeyn durften. In der Folge wurden und noch jetzt werden diejenigen jungen Chriſten ſo genannt, welche zum erſten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu vorbereitet werden.

Categorien nennt man in der Philoſophie die höchſten Gattungsbegriffe. Bei den Peripatetikern waren die Categorien von den Categoremen nicht unterſchieden und ihre zehn Categoreme waren auch die zehn Categorien, nämlich Substantia, Quantitas, Qualitas, Relatio, Actio, Passio, Ubi, Quando, Situs und Habitus. Von den Peripatetikern kam dieſe Lehre zu den Scholaſtikern. Sie wurde bei dieſen in Topik verwandelt, nach welcher man einen allgemeinen Gegenſtand des Denkens nach dem Leitfaden der zehn Categorien oder höchſten Gattungsbegriffe durchführte, um zu unterſuchen, was für Prädicate nach Anleitung derſelben dem Objecte könnten beigelegt werden. In der leibnitz-wolfiſchen Schule wurde dieſe Lehre in ſo weit wieder vergeſſen, daß kein logiſcher Gebrauch weiter von derſelben gemacht wurde, außer daß man die höchſten Geſchlechter oder Gattungsbegriffe als eine Lehre anſah, welche in die Metaphyſik und beſonders in die Ontologie gehöre. Darjes machte Anwendung davon in ſeiner Logik, beſonders in der Lehre von der Beſtimmungskunſt der Begriffe. Allein auch dies war nichts weiter als Topik, und ſtatt zehn Categorien mit den Peripatetikern anzunehmen, zählte er nur ſieben: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? Dieſe Fragen ſah er als Beſtimmungsgründe eines allgemeinen Begriffs an, mittelſt welcher demſelben ſeine ſynthetiſche Vollkommenheit gegeben werden ſollte. Dies hatte auch unläugbar ſeinen guten Nutzen. In der kritiſchen Philoſophie wurde dieſe Lehre gänzlich umgeſtaltet. Ariſtoteles hatte ſo wenig bewieſen, daß mit ſeinen zehn Categorien die Zahl derſelben geſchloſſen ſey, daß er vielmehr zugab, ſie könnten noch vermehrt werden. Auch hatte er weiter keinen Gebrauch von ihnen in Hinſicht der Verſtandeserkenntniß gemacht, da er ſie nicht als Functionen des Verſtandes im Denken, ſondern als bloße Namen und Worte anſah. Dagegen wollte Kant die Gränzen des Verſtandes beſtimmen, um a priori

die Frage zu beantworten, was kann der Menſch wiſſen? Hierzu fand er nun die reinen Stammbegriffe oder Categorien tauglich. Nur ſo weit jene Stammbegriffe reichen, reicht auch die Erkenntniß des Verſtandes a priori. Dazu aber bedurfte es einer Deduction, wie aus den logiſchen Functionen des Verſtandes dieſe Categorien hervorgehn, als wodurch bewieſen wird, daß es nicht mehr und nicht weniger ſolcher Begriffe gebe, als angegeben worden. Kant brachte die zehn ariſtoteliſchen Prädicamente auf vier Categorien oder Elementarbegriffe zurück, und ſtellte ſie in folgender Ueberſicht vor: 1. Quantität. Einheit. Vielheit. Allheit: 2. Qualität. Realität. Negation. Limitation. 3. Relation, und zwar der Inhärenz und Subſiſtenz, der Cauſalität und Dependenz, (Urſach und Wirkung), der Gemeinſchaft (Wechſelwirkung zwiſchen dem Handelnden und Leidenden). 4. Modalität. Möglichkeit. Unmöglichkeit. Daſeyn. Nichtſeyn. Nothwendigkeit. Zufälligkeit. — Deducirt ſind dieſe vier Categorien aus den vier verſchiednen Arten der Urtheile in der Logik. Dieſe nämlich ſind 1. allgemeine, beſondre und einzelne, welche die Quantität der Urtheile; 2. bejahende, verneinende, und unendliche, welche die Qualität derſelben; 3. categoriſche, hypothetiſche und disjunctive, welche die Relation derſelben; 4. problematiſche, aſſertoriſche und apodictiſche, welche die Modalität derſelben ausmachen. Demnach kann es auch nicht mehr Functionen des Verſtandes im Urtheilen geben als die viere. Sie machen die logiſche Form der Urtheile aus, welche der Verſtand mittelſt der analytiſchen Einheit zu Stande bringt. Derſelbe Verſtand bringt aber auch in ſeine Vorſtellungen einen transcendentalen Inhalt, vermittelſt der ſynthetiſchen Einheit des Mannichfaltigen in der Anſchauung. Dies ſind die reinen Verſtandesbegriffe, die a priori auf Objecte gehn. Der Verſtand iſt daher durch gedachte Functionen völlig erſchöpft, und ſein Vermögen dadurch völlig ermeſſen. Dieſe Begriffe heißen nun urſprüngliche Grundbegriffe, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicamente, Categorien, reine Verſtandesbegriffe in engerer Bedeutung, Formen, Modificationen, Functionen des Verſtandes, wodurch er einen Gegenſtand denkt, d. h. dem durch die Einbildungskraft verknüpften Mannichfaltigen der Anſchauung Einheit des Bewußtſeyns gibt. Sie ſind für den Verſtand, was Raum und Zeit als reine Anſchauungen für die Sinnlichkeit ſind. Jeder dieſer Begriffe faßt wieder drei andre unter ſich, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der logiſchen Urtheile. Dieſe Elementarbegriffe ſind die Baſis der Erfahrung, deren Möglichkeit durch ſie a priori bedingt wird; und dies iſt der Charakter ihrer Nothwendigkeit. — An und für ſich betrachtet, ſind dieſe reinen Verſtandesbegriffe als Formen des Denkens leere Namen ohne Bedeutung. Dieſe bekommen ſie erſt, wenn ſie auf etwas Gegebenes bezogen und angewandt werden. Gegeben aber wird uns etwas nur durch die Erfahrung; und ſo haben (obwohl Eberhard das Gegentheil behauptet) dieſe reinen Verſtandesbegriffe allein auf Gegenſtände der Erfahrung Bezug. Dies zu bewerkſtelligen, dienen die vermittelnden Vorſtellungen der Zeit und des Raumes, welche eines Theils zur Sinnlichkeit als Formen derſelben gehören, andern Theils reine Anſchauungen a priori ſind. Wenn man nun das Materiale oder das Mannichfaltige, das die Erfahrung den Sinnen darbietet, der Zeit nach verknüpft, ſo werden dadurch Begriffe erzeugt, welche reale Merkmale aller ſinnlichen Gegenſtände ſind. Auf dieſe Art werden jene Urbegriffe verſinnlicht; ſie werden Merkmale ſinnlicher Gegenſtände, und dieſe können dadurch von überſinnlichen Dingen genau unterſchieden werden. Alſo 1. die Quan-

tität, durch die Zeit beſtimmt, gibt Zeitgröße, worunter man nichts anders denken kann, als das Aufeinanderfolgen der Momente, die Zeitreihe. Die ſucceſſive Addition von Einem zu Einem gibt den Begriff von Zählen; 2. Qualität in der Zeit iſt überhaupt das, was einer Empfindung entſpricht; 3. Relation iſt das Verhältniß der Realitäten unter einander in der Zeit, die Zeitordnung; 4. Modalität in der Zeit iſt Zeitinbegriff. — Durch die Vergleichung der Categorien mit einander, mit Raum und Zeit verbunden, in Beziehung auf Gegenſtände, ergeben ſich eine Menge abgeleiteter reiner Verſtandesbegriffe, welche Prädicabilien genannt werden können. Hier blieb Kant ſtehn. Fichte aber ging weiter, und leitete, um Denken und Handeln einander näher zu rücken und ſo der theoretiſchen Vernunft ein eignes Feld im Practiſchen einzuräumen, jede Categorie von etwas noch Höherm ab, nämlich von dem abſoluten Handeln des Ich, als dem Grunde alles Denkens des Ich. Wenn Kant die Categorien aus den vier verſchiedenen Arten der logiſchen Urtheile ableitet, ſo ſagt Fichte, man müſſe von allen Urtheilen, als beſtimmtem Handeln, ferner abſtrahiren, und bloß auf die, durch jene Form gegebne Handlungsart des menſchlichen Geiſtes überhaupt ſehn; dadurch erhalte man die Categorie der Realität. Alles worauf der Satz A = A anwendbar iſt, hat nach ihm, in wie fern derſelbe anwendbar iſt, Realität. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich geſetzten) geſetzt iſt, iſt in ihm Realität, iſt ſein Weſen. Auf ähnliche Art leitet er die Categorie der Negation aus dem Satze des Gegenſatzes — A nicht = A ab, und nennt die Folgerung vom Entgegengeſetztſeyn auf das Nichtſeyn die Categorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, ſey es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Beſtimmung (Limitation). — Categoriſcher Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchſte Moralprincip, ſ. Kant.

Catel, gegen 1770 zu Paris geboren, ein Schüler Goſſecs, jetzt Lehrer der Compoſition am Conſervatorium daſelbſt, hat eine große Menge muſikaliſcher Werke in verſchiedenen Gattungen herausgegeben, von denen ihm jedoch keines ſo viel Ruhm erworben, als ſein Tractat von der Harmonie, 1802, welchem das Conſervatorium die Ehre erzeigt hat, es bei dem Unterrichte in der Compoſition zum Grunde zu legen. In dieſem Werke geht Catel bei der Lehre von der Harmonie von einer dem Scheine nach neuen Anſicht aus. Er unterſcheidet nämlich zwei Arten von Accorden: die natürlichen und die künſtlichen; erſtere ſollen die natürliche und letztere, durch verzögertes Eintreten der einen oder der andern Stimme, die künſtliche Harmonie hervorbringen. Eigentlich aber iſt dieſe Eintheilung der Harmonie in natürliche und künſtliche Accorde nichts weiter, als was wir bereits Jahrhunderte lang theoretiſch als Grundſatz des Contrapunkts anerkannt und auch practiſch in unſern Compoſitionen ausgeführt haben. Den Franzoſen iſt jedoch dieſe Anſicht Catels als eine neue Begründung der Theorie der Harmonie erſchienen und ſie haben den vermeinten Erfinder derſelben durch ihr Lob über alle bisherigen Theoretiker erhoben. Die practiſchen Werke Catels beſtehen, außer einer großen Menge Sinfonien und Compoſitionen für Blasinſtrumente, in folgenden drei Opern: Semiramis; l'Auberge de Bagnères (der Gaſthof zu Bagnères) und les Artistes par occasion (die Gelegenheitskünſtler). In der letztern iſt ein ſehr geſchätztes Terzett vorhanden. Pq.

Catharina von Aragon, Königin von England, deren politiſche Exiſtenz mit einer der größten Epochen in der neuern Geſchichte

zuſammenhängt, war die Tochter Ferdinands V., Königs von Spanien. Iſabelle von Caſtilien, ihre Mutter, ließ ſie nach den ſtrengſten Grundſätzen der Frömmigkeit erziehen, zugleich aber ihren Geſchmack für die Künſte und Wiſſenſchaften wecken. Im J. 1501 vermählte ſie ſich mit Arthur, Prinzen von Wallis, dem Sohn Heinrichs VII., Königs von England. Der Zweck dieſer Vermählung war, die Allianz beider Monarchen gegen Frankreich zu befeſtigen, deſſen Abſichten auf Italien ihren Argwohn erregte. Als einige Monate nachher der Prinz von Wallis ſtarb, bewog Heinrich den König Ferdinand, in die Vermählung Catharinens mit dem Prinzen Heinrich, ſeinem jüngſten Sohn, einzuwilligen, welcher muthmaßlicher Thronerbe geworden war. Alle Schwierigkeiten, welche die Kirchengeſetze der Ehe zwiſchen verſchwägerten Perſonen entgegenſtellen, wurden beſeitigt, und die Verlobung ſogleich vollzogen; die Vermählung aber mußte man bis zu dem Zeitpunkte ausſetzen, wo der zwölfjährige Prinz mannbar geworden. Aber an dem Tage, wo er die Volljährigkeit erreicht hatte, ließ man ihn eine Proteſtation gegen die eingegangne Verpflichtung unterzeichnen. Der Grund, den er dagegen anführte, war, daß er ſie zu einer Zeit eingegangen ſey, wo er die Natur dieſer Verpflichtung nicht habe beurtheilen können. Der Prinz handelte indeß bei dieſer Gelegenheit nur nach dem Willen ſeines Vaters, der mit dieſer drohenden Maßregel nichts weiter beabſichtigte, als den König von Spanien zur Verzichtleiſtung auf das Witthum ſeiner Tochter, im Fall der Prinz kinderlos ſtürbe, zu nöthigen, und ſie augenblicklich zurücknahm, als er dieſen Zweck erreicht hatte. Daß der Prinz keine perſönliche Abneigung gegen Catharinen hatte, beweiſ't der Umſtand, daß er ſeine Vermählung nach ſeines Vaters Tode, der bald erfolgte, vollzog. Beide Gatten lebten achtzehn Jahre in vollkommener Eintracht. Obwohl Ferdinand zu Heinrichs VIII. großem Verdruß einen Tractat mit Franz I. abſchloß, ſo ſtörte dies doch ihre Einigkeit nicht. Catharina empfand den Unwillen ihres Gemahls nur in einigen leichten und vorübergehenden Wirkungen. Von mehreren Kindern, die ſie gebar, erreichte Maria allein ein Alter, das ihrem Vater verſtattete, ihr die Thronfolge zuzuſichern, indem er ſie zur Prinzeſſin von Wallis erhob. Wann der König die Idee faßte, die Gültigkeit ſeiner Ehe anzufechten, läßt ſich eben ſo wenig mit Zuverläſſigkeit ſagen, als welches die eigentlichen Beweggründe dazu waren. Höchſt wahrſcheinlich aber bewog ihn die Bekanntſchaft mit Anna Boleyn dazu, welche die Ehe zur Bedingung machte, unter welcher allein ſie ihm ihre Gunſt gewähren wolle. Heinrich bemühte ſich, bei dem Papſt Julius II. die Nullität der Diſpenſationsurkunde zu bewirken. Dieſer ernannte die Cardinäle Campege und Wolſey zu Legaten a latere, um die Sache zu unterſuchen, mit dem geheimen Auftrag, ſie in die Länge zu ziehn. Alle Verſuche einer gütlichen Beilegung ſcheiterten. Der König beſtand auf der Scheidung, die Königin dagegen erklärte, daß ſie ihre Rechte nie aufgeben würde, daß ſie die Urheber eines ſo abſcheulichen Prozeſſes für die Folgen verantwortlich mache, und daß ſie die vom Papſt zu Richtern ernannten Legaten verwerfe, da der eine ihr perſönlicher Feind, der andere aber ihres Gemahls Miniſter ſey. Nur um dieſe Proteſtation einzulegen, erſchien ſie in den erſten Sitzungen. Keine Drohungen, keine Beſchuldigungen, wodurch man ſie ſchrecken wollte, änderten ihren Entſchluß. In der zweiten Sitzung warf ſie ſich dem Könige zu Füßen, der ihre Vorſtellungen nicht ohne tiefe Rührung hörte, und entfernte ſich, nachdem ſie ihm ſein Unrecht eben ſo eindringend als ehrfurchtsvoll zu Gemüth geführt hatte, um auf kei-

Citation wieder zu erſcheinen. Sie wandte ſich an den heiligen Stuhl, während die Commiſſarien ihr Verfahren fortſetzten. Clemens VII. machte demſelben ein Ende, indem er die Commiſſion auflöſ'te und die Sache vor ſeinen Richterſtuhl rief. Heinrich ließ jetzt ſeiner Gemahlin mehrere Anerbietungen machen, wenn ſie in eine ungezwungne Trennung willigen wolle, und verwies ſie, da ſie unerſchütterlich blieb, nach Ampthill unfern Dunſtable. Endlich ſprach Cranmer, Erzbiſchof von Canterbury, 1533 das Urtheil aus, wodurch Heinrichs Ehe mit Catharina von Aragon für nichtig, dagegen ſeine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erklärt wurde. Die Königin erklärte, als ihr dies Urtheil bekannt gemacht wurde, daß ſie nicht aufhören werde, ſich als Heinrichs Gemahlin zu betrachten, und alle ihr als ſolcher gebührenden Rechte in Anſpruch zu nehmen, bis der Papſt ſie verurtheilt habe. In Rom aber wurde 1534 Cranmers Sentenz caſſirt, jedoch ohne daß dadurch etwas in ihrer Lage geändert wurde. Sie verlebte in derſelben nur noch zwei Jahre. Täglich war ſie Zeuge von den Bedrückungen und Mißhandlungen derer, die ihr treu geblieben waren. Der ehrwürdige Fiſcher und der berühmte Thomas Morus ſtarben auf dem Blutgerüſte; Andere erwarteten daſſelbe Schickſal im Gefängniß. Der Troſt, den ſie in der Religion und in der Ausübung aller chriſtlichen Tugenden ſuchte, konnte den Kummer nicht vertilgen, der ſie allmälich verzehrte und dem Grabe zuführte. Heinrich, der nie aufgehört hatte, ſie ihrer Tugenden wegen hochzuachten, gab ihr während ihrer letzten Krankheit mehrmals Zeichen ſeiner Theilnahme. Sie ſchrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, ſtellte ihm mit rührender Zärtlichkeit ſein Unrecht vor, und verſicherte ihn, daß ſie es vergeſſe und Gott bitte, daß auch der es vergeſſe, empfahl ihm ſeine Tochter Maria und ihre Dienerſchaft. Am Schluſſe nannte ſie ihn ihren geliebten Herrn, ihren König und Gemahl. Sie ſtarb am 6ten Jan. 1536 auf dem Schloſſe Kimbalton, 50 Jahre alt. Die Tugend Catharinens hatte ſich im Glück wie im Unglück bewährt, und ihr die Liebe ihrer Zeitgenoſſen erworben, wie ſie ihr die Bewunderung der Nachwelt gewonnen hat.

Catharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino und die Niece Papſt Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, ſie ſeinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß ſie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verſchaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marſeille gefeiert. Catharina, eben ſo ſchön als geiſtreich, hatte in Florenz ihren Geſchmack für die Künſte ausgebildet, zugleich aber auch die Grundſätze jener italiäniſchen Politik eingeſogen, die ſtets ihre Zuflucht zu Cabalen, Liſten und Treuloſigkeiten nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegränzt; ſie opferte Frankreich und ihre Kinder der Luſt zu herrſchen; allein nie hatte ſie ein feſtes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimeſſen, dergleichen in den Augen der Nachwelt diejenigen rechtfertigen, die ſie zu entwerfen vermochten, ſelbſt wenn der Erfolg ihren Berechnungen nicht entſprach. Die Lage, in welcher ſie ſich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, ſich in der Kunſt der Verſtellung immer mehr zu üben. Zwiſchen der Herzogin von Etampes, der Mätreſſe des Königs, und Diana von Poitiers, der Mätreſſe ihres Gemahls, hielt ſie es mit beiden, obgleich dieſe Feindinnen waren. Ohne Macht, ohne perſönliches

Anſehn hätte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen können, daß ſie die Unruhe der Geſchäfte ſcheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 in einem Turnier umkam, ſie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, ſah man ſie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen ſtürzen, ihnen Schauſpiele, um ſie zur Grauſamkeit zu reizen, und wollüſtige Feſte geben, um ſie durch Ausſchweifungen zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeſchäft war, diejenigen zu verführen, die ſie in ihren Anhang ziehn wollte; und mitten unter dieſen Zerſtreuungen wurden Blutſcenen beſchloſſen, deren Andenken bei der Nachwelt Schaudern erregt. Ihr Anſehn unter der Regierung ihres älteſten Sohnes, Franz II., war beſchränkt, da dieſer Fürſt vermöge ſeiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guiſen ergeben war. Eiferſüchtig auf eine Gewalt, welche ſie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entſchluß, die Proteſtanten zu begünſtigen; ein verderblicher Plan in einem Lande, wo die catholiſche Religion ein Reichsgrundgeſetz war. Ohne dieſe falſche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht ſo langwierige Bürgerkriege in Frankreich verurſacht haben. Sie ſelbſt fühlte ſich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit verſetzt, als der Tod Franz des II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwiſchen den Guiſen, welche an die Spitze der Catholiken nur deßhalb getreten waren, weil der Hof ſich nicht nachdrücklich genug für die Aufrechterhaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwiſchen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Proteſtanten ſich Macht und Anſehn verſchafften, war ſie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine ſo große Gewalt verſchaffen konnten, als ſie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröſtet, wenn ſie ſie nur täuſchen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, verſetzte ſie Carl IX., als er volljährig geworden, in die ſchreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Anſehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil ſeiner Unterthanen niedermetzeln zu laſſen, in der ungewiſſen Hoffnung, ſich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; ſie bewog den König zur Verſtellung, die ſeinem Charakter durchaus fremd war, und ſo oft derſelbe ſich einer Abhängigkeit zu entreißen ſuchte, über welche er erröthete, wußte ſie ihn durch Furcht und Eiferſucht, die ſie ihm durch ſcheinbare Begünſtigung ſeines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte ſie aufs neue die Regentſchaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen; ſie trug zu dem Unglück dieſer Regierung bei durch die Ereigniſſe, welche ihr vorangegangen und die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen ſie unabläſſig beſchäftigt war. Als ſie 1589 in einem Alter von ſiebzig Jahren ſtarb, war Frankreich in einer ſo großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geſchichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeſchichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsſtreitigkeiten waren ihr eigentlich ſehr gleichgültig, die Folgen derſelben konnte ſie nicht faſſen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte ſie mit ebenſo viel Kunſt zu vereinigen, als diejenigen, die ihr entgegen waren, zu entzweien; ver-

ſchwenderiſch bis zum Unſinn zu einer Zeit, wo es das erſte Intereſſe der Könige geweſen wäre, Geld zu ihrer Dispoſition zu haben, fand ſie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beſchränken und antwortete denen, die ihr wegen der Erſchöpfung des Schatzes Vorſtellungen machten: „Man muß doch leben!“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß dieſe höchſt verdorben waren. Man kann nichts an ihr loben, als eine gewiſſe Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wiſſenſchaften und Künſte. Sie ließ koſtbare Handſchriften aus Griechenland und Italien kommen, ſie ließ die Tuilerien, das Hôtel de Soiſſons, an deſſen Stelle man die Halle-aux-Blés geſetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz ließ ſie mehrere Schlöſſer erbauen, die ſich durch ihre ſchönen Verhältniſſe in einer Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundſätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiſerin von Rußland. Dieſe merkwürdige Frau, die ſich aus der Hefe des Volks auf den Thron des größten Reichs der Erde emporſchwang, war die Tochter eines Bauern in Lithauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in dieſen nördlichen Provinzen häufig der Fall iſt. Sie wurde den 16ten April 1686 geboren, und da ihre Familie catholiſch war, ſo ward ſie in dieſer Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten ſie ihre armen Aeltern in die Dienſte eines lutheriſchen Geiſtlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchſpiele, das im rigaiſchen Kreiſe liegt, wo ſie unmerklich die Lehrſätze des Proteſtantismus annahm. Von Roop kam ſie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenſchen Kreiſe, zu dem dortigen Propſte Glück. Das Mädchen, deſſen Schönheit ſich entwickelte, war in dem Hauſe dieſes Geiſtlichen zwar immer mehr Dienerin als Pflegetochter, wurde aber mit wenig Zurückſetzung behandelt, und ſowohl in den Lehrbegriffen der lutheriſchen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten mit der Tochter des Propſtes Glück erzogen. Hier war es, wo ein ſchwediſcher Dragoner, welcher Johann hieß, ſich in die aufblühenden Reize der Martha verliebte. Er bat um ihre Hand, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, ſo nahm ſie ſeine Anträge an. Martha wurde Johanns Frau, aber nur auf einige Tage. Ihr Mann mußte ſeinem Rufe als Soldat folgen. Dies geſchah kurz vorher, ehe die Ruſſen 1702 das unbedeutende Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter dieſen befand ſich Martha. Dieſe kam in die Hände des commandirenden Generals Scheremetiew, bei welchem ſie Menzikow ſahe, dem ihre Reize gefielen. Scheremetiew verſtand den Wink, und trat ſeine Sclavin dem Günſtlinge ſeines Souverains ab, der ſie ſogleich zu ſich nahm. Indeſſen war der ſchwediſche Dragoner Johann als Unteroffizier wiedergekommen, hatte ſich nach ſeiner Frau erkundigt und ihren Aufenthalt erfahren. Sie zu reclamiren, wäre eben ſo unnütz als gefährlich geweſen; er beſuchte ſie alſo ins geheim. Sie lebte in Menzikows Hauſe mit ziemlicher Freiheit, aber doch immer als Dienerin. Menzikow, um ihren Beſitz nicht zu verlieren, hielt ſie vor den Augen Peters des Großen und der vornehmen Ruſſen verborgen, geſtattete ihr aber den Umgang mit ihres Gleichen, und trug auf dieſe Art dazu bei, daß Johann und Martha ſich ziemlich oft ſehen konnten. Eine Unbeſonnenheit aber vernichtete Menzikows ängſtliche Vorſicht: im Rauſche prahlte er einſt mit dem Beſitz einer ſchönen Geliebten. Man wollte ſich überzeugen, ob er die Wahrheit rede; er wei-

gerte ſich, dieſen Beweis zu geben. Doch Peter ſelbſt verlangte ſie zu ſehen, und Martha mußte erſcheinen. Ihre Geſtalt machte auf den ruſſiſchen Monarchen einen tiefen Eindruck, und Menzikow überließ ſie ihm. So entſchied dieſer Augenblick ihr hohes künftiges Schickſal. Menzikow tröſtete ſich über ihren Verluſt durch den politiſchen Gewinn; denn von nun an durfte ſie nicht anders denken und handeln, als nach ſeiner Vorſchrift, und er unterrichtete ſie, wie ſie den Launen des Monarchen ſchmeicheln müſſe, um daraus Vortheile für ſich zu ziehen. Sobald Martha unter die Dienerſchaft des Hofs aufgenommen war, veränderte ſie noch ein Mal die Religion, trat in Moskau zu der griechiſchen Kirche über und nahm den Namen Catharina an, wobei der unglückliche Czarewitſch Alexei Petrowitſch bei der Geliebten ſeines Vaters und der unrechtmäßigen Stellvertreterin ſeiner Mutter den Platz eines Taufvaters einnehmen mußte. Sie wurde nun Catharina Alexiewna genannt. Einige Jahre befand ſie ſich im Hofgeſinde Peters I. unter dem Namen der Frau ſeines Kochs. Als ſolche gebar ſie in den Jahren 1708 und 1709 die Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth, von denen die erſte in der Folge als vermählte Herzogin von Holſtein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiſerin von Rußland wurde. Ungefähr gegen das Jahr 1710 fing man an, ſie gnädige Frau zu nennen, und, gleichſam zum Hofſtaate gehörig, begleitete ſie den Monarchen überall. Als öffentlich angekündigte Geliebte und nachher als erklärte Kaiſerin gebar Catharina fünf Kinder, die alle frühzeitig wieder ſtarben. Im J. 1713 erſchien ein kaiſerlicher Befehl, durch welchen ſie dem ruſſiſchen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgeſtellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth wurde dadurch zugleich geſetzlich, aber ſtillſchweigend beſtimmt. Sie wußte das Herz des Kaiſers beſonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der ſie alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verſtand zu feſſeln. In der unglücklichen Lage, in welcher ſich Peter im J. 1711 mit ſeiner Armee am Pruth befand, war Catharina ſeine Retterin, als keine Rettung mehr möglich ſchien. Sie, Oſtermann und Schaphirow beſchloſſen, den Großvezier zu beſtechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zuſammen, das ſie im Lager gegen ihre Garantie auftreiben konnte, und das nur irgend entbehrlich war. Erſt, nachdem das Mittel gelungen und Peter auf dieſe Art vom Untergange gerettet worden war, entdeckte ſie es dem Kaiſer, der ihr dafür ewig dankbar zu ſeyn verſprach. Im Jahre 1722 erklärte ſie Peter der Große zu ſeiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er ſie in Moskau. Dies war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiſerin gab, denn in den letzten Monaten dieſes Jahres noch mußte ſie ſeine ganze Unzufriedenheit empfinden. Catharina liebte den Kammerherrn Mons, und mit dieſem überraſchte ſie der Kaiſer. Mons wurde enthauptet, und ſie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaiſers überſchritt alle Achtung, die er, wenigſtens vor den Augen des Hofes, ſeiner Gemahlin ſchuldig war. Alle ihre Vertrauten wurden entfernt, und durch Aufpaſſer erſetzt, auf die Peter ſich verlaſſen zu können glaubte. Menzikow war ſchon ſeit einiger Zeit wegen entdeckter Unrichtigkeiten in verſchiedenen Theilen der Staatsverwaltung in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichſten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Dieſe vereinigten Umſtände machten Catharinens Lage ſchrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für ſie um ſo trauriger ſeyn, da ſie nach

einigen vom Kaiſer hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um dieſem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte ſie Menzikows, und durch Jaguſchinski's Klugheit gelang es, den Kaiſer mit ihm zu verſöhnen. Beide, Kaiſerin und Günſtling, arbeiteten nun daran, ihr Schickſal auf alle Weiſe zu befeſtigen, als am 28ſten Januar 1725 Peter der Große ſtarb. Catharina, Menzikow und Jaguſchinski, der wenigſtens jezt ihr beiderſeitiger Vertrauter war, hielten für nöthig, den Tod des Kaiſers ſo lange geheim zu halten, bis ſie durch zweckmäßige Anſtalten die Thronfolge in der Perſon der Kaiſerin feſtgeſtellt hätten. Da Peters lezte Geſinnungen wegen Veränderung in der Thronfolge wohl bekannt geworden ſeyn mochten; ſo brachten ſie den berühmten Theophanes, der Petern bei Abſchaffung vieler Mißbräuche treulich geholfen hatte, dadurch, daß ſie ihm vorſtellten, Catharinens Thronbeſteigung ſey nöthig, um Blutvergießen zu verhindern, auf ihre Seite. Dieſer Prieſter beſchwur vor dem verſammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf ſeinem Todbette erklärt habe, Catharina allein ſey würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man ſie zur Kaiſerin und Selbſtherrſcherin aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleiſtet. Anfangs arbeitete man nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikows Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geſchicklichkeit geführt. Allein die natürliche Läſſigkeit der Kaiſerin gewann nach und nach ſo ſehr das Uebergewicht, daß ſie, ohne den geringſten Antheil an den Geſchäften mehr zu nehmen, die ganze Sorge des Staats ihren Günſtlingen überließ, wodurch bald die Zufriedenheit des Volks in Murren überging. Das Privatleben dieſer Fürſtin war äußerſt unregelmäßig. Sie beging große Ausſchweifungen, beſonders im Trinken. Man erzählt, ſie habe eine Art gemeines Backwerk, das man Kringel oder Brezel nennt, in ſtarken ungariſchen Wein getaucht, oft bis zur Berauſchung genoſſen. So zerſtörte ſie ihre an ſich dauerhafte Geſundheit; doch mochten noch andere Urſachen ihren frühen Tod beſchleunigen. Man erzählt darüber folgendes: Die Kaiſerin hatte eine Gewohnheit, die eine Folge ihrer ſchlechten Erziehung war. Jedem von den Herren des Hofes, der Nachmittags in ihre kleinen Geſellſchaften kam, klopfte ſie auf die Taſchen, und verlangte von ihm Bonbons. Dies that ſie auch vorzüglich mit Menzikow, der wenigſtens dem Scheine nach in Anſehen ſtand und täglicher Geſellſchafter der kaiſerlichen Familie war. Dieſer, ſehr mißvergnügt über die große Zuneigung der Kaiſerin zu ihren Kindern, den wachſenden Einfluß derſelben und das Verſchwinden des ſeinigen, ſoll ihr einſt, da ſie einige Näſchereien von ihm verlangte, überzuckerte aber vergiftete Feigen gegeben haben. Sie ſtarb am 17ten Mai 1727 im 42ſten Jahre ihres Lebens. Man gab vor, es habe ſich ein Lungengeſchwür geöffnet. Sie ward in St. Petersburg in der Feſtungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiſerin von Rußland, die zweite Schöpferin dieſes Reichs, war zu Stettin am 2ten Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, war königl. preußiſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur zu Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Auguſta. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth wählte ſie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den ſie zu ihrem Nachfolger beſtimmt hatte. Die junge Fürſtin wurde von ihrer Mutter, Johanna Eliſabeth von Hollſtein, nach Moskau geführt, wo ſie zur griechiſchen Religion übertrat und die von der Kaiſerin ihr beſtimmten Namen Catharina Alexiewna annahm. Am 1ſten September 1745 wurde die Vermählung

mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahre alt war, durfte die gerechte Hoffnung faſſen, einſt in ihrem Gemahl einen der mächtigſten Fürſten Europens und Aſiens zu ſehn; aber Peter hatte w der große noch liebenswürdige Eigenſchaften. Sein Geiſt war ungebildet; er überließ ſich den Laſtern eines ausſchweifenden Soldaten. Alle dieſe Umſtände überzeugten Catharinen, daß ſie in der Ehe nicht glücklich ſeyn würde. Um ſich einigermaßen ſchadlos zu halten, griff ſie zu den Studien und man kann glauben, daß die ſiebzehn Jahre, die ſie auf dieſe Weiſe verlebte, viel dazu beitrugen, ihren Geiſt und die Stärke ihres Charakters zu entwickeln. An einem Hofe, wie der ruſſiſche unter Eliſabeth, konnte Catharina eben keine ſtrengen Begriffe von Zucht und Sittlichkeit faſſen. Unter den Freunden ihres Gemahls, der ſich täglich mehr von ihr entfernte, zeichnete ſich der Graf Soltikoff durch ſeinen Verſtand und durch die Anmuth ſeiner Perſon aus. Er zog die Aufmerkſamkeit Catharinens auf ſich und es entſpann ſich zwiſchen beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikoff, der mit verſchiednen auswärtigen Geſandtſchaften beauftragt wurde, durch dieſe fortwährende Abweſenheit Catharinen gleichgültig zu werden anfing, erſchien am Hofe ein junger Pole von ſchönem Wuchs und angenehmer Bildung. Dies war der durch ſein Glück und ſein Unglück berühmte Stanislaus Auguſtus Poniatowski. Er zog in dem erſten Augenblicke, wo er am Hofe erſchien, die Blicke der Großfürſtin auf ſich, und bald wurde aus dieſem erſten Eindrucke die lebhafteſte Zuneigung. Ihr Einverſtändniß entging der Kaiſerin nicht, ſchien ihr aber nicht zu mißfallen; es geſchah ſogar auf ihre Empfehlung, daß Auguſt III. den glücklichen Poniatowski zu ſeinem Geſandten in Petersburg ernannte. In Rußland dachte niemand daran, ſein Verhältniß mit der Großfürſtin zu beunruhigen; dagegen erregte es zu Paris Beſorgniſſe. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oeſterreich eine geheime Allianz geſchloſſen und Rußland hineingezogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt, und bei der Charakterſchwäche Eliſabeths beſorgte man, er möchte mittelſt der Großfürſtin auf die Kaiſerin zu Frankreichs Nachtheil wirken. Ludwig XV., von dieſen Umſtänden durch ſeinen Geſandten unterrichtet, benutzte ſeinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski's Zurückberufung zu bewirken. Die Großfürſtin war anfangs ſehr gekränkt, aber bald tröſtete ſie ſich durch eine neue Wahl. Im J. 1761 ſtarb Eliſabeth; ihr Tod berief Peter III. auf den kaiſerlichen Thron. Dies Ereigniß vermehrte nur die Trennung zwiſchen beiden Gatten. Der Ehrgeiz zu herrſchen, verbunden mit der Furcht, in Peter einen unverſöhnlichen Tyrannen zu finden, bewog Catharinen alles anzuwenden, um ihn vom Throne zu ſtürzen. Zu Peterhof, wo die Kaiſerin nur mit ihrem Kummer und ihren Liebesintriguen beſchäftigt ſchien, wurde eine Verſchwörung gebildet, an deren Spitze der Graf Panin, die unternehmende Fürſtin Daſchkoff und ein junger Gardeoffizier, Namens Gregor Orloff, der nach Poniatowski Catharinens Zuneigung feſſelte, ſtanden. Peter III. wurde den Ruſſen durch ſeine Vorliebe für die preußiſche Kriegszucht, durch ſeinen gehaltloſen Charakter und durch ſeine Politik mit jedem Tage verhaßter. Alle, die den neuen Kaiſer verachteten, alle, die ſich um die Gunſt der Kaiſerin bewarben, alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, traten Catharinens Partei bei. Indeß wäre die Verſchwörung faſt entdeckt worden; ſchon war einer der Verſchwornen ins Gefängniß gebracht worden, als die Häupter loszubrechen beſchloſſen. Catharine von der Gefahr unterrichtet, verließ Peter-

hof mitten in der Nacht, legte einen Theil des Weges auf einem Bauernwagen zurück, und erſchien in Petersburg, wo alles vorbereitet war, ſie zur Kaiſerin auszurufen. Die Truppen waren gewonnen, das Volk bearbeitet. In der Nacht vom 8ten auf den 9ten Juli 1762 brach die Verſchwörung aus; in wenigen Stunden ſetzte eine Revolution, die faſt kein Hinderniß fand, Catharinen auf den Thron. Die Verſchwornen ſelbſt erſtaunten über ihren Erfolg. Man hat die Mäßigung gerühmt, welche Catharina nach dieſem Ereigniß bewies; aber ſie hatte ſich ſelbſt am meiſten zu verzeihen, und unnütze Härte würde ſie um die Volksgunſt gebracht haben, deren ſie doch bedurfte. Der Tod eines einzigen Menſchen ſchien nothwendig, und Peter III. wurde im Gefängniſſe, wenigſtens mit Catharinens Wiſſen, erdroſſelt. Sie hatte bei ihrer Thronbeſteigung große Verſprechungen gethan. Um das Murren über den Tod Peters zu unterdrücken und ihre Macht zu befeſtigen, ſuchte ſie zunächſt, die Hoffnungen, die ſie erregt hatte, zu rechtfertigen. Sie ſchmeichelte geſchickt der Eitelkeit des Volks; zeigte äußerlich eine große Achtung für die Religion und die Miniſter; ließ ſich mit großer Pracht in Moskau krönen. In den erſten Monaten beſchäftigte ſie ſich mit den Mitteln, die Induſtrie und den Ackerbau zu befördern und eine Marine zu ſchaffen; ſie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege; vielleicht würde ſie die gewaltſamen Mittel, durch welche ſie ſich des Throns bemächtigt hatte, in Vergeſſenheit gebracht haben, wenn ſie ſich darauf beſchränkt hätte, das Schickſal ihrer Unterthanen zu verbeſſern, und wenn ſie ihren Ehrgeiz einzig darein geſetzt hätte, ihr ohnehin ſchon ungeheures Reich, ſtatt es zu vergrößern, zu civiliſiren. Ein Jahr nach ihrer Thronbeſteigung zwang ſie die Curländer, ihren neuen Herzog, Carl von Sachſen, abzuſetzen, und den wegen ſeiner Grauſamkeit verhaßten Biren zurückzuberufen. So verſuchte Catharina ſich mit Gewalt zur Schiedsrichterin ihrer Nachbarn zu machen. Der Tod Auguſts III., Königs von Polen, bot ihr bald die Gelegenheit dar, ihre ehrgeizigen Plane weiter auszuführen. Mit Hülfe ihrer Geſandten und Heere brachte ſie es dahin, daß einer ihrer erſten Liebhaber, Stanislaus Poniatowski, zu Warſchau gekrönt wurde. Aber während ſie den Polen dieſen König aufdrang, nahm in ihrem eignen Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anſchläge gegen ſie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verſchwornen und ſeine plötzliche Ermordung in der Feſtung Schlüſſelburg verdoppelte die Unzufriedenheit, vernichtete aber auch die Plane ihrer Feinde. Der Hof der Kaiſerin ward ſeitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie ſich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günſtling durch einen andern zu verdrängen. Im Schooße der Vergnügungen und Luſtbarkeiten, welchen Catharina ſich hingab, beſchäftigte ſie ſich ſeit einiger Zeit mit der Verbeſſerung der Geſetzgebung in ihren Staaten. Abgeordnete aus allen Provinzen verſammelten ſich auf ihren Befehl in Moskau; die Kaiſerin ſelbſt hatte für ſie eine Inſtruction aufgeſetzt, welche man in den erſten Sitzungen verlas. Aber ſo verſchiedne Völker konnten ſich weder verſtehen, noch konnten ſie einerlei Geſetzen unterworfen werden. Man hatte in den erſten Sitzungen die Freilaſſung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieſer einzige Vorſchlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Catharina, die den Berathſchlagungen beiwohnte, löſ'te die Verſammlung auf, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte. Aber dieſe vergeblichen Geſetzgebungsverſuche beſchäftigten Ca=

tharinen nicht am meiſten; ſie nährte insgeheim den Plan, ſich alle europäiſchen Mächte unterthänig zu machen. Sie hatte ſich mit England verbunden, und foderte von Polen die Abtretung mehrerer von den ruſſiſchen Truppen beſetzten Provinzen. Frankreich ſuchte zwar eine Partei gegen Rußland in Polen zu bilden, allein dieſe ſchwachen Verſuche dienten nur dazu, Catharinens Plane zu beſchleunigen. Einen gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geſchlagen. Die ruſſiſche Flagge wehte ſiegreich auf den griechiſchen Meeren; und auf den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken von Sparta und Athen ins Leben zurückzurufen, um ſie der ottomaniſchen Pforte entgegenzuſtellen. Mitten unter ihren Siegen gegen die Türken verfolgte Catharina ihre Entwürfe gegen Polen. Um dem Widerſpruch der europäiſchen Mächte vorzubeugen, zog ſie die Höfe von Berlin und Wien in ihre Politik, welche 1772 den berüchtigten Partagetractat unterzeichneten. Rußland erwarb die Provinzen, aus denen es die Gouvernements von Polotsk und Mohilow bildete; und Catharina behielt ſich den ausſchließenden Einfluß auf Polen mit der Garantie der Conſtitution und des der Republik verbliebenen Länderbeſtandes vor. Ein Jahr nach der Theilung Polens wurde zu Kainardſi der Friede mit der Pforte unterzeichnet. Catharina behielt von ihren Eroberungen nur Azof, Tangarok und Kinburn, aber ſie ließ ſich die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Crimm zuſichern. Durch dieſe ſcheinbare Unabhängigkeit wurde die Crimm in der That abhängig von Catharinen. So vortheilhaft dieſer Friede war, ſo gelegen kam er für Rußland. Im dritten Jahre des Krieges waren Moskau und mehrere andre Städte von der Peſt verwüſtet worden. Faſt um dieſelbe Zeit hatte ein Abentheurer, Namens Pugatſchef, der den Namen Peter III. annahm, mehrere Provinzen des öſtlichen Rußlands in Aufſtand gebracht. Einen unbeſchränkten Einfluß auf die Kaiſerin hatte damals Potemkin, der mit ihr die Zügel der Regierung hielt. Er vollendete die Unterwerfung der Crimm, die er zu einer ruſſiſchen Provinz machte, und dehnte die Gränzen Rußlands bis an den Caucaſus aus. Während Catharina ſo die Gränzen ihres Reichs erweiterte, bereiſ'te ſie die von Pugatſchef in Aufruhr gebrachten Provinzen; ſie beſchiffte die Wolga und ſpäter den Boryſthenes, woran ſie um ſo mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geſchah. Auch das ihrem Scepter unterworfne Taurien wünſchte ſie kennen zu lernen. Potemkin, der aus dieſer Reiſe einen langen Triumphzug machen wollte, munterte ſie dazu auf. Auf einem Wege von beinahe tauſend Stunden, ſah man nichts als Feſte, theatraliſche Ausſchmückungen, Blendwerk und Zauberei. Längs des ganzen Weges brannten ungeheure Feuer, die Städte waren erleuchtet, Paläſte erhoben ſich mitten auf wüſten Fluren, um einen Tag lang bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüſten, wo kurz vorher die Tataren ihre Heerden geweidet, angelegt worden; allenthalben erſchien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Geſang; hundert verſchiedne Nationen huldigten ihrer Gebieterin. Schein und Wahrheit waren verbunden. Catharina ſah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen nichts als die äußern Mauern da waren; in der Nähe ſah ſie eine Menge Menſchen, die während der Nacht weiter geſchafft wurden, um ihr am folgenden Tage daſſelbe Schauſpiel zu gewähren. Zwei Fürſten beſuchten ſie auf der Reiſe; der König von Polen, Stanislaus Auguſtus und Kaiſer Joſeph II. Letzterer erneuerte ſein Verſprechen,

ſie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterſtützen. Ungefähr um dieſelbe Zeit arbeiteten zwei Höfe daran, ſie in einen doppelten Krieg zu verwickeln. Preußen und England vereinigten ſich, um die Pforte und Schweden zu bewegen, die Waffen gegen Rußland zu ergreifen. Die Türken waren in dieſem neuen Kriege nicht glücklicher, und vielleicht wären ſie ganz aus Europa vertrieben worden, wenn Catharina in ihren Finanzen weniger beengt und nicht durch die Diverſionen andrer Staaten gehemmt worden wäre. Der Friede wurde 1792 zu Jaſſi unterzeichnet. Catharina behielt Otſakoff und alles Land zwiſchen dem Bug und Dnieſter. Während Rußland mit den Türken beſchäftigt war, hatte Guſtav III. den Feldzug eröffnet und einen Augenblick Petersburg bedroht. Nach einem zweijährigen Kriege, der mit abwechſelndem Glück geführt worden, ſchloß man 1790 zu Werela einen Frieden, der die Gränzen beider Staaten nicht veränderte. So hatten alle gegen Rußland entzündeten Kriege nur dazu gedient, ſein politiſches Uebergewicht zu vermehren und Catharinens Ehrgeiz zu verdoppeln. Ihr Einfluß auf Polen glich einer Souverainetät und mißfiel den Polen eben ſo ſehr als er die Eiferſucht der bei der Theilung concurrirenden Mächte weckte, welche zuerſt den Wunſch äußerten, das noch übrige Polen unter ſich zu theilen. Oeſterreich, beſonders aber Preußen foderte die Polen öffentlich auf, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, um Catharinen zu einem entſcheidenden Schritt zu nöthigen. Catharina zögerte noch; aber ſie gab endlich den Intriguen ihrer Günſtlinge nach, welche einer Seits durch ihre Emiſſäre die Redner des Reichstags gegen die Kaiſerin aufreizten, und andrer Seits dieſer täglich ſelbſt geſchmiedete Nachrichten aus Warſchau vorlegten, welche die gröblichſten Schmähungen auf ſie enthielten. Catharina ſchloß endlich mit Preußen und Oeſterreich 1792 einen neuen Theilungsvertrag über Polen, das aus der Reihe der Staaten verſchwinden ſollte. Bald darauf vereinigte ſie Curland, Samogitien, Semigallen und den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche. Bei der franzöſiſchen Revolution blieb ſie ruhige Zuſchauerin; ſie nahm mehrere Emigranten großmüthig auf, aber die Verſprechen, die ſie ihnen gab, war ſie nicht Willens zu erfüllen. Die Inſurrection, die 1794 in Polen ausbrach, konnte dies unglückliche Land nicht retten, das nach der Erſtürmung von Praga und der Verwüſtung mehrerer Provinzen gänzlich unterworfen wurde. Catharina hatte einen Krieg gegen Perſien angefangen, und nährte nach der Verſicherung einiger Geſchichtſchreiber den Plan, das Reich des großen Moguls wiederherzuſtellen und die Herrſchaft der Engländer in Bengalen zu ſtürzen, als ein Schlagfluß am 9ten November 1796 ihr Leben endigte. Die Urtheile über ſie ſind ſehr verſchieden; ſie iſt eben ſo ſehr geprieſen als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geſchlechts zeigte Catharina nicht ſelten die Feſtigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenſchaften beherrſchten ſie bis ans Grab; die Liebe und Ruhmſucht. Jene machte ſie nicht ſelten zum Gegenſtand des Tadels im In- und Auslande, wiewohl ſie in ihren Liebſchaften mit mehr Anſtand als ihre Vorgängerin verfuhr; dieſe verleitete ſie, einen eitlen Schimmer einem dauernden Ruhm vorzuziehn. Sie verſtand die ungleichartigſten Geſchäfte zu vereinigen, ohne die einen über die anderen aufzugeben. Sie gab zu gleicher Zeit ihren Günſtlingen ein Rendez-vous und arbeitete mit ihren Miniſtern, ſchrieb einem Gardeoffizier einen verliebten und an Voltaire oder Friedrich einen philoſophiſchen Brief, und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu beſetzen. Allen ausgezeichneten Schriftſtellern ſchmeichelte ſie,

um von ihnen Lobſprüche einzuernten; ſo wenig ſie Frankreich liebte, ſo ſchätzte ſie doch die Franzoſen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literariſchen Agenten, lud Voltaire mehrere Mal zu ſich ein, ſchlug d'Alembert vor, ſeine Encyclopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürſten zu übernehmen. Diderot hatte ſie auf ihren Wunſch beſucht und ſich ſehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte ſie, was ſie wünſchte; die Gelehrten Europa's zählten ſie zu den größten Regenten, und zum Theil verdiente ſie die ihr gemachten Lobſprüche. Sie begünſtigte den Handel, verbeſſerte die Geſetzgebung, legte Städte, Canäle, Hoſpitäler, Erziehungsanſtalten an. Pallas, Blumager und Billings reiſ'ten auf ihren Befehl. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber ſie begann, ohne zu enden. Die Civiliſation machte nur geringe Fortſchritte. Mehrere ihrer Unternehmungen glichen ſchon vor ihrem Tode Ruinen. Geſetzgebung, Colonien, Erziehung, Inſtitute, Manufacturen, Hoſpitäler, Canäle, Städte, Feſtungen, alles war angefangen und noch ehe es zu Stande gekommen, wieder aufgegeben worden. Auch den Ruhm einer Schriftſtellerin ſuchte Catharina. Sie hat mehrere Werke in deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache hinterlaſſen.

Catharinenorden, ſ. Orden (Geiſtliche).

Cathcart (Lord), engliſcher General, zeichnete ſich in dem Revolutionskriege gegen Frankreich aus, und war 1794 in dem flandriſchen Feldzuge unter dem Herzog von York angeſtellt. Nach dem Abgange dieſes Prinzen blieb ihm das Commando der engliſchen Landtruppen. Er legte auf dem Rückzuge, den er ſeine Armee in dem harten Winter von 1794 auf 95 nehmen ließ, große Talente an den Tag, ging durch die Provinzen Geldern und Overyſſel, erreichte Emden und ſchiffte daſelbſt ſeine Truppen ein. 1805 war er Commandant von Irland, und um dieſelbe Zeit für die Geſandtſchaft in Petersburg bezeichnet. Als er im Begriff war, dahin abzugehen, erhielt er den Oberbefehl der engliſchen Truppen, die auf dem feſten Lande agiren ſollten. Da aber die Unfälle, welche die combinirten Armeen betroffen hatten, die engliſchen Truppen im Anfange des Jahrs 1806 zum Abzug nöthigten, kehrte Lord Cathcart im Februar nach London zurück. Nach dem tilſiter Frieden erhielt er das Commando der Truppen, welche auf Seeland landeten und Copenhagen einnahmen, und als im J. 1812 England und Rußland ihre diplomatiſchen Verhältniſſe wieder anknüpften, ward er engliſcher Geſandter in Petersburg, und folgte 1813 dem Kaiſer Alexander nach Deutſchland und 1814 nach Frankreich.

Catheten, die beiden kleinen Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks.

Catholicismus — ein Wort, das ſeiner wahren Bedeutung nach, wegen der neuangeregten Idee einer Vereinigung der chriſtlichen Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm neuere Dichter, Künſtler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Intereſſe für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigenthümlichen Geiſt und Sinn, durch den die catholiſche Kirche ſich in ihren Lehren, Einrichtungen und Ceremonien von andern chriſtlichen Kirchen unterſcheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, die die Kirchenverſammlung der Catholiſchen zu Trident (1542 bis 1563) aufgeſtellt und Papſt Pius V. beſonders durch den 1566 erſchienenen römiſchen Catechismus den Laien kund gemacht hat. Der Hauptſache nach iſt der Catholicismus unſrer

Tage den Satzungen dieſer Kirchenverſammlung immer noch getreu und dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der Bibel die Tradition (ſ. den Artikel Tradition) und die Entſcheidungen des Papſtes, der Biſchöfe und Kirchenverſammlungen zur Erhaltung der Einheit und Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, geſtattet deßhalb keinen uneingeſchränkten Gebrauch der Bibel und behauptet, daß man ſich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almoſen u. dgl. etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Faſten und Kaſteiungen über gewiſſe Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach ſeiner Anſicht überpflichtmäßige Verdienſt der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eignen Tugend durch den Ablaß ſich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszuſtand, das Fegefeuer, beſtehen müſſe, deſſen Pein ſich jedoch durch Seelenmeſſen und andere gute Werke der Hinterlaſſenen für die Verſtorbenen lindern laſſe. Sein Kirchenregiment führt der Catholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigeſprochnen Prieſter und Ordensgeiſtlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöſchlichen geiſtlichen Charakter ausgezeichnete Perſonen anſehen lehrt, zur Eheloſigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papſt, als den Stellvertreter Jeſu auf Erden, und das höchſte, untrügliche Oberhaupt der chriſtlichen Kirche, bindet. Er glaubt an ſieben Sacramente, nämlich Taufe, Firmelung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jeſu Chriſti wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Prieſterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung, verehrt Heilige und Bilder, läßt den Altardienſt in der heilig geachteten lateiniſchen Sprache verrichten und mißt ſeinen gottesdienſtlichen Gebräuchen eine gewiſſe zauberiſche Kraft bei, vermöge deren ſie ſelbſt ohne Theilnahme des Herzens zur Rechtfertigung und Beſeligung der Sünder wirkſam wären. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geiſtliche und Laien in der catholiſchen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derſelben, welche weder die Vernunft, noch bei einer geſunden Auslegung die heilige Schrift beſtätigt, nicht mehr ſo ſtreng als ſonſt zu halten ſcheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; ſo hat doch die Kirche im Ganzen nicht das mindeſte davon aufgegeben und ſich ſtets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Ihre Macht war zwar, zufolge der neueſten politiſchen Veränderungen, in ſo fern geſchmälert worden, daß der Papſt durch die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Orden in den wichtigſten catholiſchen Staaten eine ſonſt bedeutende Stütze ſeines Anſehns und bei der ſehr erſchwerten, hie und da ganz abgebrochnen Verbindung zwiſchen ihm und der jetzt mehr von den Fürſten abhängigen Cleriſei viel von ſeinem Einfluſſe auf die geiſtliche Regierung der Völker verloren hat; daß dieſe Macht aber keinesweges vernichtet, daß die catholiſche Kirche noch eben ſo glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte iſt, hat die Fruchtloſigkeit der letzten Verſuche zur Reform ihrer Verfaſſung gezeigt. Man beobachte das kluge, feſte und conſequente Verhalten des Clerus, man forſche nach der allgemeinen Stimmung *),

*) Merkwürdig iſt das Zeugniß, das die jüngſt zu Paris erſchienene Schrift: Histoire des Sectes religieuses et cet. p. M. Grégoire,

man beſuche die Kirchen- und Wallfahrtsörter der Catholiſchen und man wird geſtehen müſſen, der Catholicismus ſteht noch in ſeiner alten Glorie da, er weiß noch immer mit ſeinen durch hohes Alterthum geheiligten, und troß der geſteigerten Aufklärung in keinem weſentlichen Stücke geänderten Formen, mit ſeinem feſten, alles durchdringenden Syſtem *) durch eine anziehende Myſtik, durch einen reizenden poetiſchen Anſtrich, durch die Pracht und den Zauber ſeiner Gottesdienſte die Mehrheit der jeßt lebenden Chriſten an ſich zu feſſeln und in zahlreiche Verſammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt ſeyn möchte nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Proteſtantismus von ihm würde annehmen müſſen, falls es zu der projectirten Religionsvereinigung kommen ſollte; ob ſie mehr als eine Rückkehr der Proteſtanten in den Schooß der catholiſchen Kirche, und überhaupt bei dem ſcharfen Gegenſatze, in dem die innerſten Principien beider Kirchen einander entgegenſtehen, möglich ſeyn würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmälich ganz zu verwiſchen: das beantwortet ſich in Erwägung der oben berührten Thatſachen leicht. Auch hat man ſich nach gerade von der Unthunlichkeit dieſer Vereinigung überzeugt: die von einigen wohlmeinenden Schriftſtellern für die Ausführung derſelben geäußerten Vorſchläge und Wünſche haben in den übereinſtimmenden Gutachten der einſichtsvollſten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundſatz anerkannt, daß, wie verſchiedene Charakter ſich ſtärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und beſſer vertragen, als ſolche, die ſich in ihren Vorzügen und Mängeln gänzlich gleich ſind, auch die Glieder verſchiedner Religionsparteien, ſo lange jede im ungeſtörten Beſitze ihrer Eigenthümlichkeiten bleibt, einander freiwillig die Duldung und Freundlichkeit beweiſen werden, die ſich durch keine Decrete und Conciliennbeſchlüſſe erzwingen läßt. Die Catholiſchen zeigen in ihrem wiſſenſchaftlichen Beſtreben Neigung zum Proteſtantismus **), und ſelbſt diejenigen ihrer Schriftſteller, welche das religiöſe Bedürfniß des Volks im Auge haben, nähern ſich immer mehr dem Geiſte, in dem die proteſtantiſchen Schriftſteller gleicher Art ſchreiben; dagegen regt ſich unter den Proteſtanten eine hervorſtechende Neigung zum Cultus der catholiſchen Kirche, und wenn wir jene Erſcheinung auf dem Felde der Wiſſenſchaft und Literatur vielleicht zu den erfreulichen rechnen dürfen, ſo wird dieſe uns wenigſtens nicht befremden. Eine edle, majeſtätiſche Bauart, eine glänzende, alles umſtrahlende Beleuchtung, ein verſchwenderiſcher Reichthum an herrlichen Gemälden und Bildwerken, an koſtbaren Draperien und Geräthſchaften ergötzen das Auge; eine Fülle harmoniſcher Töne, die ſich von dem hohen, mit Sängern und Inſtrumentiſten meiſt wohlbeſetzten Chore, bald gewaltig erſchütternd, bald mild beſänftigend, in die wiederhallenden Räume ergießt, entzückt das Ohr; der einnehmende Duft köſtlichen Räucherwerks ſchmeichelt den Geruchsnerven; die geheimnißvollen Laute einer fremden, den meiſten unbekannten Sprache, deren Feierlichkeit und Wohlklang man empfin-

ancien évêque de Blois, Sénateur et cet. vielleicht ohne es zu wollen, von dem Geiſte ablegt, der gegenwärtig mehrere der angeſehenſten Geiſtlichen im Vaterlande Voltaires beſeelt.

*) Vergl. Feßlers Anſichten von Religion und Kirchenthum.

**) Vergleiche den Artikel Proteſtantismus.

det ohne ihren Sinn zu verſtehen; die bedeutſame Reihenfolge jener vielſagenden Ceremonien und Geberden geſchmückter Prieſter; die ſtill-beſchäftigte, niederwerfende Andacht einer zahlreichen Gemeinde; der imponirende Eindruck des feſtlichen Ganzen *): Alles vereinigt ſich in den Tempeln der Catholiſchen, um die Sinne zu reizen und zu vergnügen, der Einbildungskraft Nahrung, Schwung und Spielraum zu geben und das ganze Gemüth in eine Bezauberung zu verſetzen, der es ſich nur allzugern und oft, ſogar den nüchternen Reflexionen zum Trotz, gefangen gibt. Will überdies die catholiſche Kirche ſich der Kräfte und Künſte bedienen, die ſich in ihrem Schooße entwickelt, ausgebildet und manchen ihrer Diener und Anhänger groß, berühmt und glücklich gemacht haben; will ſie die Mittel brauchen, durch welche ehedem, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Geſchichte, die einflußreichſten und bewundernswürdigſten Erfolge möglich gemacht wurden; die Gewalt, mit der ſie ſich von jeher der Gewiſſen zu bemächtigen, die Leichtigkeit, mit der ſie über das unbehagliche Nachgefühl eines ungerechten oder zweideutigen Lebens zu beruhigen; die Gewandtheit und Ueberredungskunſt, mit der ſie die im Zuge des Wirkens für einen wichtigen Endzweck verübten Unredlichkeiten und Uebelthaten zu beſchönigen;

*) Man erinnere ſich an die feurige Schilderung, welche Mortimer in Schillers Maria Stuart davon macht.

Es war die Zeit des großen Kirchenfeſtes,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms. — Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Coloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik den Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Heerlichſte, das Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Der Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgeſtiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen,
O was iſt Goldes, was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen!

die Umſicht und Geſchicklichkeit, mit der ſie das Geheimniß ihrer ſchwachen Seiten und Mängel immer anſtändig zu verſchleiern, und endlich die Freigebigkeit im Verſprechen und Belohnen, mit der ſie jedem den Preis, um den er ſich hingibt, zu bieten wußte: wer wird ihr widerſtehen können? Kein Wunder, daß ihr von denen, die menſchlich fühlen, fehlen und begehren, die Mehrzahl zufällt. Wenn ſie nun auch, moraliſch veredelt und politiſch geſchwächt, den Gebrauch dieſer Mittel jetzt öfter als ſonſt verſchmähen mag; ſo iſt ihr, was ihrem Einfluſſe auf dieſer Seite abzugehen ſcheint, auf einer andern Seite durch die Gunſt der neuern Poeſie und Kunſtphiloſophie reichlich wieder zugewendet worden. Der Ueberfluß an poetiſchem Apparat, an ſinnvollen Symbolen und mächtigen Hebeln zur Anregung des Gemüths, mit dem der Catholicismus ausgeſtattet iſt, konnte den Augen proteſtantiſcher Dichter nicht entgehen. In demſelben Zeitpunkte, da der überhandnehmende Rationalismus der Theologen und die Aufklärungswuth ihrer Nachbeter alle Formen des hiſtoriſchen Chriſtenthums zu durchbrechen und jeden Anhalt des kirchlichen Glaubens zu ſtürzen drohten, fingen Lutheraner, Reformirte, ja ſogar poetiſche Juden in Berlin, Jena u. ſ. w. an, die Jungfrau Maria und die Schaar der Heiligen, mit der der Catholicismus ſie umgibt, zu beſingen; wir wurden mit Romanen, Legenden und Sonetten überſchwemmt, die nichts als Madonnen, Meßopfer, wunderthätige Bilder und Reliquien im Munde führten, und man kann wohl ſagen, daß in der catholiſchen Kirche ſelbſt die poetiſchen Momente ihres Glaubens nie ſo warm aufgefaßt (ſiehe Feßlers Thereſia, auch ſ. Abelard), nie mit der Begeiſterung gefeiert und in ſo glühenden Bildern verherrlicht wurden, als es jetzt von Ketzern geſchah. Dieſer Enthuſiasmus gab uns liebliche, hinreißende Dichtungen. Novalis, Tiek, die Schlegel entrückten uns in die Magie eines ſüdlichen Himmels; daß wir aber zugleich mit den catholiſirenden Zerrbildern und Süßlichkeiten Werners und Anderer mehr behelligt wurden, war der unausbleibliche Nachklang des einmal neu angegebenen Tones, wie, wenn ein Virtuos ſich hören ließ, tauſend Hände geſchäftig ſind, ſich auf ſeinem Inſtrumente zu verſuchen — blieben doch die Sterne erſter Größe an Deutſchlands poetiſchem Himmel in ihrer Bahn. Die Aeſthetiker und Kunſtrichter konnten nicht unterlaſſen, von dieſer Gährung Notiz zu nehmen. Sie hatte das Gute, daß die großen Verdienſte des Catholicismus um die Muſik, Malerei und Plaſtik neuanerkannt, dieſe Künſte und ihre Prieſter höher und wärmer gewürdigt, der Quell ihrer bewunderten Schöpfungen tiefer ergründet und die Geiſter der Rafael, Buonarotti's und Dante's wieder wach wurden. Die wiſſenſchaftliche und räſonnirende Aeſthetik erweiterte und verſchönerte ihr Gebiet, und ſelbſt die Liturgie der Proteſtanten fing an, ſich nach den Reizen ihrer ältern Schweſter zu ſehnen. Aber ehe ſie noch dazu kommen konnte, ſich der ihr angemeßnen Zierden aus dem empfohlnen Vorrathe poetiſcher Beiwerke auszuwählen und anzupaſſen, wurden, der Fürſten, Staatsmänner und Künſtler, die in früherer Zeit meiſt nur aus politiſchen Gründen Aufſehen erregende Beiſpiele des Uebertritts gegeben haben, nicht zu gedenken, mehrere namhafte Gelehrte, und in ihrem Gefolge eine Schaar von Nachtretern und Schwärmern der ſchmuckloſen Einfachheit des Proteſtantismus, der unendlichen Berathung und Zwietracht ſeiner Lehrer überdrüßig, ihm ungetreu und weiheten der catholiſchen Kirche ihre Schwüre und Federn. Stollberg und Schlegel ſind in der letzten Zeit die merkwürdigſten unter ihnen. Ihr Uebertritt war unſtreitig das Werk einer Ueberzeugung, die durch

äſthetiſches Intereſſe, durch individuelles Wohlgefallen an den feſten, auf die Menſchen, wie ſie ſind, nicht unrichtig berechneten Formen des Catholicismus, an ſeiner für die höchſte Bedeutung empfänglichen Hierarchie vorbereitet, durch lebhafte Neigung genährt, die Einſeitigkeiten der neuen Mutter vor ihren Augen verbergen mochte. Bei dem allen werden ſich immer nur wenige zu ähnlichen Schritten entſchließen und die proteſtantiſche Kirche darf eben ſo wenig als die catholiſche wegen eines merklichen Abganges ihrer Bekenner in Sorgen ſeyn. Vielmehr werden beide Kirchen um ſo ſichrer, gedeihlicher und verträglicher neben einander beſtehen, je allgemeiner man anerkennen wird, wie ſchön ſie ſich gegenſeitig ergänzen, durch freie, immer neu angeregte Thätigkeit der forſchenden Vernunft auf der einen, durch Fülle der Empfindung und ſtrenges Feſthalten des immer unentbehrlichen Poſitiven auf der andern Seite die Sphäre des menſchlichen Gemüths erfüllen und als wetteifernde Kräfte die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts zu höherer Bildung fördern. E.

Catilina (Lucius Sergius), trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Als Sprößling einer patriciſchen Familie ſchloß er ſich an die Partei der Letztern, hatte einigen Antheil an dem Siege, und einen größern an den Proſcriptionen deſſelben. Mord, Brand und Raub waren die erſten Thaten und Vergnügungen ſeiner Jugend. Sein Einfluß auf die zerrüttete Republik ward bedeutend. In der Armee ſcheint er jedoch mit Auszeichnung gedient zu haben. Höchſt gefährlich ward er, als er zu ſeinen übrigen Laſtern den Betrug geſellte. Während er die Seelen der Jünglinge vergiftete, wußte er dem ſtrengen Catulus einiges Intereſſe und einige Achtung abzugewinnen. Gleich geſchickt, den Tugendhaften zu täuſchen, den Schwachen abzuſchrecken und ſeine Kühnheit dem Verdorbnen mitzutheilen, vereitelte er zwei von Clodius gegen ihn gerichtete Anklagen. Die eine betraf einen verbrecheriſchen Verkehr mit einer Veſtalin, die andere ungeheure Erpreſſungen, die er als Proconſul in Afrika ausgeübt hatte. Aber Catilina kam in den Verdacht noch viel gehäſſigerer Verbrechen. Seine Vermählung mit Aurelia Oreſtilla hatte ſeine Vermögensumſtände wieder gehoben. Nach einigen hatte er in ihr ſeine einzige Tochter, die Frucht eines ſeiner zahlreichen Ehebrüche, geheirathet; nach Andern hatte er, um dieſe Ehe ſchließen zu können, ſeine erſte Gemahlin vergiftet. Noch andere fügen hinzu, daß, da Aurelia eine Verbindung mit ihm aus dem Grunde verweigert, weil aus der erſten Ehe ein Sohn vorhanden ſey, er ſelbſt ſeinen Sohn umgebracht habe. Indeſſen hatte ſich eine Art von Bündniß unter mehreren jungen Männern von hoher Geburt und verwegenem Muthe gebildet, welche, um aus ihren ungeheuren Schulden zu kommen, kein andres Mittel ſahen, als ſich der höchſten Staatsämter zu bemächtigen und unter dem Schutze derſelben alle nur möglichen Erpreſſungen auszuüben. Catilina war das Haupt dieſes Bundes, deſſen eigentlicher Zweck demnach Räuberei war. Sein Anſehn unter ſo vielen laſterhaften Menſchen verdankte er hauptſächlich ſeiner Verbindung mit den alten Soldaten Sylla's. Mittelſt der Veteranen von der Proſcription hielt er die Nachbarſtädte von Rom und Rom ſelbſt in Schrecken. Zugleich gebrauchte er nicht nur die verworfenſten und unruhigſten Plebejer; ſogar Patricier waren unter ſeinen Satelliten und Conſularen unter ſeinen Schmeichlern. Alles begünſtigte ſeine Verwegenheit. Pompejus verfolgte Triumphe, die ihm Lucull leicht gemacht; dieſer, der die ſeinigen mit aſiatiſchem Pomp in Rom gehalten hatte, war im Senat die

ſchwache Stütze der Gutgeſinnten, die umſonſt in ihn drangen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Craſſus, der Italien von den Gladiatoren befreit hatte, aber mit unerſättlicher Begierde nach Macht und Reichthum ſtrebte, ließ den furchtbaren Einfluß Catilina's entſtehen, befeſtigte ihn ſogar, und erröthete nicht, ſich darauf ſtützen zu wollen. Cäſar, der des Marius Partei mit der feinſten Kunſt wieder belebte, ſchonte des Catilina und feuerte ihn vielleicht ſogar an. Seine Abſicht mußte es ſeyn, dieſen zu einem großen Wagniß anzutreiben und ihn darin untergehen zu ſehn. Nur zwei Römer gab es damals, welche den feſten Willen hatten, ihr Vaterland zu retten, Cato und Cicero; aber nur der Letztere beſaß auch die dazu nöthige Geſchicklichkeit. Catilina's Anhänger wünſchten ſehnlichſt, daß ihr Oberhaupt nebſt einem ſeiner Vertrauten, unter denen man den Cajus Antonius, den ausgearteten Sohn des Redners Marcus Antonius, auserſehen hatte, zum Conſulat gelangen möchte. Dann durften ſie hoffen, ſich des Schatzes und der Güter der Republik unter verſchiednen Vorwänden, beſonders mittelſt der Proſcriptionen, bemächtigen zu können. Daß Catilina ihnen die Einäſcherung und Plünderung Roms verſprochen habe, iſt nicht wohl glaublich. Cicero hatte den Muth, ſich um das Conſulat trotz der Nähe einer Gefahr zu bewerben, deren Umfang er am beſten kannte. Weder Kränkungen und Drohungen, noch ſelbſt Aufſtand und meuchelmörderiſche Verſuche ſchreckten ihn ab, und da die Beſorgniſſe der reichen Römer ſein Beſtreben begünſtigten, ſo wurde er für das Jahr der Stadt 689 zum Conſul deſignirt. Alles, was die Partei des Catilina durchſetzen konnte, war, daß Cajus Antonius zu ſeinem Mitconſul ernannt wurde. Dieſes Mißlingen beraubte Catilina nicht der Hoffnung, ſich für das nächſtfolgende Jahr gewählt zu ſehen. Zu dieſem Zweck verdoppelte er die Maßregeln des Schreckens, mit denen er ſeine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward durch Cicero zur Neutralität gezwungen; Cäſar und Craſſus faßten denſelben Entſchluß; Autronius und P. Sylla fingen an, ſich zurückzuziehen; Piſo war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Signal, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte, es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erſchien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verſchaffte ihm Kenntniß von den geheimſten Rathſchlägen der Verſchwornen. Einer derſelben, Curius, ſtand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte ſie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch ſie erhielt Cicero von jedem Schritte Kenntniß. Er erfuhr, daß ſeiner Perſon eine große Gefahr drohe, daß zwei römiſche Ritter es übernommen hatten, ihn in ſeinem Hauſe zu morden. An dem zur Ausführung beſtimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verſchloſſen und bewacht. Noch zögerte Cicero, die Details einer Verſchwörung bekannt zu machen, deren Fortſchritte und Hülfsmittel er zuvor ganz erforſchen wollte; er begnügte ſich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu laſſen. Sobald aber der Aufſtand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-conſult geben, „daß die Conſuln Maßregeln ergreifen ſollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren." — Höchſt ſchwierig war es, ſich des Oberhaupts einer Verſchwörung zu bemächtigen, das in und außer Rom Soldaten hatte; noch ſchwieriger war es, ſein Verbrechen zu beweiſen vor ſeinen Mitgenoſſen oder vor denen, die ſich ſeiner für ihre eignen Plane bedienen wollten. Es war zwiſchen zwei

Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, und einem Bürgerkriege. Cicero zog das letztere vor. Catilina, der Feind des römiſchen Volks, wagt im Senat zu erſcheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel ſeiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus und andere ehrloſe Senatoren übernahmen es, den Ausbruch des Complotts in der Stadt zu leiten, ſobald Catilina vor den Thoren Roms erſcheinen würde. Cicero und Salluſt behaupten, die Abſicht der Verſchwornen ſey geweſen, Rom in Brand zu ſtecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß iſt es, daß dieſe furchtbaren Reſultate, ohne vorgefaßten Entſchluß, ſich aus den Umſtänden ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andre Verſchworne ſetzten indeß ihre verbrecheriſchen Intriguen fort. Sie wendeten ſich an die Geſandten der Allobroger, um den Krieg auf die Gränzen Italiens zu verſetzen. Dieſe aber waren dem Völkerrechte getreu; ihre Aufſchlüſſe führten zu wichtigern. Der Briefwechſel der Verſchwornen mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat hatte jetzt über ein offenbares Verbrechen Urtheil zu ſprechen. Weil die Umſtände nicht erlaubten, in dem Prozeß gegen die Verſchwornen die zu weitläuftigen Formen zu beobachten, ſo wurden, wie dies früher ſchon in minder dringenden Fällen geſchehen war, die darauf Bezug habenden Geſetze derogirt. Cäſar ſprach gegen ihre augenblickliche Hinrichtung, aber Cato und Cicero ſetzten ſie dennoch durch. Catilina's Untergang ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der den Auftrag erhielt, gegen Catilina zu marſchiren, während Cicero Rom bewachte, ſich krank ſtellte, übernahm ſein Unterbefehlshaber Petrejus das Commando. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten einzuſchließen. Dieſer, der keine Rettung ſah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten ſeinem Beiſpiel. Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer ſie geſtellt hatte; Catilina ſelbſt aber an ihrer Spitze. Dies geſchah im J. 63 vor Chr. Geb. — Die Geſchichte der catilinariſchen Verſchwörung iſt von Salluſt beſchrieben worden.

Catinat (Nicolas), Marſchall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, woſelbſt ſein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verluſt eines Prozeſſes, deſſen Entſcheidung ihm ungerecht ſchien, bewog ihn, die juriſtiſche Praxis mit den Waffen zu vertauſchen. Er trat unter die Cavallerie, ſuchte jede Gelegenheit auf, ſich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludwig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantſtelle unter den Garden gab. Die Grade, zu denen er ſich hintereinander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Maſtricht, Beſançon, Senef, Cambrai, Valenciennes, Saint-Omer, Gand, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Senef, in welcher er verwundet worden, ſchrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung als ich; es gibt ſo wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert.“ Der König von Frankreich, mit Recht beunruhigt über die Rüſtungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und ſchickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-général gegen ihn. Dieſer gewann 1690 die Schlacht von Staffard, und 1693 die Schlacht von Marſeille, bemächtigte ſich Savoyens und eines Theils von Piemont, indem er ſelbſt in Entbehrungen aller Art das Beiſpiel gab und ſich durch ſeine Leutſeligkeit und Heiterkeit die Liebe der Soldaten erwarb. Er befand ſich noch in Piemont, als er

1693 den Marſchallſtab erhielt. Bei ſeiner Rückkehr aus dieſem Lande, wo ſeine Menſchlichkeit und Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundnen geſchont hatte, ward er von Ludwig XIV. mit beſonderer Auszeichnung empfangen. Der König, der ſich lange mit ihm unterhalten hatte, ſagte endlich: „Wir haben genug von meinen Angelegenheiten geſprochen; wie gehen die Ihrigen?“ — „Sehr gut, Sire,“ antwortete der Marſchall, „Dank der Gnade Ew. Majeſtät.“ Worauf der König ſich gegen ſeine Hofleute wandte und ſagte: „Das iſt der einzige Mann meines Reichs, der mir das geſagt hat.“ In Flandern, wohin er berufen ward, zeigte er dieſelbe Thätigkeit, die ihn in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. Im J. 1701 trat er wieder an die Spitze der italiäniſchen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen ſich. Beide waren würdig, ſich mit einander zu meſſen. Aber die kaiſerliche Armee war der freien Willkür Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzog von Savoyen nicht trauen und litt Mangel an Geld und Subſiſtenzmitteln. Geſchlagen bei Carpi am 6ten Juli mußte er das ganze Land zwiſchen der Etſch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi en Chef commandirte. Als er nach einem fruchtloſen Angriffe die Truppen wieder ſammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorſtellte, daß ſie alle einem unvermeidlichen Tode entgegengingen: „Es iſt wahr, der Tod iſt vor uns, aber die Schande iſt hinter uns.“ Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz ſeiner Vorſtellungen der Hof nicht der Treuloſigkeit des Herzogs von Savoyen zuſchreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der ſeinen Ruhm weniger in die Gunſt ſeines Fürſten, als darein ſetzte, ſeinem Vaterlande zu nutzen, ertrug mit Ruhe dieſe Zurückſetzung und ſtarb zu Saint-Gratien im J. 1712. Er war Philoſoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und ſtets bereit zu geben. Im Glück wie im Unglück, nach einem Siege wie nach einer Niederlage, zu Verſailles oder auf ſeinem Landgute zu Saint-Gratien war er ſtets heiter, ruhig, bedachtſam; dieſe unveränderliche Stimmung hatte ihm von ſeinen Soldaten den Namen le père la Pensée erworben.

Cato (Marcus Porcius, anfangs Priſcus zubenamt, nachher), war im J. vor Chr. 232 zu Tuſculum geboren. Sein Vater, ein Plebejer, hinterließ ihm ein kleines Gut im Lande der Sabiner, das er mit eignen Händen baute. Seine Jugend fiel in die für Rom ſo gefährliche Zeit der Anweſenheit Hannibals in Italien. Siebzehn Jahre alt machte Cato ſeinen erſten Feldzug unter Fabius Maximus, als dieſer Capua belagerte. Fünf Jahre danach focht er unter demſelben bei der Belagerung von Tarent. Nach der Einnahme dieſer Stadt trat er in Freundſchaft mit dem Pythagoräer Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er ſchon vertraut war. Cato kehrte nach Beendigung des Krieges auf ſein Landgut zurück. Da er die Geſetze kannte, und mit Leichtigkeit ſprach, ging er mit Tagesanbruch in die benachbarten Städte, denen als Rathgeber und Sachwalter dienend, die ihn dazu auffoderten. Valerius Flaccus, ein edler und mächtiger Römer, der in der Nachbarſchaft eine Beſitzung hatte, bemerkte die Tugenden und Talente des Jünglings, gewann ihn lieb, und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, wo er ihn durch ſein Anſehn zu fördern verſprach. Wenige reiche und angeſehene Familien ſtanden damals an der Spitze der Republik. Cato war arm

und unbekannt; aber ſeine Beredſamkeit, die man mit der Kunſt des Demoſthenes verglich, die Strenge und Energie ſeines Charakters zogen bald die Aufmerkſamkeit auf ihn. Vor Gericht und in den Volksverſammlungen zeigte er ſich der ſchönen Definition gemäß, die er ſelbſt von einem Redner gegeben und Quintilian uns aufbehalten hat, „als einen rechtſchaffenen, in der Kunſt, gut zu reden, erfahrnen Mann.“ Dreißig Jahr alt, ging er als Tribunus Militum nach Sicilien. Im folgenden Jahre ward er Quäſtor, und ſeitdem entſtand zwiſchen ihm und Scipio eine Rivalität und ein Haß, die Beide bis an ihren Tod fortſetzten. Cato, der nach Rom zurückgekommen war, klagte den Scipio der Verſchwendung an, und wiewohl derſelbe losgeſprochen wurde, ſo gewann doch Cato durch ſeinen für das Beſte des Staats bewieſenen Eifer einen großen Einfluß auf das Volk. Fünf Jahre nachher, als er Aedil geweſen, ward er Prätor und erhielt die Statthalterſchaft von Sardinien. Seine ſtrenge Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeitsliebe wurden hier noch mehr bemerkt als zu Rom. Auf dieſer Inſel lernte er den Dichter Ennius kennen, von dem er griechiſch lernte, und den er bei ſeiner Rückkehr mit ſich nach Rom nahm. Endlich ward Cato im J. 193 vor Chr. Conſul in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Valerius Flaccus. Der Abſchaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten puniſchen Kriegs gegeben worden, und den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Goldes, buntfarbige Kleider und andern Putz zu tragen, widerſetzte er ſich aus allen Kräften; aber er mußte der Beredſamkeit des Tribunuen Valerius und den dringenden Bitten der römiſchen Frauen unterliegen. Cato ging gleich darauf nach Hiſpania citerior ab, das ſich empört hatte. Sein erſtes Geſchäft war, die für die Armee aufgehäuften Vorräthe nach Rom zu ſchicken, indem er erklärte, der Krieg müſſe diejenigen ernähren, die ihn führen. Er erfocht mit einem neugeſchaffnen Heere mehrere Siege, unterwarf die Provinz aufs neue, und kehrte nach Italien zurück, wo ihm die Ehre eines Triumphs zuerkannt wurde. Kaum war er von dem Triumphwagen geſtiegen, als er die conſulariſche Toga ablegte, den Harniſch nahm und dem Sempronius nach Thrazien folgte. Später trat er unter den Befehl des Conſuls Manius Acilius, um gegen Antiochus zu fechten und den Krieg nach Theſſalien zu bringen. Durch einen kühnen Marſch beſetzte er mit einem Theil ſeiner Soldaten den Kallidrom, eine der ſteilſten Bergſpitzen des Paſſes von Thermopylä, und entſchied ſo den Ausgang der Schlacht. Er überbrachte die Nachricht dieſes im J. 189 vor Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Sieben Jahre nachher ward ihm trotz einer mächtigen Gegenpartei die ehrenvollſte, aber auch gefürchtetſte aller Magiſtraturen, das Cenſoramt, zu Theil. Er hatte ſich nicht darum beworben, ſondern nur ſich bereit gezeigt; in Anſehung ſeines Collegen erlaubte er kaum eine Wahl; man mußte ihm Valerius Flaccus geben, denn nur mit dieſem konnte er den Unordnungen ſteuern und die alten reinen Sitten zurückführen. Mit furchtbarer Strenge verwaltete er dies Amt, und wiewohl ſeine Maßregeln ihm Widerſpruch und Widerſacher erregten, ſo erhielt er doch den allgemeinen Beifall, und als er ſein Amt niedergelegt hatte, ward beſchloſſen, ihm eine Statue mit einer ehrenden Inſchrift zu errichten. Er ſchien der Ehre wenig zu achten, und antwortete, als ihm früher jemand ſeine Verwunderung ausdrückte, daß ihm noch keine Statue errichtet worden: „Ich will lieber, daß man frage, warum dem Cato keine Bildſäule bewilligt, als warum ihm eine bewilligt worden.“ Dennoch fehlte ihm jenes Selbſtgefühl

nicht, das dem großen Verdienſt wohl anſteht. „Iſt er denn ein Cato?“ pflegte er zu fragen, wenn er eines Andern Verſehen entſchuldigen wollte. Die Nachwelt hat auf dieſelbe Weiſe ſeine Tugend anerkannt und bezeichnet. Cato's politiſches Leben war ein langer Kampf. Er klagte unaufhörlich und mit Erbitterung an, und ward ebenſo angeklagt, aber jedesmal losgeſprochen. Sein letztes Staatsgeſchäft war eine Geſandtſchaft nach Carthago, um den Streit zwiſchen den Carthaginienſern und dem König Maſiniſſa zu ſchlichten. Man betrachtet dieſe Reiſe als die Urſach der Zerſtörung Carthago's, denn Cato war über die Art, wie dieſe Nebenbuhlerin Roms ihre Verluſte wieder erſetzt hatte, ſo erſtaunt, daß er ſeitdem jede Rede mit den bekannten Worten ſchloß: Praeterea censeo Carthaginem esse delendam. (Uebrigens bin ich der Meinung, Carthago müſſe zerſtört werden.) Er ſtarb ein Jahr nach ſeiner Rückkehr im J. 147 vor Chr., 85 J. alt. — Cato, der ſo haushälteriſch mit den Staatseinkünften war, betrachtete den Reichthum nicht gleichgültig. Bis zur Härte war er ſtreng gegen ſeine Sclaven. Den Ackerbau ſuchte er auf alle Weiſe zu vervollkommnen, und kannte alle Hülfsmittel deſſelben genau. In ſeinem Alter war er auf ſeinem Landgute gern fröhlich mit Freunden und überließ ſich den Freuden der Tafel. Darauf beziehen ſich die Verſe des Horaz:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Er war zwei Mal verheirathet, und hatte mit jeder Gattin einen Sohn. Als Gatte und Vater war er gleich muſterhaft. Er verfaßte eine Menge von Schriften, von denen die einzige De re rustica ſich erhalten hat. Zu bedauern iſt am meiſten der Verluſt ſeiner Reden, deren Cicero mit den größten Lobſprüchen erwähnt, und ſeiner Geſchichte vom Urſprung des römiſchen Volks, das die alten Geſchichtſchreiber vielfältig anführen.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterſchiede von dem Cenſor, deſſen Urenkel er war, von Utika, dem Orte ſeines Todes, zubenamt, war im J. 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühen Abſterben ſeiner Aeltern ward er in dem Hauſe ſeines Oheims, Livius Druſus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Feſtigkeit des Charakters. Man erzählt, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre, als er in des Sylla Hauſe die Häupter mehrerer auf Befehl deſſelben Ermordeten erblickt, von ſeinem Lehrer ein Schwert gefodert habe, um den Tyrannen zu durchbohren und ſein Vaterland aus der Knechtſchaft zu befreien. Mit ſeinem Bruder von mütterlicher Seite, Cäpio, lebte er von Jugend auf in der zärtlichſten Eintracht. Cato ward zum Prieſter des Apoll ernannt. Er trat in Verbindung mit dem Stoiker Antipater von Tyrus, und blieb ſein ganzes Leben hindurch den Grundſätzen der Stoa getreu. Nachdem ihm ſeine erſte Verlobte Lepida von Metellus Scipio entzogen worden war, vermählte er ſich mit Atilia, des Soranus Tochter. Zum erſten Mal trat er auf gegen die Volkstribunen, welche eine vom Cenſor Cato erbaute Baſilica, die ihnen hinderlich war, niederreißen laſſen wollten. Er zeigte ſchon damals jene kraftvolle Beredſamkeit, durch welche er ſich ſpäter ſo furchtbar machte, und gewann den Prozeß. Seinen erſten Feldzug machte er unter Spartacus als gemeiner Freiwilliger, und zeichnete ſich dabei ſo aus, daß der Prätor Gellius ihm einen Ehrenpreis zuerkannte, den er jedoch ablehnte. Sodann ward er als Tribunus Militum nach Macedonien geſandt. Hier erfuhr er, daß ſein Bruder Cäpio in Aenos krank liege; er eilte zu ihm, fand ihn aber nicht mehr am Leben. Der Tod dieſes Bruders verſetzte ihn

in den äußerſten Schmerz. Sein ſtoiſcher Gleichmuth verließ ihn gänzlich. Das Andenken deſſelben zu ehren, ließ er zu Anos ein prächtiges Denkmal aus pariſchem Marmor errichten. Als die Zeit ſeines Commando's verfloſſen war, reiſ'te er nach Aſien, und brachte den Stoiker Athenodor mit ſich nach Rom zurück. Er ward hierauf Quäſtor und verwaltete dieſes beſchwerliche Amt mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Er hatte den Muth, die Agenten wegen ihrer Erpreſſungen und Gewaltthaten vor Gericht zu verfolgen und erwarb ſich dadurch die Bewunderung und Liebe der Römer, ſo daß er am letzten Tage ſeiner Quäſtur von der ganzen Volksverſammlung nach Hauſe begleitet wurde. Der Ruf ſeiner Tugend verbreitete ſich allgemein. Bei den Spielen der Flora ward den Tänzerinnen nicht erlaubt, ſich nach hergebrachter Sitte zu entkleiden, ſo lange Cato gegenwärtig war. Die bürgerlichen Unruhen erlaubten ihm nicht, nach Niederlegung ſeines Amts ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Dem Beiſpiele Sylla's, ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen, folgten mehrere Ehrgeizige, deren gegenſeitiger Kampf allein noch den Sturz der erſchütterten alten Verfaſſung aufhielt. Craſſus glaubte die Oberherrſchaft mit ſeinem Gelde zu erkaufen. Pompejus erwartete, daß ſie ihm freiwillig übertragen werden ſollte; Cäſar, beiden an Talent überlegen, verband ſich mit beiden, und benutzte den Reichthum des einen und das Anſehn des andern zu ſeinen Zwecken. An der Spitze des Senats, dem einzigen Pfeiler der Republik, ſtanden Catulus, Cicero, Cato. Lucull, in hohem Anſehn beim Heere, das er ſiegreich geführt, würde allein den Senat haben aufrecht erhalten können, wenn er nicht lieber ſeines Reichthums hätte genießen, als ſich den Staatsangelegenheiten widmen wollen. Cato, von allen Factionen fern, diente unter dieſen ſchwierigen Umſtänden dem gemeinen Weſen mit Einſicht und Muth; doch ſchadete er auch oft der Sache, welcher er diente, durch die Unbeugſamkeit ſeines Charakters. Er war nach ſeiner Quäſtur auf dem Wege nach ſeinem Landgute, als er dem Metellus Nepos begegnete, der nach Rom reiſ'te, ſich um das Tribunat zu bewerben. Da er denſelben als einen verdorbenen Menſchen kannte, kehrte er ſogleich um, bewarb ſich ſelbſt um das Tribunat und ward zugleich mit Metellus Nepos gewählt. Um dieſe Zeit brach die Verſchwörung des Catilina aus. Cato unterſtützte mit aller Macht den Conſul Cicero, gab ihm zuerſt öffentlich den Namen eines Vaters des Vaterlandes und drang in einer ſchönen, von Salluſt aufbehaltnen Rede auf die Beſtrafung der Schuldigen. Dem Vorſchlag des Metellus Nepos, den Pompejus aus Aſien zurückzurufen und dieſem das Commando gegen Catilina zu geben, widerſetzte er ſich, und damals wäre er beinahe in einem Volkstumult umgekommen, den ſein College und Cäſar gegen ihn anregten. Nach des Pompejus Rückkehr vereitelte Cato mehrmals die ehrgeizigen Plane deſſelben, und ſagte zuerſt die Folgen der zwiſchen Craſſus, Pompejus und Cäſar geſchloßnen Verbindung voraus. Er ſprach nachher, wiewohl vergeblich, gegen die Ackervertheilung in Campanien. Cäſar mißbrauchte damals ſeine Gewalt ſo ſehr, daß er ihn ins Gefängniß führen ließ; aber durch das Murren des Volks gezwungen, mußte er ihn wieder frei geben. Um Cato zu entfernen, ließen die Triumvirn durch den Volkstribun Clodius den Vorſchlag machen, unter einem nichtigen Vorwand den König von Cypern, Ptolemäus, ſeiner Staaten zu berauben; dies wurde decretirt, und Cato mit Vollziehung des Decrets beauftragt. Er war gezwungen zu gehorchen und vollzog den erhaltenen Auftrag ſo gewiſſenhaft, daß er den öffentlichen Schatz mit einer größern Summe bereicherte, als je

ein Privatmann darein niedergelegt hatte. Als Cicero nach ſeiner Rückkehr aus der Verbannung alle während des Tribunats des Clodius gefaßten Beſchlüſſe annulliren wollte, widerſetzte ſich ihm Cato, um nicht auch, was er in Cypern gethan, annullirt zu ſehen, und dieſer Widerſpruch brachte auf einige Zeit eine Spannung zwiſchen Beiden hervor. Um dieſe Zeit fand zwiſchen Cato und Hortenſius über die Frau des Erſtern jener Vergleich Statt, der faſt immer in einem falſchen Lichte vorgeſtellt worden iſt. Cato hatte, nachdem er Atilien ihrer ſchlechten Sitten wegen verſtoßen, ſich mit des Philippus Tochter, Martia, vermählt, trennte ſich aber von ihr, obwohl er in vollkommener Eintracht mit ihr lebte, um ſie ſeinem Freunde, dem Redner Quintus Hortenſius, zu überlaſſen, und vermählte ſich nach dem Tode deſſelben aufs neue mit ihr. Inzwiſchen fuhr Cato fort, ſich den Triumvirn zu widerſetzen; aber als er Domitius Aënobarbus begleitete, der ſich neben dem Pompejus und Craſſus um das Conſulat bewarb, ward er verwundet und kam in Lebensgefahr. Als er dem tribonianiſchen Geſetze entgegenwirken wollte, das dem Craſſus eine auſſerordentliche Gewalt ertheilte, ward er zum zweiten Mal verhaftet; aber das ganze Volk folgte ihm zum Gefängniß und ſeine Gegner waren genöthigt, ihn wieder loszulaſſen. Bald darauf ward er Prätor, und in dieſer Eigenſchaft ſetzte er ein Geſetz gegen die Beſtechung durch, das eigentlich allen Theilen mißfiel. Nach Craſſus Tode wuchſen die innern Gährungen, und Cato glaubte, einem größern Uebel nur dadurch vorbeugen zu können, daß er gegen die Verfaſſung Pompejus zum alleinigen Conſul zu ernennen vorſchlug; welches auch angenommen wurde. Das Jahr darauf erhielt Cato das Conſulat nicht, weil er die dazu nöthigen Schritte nicht thun wollte. Inzwiſchen brach der Bürgerkrieg aus. Cato, der ſich als Proprätor in Sicilien befand, begab ſich bei der Ankunft Curio's mit drei Legionen Cäſars von dort in das Lager des Pompejus nach Dyrrachium. Er hatte noch gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu verhindern; als er dennoch ausbrach, legte er zum Zeichen ſeines Kummers darüber Trauerkleider an. Pompejus, der bei Dyrrachium geſiegt hatte, ließ Cato zur Bewachung der Kriegscaſſe und der Magazine dort zurück, und verfolgte ſeinen Nebenbuhler. Aus dieſem Grunde war Cato nicht bei der pharſaliſchen Schlacht gegenwärtig. Nach derſelben ſchiffte Cato mit ſeinen Truppen nach Cyrene. Hier erfuhr er, daß Pompejus Schwiegervater, Scipio, zum mauritaniſchen Könige Juba gegangen ſey, wo Varus eine anſehnliche Macht verſammelt habe. Cato ſetzte ſich dahin in Marſch, überwand Hunger und Durſt und alle Beſchwerden, und erreichte Uttika, wo beide Heere ſich vereinigten. Die Soldaten wünſchten Cato zum Oberbefehlshaber, dieſer aber überließ das Commando aus Nachgiebigkeit dem Scipio, und übernahm den Befehl in der Stadt Utika, während Scipio und Labianus gegen Cäſar aufbrachen. Er hatte ihnen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehn; jene wagten dennoch eine Schlacht und wurden faſt gänzlich vernichtet. Afrika unterwarf ſich dem Sieger mit Ausnahme von Utika. Anfangs war Cato Willens, ſich mit den in der Stadt befindlichen Senatoren bis auf den Tod zu vertheidigen; bald gab er dieſen Plan auf; er entließ alle, die ihn zu verlaſſen wünſchten. Sein Entſchluß war gefaßt. Am Vorabend des zur Ausführung beſtimmten Tages ſpeiſ'te er ruhig und ſprach über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. Darauf las er in ſeinem Zimmer den Phädon des Plato. Man hatte, ſeinen Vorſatz ahnend, ſein Schwert weggenommen. Als er es nicht fand, rief er ſeine Sclaven und foderte es mit

ſcheinbarer Gleichgültigkeit; aber als man es ihm dennoch nicht brachte, gerieth er in Zorn und ſchlug einen Sclaven, der ihn zu beſänftigen ſuchte. Auf den Lärmen kamen ſein Sohn und ſeine Freunde herbei, fielen ihm zu Füßen und beſchwuren ihn weinend, nicht darauf zu beſtehn. Er warf anfangs ſeinem Sohne ſeinen Ungehorſam vor, fuhr dann mit Ruhe fort, alle Anweſenden zur Unterwerfung gegen Cäſar zu ermahnen, und entließ ſie bis auf die Philoſophen Demetrius und Apollonides, welche er befragte, ob ſie ein Mittel wüßten, wie er fortan leben könne, ohne ſeinen Grundſätzen untreu zu werden. Sie ſchwiegen und verließen ihn weinend. Man gab indeß das Schwert Cato's einem Kinde, um es ihm zu bringen. Er empfing es mit großer Freude. Darauf las er zwei Mal den Phädon des Plato, ſchlief dann ein, ſchickte, als er erwacht war, in den Hafen, um zu hören, ob alle abgereiſ't wären. Seufzend erfuhr er, daß das Meer ſtürme. Er war eben wieder eingeſchlafen, als man ihm meldete, daß das Meer ruhiger werde und alles im Hafen ſtill ſey. Er ſchien zufrieden und war kaum allein, als er ſich mit ſeinem Schwerte durchbohrte. Man eilte herbei und benutzte eine Ohnmacht ihn zu verbinden. Als er aber zu ſich gekommen war, riß er den Verband ab, und ſtarb ſogleich. Dies geſchah 44 J. vor Chr. Die Bewohner von Utika beſtatteten ihn prachtvoll und errichteten ihm eine Statue. Cäſar aber ſoll bei der Nachricht von Cato's Tode ausgerufen haben: „Ich beneide deinen Tod, weil du mir den Ruhm beneidet haſt, dir das Leben zu retten." — Bekannt ſind die Schilderungen, welche Salluſt und Vellejus vom Cato machen; auch Virgil und Horaz erwähnen ſeiner mit Ruhm.

Catoptrik, die Wiſſenſchaft oder Lehre der von den Spiegeln zurückgeworfenen Lichtſtrahlen, iſt ein Theil der angewandten Mathematik, und der Optik insbeſondere.

Cats (Jacob), geboren zu Brouwershaven auf Seeland im J. 1577, nimmt einen der erſten Plätze unter den Wiederherſtellern oder vielmehr unter den Schöpfern der holländiſchen Sprache und Poeſie ein. Wenige Dichter ſind fruchtbarer geweſen. Bis in ſein hohes Alter übte er ſein anmuthiges Talent für die Poeſie. Er war, nachdem er ſeine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doctorwürde angenommen. Den Lehrſtuhl, den die Univerſität Leyden ihm antrug, ſchlug er aus. Dagegen verwaltete er in den ſchwierigſten Zeiten die wichtigſten Aemter. In den Jahren 1627 und 1651 ging er als Geſandter nach England. In den Jahren 1636 und 1651 war er Gros-Penſionär von Holland. Cats iſt in ſeinem poetiſchen Talent weſentlich von ſeinen Zeitgenoſſen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterſchieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Popularität charakteriſiren ihn vorzüglich, und nicht unpaſſend hat man ihn den holländiſchen Lafontaine genannt. Niemand hat eine vollkommnere Kenntniß des menſchlichen Herzens beſeſſen und in ſeinen Verſen entwickelt. Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewiſſe Einförmigkeit der Verſe getadelt, aber wie viel ſchöne Eigenſchaften wiegen dieſe Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantaſie, eine Moral, die leicht und anſpruchlos Geiſt und Herz gewinnt. Und doch iſt dieſer Dichter, der ſo lange Zeit allgemein geleſen und bewundert wurde, in neuerer Zeit in unverdiente Vergeſſenheit geſunken, aus der er erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden iſt, die ſeine Werke neu herausgegeben haben. Dieſe Werke beſtehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem damaligen Zeitgeſchmack, aus Gedichten

über die verſchiednen Alter und Lebensverhältniſſe, aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. ſ. w.; es findet ſich ein Gedicht über das Landleben und ein andres über ſeinen ländlichen Aufenthalt und ſein achtzigjähriges Alter darunter. Er ſtarb auf ſeinem Landgute zu Zorgvliet im J. 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, eine Stadt mit 1400 Einwohnern, ſtarken Mauern, und einem Bergſchloſſe, im venetianiſchen Theil von Albanien, an dem von ihr benannten Meerbuſen. Sie iſt von hohen Bergen umgeben, ſo daß ſie im Winter die Sonne nur wenige Stunden ſieht. Die Einwohner der Stadt und des Gebiets ſind theils Catholiken, theils Griechen. Cattaro unterwarf ſich 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig der Republik Venedig. Längs des engen und gekrümmten Buſens von Cattaro liegen mehrere wohlbewohnte Orte, welche ſich wie Cattaro ſelbſt von der Seefahrt, einigem Handel und der Fiſcherei nähren. Die Gegend bringt Oel, Wein und edle Baumfrüchte hervor. Durch den Frieden von Campo Formio kam Oeſterreich in den Beſitz dieſer Stadt und ihres Bezirks; in dem presburger Frieden aber 1805 trat es beides wieder an Italien ab. Doch ehe die dahin beſtimmten franzöſiſchen Truppen davon Beſitz nehmen konnten, erſchienen ruſſiſche Kriegsvölker, welche ſich, mit Hülfe der Landesbewohner und der Montenegriner, der an dem Meerbuſen von Cattaro gelegenen feſten Plätze bemächtigten. Dies Ereigniß verurſachte zwiſchen Frankreich, Rußland und Oeſterreich große Spannung und viele diplomatiſche Verhandlungen. Erſt nach dem tilſiter Frieden kam Frankreich in den wirklichen Beſitz. Der ganze Bezirk mit der Stadt gehörte ſeit 1810, nach dem wiener Frieden, zur zweiten militäriſchen Diviſion der illyriſchen Provinzen. Er hat auf ungefähr 20 Quadratmeilen 25,000 Einwohner. Am 10. Jun. 1814 wurde Cattaro von den Oeſtreichern, unter dem General Milutinokich, wieder in Beſitz genommen.

Cattegat, holländiſch Katzenloch, däniſch Skager=Rack, (Moraſt beim Vorgebirge Skagen, der äußerſten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), iſt ein großer Meerbuſen des deutſchen Meeres, zwiſchen den öſtlichen Küſten von Jütland und den Küſten von Schweden, welchen die däniſchen Inſeln von der Oſtſee trennen. Im Cattegat iſt ein ſehr reicher Häringsfang.

Catten, waren eins der berühmteſten und ausgebreitetſten deutſchen Völker, aber in Rückſicht ihrer innern Verfaſſung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Heſſen, Fulda, Hanau, Iſenburg und ein beträchtliches Stück von Franken, bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der naſſauiſchen Länder, den öſtlichen Theil von Weſtphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten ſie oft blutige Kriege. Zu Cäſars Zeiten wohnten ſie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; ſie verdrängten die Teuchterer und Uſſipeter, und Cäſar konnte nichts gegen ſie ausrichten. Druſus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker ſich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Feſtungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er ſchlug ſie, ohne ſie darum zu beſiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatiſchen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde geſtandenen Völker ſich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten ſie wahrſcheinlich mit Trajan, unter Marc Aurel fielen ſie in Germanien und Rhätien ein, wurden ſpäterhin von Didius Julianus geſchlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung

mit den Franken unter dem König Markomer vor. Von da an verſchwindet der Namen Catten, bis im 8ten Jahrhundert die Haſſi oder Heſſi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben ſollen. Nach dem Berichte Cäſars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von dieſen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld ſtellen, welche fürs nächſte Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdeſſen das Feld beſtellen mußten, wechſelten; ſie übten alſo Ackerbau ſo gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käſe und Wildpret; ihre Kleidung machten ſie ſich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich niemand, ſondern die Fürſten, welche aber nicht ſouverain waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein ſehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geſchildert. (Vergl. Germanien).

Catullus (Cajus Valerius), einer der beſten römiſchen Dichter, war zu Verona, nach andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinſel des See's Benacus (Lago di Garda) im J. Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angeſehnen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; beſonders begünſtigte ihn Mallius, deſſen Vermählung er ſpäter in einem ſeiner lieblichen Gedichte beſang. Catull zog durch die Anmuth ſeines Geiſtes gar bald alle diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er ward der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung ſeiner Gedichte widmete. Dieſe Sammlung iſt nicht von großem Umfang, aber ſie zeigt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunſt hätte leiſten können, wenn er die Wiſſenſchaften mit Ernſt den Vergnügungen und Reiſen vorgezogen hätte. Wahrſcheinlich iſt ein Theil ſeiner Poeſien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir beſitzen, iſt bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil geweſen. Tibull und Ovid machen ihm Lobſprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verſe und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, ſo ſoll dieſer Tadel doch ſeinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramm, wenn er es auf ſeine gehörigen Gränzen beſchränkt, iſt er Muſter. Auch den heroiſchen Vers brauchte er mit Glück; berühmt iſt ſeine ſchöne Epiſode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeiſtert zu haben ſcheint. Er war unter den Römern der erſte, der ſich mit Erfolg in der lyriſchen Poeſie verſuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden laſſen den Verluſt der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, iſt die Unſittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in ſeinen Verſen Hohn ſprechen dürfe. Seine Liebe zur Geſellſchaft ſetzte ihn oft in Verlegenheiten, über die er ſcherzte, und die ihn mit den Rechtsgelehrten ſeiner Zeit in Berührung brachten; indeß müſſen ſeine Vermögensumſtände doch nicht völlig zerrüttet geweſen ſeyn, denn er beſaß ein Landhaus zu Tibur und ein noch viel anſehnlicheres auf der Halbinſel von Sirmium. Die noch vorhandenen Trümmer beweiſen die Pracht deſſelben. Vielleicht verdankte er dieſe Beſitzthümer ſeinen Freunden, deren er viele und ausgezeichnete hatte. Cäſar ſelbſt war in ihrer Zahl, obgleich der Dichter in zwei Epigrammen ihn heftig angegriffen, und ſetzte die Verbindung der Gaſtfreundſchaft unverändert mit ihm fort, in der er ſchon früher mit ſeinen Aeltern geſtan-

den hatte. Catull verband mit dem Dichtertalent gründliche und mannichfaltige Gelehrſamkeit, beſonders war er mit der griechiſchen Sprache und Poeſie vertraut, wovon man in ſeinen Werken die deutlichſten Beweiſe findet. Unbeſtimmt iſt ſein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung iſt, daß Catull im J. Roms in einem Alter von 30 Jahren 697 ſtarb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Grund, daß er 71 Jahre alt geworden. Wir treten der Meinung derer bei, die ſein Alter auf 40 Jahre ſetzen. Der mangelhafte Zuſtand, in welchem das erſte, im funfzehnten Jahrhundert aufgefundene Manuſcript ſeiner Werke ſich befand, iſt Urſach, daß der Text durch viele Fehler und falſche Lesarten entſtellt worden iſt. Die Kritik hat ihnen zum Theil abgeholfen. Die Ausgabe von Döring verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichſten Poeſien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Nänie bei dem Tode deſſelben gehören, ſind von Ramler überſetzt herausgegeben worden.

Caucaſus, ein auf ſeinem Gipfel mit Schnee und Eis bedecktes Alpengebirge in Aſien, zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meere, 95 Meilen lang und 16 bis 56 Meilen breit, 55 bis 68 Gr. Länge und 40 Gr. 30 Min. bis 46 nördl. Breite an 6000 Quadratmeilen im Flächeninhalt. Die höchſten Spitzen ſind Ellborus, 5400 Fuß, und Kſchees, 5360 Fuß hoch. Hauptflüſſe dieſes gebirgigen Landes, welches auch die caucaſiſche Landenge genannt wird, ſind Kuban, Kioni oder Fachs (Phaſis), Kuma, Kur, Alaſan, Terek, Samura, Kaiſu u. ſ. w. Produkte: Rindvieh, Schaafe (zum Theil langſchwänzig), Pferde, Kameele, Wild, Geflügel (Faſanen), Fiſche, Wachs, Honig, Wein, Südfrüchte, Safran, Krapp, Getraide, Tabak, Flachs, Hanf, Baumwolle, Salpeter, Schwefel, Kupfer, Eiſen, Blei, Jaſpis, Mineral- und Naphtaquellen ꝛc. Die Einwohner, ein Gemiſch von vielerlei Nationen, größtentheils tatariſchen und finniſchen Urſprungs, leben in patriarchaliſcher Verfaſſung, und bekennen ſich meiſtens zur griechiſchen, zum Theil auch zur mahomedaniſchen, jüdiſchen und zu anderen Religionen. Sie beſchäftigen ſich größtentheils mit Viehzucht, weniger mit Ackerbau; auch treiben ſie einige Handwerke und Handlung. Das Land begreift folgende Theile: Kuban, Kabarda, das Land der Gebirge (Oſſeten, Kiſten, Inguſchen, Kumücken ꝛc.), Dagheſtan, Lesghiſtan, Georgien (mit Acalzik, Guriel, Imeretien, Mingrelien, Kartalinien und Kachetien). Von dieſem Gebirge hat ein ruſſiſches Gouvernement, Caucoſina, den Namen, das an das ſaratowſche Gouvernement, die Sitze der doniſchen Koſaken und derer vom ſchwarzen Meere, die Karbada, das caſpiſche Meer und das Gouvernement Aſtrachan gränzt, aus der ſich in eine große ebene Steppe verbreitenden Verflächung beſteht, und vom Kuban und Terek durchſtrömt wird. Die Hauptſtadt heißt Georgiewsk. Wir haben über den Caucaſus eine treffliche Reiſebeſchreibung von Julius von Klaproth erhalten, welcher im Jahre 1807 und 1808 auf Veranſtaltung der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg dieſes Gebirge bereiſte.

Caulaincourt, Duc de Vincence, iſt der Sohn des Marquis von Caulaincourt, welcher vor der Revolution Maréchal-de-camp der königlichen Armeen war, während der Revolution in der Zurückgezogenheit lebte, nach dem 18ten Brumaire vom erſten Conſul zum Diviſionsgeneral ernannt wurde und in den Erhaltungsſenat trat. Der Sohn diente anfangs unter den Truppen der Republik, zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten aus, ward Obriſt eines Dragonerregiments, und darauf Adjutant des erſten Conſuls, den er 1803 nach

Brüſſel begleitete. Bonaparte fand in ihm ein vorzüglich brauchbares Werkzeug zu Erreichung ſeiner Abſichten. Caulaincourt übernahm mehrere diplomatiſche Sendungen; die allgemeine Stimme ſagt, daß er es geweſen, der den Herzog von Enghien arretirt und auf die Citadelle von Straßburg geführt habe. Er ſelbſt hat ſich nach der Wiederherſtellung der Ordnung in Frankreich von dieſem abſcheulichen Vorwurf zu reinigen geſucht, und es bleibt der Folgezeit vorbehalten, über den Grund oder Ungrund deſſelben zu entſcheiden. Im J. 1805 ward er Diviſionsgeneral und Grosoffizier der Ehrenlegion. Vom König von Bayern erhielt er den Hubertusorden und bei ſeiner Anweſenheit in Dresden nach dem tilſiter Frieden von dem König von Sachſen den neugeſtifteten Orden der Rautenkrone. Im J. 1807 ernannte ihn Napoleon zum Oberſtallmeiſter und zu ſeinem Geſandten in Petersburg, wo er 1810 durch Lauriſton erſetzt wurde. Napoleon belohnte ſeine Dienſte durch den Titel eines Duc de Vincence und daraus, daß er allein denſelben auf der Flucht aus Rußland begleitete, daß er ſpäter die mehrmals und zuletzt noch zu Chatillon zum Schein angeknüpften Unterhandlungen mit den Alliirten leitete, ergibt ſich, daß er das vollkommenſte Vertrauen Bonaparte's beſaß und tief in die Plane deſſelben eingeweiht war. Bei ſeiner Wiederkunft 1815 ernannte ihn Napoleon zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und zum Pair des Reichs.

Cauſalität. Die kritiſche Philoſophie verſteht unter der Cauſalität nicht wie die Scholaſtiker die Wirkſamkeit einer wirkenden Urſach, ſondern die nothwendige Beſtimmung des Daſeyns von etwas durch etwas anders von ihm verſchiednes. Als reiner Verſtandesbegriff gehört die Cauſalität unter die Categorien der Relation. In hypothetiſchen Urtheilen verhalten ſich die Kenntniſſe, wie Grund und Folge, folglich verlangen ſie auch ein ſolches Verhältniß von den Objecten, über die hypothetiſch geurtheilt werden ſoll. Der eine Theil muß als Grund von der Wirklichkeit des andern, d. i. als Urſach, und der andere als eine actuelle Folge, d. i. als Wirkung exiſtiren. Das Daſeyn jener iſt Cauſalität, das Daſeyn dieſer iſt Dependenz. Die kritiſche Philoſophie behauptet nun, daß dieſer Begriff nicht aus Erfahrung, ſondern a priori ſey, und zwar wegen des Charakters der Nothwendigkeit. Alles, was geſchieht, ſetzt eine Urſach voraus, lautet der Satz des Grundes oder der Cauſalität, deſſen Beweis am kürzeſten ſo dargelegt wird. Wenn eine Erfahrungskenntniß möglich ſeyn ſoll, ſo müſſen nicht bloß Eindrücke anf unſere Sinne erfolgen, ſondern wir müſſen dieſe Wahrnehmungen auch verknüpfen. Jede Verknüpfung aber braucht auch einer Vernunfthandlung und iſt ein Schluß, der eine allgemeine objective Regel vorausſetzt. In der Erkenntniß von Gegenſtänden ſollen auch die Vorſtellungen nicht bloß ſubjective (in der Einbildung) verbunden, ſondern es ſoll beſtimmt werden, wie die Objecte ſelbſt verknüpft ſind. Folglich müſſen die Objecte die ſubjective Verknüpfung ſelbſt beſtimmen und nothwendig machen. Nun iſt aber dasjenige im Objecte, was das Erkenntnißvermögen zur Verknüpfung nothwendig beſtimmt, die allgemeine Regel oder der objective Grund der Verknüpfung. Es iſt aber durch den Verſtand nur eine Art möglich, wie verſchiedene wirkliche Dinge als verknüpft vorgeſtellt werden können, und dieſe iſt, daß ſie im Verhältniß von Urſach und Wirkung gedacht werden. Folglich muß dieſes Verhältniß in den Objecten auch wirklich gegründet ſeyn, und alles, was geſchieht, muß eine Urſach haben, oder es muß vor jeder Erſcheinung eine andere vorhergehen, welche ſie möglich

macht. Kant, der dieſen Grundſatz als einen ſynthetiſchen Satz a priori aufſtellte, ſuchte damit Hume zu widerlegen, welcher ſagt: Urſach und Wirkung ſtehen in einer willkürlichen Verbindung, und dieſe kann in jener nicht entdeckt werden. Feder, Ulrich, M. Herz und A. ſtimmen mit Hume über den Urſprung des Begriffs der Cauſalität überein. Die Sache beruht aber darauf, daß die Begebenheiten für uns nicht Dinge an ſich, ſondern nur Erfahrungen ſind. Folglich haben wir es bei dem Geſetz der Cauſalität zunächſt nicht mit der Folge der Begebenheiten als Dingen an ſich zu thun, obgleich die Objectivität des Geſetzes ſelbſt ſofort erweislich iſt, ſondern mit der Succeſſion der Erſcheinungen für das Verſtandesvermögen. Dieſe Succeſſion nun kann der Verſtand nicht anders als nach der Beſtimmung der Zeit denken. Da aber in einer leeren Zeit nichts anheben kann zu ſeyn, ſo muß vor allem, was als Erſcheinung zu ſeyn anfängt, ein Zuſtand vorhergegangen ſeyn, aus welchem der Verſtand die Folge begreifen kann. Nun wäre es aber nicht möglich, daß jedesmal, wo A geſetzt wird, B erfolgen müſſe in der Erſcheinung, wenn nicht in den Dingen ſelbſt eine Regel vorhanden wäre, wonach das Folgende auf das Vorhergehende folgt. Dadurch bekommt der Satz ſeine objective Gültigkeit. Man hat es verſucht, dieſen Grundſatz analytiſch aus dem Begriffe von Wirkung und Urſache zu beweiſen, allein dabei ſetzt man die Realität der Begriffe von Zufälligkeit und Urſache voraus, welche dieſer Grundſatz erſt darthun ſoll. In der kritiſchen Philoſophie gilt der Satz des Grundes nur von Gegenſtänden, ſofern eine Erfahrungserkenntniß von ihnen möglich ſeyn ſoll, und nicht von Dingen an ſich ſelbſt, denn da wir von letztern gar keine Erkenntniß haben, können wir auch nicht von ihnen einſehen, wie ſie unter Principien ſtehn. — Eine Urſache iſt ihrer Cauſalität nach entweder bedingt oder unbedingt. Zu den erſtern gehören alle Urſachen in der Sinnenwelt; jede folgende iſt von einer vorhergehenden abhängig. Die unbedingte Urſache iſt das Vermögen, eine Reihe von Veränderungen ſelbſt anzufangen, ohne durch eine vorhergehende fremde Urſache beſtimmt zu werden, abſolute Selbſtthätigkeit, Spontaneität, Freiheit im transcendentalen Verſtande. In Anſehung ihres Daſeyns der Subſtanz nach iſt die Urſach entweder ſchlechthin nothwendig — ein Urweſen von unbedingter Exiſtenz — oder zufällig im empiriſchen Verſtande, deren Daſeyn von etwas anderm abhängt. Nur außer der Sinnenwelt kann es ein abſolut nothwendiges Weſen geben; innerhalb derſelben iſt alles zufällig. Die höchſte Cauſalität des Urweſens iſt diejenige, welche zu jeder möglichen Wirkung urſprünglich zureicht. — Bereits in dem Artikel Categorien haben wir bemerkt, daß Fichte über Kant hinausging, und auch die Categorien zu deduciren ſuchte. Hier war der Begriff der Cauſalität einer der vorzüglichſten. Fichte ſagt, bei dem Begriffe der Wirkſamkeit könne man von aller Zeitbeſtimmung gar wohl abſtrahiren. Man müſſe nicht die Urſache dem Bewirkten vorangehend, ſondern Urſach und Bewirktes als ein und daſſelbe denken. Nicht die Urſach als ſolche, aber die Subſtanz, welcher die Wirkſamkeit zugeſchrieben wird, geht der Zeit nach vor der Wirkung vorher. Und in dieſer Rückſicht gehn auch die Subſtanzen, auf welche gewirkt wird, der Zeit nach vorher. Dies muß allerdings zugegeben werden. Die Subſtanz, die ihre Cauſalität beweiſen ſoll, ſo wie jene, in welcher durch die Einwirkung etwas anheben ſoll zu werden, muß eher ſeyn als die actuelle Cauſalität oder das wirkliche Leiden. Darum nannten die Scholaſtiker ſie eine causam in actu primo, und die wirkliche Anwendung der Kraft eine causam in actu secundo. Jn-

deß muß doch das Entſtehen jedesmal als etwas gedacht werden, das auf etwas anders folgt dem Begriffe nach, und dies weiſ't auf Zeitbeſtimmung hin. Kant ſagt ſelbſt, daß oft Urſach und Wirkung, der Sache nach, zugleich ſind, aber dem Begriffe nach bleibt die Regel der Alten immer: causa semper prior est effectu. Fichte ſieht den Begriff der Cauſalität als einen abgeleiteten ſynthetiſchen Begriff unter dem höhern Begriffe der Wechſelbeſtimmung an. Die Deduction iſt dieſe: Das Ich iſt die Quelle aller Realität; Realität und Thätigkeit ſind eins. Denn das Ich ſetzt ſich und beweiſ't eben dadurch ſeine Realität und Thätigkeit. Nun ſoll das Ich beſtimmt werden, d. h. es ſoll Thätigkeit in ihm aufgehoben werden durch ein Afficirtſeyn. Mithin iſt in ihm das Gegentheil der Thätigkeit geſetzt, das heißt, Leiden. Soll nun aber im Zuſtande des Leidens die abſolute Totalität der Realität beibehalten werden, ſo muß nothwendig, vermöge des Geſetzes der Wechſelbeſtimmung, ein gleicher Grad der Thätigkeit in das Nicht-Ich übergetragen werden. In ſo fern nun das Ich durch das Nicht-Ich leidet, hat letzteres Realität, ob es gleich an ſich keine hat, vermöge der Wechſelbeſtimmung. Alſo das Nicht-Ich hat für das Ich nur in ſo fern Realität, als das Ich dadurch afficirt iſt. Durch dieſe Syntheſis wird geſetzt Thätigkeit in das Eine, ſo wie Leiden in ſein Entgegengeſetztes, und umgekehrt. Dieſe Syntheſis wird genannt die Syntheſis der Wirkſamkeit (Cauſalität). Dasjenige, dem Thätigkeit zugeſchrieben wird, und in ſo fern nicht Leiden, heißt die Urſach (Urrealität), dasjenige, dem Leiden zugeſchrieben wird, und in ſo fern nicht Thätigkeit, heißt das Bewirkte, der Effect; mithin eine von einer andern abhängige, keine Urrealität. Beides verbunden heißt Wirkung.

Cauterium, ein Eiſen, um angefreſſene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel; Fontanell. Cauteriſiren, mit glühendem Eiſen brennen; Fontanell ſetzen.

Caution, ſ. Bürgſchaft.

Cavalcanti (Gui), ein florentiniſcher Philoſoph und Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, ein Freund des Dante und wie dieſer ein eifriger Gibelline. Da durch die Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen die öffentliche Ruhe in Florenz mehrmals geſtört worden, exilirte die Bürgerſchaft die Häupter beider Parteien. Die Gibellinen wurden nach Sarzane verwieſen. Wegen der ungeſunden Luft daſelbſt berief man ſie bald nachher zurück; aber Cavalcanti hatte ſich eine Krankheit zugezogen, an der er im J. 1300 zu Florenz ſtarb. Er hatte in ſeiner Jugend eine Wallfahrt nach St. Jacob in Galicien unternommen. Auf ſeiner Rückkehr über Frankreich verliebte er ſich zu Toulouſe in ein junges Mädchen, Namens Mandetta. An dieſe ſind die meiſten Verſe gerichtet, die wir noch von ihm beſitzen, und die ſich in jener frühen Zeit durch ihren ſchönen Styl vortheilhaft auszeichnen. Seine Canzone über die Natur der Liebe hat ihm den meiſten Ruhm erworben. Der gelehrte Cardinal Egidio Colonna und einige Andere haben ſie commentirt, aber dieſe Commentare ſcheinen zuweilen wieder eines Commentars zu bedürfen.

Cavallerie, Reiterei. Schon im höchſten Alterthum finden wir der Reiterei bei kriegeriſchen Unternehmungen erwähnt. Sie war ehemals der wichtigſte und furchtbarſte Theil der Kriegsheere, welche nicht ſelten ganz aus dieſer einzigen Waffenart beſtanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber und beſonders ſeit der Vervollkommnung der Artillerie beſteht die Hauptſtärke eines europäiſchen Heeres in der Infanterie,

der eine verhältnißmäßige Cavallerie beigegeben iſt, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Cavallerie einem Heere iſt, ſo gewiß iſt es doch, daß eine bloße Cavalleriemaſſe zu keinen großen militäriſchen Operationen brauchbar ſeyn würde. — Wir theilen die Cavallerie in ſchwere und leichte, je nachdem ſie ſchwere oder leichte Pferde hat. Doch unterſcheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur ſchweren Cavallerie gehören die Cuiraſſiers, zu mittlern die Dragoner, und zur leichten die ſogenannten Chevaux-legers, Huſaren und Uhlanen. Der allgemeine Gebrauch der ganzen Cavallerie mit beſondrer Rückſicht auf die ſchwere iſt: 1. die feindliche Cavallerie durch den Chok und durch das Eindringen anzugreifen; 2. die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3. den geſchlagnen Feind zu verfolgen und ſeine Niederlage vollkommen zu machen; 4. die Infanterie zu unterſtützen und zu decken; 5. zu recognoſciren und Detachements auszuſchicken; 6. Piqueter, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7. zu fouragiren und die Fourageurs zu escortiren; 8. im Nothfall zu Fuß zu fechten. — Die Dragoner haben noch außerdem, ſo wie die Infanterie, nöthigenfalls ſowohl offenſive als defenſive zu Fuß zu agiren und gleich den leichten Cavalleriſten in oder außer der Linie geſchloſſen oder einzeln zu fechten. — Die Huſaren, Chevaux-legers und Uhlanen aber ſind vorzugsweiſe beſtimmt: a) zu allen ſchnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorpoſten der Armee und ſtets dem Feind nahe zu ſeyn; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundſchaften; e) zum Recognoſciren auf dem Marſche vor der Fronte, auf den Flanken und hinter den Colonnen; f) Ueberfälle zu thun; g) Convoys zu escortiren; h) die feindliche Stellung zu recognoſciren; i) die Verbindung des Feindes mit ſeinen Magazinen und Depots abzuſchneiden oder doch zu beunruhigen; k) den Feind bei Tag und Nacht zu necken; l) Streifzüge um das feindliche Lager zu machen, Contributionen daſelbſt zu erheben, und überhaupt ſtete Beſorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umſtände in geſchloßner oder aufgelöſ'ter Schlachtordnung. — Der verſchiedne Gebrauch dieſer drei Arten von Cavallerie beſtimmt alſo die Auswahl der Menſchen und die Art ſie zu bewaffnen, zu kleiden, zu remontiren und zu equipiren. — Cavallerie-Geſchütz iſt das Geſchütz, welches durch ſeine leichtere Einrichtung vor dem gewöhnlichen im Stande iſt, der Cavallerie zu folgen und mit ihr zu agiren. Es beſteht aus Sechs- oder Achtpfündern und hat bei den verſchiednen Armeen eine verſchiedne Einrichtung.

Cavanilles (Antonio Joſeph), ein ſpaniſcher Geiſtlicher und berühmter Botaniker, war 1745 zu Valencia geboren und ſtarb zu Madrid 1804. Den erſten Unterricht empfing er in ſeiner Vaterſtadt bei den Jeſuiten, und ſtudirte nachher Philoſophie und Theologie auf der Univerſität daſelbſt. Auf ſeinen und ſeines Freundes Munoz Rath wurden die Werke Condillacs und Muſchenbroecks für den öffentlichen Unterricht benutzt, und die Mathematik mit bei weitem größerm Eifer als bisher gelehrt. Der Abt Cavanilles lehrte die Philoſophie zu Murcia, als er gewählt ward, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Geſandten zu Paris, zu übernehmen. Er ging 1777 mit ihnen dahin, und blieb zwölf Jahre in dieſer Hauptſtadt, wo er ſich mit dem Studium mehrerer Wiſſenſchaften, beſonders der Botanik, beſchäftigte. Er gab zuerſt Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie, Paris 1784, heraus, in welchen er mit wahrhaft

patriotiſchem Eifer die falſchen oder gewagten Behauptungen des Verfaſſers faſt immer durch Thatſachen widerlegt. Im folgenden Jahre begann er ein großes botaniſches Werk unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785, 89, Madrid, 1790, 4. mit Kupfern. Die Botaniker bewundern die Genauigkeit und den Scharfſinn, welche dies Werk auszeichnen. Man findet darin die Beſchreibung aller Gattungen dieſer Claſſe, unter welchen es viele neue gab, und 297 Kupfer, zu welchen er ſelbſt die Zeichnungen geliefert hatte. Zu tadeln möchte an dieſem Werke jedoch ſeyn, einmal, daß Cavanilles mehr als eine Gattung auf einer einzelnen Kupfertafel abbildete, wodurch eine um ſo fühlbarere Unbequemlichkeit verurſacht wird, als das Format klein iſt; und dann, daß er unter dem Namen Monadelphia eine Menge von Pflanzen zuſammenfaßt, die nichts mit einander gemein haben, als daß ihre Staubfäden auf einer einzigen Baſis ſtehn; wodurch falſche Ideen von der Verwandtſchaft der Pflanzen erregt werden. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland begann Cavanilles das ſchöne Werk, das er unter dem Titel herausgab: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madrid, 1791—99. 6 Vol. in fol. Dieſes mit 601 Kupfern ausgeſtattete Werk enthält eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch größere Menge Arten, ſowohl aus Spanien, als aus Amerika, Indien und Neuholland. Er war mit dieſer ſchönen Arbeit beſchäftigt, als er von der Regierung den Befehl erhielt, Spanien zu bereiſen, und die Pflanzen dieſes Landes zu unterſuchen. Cavanilles hatte ſeine Arbeit mit dem Königreich Valencia angefangen. Aber ohne bei den Vegetabilien ſtehen zu bleiben, hatte er eine Menge Beobachtungen über das Mineralreich, und die Geographie und über den Ackerbau dieſer Provinz gemacht. Sie erſchienen auf Koſten des Königs unter dem Titel: Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del regno de Valencia, Madrid 1795 — 97, 2 Vol. in fol.; mit Kupfern nach den Zeichnungen des Verfaſſers. In dieſem Werke, dem nützlichſten in dieſer Art, das je in Spanien erſchienen, zeigt er ſich durchgängig als einen genauen Beobachter, gelehrten Phyſiker und eifrigen Patrioten. Sein reizbarer Charakter zog ihm Streitigkeiten mit mehrern Schriftſtellern zu, namentlich mit l'Heritier, Ruiz und Pavon, den Verfaſſern der Flora von Peru. Man beſchuldigte ihn ſogar, daß er den Druck dieſes Werks zu verhindern geſucht habe. Cavanilles hat ſeine auf dieſen Streit Bezug habenden Schriften geſammelt herausgegeben unter dem Titel: Colleccion papeles sobre controversias botanicas de don Antonio Joseph Cavanilles, con alcunas notas del mismo à los escrittos de sus antagonistas, Madrid, 1796 in 12. In demſelben Jahre ließ er über die Reißcultur ſeine Observaciones sobre el cultivo del aroz en el regno de Valencia y su influencia en la salud publica drucken (Madrid, 4.) denen er 1798 ſein Supplemento a la observacione etc. 12. folgen ließ. Im J. 1800 begann er ein periodiſches Werk unter dem Titel: Annales de historia natural. Im folgenden Jahre ward er zum Director des botaniſchen Gartens zu Madrid an Ortega's Stelle ernannt. Seine öffentlichen Vorleſungen über die Botanik ſind 1802 und 3 erſchienen. Er war mit der Herausgabe eines Hortus regius Matritensis beſchäftigt, als der Tod ſeiner nützlichen Thätigkeit ein Ende machte. Ohne neue Anſichten zu eröffnen, hat Cavanilles die Fortſchritte der Botanik weſentlich befördert; jedoch folgte er in ſeinen Beſchreibungen zu ſclaviſch Linné, ohne die neuen und wichtigen Bemerkungen Gärtners und Juſ-

ſeu's zu berückſichtigen. Ihm zu Ehren hat Thunberg ein Geſchlecht Cavanilla benannt.

Cavata, Cavatina, eine kleine leichte Arie, Ariette, bei welcher der Satz minder ausgeführt iſt, als bei der Arie; ohne Coloraturen. Sie hat nicht, wie die Arie, einen zweiten Haupttheil, und iſt bisweilen mit einem Recitativ verbunden. Einen Satz nur hat ſie, weil ſie einfacher, kunſtloſer Ausdruck einer Empfindung iſt.

Cavendiſh (Henry), geboren im J. 1733, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonſhire, und beſaß als ſolcher anfänglich nur ein ſehr mäßiges Vermögen. Statt ſich den Aemtern, auf welche er vermöge ſeiner Geburt Anſprüche machen konnte, zu widmen, beſchäftigte er ſich einzig mit den Wiſſenſchaften, und erwarb ſich eine ausgezeichnete Stelle unter den Gelehrten, die am meiſten zu den Fortſchritten der neuen Chemie beigetragen haben. Er hat zuerſt die beſondern Eigenthümlichkeiten des Waſſerſtoffgaſes analyſirt, und die Eigenſchaften angegeben, welche daſſelbe von der athmoſphäriſchen Luft unterſcheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zuſammenſetzung des Waſſers. Schon Scheele hatte wahrgenommen, daß wenn man eine Quantität Oxygen mit einer doppelten Quantität Hydrogen vermiſcht, dieſe Miſchung mit einer Exploſion verbrennt, ohne einen ſichtbaren Rückſtand zu laſſen. Cavendiſh wiederholte dieſen lehrreichen Verſuch, aber mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit. Er verſchloß beide Gasarten in gehörig trockene irdene Gefäße, um das Reſiduum ihrer Verbrennung nicht entweichen zu laſſen, und er fand, daß dieſes Reſiduum Waſſer ſey, deſſen Gewicht dem Gewicht der beiden Luftarten gleich kam. Lavoiſier beſtätigte ſpäter dies Reſultat vollkommen. Derſelbe Geiſt der Genauigkeit in den Verſuchen führte Cavendiſh auf eine andre Entdeckung, welche Prieſtley entgangen war. Dieſer hatte wahrgenommen, daß eine Maſſe atmoſphäriſcher Luft, eingeſchloſſen in eine Röhre, durch welche man fortgeſetzt electriſche Funken leitet, an Maſſe verliert, und daß ſich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht worden, roth färbt; aber er trieb den Verſuch nicht weiter. Cavendiſh, der ihn wiederholte, verſchloß in die Röhre eine Auflöſung von ätzendem Laugenſalz, welche die Säure verzehrte, und zeigte, daß die Säure Salpeterſäure ſey. Die Analyſe der nach dem Verſuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß ſie dem Gewicht nach eben ſo viel Sauerſtoff und Stickſtoff verloren habe, als die entſtandene Säure betrug; er beſtimmte leicht das Verhältniß des Stickſtoffs zum Sauerſtoff, welches 2 : 4 3/4 war. Wirklich fand ſich, wenn beide Gasarten gehörig rein in dieſem Verhältniß gemiſcht und electriſche Funken hindurch geleitet wurden, daß die Miſchung gänzlich verſchwand: wodurch ſeine Entdeckung vollkommen beſtätigt wurde. Cavendiſh hat ſich nicht minder in der Phyſik durch dieſelbe Genauigkeit in den Verſuchen ausgezeichnet. Auch in der höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntniſſe, welche er bei der Beſtimmung der mittlern Dichtigkeit unſerer Erdkugel ſehr glücklich anwandte. Er fand ſie fünf und ein Drittel mal ſo groß als die Dichtigkeit des Waſſers; ein Reſultat, das von dem von Maskelyne auf einem andern Wege gefundnen wenig abweicht. Die königliche Geſellſchaft zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede gewählt und 1803 ernannte ihn das Nationalinſtitut zu einem ſeiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendiſh war damals wahrſcheinlich der reichſte unter den Gelehrten und der gelehrteſte unter den Reichen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben eines Vermögens eingeſetzt, das

jährlich gegen 80,000 Thaler Einkünfte gewährte. Dieſer Glückswechſel änderte nichts in ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten. Von einer wahrhaft originellen Einfachheit waren ſeine Kleidung und ſeine Sitten. Alles ging bei ihm nach feſten unabänderlichen Geſetzen; alles war im voraus beſtimmt, ſo daß er ſich nie um irgend etwas zu bekümmern brauchte. Seine Domeſtiken glichen Automaten und ſein Haus einer Uhr, die nie aufgezogen zu werden brauchte. Seine Kleider waren immer von demſelben Schnitt, Stoff und Farbe. Er trug einen grauen Tuchrock, und der Calender beſagte, wann er eines neuen bedürfe. Aber dieſer Mann, der für ſich ſelbſt ſo wenig Aufwand machte, war von einer wahrhaft königlichen Großmuth für die Wiſſenſchaft oder für geheime Wohlthaten. Er hatte eine große, trefflich ausgewählte Bibliothek zuſammengebracht, die er den Gelehrten zur Benutzung überließ. Er ſelbſt bediente ſich ihrer mit eben den Förmlichkeiten, als ob er ein Fremder geweſen. Er ſtarb zu London 1810 und hinterließ ein Vermögen von mehr als ſieben Millionen Thalern. Seine Schriften beſtehen nur in einigen Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich ſind. Alle zeichnen ſich durch Scharfſinn, Genauigkeit und Treue aus und ſind als Muſter in ihrer Art zu betrachten.

Cayenne, der Hauptort des franzöſiſchen Guiana in Amerika. Er liegt auf der ungeſunden Inſel gleiches Namens und hat nur wenige Bewohner. Während der franzöſiſchen Revolution diente er öfters zum Verbannungsplatz der Oberhäupter einer unterliegenden Partei. Barthelemy und Pichegru wurden eben ſowohl hierher verbannt, als Collot d'Herbois und andere Robespierriſten. Das angränzende Land iſt für Europäer höchſt ungeſund. Producte ſind Caffee, Indigo, Baumwolle. Auch der Nelkenbaum iſt mit Erfolg aus den Molukken hierher verſetzt worden. Im Anfange des Jahres 1809 wurde die Stadt und Colonie von den Portugieſen durch Unterſtützung der Engländer weggenommen.

Caylus (Anne-Claude-Philippe de Tubières, de Grimoard, de Peſtels, de Lévi, Graf), Marquis von Eſternay, Baron von Branſac, war 1692 zu Paris geboren. Er bekam eine eben ſo gründliche als glänzende Erziehung. Frühzeitig in die Armee getreten, machte er ſeinen erſten Feldzug im J. 1709 unter der Leibgarde (den Mousquetaires), und erwarb ſich den Beifall des Königs. Im J. 1711 that er ſich in Catalonien an der Spitze eines Dragonerregiments hervor, das ſeinen Namen führte. Er befand ſich 1718 bei der Belagerung von Freiburg, und zeichnete ſich ſehr in dieſem letzten Feldzuge aus, der den Frieden von Raſtadt herbeiführte. Jetzt, da der Friede ihm Muße ließ, führte ſein feuriger Geiſt ihn zu den Künſten und Wiſſenſchaften, die ihn von Kindheit auf angezogen hatten. Begierig, ſich Kenntniſſe zu erwerben, reiſ'te er nach Italien. Der Anblick der Meiſterwerke, welche dieſes ſchöne Land in ſich faßt, vermehrte nur ſeinen Geſchmack für die Künſte und beſonders für das Alterthum, und reizte ihn, ſeine Reiſen fortzuſetzen. Nach ſeiner Rückkunft in Paris nahm er 1715 nach Ludwigs XIV. Tode ſeinen Abſchied, um ganz ſeiner Neigung leben zu können. Im folgenden Jahre begleitete er Bonac nach Conſtantinopel, wohin derſelbe als Geſandter ging. Er bereiſ'te Griechenland, die Seeplätze der Levante, und alle jene berühmte Länder, die uns ſo reiche Erinnerungen gewähren. Kein Hinderniß hielt ihn auf. In einem einfachen leinenen Kittel vertraute er ſich zwei Räubern von der Bande eines gewiſſen Caracapali, und gegen eine Summe, die ſie

erſt nach ſeiner Rückkehr in Empfang nehmen ſollten, brachten ſie ihn zu ihrem Chef, der ihnen arabiſche Pferde gab, und ihn zu den Ruinen von Ephesus, Colophon, des Dianentempels und jenes am berühmten Meeresſtrande gelegenen Theaters führen ließ. Nachdem er die Dardanellen und die von Homer beſungenen Ufer beſucht, und nach dem alten Byzanz zurückgekehrt war, begab er ſich nach Adrianopel, wo damals Muſtapha II. reſidirte. Auf den Wunſch ſeiner Mutter kehrte er jetzt nach Paris zurück. Er kam 1717 daſelbſt an, und begann nunmehr, die Menge köſtlicher Materialien, die er geſammelt hatte, zu ordnen. Dabei machte er auch einige Reiſen in die benachbarten Länder, z. B. nach England. Er beſchäftigte ſich gänzlich mit dem Studium des Alterthums und der Ausübung der Künſte. Malerei, Bildhauerei, Muſik und beſonders Kupferſtecherei feſſelten wechſelweis ſeine Thätigkeit. Er arbeitete hauptſächlich an einem großen Werke über die ägyptiſchen, griechiſchen, etruſciſchen, römiſchen und galliſchen Alterthümer. Es enthält daſſelbe eine große Menge von Kupfern, welche die Antiken ſeiner koſtbaren und ſeltenen Sammlung darſtellen, die er dem König vermacht hat. Im J. 1731 nahm ihn die Malerakademie als Amateur honoraire und 1742 die Akademie der Inſchriften zum Mitgliede auf. Caylus theilte ſeine Arbeiten zwiſchen beide, und ſtiftete für jede einen Preis. Da er zugleich gute chemiſche Kenntniſſe beſaß, beſchäftigte er ſich als der erſte mit der Unterſuchung derjenigen Mittel, welche von den Alten bei den encauſtiſchen Malereien angewendet worden. Wenn er auch nicht zu einem vollſtändigen Reſultate kam, ſo leitete er wenigſtens die Aufmerkſamkeit auf dieſen Theil der Kunſt. Unermüdlich in ſeinen Forſchungen, bereicherte er das Gebiet der Wiſſenſchaften mit unzähligen andern nützlichen Aufſchlüſſen über die Art, die Malerei dem Marmor einzuverleiben, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mauſolus, das drehbare Theater des Curio, die Kunſt, das Kupfer zu härten, die Kunſt, allerlei Zierrathen aus buntem Glaſe zu verfertigen, über die Mittel, vermöge welcher die Aegyptier ungeheure Laſten fortbewegten, über die Mumien. Dieſe und andere Gegenſtände handelt er in ungefähr fünf und vierzig Memoiren ab, womit er die Sammlungen der Akademie der Inſchriften bereichert hat. Wenn man auch nicht läugnen kann, daß Caylus die alten Schriftſteller nicht vollſtändig genug ſtudirt hatte, daß er in manchen Irrthum verfallen iſt: ſo ſind doch ſeine Verdienſte um den materiellen Theil der Künſte und des Alterthums unläugbar ſehr groß. Was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Beſtimmtheit und Deutlichkeit erſetzt. Er endigte 1765 ſein thätiges Leben. Eine ſtrenge Redlichkeit, ſeltene Einfachheit, vielleicht zuweilen einiger Despotismus in ſeinen Meinungen waren die Grundlagen ſeines Charakters. Junge Künſtler fanden an ihm einen großmüthigen Beſchützer. Seine zahlreichen literariſchen Arbeiten können in drei verſchiedne Claſſen getheilt werden: 1. Romane und ſcherzhafte Schriften, nämlich: Les Ecosseuses ou les oeufs de Pâques; Histoire de Guillaume, cocher; Féeries nouvelles; Soirées du bois de Boulogne; Etrennes de la St. Jean (gemeinſchaftlich mit Moncrif, Crebillon, Duclos, La Chauſſée, Voiſenon u. A.); Contes orientaux; Histoire de Mlle. Cronel, dite Fretillon (Mlle. Clairon); Histoires nouvelles et Mémoires ramassés; Quelques Aventures des bals de bois (gemeinſchaftlich mit Voiſenon); Cinq Contes des Fées; Recueil de ces Messieurs (mit Duclos und Andern gemeinſchaftlich); Les Manteaux; Les fêtes roulantes et les regrets des petites rues; Mémoires de l'Académie des Colporteurs

u. ſ. w. Der größte Theil dieſer Werke findet ſich in den Oeuvres badines du Comte de Caylus, Paris 1787, zwölf Octavbände. 2. Antiquariſche Werke, nämlich: Recueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grècques, romaines et gauloises, ſieben Quartbände; Numismata aurea imperatorum romanorum; Recueil de Medailles du cabinet du Roi; Dissertation sur le papyrus; Recueil de peintures antiques, von welchem letztern nur 30 Exemplare abgezogen worden. 3. Werke, welche auf die Künſte Bezug haben, nämlich: Nouveaux sujets de peinture et de sculpture; Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée et de l'Enéide, avec des observations générales sur le costume; Histoire d'Hercule le Thébain und einige Andre. — Auch war Caylus ein fleißiger und geſchickter Kupferſtecher; als ſolcher hat er unter andern geliefert eine Folge von 200 Blättern nach den ſchönſten Zeichnungen des königl. Cabinets; eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und van Dyck; eine andre von Charakterköpfen und verſchiednen Caricaturen, nach Leonardo da Vinci; viele Blätter nach Lucas von Leyden, Albrecht Dürer und A. u. ſ. w.

Cazalès (von), geboren zu Grenade an der Garonne 1752, war der Sohn eines Parlamentsraths von Toulouſe, und diente als Rittmeiſter bei einem Regimente Jäger zu Pferde in Flandern, ward 1789 zum Deputirten des Adels von Reviere-Verdün bei der Generalſtände-verſammlung ernannt, zeigte ſich als einen der wärmſten Vertheidiger der Monarchie, und entwickelte dabei ein Rednertalent, das ihm den Namen eines der beredteſten Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung erwarb. Beſonders hatte er eine große Leichtigkeit zu improviſiren. Gegen Ende des Julius trat er aus der Verſammlung; weil er aber zu Cauſſade arretirt worden war, kehrte er nach der Hauptſtadt zurück und erſchien wieder mit aller Ueberlegenheit, die ihm ſeine Talente gaben, in der Verſammlung. Man ſah ihn mehrere Mal Robespierre, deſſen Demokratie ſich ſchon damals ankündigte, demüthigen. Es wurden wenige Gegenſtände von Bedeutung verhandelt, über welche Cazalès nicht das Wort geführt hätte. 1791 proteſtirte er gegen die Abſetzung des Königs und verneinte den Grundſatz der Volksſouverainetät. Bei der Abreiſe Ludwigs XVI. nach Varennes arretirte ihn das Volk; allein die Verſammlung ſetzte ihn wieder in Freiheit. Den 21ſten Julius 1791 überſchickte er dem Präſidenten ſeine Entlaſſung, ging nach England bis im Februar 1792, wo er nach Paris zurückkehrte. Als er ſich abermals flüchten mußte, ging er nach Deutſchland zu den franzöſiſchen Prinzen, machte in der Avantgarde ihrer Armee den Feldzug von 1792, und ließ ſich, da er ihre Gunſt verloren hatte, in England nieder. 1803 kam er wieder in ſein Vaterland, ward von den Mächtigen ſehr gut aufgenommen und zog ſich in die Gegend von Toulouſe zurück. 1805 ward er zum Candidaten für das geſetzgebende Corps erwählt, ſtarb aber auf einem kleinen Landgute bei Grenade in ſeinem 50ſten Jahre.

Cazotte (Jacques) war 1720 zu Dyon geboren. Nachdem er ſeine Studien in dem Jeſuitercollegium ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, rief ihn einer ſeiner Brüder nach Paris. Cazotte ward bei der Marineadminiſtration angeſtellt, gelangte 1747 zur Stelle eines Commiſſärs, und begab ſich als Controleur der Inſeln des Windes nach Martinique. Seine angeborne Neigung für die Wiſſenſchaften und beſonders für die Dichtkunſt war in Paris durch den Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten genährt worden. Er verfertigte mehrere Fabeln und Melodie und Text einiger Lieder, welche man in Frankreich noch

mit Vergnügen hört. Auch ſchrieb er um dieſe Zeit die Mille et une Fadaises, ein Werk, das er ſelbſt in der Folge nicht hoch anſchlug. Zu Martinique theilte Cazotte ſeine Zeit zwiſchen den Pflichten ſeines Amts und den Annehmlichkeiten des Umgangs mit unterrichteten Männern, unter denen ſich der Pater Lavalette, Superior der Miſſion der Jeſuiten auszeichnete. Als er nach einigen Jahren nach Paris zurückkam, traf er daſelbſt mit einer Landsmännin zuſammen, welche bei dem Herzog von Burgund Amme geworden war; aus Gefälligkeit für ſelbige verfaßte er als Wiegenlieder die berühmte Romanze: Tout au beau milieu des Ardennes, und jene andere: Commère, il faut chauffer le lit. Der mit dieſen Liedern erworbene Beifall entzückte Cazotte dergeſtalt, daß er ſchon während ſeiner Rückreiſe nach Martinique ſich einzig mit Verſuchen in einer Gattung der Literatur beſchäftigte, an die er bisher nicht gedacht hatte. Als er in der Colonie angekommen war, legte er ernſtlich Hand ans Werk, und Olivier, fable héroi-comique war die Frucht der Mußeſtunden, die ihm ſeine Geſchäfte ließen. Als 1759 die Engländer das Fort St. Pierre angriffen, trug Cazotte durch ſeinen Eifer und ſeine Thätigkeit dazu bei, ihren Angriff zu vereiteln. Aber ſeine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn, bald einen neuen Urlaub zu nehmen. Er ſtieg in Frankreich ans Land in dem Augenblicke, wo ſein Bruder, der ihn zum Erben eingeſetzt hatte, ſtarb. Dieſer Umſtand und die Nothwendigkeit, ſeine eignen Angelegenheiten wahrzunehmen, nöthigten ihn, ſeinen Abſchied zu fodern, der ihm mit dem Titel eines Generalcommiſſärs der Marine auf das ehrenvollſte zugeſtanden wurde. Cazotte hatte dem Pater Lavalette alles abgetreten, was er auf Martinique an Ländereien, Negern und Effecten beſeſſen, und dafür Wechſelbriefe auf den Orden erhalten, welche dieſer bei dem ſchlechten Zuſtande der Angelegenheiten Lavalette's zu bezahlen ſich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50,000 Thaler, d. h. die Frucht aller ſeiner Arbeiten und Anſtrengungen. Mit Schmerz ſah er ſich genöthigt, gegen ſeinen ehemaligen Lehrer vor Gericht aufzutreten. Dieſer Prozeß iſt gewiſſermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche ſpäter gegen die Jeſuiten ausbrachen. Cazotte hatte ſich auf Martinique verheirathet. Nachdem er den Geſchäften entſagt hatte, theilte er ſeine Zeit zwiſchen Paris und einem Landgute zu Pierry bei Epernai, das ſein Bruder ihm hinterlaſſen hatte. Seine Heiterkeit, ſeine lebhafte und anziehende Unterhaltung, ſeine Offenheit, und das Talent, ſich mit dem Geiſt und Herzen jedesmal denen anzupaſſen, mit welchen er zuſammen war, erwarben ihm allgemeine Liebe. Er glänzte in der Geſellſchaft und ſelbſt unter den ſchönen Geiſtern ſeiner Zeit, wiewohl er die Meinungen nicht theilte, welche ſie in Umlauf zu ſetzen ſich bemühten. Die Freunde Cazotte's hatten das Gedicht Olivier ans Licht gezogen. Der Beifall, den dieſes ſonderbare Werk erhielt, beſtimmte den Verfaſſer, nach und nach den Diable amoureux und den Lord impromptu erſcheinen zu laſſen. Dieſe Werke wurden mit Begierde geleſen. Man bemerkt darin eine reiche und mannichfaltige Einbildungskraft, eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit des Styls und beſonders eine lebhafte und natürliche Art zu erzählen. Ein Schüler von Martines von Pasqualis bewog Cazotte, ſich in den von jenem geſtifteten Orden aufnehmen zu laſſen. Ohne hier von dem zu ſprechen, was in dieſer neuen Schule gelehrt wurde, bemerken wir nur, daß Cazotte nicht ſo bald aufgenommen war, als das Evangelium ſeine Richtſchnur bis in die kleinſten Details des Lebens wurde. Gewohnt, ſeine Gedanken mitzutheilen, trug er kein Bedenken, ſeine neuen Ideen in allen Geſell-

ſchaften, die er beſuchte, auszubreiten. Bald darauf beſchäftigte er ſich mit Hülfe eines arabiſchen Mönchs, Namens Dom Chavis, mit der Ueberſetzung der arabiſchen Erzählungen, deren Sammlung in vier Bänden eine Fortſetzung von Tauſend und eine Nacht bildet, und den 37ſten bis 40ſten Band des Cabinet des Fées einnimmt. Der Calife de Bagdad iſt daher genommen worden. Dom Chavis gab Cazotte in einer halb franzöſiſchen, halb italiäniſchen Sprache den Umriß der Erzählungen; dieſer, damals in einem Alter von ſiebzig Jahren, nahm die Feder um Mitternacht, wann er aus den Geſellſchaften, die er zu beſuchen pflegte, zurückkam, und ſchrieb, indem er ſich ſeiner Phantaſie überließ, bis vier oder fünf Uhr Morgens; ſo daß er in zwei Wintern ſein Unternehmen beendigte. Wohl zu merken iſt, daß Cazotte in die meiſten dieſer Erzählungen ſeine religiöſen Ideen eingeflochten hat. Lieſt man ſie aus dieſem Geſichtspunkte, ſo wird man erſtaunen, eine Abhandlung über die moraliſche Vollkommenheit in der Form eines Feenmährchens zu finden. Cazotte arbeitete mit einer Leichtigkeit, von der kaum ein Beiſpiel gefunden werden möchte. Zwei Anekdoten mögen dies beweiſen. Einer ſeiner Schwäger rühmte ihm die damals Mode gewordenen Operetten. Cazotte verſprach ihm, über ein beliebig gegebenes Wort bis zum folgenden Tag ein dergleichen Stück zu liefern. Man war zu Pierry; zufällig geht ein Bauer in Holzſchuhen vorbei; der Schwager wählt die Holzſchuhe (sabots). Cazotte ſchließt ſich mit Rameau, dem Neffen des berühmten Muſikers, ein, und bis zum Morgen war die komiſche Oper Les sabots, Text und Melodien, zu Stande gebracht, auf die er jedoch nie ſeine Anſprüche geltend machte, wiewohl ſie mit Beifall aufgenommen wurde. Das zweite Beiſpiel iſt folgendes. Voltaire ſchrieb ſein ſatyriſches Gedicht La guerre de Genève. Es circulirte nach und nach in einzelnen Geſängen, und ward trotz ſeines geringen Werths mit Begierde geleſen. In einer Geſellſchaft zeigt man Cazotte die eben angekommenen Geſänge; er ſieht ſie an, lächelt, und ſagt, daß er ſchon die folgenden habe. Darauf wirft er in der Nacht einen ſiebenten Geſang aufs Papier, wobei er den Inhalt eines nie erſchienenen fünften und ſechsten Geſanges vorausſetzt, und überbringt denſelben am folgenden Morgen. Er hatte die Manier Voltaire's ſo gut aufgefaßt, daß er nicht nur ganz Paris myſtificirte, ſondern Voltaire ſelbſt ſich verſpottet fand. Stets heiter, ohne je in Unanſtändigkeit oder Bosheit auszuarten, ſchrieb Cazotte zu ſeinem und ſeiner Freunde Vergnügen, nicht aus Liebe zum Ruhm. Er hatte bereits ein hohes Alter erreicht, und die Reinheit ſeiner Sitten und Grundſätze verſprachen ihm einen ſanften Tod, als die Revolution ihre verderbliche Tendenz entfaltete. Cazotte verſäumte nichts, ihr entgegenzuwirken. In dieſem Sinne begann er eine Correſpondenz mit ſeinem alten Freunde Ponteau, damaligem Secretär der Civilliſte. Die Urheber des 10ten Auguſt 1792 fanden die Correſpondenz und verfügten Cazotte's und ſeiner Tochter Eliſabeth Verhaftung. Beide wurden in die Gefängniſſe der Abtei gebracht. Als hier an jenen furchtbaren Tagen des Septembers Cazotte den Mördern übergeben wurde, warf heldenmüthig ſeine Tochter ſich über ihn und beſchirmte den Greis mit ihrem Körper. Diesmal entſank der Stahl den Händen des Verbrechens, und Cazotte ward mit ſeiner Tochter im Triumph in ſeine Wohnung gebracht. Aber ſchon am 25ſten September ward er aufs neue arretirt und zum Tode verurtheilt. „Blicke dem Tode ohne Furcht ins Antlitz,“ redete ihn der Richter an, der das Urtheil ausſprach, „bedenke, daß er Dich nicht ſchrecken darf; einen Mann wie Du biſt, darf ein ſolcher Augen-

blick nicht muthlos machen." Als Cazotte das Schaffot beſtiegen hatte, rief er mit feſter Stimme der Menge zu: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu." Seine Werke ſind: La Patte du chat; Mille et une fadaises; La guerre de l'Opera und einige andre, welche in den Oeuvres morales et badines ſind. (Ueber die merkwürdige Prophezeiung Cazottes vergl. man eine Anmerkung zum Art. Frankreich.)

Cazwini (Zacharia ben Mohammed), ein arabiſcher Naturforſcher, der Plinius des Orients, ſtammte aus einer Familie von Rechtsgelehrten, die ihren Urſprung von Anas ben Malek, einem Gefährten Mohammeds, ableitete und ſich in Cazwin, einer Stadt in Perſien, niedergelaſſen hatte. Von ihr hat dieſer Schriftſteller den Beinamen, unter welchem er berühmt geworden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er Cadhi von Wacith und Hillah war, und im Jahr der Flucht 682 (1283) ſtarb. Sein wichtigſtes Werk iſt ſeine Naturgeſchichte, unter dem Titel: Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der geſchaffenen Dinge. Es beſteht aus der Vorrede, vier Einleitungen, und zwei Haupttheilen, deren einer von den Gegenſtänden des Himmels, der andere von den Dingen der Erde handelt. Aus jenem Theile hat Ideler das Capitel von den Sternbildern der Araber herausgegeben, von dieſem finden ſich Bruchſtücke in Bocharts Hierozoicon, Ouſeley's oriental Collections, Wahls, Jahns und de Sacy's arabiſchen Chreſtomathien. Cazwini's Abſicht war, wie Plinius die Wunder der ganzen Natur zu ſchildern. Sein Werk enthält, wie Plinius Naturgeſchichte, in gedrängter Kürze alles, was bis auf ihn geſchrieben worden war; aber in ſo großen Zügen und ſo eigenthümlich dargeſtellt, daß es mehr werth iſt, als die meiſten Originalwerke, die von denſelben Gegenſtänden handeln. Es gibt von demſelben eine abgekürzte perſiſche Ueberſetzung. Außerdem wird Cazwini eine Geographie unter dem Titel: Die Wunder der Provinzen, wovon 1790 zu Copenhagen in einem Programm der daſigen Univerſität ein Auszug erſchienen iſt, und eine Geſchichte der Stadt Cazwin beigelegt.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatsſecretär unter Eduard VI. und Eliſabeth, dann Großſchatzmeiſter von England, war 1520 geboren, und ſtudirte zu London, als der Zufall ihm Heinrichs VIII. Gunſt erwarb. Er hatte nämlich in einem religiöſen Streit ſo viel Geſchicklichkeit gezeigt, daß der König, der davon hörte, ihn ſehen wollte. Dieſe Unterredung mit Heinrich, deſſen ganzen Beifall er gewann, eröffnete ihm eine frühe und glänzende Laufbahn, auf der er noch von andern Umſtänden begünſtigt wurde. Er hatte ſich 1541 mit der Schweſter des Ritters, John Cheeke, des Lehrers des Prinzen von Wallis, vermählt, und dieſer empfahl ihn dem Oheim ſeines Zöglings, dem Grafen von Hertford, nachmaligem Herzog von Sommerſet. Zu Anfang der Regierung Eduards VI. trat Cecil in die Dienſte des Staats. Er hatte damals ſeine erſte Gemahlin verloren und vermählte ſich zum zweiten Male mit der Tochter des Ritters Anton Cooke, königl. Studiendirektors. Als 1547 der Herzog von Sommerſet Protector des Reichs geworden war, ernannte dieſer ihn zum Requetenmeiſter und nahm ihn mit ſich auf ſeinem Zuge nach Schottland. Cecil hätte in der Schlacht von Musleburgh faſt ſein Leben eingebüßt. Bei ſeiner Rückkehr nach London ward er 1548 zum Staatsſecretär ernannt. Als das Jahr darauf der Protector geſtürzt wurde, entging auch Cecil mit andern Anhängern des Herzogs dem Gefängniß nicht. Sein rechtliches und gemäßigtes Betragen hatte ihm indeß viele Freunde erworben, die

nicht nur nach drei Monaten ſeine Freilaſſung bewirkten, ſondern ihn auch an den Hof zurückführten, wo der damals allmächtige Herzog von Northumberland ihn wegen ſeiner Talente wieder in ſein Amt einſetzte. Bald darauf ward Cecil Ritter und Mitglied des Geheimenraths. Er genoß bei Eduard VI. des größten Anſehns. Seine Vorſicht führte ihn durch die ſchwierigſten Verhältniſſe; mitten unter den ſich anfeindenden Hofparteien beſchäftigte er ſich nur mit den Pflichten ſeines Amtes. Als Eduard ihm als Geheimenrathe die Acte, welche Johanna Gray zur Thronerbin erklärt, zur Unterſchrift vorlegte, weigerte er ſich mehr zu thun, als ſie zu contraſigniren. Eben ſo wenig konnte nach dem Tode dieſes Fürſten der Herzog von Northumberland ihn bewegen, die Proclamation für Johanna Gray, noch das Umlaufsſchreiben, worin ihr Recht bewieſen und Maria für einen Baſtard erklärt wurde, aufzuſetzen. Die Mitglieder des Geheimenraths waren damals als Gefangne im Tower. Cecil benutzte die Abweſenheit des Herzogs, ſie zu befreien, und verſammelte ſie in dem Hauſe des Herzogs von Pembroke. Die meiſten Mitglieder erklärten ſich für Maria; einige begaben ſich noch denſelben Abend zu ihr; Cecil fand ſich am folgenden Tage bei ihr ein, und ward, ob man gleich ſie gegen ihn einzunehmen geſucht hatte, gütig aufgenommen. Sehr wahrſcheinlich hätte er ſeinen Platz behalten können, wenn er die Religion hätte verändern wollen; da er aber wußte, daß er mächtige Feinde habe und vorausſah, welche Wendung die Angelegenheiten unter Mariens Regierung nehmen würden, zog er ſich lieber zurück. Indeß lebte er mit den Miniſtern in guten Verhältniſſen. Er kannte den Geiſt der Mäßigung des Cardinals Pole; er unternahm es daher, ihn zur Rückkehr nach England einzuladen und brachte ihn 1554 in der Hoffnung dahin zurück, daß dieſer Prälat dem Anſehn des heftigen Gardiner das Gleichgewicht halten würde. Im J. 1555 begleitete er nebſt zwei andern Lords den Cardinal, um mit Frankreich über den Frieden zu unterhandeln und blieb zwei Monate auf dem feſten Lande. Nach ſeiner Rückkehr wählte ihn die Grafſchaft Lincoln, in der er geboren war, zwei Mal zum Parlamentsgliede. Er entwickelte als ſolches eine Feſtigkeit und Freimüthigkeit, verbunden mit einer ſeltenen Thätigkeit und Einſicht, wodurch er den bedeutendſten Einfluß auf die Verhandlungen gewann. Mit der Prinzeſſin Eliſabeth unterhielt er eine geheime Correſpondenz und gab ihr Nachrichten, die ihr in den kritiſchen Lagen, worin ſie ſich befand, höchſt wichtig ſeyn mußten. Als 1558 dieſe Fürſtin den Thron beſtieg, ernannte ſie ihn zum Mitgliede des Geheimenraths und zum Staatsſecretär, und bewies ihm ihre Dankbarkeit durch viele Gnadenbezeigungen. Er rieth zunächſt, das Parlament zu verſammeln, um über den Plan zu einer Religionsreform zu verhandeln. Er hatte den größten Antheil an den 39 Artikeln, welche die Grundlage derſelben ausmachen. Mit einer raſtloſen Thätigkeit hatte er auf alle Angelegenheiten der Krone und der Nation den bedeutendſten Einfluß. Er gab die Verordnung in Anſehung der Münzen, deren Gehalt ſeit Heinrich VIII. herabgeſetzt worden war. Er bewog die Königin, die Anhänger der Reform in Schottland zu begünſtigen, und ſchloß die Uebereinkunft von Leith und den Vertrag von Edinburg ab, wodurch von dieſer Seite die Ruhe Englands geſichert wurde. Die Gunſt und das Anſehen, worin er bei der Königin ſtand, erweckten ihm viele und mächtige Feinde; der gefährlichſte derſelben war der Graf Leiceſter, Eliſabeths Günſtling; aber ihre Bemühungen, ihn zu ſtürzen, waren vergebens. Cecils weiſe Maßregeln unterdrückten ſchnell den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im

Norden Englands. Ihn dafür zu belohnen, erhob ihn die Königin 1571 zum Baron von Burleigh. Die Nation gab dieſer neuen Gunſt ihren Beifall, aber einige unverſöhnliche Feinde Burleighs machten damals einen Anſchlag auf ſein Leben, der jedoch verrathen wurde. Der ſpaniſche Geſandte, der darin verwickelt zu ſeyn ſchien, bekam den Befehl, das Königreich zu verlaſſen. Eliſabeth ernannte ihn, um ihn gewiſſermaßen für die beſtandnen Gefahren ſchadlos zu halten, zum Ritter des Hoſenbandes und zum Großſchatzmeiſter. Indeß ruhten ſeine Feinde nicht, und Burleigh, der ſich nach der mit hohen Aemtern ſchwer vereinbaren Ruhe ſehnte, würde ſich zurückgezogen haben, wenn die Königin es ihm verſtattet hätte. Ob er gleich nur gezwungen auf ſeinem Poſten blieb, ſo litten doch nie die Geſchäfte darunter. Was er nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen hatte, führte er mit Kraft durch, ohne ſich durch eine Nebenbetrachtung aufhalten zu laſſen. Er hielt die Sicherheit Eliſabeths für gefährdet, ſo lange Maria Stuart den Thron von Schottland beſitze. Als Unruhen, an denen Burleigh Antheil gehabt haben ſoll, dieſe Fürſtin nöthigten, unvorſichtiger Weiſe in England Zuflucht zu ſuchen, rieth er Eliſabeth, ſie gefangen zu halten, und nach der Verſchwörung Babington's betrieb er vorzüglich ihren Prozeß, in deſſen Folge ſie das Schaffot beſteigen mußte. Nach der Hinrichtung der unglücklichen Maria entzog ihm Eliſabeth auf einige Zeit ſcheinbar ihre Gunſt, um ſich das Anſehen zu geben, als ſey dieſe blutige Handlung nicht mit ihrer vollen Genehmigung geſchehen. Dies Ungewitter ging indeß vorüber, und Burleigh gewann ſeinen ganzen Einfluß wieder. Als im J. 1588 England durch Philipps berühmte Armada bedroht wurde, entwarf er einen Vertheidigungsplan; zwei ſeiner Söhne dienten unter Admiral Howard. Da die Abnahme ſeiner Geſundheit und der Tod ſeiner Gattin ihn in eine finſtere Gemüthsſtimmung verſetzten, wiederholte er dringend die Bitte um ſeine Entlaſſung; aber auch jetzt verweigerte ſie ihm Eliſabeth, und ſo verwaltete er ſeine Aemter bis an ſeinen Tod. Er war bemüht, mit Spanien unter ehrenvollen Bedingungen einen Frieden zu unterhandeln, und unterzeichnete noch auf ſeinem Sterbebette einen für England ſehr vortheilhaften Vertrag, worauf er 1598 ſanft verſchied. Cecil war von feinen Sitten und einnehmendem Betragen, einer ſeltnen Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit, und einer bewundernswürdigen Thätigkeit. Seine Sitten waren durchaus unbeſcholten. Seinen Wirkungskreis überſah er mit vieler Klarheit und befolgte das dem Charakter Eliſabeths angemeſſene Syſtem, ſeinem Vaterlande durch Unterhandlungen und ſelbſt durch Intriguen an den fremden Höfen den Frieden zu erhalten. Ein Theil ſeiner Staatsſchriften iſt gedruckt worden.

Cecrops, der Stifter des attiſchen Staats in Griechenland, welcher mit einer Colonie aus Sais, an der Mündung des Nils, in dieſen Gegenden ungefähr im Jahre 2426 anlangte, die wilden und rohen Bewohner die erſten Grundzüge von Religion und Kenntniß der Götter lehrte, ſie mit den Vortheilen des geſellſchaftlichen Lebens bekannt machte, den Grund zur nachherigen Stadt Athen legte und noch elf andere Ortſchaften baute, deren Einwohner er ebenfalls in dem Ackerbau unterrichtete. Auch pflanzte er den Oelbaum, und heiligte ihn der Minerva, Athens Schutzgöttin. Nicht minder machte er ſein Vaterland mit der Schiffahrt bekannt, und legte dadurch den Grund zur Handlung. Er ſtarb nach einer 50jährigen Regierung; ſein Grabmal wurde im Minerventempel errichtet; ihm aber weihte man, um ſein Andenken immer lebhaft zu erhalten, das Sternbild des Waſſermannes. (S. Attika).

Cefalonien. Die größte unter den Inſeln Joniens auf dem joniſchen Meere, an der Weſtſeite der Halbinſel Morea und am Eingange des Golfo di Patraſſo, enthält 18 Quadratmeilen und 70,000 Einwohner. Sie iſt größtentheils gebirgig, aber ſehr fruchtbar, mit einem äußerſt milden Clima; die Roſen und Nelken blühen auch im ſogenannten Winter, doch iſt die Inſel häufigen Erdbeben ausgeſetzt. Die vorzüglichſten Producte ſind Getraide, Wein, deſſen ſie an 80,000, und Oel, deſſen ſie an 20,000 Fäſſer ausführen ſoll; Corinthen, deren Ausfuhr man auf 6 Millionen Pfund anſchlägt, Baumwolle, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin und Südfrüchte. Die Inſel hat drei Städte, 130 Dörfer, 25 griechiſche und drei lateiniſche Klöſter. Die Hauptſtadt führt ebenfalls den Namen Cefalonia, oder Argoſtoli, und hat einen guten Hafen. Die Inſel gehörte den Venetianern bis 1797, wo die Franzoſen ſie beſetzten. 1799 wurde ſie dieſen von den Ruſſen und Türken wieder abgenommen, und ſeit dieſer Zeit gehörte ſie zur ſogenannten Republik der ſieben vereinigten Inſeln, bis ſie wieder unter franzöſiſche Oberherrſchaft kam. Aber im October 1809 ward ſie von den Engländern beſetzt. Seit 1815 gehört ſie zu dem unter engliſchem Schutze ſtehenden Staate der vereinigten joniſchen Inſeln. (ſ. d. Art.)

Celebes, oſtindiſche Inſel im Oſten von Borneo, 5 Gr. 30 Min. ſüdl. Breite bis 1 Gr. 30 Min. nördl. Breite, 135 Gr. 56 Min. bis 141 Gr. 20 Min. öſtl. Länge; 4275 Quadratmeilen groß; drei Millionen Einwohner von verſchiedenen Stämmen, worunter im Süden die Bonier oder Bugineſen und die Macaſſaren die bekannteſten ſind, die ſonſt unter holländiſcher Oberherrſchaft ſtanden. Durch die Inſel geht von Norden nach Süden der hohe Bergrücken Bonthain, der auf ſeinen beiden Seiten entgegengeſetzte Jahreszeiten verurſacht und in mehrere Vorgebirge ausläuft, wovon das nördlichſte die Cemasſpitze und das ſüdlichſte die Tenakekasſpitze heißt. Die meiſten Flüſſe ſind, außer dem Chiurana und Bole, Küſtenflüſſe, aber oft reißend. Zwei große Meerbuſen, im Oſten der Gonantellu, 28 Meilen lang und 6 bis 14 breit, und im Süden der Salayer, 30 Meilen lang und 6 bis 10 breit. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die an ſich ſehr heiße Luft etwas ab. Der Boden iſt, vorzüglich an den niedern Küſten, ſehr fruchtbar: immer grünende Berge und Thäler wechſeln mit einander ab. Producte: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Cocosbäume, Eben-, Saponi- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangues, Waſſermelonen, Bananas, Arecanüſſe, Betel, Reiß, Pfeffer, Campher, Opium, wilde und zahme Thiere, die ſchönſten Papageien, Bienen, Vogelneſter, Perlen, Schlangen, Crocodile (die göttlich verehrt werden) 2c. Den Holländern war der Beſitz wichtig, nicht ſowohl des Handels wegen (denn die Beſatzungen erfordern größern Aufwand, als der Gewinn für die Regierung beträgt), ſondern vorzüglich, weil Celebes der Schlüſſel zu den Molukken iſt, und dieſe größtentheils mit Reiß und andern Lebensbedürfniſſen verſorgt. Der Gouverneur reſidirt im Fort Rotterdam, in deſſen Nähe der große, von Holländern, Chineſen und Macaſſaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Vlaardingen liegt (an der Stelle, wo ſonſt Macaſſar ſtand, die ehemalige Reſidenz dieſes ſüdweſtlichen Strichs). Die von den Holländern beſeſſenen nordöſtlichen Beſitzungen bilden kein eigenes Gouvernement, ſondern ſtehen unter der Regierung der Inſel Ternate. Gegenwärtig iſt auch dieſe Inſel von den Engländern beſetzt.

Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürſt von),

geboren zu Neapel 1657, wurde am Hofe Carls II. erzogen, machte mehrere Feldzüge mit, und begleitete 1702 Philipp V., um Neapel gegen die Kaiſerlichen zu vertheidigen. Er bewährte ſeinen Muth in demſelben Jahre in der Schlacht von Luzzara, wurde Maréchal-de-camp, diente in gleicher Eigenſchaft bei der Belagerung von Gaeta im J. 1707, und fiel hier in die Gefangenſchaft der Kaiſerlichen, die ihn bis 1712 in Mailand hielten. Nach ſeiner Auswechslung kehrte er nach Spanien zurück, ward zum Cabinetsminiſter und 1715 zum außerordentlichen Geſandten am franzöſiſchen Hofe ernannt. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Abſichten Alberoni's und die Seele einer Verſchwörung gegen Philipp von Orleans. Dieſer Fürſt ſollte an einem Feſte arretirt, die Generalſtände verſammelt und die Regentſchaft Philipp V. übertragen werden, der auf dieſe Weiſe Europa in Schrecken geſetzt haben würde. Cellamare erwartete noch die Befehle von ſeinem Hof, als der Plan entdeckt und aus Cellamare's aufgefangnen Briefen die ſämmtlichen Theilnehmer an der Verſchwörung erkannt wurden. Der Fürſt von Cellamare ward verhaftet und unter Bedeckung nach der ſpaniſchen Gränze abgeführt. Der madrider Hof ernannte ihn zum Generalcapitän von Alt-Caſtilien, als welcher er 1733 zu Sevilla ſtarb. Die Geſchichte der Verſchwörung von Cellamare findet man in den Mémoires de la régence par de Piossens, herausgegeben von Langlet-Dufresnoy.

Cellarius (Chriſtoph), einer der gelehrteſten und fleißigſten Philologen des ſiebzehnten Jahrhunderts, war 1638 zu Schmalkalden geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Schon ſeine Vorfahren hatten ihren urſprünglichen Namen Kellner, der damaligen Sitte der Gelehrten gemäß, in Cellarius verwandelt. Nachdem er auf mehrern deutſchen Univerſitäten ſtudirt hatte, übernahm er in einem Alter von 30 Jahren ein Lehramt zu Weißenfels. Im J. 1673 ward er zu Weimar und ſpäter zu Zeitz und Merſeburg Rector der dortigen Schulen. Als der König von Preußen die Univerſität Halle ſtiftete, wurde Cellarius zum Profeſſor der Beredſamkeit und Geſchichte ernannt. Er ſtarb daſelbſt 1707, nachdem er lange am Stein gelitten hatte. Er hat eine Menge alter Autoren mit gelehrten Anmerkungen und trefflichen ſehr genauen Indicibus herausgegeben, als die Briefe des Cicero, des Plinius, den Cornelius Nepos, Curtius, Eutrop, Sextus Rufus, Vellejus Paterculus, die zwölf alten Panegyriſten u. ſ. w. Von den Werken, die ihm eigen zugehören, nennen wir folgende: Historia antiqua (ein oberflächlicher Abriß der alten Geſchichte); Orthographia latina ex vetustis monumentis; Antibarbarus seu de latinitate mediae et infimae aetatis liber; Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis latini; Breviarium antiquitatum romanarum; Notitia orbis antiqui u. ſ. w. Letzteres Werk, das ungeachtet ſeiner Berühmtheit nur eine Compilation und keineswegs eine wahre Geographie iſt, hat freilich gegenwärtig einen großen Theil ſeiner Brauchbarkeit verloren; dennoch kann man ſich deſſelben noch mit Nutzen bedienen, wenn man mit der 1773 von Schwartz beſorgten Ausgabe den Appendix triplex notitiae orbis antiqui Chr. Cellarii cum tabulis aeneis XVIII. (Leipzig 1776) verbindet. Cellarius übrige Werke übergehen wir hier; ſie beziehen ſich meiſtentheils auf die römiſche Literatur oder auf die Elemente der hebräiſchen, ſamaritaniſchen und ſyriſchen Sprache. Seine Diſſertationen, Reden und Briefe ſind 1712 und 1715 von Walch nebſt einer ausführlichen Nachricht von ſeinem Leben und ſeinen Schriften herausgegeben worden.

Celle (Zell), eine wohlgebaute Stadt im Herzogthum Lüneburg, am Zuſammenfluß der Fuſe und Aller, mit 6000 Einwohnern und einem Schloſſe, wo die Herzoge von Celle reſidirten, nach deren Ausſterben 1705 die ganze celliſche Landesportion an das Churhaus Braunſchweig fiel. Die Stadt iſt der Sitz des Oberappellationsgerichts für ſämmtliche churbraunſchweigiſche Lande, einer Juſtizkanzlei, eines Hofgerichts, einer Generalſuperintendentur und einer Landwirthſchaftsgeſellſchaft. Außerdem hat ſie ein Zucht- und Tollhaus für das ganze Land, ein Waiſenhaus und ein Werk- und Arbeitshaus. Die Hauptnahrung der Einwohner beſteht in der Brauerei und dem Handel; auch verdienen die hieſigen Wachsbleichen erwähnt zu werden.

Cellini (Benvenuto), Goldſchmid und Bildhauer, wurde 1500 zu Florenz geboren. In jeder Hinſicht eine ausgezeichnete Natur; denn nicht nur war er einer der trefflichſten Künſtler zu einer Zeit, wo die bildende Kunſt ihren Gipfel erreicht hatte, und wo in jeder Art derſelben große Meiſter lebten; einer von denen, welche Franz I. nach Frankreich kommen ließ, um den Geſchmack in den Künſten zu reformiren; ſondern er gehört auch zu den genialſten und originellſten Kraftmenſchen. Als er im 58ſten Jahre ſeines Alters wieder in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, ſchrieb er ſein an ſonderbaren Abenteuern, mancherlei wunderbaren, immer ſelbſt geſchaffenen, Schickſalen reiches Leben. Dieſe Autobiographie exiſtirte bis gegen die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts bloß in Handſchriften, weil deren Druck wegen mancher freien Aeußerungen über die Päpſte und römiſchen Großen jener Zeit bedenklich ſchien. Der als Arzt und Schriftſteller berühmte Florentiner Cocchi gab ſie zuerſt zu Neapel, aber unter dem erdichteten Druckort Colonia, 1730 heraus. Mit eben der Gediegenheit und Kraft, mit welcher Cellini ſonſt in Erz und Marmor darſtellte, ſtellt er hier in Sprache und Schrift ſich ſelbſt und ſeine Schickſale, ſeine Tugenden und ſeine Fehler, und zwar mit der liebenswürdigſten Naivetät dar, und zeichnet zugleich die Menſchen, mit denen er in Verhältniſſe kam, mit den treffendſten Zügen als ein echter Künſtler. Dieſe Biographie hat deßhalb das mannichfaltigſte Intereſſe für den Gemüthsforſcher, der ſich durch die ausgezeichnete Individualität angezogen findet, für den Geſchichtforſcher, der die Zeitgeſchichte des Künſtlers beſſer kennen lernt, für den Kenner des Styls, der das Vortreffliche zu ſchätzen weiß, und für den bloßen Liebhaber, der nur zur Beſchäftigung der Neugier lieſ't. Der alterthümliche Ton und Geiſt, wodurch in Kunſt und Sitte gleichſam der Geiſt jenes Zeitalters repräſentirt wird, gibt dem intereſſanten Werke noch einen Reiz mehr. Um dieſen nicht zu verwiſchen, und durch einen allzugedrängten Auszug vielleicht gar das Intereſſe dafür zu ſchwächen, enthalten wir uns lieber alles Details, was auch hier um ſo eher geſchehen kann, da jene Autobiographie uns von einem Dichter überſetzt geliefert worden iſt, der es ſo ganz verſteht, alles in ſein Eigenthum, oder vielmehr ſich ſelbſt ganz in ſeinen Gegenſtand zu verwandeln, wodurch auch dieſe Ueberſetzung alle Vorzüge eines Originals erhalten hat, indem kein Vorzug des Originals geſchwächt worden iſt, ſondern jeder in ſeiner reinſten Eigenthümlichkeit hervortritt. Leben des Benv. Cellini, von ihm ſelbſt geſchrieben. Ueberſ. und mit einem Anhange herausgegeben von Göthe (Tübingen 1803. 2 Bde.). Der Anhang iſt für italiäniſche Zeit- und Kunſtgeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts äußerſt lehrreich und intereſſant. Zuerſt ein Verzeichniß der merkwürdigſten Künſtler zu Cellini's Zeit, d. h. einer glänzenden Epoche der Kunſt, nebſt einer treffenden Charakteriſtik

der älteren Meiſter von Cimabue an, durch welche jene Epoche vorbereitet wurde. Ausführlicher wird dann gehandelt von den beiden in der Kunſtgeſchichte ſo berühmten Cartons des Leonardo da Vinci und Michael Angelo, die eine Schule des Studiums für die damals aufſtrebenden Künſtler wurden, und auch auf die Kunſtbildung Cellini's nicht unwichtigen Einfluß hatten. Nachdem hierauf der Herausgeber aus zwei in Italien ſelbſt ſeltenen Abhandlungen Cellini's über die Goldſchmidekunſt und Bildnerei einen gedrängten Auszug gegeben hat, liefert er eine Schilderung von Cellini's Charakter, Talenten und Werken, die in jedem Zuge die ſichere Hand des Meiſters zeigt. Zuletzt noch zwei kleine Aufſätze Cellini's über die Grundſätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen ſoll, und über den Rangſtreit der Sculptur und Malerei. Bis zum Jahr 1566 reicht die Autobiographie Cellini's, er ſtarb den 13ten Febr. 1570. dd.

Celſus (Aurelius Cornelius), lebte wahrſcheinlich unter Auguſtus, Tiberius und Caligula. Man hat ihn den römiſchen Hippokrates genannt, weil er faſt alle Werke deſſelben ins Lateiniſche überſetzt hat. Außerdem ſchrieb er aber auch über die Rhetorik, die Kriegskunſt und den Ackerbau, ſo daß man ihn mit gleichem Rechte für einen Redner, Kriegsmann oder Arzt halten kann. Wahrſcheinlich ſtudirte er anfänglich die Medicin nicht, um ſie auszuüben, ſondern nur als einen Zweig der Philoſophie. Um ſo mehr muß man ſeine gründlichen Kenntniſſe in derſelben bewundern. Die ganze Arzneikunde des Celſus iſt in acht Büchern enthalten, welche ſie in dem Zuſtande, worin ſie ſich damals befand, darſtellen. Die Schreibart iſt zierlich, gedrängt und dennoch ſehr klar. Man kann Celſus daher nicht unpaſſend den Cicero der Aerzte nennen. Sein Werk iſt übrigens die unerſchöpfliche Vorrathskammer, aus dem andere gute Schriftſteller ſowohl für die Medicin als für die Chirurgie geſchöpft haben. Es hat ihnen eine Menge von Stellen geliehen, um ihre Lehre zu unterſtützen, hat aber zu dieſem Zweck auch ſehr willkürliche Auslegungen erfahren. Einige haben Celſus wohl einen Compilator genannt; allein in dem gewöhnlichen Sinn iſt er es keineswegs. Hippokrates und Asclepiades ſind die beiden Schriftſteller, denen Celſus am meiſten gefolgt iſt. Von erſterm hat er den ganzen chirurgiſchen Theil, von letzterm das übrige entlehnt. Betrachtet man die Art, wie er ſeine Lehren aufſtellt, ſo findet man, daß er zu den Eklektikern gehörte: dafür liegt der Beweis in allem, was ſich auf die Anwendung des Aderlaſſes, der Abführungsmittel und andrer allgemeinen Arzneimittel bezieht.

Celten waren einer der vier Hauptvölkerſtämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Wohnungen ſich von der äußerſten Spitze Bretagnes bis oſtwärts an den Rhein und die Alpen erſtreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abſtammung iſt ungewiß; ſie kamen zuerſt aus Aſien; ihre älteſte Einwanderung, die man kennt, geſchah unter Belloveſus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große anſehnliche Haufen breiteten ſich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege ſchwächten ſie ſich, der Handel mit den Römern und Maſſiliern machte ſie zwar geſitteter, aber auch weichlicher, und da ſie am Ende keine Unterſtützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, ſo wurden die italiäniſchen Celten von den Römern unterjocht, die Bojer verbanden ſich mit den Helvetiern, die illyriſchen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war ihre Verfaſſung ariſtokratiſch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalverſammlungen; der Gemeine war nicht viel beſſer

als ein Sclave. Von Körper waren ſie groß und ſtark, beim Angriff ungeſtüm; aber ſie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meiſtens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Prieſter, die Druiden, ſtanden im größten Anſehen bei ihnen.

Cement, der Mörtel oder Waſſerkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Waſſer dient, und ſich von dieſem nicht ablöſen läßt. Cement-Kupfer entſteht durch Cement- oder Kupferwaſſer, welches in den Bergwerken von den Seiten der Gruben herabtröpfelt oder aus der Erde quillt. In dieſes Waſſer legt man Eiſen, deſſen feſte Theile es auflöſ't und dafür Kupfertheile anſetzt. Cementation, Cementiren. Darunter verſteht man eine chemiſche Operation, mittelſt der man einen Körper der Wirkung des Cementpulvers ausſetzt. Mit den Cementpulvern werden nämlich in den Cementbüchſen oder Schmelztiegeln Metalle, Glas und andere feſte Körper umgeben und dem Feuer ausgeſetzt, wodurch ſie gewiſſe Veränderungen erleiden. Die vornehmſten Cementpulver ſind: das Goldcementpulver, deſſen man ſich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cementpulver zur Verwandlung des Eiſens in Stahl; das Cementpulver, wodurch man gewiſſen Gläſern die Eigenſchaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cementpulver zur Verwandlung des Kupfers in Meſſing.

Cenis (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafſchaft Maurienne, im bisherigen franz. Departement Montblanc in Savoyen, deſſen Höhe 1444 Toiſen über der Meeresfläche angegeben wird, und berühmt durch den Weg geworden iſt, welcher über denſelben aus Savoyen nach Piemont, deſſen Gränze er macht, führt. Auf der Seite nach Lasnebourg iſt er am ſteilſten; der Weg ging ſchlangenweiſe und man mußte ſich und die Bagage auf Mauleſeln oder Tragſeſſeln fortbringen laſſen. Oben auf dem Berge iſt eine Ebene und ein ſtehender See, mit einem Hauſe, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneeberge umſchließen dieſe Ebene. Im Jahr 1805 wurde auf Befehl des franz. Kaiſers die Straße über dieſen Berg mit außerordentlichen Koſten regelmäßig gebaut; ſie iſt zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

Cenotaphium, ein leeres Grabmal, einem Verſtorbenen zu Ehren errichtet, deſſen Leichnam an einem andern Orte ruht; (ſ. Denkmal.).

Cenſur, ſ. Büchercenſur.

Cenſus war bei den Römern eine der wichtigſten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieſes Reichs ward, und in einer Schätzung des ganzen römiſchen Volks, ſowohl der Anzahl als dem Vermögen nach, beſtand. Der König Servius Tullius führte ihn im Jahr 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römiſchen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszuſtande ſowohl, als von der Anzahl ihrer Kinder, Sclaven ꝛc., bei Verluſt ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit, eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er nach dieſer Angabe alle Bürger in ſechs Claſſen, und dieſe wieder in Centurien. (ſ. d. Art.). Die erſte Claſſe beſtand aus ſolchen, deren ſämmtliches Vermögen an Ländereien und Effecten ſich wenigſtens auf 100,000 Aſſes oder Pfund Erz belief; die zweite beſtand aus Perſonen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Aſſes; alle übrigen gehörten zur ſechſten Claſſe. (Der Werth eines Aſſes aber

war in den älteſten Zeiten etwa 6 Pfennig und ſpäterhin 12 Gr. nach unſerm Gelde.). Jede Claſſe hatte ihre beſondern Waffen, ihren beſondern Platz in der Armee ꝛc. Dieſe Eintheilung hatte für Rom einen ſehr wichtigen Vortheil. Statt daß bisher die ärmſten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienſte zu leiſten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigſten Zweigen in den Händen des unwiſſenden und leidenſchaftlichen Pöbels, der den größten Theil ausmacht, ſich befand, fielen jetzt die ſchwerſten Laſten im Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchſte Staatsgewalt in die Hände der reichſten Bürger der erſten Claſſe, welche ſo viel Centurien als die übrigen zuſammen enthielt, und ſonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einſicht und Kenntniſſe zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Claſſe, welche gar kein, oder doch unbedeutendes Vermögen hatten, wurden faſt für keine Claſſe gerechnet; daher denn auch die alten Schriftſteller öfters nur fünf Claſſen erwähnen. In der Folge litt die urſprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptſache aber blieb. Dieſer *Cenſus* nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und zuletzt ſeit 310 von den *Cenſoren* gehalten. In der Folge wurde derſelbe nicht allemal zu den feſtgeſetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Cenſus wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, urſprünglich ein altes rohes Volk in Theſſalien auf dem Berge Pelion. Die Fabel erzählt von ihnen, daß ſie halb Roſſe und halb Menſchen waren. Man erklärt dieſe Sage dadurch, daß die Centauren zuerſt die Kunſt verſtanden, das Roß zu beſteigen und zu bändigen, welches bey folgender Veranlaſſung geſchehen ſeyn ſoll. Zur Zeit des theſſaliſchen Königs Jxion ward auf dem Pelion eine Heerde Stiere wüthend, welche ſich in den Gegenden umher zerſtreuten und große Verwüſtungen anrichteten. Jxion bot eine große Belohnung dem, der ſie tödten würde; durch welches Verſprechen gereizt, die Centauren die Kunſt des Reitens erfanden und ſo die wüthenden Stiere erlegten. — In der mythiſchen Geſchichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theſeus und Pirithous vor. Letzterer bezwang ſie an der Spitze der Lapithen, ihrer Erbfeinde, völlig, tödtete viele und vertrieb ſie von dem Pelion. Einzelne Centauren machten ſich im Alterthume bekannt, z. B. Neſſus, Chiron u. A.

Centgerichte, benannt von dem altdeutſchen Worte *Cent*, welches eine Unterabtheilung des *Gaues* bedeutet, waren bei den alten Deutſchen ſchon zu Tacitus Zeiten üblich. Wie dem Gau ein Gaugraf, ſo ſtand dem Cent ein Centgraf, oberſter Richter, vor. Zugleich lag ihm ob, die Soldaten, welche die Centen oder Diſtricte zu ſtellen hatten, und welche Centener hießen, anzuführen. Der Frankenkönig Klothar gab ihm nachher eine beſſere Einrichtung.

Centiare, der hundertſte Theil der Are; ſo auch **Centigramme**, **Centilitre**, **Centime**, **Centimetre** der hundertſte Theil einer Gramme, eines Litre, eines Frank, eines Metre. — **Centifolie**, ſ. Roſe. **Centner**, ein Gewicht von 100 Pfund, welches aber nicht gleiche Schwere in den einzelnen Gegenden Deutſchlands hat. Der *metriſche* franz. Centner iſt ungefähr ſo ſchwer, als zwei frankfurter Centner. S. den Art. *franzöſ. Decimalſyſtem*.

Centimanen, Hunderthändige, hießen die drei rieſenhaften Söhne des Uranus und der Gea (des Himmels und der Erde), Cottus Briareus und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern be-

gabt flößten ſie ſelbſt ihrem Vater Furcht ein, ſo daß derſelbe gleich nach der Geburt ſie gefeſſelt in dem Innern der Erde verſchloß. Hier lebten ſie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelſpruch der Erde mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, ſie löſ'te und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem ſie ſich mit Nectar und Ambroſia erquickt, traten ſie mit in den Kampf, der ſchon zehn Jahre unentſchieden geführt wurde. Sie fochten mit ungeheuern Felsſtücken, deren ſie mit jedem Wurf dreihundert auf die Titanen ſchleuderten. Das Meer ertönte, die Erde krachte, der Himmel ſtöhnte und der Olymp bebte von dem ſchrecklichen Kampf. Das furchtbare Geſchoß der Centimanen entſchied endlich; die Titanen unterlagen und wurden gefeſſelt in den Tartarus geworfen, wo die Centimanen ſie bewachten.

Centlivre (Suſanna). Dieſe durch ihr dramatiſches Talent und ihr romantiſches Leben berühmte Engländerin war um das Jahr 1667 in der Grafſchaft Lincoln geboren. Ihr Vater beſaß hier ein bedeutendes Landgut, er war Nicht=conformiſt und während der Unruhen unter Carl I. ein eifriger Anhänger der Parlamentspartei. Als Carl II. auf den Thron zurückkehrte, wurde er zur Strafe ſeines Vermögens beraubt und mußte nach Irland fliehn, ohne für ſeine Tochter ſorgen zu können. Dieſe war erſt drei Jahre alt, als ihr Vater ſtarb; ſie zählte noch nicht zwölf Jahre, als ſie auch ihre Mutter verlor. Von Jugend auf zeigte ſie eine beſondere Neigung für die Poeſie. Schon in ihrem ſiebenten Jahre dichtete ſie ein Lied, das ſich erhalten hat. Die Mißhandlungen derer, denen ihre Erziehung anvertraut worden, bewogen ſie zu entfliehn und nach London zu gehn, ohne zu wiſſen, was aus ihr werden ſollte. Indem ſie ihres Wegs allein hinging, begegnete ihr ein junger Menſch, Namens Anton Hammond, der Vater des Verfaſſers der Liebeselegien: er ſtudirte damals auf der Univerſität Cambridge. Angezogen von Suſannens Jugend und Schönheit, bot er ihr ſeinen Beiſtand an und ſchlug ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Sie willigte ein und wohnte ſechs bis ſieben Monate bei ihm. Da indeß einiger Verdacht entſtand und die Entdeckung üble Folgen befürchten ließ, bewog er Suſannen nach London zu gehn, wo er bald zu ihr zu kommen verſprach. Er gab ihr etwas Geld und ein Empfehlungsſchreiben an eine Dame von ſeiner Bekanntſchaft in London mit, ließ aber ſeitdem nichts mehr von ſich hören. Wie ſie hier lebte, weiß man eben ſo wenig, als wie es geſchah, daß ſie noch vor ihrem ſechzehnten Jahre ſich an einen Neffen von Sir Stephen Fox verheirathete. Sie verlor ihn nach einem Jahre, und ſchloß bald darauf eine zweite Ehe mit einem Landoffizier, Namens Carrol, der achtzehn Monate nachher in einem Duel blieb. In der Noth, in welche ſie dadurch verſetzt wurde, beſchloß ſie, von ihrem Dichtertalent Gebrauch zu machen. Ihr erſtes Trauerſpiel, der treuloſe Ehemann, wurde 1700 auf Drury=Lane mit mittelmäßigem Beifall gegeben. Dieſem folgten mehrere Luſtſpiele, deren einige dem Franzöſiſchen nachgebildet waren. Sie betrat auch die Bühne, zeigte aber kein überwiegendes Talent. Als ſie jedoch 1706 zu Windſor vor dem Hofe ſpielte, zog ſie die Aufmerkſamkeit eines jungen Mannes vom Hofſtaate der Königin, Namens Centlivre, auf ſich, der ſie liebgewann und heirathete. Sie fuhr fort, Luſtſpiele zu ſchreiben. Zwei der beſten, The Busy-body (der Geſchäftige) und A bold stroke for a wife (Ein kühner Streich für ein Weib) fanden ungemeinen Beifall und haben ſich, wie The Wonder a Woman keeps a secret auf dem Theater erhalten. Die Luſtſpiele der Centlivre zeichnen ſich weder durch Eleganz der Schreibart,

noch durch Wahrheit der Charaktere eben aus, aber ſie enthalten Natur, Heiterkeit, Erfindung in der Intrigue und mehr Unzüchtigkeit als irgend ein Stück aus jener Zeit. Sie ſtarb im J. 1723. Sie war von Natur geiſtreich, ſanft und gewandt, und unterrichteter als man von einer Frau erwarten ſollte, die in einer ſo großen Zerſtreuung gelebt hatte. Mit den berühmteſten Männern ihrer Zeit, Steele, Rowe, Farquhar, Budgell, ſtand ſie in freundſchaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Ueberſetzung des Homer hatte ſie ſich Pope's Feindſchaft zugezogen, der ſie in der Dunciade auf eine ungerechte Art charakteriſirt, ſpäter aber ſelbſt die beleidigendſten Verſe wegſtrich. Ihre Luſtſpiele ſind 1761 in London in 3 Bändchen erſchienen. Außerdem beſitzen wir mehrere Gedichte und eine intereſſante Briefſammlung von ihr.

Centralbewegung. Ein in Bewegung geſetzter Körper, der von irgend einer Kraft während ſeiner Bewegung nach einem außer ſeiner Bahn gelegnen feſten Punkte getrieben wird, muß einen krummlinigen Weg um dieſen Punkt beſchreiben. Ein an einem Faden herumgeſchwungner Stein bewegt ſich darum im Kreiſe, weil er durch die Kraft der Hand in allen Stellen ſeines Weges gegen den Mittelpunkt gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreiſe um die Erde, weil er durch die Schnellkraft gegen dieſelbe in allen Punkten ſeiner Bahn von der geraden Richtung, die ſeine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunkt der Erde gezogen wird. In dieſen und ähnlichen Fällen nennt man den Punkt, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, das Centrum oder den Mittelpunkt der Kraft; die Kraft ſelbſt, welche ihn treibt, die Centripetalkraft, diejenige mit welcher ſich der Körper vom Mittelpunkt zu entfernen ſucht, die Centrifugal- oder Schwungkraft und die Bewegung ſelbſt die Centralbewegung. — Alle Planeten unſers Sonnenſyſtems, ingleichen alle Monden oder Nebenplaneten deſſelben bewegen ſich, jene um die Sonne, dieſe um ihren Hauptplaneten, nach den Geſetzen der Centralbewegung. (Vergl. Centralkräfte.)

Centralfeuer. Mehrere Phyſiker haben in dem Mittelpunkt der Erde ein nie verlöſchendes Feuer angenommen, und daſſelbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erſcheinungen aus demſelben erklären. Später, als man einſehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeſchloßnes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verſtand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieſer Centralwärme ſchreibt von Mairan einen großen Theil der Wärme auf unſrer Erdfläche zu. Allerdings ſcheint ſich ein gewiſſer Grad von beſtimmter Wärme im Innern der Erde zu befinden, welcher bis in gewiſſe Tiefen faſt gänzlich unverändert bleibt, und wahrſcheinlich von der Sonnenwärme herrührt, die ſich dem Innern der Erde mittheilt. Wenigſtens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Climaten das Innere der Erde wärmer iſt, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, ſiebzig bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieſer Tiefe gefroren.

Centralkräfte ſind diejenigen Kräfte, aus deren Zuſammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Phyſiker, welche das Daſeyn der letztern Kraft läugnen und ſie für eine bloße mathematiſche Idee erklären. Sie ſagen: Jeder einmal bewegte Körper ſetzt vermöge ſeiner Trägheit ſeine Bewegung in derſelben Richtung und mit derſelben

Geſchwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun ſind die Himmelskörper von dem Weltſchöpfer im Anfange von einer allmächtigen Kraft angeſtoßen, und müßten nun vermöge ihrer Trägheit nach einerlei Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn ſie nicht in allen Punkten ihrer Bahnen nach einem außerhalb derſelben liegenden Punkte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entſteht. Von der erſten bewegenden Kraft iſt nun die Rede nicht mehr. Demjenigen Weſen aber, welches die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Punkte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung ſetzen; da ſie ihn ſchon in Bewegung findet, ſo ändert ſie wenigſtens die Richtung derſelben in allen Punkten. Nicht derſelbe Fall iſt es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was blos eine Folge der Trägheit des Körpers oder vielmehr der aus ihr folgenden ſchon vorhandnen Bewegung deſſelben iſt. Die wichtigſte Einwendung der andern Partei dagegen iſt: Wenn auch der Schöpfer die Weltkörper im Anfange durch ſeine Allmacht fortſtieß, ſo würde daraus doch nur folgen, daß ſie ſich bei Einwirkung der Centripetalkraft unaufhörlich dem Mittelpunkte derſelben in einer Schneckenlinie nähern und nicht beſtändig in einerlei krummlinichten Bahn fortbewegen würden. Damit letzteres geſchehe, muß nothwendig eine andere Kraft eben ſo ſtetig, wie die Centripetalkraft, jedoch in entgegengeſetzter Richtung, wirken, und dieſes thut die Centrifugal- oder Schwungkraft, welche demnach eine in der Natur wirklich vorhandene Kraft iſt. Dieſer Streit würde leicht entſchieden werden können, wenn wir von dem, was wir eigentlich Kraft nennen, eine deutlichere und genauere Kenntniß hätten.

Centrifugalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centripetalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centurie, eigentlich eine Abtheilung von hundert Mann. Dieſe Art der Eintheilung war bei den Römern ſehr gewöhnlich und wurde im Allgemeinen von einer gewiſſen Menge, wenn auch nicht gerade hundert, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römiſchen Legionen ſich theilten; beim Volk die Abtheilungen, welche die ſechs Claſſen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachten, und deren die erſte Claſſe 80 enthielt, wozu noch die achtzehn Centurien der Ritter kamen; die drei folgenden Claſſen hatten jede 20 Centurien, die fünfte 30 und die ſechste nur Eine Centurie. (S. Cenſus.)

Cephalus, ein Sohn der Creuſa, oder nach Andern ein Sohn des Dejoneus, König in Phocis, und der Diomede, und Gemahl der Procris. Als ein ſchöner Jüngling erregte er die Leidenſchaft einer Göttin, der Aurora, die ihn, als er einſt am frühen Morgen auf dem Hymettus jagte, entführte, nachdem er ſich kurz zuvor mit Procris vermählt hatte. Allein er verſchmähte die Liebe der Göttin, und ſie entließ ihn mit der traurigen Vorausſagung, daß er mit ſeiner Neuvermählten nicht glücklich ſeyn würde. Dies erregte in ihm den Keim der Eiferſucht; er ſtellte ſeine Gemahlin auf die Probe, ſchwankte jedoch, verſöhnte ſich wieder mit ihr, bis endlich Procris ſelbſt auf ihn eiferſüchtig ward, ihn einſt im Gebüſche auf der Jagd belauſchte, und da ſie ein Geräuſch machte, vom Cephalus, der das Rauſchen eines Wildes zu hören glaubte, mit dem Jagdſpieß getödtet wurde. Zu ſpät ſahen beide ihren Irrthum ein; ſie ſtarb kurz darauf und er wurde von dem Areopagus zum Exil verdammt.

Cerberus, der Wächter des Orcus, ein dreiköpfiger, ſchlangenhaariger Hund, den Echidna mit dem Typhon, jenem ſchrecklichſten der himmelſtürmenden Rieſen, gezeugt hatte. Vor ſeinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er ſich von ſeinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgeriſſen, konnten ihn ſelbſt die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Tartarus oder des Todtenreichs, und ſchmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurückwollte, den ergriff und verſchlang er.

Cerebellum, das Innere des Gehirns, oder das kleine Gehirn. (S. Gehirn.)

Ceremoniel der europäiſchen Mächte. Eigentlich hat kein Staat ein Vorrecht oder einen Vorrang vor den übrigen: da aber Schwächere Schutz und Freundſchaft der Mächtigern ſuchen; ſo entſteht dadurch allerdings ein Vorrang des einen vor dem andern. Dies hat denn Veranlaſſung gegeben, daß nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen der Staaten, ihrer Regenten und Repräſentanten näher beſtimmt worden ſind, wodurch ſich (im Gegenſatz des innern Staatsceremoniels) ein Völkerceremoniel gebildet hat, auf deſſen Beobachtung man oftmals weit mehr geſehen hat, als auf Erfüllung der heiligſten Verträge. Hierzu gehört 1. Titel des Regenten. Zufall beſtimmte den Kaiſer- und Königstitel als den höchſten, und dieſe gaben, abgeſehen von der Macht des Fürſten, Vorzüge. Seit Carl dem Großen galten die römiſchen Kaiſer als Oberherren der Chriſtenheit und behaupteten den höchſten Rang, ja gar Abhängigkeit der Könige von ſich. Um ihre Unabhängigkeit zu beweiſen, nannten daher mehrere Könige ſchon im Mittelalter ihre Krone ebenfalls eine kaiſerliche, England z. B. in allen Staatsacten noch jetzt imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaiſertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhielten von den Türken und Afrikanern förmlich den Titel Empereur de France. Je weiter herab, deſto weniger geſtanden die Könige dem Kaiſertitel für ſich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. 2. Anerkennung dieſes Titels und Ranges. Ehedem maßten ſich Papſt und Kaiſer das Recht an, dieſe Würden zu vergeben, nachher ward der Grundſatz geltend, daß jedes Volk ſeinem Regenten beliebig einen Titel geben könne, deſſen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deßhalb manchen Titel gar nicht oder ſehr ſpät an. Dieß war der Fall mit Preußens Königs-, Rußlands Kaiſertitel, mit den neuen Titeln deutſcher Fürſten u. ſ. w. 3. Ehrenbezeigungen dieſem Range und Titel gemäß. Zu den ſogenannten königlichen Ehrenbezeigungen (die aber auch verſchiedenen Staaten, die nicht Kaiſerthümer und Königreiche waren, zukamen, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Churfürſten) gehören das Recht, Geſandte der erſten Claſſe zu ſchicken und verſchiedene Ehrenbezeigungen. Dabei gibt es aber einen ſehr ſtreitigen Punkt, den des Vorranges nämlich oder der Präcedenz, d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, entweder perſönlich, bei Zuſammenkünften der Fürſten ſelbſt, oder ihrer Geſandten, bei feierlichen Verſammlungen u. ſ. w. oder ſchriftlich, bei Abfaſſung und Unterſchrift der Staatsſchriften. An Gründen zur Behauptung der Präcedenz hat es nie gefehlt. Da im Mittelalter die Concilien am häufigſten Veranlaſſung zu Streitigkeiten darüber gaben, ſo miſchte ſich der Papſt öfters ein; und unter mehreren Rangordnungen der europäiſchen Mächte, die von Päpſten entworfen wurden, iſt die hauptſächlichſte die, welche Julius II. durch

ſeinen Ceremonienminiſter Paris de Craſſis im J. 1504 bekannt machen ließ, nach welcher die europäiſchen Nationen alſo auf einander folgten: 1. römiſcher Kaiſer, 2. römiſcher König, 3. König von Frankreich, 4. König von Spanien, 5. von Aragonien, 6. von Portugal, 7. von England, 8. von Sicilien, 9. von Schottland, 10. von Ungarn, 11. von Navarra, 12. von Cypern, 13. von Böhmen, 14. von Polen, 15. von Dänemark, 16. Republik Venedig, 17. Herzog von Bretagne, 18. Herzog von Burgund, 19. Churfürſt von Bayern, 20. von Sachſen, 21. von Brandenburg, 22. Erzherzog in Oeſtreich, 23. Herzog von Savoyen, 24. Großherzog von Florenz, 25. Herzog von Mailand, 26. Herzog in Bayern, 27. Lothringen. Zwar war dieſe Rangordnung ſehr unvollkommen, erſtreckte ſich eigentlich nur auf die päpſtliche Capelle und wurde nie allgemein anerkannt; indeß lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, und einige Staaten, zu deren Vortheil entſchieden war, wollten dieſe Rangordnung als Grundregel angeſehen wiſſen, während andere, aus den entgegengeſetzten Gründen, ſie nicht anerkannten. Um die Präcedenzfoderung zu unterſtützen, wurde bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Chriſtenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, Umfang der Beſitzthümer u. a. m. angeführt. Doch iſt über Staaten des erſten, zweiten, dritten, vierten Ranges nichts Beſtimmtes ausgemacht. Regenten gleicher Würde, wenn ſie ſich beſuchen, räumen einander zu Hauſe den Rang ein, und ſonſt alterniren ſie oder ihre Geſandten, wo der Vorrang noch nicht ausgemacht iſt, bis man ſich etwa auf andere Weiſe vereinigt. Viele Staaten begehren nicht die Präcedenz, ſondern nur die Gleichheit. Kann einer aber Präcedenz oder Gleichheit nicht erlangen, ſo gibt es mehrere Auskunftsmittel, um ſo anſtößigen Auftritten, als ehemals häufig vorfielen, auszuweichen. Entweder kommt der Regent incognito oder ſendet einen Geſandten andern Ranges, als der, mit dem er um die Präcedenz ſtreitet, oder der Regent oder ſein Geſandter erſcheinen nicht bei der Feierlichkeit, oder wenn man erſcheint, proteſtirt man oder läßt ſich einen Revers ausſtellen. In Verträgen zwiſchen zwei Mächten werden zwei Exemplare gemacht, und jedes entweder nur von einem Theil unterſchrieben oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar erhält, worin ihm der Ehrenplatz zugeſtanden iſt. Wo der Contrahenten mehrere ſind, da müſſen oft viele Exemplare ausgefertigt werden. Uebrigens kann man ein perſönliches Ceremoniel, ein Kanzellei-Ceremoniel, See-, Geſandtſchafts-, Kriegs-Ceremoniel unterſcheiden. Das Kanzellei-Ceremoniel bezieht ſich auf Ausfertigung der Kanzellei- oder Staatsſchreiben, in Anſehung derer folgende Punkte beobachtet werden: 1. Regelmäßig werden ſie in der Staatsſprache des ſchreibenden Hofes abgefaßt, 2. an Gleiche oder Geringere gerichtet, fängt der Schreibende mit ſeiner eigenen Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenſeitigen Verhältniſſes, die Begrüßungsformel und dann erſt die Anrede folgt. (Z. B. der König von England an Catharina: George par la grace de Dieu Roi de la Grande Bretagne, à la très haute, très puissante Princesse, Notre très chère Soeur, et Grande Duchesse de toute la Russie, etc. Salut, Bonheur et Prosperité. Très haute, très puissante et très illustre Princesse! Die Titel: Vater, Bruder, Oheim, Neffe, Vetter werden dabei meiſt in politiſchem Sinne gebraucht). 3. Im Context, welcher unabgeſetzt auf die Anrede folgt, redet der Schreibende von ſich in der Mehrzahl Wir, Uns, und gibt dem Empfän-

ger den gebührenden Titel: Majeſtät, Durchlaucht, Liebden u. ſ. w. 4. Mit einer hergebrachten Schlußformel (Nous prions Dieu, qu'il Vous aie, très haut Prince, Notre bon frère et ami en sa sainte et digne garde) wird der Brief geendigt. Dann folgt abgeſetzt Bezeichnung des Orts, des Tages, der Jahreszahl, auch wohl des Regierungsjahres, wo er ausgefertigt worden. Hierauf wird 5. die Anrede wiederholt oder auch der Brief bloß nach Umſtänden von dem Miniſter contraſignirt, von dem Fürſten unterſchrieben. 6. Die Aufſchrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und ſein Verhältniß zu dem Schreibenden. 7. Die Ausfertigung geſchieht auf großem, ſchönem Papier, meiſt ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des großen Staatsſiegels. Von den übrigen Ceremoniels an ſeinem Orte. dd.

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo. Sie iſt überhaupt Erdgöttin, oder die fruchttragende und fruchtbringende Erde. Dies deutet auf ihre Verbindung mit Perſephone (Proſerpina) in der Mythe an. Die Hauptzüge, durch welche dieſe Gottheit bezeichnet wird, ſind folgende. Sie wurde beſonders als Erfinderin des Ackerbaus (daher ihre Attribute Halme und Aehren) und zugleich als Stifterin aller bürgerlichen Geſellſchaft, die den herumſchweifenden Wilden an den Boden feſſelte, ihm dadurch mildere Sitten, ihm Eigenthum, den Schutz der Geſetze (daher ihr Beiname Thesmophoros) und damit ein Vaterland gab, vorgeſtellt und dieſer Idee gemäß in Werken der Kunſt gebildet. Sie war nach der Mythe Tochter des Cronos und der Rhea, unweit der Stadt Eua in Sicilien geboren, wodurch die Fruchtbarkeit dieſes Landes mythiſch angedeutet wird. Mit Zeus (Jupiter), ihrem Bruder, zeugte ſie die Proſerpina, welche dieſer dem Herrſcher der Unterwelt geweiht hatte. Pluto entführt die letztere. Ceres durchirrt, ſie ſuchend, die ganze Erde in menſchlicher Geſtalt, zündet am Aetna ihre brennende Fackel an, und beſteigt den mit Drachen beſpannten Wagen. Aber vergeblich. Auch den gaſtfreien Keleos (Celeus) in Eleuſis beſucht ſie, und läßt ſich, als ſie deſſen Haus verläßt, an dieſem Ort Altar und Tempel weihen (ſ. Eleuſis, Eleuſinen). Auch ſchenkt ſie deſſen Sohn Triptolemos den Drachenwagen und die edle Frucht des Weizens, damit er ihn auf der ganzen Erde ausſtreuen und den Segen der Götter unter alle Menſchen verbreiten ſolle. Denn das allſehende Auge des Helios entdeckte ihr endlich den Aufenthalt der geliebten Tochter, die ſie zürnend vom Orkus zurückfodert. Jupiter bewilligt ihr die Bitte unter der Bedingung, daß Proſerpina noch nichts von Pluto's Koſt genoſſen. Schon aber hatte dieſe einige Körner des Granatapfels gegeſſen; Ceres erhielt daher durch Bitten nur ſo viel, daß ihre Tochter die Hälfte des Jahres dem Lichte der Oberwelt zurückgegeben ward. Als ſie ſo die Tochter gefunden, erzählt die Mythe, hob ſie den Fluch auf, den ſie über die Erde ausgeſprochen und Fruchtbarkeit und Leben kehrte zurück. Nach Andern genoß auch Neptun ihrer Umarmung und zeugte mit ihr das Roß, Arion und eine Tochter. Unzufrieden mit ihren Kindern, verließ ſie den Olymp und verbarg ſich in einer Grotte. Aber man entdeckte ihren Aufenthalt dem Jupiter, welcher ſie darauf durch eine Parce zurückführen ließ. Jaſion, dem die Erfindung des Ackerbaus in Creta zugeſchrieben wird, zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete eiferſüchtig jenen mit dem Blitze. Alles ſpecielle Modificationen der Idee von der Erfindung und Ausbreitung des Ackerbaus. Sie hat, ſagt Hirt, in ihrer Abbildung dieſelbe hohe Geſtalt und daſſelbe Matronenanſehn, wie die Juno, doch dabei etwas Milderes, als die Götterkönigin; ihr Auge iſt weniger geöffnet und ſanfter blickend, die Stirn niedriger und anſtatt des hohen

Diadems umgibt ihr Haupthaar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band. Die Falten der Tunika fallen geradlinig zu ihren Füſſen herunter; nur das kurze Obergewand unterbricht dieſe Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verhüllt nichts von der Vorderanſicht ihrer Geſtalt. Mehr eingehüllt und mit verſchleiertem Hinterkopfe erſcheint ſie, wo ſie dem Triptolemos die Aehren reicht. Zu ihren Attributen gehört außer dem Aehrenkranze noch die Fackel, ein Büſchel Mohnköpfe, die ſie theils in der Hand hält, theils in einen Kranz geflochten um das Haupthaar gewunden trägt, oder das Füllhorn. Auch hat ſie wohl eine Sichel ſtatt des letztern und einen unbeſchlagenen Spieß ſtatt der Fackel, oder den geheimnißvollen Korb. Bisweilen findet man ſie in Geſellſchaft des Bacchus, oft auf ihrem Drachenwagen. T.

Ceres Ferdinandea, ſ. Planeten.

Certe Partie iſt in der Handlung ein Vertrag, nach welchem ein Schiffer, ſobald er volle Ladung bekommen hat, nur den, von dem Befrachter vorgeſchriebenen Weg nehmen darf; überhaupt ein ſchriftlicher Frachtcontract über alle zwiſchen dem Schiffer und Befrachtenden feſtgeſetzten Bedingungen.

Certioration iſt die Rechtswohlthat, vermöge welcher gewiſſe Perſonen, z. B. Frauen, Unmündige und dergl. von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei ſind, wenn ſie ſich dieſes Rechts nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. eine Frauensperſon, die ohne Beiſtimmung ihres Vormunds gehandelt hat, ſich der Erfüllung eines ſelbſt ſchriftlichen Verſprechens entziehen u. ſ. w.

Cerutti (Giuſeppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, war eines der letzten Mitglieder des Ordens der Jeſuiten, deſſen Auflöſung er überlebte. Nachdem er ihr Zögling geweſen, ward er einer ihrer berühmteſten Profeſſoren am Collegium zu Lyon, und begegnete mit Kraft den Angriffen, welche man gegen ſie richtete. Seine Apologie des Jeſuiterordens machte großes Aufſehn. Der Generalprocurator kündigte ihm den Befehl an, die Grundſätze der Geſellſchaft, die er ſo nachdrücklich vertheidigt habe, abzuſchwören. Cerutti gehorchte, und nachdem er den vorgeſchriebnen Eid unterzeichnet, fragte er kalt: „Gibt es noch mehr zu unterſchreiben?“ — „Ja,“ antwortete ihm der Beamte, „den Coran; ich habe ihn aber nicht bei mir.“ — Vor ſeiner Apologie hatte er ſchon zwei Reden drucken laſſen, die eine über die Mittel, die Zweikämpfe zu verhindern, die andre über die Urſachen, warum die neuern Republiken nicht den Glanz der alten erreicht hätten. Letztere ward von der Akademie von Dijon gekrönt. Die Apologie der Jeſuiten erwarb ihm die beſondere Gunſt des Dauphins. Nachdem er am Hofe Zutritt gefunden, flößte eine Dame von ausgezeichneter Familie ihm eine heftige Leidenſchaft ein. Getäuſcht in ſeinen Wünſchen, litt er lange und tiefe Schmerzen; ſeine Geſundheit ward dadurch erſchüttert. Die Herzogin von Brancas bot ihm großmüthig ihre Freundſchaft an; ſeine Dankbarkeit war ohne Gränzen; er nannte dieſe Frau ſeine Mutter, ſeine Vorſehung. Indeß blieb Cerutti immer krank und ſchwermüthig; eine faſt gänzliche Taubheit trug noch mehr dazu bei, ihn zu einem finſtern Träumer zu machen, aber ſeine moraliſchen Fähigkeiten hatten nichts von ihrer Energie verloren. Cerutti war zu Paris, als 1789 die Revolution ausbrach. Seine Grundſätze und vielleicht einige Rachſucht wegen der als Vertheidiger der Jeſuiten erfahrnen Demüthigungen machten ihn zu einem der eifrigſten Wortführer der neuen Ordnung. Er war in enger Verbindung mit Mirabeau und arbeitete viel für dieſen. Ueberdies ſchrieb er mehrere Gelegenheitsbrochuren, unter andern ein Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques,

Im J. 1791 trat er in den geſetzgebenden Körper, einige Zeit nachdem er in der Kirche St. Euſtache auf Mirabeau die Leichenrede gehalten hatte. Erſchöpft durch ſeine zu lebhafte Thätigkeit für die Revolution ſtarb er im Februar 1792. Der Magiſtrat von Paris benannte eine Straße nach ihm. Cerutti war groß und wohlgebildet, er hatte eine angenehme Phyſiognomie, ein ſanftes und zum Herzen dringendes Organ, viel Anmuth im Geſpräch. Seine Meinungen vertheidigte er mit Feſtigkeit, aber ohne Bitterkeit; er glänzte mehr durch Feinheit und Gewandtheit, als durch Gründlichkeit und Tiefe. Cerutti hat in Verſen und in Proſa geſchrieben. Die von uns angeführten proſaiſchen Schriften ſind im Allgemeinen rein und correct im Styl, aber voller Antitheſen und falſchem Schimmer. Seinen Verſen fehlt es an Bewegung, Feuer, Mannichfaltigkeit und poetiſchem Geiſt. Bedeutenden Antheil hatte Cerutti ein Jahr lang an der Feuille villageoise, einem Volksblatte von ſehr vorübergehendem Werthe. Seine Oeuvres diverses ſind 1793 in einem Octavbande erſchienen. Indem wir unſer Urtheil über Cerutti kurz zuſammenfaſſen, geſtehen wir zwar zu, daß er ein geiſtreicher und ſcharfſinniger Literator war, allein unfähig, ein Ganzes zu umfaſſen, hat er nichts hervorgebracht, was auf die Nachwelt kommen wird. In ſeinen philoſophiſchen Grundſätzen hing er von den Umſtänden ab, von denen er ſich hinreißen ließ, ohne die übeln Folgen davon vorauszuſehn.

Cervantes (Miguel de Cervantes Saavedra), einer der glänzendſten Märtyrer der Poeſie, wurde, der wahrſcheinlichſten Vermuthung zu Folge, zu Alcala de Henares den 9ten Oct. 1547 geboren, von wo ſeine Aeltern, als er ſieben Jahre alt war, nach Madrid zogen. Auf einer Schule dieſer Hauptſtadt erhielt er Unterricht, entſprach aber den Wünſchen ſeiner unbegüterten Aeltern, ein Brotſtudium zu wählen, keineswegs, indem eine unbeſiegbare Neigung ihn zur Poeſie hinzog, welche Neigung ſein Lehrer Juan Lopez, der ſelbſt für Poeſie eine Vorliebe hatte, noch mehr entflammte, Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman Filena waren die frühzeitigen Erzeugniſſe ſeiner poetiſchen Kraft. Leider hatte er ſeines Lebens ſchönſte Jahre unbelohnt an dieſe Liebe hingegeben; Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, ſein Vaterland zu verlaſſen, um anderwärts ſein Unterkommen zu finden. Er ging nach Italien, wo er zunächſt als Kammerdiener in Dienſte des Cardinals Julio Acquaviva trat, bis er im folgenden Jahr einen, ſeinem Stande und ſeinen Neigungen angemeſſenen Wirkungskreis fand. Gegen die Türken und afrikaniſchen Corſaren, die damals Spanien und Italien in Bewegung ſetzten, brach ein Krieg aus, und Cervantes ward als Offizier angeſtellt. Muth und Heldenſinn, ſeine treuen Gefährten durch das ganze Leben, zeichneten ihn in dieſer Lage aus; in der heißen Schlacht bei Levanto aber verlor er ſeinen linken Arm. Doch hielt ihn dieſe rühmliche Verſtümmelung nicht ab, ſein Leben ferner dem Kriege zu weihen, und er trat in Dienſte ſeines Königs. Im Jahr 1575 wollte er in ſein Vaterland zurückgehen; die Galeere aber, auf der er ſich befand, wurde von dem berüchtigten Corſaren Arnaut Mami genommen, und Cervantes, ſo wie die übrige Mannſchaft, in Algier als Sclav verkauft. Acht Jahre lebte er in dieſer Gefangenſchaft, die, weit entfernt, ſeinen Geiſt zu beugen, vielmehr alle Kraft deſſelben erhöhte. Der Oberſtlieutenant Don Vincente de los Rios, unſers Dichters vorzüglichſter Biograph, berichtet ausführlich die kühnen aber verunglückten Plane, die Cervantes wiederholt zur Wiedererlangung ſeiner Freiheit entwarf; da man aber für die Geſchichte dieſes Zeitpunkts im Leben des Cervantes keine andere Quelle hat, als deſſen Novelle der Gefangene, von welcher man nicht mit Gewißheit

angeben kann, ob ſie des Dichters eigne Schickſale rein erzähle; ſo muß es dahin geſtellt bleiben, wie viel an dem Romane ſeines Sclavenlebens Wahrheit ſey. Im Jahre 1580 erhielt er endlich durch Auslöſung ſeine Freiheit, und kam zu Anfang des folgenden Jahres wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Muſen in ſtiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in ſeinem Innern, gaben ihm die Welten, die er ſchuf, Erſatz für die, der er ſich entzog. Wenn man nun aber von einem Manne, der mit dem, was ihm die Natur verliehen, unerſchöpflicher Erfindungsgabe, der umfaſſendſten poetiſchen Imagination, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verſtand und einen Schatz practiſcher Welt- und Menſchenkenntniß verband, wenn man von ſolch einem Manne nichts Gemeines erwartet, ſo iſt dies natürlich, ſelten aber, daß die gehegte Erwartung ſo übertroffen wird, wie hier, indem Cervantes das wahrhaft Bewundernswürdigſte leiſtete. Erfreulich begann er ſeine neue poetiſche Laufbahn mit dem Schäferroman *Galatea* (1584), nach deſſen Erſcheinung er ſich bald verheirathete. Da dies ihm einen größeren Erwerb nothwendig machte, ſo widmete er ſein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraume von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen ſein Trauerſpiel *Numancia* als einzig hervorragt, und an genialer Kraft, kühnem Pathos und edler Ausführung an Aeſchylus reicht. Nicht eben ſo glücklich war unſer Dichter in einer andern Gattung von Dramen, und zwar eben jener, wie ſie der Spanier vorzüglich liebt; einem Gemiſch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verſchlungen, und dies war unſtreitig der Grund, warum er von *Lope de Vega*, der eben hier ſeinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es ſcheint, zog er ſich deßhalb von jetzt an vom Theater zurück. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beſchränkt genug, und erſchien zuerſt nach zehn Jahren wieder als Schriftſteller, und nun ganz erſt in der Sphäre, die ſeinem Genius vornehmlich angemeſſen war, und mit einem Werke, das ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichert. Es iſt ſein *Don Quixote*, von welchem die Rede iſt. Die Veranlaſſung zu dieſem claſſiſchen Werke erzählt der Biograph des Dichters alſo. „In den Verrichtungen ſeines Amtes mußte Cervantes durch die Provinz la Mancha reiſen, wo er auf einem Dorfe Händel bekam, bei denen er von den Einwohnern mißhandelt und ins Gefängniß geworfen wurde, worin er den Anfang ſeines Romans arbeitete. Der Ort hieß Argameſilla. Ohne ihn zu nennen, machte ihn Cervantes zum Geburtsort ſeines abenteuerlichen Ritters, und gab dadurch den Bewohnern der Provinz eine Unſterblichkeit, die als Belohnung für die bei ihnen gefundene Aufnahme unſtreitig die beſte Rache war, die er nehmen konnte.“ Wie viel Wahres an dieſem Berichte ſeyn mag, kann füglich auf ſich beruhen; wichtiger iſts ohne Zweifel, daß Cervantes mit dieſem Werke eine Reform des Geſchmacks und der Denkart bei ſeinen Landsleuten beabſichtigt hatte. Jenem abenteuerlichen Heldengeiſte mit allen ſeinen ſchlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Wie es aber damals um jene Ritterromane ſtand, erſehen wir aus dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches Cervantes im Don Quixote ſelbſt mit ihnen halten läßt. Wollte nun aber der Dichter ſeinen Zweck erreichen, ſo hatte er kaum ein anderes Mittel als Parodie, mit welcher er ſich aber, da aller ironiſche Ernſt nur von den Klügern verſtanden wird, der Gefahr ausſetzte, mißverſtanden zu werden. Der Erfolg hat wenigſtens bewieſen, daß dies der Fall war: denn da Cervantes einen Beſchützer für ſein Werk ſuchte, den er in dem Herzog von Bejar gefunden zu haben glaubte; ſo weigerte ſich dieſer, die Dedication eines *Ritterromans*

anzunehmen. Als freilich der Dichter endlich erlangt hatte, dem Herzog nur ein einziges Capitel daraus vorleſen zu dürfen, ſo änderte ſich des Herzogs Meinung gar ſehr, und entzückt von dem Gehörten, bat er nun ſelbſt um die Dedication. Der erſte Theil erſchien, und wurde mit allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen, den bald das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar ſuchte man hier manches in dem Werke, was der Dichter keineswegs hatte geben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils ſatiriſche Angriffe auf bekannte Perſonen (welche Meinung freilich Cervantes ſelbſt durch eine anonyme Kritik veranlaßt hatte); allein die entdeckte Täuſchung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls. Das iſt ja überall die Wirkung der echten Poeſie, daß ſie unvermerkt die Gemüther gewinnt und feſt hält. Von welchem echt-poetiſchen Genius aber Cervantes beſeelt war, zeigt ſich in keinem ſeiner Werke mehr, als im Don Quixote, da deſſen proſaiſcher Zweck und einſeitige ſatiriſche Tendenz kein Hinderniß wurden für die ſchönſte allſeitige poetiſche Entfaltung. Von welcher Seite man das herrliche Werk betrachtet, ſo ſteht es als unübertroffenes Muſter da. Als Roman ſtellt es, wie es dieſe Gattung erfodert, die ganze Bildung und Geſchichte eines Individuums dar, in welchem ſich durch wunderbare Schickſale ſeine eigene Natur offenbart; und *wie* ſtellt es alles dar! Während es die falſche Romantik zu vernichten ſtrebt, iſt es ſelbſt von echt-romantiſchem Geiſte ganz durchdrungen; während es eine Unwahrheit vernichtet, iſt es ſelbſt voll des tiefſten Lebens der Wahrheit; während es die Thorheit züchtigt, macht es ſpielend die vollendete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche ſchöne epiſche Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und Mannichfaltigkeit der intereſſanteſten Situationen! Welche Kunſt und Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanſchauung! Und dabei jene unausſprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die ſich wie ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreiten, jene Leichtigkeit, wodurch das Ganze wie von ſelbſt entſtanden ſcheint, jene unendliche Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen in ſeiner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieſes Romans, daß er den gebildetſten Geiſtern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich der Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahndet. Es iſt deßhalb buchſtäblich zu nehmen, wenn geſagt wird, daß dieſer Roman ſich eines *allgemeinen* Beifalls erfreuet habe. Leider aber wurde das ſeltene Glück ſeines Werkes nicht auch Glück für den Dichter, der auch jetzt ſo vergeſſen und vernachläſſigt blieb, als vorher. Vergeblich waren ſeine Bemühungen um Verbeſſerung ſeiner Lage, und beſcheiden-ſtolz zog er ſich mit ſeinem Genius und ſeiner Armuth zurück. Nach einem Zwiſchenraum mehrerer Jahre erſchien er erſt wieder im Publikum, indem er zuerſt ſeine zwölf *Novellen*, die neben des Boccaccio vorzugsweiſe genannt zu werden verdienen, und dann ſeine *Reiſe auf den Parnaß*, einen Verſuch, den Geſchmack ſeiner Nation zu läutern, herausgab. Neid und Mißgunſt hatten ſich indeß an ſein Verdienſt gehängt, und ſuchten den unverantwortlich vernachläſſigten Mann wo möglich auch in literariſche Vergeſſenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich erwartete Fortſetzung des Don Quixote den Vorwand lieh. Ein Unbekannter, unter dem Namen *Alonſo Fernandez de Avellaneda*, gab eine Fortſetzung heraus, voller Invectiven gegen Cervantes. Mehreres zeigt, daß dieſer den hämiſchen Streich bitter empfand; er rächte ſich aber auf eine glänzende Weiſe durch die Herausgabe der Fortſetzung ſeines Don Quixote, welche das Letzte war, was bei ſeinen Lebzeiten von ihm erſchien; denn ſein Roman *Perſiles und Sigismunda*

kam erſt nach ſeinem Tode heraus. In äußerſter Dürftigkeit würde dieſer ihn überraſcht haben, hätte Cervantes nicht in ſeinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Butlers Tode gerettet, allein ſeine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch auch nicht beim Abſchied aus demſelben. In einem Alter von 68 Jahren ſtarb er den 23ſten April 1616. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenſtein zeigt die Stätte, wo er ruht. Außer ſeinem Ruhm als Schriftſteller hinterließ er noch den eines heldenſinnigen, feſten, geraden Mannes, der mit edlem Freimuth eigne, wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Wir Deutſchen haben von ſeinem Meiſterwerk eine dreifache Ueberſetzung: die von Bertuch (1757), welcher manches hinwegließ, wodurch das Komiſche und Burleske ſtärker hervortrat und herrſchender Charakter des Werks wurde, die von Tiek (Berl. 1799) und die von Soltau (Königsb. 1800), aus denen man den ganzen poetiſchen Genius des Werkes erſt erkennt. Mit einer Ueberſetzung ſeiner Novellen hat uns Soltau (Königsb. 1801. 3 Bd.) und des Trauerſpiels Numancia der Baron de la Motte Fouqué (Taſchenb. für Freunde des Südens, Berl. 1810) beſchenkt. In dem genannten Taſchenbuche befindet ſich auch das ſpaniſche Original. Eine ſchätzbare Ausgabe des Originals vom Don Quixote haben wir von dem verdienſtvollen Ideler. dd.

Ceſarotti (Melchior), einer der berühmteſten Literatoren und Dichter Italiens aus dem 18ten Jahrhundert, war 1730 zu Padua geboren; er ſtammte von einer alten und edlen, aber armen Familie ab. Früh gab er Proben ſeines Genies, das ſich unter der Leitung gelehrter Profeſſoren ſchnell entwickelte. Er vollendete ſeine literariſchen Studien mit glänzendem Erfolg; ſeine Phantaſie war angefüllt mit allem, was ſie Verführeriſches haben; aber ſehr natürlich fand er nicht denſelben Reiz in der Philoſophie, wie ſie damals gelehrt wurde. Eben ſo wenig zog ihn die Mathematik an, vielleicht auch wegen Mangels an einer zweckmäßigen Lehrmethode. Er befand ſich in einem für einen ſo lebhaften Geiſt peinlichen Zuſtand des Schwankens, als ein Buch und ein Freund ihm eine feſte Richtung gaben und in ſeinem Herzen die Keime jener wahren Philoſophie entwickelten, welche man nicht in den Schulen lernt. Dieſes Buch war die Sagesse von Charron und dieſer Freund war der gelehrte Joſeph Toaldo, eine der vornehmſten Zierden der Univerſität Padua. Der Lectüre des einen und dem Umgang mit dem andern verdankt er den philoſophiſchen Geiſt, der ſein Leben leitete und ſeine Werke charakteriſirt. Nach der Philoſophie verſuchte ſich Ceſarotti in der Jurisprudenz und ſelbſt in der Theologie; aber er kehrte bald zu den Studien zurück, die ſeiner Neigung mehr entſprachen. Er wurde zu dem Lehrſtuhle der Rhetorik an dem Seminar, wo er ſelbſt gebildet worden, in einem Alter berufen, in welchem die meiſten jungen Leute erſt in dieſe Claſſe treten, und widmete ſich mit glühendem Eifer den Pflichten ſeines Amts. Er erklärte ſich von jetzt an offen gegen die Vorurtheile und den Schlendrian der Schulen. Seine Thätigkeit war unermüdlich, ſeine Lectüre umfaſſend; er las kein Buch ohne Excerpte und Anmerkungen zu machen. Da für ihn allein dieſe Arbeit zu weitläufig ward, ließ er ſich dabei von denjenigen ſeiner Schüler helfen, die dazu geſchickt waren. So brachte er mehr als zwölf Bände von Analyſen, Citaten und erleſenen Bruchſtücken der alten und neuen Literatur zuſammen. Aus Gefälligkeit gegen eine Geſellſchaft von Helleniſten, die er beſuchte, überſetzte er den Prometheus des Aeſchylus; aber in der Folge fand er dieſen erſten Verſuch, der auch gedruckt erſchien, ſo unvollkommen, daß er ihn der Vergeſſenheit übergab. Glücklicher überſetzte er drei Tragödien von

Voltaire, Sémiramis, La Mort de César und Mahomet, in italiäniſche Verſe. Sein Ruf fing an ſich zu verbreiten. Im J. 1762 ward Ceſarotti nach Venedig berufen, um in dem erlauchten Hauſe Grimani die Erziehung zu übernehmen. Er gab hier bei verſchiednen Gelegenheiten neue Beweiſe ſeines Dichtertalents. Jene drei Tragödien von Voltaire erſchienen im Druck mit zwei einleitenden Abhandlungen, die eine, über das Vergnügen an der Tragödie, die andre, über den Urſprung und die Fortſchritte der Dichtkunſt. Letztere ſchloß er jedoch ſpäter von der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke aus. Durch einen jungen Engländer lernte er die eben von Macpherſon zu London herausgegebnen Gedichte Oſſians kennen. Einige Bruchſtücke, die derſelbe ihm wörtlich überſetzte, erregten in Ceſarotti eine ſolche Bewunderung, daß er auf der Stelle beſchloß, das Engliſche zu lernen. So wie er eins von den Gedichten des ſchottiſchen Barden vollkommen verſtand, überſetzte er es in italiäniſche Verſe, und in noch nicht ſechs Monaten waren ſämmtliche Gedichte überſetzt; eine bewundernswürdige Schnelligkeit bei einer ſo ſchönen Arbeit! Als im J. 1768 durch des gelehrten Carmeli Tod der Lehrſtuhl des Griechiſchen und Hebräiſchen auf der Univerſität Padua erledigt worden, nahm ihn Ceſarotti ein. Von jetzt an, wo er ſich in ſeinem Vaterlande angeſtellt und in einer ſorgenfreien Lage befand, dachte er an weiter nichts, als ſeine Pflichten gehörig zu erfüllen und das Vertrauen und die Achtung ſeiner Mitbürger zu rechtfertigen. Er gab nach und nach ſeine Ueberſetzung des Demoſthenes, ſeinen Curſus der griechiſchen Literatur und ſeinen Homer heraus. Letzterer beſteht in einer doppelten Ueberſetzung der Iliade, einer höchſt freien verſificirten und einer genauen in Proſa, begleitet mit vielen Einleitungen und Anmerkungen. Im J. 1779 gründeten die Venetianer zu Padua eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften; Ceſarotti wurde zum beſtändigen Secretär der Claſſe der ſchönen Künſte ernannt. In dieſer Eigenſchaft las er jährlich in einer öffentlichen Sitzung jene akademiſchen Berichte vor, in welchen er ſo viel Kenntniſſe und Talente zeigte. Der philoſophiſche Verſuch über die Sprachen ward auf den Wunſch mehrerer ausgezeichneten Mitglieder der Akademie geſchrieben; den Verſuch über den Geſchmack verfaßte er für die Akademie zu Rom, in welcher er den Namen Meronte Larisseo angenommen hatte. Nach den Ereigniſſen, welche in den Jahren 1796 und 97 die Geſtalt Italiens verändert hatten, gab er auf Befehl der republikaniſchen Regierung einen Verſuch über die Studien heraus, worin er die Methode des Unterrichts und der Erziehung zu verbeſſern ſuchte. Er ſchrieb auch über den Unterricht eines Staatsbürgers und über den aufgeklärten Patriotismus. Sein Leben war ganz den Wiſſenſchaften gewidmet. Napoleon ernannte ihn zum Ritter und ſpäter zum Commandeur des Ordens der eiſernen Krone und verlieh ihm zwei außerordentliche Penſionen. Ceſarotti pries ſeinen Wohlthäter in einem Gedicht in reimloſen Verſen, betitelt Pronea (Vorſehung), welches 1807 erſchien. Ungeachtet ſeines hohen Alters dachte er noch an mehrere neue Arbeiten und beſchäftigte ſich beſonders thätig mit der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, welche ſeit 1800 begonnen hatte, als er am 3ten November 1808 ſtarb. Ceſarotti war klein, aber wohl gebildet, und von einer ſtarken Conſtitution; er war blond, ſeine hellblauen Augen hatten viel Lebhaftigkeit; ſeiner wiewohl ſchwachen und etwas heiſern Stimme fehlte es nicht an Nachdruck und Biegſamkeit; ſeine Phyſiognomie war ausdrucksvoll und ſein ganzer Körper von vieler Beweglichkeit; er geſticulirte ſelbſt etwas zu viel. In ſeiner Kleidung war er nachläſſig. Seine Unterhaltung war lebhaft, heiter, anziehend, unerſchöpflich in einem kleinen Kreiſe von Freunden, dagegen war er in zahlreichen und ſogenannten

vornehmen Geſellſchaften beengt und gezwängt; er ſchien die Rede, die Phyſiognomie und ſelbſt die Bewegung verloren zu haben. Als Schriftſteller gehört er zu jenen außerordentlichen Männern, die ſich neue Bahnen brechen, Bewundrer und Nachahmer finden. Seine Proſe iſt lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neologismen und hauptſächlich voll Gallicismen, und mithin der preiswürdigen und muſterhaften Schreibart eines Macchiavelli, Annibal Caro, Galilei nicht an die Seite zu ſtellen. Von ſeinen dichteriſchen Arbeiten iſt die berühmteſte ſeine Ueberſetzung des Oſſian, deren herrliche Verſification Alfieri beſonders bewundert. Die vollſtändige Ausgabe der Werke Ceſarotti's iſt nach ſeinem Tode von ſeinem Freunde und Nachfolger Giuſeppe Barbieri fortgeſetzt und beendigt worden. Die letzten Bände enthalten ſeinen Briefwechſel.

Ceſſion, die Abtretung, Ueberlaſſung einer Sache an einen Andern. Cessio bonorum, die Abtretung ſeiner Habe an die Gläubiger. Ceſſionarius, der, dem etwas abgetreten wird. Bei den Wechſelbriefen der Indoſſat, welchem der Ausſteller den Wechſel überlaſſen, oder zur Einziehung übertragen hat. Cedent, der dem Andern etwas überlaſſen hat, als Gegenſatz von Erſterem.

Cette, eine Stadt mit 7000 Einwohnern in dem ehemaligen Languedoc, jetzt im Dep. Herault, auf einer Landzunge zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem See von Thou gelegen, in welchen ſich der große Canal ergießt. Die Stadt iſt offen, der ziemlich ſichere Hafen aber durch das Fort St. Pierre und St. Louis gedeckt. Für die Producte von Languedoc iſt Cette der Haupthafen. Nicht unbedeutend iſt der Handel mit wollnen, baumwollnen und ſeidnen Waaren, Leder, Grünſpan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Sode u. ſ. w. Auch hat Cette Zucker- und Seifenfabriken und eine Schifffahrtsſchule.

Ceuta, eine Stadt an der afrikaniſchen Küſte, im Königreiche Fez, auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber. Sie hat eine bedeutende Fortereſſe, aber einen ſchlechten Hafen. Im Jahr 1415 machten ſich die Portugieſen Meiſter von dieſer Stadt. Mit Portugal kam Ceuta 1570 an den König Philipp II. von Spanien, und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrſchaft dieſer Monarchie, welcher es auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlaſſen wurde. Von 1694 bis 1724 lagen die Mauren vor dieſer Stadt, bis ſie endlich die Spanier entſetzten. Sie iſt aber immer noch den Anfällen der Mauren ausgeſetzt. Seit dem 23ſten März 1810 haben die Engländer ſie mit den Spaniern gemeinſchaftlich beſetzt.

Cevallos (Don Pedro). Dieſer berühmte ſpaniſche Miniſter ſtammt aus einer alten Familie von Alt-Caſtilien. Nachdem er ſeine Studien zu Valladolid beendigt hatte, war er eine Zeit lang Geſandtſchaftsſecretär zu Liſſabon, vermählte ſich ſpäterhin mit einer Anverwandten des Friedensfürſten und ward zum Geſandten am neapolitaniſchen Hofe ernannt, wohin er jedoch nicht abging, da zwiſchen beiden Höfen ein Mißverſtändniß entſtanden war. Nachher wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieſelben mit weiſer Vorſicht und Mäßigung. Er ſchien den Anſichten ſeines Gönners, des Friedensfürſten, zu folgen. Als aber Napoleons Ränke den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Aſturien, auf den allein alle ſpaniſchen Patrioten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten, ihre Hoffnung ſetzen konnten. Er begleitete denſelben nach Bayonne, war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten, und mußte aus Klugheit dem Verlangen Joſeph Buo-

naparte's ſcheinbar nachgeben, als Staatsrath des Innern in ſeine Dienſte zu treten. Dieſer glaubte durch den Beitritt eines Mannes von ſo großer Popularität wie Cevallos ſeiner Sache eine bedeutende Stütze gewonnen zu haben. Cevallos war aber kaum in Madrid angekommen, als er ſich gegen den aufgedrungnen König erklärte und mit der ſpaniſchen Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er ein Werk über die Angelegenheiten Spaniens im J. 1808, beſonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, das Niemand ohne den tiefſten Abſcheu gegen den damaligen Tyrannen Frankreichs und Europa's geleſen haben wird. Früher war die ſchändliche Politik Buonaparte's noch nie in einem ſo hellen Lichte gezeigt worden. Er hat ſeitdem der Sache Ferdinands und ſeines Vaterlandes mit Eifer zu dienen fortgefahren.

Ceylon, bei den Eingebornen und in der malabariſchen Sprache **Canca**, oder das heilige Land, 97 Gr. 20 Min. bis 99 Gr. 10 Min. Länge, 5 bis 9 Gr. 50 Min. Breite, oſtindiſche Inſel, von Vorder-Indien getrennt durch die Meerenge Palksſtraße, welche mit Sandbänken, Adamsbrücke genannt, angefüllt iſt; groß 1740 Quadratmeilen. Von Südoſt und Südweſt geht eine hohe Bergkette. Der höchſte Berg iſt der Adamsberg im Süden. Flüſſe ſind der Malivagonga und Muliwaddi in verſchiedenen Armen. Das Clima iſt heiß, aber geſund; häufige Erdbeben. Producte ſind Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Reiß, Blei, Smaragde, Katzenaugen, Rubine, Saphire, Amethiſte, Topaſe, Zimmt, Pfeffer, Cardamomen, Arekanüſſe, Elephanten, Rieſenſchlangen, Kauris, Perlen ꝛc. Einwohner: Wedas und Singaleſen. Im Innern herrſchen mehrere Fürſten, unter denen der ſingaleſiſche König von Candy der mächtigſte iſt. Die Küſten beſitzen mehrentheils die Engländer, deren Hauptort Colombo iſt, doch hat das engliſche Gouvernement von dieſem Beſitz mehr Ausgaben als Einnahmen. Die Einkünfte von der Perlenfiſcherei betragen 40,000, und vom Zimmt (jährlich im Durchſchnitt 7000 Ballen, à 80 Pfund exportirt) 600,000 Pf. Sterling. Das Deficit, welches die Schatzkammer für die Inſel zahlen muß, beträgt jährlich im Durchſchnitte mehr als 100,000 Pf. Sterl. Die Portugieſen, welche ſich 1506 auf Ceylon feſtſetzten, wurden von den Holländern 1658 vertrieben, und dieſe bemächtigten ſich faſt der ganzen Küſte von 2 bis 12 Meilen ins Land hinein. Im Innern gelang es ihnen jedoch nie, ſich feſtzuſetzen. Die Beſitzungen der Holländer waren unter drei Regierungen getheilt, welche zu Colombo, zugleich dem Sitz des Generalgouverneurs, zu Jaffnapatam und Punto Gale ihren Sitz hatten. Colombo war nach Batavia das wichtigſte Etabliſſement der Holländer in Indien. Es iſt gleich den holländiſchen Städten in Europa gebaut, und ſehr ſchön und reinlich. Außer Colombo iſt Trinconomale vorzüglich wegen ſeines vortrefflichen Hafens berühmt. Ungeachtet der ſingaliſche Kaiſer, oder Regent zu Candy, die Holländer nur als ſeine Strandwächter anſah, und jährlich von ihnen eine Geſandtſchaft bekam, die mit einem Fuße knieend vor ihm erſchien, ſo behaupteten ſie doch die Oberhand über ihn. Beſonders glückte es ihnen, in dem Kriege von 1760 bis 66, wo ſie ſelbſt ſeine Hauptſtadt eroberten, die Herrſchaft dieſes Fürſten ſehr einzuſchränken. So mußte er den Zimmt aus den Gebirgen ausſchließlich an die Holländer zu einem gewiſſen Preiſe verkaufen. In den Ebenen ſchälen ſie die Bäume ſelbſt. 1795 eroberten die Engländer die Inſel, und behielten ſie durch den Frieden zu Amiens. 1802 verdrängten die Engländer den ſingaliſchen Kaiſer auch aus Candy. Die hier gelaſſene Beſatzung der Eng-

länder wurde aber von den Eingebornen wieder überfallen. Der General Davie capitulirte mit dem Kaiſer der Singalen, und es wurde ihm freier Abzug nach Trinconomale zugeſtanden. Aber kaum hatten ſeine Soldaten die Waffen niedergelegt, als ſie überfallen und ſämmtlich ermordet wurden.

Chaconne (ciacona), ein zum Tanz gemachtes Tonſtück in 5/4 Tact (urſprünglich aus Afrika, und von da nach Spanien und zu andern Nationen gekommen), bei welchem die Hauptmelodie nur 4 oder 8 Tacte enthält, und ſo lange die darüber in einer ziemlich langen Folge fortgehenden Veränderungen dauern, der Baß immer einerlei Begleitung hat. Die Bewegung iſt übrigens mäßig, und der Tact ſehr deutlich ausgedrückt (marquirt).

Chalcographie, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Chaldäa hieß der ſüdliche, vormals durch Kunſt ziemlich fruchtbar gemachte, jetzt aber wüſte Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am perſiſchen Meerbuſen, welcher die Weſtſeite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein ſemitiſcher Volksſtamm, waren eine der berühmteſten Nationen Aſiens. Sie bildeten ſich früh aus und erreichten einen beträchtlichen Grad der Cultur. Wohl nicht mit Unrecht ſieht man ſie als die erſten Bearbeiter der Metalle an und ſchreibt ihnen die erſten aſtronomiſchen Kenntniſſe zu. Sie legten den Grund zu dem babyloniſchen und aſſyriſchen Reiche; ihr Name aber erhielt ſich nur in dem Prieſtergeſchlechte der Babylonier, deſſen Mitglieder ſich mit dem Gottesdienſte, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrſagen, Traumdeuten, Beſchwörungen, Zauberei, Sterndenterei u. dgl. beſchäftigten, dieſe Kenntniſſe aber vor dem Volke ſorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer iſt nichts auf uns gekommen.

Chalif, ſ. Kalif.

Chamade, ein Zeichen mit der Trompete oder Trommel, welches dem Feinde andeutet, daß man mit ihm Unterhandlungen pflegen wolle.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Geſtalt eines Froſches, zum Geſchlechte der Eidechſen gehörig, mit einer glatten unbehaarten Haut und einem langen Schwanze. Es hat eine ſehr lange Zunge, mit welcher es gleich einem Pfeil die Inſecten haſcht. Aſien und Afrika ſind ſein Vaterland. Die Eigenſchaft dieſes Thieres, daß es ſeine Farbe nach den Orten, wo es ſich befindet, verändere, haben neuere Reiſebeſchreiber, z. B. Golberry in ſeinen Fragmens d'un Voyage en Afrique etc. abgeläugnet. Letzterer gibt ſeine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich, oder auch ganz ſchwarz.

Chambery, die Hauptſtadt des Herzogthums Savoyen, und während der franzöſiſchen Herrſchaft Hauptort im Departement des Montblanc. In dem Pariſer Vertrag vom 30. Mai 1814 blieb ſie noch ein Beſtandtheil von Frankreich; durch die Convention vom 20. Nov. 1815 kam ſie aber wieder an den König von Sardinien zurück. Hier hatten die Herzoge von Savoyen ihre Reſidenz, und Victor Amadeus II., König von Sardinien, begab ſich, als er 1730 die Regierung niederlegte, dahin. Der größte Theil des ſavoyiſchen Adels wohnt daſelbſt, und die Bevölkerung war damals an 20,000 Seelen. Im Jahr 1806 zählte man nicht 12,000.

Chamfort (Sébaſtien-Roch-Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er

hatte damals keinen andern Namen als Nicolas und kannte von ſeinen Aeltern nur ſeine Mutter, für die er ſtets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war ſein erſter Lehrer und Beſchützer. Nicolas ſchien in ſeinen erſten Claſſen dieſe Gunſt wenig zu verdienen, in der dritten indeß fing er an, ſich auszuzeichnen, ſeine Rhetorik war glänzend; er hörte ſie zwei Mal und gewann die fünf erſten Preiſe der Univerſität. Von angenehmer Geſichtsbildung, lebhaftem Geiſte, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt; ſeine erſten Schritte waren Fehltritte, ſein erſter Gewinn Unglück. Er ſah kein anderes Mittel, ſich daraus zu retten, als Arbeit. Artikel fur das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire françois, von dem er mehrere Bände herausgab, waren ſeine erſten nützlichen Arbeiten. Im J. 1764 gewann er durch ſeine Epître d'un père à son fils sur la naissance d'un petit-fils den von der franzöſiſchen Akademie ausgeſetzten Preis. Dies und der Beifall, womit ſeine Jeune Indienne auf dem Theatre françois aufgenommen wurde, erweckte die größten Erwartungen von ſeinem Dichtertalent, verwickelte ihn aber zugleich immer mehr in die Zerſtreuungen der Welt. Weniger glücklich war er bei der Preisbewerbung 1766; er ſandte eine verſificirte Rede, L'homme de lettres betitelt, ein, gekrönt aber wurde Le poète von La Harpe. Seine Ode sur les Volcans, die er der marſeiller Akademie einſandte, kam zu ſpät. Dagegen gewann er bei derſelben Akademie im J. 1768 den Preis der Beredſamkeit durch Beantwortung der Frage: Combien le génie des grands écrivains influe sur l'esprit de leur siècle? Einige Zeit nachher unternahm er eine literariſche Sammlung unter dem Titel: Bibliothèque de société, welche Heriſſant beendigte und im J. 1771 in 4 Bändchen herausgab. Man glaubt, daß die beiden erſten Bände von Chamfort ſind. Im J. 1769 vermehrte er ſeinen Ruf, durch ſeine Eloge de Molière, die von der Akademie françoiſe gekrönt wurde, und zeigte 1770 durch ſein artiges Luſtſpiel Le Marchand de Smyrne, das mit großem Beifall gegeben wurde, wie nützlich ihm das Studium dieſes großen Meiſters geweſen. Seine Geſundheit war ſchon ſehr geſchwächt; ſein Erwerb reichte kaum für ſeine Bedürfniſſe hin. Chabonon, ein vertrauter Freund Chamforts, dem man unverlangt eine Penſion von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, dieſelbe anzunehmen. Er beſuchte darauf die Bäder von Contrexeville, und begab ſich, da er ſich wieder hergeſtellt fühlte, von dort auf das Land, um zu ſtudiren und zu arbeiten. Laharpe hatte eine Lobrede auf Lafontaine geſchrieben, die Freunde deſſelben brachten es bei Necker dahin, daß die Akademie von Marſeille ſie zum Gegenſtande der Preisbewerbung machte; ſie hielten es für unmöglich, daß ihm der Rang abgewonnen werden könne. Dennoch ſiegte Chamfort, und vergleicht man beide Reden, ſo muß man der Meinung der Akademie beitreten. Die Arbeit, mit welcher ſich Chamfort nunmehr beſchäftigte, war das Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände); die wichtigſten Artikel ſind von ſeiner Hand. Zugleich beendigte er ſeine Tragödie Mustapha et Zéangir. Sie wurde zu Fontainebleau aufgeführt, und verſchaffte dem Verfaſſer die Stelle eines Secretärs bei dem Prinzen Condé. Dieſer Poſten verſetzte ihn in ſchmeichelhafte Verbindungen und ſicherte ihm ein reichliches Auskommen; aber ſo ſehr auch der Prinz ſich bemühte, ihm ſeine Feſſel leicht zu machen, es war nichts deſto weniger eine Feſſel und Chamfort konnte ſie nicht lange tragen. Er löſ'te ſie, ohne die Bande der Dankbarkeit zu brechen. Jetzt, da er frei war, ließ er ſich zu Auteuil nieder, wo er des Umgangs der Ma-

dame Helvetius genoß, von welcher er früher Unterſtützung empfangen hatte. Im J. 1781 wurde Chamfort in die Akademie françoiſe aufgenommen. Seine ſchöne Antrittsrede war zugleich das letzte rein literariſche Werk, das er dem Publicum übergab. In demſelben Jahre erſchien von ihm, jedoch ohne ſeinen Namen, ein Précis des revolutions de Naples et Sicile, abgedruckt vor der Voyage pittoresque de Naples et Sicile des Abbé de St. Non. Seine Neigung für die Zurückgezogenheit nahm in demſelben Maße zu, wie ſein Ruhm ſich vermehrte. Dieſe Neigung verband ihn mit einer Frau, die um etwas älter als er, aber mit den einnehmendſten und trefflichſten Eigenſchaften ausgeſtattet war, und, wie er, den täuſchenden Schein der Welt kennen gelernt hatte. Ohne eigentliche Liebe lebten ſie in jenem wechſelſeitigen Einverſtändniß der Herzen, das nur aus einer vollſtändigen Uebereinſtimmung der Gedanken, Gefühle und äußern Verhältniſſe entſpringt. Schon nach ſechs Monaten löſ'te der Tod dieſen glücklichen Bund, und Chamfort ward in die Welt zurückgeſtoßen. Der Graf Vaudreuil, ein höchſt liebenswürdiger und am Hofe viel geltender Mann, wurde ſein Beſchützer und verſchaffte ihm das Amt eines Vorleſers bei der ſpäter ſo unglücklichen Prinzeſſin Eliſabeth, der Schweſter des Königs. Für ſie ſchrieb er einen geiſtreichen Commentar über die Fabeln von Lafontaine, der ſich zwar aus der Bibliothek der Prinzeſſin verloren hat, wahrſcheinlich aber noch in irgend jemandes Händen vorhanden iſt. Die Noten, die ſich in den Trois fabulistes von Gail befinden, ſind von dieſer Arbeit nur einige Späne. Beim Anfange der Revolution fand ſich Chamfort in Verbindung mit den wichtigſten Männern der beiden Parteien, die ſie zu beſchleunigen ſuchten; die eine durch Begünſtigung und Benutzung, die andere durch möglichſte Bekämpfung und Vernichtung der Mißbräuche. Er wandte vergeblich Rath und Bitten bei der erſtern an, um ſie aufzuklären und zurückzuführen; aber er konnte ſich nur mit der zweiten vereinigen, und gezwungen zu wählen, zog er, mit Hintanſetzung aller ſeiner Vortheile, die Partei vor, die ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen angemeſſen war. Seine Verbindungen mit Mirabeau und ſo vielen andern Männern nahmen ihn anfänglich dergeſtalt ein, daß er ſich mit nichts anderm beſchäftigen konnte. Er hatte fünf Jahre zuvor einen großen Antheil an Mirabeau's beredter Schrift über den Cincinnatus-Orden gehabt; er fuhr fort, durch Rath und oft noch unmittelbarern Antheil an den Geiſteswerken dieſes außerordentlichen Mannes zu nehmen. Er verfaßte die Rede über die Auflöſung der Akademien, die Mirabeau von der Rednerbühne vorleſen ſollte. Indeß änderte ſich Chamforts Lage, ohne daß ſich darum ſeine Grundſätze änderten; er verlor ſeine Penſion, ſeine Aemter. Er übernahm nützliche Arbeiten, die ihm übertragen wurden; unter andern arbeitete er an dem literariſchen Theil des Mercure, deſſen politiſchen Theil Mallet-du-Pan redigirte. Bald darauf begann er eine große Sammlung, betitelt: Tableaux de la Revolution, 1790—91, deren ſechsundzwanzig erſte Nummern von ihm ſind. Die Bibliothekarſtelle an der Nationalbibliothek, zu der er durch den Miniſter Roland ernannt wurde, brachte ihn für einige Augenblicke in eine günſtige Lage; bald aber erbitterten ihn die Revolutionsgräuel; er äußerte ſich frei und rückſichtlos und ward nebſt Barthélemy und zwei andern Beamten der Bibliothek verhaftet. Wiewohl er bald wieder in Freiheit geſetzt wurde, ſo hatte ihn doch die kurze Gefangenſchaft mit ſolchem Abſcheu erfüllt, daß er, als er einen Monat nachher wieder verhaftet werden ſollte, ſich zu tödten verſuchte. Er verwundete ſich mit einer Piſtole und einem

Raſirmeſſer, doch nicht tödtlich; die Hülfe der Kunſt und die Sorgfalt der Freundſchaft hielten ihn im Leben zurück. Schon war er wieder hergeſtellt, als er aufs neue erkrankte und im April 1794 ſtarb. Man muß in Chamforts Geiſt eben ſo viel Umfang und Gründlichkeit, als Scharfſinn und Feinheit anerkennen; ſeine Schriften verrathen ein tiefes, nach den beſten Muſtern geleitetes Studium und einen reinen Geſchmack. Was ſeinen Charakter betrifft, ſo war er von der untadelhafteſten Redlichkeit und Zuverläſſigkeit, dienſtfertig und höchſt uneigennützig. Seine Werke ſind 1795 von Ginguené in 4 Bänden herausgegeben worden und ſpäter noch zwei Mal erſchienen. Leider iſt ein Theil ſeiner Handſchriften, namentlich ſeine Contes, ſeine Soirées de Ninon, und die Fragmente eines Gedichts über die Freude, am Tage ſeines Todes entwendet worden, und wo ſie ſich jetzt befinden mögen, wiſſen wir nicht. Doch ſcheint es Perſonen in Paris zu geben, die davon genauer unterrichtet ſind.

Chamouni, ein Flecken mit 1500 Einwohnern in dem engen und kalten Thale gleiches Namens in der Landſchaft Faucigny in Savoyen, am Fuße des Montblanc. Das Chamounithal liegt 3200 Fuß über dem Meere und hat Ueberfluß an Holz; auch wird noch Garten- und Ackerbau getrieben.

Champagne, nach der ehemaligen Eintheilung Frankreichs eine Provinz, welche gegen Süden an Burgund, gegen Oſten an Lothringen, gegen Norden an die Niederlande und gegen Weſten an die Picardie und Isle de France gränzt. Der öſtliche Theil, der daher auch Champagne pouilleuse genannt wurde, iſt ziemlich unfruchtbar; dagegen haben die weſtlichen Gegenden gute Kornfelder und Viehweiden; die kreidigen, ſonſt unfruchtbaren Hügel aber tragen den trefflichen champagner Wein. Ferner liefert die Champagne die beſten Flintenſteine in ganz Europa. Die wichtigſten Städte ſind Troyes, Chaumont, Chalons ſur Marne u. ſ. w. Nach der neuen Eintheilung enthält die Champagne die Departementer der Ardennen, der Marne, der Aube und der Haute Marne ganz, und die Departementer der Seine und Marne, und der Yonne zum Theil.

Champagne (Philippe), ein geſchickter Maler, war 1602 zu Brüſſel geboren. Schon früh zeigte er eine ungewöhnliche Neigung für die Malerei, und lernte die Elemente derſelben bei zwei unbedeutenden Meiſtern. Später gab ihm Fouquières, ein geſchickter Landſchaftsmaler, Unterricht. Begierig, Italien zu ſehen, begab er ſich 1621 zuvörderſt nach Paris, um ſich dort die zur Ausführung ſeines Plans erfoderlichen Mittel zu verſchaffen. Er arbeitete hier anfangs bei einem nicht eben bedeutenden Maler, Namens Lallemand. Um dieſelbe Zeit kam Pouſſin, damals auch noch ein Jüngling, aus Italien zurück, das er aus Mangel an Hülfsmitteln wieder hatte verlaſſen müſſen, ohne Rom noch geſehen zu haben. Champagne erkannte ſchnell das Talent, das bereits aus Pouſſins Werken hervorleuchtete, nahm ſeine Wohnung bei ihm, und benutzte eifrigſt den Rath und die Weiſungen ſeines Freundes. Bevor beide das Loos erlangten, deſſen ſie würdig waren, hatte das Genie des einen und das Talent des andern noch manche Widerwärtigkeit zu beſtehn. Ein mittelmäßiger Künſtler, Namens Duchesne, war damals Maler der Königin-Mutter, und in dieſer Eigenſchaft mit den Malereien des Palais Luxembourg beauftragt. Pouſſin und Champagne arbeiteten unter ihm. Der Beifall, den die Königin einigen Gemälden Champagne's ſchenkte, erregte Duchesne's Eiferſucht; jener aber, der von Natur blöde und ſanft war

fand ſich dadurch bewogen, nach Brüſſel zurückzukehren. Er war aber kaum daſelbſt angekommen, als er die Nachricht von Duchesne's Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königinn übertrug ihm bei einer angemeſſenen Beſoldung die Direction der Malereien des Luxembourgs. Champagne malte jetzt ſechs Bilder für die Carmeliter in der Vorſtadt St. Jacques, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Crucifix, ein Meiſterſtück der Perſpective, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendicular erſchien und ſelbſt die geübteſten Augen täuſchte. Auch arbeitete er mit der Königin Bewilligung für den Cardinal Richelieu, und führte außerdem eine Menge von Werken aus, unter denen die Kuppel der Sorbonne das wichtigſte war. Nach dem Tode ſeiner Gattin und ſeines Sohnes machte er eine Reiſe nach Brüſſel, wo er für den Erzherzog Leopold ein Gemälde verfertigte, das Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, darſtellte. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris ward er zum Profeſſor und ſpäter zum Director der Akademie erwählt. Der Titel des erſten königlichen Malers ſchien ihm gewiß zu ſeyn, als Lebrun, der aus Italien zurückkam, dieſen ausgezeichneten Platz erhielt. Champagne, der die Ueberlegenheit des genialen Lebrun unparteiiſch anerkannte, trug dieſe Art von Zurückſetzung ohne Neid. Einen andern Beweis von Mäßigung und Uneigennützigkeit gab er dadurch, daß er ſich ohne Murren die Galerie des hommes illustres, die er angefangen hatte, von Vouet, deſſen einziger Ruhm darin beſtand, die beſten Künſtler jener Zeit zu Schülern gehabt zu haben, nehmen ließ. Bei ſeinem herannahenden Alter zog er ſich nach Port-Royal zurück, wo ſeine Tochter Nonne war. Dieſe Tochter hat ihm zu einem der herrlichſten Gemälde Anlaß gegeben. Sie iſt ſitzend dargeſtellt, wie ein langwieriges Fieber ſie dem Tode nahe gebracht: aufgegeben von den Aerzten, betet ſie mit der Schweſter Catharina Agnes, und erlangt die Geſundheit wieder. Die Geſtalt der Tochter, beſonders der Kopf, iſt von wunderbarer Schönheit. Das Muſeum beſitzt nebſt dieſem Gemälde noch ſechs andere von demſelben Meiſter. Außerdem finden ſich ſeine zahlreichen Arbeiten in Paris und vielen Städten Frankreichs zerſtreut. Champagne hatte für die Religion eine Hochachtung, die ſich bis in Kleinigkeiten äußerte. Er würde ſich ein Gewiſſen daraus gemacht haben, nackte Figuren zu malen. Man muß dieſe Rückſichten ehren; aber die Kunſt hat nichts dabei verloren. Weit entfernt, in ſeinem Herzen jenes lebendige Gefühl für die Schönheit zu haben, wodurch allein dergleichen Darſtellungen gefährlich gemacht werden können, gab er, als ein genauer Nachahmer der individuellen Natur, nur das wieder, was er vor Augen hatte. Seine Portraits waren höchſt ähnlich. Die höhern Kunſtforderungen aber erfüllten ſeine Werke nicht. Dennoch gebührt ihm unter den niederländiſchen Malern (denn zu dieſen gehört er) einer der erſten Plätze. Er ſtarb 1674.

Champagner Wein, ſ. Wein.

Champagny, (Nompere Graf von) ehemaliger Schiffsmajor, ward Deputirter des Adels von Forez bei der Generalſtändeverſammlung, und war einer der erſten, die aus dieſer Claſſe zum dritten Stande übertraten. 1790 nahm er die Vertheidigung Rioms über ſich, der bei Gelegenheit der Unruhen von Toulon in Verantwortung gerathen war, ward den 16ten Febr. deſſelben Jahres zum Secretär erwählt, half einige Verbeſſerungen in dem Seegeſetzbuche machen, und legte im Januar 1791 einen neuen Bericht über das Seeweſen vor, in welchem er verlangte, daß man den Unterſchied zwiſchen der königlichen und

Handelsmarine aufhebe, und daß dieſe die Schule jener ſeyn ſolle. Unter der Schreckensregierung ward er arretirt. Im December 1799 trat er in den Staatsrath für das Seedepartement ein. Er war es, der 1800 die Annahme der Conſularverfaſſung vorlegte; den 20. Jul. 1801 ward er zum Botſchafter am wiener Hofe ernannt, und im folgenden October dem deutſchen Kaiſer vorgeſtellt. 1803 ward er von dem Wahlcollegium der Loire zum Candidaten des Erhaltungsſenats gewählt, und im Monat Auguſt 1804 zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Ungefähr um dieſelbe Zeit erhielt er die Zurückberufung nach Frankreich, um das Portefeuille des Miniſters der innern Angelegenheiten zu übernehmen. Im Mai 1805 begab er ſich nach Italien und wohnte der Krönung Napoleons zum König von Italien bei. Er bekam ſpäter das große Band der Ehrenlegion. Im Jahr 1808 erhielt er an des Fürſten von Benevent Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und den Grafentitel. Nach dem Wiederausbruche des Krieges mit Oeſterreich 1809 kam er im Junius zu Wien an. Am 14ten October ſchloß er mit dem Fürſten von Lichtenſtein den wiener Frieden ab, nachdem er früher zu Altenburg unterhandelt hatte. Napoleon ernannte ihn nun zum Duc de Cadore. Das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übergab er in der Folge Maret-Baſſano. Er ſelbſt behielt den Charakter eines Staatsminiſters, ohne beſtimmtere Angabe.

Chan, Khan, überhaupt ein Fürſt oder Regent; insbeſondere das Oberhaupt der Tataren.

Chandler (Richard), ein gelehrter Helleniſt, geboren 1738, ward zum Mitglied des Magdalenencollegiums zu Oxford und der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zu London ernannt. Im J. 1763 gab er die Marmora Oxoniensia in einer prächtigen Ausgabe heraus, wobei er nicht nur die Irrthümer ſeiner Vorgänger berichtigte, ſondern auch mehrere Lücken, beſonders in der Chronik von Paros glücklich ergänzte. Die Geſellſchaft der Dilettanti wählte ihn gemeinſchaftlich mit dem Doctor Revett und Pars, um im Orient zu ſammeln, über den ehemaligen Zuſtand dieſer Länder Nachforſchungen anzuſtellen, und die alten Denkmäler, die noch vorhanden ſeyn möchten, zu unterſuchen. Die Leitung der ganzen Reiſe ward Chandler übertragen. Dem zu Folge bereiſ'te er in den Jahren 1764, 65 und 66 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kam mit einer reichen Ausbeute der wichtigſten Materialien nach England zurück. Im J. 1769 gab er den erſten Band ſeiner ioniſchen Alterthümer heraus, dem erſt 1800 der zweite folgte. Im J. 1774 ließ er zu Oxford ſeine Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae drucken. In der Kunſt, die alten Inſchriften richtig zu leſen, genau zu copiren und glücklich zu ergänzen, hat ihn niemand übertroffen. Von ſeiner Reiſe erſchien der erſte Band zu Oxford 1775 unter dem Titel: Reiſe nach Klein-Aſien; der zweite 1776 unter dem Titel: Reiſe nach Griechenland. In Anſehung der Alterthümer und der alten Geographie gehören ſie zu den vorzüglichſten, dagegen enthalten ſie nichts wichtiges über den jetzigen Zuſtand jener Länder und ihrer Bewohner. Von der Naturgeſchichte verſtand der Verfaſſer wenig genug, um Störche und Kraniche mit einander zu verwechſeln. Seine Geſchichte von Troja kann gewiſſermaßen als eine Ergänzung ſeiner Reiſe nach Aſien betrachtet werden. Die Fortſetzung davon ſoll er in der Handſchrift hinterlaſſen haben. Er ſtarb als Vorſteher des Kirchſprengels von Tilchurſt in Berkſhire im Februar 1810.

Chaos, das Erſte von allem, was ward. Der Bedeutung des Worts nach, der Raum, der alles faßt, was in ihm wird. Nach Heſiod waren die vier Grundurſachen, aus denen alles entſtand, das Chaos, die Erde, der Tartarus und der Eros (Amor); andre alte Dichter nahmen das Chaos allein als die erſte Grundurſache der Dinge an, und leiteten alles aus demſelben her; andre nannten als die drei übrigen Grundurſachen die Nacht, den Erebus und den Tartarus; noch andre ließen aus dem Chaos Erde und Himmel entſtehen, und alle übrigen Dinge durch den Amor vollendet werden. Später dachte man ſich unter dem Chaos die unausgebildete Materie. Die Familie des Chaos war nach Heſiod folgende: Aus ſich ſelbſt zeugte das Chaos den Erebus und die Nacht, und dieſe zeugten wiederum mit einander den Aether und den Tag.

Chapelle, eigentlich Claude-Emmanuel Luillier, mit dem Beinamen Chapelle, weil er in dem Dorfe la Chapelle zwiſchen Paris und St. Denys im J. 1616 geboren worden. Er hatte Gaſſendi in der Philoſophie zum Lehrer und die Natur in der Dichtkunſt. Die Freiheit und Leichtigkeit ſeines Geiſtes und die Fröhlichkeit ſeines Charakters machten ihm die vornehmſten und gebildetſten Perſonen zu Freunden; unter dieſen waren Racine, Boileau, Moliere, Lafontaine, Bernier und A. — Boileau, der ihm einſt begegnete, tadelte ihn wegen ſeiner Neigung zum Weintrinken. Chapelle ſchien ſeinen Gründen nachzugeben, führte ihn, um bequemer fortmoraliſiren zu können, in eine Weinſtube, und brachte ihn unvermerkt dahin, daß er ſich mit ihm berauſchte. Oft mußte dieſer ſehr bittere Kritiken von ihm hören. Als auch eines Tages Chapelle ein Werk tadelte, das Boileau ihm vorlas, rief dieſer erzürnt: „Schweig, du biſt trunken.“ „Nicht ſo trunken von Wein, antwortete ihm Chapelle, als du von deinen Verſen.“ Die Erzeugniſſe Chapelle's tragen das Gepräge ſeines Charakters, gemiſcht mit Weichlichkeit, Scherz und zuweilen mit Bosheit. Seine mit Bachaumont abgefaßte Reiſe iſt das erſte Muſter dieſer leichten, lieblichen, von der Freude und Unſchuld eingehauchten Dichtungsart. Man urtheilt, daß Chapelle mehr natürlich als geglättet, mehr frei in ſeinen Ideen als correct im Ausdruck ſey; aber das Talent, über ein Nichts geiſtreich zu ſprechen, zeigte er in einem bewundernswürdigen Grade. Seine Unterhaltung war ſo lebhaft, daß man nicht widerſtehen konnte, ihm mit Theilnahme zuzuhören. Einſt war er bei Demoiſelle Chouars, einer geiſtreichen und würdigen Dame; die eintretende Kammerfrau findet beide in Thränen. Auf ihre Frage antwortet ihr Chapelle, daß ſie den Tod Pindars beweinten, den die Aerzte ums Leben gebracht hätten, und fängt an, die Talente und Eigenſchaften dieſes Dichters mit ſo eindringendem Feuer herzuzählen, daß die Kammerfrau den Schmerz theilt und ebenfalls Thränen vergießt. — Die Freiheit war Chapelle's Göttin; keinem Menſchen beugte er ſich; auch davon könnten wir mehrere Züge anführen, wenn wir uns nicht begnügen müßten, nur des berühmten Abendeſſens zu Auteuil noch zu erwähnen, das ſich auf eine Weiſe endigte, die bei aller Unwahrſcheinlichkeit dennoch wahr iſt. Der Wein führte die ſämmtlichen Gäſte von der ausgelaſſenſten Freude zu den ernſteſten Betrachtungen. Sie ſprachen über das Elend des Lebens und über den wenig tröſtlichen Grundſatz einiger alten Sophiſten, daß das erſte Glück ſey, nicht geboren zu ſeyn und das zweite, ſchnell zu ſterben; und faßten den einmüthigen Entſchluß, ſich in den nahen Fluß zu ſtürzen. Moliere ſtellte ihnen aber vor, daß eine ſo herrliche That nicht in der Finſterniß, ſondern am hellen Tage, im Angeſicht von ganz

Paris, ausgeführt zu werden verdiene. Dieſer Einwurf ward gebilligt und Chapelle lud ein, unterdeß den noch übrigen Wein zu trinken. Am folgenden Morgen aber hatte niemand Durſt nach dem Waſſer. — Chapelle lebte ohne Amt; eine Leibrente von 8000 Livres genügte für ſeine Wünſche. Er ſtarb zu Paris 1686. Außer ſeiner Voyage hat man von ihm Pièces fugitives en vers et en prose.

Chappe d'Auteroche (Jean) war zu Mauriac in Auvergne 1722 geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtudirte mit großer Liebe die Aſtronomie. Im J. 1760 ward er von der Akademie, deren Mitglied er war, gewählt, um zu Tobolsk den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe (am 6ten Juni 1761) zu beobachten. Nach großen Beſchwerden kam er zu Ende Aprils 1761 in Tobolsk an, traf ſchleunigſt die erfoderlichen Vorbereitungen, und war ſo glücklich, bei einem durchaus reinen und heitern Himmel die Beobachtungen zu machen, welche der Zweck und Preis einer ſo langen und mühſamen Reiſe waren. Nach zwei Jahren kam er nach Frankreich zurück und gab ſeine Relation de son voyage en Sibérie heraus. Dieſe Reiſebeſchreibung enthält eine Menge lehrreicher Details, aber auch manche ungünſtige Bemerkung über Rußland, und wurde von der Kaiſerin Catharina II. ſelbſt in einer Broſchüre, betitelt Antidote contre le voyage de l'Abbé Chappe widerlegt. Es iſt nicht zu läugnen, daß der nicht aſtronomiſche Theil dieſes Werks aus meiſtens flüchtig gemachten, oder fremden Bemerkungen beſteht, dagegen hat man allen Grund, dem aſtronomiſchen Theil mehr Glaubwürdigkeit beizumeſſen. Daſſelbe Phänomen, das Chappe nach dem Norden geführt hatte, ließ ihn ſechs Jahre ſpäter (1769) auf Veranlaſſung der Akademie eine Reiſe nach Californien machen. Er hatte auch den Zweck dieſer Sendung vollkommen erreicht, als eine anſteckende Krankheit ihn wegraffte. Seine Beobachtungen hat C. F. Caſſini unter dem Titel Voyage de Californie herausgegeben.

Chappe (Claude), des Vorigen Neffe, geboren zu Brulon in Maine im J. 1763, hat ſich durch die Erfindung des Telegraphen berühmt gemacht. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren machte er ſich durch eine große Menge intereſſanter Abhandlungen in dem Journal de physique rühmlich bekannt. Im J. 1792 ernannte ihn die philomatiſche Geſellſchaft zu ihrem Mitgliede. Der Wunſch, ſich ſeinen einige Stunden von ihm entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, durch Zeichen mit ihnen zu ſprechen, und dieſe Verſuche gelangen ſo wohl, daß er wahrnahm, daß das, was anfangs nur ein Spiel hatte ſeyn ſollen, zu einer wichtigen Entdeckung ausgebildet werden könne. Als es ihm nach mehrern Arbeiten gelungen war, ſeine Vorrichtung im Großen auszuführen, übergab er 1792 der Nationalverſammlung die Beſchreibung der von ihm erfundnen und Telegraph (Fernſchreibemaſchine) benannten Maſchine. Die Anlegung der erſten telegraphiſchen Linie wurde 1793 befohlen; das erſte Ereigniß, was dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt dieſe Nachricht zu Anfang einer Sitzung, decretirte, daß Condé fortan Nord-libre heißen ſolle, und erfuhr noch in derſelben Sitzung, daß das Decret bereits überbracht und unter der Armee verbreitet ſey. Je mehr man die Reſultate der Telegraphen bewunderte, deſto weniger konnte man begreifen, wie dieſe Erfindung nicht früher ſey gemacht worden. Allerdings hatte man ſich von Alters her verabredete Phraſen durch Zeichen mitgetheilt. Die Seefahrer bedienten ſich dieſes Mittels ſeit undenklichen Zeiten. Der Taktiker Aeneas erwähnt einiger Verſuche, die Buchſtaben des Alphabets in gewiſſer Entfernung durch

Zeichen auszudrücken, und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Amontons einen Verſuch der Art gemacht. Aber das erſte Syſtem erlaubt nur eine ſehr beſchränkte Anwendung; eine Nacht reicht kaum hin, zwei oder drei Worte nach der Methode des Aeneas zuſammenzuſetzen. Was Amontons betrifft, den man unter die Erfinder der telegraphiſchen Kunſt ſetzt, ſo hat er von der Maſchine, die er ausgedacht, keine Zeichnung hinterlaſſen. Das Problem war daher noch zu löſen. Es kam darauf an, ein Mittel zu finden, wie man mit Schnelligkeit nach allen Orten und zu allen Zeiten jede beliebige Idee hinbefördern könne. Chappe ahmte zu dieſem Zweck keine der bisher üblichen Maſchinen nach, ſondern erfand eine, deren Formen ſehr ſichtbar und deren Bewegungen leicht und einfach ſind, die allenthalben aufgerichtet werden kann, die allem Wetter trotzt, und die, bei ihrer Einfachheit, eine hinreichende Menge von primitiven Signalen gibt, um von dieſen Zeichen eine genaue Anwendung auf die Ideen zu machen, dergeſtalt, daß gewöhnlich nur ein, nie aber mehr als zwei Zeichen für eine Idee nöthig ſind. Die Ehre dieſer Erfindung, welche ihm allerdings gehört, wurde ihm indeß von Vielen ſtreitig gemacht, und der Kummer, den er darüber empfand, verſenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in der er im J. 1805 ſein Leben plötzlich endigte.

Charade. Ein Sylbenräthſel, d. i. ein Räthſel, deſſen Gegenſtand ein Name oder Wort iſt, das man zu errathen aufgibt, indem man die einzelnen Sylben als für ſich beſtehende Worte auf eine räthſelhafte Weiſe beſchreibt. Gelungen mag man eine Charade nennen, wenn die verſchiedenen Räthſel, welche ſie enthält, in einen paſſenden Bezug auf einander gebracht ſind, und mit einer epigrammatiſchen Spitze im Ganzen zuſammenlaufen. Am angenehmſten ſpricht ſich dies Gedankenſpiel in Verſen aus, und unſere witzigen Köpfe haben uns im Uebermaß damit beſchenkt, wie dies alle Almanache und belletriſtiſchen Zeitſchriften beweiſen. Die deutſche und franzöſiſche Sprache ſind vorzüglich reich an ſolchen zuſammengeſetzten Wörtern; doch auch die alten Sprachen, wie die lateiniſche und griechiſche, beſonders die letztere, haben einen Ueberfluß daran. Die deutſche Sprache iſt deßwegen ſo reich, weil ſie oft die Subſtantiven unverändert zuſammenſetzt. Man hat ſie häufig in kleine Erzählungen, Sonette und andre Formen eingekleidet. Vorzügliche Charaden haben wir in Almanachen und Zeitſchriften von Kind, Große, Körner, Theodor Hell ꝛc. Eine ſchöne Sammlung ſind die Agrionien. Man vergl. mit dieſem Art. noch Gryphi. Ein Paar Beiſpiele mögen hier das Nähere darthun.

Drei Sylben.

Seh' ich aus deinen beiden erſten hold
Die dritte ſanft zu mir herübergleiten,
Tauſch' ich für der Empfindung ſel'ge Freuden
Nicht Ruhm und Ehre, Thron und Gold.
An deiner Hand, mit dir in ſeligem Verein,
Wird mir mein Leben nur das Ganze ſeyn.

Augenblick.

Zwei Sylben.

Joueur, que je vous plains, si votre espoir se fonde
Sur le retour heureux des chances du premier!
Veux-tu qu'à tes désirs l'évènement réponde?
Toujours, sans t'écarter, marche vers le dernier.
Songe, que tes succès dépendent de l'entier,
Jeune homme, en paraissant sur la scène du monde.

Début.

Charakter. Charakteriſtik (Anthropologie. Schöne Kunſt). Unter Charakter verſteht man überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterſchieden und als ein eigenes erkannt wird. Charakteriſtiſch pflegt man dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beſchaffenheit ſo ausgezeichnet iſt, daß es nicht verkannt und mit einem andern kann verwechſelt werden. In dieſer Beziehung kann Charakter allem und jedem zugeſchrieben werden, was ſich durch beſondere Merkmale von andern Weſen unterſcheidet, und man ſpricht vom Charakter eines Baums, einer Waldung, Gegend, Landſchaft, eines Thieres u. ſ. w. Bei allen Gegenſtänden der belebten und unbelebten Schöpfung wird der Ausdruck Charakter nur in der genannten, in Beziehung auf den Menſchen aber, den Gegenſtand unſers hauptſächlichſten Intereſſe, in verſchiedener Bedeutung genommen. Es iſt z. B. Charakter des Menſchen, d. h. Unterſcheidungsmerkmal ſeiner Gattung von allen auf der Erde neben ihm lebenden organiſchen Weſen, daß er eine aufrechte Geſtalt, eine kunſtgeſchickte Hand, Vernunft und Sprache, thieriſche Triebe und ſittliche Freiheit, animaliſche Bedürfniſſe und eine ins Unendliche reichende Fähigkeit der Vervollkommnung hat, ein wunderbares Mittelweſen zwiſchen den Thieren und höhern Geiſtern iſt. Doch denkt man an dieſen Charakter der Menſchheit nicht allein, wenn von dem Charakter eines oder mehrerer Menſchen, menſchlichen Charakteren, die Rede iſt, ſondern nimmt jenen Ausdruck dann bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne. Im weitern Sinne befaßt man darunter den Inbegriff aller Eigenſchaften, wodurch ſich ein Menſch von andern unterſcheidet, im engern bloß ſeine ſittlichen Eigenſchaften; ſittlicher, moraliſcher Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Verſchiedenheiten unter den Menſchen genau erkennen und richtig beurtheilen will, ſtets eine ſechsfache Rückſicht nehmen: 1. auf das Naturell, d. h. diejenige Art des Wirkens und Seyns, welche durch die phyſiſche Beſchaffenheit des Organismus beſtimmt wird; 2. auf das Temperament, d. h. auf das urſprüngliche Verhältniß der Wirkſamkeit des Organismus zu dem geiſtigen Vermögen; 3. auf den Geiſt (Kopf, Talente), d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung ſeines Denkvermögens (Vorſtellungsvermögens, Bildungs-, Urtheilskraft u. ſ. w.); 4. auf das Herz, d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung ſeines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenſtänden und Vorſtellungen gerührt zu werden; 5. auf das Gemüth, d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtungen des Begehrungsvermögens, der Neigungen und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart); 6. auf die Art, wie die Freiheit auf das einwirkt, was die Natur phyſiſch und geiſtig in ihm angelegt hat. In allen vorhin genannten Hinſichten erſcheint der Menſch keinesweges als frei, ſondern nur als begabt von der Natur und dieſer unterworfen; Freiheit aber in der Anwendung iſt der hohe Vorzug der menſchlichen Natur. Dieſe Freiheit erſcheint jedoch erſt dann in ihrer ganzen, reinſten Würde, wenn ſie der Menſch durch die Vernunft beſchränkt, ſo wie der Menſch ſeine Erhabenheit über die ganze Sinnlichkeit dadurch nur bewährt, daß er freiwillig dem Geſetze ſeiner Vernunft huldigt. Dies ertheilt ihm den Adel eines ſittlichen Weſens, welches in ſeinem Wollen nicht vom thieriſchen Triebe gezwungen wird, für ſein Handeln keine andere Richtſchnur als das Sittengeſetz in ſeinem Innern anerkennt. So gewiß der Menſch Vernunft und Freiheit hat, ſo gewiß iſt er zur Sittlichkeit beſtimmt; er kann aber freilich auch dieſe edelſten Gaben ſeiner Natur mißbrauchen,

und in ſeinem Handeln und Wollen das Unwürdige ſich zum Ziele ſetzen. Da es nun aber von beſonderer Wichtigkeit iſt, den Menſchen gerade in dieſen Hinſichten am ſorgfältigſten zu erforſchen, ſo muß man in der letzteren Beziehung zwei Punkte genau berückſichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h. die Regeln, welche ſich ein Menſch, für ſein Verhalten macht (deren Grund man die Geſinnung nennt), und b) die nach Grundſätzen der Sittlichkeit mit Freiheit eingerichtete, in einem Menſchen herrſchende, ſich immer gleich bleibende Handlungsweiſe. Eben dieſe aber iſt es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweiſe, Charakter eines Menſchen nennt. Charakterlos nennt man den, der ſich nie die Mühe gab, ſich frei zu ſittlichen Grundſätzen zu erheben, und ohne Kraft iſt, ſie zu befolgen. Man darf annehmen, nur ſtarke, große Seelen haben Charakter. Je ſtärker und größer, deſto mehr iſt ihr Betragen Folge ihrer Grundſätze, und deſto treuer iſt jenes dieſen: conſequente; je ſchwächer, deſto weniger iſt dies der Fall: inconſequente Menſchen. Ausgebildete, ſtarke Vernunft und große Kraft des Willens machen alſo den Mann von Charakter. Sind ſeine Grundſätze dem Sittengeſetze gemäß, ſo iſt ſein Charakter gut; ſind ſie ihm entgegen, bös. Frei erworbene ſittlich gute Grundſätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften; frei erworbene ſittlich böſe Grundſätze und denen gemäßes Handeln machen den Laſterhaften, Böſewicht; zwiſchen inne ſchwankt eine zahlloſe Menge, und man kann durch unendliche Schattirungen ſtufenweiſe zum Engel hinauf-, zum Teufel hinabſteigen. Als Norm ſteht der Charakter des Tugendhaften da, der feſte, bleibende Vorſatz, und das herrſchende, beſtändige Streben, das Sittengeſetz in allen Lagen und unter allen Verhältniſſen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer dieſem Charakter und dem ihm völlig entgegengeſetzten, keinen andern, und wir würden die Meiſten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicher Weiſe die weitere Bedeutung die gangbarſte wäre. Man kann den Charakter in engerer Bedeutung den moraliſchen, den in weiterer den pſychologiſchen nennen, unter welchem man ſich zu denken hat: den beharrlichen Beſtimmungsgrund der Art zu ſeyn und zu handeln in einem menſchlichen Individuum, ohne Rückſicht, ob freie Selbſtthätigkeit oder Naturbeſchaffenheit des Individuums die Urſache deſſelben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menſchen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth hervorgebracht werden, alles, wodurch er eine eigene Naturart iſt, rechnet man einem Menſchen als Charakter an, der vornehmlich auch mit dem Temperament ſehr häufig verwechſelt wird. Die urſprüngliche Disposition zu einer ſolchen Naturart bringt jeder Menſch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schickſale und andere Umſtände tragen das meiſte zur Bildung des Beharrlichen darin bei. Wie wichtig ſorgfältigere Unterſuchungen hierüber für die Erreichung unſrer Abſichten, und mithin für Glück und Ruhe unſers Lebens ſeyen, braucht nicht erinnert zu werden. Wir werden unter dem Artikel Menſchenkenntniß ausführlicher hiervon handeln, und in den oben genannten Artikeln Naturell u. ſ. w. beibringen, was hier noch zu fehlen ſcheinen könnte. Nur ſo viel erinnern wir vorläufig, es ſey ein Hauptmittel, einen Menſchen kennen zu lernen, daß man ſeine herrſchende Neigung erforſche, von welcher meiſt das ganze Syſtem ſeiner herrſchenden und der davon abhängenden Empfindungen,

Begriffe, Meinungen, Urtheile und Handlungen beſtimmt wird. Im Allgemeinen kann man die menſchlichen Neigungen in fünf Claſſen ordnen, nach den Hauptgegenſtänden unſers Genuſſes: Ruhe, Eigenthum, Geſelligkeit, Ehre, Geſchmack, und je nachdem nun das Streben der Menſchen durch die eine oder die andere beſtimmt wird, je nachdem es dieſe oder jene andere Richtung nimmt, erſcheint die allgemeine menſchliche Natur an dem Individuum in der mannichfaltigſten Verſchiedenheit.

Nächſt dem Philoſophen trägt keiner mehr bei, jene allgemeine menſchliche Natur und dieſe Verſchiedenheiten derſelben kennen zu lehren, als der Künſtler; jeder auf ſeine Weiſe. Der Philoſoph führt die einzelnen Aeußerungen einer individuellen Menſchennatur auf deren beharrlichen Grund zurück, oder entwickelt aus dieſem, wie und welche einzelne Aeußerungen mit Nothwendigkeit daraus hervorgehen müſſen, kurz, er vereinigt jederzeit das Einzelne und oft ungleichartig Scheinende durch ein allgemein gültiges Princip; der Künſtler faßt die empfindbaren Aeußerungen und Züge der Charaktere auf, und ſtellt ſie dar nach Erfoderniß ſeines jedesmaligen Zweckes, ohne raiſonnirend zu den erſten Gründen hinauf-, zu den letzten Folgen herabzugehen. Der Philoſoph ſtellt für die Vernunft, der Künſtler für die Einbildungskraft dar. Dieſe letztere iſt ſtets auf Anſchaulichkeit gerichtet, aber nicht auf eine ſolche, die uns die Gegenſtände wie im fernen Nebel vorſchwimmend, mit nur ſchwankenden Umriſſen, ſondern auf eine ſolche, die uns dieſelben mit den möglichſt beſtimmten Umriſſen vor die Seele führt. Das Eigenſte, Bezeichnendſte des Gegenſtandes muß zu dieſem Behufe herausgehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unſere Aufmerkſamkeit feſſeln ſoll, und mit ſolchen Zügen dargeſtellt, welche die ehemalige eigene Beobachtung jetzt ſo lebhaft erneuern, daß wir gleichſam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenſtandes getäuſcht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homers: das ſchwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armſtützende Stab, der langausſtreckende Tod u. ſ. w. oder der Pappel ſilberwechſelnde Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber dieſe Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas anderes gethan, als charakteriſirt, den eigenſten Charakter eines Gegenſtandes hervorgehoben, um dieſen uns dadurch näher zu ſtellen? Poetiſche Schildereien und Beſchreibungen würden ſehr matt und kahl ausfallen ohne ſolche vergegenwärtigende und gleichſam belebende Charakteriſirungen. Nicht aber in dieſen allein ſind ſie nothwendig, ſondern in jeder Gattung der Poeſie, im Kleinſten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede ſchöne Kunſt erreicht ihren Zweck gehörig nur durch ſie. Zarter, feiner tiefer Sinn, rege, lebhaft auffaſſende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteriſtiſchen in der Natur und Menſchheit ſind dem Kunſtgenie weſentlich; eben dadurch erſchließt es in uns Andern den Sinn dafür, und lehrt uns auch in dieſer Hinſicht Welt und Leben kennen, wie wir ſie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen ſehen wir beide an, wenn der Dichter, der Maler, Bildhauer, Tonkünſtler uns auf Erſcheinungen, Aeußerungen, Zuſtände und Verhältniſſe aufmerkſam gemacht haben, an denen wir ſonſt, ohne ſie zu beachten oder zu bemerken, vorübergingen! Wie eine neue Erſcheinung ſteht das Alte, lang Gewohnte vor uns, und häufig ergeht es uns wie jenem Reiſenden, der, als er nach verſchiedenen Umſtänden der durchreiſ'ten Länder befragt ward, antwortete: ja, das hätte ich beobachten können. Die Sache iſt auf je-

den Fall von Wichtigkeit, und lohnt wohl die Mühe, noch einige Zeit dabei zu verweilen.

In die Augen ſpringt, daß nicht jede ſchöne Kunſt die Charaktere aller Gegenſtände darſtellen könne, denn jede iſt auf einen gewiſſen Kreis beſchränkt: die bildende Kunſt auf Gegenſtände der äußern Welt, die Tonkunſt auf Gefühle, die Poeſie allein umfaßt die äußere und innere Welt. Mit ihr, als der umfaſſendſten, allgemein verſtändlichſten, wollen wir daher beginnen. Wir unterſuchen 1. was für Charaktere, und 2. wie ſie dieſelben darſtelle, oder was und wie ſie charakteriſire?

Poeſie. Da die Sphäre der Poeſie gerade ſo weit reicht, als ihr Darſtellungsmittel, die Sprache, ſo ergibt ſich, daß eigentlich im Himmel, auf und unter der Erde kein Gegenſtand ſey, den ſie nicht darſtellen könne. So viele Gegenſtände ſie aber darſtellen kann, ſo viele kann und ſoll ſie auch charakteriſiren; hier iſt im Allgemeinen keine Gränzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abſcheu erregenden Gegenſtänden zieht. Das Charakteriſiren bezieht ſich nun entweder auf die äußere Form und Beſchaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirkſamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von dieſen dargeſtellt werde, immer ſoll es ſo dargeſtellt ſeyn, daß es erſcheine als ein echter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit iſt die Kunſt nur ein leeres bedeutungsloſes Spiel: zugleich aber auch ſo, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entſprechende Thätigkeit verſetzt werde. Soll dies geſchehen, ſo muß die herausgehobene Eigenthümlichkeit anſchaulich, ſinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet ſeyn, und den Gegenſtand eben nur von der Seite mit Beſtimmtheit bezeichnen, von welcher es eben jetzt unſer Intereſſe auf ſich ziehen ſoll. Dies letztere verſteht ſich wohl von ſelbſt, weil ja ſonſt der Dichter ins Unendliche ausſchweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindeſten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Geſetz der Zweckmäßigkeit entſcheiden. Mancherlei Mittel ſtehen dem Dichter zu Gebote; jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemalten Gleichniſſes, bald einer längeren Beſchreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Iſt er echter Dichter, ſo kann man ſicher ſeyn, daß er ſtets das ſeinem Zwecke Entſprechende gewählt, und jedesmal auf die oben angegebene Weiſe wird dargeſtellt haben. Einigen Unterſchied zwar verurſacht hierin die beſondere Natur der verſchiedenen Dichtungsarten; doch bezieht ſich dieſer mehr auf die Mittel als auf die Behandlung. Da wir in der Folge, hauptſächlich unter den Artikeln Darſtellung, Einbildungskraft, Gegenſtände der ſchönen Kunſt, hinlänglich Gelegenheit haben, allem, was in dem bisher Geſagten dunkel ſcheinen könnte, die nöthige Klarheit zu geben, ſo begnügen wir uns vor der Hand, die Anwendbarkeit nur an einer Claſſe von Gegenſtänden, welche die Poeſie zu charakteriſiren hat, zu zeigen. Zwei Gründe ſind es, die uns bewegen, eben dieſe Claſſe herauszuheben: Ein Mal, weil ſie mit dem, was über menſchliche Charaktere oben geſagt iſt, in nächſter Verbindung ſteht, und dann, weil man vorzugsweiſe an ſie zu denken pflegt, wenn vom Charakteriſiren in Werken der Poeſie die Rede iſt; vielleicht darum, weil man das allgemeine Charakteriſiren alles von der ſchönen Kunſt Darzuſtellenden mit dem Charakterzeichnen, Darſtellung von Charakteren, verwechſelt. Beides iſt aber keinesweges einerlei; denn Charakterzeichnung iſt doch nur, wenn man die Wendung

erſchöpft, Charakteriſiren menſchlicher Charaktere, gehört alſo hierher nur als Theil des Ganzen, als Art zur Gattung; hiervon ſoll jetzt insbeſondere die Rede ſeyn.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit der Anfoderung an den Dichter, er ſolle Charakter darſtellen, nicht gemeint ſeyn könne, er ſolle nur ſolche Perſonen in ſeinen Werken vorführen, welche im ſtrengen Sinne einen ſolchen moraliſchen oder unmoraliſchen Charakter haben, wie er von uns bezeichnet wurde. Nur Engel oder Teufel würden dann in ſeiner Welt erſcheinen, mithin meiſt Weſen, wie wir ſie in der Natur nicht oder nur als ſeltene Ausnahmen finden. Iſt es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Geſellſchaft Langeweile finden und unſere Theilnahme nicht erregt fühlen würden, (denn wir fühlen uns von Miltons Satan, Klopſtocks Adramelech aufs höchſte intereſſirt, und es iſt kein Zweifel, daß wir durch die Aufſtellung eines echt tugendhaften Menſchen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Verſuchung und Schickſal als wahrhaft erhabener Gegenſtand nur durch ſeinen Tod ſiegt, die innigſte Theilnahme für ihn erregen würden); ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß, wie der Dichter mit ſeinen Darſtellungen, ſo wir mit unſern Gefühlen, ſtets dabei nur um Extreme ſchweben, und vielleicht aus unſerm natürlichen Gleichgewicht gerückt werden können. Man hat geſagt, kein Menſch habe die Kunſt ganz beſeſſen, und die Erfahrung lehrt uns, auch kein Menſch habe die Tugend ganz beſeſſen. Wenn es daher gleich keine noch ſo große erhabne Handlung gibt, deren die menſchliche Natur nicht fähig wäre; ſo hat es doch ſchwerlich einen Menſchen gegeben, deſſen Weisheit mit keinem Zuſatze von Thorheit, deſſen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwäche gemiſcht geweſen wäre. Nur Weſen dieſer Art hält der Menſch im Durchſchnitt für ſeines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moraliſten auf ſich, uns ſittliche Ideale der menſchlichen Natur aufzuſtellen, ſondern er ſchildert die Menſchen wie ſie ſind, nicht wie ſie ſeyn ſollen. So wenig er daher bloß tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufſtellt, eben ſo wenig können wir erwarten, daß er bloß conſequente uns vorführen werde, da feſte practiſche Grundſätze unter den Menſchen ebenfalls ſelten, und unabweichliche Befolgung derſelben noch ſeltener ſind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur conſequente Charaktere darzuſtellen hätte, ſich erſparen; denn eben Darſtellung der inconſequenten Menſchen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilie Galotti und Clavigo ſind, gehören zu den ſchwierigſten Aufgaben der Charakterzeichnung. Die von dem Dichter darzuſtellenden Charaktere ſind demnach alle und jede Arten, wie im menſchlichen Weſen das Begehrungsvermögen durch die Beſchaffenheit ihrer übrigen geiſtigen und phyſiſchen Natur bedingt iſt, oder dieſe von jenem modificirt wird. Das menſchliche Seyn in ſeinen verſchiedenartigſten Abwandlungen bringt der Dichter zur Erſcheinung, und dadurch werden jene Gattungen der Poeſie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menſchen zum Gegenſtande haben, meiſt Entwicklungen der Geſchichte des menſchlichen Herzens, Beiträge zur Menſchenkunde. Ganz entgegengeſetzt den meiſten Menſchen, die, beſchränkt, nur gewiſſe Eigenheiten an ſich und Andern ſchätzen, begünſtigen und ausgebildet wiſſen wollen, hat der echte Dichter Sinn für alles, Luſt an allem, weil er jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen ſelbſt das Große ſieht, dem jenes dient. „Nur alle Menſchen,“ heißt es in Meiſters Lehrbrief, „machen die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammenge-

nommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich oft im Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen, und bringt ſie wieder hervor. Von dem geringſten thieriſchen Handwerkstriebe bis zur höchſten Ausübung der geiſtigſten Kunſt, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichſten Aeußerung des Redners und Sängers, vom erſten Balgen des Knaben bis zu den ungeheuren Anſtalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichteſten Wohlwollen und der flüchtigſten Liebe bis zur heftigſten Leidenſchaft und zum ernſteſten Bunde, von dem reinſten Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahnungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menſchen und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, ſondern in Vielen." Indem nun der Dichter, in deſſen Bruſt ein Vorgefühl alles deſſen ruht, was der ganzen Menſchheit zugetheilt ward, dieſe verſchiedenen Abwandlungen derſelben, für deren Beobachtung ſein Blick geſchärfter iſt, darſtellt, eröffnet er uns den Sinn für Leben und Menſchheit und die Verkettungen des im Dunkeln waltenden Schickſals. „Freilich," ſagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schickſal ſo mißverſtände, daß die große Göttin ein Poltergeiſt würde, der für und wider nichts die aufs beſte angelegten Plane der menſchlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, abſichtlos und ſchadenfroh ohne alle Schuld der Menſchen verwirrte; wenn er auf das Kunſtſtück ſänne, daß Alles, was Menſchen wohlgeſinnt und wohlbeſonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenſchaftlich und brutal wollen, abſcheulich glücklich ausfalle: dann haßten wir in dieſem Dichter das dumme, ſtupide Schickſal." Nein, durch Menſchen-Charaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menſchheit, wirkt das Schickſal, oder welchen Namen man ſonſt dafür wähle; an dieſe knüpft es die unſichtbaren Fäden, aus denen die Ereigniſſe und Begebenheiten der Menſchheit gewoben werden, und auf dieſe Weiſe ſtellt ſie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm alſo beſtimmter Umriß, Haltung, anſchaulich lebenvolle Darſtellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteriſtik der Geiſter und Herzen, ohne tiefe, innigſte Erfaſſung jeder ſtarken und jeder leiſeren Nuance verfehlt er ja offenbar ſeinen Zweck!

Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anfoderungen mit Recht gemacht: 1. Sie ſey wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgeſetze der Wahrheit iſt, kann unmöglich ſchön ſeyn; der Dichter muß alles denſelben Weg gehen laſſen, den es in der Natur geht; der Charakter muß mit den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur übereinſtimmen. 2. Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. ſie darf ſich ſelbſt nicht widerſprechen, ſie muß conſequent durchgeführt ſeyn. Hier iſt die Schwierigkeit unſtreitig bei den ſogenannten Charakterloſen am größten. In dieſem Falle müſſen nur die jedesmaligen Beſtimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geſchicklichkeit angelegt und durchgeführt ſeyn. Uebrigens gibt es allerdings auch Widerſprüche in ſonſt conſequenten Charakteren, wenn z. B. herrſchende Leidenſchaften mit den Grundſätzen in Conflict gerathen. In dieſem Falle gilt zum Theil, was im vorigen, im Allgemeinen aber, daß dieſe Widerſprüche nur nicht gegen die menſchliche Natur ſeyen. So iſt es z. B. keineswegs gegen die menſchliche Natur, daß ein Ehrgeiziger ſich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch ſeinen Zweck zu erreichen hofft; es iſt aber gegen die menſchliche Natur, daß

ein Phlegmatiker ſich als den feurigſten Liebhaber zeige. 3. Die Charakterzeichnung muß leicht überſchaulich ſeyn, damit man nicht über den Charakter unentſchieden bleibe. Freilich aber iſt es nicht Schuld des Dichters, wenn ſeine Leſer den Löwen nicht an der Klaue erkennen; denn von dem Dichter wird keineswegs gefodert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyère liefere, ſondern ſeine Phantaſie faßt die empfindbaren Aeußerungen und Züge des Charakters auf, und ſtellt deren ſo viele zuſammen, als ſein Zweck erheiſcht und hinreichen, unſere Phantaſie dadurch zu erregen und unſer Urtheil zu beſtimmen. Ein einziger leiſer Zug, der Natur fein abgelauſcht, worin ſich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, iſt oft genug, zu bewirken, daß unſere Phantaſie das Uebrige hinzudichte. Wenn z. B. Jean Paul von Fixlein ſagt: „Eben da war Egidius froh, daß die Eisblumen der Fenſter aufblühten, denn er hatte äußern Froſt bei Stubenhitze gern, er konnte nun Pechholz in den Ofen und Möhrencaffee in den Magen nachlegen, und den rechten Fuß in die warme Hülle des Pudels ſchieben, und doch noch auf dem linken den Staarmatz ſchaukeln, indeß er mit der rechten Hand — mit der linken hielt er die Pfeife — ſo ungeſtört, eingemummt, umnebelt, und ohne ein froſtiges Lüftchen, das Wichtigſte anfing, was ein Quintus machen kann — den Lectionscatalog des Gymnaſiums, nämlich das Achtel davon. Fixlein konnt' es gar nicht ſatt kriegen, das zu ſpecificiren, was er künftiges Jahr, geliebt es Gott, tractiren wollte;" ſo ſehen wir durch dieſen einzigen Zug den ganzen mit Wenigem ſo leicht vergnügten, wohlwollenden, gutmüthigen Mann vor uns, deſſen Geiſt eben ſo wenig nach Großem ſtrebt als ſein Herz verzagt, ſehen ſeine Armuth und ſein zufriedenes Gemüth, die Beſchränktheit ſeines Beutels und ſeiner Hoffnungen; alles dies mit Einem. Wir könnten den ganzen Mann malen, und ſo muß es ſeyn. — Züge dieſer Art ſind es, welche vornehmlich die beſchreibende Poeſie beleben, die es ſo ſehr mit Beſchaffenheit und Zuſtänden, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantaſie durch die Charakterzeichnung in ein fortſchreitendes Spiel verſetzt werden, worin ſie zu dem Gegebenen eine Mannigfaltigkeit des durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da ſie hingegen durch Charakterzeichnungen der dramatiſchen Poeſie, bei Entfaltung des Willens durch Verſetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen, die Vernunft durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwicklung von Hamlets Charakter in Meiſters Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poeſie, die es ſtatt der Handlungen mit Begebenheiten zu thun hat, ſteht in dieſer Hinſicht zwiſchen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatiſche und erzählende Poeſie das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheit durch die Charaktere bedingt ſind. Wenn demnach jene nach der Cataſtrophe nicht weiter fortgeführt werden dürfen, ſo werden dieſe auch nur ſo angelegt werden dürfen, wie es zur Hervorbringung eben eines ſolchen Reſultats erfoderlich war. In dieſer Hinſicht ergeben ſich denn für Charakterzeichnung folgende Geſetze: 1. Nur ſolche Züge, Aeußerungen und zur Entwicklung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung weſentlich erforderlich. 2. Nicht mehr als nöthig waren, und 3. alle in einer ſolchen Aufeinanderfolge, daß das Zuſammenfaſſen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an ſolchen Zügen etwas, ſo iſt die Charakterzeichnung dürftig; ſind ſie nicht mit der erforderlichen Stärke herausgehoben, ſo iſt ſie flach, matt, oberflächlich, unbeſtimmt; ſind ihrer zu viele, ſo iſt

ſie überladen; ſind ſie zu ſtark, ſo iſt ſie übertrieben, und ſind ſie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Dieſe Fehler weiſen von ſelbſt auf die entgegengeſetzten Tugenden.

Man laſſe ſich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterſtücke nicht zu dem Wahne verleiten, in dem ſelbſt Dichter und Aeſthetiker zu ſtehen ſcheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung wo nicht entbehrlich, doch minder weſentlich ſey. Charakterzeichnung iſt in allen unerlaßliche Bedingung, und jene ſogenannten Charakterſtücke unterſcheiden ſich von den übrigen in Hinſicht auf Charakteriſtik bloß wie Gattung und Art. Im Charakterſtück iſt nämlich nicht ein Individuum dargeſtellt, ſondern das einer Claſſe von Individuen, deren Repräſentant der Held des Charakterſtücks iſt, Eigenthümliche. Indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man ſonſt nur an mehreren zerſtreut antrifft, auf Eine Perſon häuft, erhält man gewiſſermaßen den perſonificirten Charakter ſelbſt, wie z. B. in Moliere's Geizigem. Die Unterſuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde uns zu weit führen, und wir gehen deßhalb zu dem fort, was uns jetzt am nächſten liegt, zur Charakterdarſtellung in der

Schauſpielkunſt. Der Schauſpieler iſt nicht bloß Organ des Dichters, ſondern auch Repräſentant ſeiner Helden, und da er dieſe durch ſeine Perſon zu verſinnlichen und zu beleben beſtimmt iſt, ſo folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter treulich darſtellen ſolle. Die ſchwierige Aufgabe des Schauſpielers iſt hiebei dieſe, einen idealen Charakter als Individualität darzuſtellen in ſeiner eigenen Perſon. Dieſe ſeine Perſon muß er nothwendig verläugnen, für den fremden Charakter, den er darſtellen ſoll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlaſſung, ſich ein ſolches zu ſchaffen. Die Züge dazu kann er nirgend anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerſtreuten Züge von mehreren ſammelt und in Eins verbindet. Da das Erſtere nur in ſeltenen Fällen anwendbar iſt, ſo bleibt ihm nur das Letztere übrig, wobei er ſich als echten Künſtler mit ſchöpferiſcher Phantaſie beweiſ't. Wird man aber dann nicht ſagen müſſen, daß er nur die Gattung darſtelle mit Aufopferung des Individuellen? Und ſcheint es dann nicht, als ob Charakterſtücke die einzige Sphäre des Schauſpielers wären? Ohne uns auf Beantwortung dieſer gewiß nicht unwichtigen Frage tiefer einzulaſſen, bemerken wir nur, es ſey wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauſpieler ſchärfer charakteriſiren müſſe, als wir es überall in der Natur finden, denn ſelbſt, wenn er nur Individuen copirt, wird es doch ſchwerlich ohne Abſonderung abgehen, im andern Falle aber, wo er mehrere Vorbilder aus der Beobachtung vieler Individuen abſtrahirt hat, aus welchen er ein neues ſchafft, das der Perſönlichkeit ſeiner Rolle in Anſehung ihrer Claſſification und Lage am nächſten kommt, ſpringt es in die Augen, daß das Charakteriſtiſche ſtärker zuſammengedrängt erſcheinen müſſe. Daher jener Umſtand z. B. in Ifflands Spiel, daß faſt ein jeder Zuſchauer in ſeiner Bekanntſchaft ein anderes Original zu dieſer Copie aufzufinden glaubt. Wodurch es dieſem Meiſter (denn von Schauſpielern, die überall nur ſich geben, kann keine Rede ſeyn) denn doch gelinge, bei ſo ſcharfer Charakteriſtik ein Individuum darzuſtellen, gehört nicht hierher; genug, daß wir geſehen haben, wie ohne Charakteriſtik

die Schauſpielkunſt nichts iſt. Die angegebenen Geſetze dafür wendet leicht jeder ſelbſt auf ſie an. Der Schauſpieler, wenn er es thut, befindet ſich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künſtlers; wie denn überhaupt die Schauſpielkunſt als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauſpielkunſt noch mehr Schwierigkeiten zu beſiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn ſich dieſe auf Einen Moment beſchränkt, ſo hat jene einen vollſtändigen Cyclus darzuſtellen, worin mit immer gleich gehaltener Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter, in beſtändigem Wechſel durch die mannichfaltigſten Uebergänge zum Ziele geführt wird; an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Vieles hat ſie hierin mit der Muſik gemein, wovon nachher. Mit der

Bildnerei hat ſie Ausdruck der Beſchaffenheit und des Zuſtandes der Seele im Körper gemein, denn darin beſteht der eine Theil der Charakteriſtik bildender Kunſt; der andere bezieht ſich lediglich auf die äußere Beſchaffenheit der dargeſtellten Weſen, Erfaſſung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Geſtalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Bei dieſem Theile brauchen wir nicht zu verweilen, denn daß jeder Naturgegenſtand ſo naturwahr dargeſtellt werden müſſe, daß man nicht nöthig hat, unter ihn zu ſchreiben: dieß iſt ein Pudel, das ein Löwe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Außer dieſer treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunſt zwar in Hinſicht auf äußere Geſtalt durch Wahl der Formen das Trefflichere darſtellen, charakteriſtiſch kann ſie aber ſonſt nur ſeyn durch Ausdruck des Geiſtigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geiſt, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erſt der Kreis der ſchönen bildenden Kunſt an, und Copien von Naturgegenſtänden, wäre auch ihr äußerer Charakter noch ſo genau beobachtet und die Behandlung noch ſo trefflich, haben doch keinen Anſpruch auf den Rang unter Werken ſchöner Kunſt, wenn nicht der Künſtler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dies iſt bei manchen Gegenſtänden gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erſtern Claſſe nennt Göthe widerſtrebende Gegenſtände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Claſſe gehören Stillleben, Landſchaften, Thierſtücke, deren eigenthümliche Charakteriſtik wir da angeben werden, wo wir ſie ausführlicher betrachten können. Im Allgemeinen ſagen wir nur vorher, daß ohne Charakteriſtik alle Darſtellungen ſolcher Art leer und fad ſind und den Beſchauer gleichgültig laſſen. Die höhere Charakteriſtik beginnt, wo im organiſchen Leben freie Thätigkeit ſich äußert, beſonders da, wo es in Individuen ſich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem faſt jedes Individuum ſeine ganze Gattung repräſentirt; der bildende Künſtler wird alſo hauptſächlich ſeine Kunſt des Charakteriſirens in Darſtellungen aus der Menſchenwelt zeigen können. Auf dreifache Weiſe ſtellt er den Menſchen dar, plaſtiſch, phyſiognomiſch und mimiſch. Bei der plaſtiſchen Darſtellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet iſt, kann er nur äußere Zuſtände charakteriſiren, z. B. die Unterſchiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteriſtik gehört den andern Arten an. Phyſiognomiſche Darſtellung zeigt den Ausdruck des innern Menſchen im äußern in Ruhe, und iſt entweder Portrait oder Charakterſtück. Die meiſten Portraits ſind mehr für die Erinnerung, als den tiefern äſthetiſchen Sinn, und es werden meiſt keine höheren Anſprüche gemacht, als auf äußere

Aehnlichkeit der Geſichtszüge, weshalb denn auch Bildniſſe kein allgemeines Intereſſe haben. Wie in dieſen nur die Perſönlichkeit eines Individuum, ſo iſt im Charakterſtück die Individualität einer ganzen Art oder Claſſe dargeſtellt. Man kann hierher die Charakterköpfe von le Brun rechnen, in denen die vorzüglichſten Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften nach ihrem phyſiognomiſchen Ausdruck dargeſtellt ſind. (S. Phyſiognomik). Mimiſch ſtellt die bildende Kunſt den Menſchen dar, wenn ſie aus ſeinem Aeußern auf eine beſtimmte Handlung ſchließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend intereſſirt iſt. Dieſe mimiſche Darſtellung iſt entweder pathologiſch; wenn ſie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatiſch, wenn ſie den Grund ſelbſt, alſo eine vollſtändige Begebenheit darſtellt, welche die Veranlaſſung des mimiſchen Ausdrucks enthält. Dieſe letzteren Darſtellungen ſind wieder zwiefacher Art: 1. Hiſtoriſche und 2. Charakterbilder. Die letzteren erheben ſich über die erſteren dadurch, daß alle Figuren derſelben für ſich intereſſiren müſſen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Verſinnlichung des Charakters beigelegt, und mithin untergeordnet iſt, wovon das vollkommenſte Beiſpiel Rafaels Schule von Athen ſeyn dürfte; im hiſtoriſchen Bilde ſind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß iſt wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsſtücken der dramatiſchen Poeſie, und was in Hinſicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. Auch finden dieſelben Geſetze ihre Anwendung, welche auszumitteln wir mit Grund dem Scharfſinn unſerer Leſer überlaſſen können. Genug, wir haben die Nothwendigkeit der Charakteriſtik und die Art derſelben auch in dieſen Künſten gezeigt, und gehen nun über zur

Muſik. Der Gegenſtand der Muſik ſind Empfindungen, und das Darſtellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonſtücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eigenen Charakter habe, iſt wohl unnöthig zu ſprechen, wir gedenken alſo nur des danach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weiſe wird dieſer beſtimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann durch die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenſchaft ihre eigenthümliche Bewegung habe, denn raſch hüpft die Freude, mit verzögertem Schritte ſchleicht der Schmerz u. ſ. w. Mit dieſem der jedesmaligen Empfindung angemeſſenen Rhythmus charakteriſirt alſo die Muſik zunächſt. Da ſich aber nicht blos durch Bewegung, ſondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche die Töne, je nachdem dieſe oder eine andere Empfindung die Urſache von ihnen iſt, unterſcheiden; ſo wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu charakteriſiren für die Muſik. Hier tritt die Charakteriſtik der Töne ein, und man ſieht, wie wichtig die Beſtimmung iſt, aus welchem Ton ein Tonſtück gehe. Dieſen Charakter der Töne genau zu ſtudiren, und nur die ſympathetiſchen in ſeinen Kreis aufzunehmen, iſt alſo Hauptanfoderung an den Tonkünſtler. Hat er einmal den der herrſchenden Empfindung anpaſſenden Ton gewählt, ſo darf er nicht in Töne ausgleiten, welche dieſer Empfindung widerſprechen. Und ſo zeigt ſich denn auch, die Muſik ſey nur rein wirkſam, wenn ſie auf ihre Weiſe echt charakteriſire. Daß ſich die

Declamation in demſelben Falle befinde, ſpringt in die Augen; denn Declamation, wenn ſie iſt, was ſie ſeyn ſoll, iſt ja nichts anders, als eine geſprochene Muſik, weßhalb auch der verewigte Schocher ſie eine notirte Beredſamkeit nannte. Und was fodern

wir von einer echten Declamation? Nicht blos, daß ſie richtig ausſpreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. ſ. w. (einige Declamatoren drücken ſich in Beziehung auf ſich freilich ganz richtig aus, wenn ſie ſagen, ſie würden etwas ſprechen), ſondern daß ſie Stillſtand, Fortſchritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darſtellung aufs genaueſte anpaſſen. Denken wir hiebei wieder an den Schauſpieler, ſo erſcheint uns die Schwierigkeit ſeiner Kunſt in ihrem ganzen Umfange, denn wie er in Hinſicht auf mimiſchen Ausdruck mit dem bildenden Künſtler verwandt iſt, ſo iſt er es in Hinſicht auf Declamation mit dem Tonkünſtler; die Wahrheit ſeines Mienen- und Geberdenſpiels ſoll er auch durch die Wahrheit ſeines Sprachausdrucks beglaubigen, und ſo der Poeſie von allen Seiten Leben und Seele geben.

Die Baukunſt darf es eben ſo wenig, als eine andere ſchöne Kunſt, vernachläſſigen, jedem Gebäude den ihm eigenthümlichen Charakter zu geben, welcher durch die Wirkſamkeit gewiſſer Formen auf unſer Gefühl beſtimmt wird, weßhalb es, beiläufig geſagt, gar nicht ſo unſinnig war, als es Einigen geſchienen hat, die Baukunſt eine verſteinerte Muſik zu nennen. Die Werke der ſchönen Baukunſt müſſen ſich charakteriſiren als erhabene, prächtige, ſchauerliche, ſchöne, romantiſche. Erhaben bis zum Feierlichen ſind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Paläſte, ſchauerlich Gefängniſſe, Zeughäuſer u. a.; ſchön, wenigſtens ſo weit es durch Symmetrie und Eurythmie erreichbar iſt, Privatwohnungen, die ländliche Baukunſt u. ſ. w. Das Romantiſche iſt vornehmlich der gothiſchen Baukunſt eigen, von deren mannichfaltiger Anwendung zu unſerer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig iſt. Die „Unterſuchungen über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunſt mit den ſchönen Künſten, und die Wirkungen, welche durch dieſen hervorgebracht werden ſollen (Leipzig 1788 vom Herrn von Erdmannsdorf)" machen es unnöthig, uns hierüber weiter zu verbreiten. Daß die

Gartenkunſt ebenfalls der Charakteriſtik bei ihren Darſtellungen weſentlich bedürfe, werden wir theils in dem Artikel von der Gartenkunſt ſelbſt, theils in dem Artikel Landſchaft hinlänglich darzuthun Gelegenheit haben, uns alſo hier gar nicht dabei verweilen.

Das Reſultat aller dieſer Unterſuchungen iſt: keine ſchöne Kunſt iſt ohne Charakteriſtik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche ſie hervorbringt, beruht auf ihr und ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deßhalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aeſthetiker gegeben, die geradezu das Weſen aller ſchönen Kunſt in Charakteriſtik ſetzen. In neueſter Zeit hat dies beſonders Herr Hofrath Hirt gethan, in zwei Aufſätzen, die von ihm in Schillers Journal die Horen enthalten ſind. Man vergeſſe aber nicht, was hingegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den römiſchen Studien erinnert worden. Schön iſt des Erſteren Charakteriſtik der Charakteriſtiker; der Unterſuchung des Letzteren fehlt wenig, um erſchöpfend zu ſeyn. Er ſetzt das Ideale dem Charakteriſtiſchen entgegen, und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen Kunſtwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig dieſe ſey, iſt gezeigt worden; allein ſie iſt noch keine Schönheit, und von ſchöner Kunſt iſt doch die Rede. Da ergibt ſich denn von ſelbſt, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganze, vollſtändige, noch der höchſte Zweck der Kunſt ſeyn können, ſondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darſtellung hinzukommen müſ-

ſe. Schöne Darſtellung des Ideals unter charakteriſtiſchen Bedingungen iſt es, worauf hier Alles ankommt. So viel vorläufig, bis wir unter dem Artikel Ideal das Weitere geben können. Dort wird ſich auch zeigen, ob Falk, der ſich (in ſeinen kleinen Abhandlungen zur Poeſie und Kunſt) ebenfalls zu den Charakteriſtikern bekennt, mehr mit Hirt, oder mit Göthe und Fernow übereinſtimme. dd.

Chardin (Jean), Sohn eines proteſtantiſchen Juwelenhändlers zu Paris, und ſelbſt Juwelenhändler, war 1643 geboren. Er war noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, als ſein Vater ihn, um Diamanten einzukaufen, nach Oſtindien ſchickte. Chardin begab ſich nach Surate, indem er Perſien durchreiſ'te und ſich zu Bander Abbacy einſchiffte. Sein erſter Aufenthalt zu Surate war nicht von langer Dauer; er kehrte noch in demſelben Jahre nach Perſien zurück, und lebte ſechs Jahre lang in Iſpahan, wo er ſich weniger mit kaufmänniſchen Geſchäften als mit tiefen Studien und Unterſuchungen beſchäftigte. Sechs Monate nach ſeiner Ankunft in Iſpahan ernannte ihn der König zu ſeinem Hofagenten, wodurch er mit den Großen des Hofs in Verbindung kam. Er benutzte dieſelbe, um die belehrendſten und zuverläſſigſten Nachrichten über die politiſche und militäriſche Lage Perſiens zu ſammeln. Er beſuchte zwei Mal die Ruinen von Perſepolis, und brachte treffliche Materialien über die Alterthümer und die Geſchichte zuſammen. Im J. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück; da er aber ſah, daß er wegen ſeiner Religion keine Anſtellung oder Beförderung zu hoffen habe, nahm er eine beträchtliche Menge von Koſtbarkeiten mit ſich, und reiſ'te 1671 wieder nach Perſien. Theils in Perſien, theils in Indien blieb er zehn Jahre, ging zur See nach Europa zurück und beſuchte das Vorgebirge der guten Hoffnung. Im April 1681 kam er in London an, und zehn Tage nach ſeiner Ankunft ertheilte ihm Carl II. den Titel eines Chevaliers. Chardin beſchäftigte ſich jetzt mit ſeiner Reiſebeſchreibung, deren erſten Band er in London 1686 herausgab. Die andern Bände ſollten folgen, als er zum bevollmächtigten Miniſter des Königs von England bei den Generalſtaaten von Holland, und zum Agenten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie bei ebendenſelben ernannt wurde. Seine neuen Pflichten entzogen ihn nicht ſeinem Lieblingsgeſchäft, und im J. 1711 gab er zwei Ausgaben ſeiner Reiſebeſchreibung heraus. Bald darauf kehrte er nach England zurück, wo er 1713 ſtarb. Das einſtimmige Zeugniß aller ſpätern Reiſenden, welche dieſelben Länder beſucht und beſchrieben haben, iſt dahin gegangen, die Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit ſeiner Angaben und die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe zu beſtätigen. Ob übrigens Chardin ſeine Reiſe ſelbſt abgefaßt, oder ſich der ſchwerfälligen Feder Charpentiers dazu bedient habe, kann ſehr gleichgültig ſeyn, da Chardins Verdienſte dadurch nicht geſchmälert werden. Zu bemerken iſt nur noch, daß in jenen beiden Ausgaben, die wir erwähnt haben, manches weggelaſſen iſt, was der catholiſchen Geiſtlichkeit mißfallen konnte. Dieſe Stellen ſind, vielleicht mit Wucher, in der Ausgabe von 1735 wieder hergeſtellt worden. Die neueſte und beſte Ausgabe hat Langlès 1811 in zehn Octavbänden nebſt einem Atlas in Folio beſorgt. Der Herausgeber hat eine Notice de la Perse, depuis les temps les plus reculés jusqu'à ce jour als Erſatz der perſiſchen Geſchichte, die Chardin ſchreiben wollte, und worauf er ſich mehrmals bezieht, hinzugefügt. Außerdem enthält der 9te und 10te Band das Couronnement de Soleiman III., roi de Perse, das Char-

din als ein Bruchſtück jenes hiſtoriſchen Werks 1671 zu Paris herausgegeben hatte.

Charette de la Coutrie (François=Athanaſe), einer der Hauptanführer in dem Vendéekriege, war zu Couffé bei Ancenis in der Bretagne 1763 geboren. Seine Familie war alt und ausgezeichnet. Sein Vater, der wenig Vermögen und viel Kinder hatte, vertraute ihn der Sorgfalt eines Oheims, welcher Parlamentsrath zu Rennes war. Mit dem ſechzehnten Jahre wurde Charette bei der Marine angeſtellt; er betrug ſich lobenswerth, verließ aber 1790 dieſe Laufbahn, nachdem er ſich mit einer reichen Verwandten verheirathet hatte. Bald darauf verließ er Frankreich und ging zu den Emigrirten nach Coblenz. Man ſagt, daß ihn bedeutende Verluſte im Spiel bewogen, nach Frankreich zurückzukehren. Er war am 16ten Auguſt in Paris, verſuchte in die Tuilerien zu dringen, um den König zu vertheidigen, ward aber von der Maſſe, die er bekämpfen wollte, fortgeriſſen und entging ihr, indem er ſich ſtellte, als trüge er einen verſtümmelten Menſchenkörper im Triumph umher. Er ging nach Poitou zurück und lebte ruhig und ſorglos auf dem kleinen Schloſſe Fonteclauſe, unweit Machecoul. Als in den erſten Tagen des Mai die Inſurrection ausbrach, nahm er keinen Antheil daran. Bald darauf erſchienen die bewaffneten Bauern bei ihm, und foderten ihn auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Er verweigerte es. Nachdem ſie unter de Vue's Führung einen vergeblichen Verſuch auf Pornic gemacht hatten, wiederholten ſie ihre Auffoderung; er beſtand auf ſeiner Weigerung. De Laroche=St. André wurde damals ihr Anführer; ſeine Unternehmung auf Pornic war nicht viel glücklicher; nur die Flucht rettete ihn vor der Rache ſeiner Untergebnen. Jetzt kamen die Inſurgenten zum dritten Mal zu Charette und drohten, ihn umzubringen, wenn er nicht ihr General ſeyn wolle. Er gab nach, und von dem Augenblicke an war nichts Unſicheres mehr in ſeinem Betragen. An der Spitze eines ſchon an ſich rohen, noch mehr aber durch die Auflöſung aller Ordnung verwilderten Haufens, der nicht einmal mit der großen Vendéearmee, geſchweige mit einem ordentlichen Heere verglichen werden konnte, durfte ſich Charette wenig Ruhm verſprechen. Da er nicht im Stande war, den Mordthaten ſeiner Leute ein Ende zu machen, gab er ſich das Anſehn, wenig darauf zu achten, vielleicht glaubte er auch, daß dieſe Grauſamkeiten ſie um ſo mehr zwingen würden, ſich aufs äußerſte zu vertheidigen. Er fing mit einem Angriff auf Pornic an, welcher gelang. Nachdem er ſeine Armee einigermaßen zu bilden und ſeine Reiterei zu vermehren geſucht hatte, marſchirte er auf Challans. Er wurde gänzlich zurückgeſchlagen; gleichen Unfall erlitt er vor St. Gervais. Seine Soldaten gewöhnten ſich nicht an den Krieg und lernten nicht, ſeiner Stimme gehorchen. Der General Beyſſer drang von Nantes bis Machecoul vor; die Inſurgenten verſuchten nicht, ſich zu vertheidigen. Charette ſetzte ſich zu Légé und hielt ſich hier einige Zeit. Der Geiſt des Aufruhrs, durch die Unfälle geweckt, äußerte ſich in der ganzen Armee, aber ſeine Feſtigkeit erhielt ihn im Commando. Man wollte das Anſehn Royrands, der an der Spitze eines andern Inſurgentenhaufens glücklich geweſen war, wider ihn anwenden. Charette hatte Légé verlaſſen müſſen und flüchtete nach Montaigu; Royrand weigerte ſich, ihn aufzunehmen. Aufs äußerſte erbittert, raffte Charette den Reſt ſeiner Leute zuſammen, und griff mit Verwegenheit die Republikaner zu St. Colombin an. Er trug entſchiedne Vortheile davon. Royrand, dadurch ausgeſöhnt, verabredete

eine gemeinſchaftliche Unternehmung mit ihm; der glückliche Erfolg derſelben ſetzte Charette in eine beſſere Lage. Er nahm ſeine Stellung bei Legé wieder ein. Nach einigen Gefechten war er aufs neue Herr des ganzen Landes. Die Republikaner mußten Machecoul mit bedeutendem Verluſt räumen. Ungefähr um dieſe Zeit nahm die große Vendéearmee Saumur; ſie hatte bisher keine Verbindung mit Charette gehabt. Leſcure ſchrieb jetzt an Charette ein Glückwünſchungsſchreiben, und lud ihn ein, fortan in Uebereinſtimmung mit der großen Armee zu operiren. Dieſer nahm einen ſo ſchmeichelhaften Antrag an. Man beſchloß den Angriff auf Nantes, welcher fehlſchlug. Jetzt ſchlug man vor, einen Anführer zu wählen, dem alle andern gehorchen ſollten. Charette willigte in der Hoffnung ein, daß ihn die Wahl treffen würde, und konnte ſeinen Unwillen nicht verbergen, als d'Elbée den Oberbefehl erhielt. Als man indeß im Auguſt den Angriff auf Luçon verabredete, verweigerte Charette ſeine Theilnahme nicht; vielmehr foderte er den gefährlichſten Poſten. Leſcure und er begannen den Angriff mit einer Art von Wetteifer und erfochten anfangs einige Vortheile. Bald aber wandte ſich die Schlacht zum Nachtheil der Vendeer, die eine vollſtändige Niederlage erlitten. Charette kehrte nach Legé zurück, und lebte hier einen Monat in ländlichen Vergnügungen, denen er ſich mit einer Art von Leidenſchaft ergab, indem er jeden Augenblick den Ruf zu ernſten Beſchäftigungen erwartete. Als er aber einmal zum Kampf zurückgekehrt war, glich nichts ſeinem Eifer, ſeinem Muthe und vornehmlich ſeiner Hartnäckigkeit. Gegen die Mitte des Septembers erſchien die Garniſon von Mainz mit andern kriegsgewohnten Truppen in Nieder-Poitou. Charette zog ſich vor einer ſo entſchiednen Uebermacht an die Ufer der Sèvre zurück und vereinigte ſich mit der großen Vendéearmee, welche hier bei Torfou einen vollſtändigen Sieg über die Mainzer erfocht. Den folgenden Tag marſchirten Leſcure und Charette auf Montaigu, und gewannen neue glänzende Vortheile. Statt aber jetzt zum Ueberreſt der Armee unter Bonchamp und d'Elbée zu ſtoßen, verfolgten ſie ihren Sieg noch bei St. Fulgent, und verhinderten dadurch einen allgemeinen Angriff, der die Vernichtung des Feindes vollendet haben würde. Dieſer Mangel an Uebereinſtimmung entzweite Charette und die übrigen Anführer. Sein Talent konnte ſich nur noch zeigen, wenn er allein und unabhängig war. Er war voll finſtern Mißtrauens, das er unter der Maske der Verſtellung zu verbergen ſuchte. Nur an den gegenwärtigen Tag denkend, überließ er ſich planlos den Umſtänden. Charette fühlte, daß wenn ihm auch andre Anführer an militäriſchem Genie, an Ueberblick, an Kenntniß der Menſchen und Geſchäfte überlegen ſeyen, er vielleicht doch fähiger ſey als ein andrer, ein Streifcorps anzuführen. Jene ſorgloſe Ergebung in ein unvermeidliches Verhängniß, die niemals eine Gefahr fürchtet, dieſe Aufopferung des eignen Lebens, die dem Menſchen eine Art von unbekannter Gewalt gibt, machten Charette recht eigentlich zu einem Anführer in einem Bürgerkriege. Wie rettungslos auch die Angelegenheiten ſchienen, Charette war unerſchütterlich, ermunterte lächelnd diejenigen, die ihn umgaben, führte ſie zum Kampf und hielt ſich gegen den Feind bis aufs äußerſte. Indeß als er ſeine Cantonnirungen befreit ſah, verließ er unter einem Vorwande die Armee, die ihn gerettet und dadurch alle Streitkräfte der Republikaner auf ſich gezogen hatte, und machte einen Angriff auf die Inſel Noirmoutier, um ſich mit den Engländern in Verbindung zu ſetzen. Dies gelang ihm gerade, als die bei Chollet geſchlagne große Armee über die Loire gehn

mußte; bald aber mußte auch Charette ſich gegen heftige Anfälle vertheidigen. Haxo drängte ihn gegen das Meer und hielt ihn in den Moräſten von Bouin eingeſchloſſen. Charette vernagelte ſeine Kanonen, tödtete ſeine Pferde, und führte ſeine Armee glücklich aus einer Gegend, in der ſie verloren zu ſein ſchien. Zu ſchwach, ſich irgendwo zu behaupten, ſetzte Charette jetzt den Krieg als Parteigänger fort. Seine Thätigkeit war durch nichts zu ermüden; fünf Monate lang durchſtreifte er auf dieſe Weiſe Nieder-Poitou. Er drang ſogar bis Moulevrier in Anjou vor, wo er mit Laroche-Jaquelin, der, getrennt von ſeiner geſchlagnen Armee, flüchtig umherirrte, zuſammentraf. Er nahm dieſen tapfern und unglücklichen Anführer nicht auf; ſie trennten ſich mit gegenſeitigem Mißvergnügen, aber eine Menge von Charette's Leuten folgten Laroche-Jaquelin. Charette ging über die Sèvre zurück, und begab ſich wieder auf ſein Gebiet, ohne ſich mit der großen Armee in Verbindung zu ſetzen, die ſich aufs neue zu bilden anfing. Der General Haxo neckte ihn unabläſſig, ohne ihn jedoch vernichten zu können, bis er bei einem Ueberfalle ſeinen Tod fand. Auf Haxo folgte Thureau, der durch völlige Verwüſtung des Landes den Aufſtand zu dämpfen gedachte. Der Mangel nöthigte Charette, nochmals über die Sèvre zu gehn. Laroche-Jaquelin war geblieben; Stofflet commandirte nach ihm die Armee von Anjou; Marigny, der auf das linke Ufer zurückgekommen war, hatte ebenfalls eine Armee, welche täglich beträchtlicher wurde. Alle drei verabredeten eine gemeinſchaftliche Unternehmung. Marigny erſcheint an dem beſtimmten Orte, kehrt aber, da man ihm Lebensmittel verweigert, in ſeine Cantonnirungen zurück. Charette bildet ein Kriegsgericht, und läßt ihn zum Tode verurtheilen. Wirklich wurde das Urtheil einige Zeit nachher vollzogen, ohne daß man beſtimmen kann, ob Charette oder Bernier am meiſten zu dieſem Verbrechen beitrug. Nach einigen in Verbindung mit Stofflet, theils in Anjou, theils in Nieder-Poitou glücklich ausgeführten Angriffen blieb Charette allein auf ſeinem Gebiet; gegen den Juni 1794 verſtärkte er ſich anſehnlich. Seine Armee gewann ein imponirendes Anſehn. Durch einige errungne Vortheile kühn gemacht, unternahm er es, drei verſchanzte Lager der Republikaner zu zerſtören. Der Angriff auf das Lager von St. Chriſtophe bei Challans war die ſchönſte Waffenthat Charette's und ſeiner Armee. Er nahm ſein Hauptquartier um dieſe Zeit zu Belleville, wo er ſich, ſtolz auf ſeine Größe, ſeinen gewohnten Vergnügungen überließ. Indeß hatte der 9te Thermidor die Erbitterung der Gemüther auf beiden Seiten gemindert; Abgeordnete des Convents erſchienen, und boten den Vendeern eine Amneſtie. Nicht ohne große Schwierigkeiten unterhandelte man, und Charette willigte endlich wider Willen in einen Frieden, der ihn in ſeinen Augen erniedrigte. Am 26ſten Febr. 1795 kam er perſönlich nach Nantes und ward mit unendlichem Jubel empfangen. Die Unruhe ſeines Innern malte ſich aber auf ſeinem Geſicht; er war finſter, ſtumm und in Verlegenheit über die Rolle, die er ſpielte. Am andern Morgen kehrte er in ſein Hauptquartier nach Belleville zurück. Keine von den Friedensbedingungen ward gehalten; man griff aufs neue zu den Waffen und kämpfte auf Leben und Tod. Charette ließ alle Gefangnen erſchießen, und nahm ſtets die blutigſten Repreſſalien. Aber das Glück war ihm nicht mehr günſtig; Hoche ſchloß ihn völlig ein, ſeine Anhänger verließen ihn, und zwiſchen Montaigu und Belleville ward er gefangen. Man brachte ihn nach Nantes, wo er den 29ſten März 1796 erſchoſſen ward.

Charfreitag hat wahrſcheinlich ſeinen Namen von dem alten deutſchen Worte charen, welches leiden oder büßen heißt. Die Proteſtanten betrachten ihn als den feierlichſten Tag des ganzen Jahres, dagegen gilt er bei den Catholiken nur für einen halben Feiertag.

Chargé d'Affaires, ſ. Geſandtſchaftsweſen.

Charité. Eigentlich Barmherzigkeit, Liebe. Daher häufig, z. B. in Berlin, ein Krankenhaus.

Charitinnen, ſ. Grazien.

Charkow, Hauptſtadt des ſlobod-ukrainiſchen Gouvernements in Rußland. Sie hat über 1500 Häuſer und an 11,600 Bewohner. Die Einwohner nähren ſich, außer dem Feld- und Obſtbau, von ihren Lederarbeiten, wollenen Filzen, Decken und Mänteln, und von einem nicht unwichtigen Zwiſchenhandel. Es gibt vier große Jahrmärkte hier. Im J. 1803 wurde die hieſige hohe Schule zu einer Univerſität umgeſchaffen, und aus Deutſchland mehrere berühmte Gelehrte als Profeſſoren dorthin berufen. Der Kaiſer bewilligte jährlich 130,000 Rubel an Einkünften, und außerdem ſchoß der Adel des ſlobod-ukrainiſchen Departements 400,000 Rubel zur Einrichtung her.

Charlatan. Die Abſtammung dieſes Worts, worunter man zunächſt einen Afterarzt, dann aber überhaupt jeden verſteht, der ſich den falſchen Schein von Kenntniſſen oder Geſchicklichkeiten gibt, iſt zweifelhaft. Einige leiten es ab von dem Flecken Ceretano bei Spoletro, von wo die erſten mediciniſchen Betrüger ausgegangen ſeyn ſollen, Andre von dem barbariſchen Wort circulatanus (für circulator), noch Andre von dem italiäniſchen ciarlare, ſchwatzen. Wir könnten noch eine Ableitung hinzufügen von dem italiäniſchen scarlatto, Scharlach, und scarlattino, ſcharlachfarben, weil ehemals ein Scharlachmantel das Abzeichen der Aerzte war. Am natürlichſten ſcheint übrigens die Ableitung von ciarlare.

Charlestown, die Hauptſtadt von Süd-Carolina in Nordamerika, wurde im Jahr 1630 angelegt; 1791 zählte man dort aber ſchon 16,350 Einwohner, worunter 1630 Neger, und 2600 Häuſer ohne die Packhäuſer und Magazine. Der Handel von hier aus iſt von der höchſten Bedeutung, ſowohl nach Europa, als nach den weſtindiſchen Inſeln. Die Hauptausfuhr beſteht in Reis, auch Tabak. Es liefen vor der Unterbrechung des Handels mit Europa jährlich über 1000 Schiffe ein und aus.

Charlottenburg, ein königliches Luſtſchloß, mit einem ſehr ſchönen Garten, eine kleine Meile von Berlin, welches die erſte Königin von Preußen, Sophie Charlotte, erbauen ließ. Die dabei neuangelegte Stadt enthält über 300 Häuſer und an 2500 Einwohner. Ein ſchöner Weg führt durch den Thiergarten nach Charlottenburg, welches die Berliner häufig als Vergnügungsort beſuchen. Ehmals hieß es von dem dabei liegenden Dörfchen Lützen Lützelburg. Unter der verewigten Königin Louiſe, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., iſt es ſehr verſchönert worden.

Charon, ein Sohn des Erebus und der Nacht, deſſen Amt es war, die Todten über den ſchwarzen Acheron, den immer vom Geheule der Todtenklage ertönenden Cocytus, und den ſelbſt den Göttern furchtbaren Styx zu führen. Für ſeine Mühe mußten ihm die Todten ein Fährgeld bezahlen, das man dem Verſtorbenen in den Mund ſteckte. Wer dies nicht mitbrachte oder wer auf der Oberwelt keine Begräbnißſtätte gefunden hatte, deſſen Schatten mußte traurig an den Ufern des Acheron herumirren und warten, bis Charon ihn einnehmen wollte.

Man ſtellte ihn vor als einen finſtern Alten mit ſtruppigem Bart und zerlumpter Kleidung.

Charoſt (Armand-Joſeph de Béthune, Duc de), geboren zu Verſailles 1728, zeigte ſich durch ſeine raſtloſe Wohlthätigkeit und zu jeder Aufopferung bereite Vaterlandsliebe ſeines großen Ahnherrn Sully würdig. Mit dem ſechszehnten Jahre trat er in die Armee. Mit großer Auszeichnung focht er bei der Einnahme von Münſter und bei mehrern andern Gelegenheiten. Ein Freund und Vater ſeiner Soldaten, belohnte er aus ſeinen Mitteln die Tapfern. Als eine anſteckende Krankheit unter der Armee ausbrach, ließ er auf eigne Koſten bei Frankfurt ein Hoſpital errichten. Im J. 1758 ſchickte er ſein ſämmtliches Silber in die Münze, um den Bedürfniſſen des Staats damit zu Hülfe zu kommen. Der Friede von 1763 gab ihn einem ruhigen Wirkungskreis zurück; aber ſeine Wohlthätigkeit gegen die Soldaten, welche er commandirt hatte, ſetzte er fort. Er legte Werkſtätte an, wo Bedürftige Arbeit fanden, und war beſonders thätig für die Verbeſſerung des Ackerbaus und den öffentlichen Unterricht. Zwanzig Jahre vor der Revolution ſchaffte er die Frohndienſte auf ſeinen Gütern ab, ſchrieb gegen den Feudalismus, entwarf einen Plan zur Tilgung der Zinſen und Renten, verwandelte die Zwanggerechtigkeit in eine mäßige Geldzahlung u. ſ. w. Er gründete in verſchiednen Kirchſpielen Anſtalten, aus denen die Armen, die durch Hagelſchlag, Ueberſchwemmungen und Brand Verunglückten unterſtützt wurden, ſorgte für den Unterhalt und Unterricht älternloſer Kinder, ſtellte Aerzte und Hebammen an, ließ zu Meillant ein Hoſpital anlegen, und ſtattete es reichlich aus. In einem Jahre der Theurung ließ er auf eigene Koſten Getraide in den Hafen von Calais einführen. In den Provinzialverſammlungen ſprach er gegen die Frohnen; in der Verſammlung der Notablen erklärte er ſich für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Laſten. Die Revolution brach aus. Noch vor dem Decret über die patriotiſche Beiſteuer machte er ein freiwilliges Geſchenk von 100,000 Franken. Während der Schreckenszeit hatte er ſich nach Meillant zurückgezogen. Hier wurde er verhaftet, und erſt nach dem 9ten Thermidor erlangte er ſeine Freiheit wieder. Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Certificaten, welche ihm die Revolutionsausſchüſſe ertheilten, er der Vater der leidenden Menſchheit, der Wohlthäter genannt wird. Er kehrte nach Meillant zurück, wo er eine Ackerbaugeſellſchaft ſtiftete, deren Director er ward. Als ſolcher gab er ein Résumé des vues et des premiers travaux dieſer Geſellſchaft heraus. Ferner redigirte er die Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale, und verſchiedene Memoiren über die Mittel, der Bettelei zu ſteuern, auf dem Lande das Loos der Tagelöhner zu verbeſſern u. ſ. w. Kein Opfer war ihm zu groß, und ſein ungeheures Vermögen reichte kaum für ſeine Unternehmungen hin. An mehrern wohlthätigen Stiftungen in Paris hatte er Antheil. Nach dem 10ten Brumaire ward er Maire des zehnten Arrondiſſements dieſer Stadt. Er hatte die Pocken nicht gehabt und fürchtete ſie; dennoch beſuchte er das Taubſtummeninſtitut, wo dieſe Krankheit graſſirte. Er ward davon befallen und ſtarb den 27ſten Oct. 1800, von unzähligen Menſchen betrauert, deren Wohlthäter er geweſen.

Charron (Pierre), der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von fünfundzwanzig Kindern war, wurde zu Paris 1541 geboren. Nachdem er zu Orleans und Bourges die Rechte ſtudirt und in der letzten Stadt Doctor geworden, fing er zu practiciren an. Allein nach fünf oder ſechs Jahren war er dieſer Beſchäftigung überdrüßig, widmete ſich

dem geiſtlichen Stande und zeichnete ſich als Kanzelredner aus. Er bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc, lehrte nach und nach zu Bazas, Aqs, Lectoure, Agen, Bordeaux, Cahors, Condom und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. Nach einer ſiebzehnjährigen Abweſenheit kam er nach Paris zurück, um einem gethanen Gelübde gemäß in einen geiſtlichen Orden zu treten. Allein da ihn weder die Cartheuſer noch die Cöleſtiner ſeines Alters wegen aufnehmen wollten, hielt er ſich ſeines Gelübdes für entbunden, ging wieder nach Angers und in der Folge nach Bordeaux. Hier trat er in enge Freundſchaft mit Montaigne, der ihm in ſeinem Teſtamente die Erlaubniß gab, ſein Familienwappen zu führen. Charron vermachte aus Dankbarkeit ſein Vermögen einem Schwager Montaignes. In der Verſammlung der Geiſtlichkeit vom J. 1595, bei welcher er als Deputirter erſchien, wurde er zum Secretär ernannt. Er ſtarb im J. 1603 zu Paris eines plötzlichen Todes, indem er auf der Straße vom Schlage getroffen wurde. Charrons bekannteſtes Werk iſt ſein Traité de la Sagesse, der von mehreren Seiten angegriffen und vertheidigt wurde. Der Traité de la Sagesse, den er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode ſchrieb, iſt ein Auszug und eine Apologie des vorigen. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und piquante Originalität des erſtern. Charrons Traité des trois Vérités endlich iſt ein methodiſches Werk. Der Verfaſſer beweiſ't darin gegen die Atheiſten, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchriſten, daß von allen Religionen die chriſtliche die allein wahre ſey, und gegen die Ketzer, daß die römiſch-catholiſche Kirche allein ſelig mache. Außerdem ſind noch verſchiedne Discours chrétiens von ihm gedruckt.

Charta magna (engliſch the Great Charter), ein vorzüglich merkwürdiges Grundgeſetz der Engländer, das noch jetzt von ihnen als das Palladium der Nationalfreiheit verehrt wird. Schon im J. 1100 hatte Heinrich I. der engliſchen Nation einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) ausgeſtellt, in welchem er dem Volke, beſonders aber dem Adel viele Freiheiten gab und manchen Druck des Lehnsſyſtems aufhob. Als nachher König Johann ohne Land dieſe Urkunde verletzte, despotiſch herrſchte und die Nation vom Papſte abhängig machte, wurde er im J. 1215 durch einen allgemeinen Volksaufſtand, an dem beſonders die Geiſtlichkeit großen Antheil hatte, zur Unterzeichnung der Magna Charta genöthigt. In derſelben wurde das obige Geſetz beſtätigt, es wurden ferner darin viele Anmaßungen des Papſts verworfen, der Kirche große (verhältnißmäßig zu große) Vorrechte eingeräumt, und die Grundſätze feſtgeſetzt, daß ohne Einwilligung der Volksverſammlungen keine neuen Abgaben eingeführt, der Handel nie durch willkürliche Zölle beſchränkt und die Privilegien der Städte und Flecken ungekränkt gelaſſen werden ſollten. Auch wurde das Privateigenthum durch dieſes Geſetz geſichert, das Erbſchaftsrecht genauer beſtimmt u. ſ. f. Allein nicht alle Vorrechte der Engländer gründen ſich auf dieſes Grundgeſetz: denn nicht nur die Petition of rights (Bitte um Recht) von 1628 iſt eine Ergänzung deſſelben, ſondern es enthalten auch die Habeas-Corpus-Acte von 1679, die Bill of rights (Erklärung der Rechte) von 1689, der Parlamentsſchluß von 1701 über die Thronfolge des jetzt regierenden Hauſes, der Vereinigungstraktat Englands und Schottlands von 1707, wodurch die Schotten den Engländern gleich gemacht wurden, und andere Geſetze neue wichtige conſtitutionelle Verfügungen, deren Anführung nicht hierher gehört.

Charybdis, nach der Fabellehre eine Tochter Neptuns und der Erde, die ihrer Unerſättlichkeit wegen vom Jupiter ins Meer geſtürzt wurde, wo ſie als Meerſtrudel jedes Schiff, das ſich ihr näherte, auf den Grund herabriß und verſchlang. Die Veranlaſſung zu dieſem Mythus gab der berühmte Wirbel im ſicilianiſchen Meere, der den unkundigen Schiffern ehmals um ſo gefährlicher und verderblicher war, da ſie ſich in dem Beſtreben, ihm zu entgehen, der Gefahr ausſetzten, an den Felſen der Scylla Schiffbruch zu leiden. Heut zu Tage iſt die Charybdis den Schiffern nicht mehr furchtbar, welche bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, ſicher über ſie hinfahren. Sie heißt jetzt Calofaro und la Rema.

Chaſſeki, die erſte Sultanin, oder diejenige Beiſchläferin des türkiſchen Kaiſers, die ihm den erſten Prinzen geboren hat.

Chatam (William Pitt, Graf von), Vater des im J. 1806 verſtorbenen Premier-Miniſters William Pitt, war einer der größten und verehrungswürdigſten Staatsmänner, die je Englands Schickſal leiteten. Von Ehrgeitz, Parteilichkeit und Herrſchſucht eben ſo weit, als von Eigennutz und Cabale entfernt, beherrſchte er Großbritannien bloß durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Er war ein Muſter der Gerechtigkeit, enthuſiaſtiſch für ſein Vaterland entbrannt, unermüdet thätig, ſchnell und weit hinausblickend. In der Beredſamkeit hat ihn nie ein Engländer übertroffen. Er nahm durch Gefälligkeit und Würde, verbunden mit einem ſchönen Organ und dem vollkommenſten Geberdenſpiel (in welchem Garrick ihm den Vorzug vor ſich ſelbſt einräumte) alle Gemüther für ſich ein, durch ſeinen leicht fließenden, deutlichen, von ſchwerfälligen Schlüſſen, Schwulſt und geſuchtem Witz durchaus freien Vortrag wirkte er auf die Ueberzeugung Aller. Seine Reden waren erhaben und kühn und riſſen die Zuhörer mit ſiegender Gewalt dahin. Er war der Sohn des Esquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall, und 1708 den 15ten November geboren, vertauſchte die Militärdienſte ſchon früh mit den Wiſſenſchaften eines Staatsmannes, zog, als ihn bald darauf der Flecken Old-Sarum zu ſeinem Repräſentanten im Unterhauſe wählte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und bekam ſchon damals wegen ſeines Patriotismus von der verwittweten Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund Sterling, ſo wie in der Folge eine ſehr anſehnliche Erbſchaft von einem gewiſſen Pynſent. Deſſen ungeachtet ſuchte er ſich auf keine Art zu bereichern; und ſelbſt ſeine erklärteſten Feinde, deren er ſchon damals viele hatte, und die ſich in der Folge noch vermehrten, konnten nicht den geringſten Flecken auf ſeinen Charakter werfen. Er hatte indeſſen die Cammerherrnſtelle beim Prinzen von Wales angenommen, legte aber dieſelbe 1745 nieder, ward 1746 Mitſchatzmeiſter in Irland, und in eben dem Jahre Schatzmeiſter und Generalzahlmeiſter der Armee und geheimer Rath. Aber auch dieſe Würde gab er bald auf, und mußte 1756, als er zum Staatsſecretär des ſüdlichen Departements erhoben worden war, ſeinen Poſten auf Befehl des Königs Georg II., der durch eine Cabale wider ihn eingenommen und dabei durch Widerſetzlichkeit von ihm beleidigt worden war, in dem nämlichen Jahre verlaſſen. Das Volk, das ihm mit Enthuſiasmus anhing, beſtürmte jedoch den König ſo unaufhörlich mit Bitten, daß er 1757 aufs neue zum Staatsſecretär ernannt wurde. Jetzt zeigte ſich ſein großer Geiſt in ſeiner ganzen Stärke. Er überſtrahlte alle Mitglieder des Parlaments und alle Miniſter: ſein Wille wurde von allen geehrt, er war es, der die Thätigkeit der Eng-

länder aufs neue emporhob, und während des damaligen Krieges mit Frankreich ſeinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, durch Verbeſſerung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren und andere durchdachte Plane in wenig Jahren das demſelben ſchon faſt entriſſene Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrſchaft des Handels verſchaffte. Frankreich wurde in allen vier Welttheilen geſchlagen: und ſchon 1760 rieth er, dem damals noch unvorbereiteten Spanien den Krieg anzukündigen, weil er vorausſah, daß daſſelbe den Franzoſen beiſtehen würde. Sein ganzes Streben war die Erhebung Englands auf den Trümmern der bourboniſchen Mächte. Allein plötzlich unterbrach der Tod Georgs II. und der Regierungsantritt Georgs III. ſeine großen Entwürfe. Dieſer war von Pitts Gegner, dem Grafen Bute, einem beſchränkten Staatsmann, wider ihn eingenommen worden, ſo daß Pitt ſeine Stelle 1761 freiwillig niederlegte und bloß im Unterhauſe blieb. Die Stadt London übergab eine allgemeine Dankſagung an Pitt, deſſen Gemahlin unterdeſſen Baroneſſe von Chatam in Kent geworden war, ließ ihm zu Ehren eine Inſchrift auf der prächtigen Blackfriarsbrücke anſchlagen, und betrachtete ihn als das Palladium ſeiner Freiheit. Kaum hatte er jenen Poſten verlaſſen, als man im Parlament vergaß, die von ihm beabſichtigten Zwecke zu verfolgen. Man ſäumte Spanien den Krieg zu erklären, bis es ſich 1762 förmlich mit Frankreich verband. Pitt rieth jetzt, da das Waffenglück für die Engländer überwiegend war, zur Fortſetzung des Kriegs, durch den man beide feindliche Staaten vielleicht ganz ohnmächtig gemacht haben würde; allein die Gegenpartei ſchloß im J. 1763 Friede. Bute und ſeine Partei wurde endlich bei dem Volke verhaßt, und Pitt behielt immer einen großen Einfluß im Parlament. Er nahm ſich des Volks gegen jede Bedrückung an. Da er vorausſah, daß ſich die amerikaniſchen Colonien bei fortdauernder despotiſcher Strenge vom Mutterlande trennen würden, drang er beſonders im J. 1766 auf glimpflichere Behandlung derſelben und auf Widerrufung der Stempelacte. In demſelben Jahre wurde ein neues Miniſterium berufen. Der König ernannte ihn zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pynſent und Grafen von Chatam. Dies geſchah jedoch nicht ſo wohl aus Hochachtung für ſeine Verdienſte, ſondern um ihn aus dem Unterhauſe, wo ſein Einfluß überwiegend war, in das Oberhaus zu bringen, in welchem er wegen der Majorität, die auf der Seite des Lord North und ſeiner Anhänger war, dem Miniſterium nicht ſo gefährlich werden konnte. Stets wiederkehrende Anfälle von Podagra machten, daß er ſchon 1768 dieſer Stelle entſagte. Indeſſen fuhr man fort, die Colonien zu bedrücken. Pitt empfahl oft mit der lebhafteſten Freimüthigkeit gelindere Maaßregeln, beſonders 1775; allein man verwarf ſeine Warnung, und 1776 erklärten ſich die Colonien für frei. Ein abermaliger Verſuch, den er 1777 zur Ausſöhnung mit den Colonien machte, ſchlug ebenfalls fehl: umſonſt zeigte er die Unmöglichkeit, die Amerikaner zu bezwingen; umſonſt bewies er, daß der Krieg dieſelben nur noch mehr empöre. Es war am 8ten April 1778, als er, wiewohl er ſehr krank war, das ſchlechte Verfahren der Miniſter gegen Amerika öffentlich tadeln zu müſſen glaubte; nach geendigter Rede ſank er jedoch ohnmächtig nieder, und wurde aus dem Parlament auf ſein Landgut Hayes bei Kent gebracht, wo er den 11ten Mai deſſelben Jahrs ſtarb. Lord North triumphirte, aber das Volk war untröſtlich; man gab demjenigen ſeiner Söhne, der die Grafſchaft Chatam beſaß, für ſich und ſeine

Nachkommen 4000 Pf. Sterl. Jahrgeld, begrub Pitten auf öffentliche Koſten mit dem größten Pomp, und ſetzte ihm in der Weſtminſterabtei und nachher, 1782, in Guildhall prächtige Denkmäler. Graf Shelburne aber ſagte bei ſeinem Tode im Parlament die merkwürdigen Worte: „Ich fürchte, daß mit Chatams Tode die Sonne der brittiſchen Herrlichkeit auf immer untergegangen ſey."

Chateaubriand (F. A. de), ein Neffe des edeln Malesherbes, gehört zu den ausgezeichnetſten jetzt lebenden Gelehrten und Schriftſtellern Frankreichs. Während der blutigen Proſcriptionen im Laufe der Revolution verließ er ſein Vaterland, und begab ſich nach Nordamerika, deſſen ſtille ungeheure Einöden ihm die Idee der Atala einhauchten, deren zahlreiche Schönheiten nicht zu verkennen ſind, obwohl ſie in Deutſchland, auch in den gelungenſten Ueberſetzungen, nicht mehr Glück machte, als die meiſten Werke der neuern franzöſiſchen Dichter. Beſonders ſchön ſind die beſchreibenden Darſtellungen von Gegenden und einzelnen Scenen handelnder Perſonen. Als er nach Europa zurückgekommen war, bereiſ'te er Deutſchland, wo er 1799 als verdächtig von den öſterreichiſchen Truppen angehalten, auf die Verwendung vieler ausgezeichneten Perſonen aber bald wieder in Freiheit geſetzt wurde. Er begab ſich darauf nach London, wo er einen Verſuch über die ältern und neuern politiſchen Revolutionen, in Beziehung auf die franzöſiſche Staatsumwandlung herausgab. Nach dem 18ten Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, und ließ nunmehr zu Paris ſein berühmtes Werk, Génie du Christianisme, erſcheinen. Im J. 1803 war er Geſandtſchaftsſecretär in Rom unter dem Cardinal Feſch. Dieſer Aufenthalt begeiſterte ihn zu ſeinen Märtyrern, einem religiöſen Gedichte. Noch ſah er hier mit den erhabenen Denkmälern einer heidniſchen Vorwelt die Siegeszeichen der chriſtlichen Kirche oft in ſeltſamen Contraſten gepaart. So vermählte er in ſeinem Werke die Schönheiten des jugendlichen Chriſtenthums mit dem Siege der griechiſchen und römiſchen Götterwelt, und beſchreibt die Pracht des Alterthums mit vergegenwärtigendem Zauber, wo er nur noch unter Trümmern wandelte. Sein Aufenthalt in Rom war nur von kurzer Dauer; ebenſo verweilte er nur kurze Zeit in Wallis, wo er als franzöſiſcher Miniſter angeſtellt war, und das er ſchon zu Anfange des J. 1804 wieder verließ. Zwei Jahre darauf machte er eine Reiſe nach Paläſtina, deren Frucht ſein Itinéraire de Paris à Jeruſalem war. In allen dieſen Werken zeigte er eine glückliche Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantaſie und einen vielſeitig gebildeten Geiſt, dem das Talent der Darſtellung zu Gebote ſteht. Das Inſtitut erkannte ſeine Verdienſte dadurch an, daß es ihn im J. 1811 an Cheniers Stelle zum Mitgliede aufnahm. Wenige Tage nach der erſten Einnahme von Paris erſchien Chateaubriands kleine Schrift: „Napoleon Bonaparte und die Bourbons" worin er mit der kräftigſten Darſtellung und den intereſſanteſten Details den Charakter des Uſurpators und den Zuſtand Frankreichs unter ihm ſchilderte, und zu der Wiedereinſetzung der alten Dynaſtie aufforderte. Dieſe Schrift wurde in ungeheuer vielen Abdrücken vervielfältigt, und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, und zeigte den Bourbons in dem Verfaſſer einen geiſtvollen und eifrigen Anhänger ihrer Sache. Er wurde deßhalb ſehr ausgezeichnet, und zum bevollmächtigten franzöſiſchen Miniſter am Schwediſchen Hofe ernannt, welche Stelle er jedoch nicht antrat. Nach den Ereigniſſen vom März 1815 folgte er dem Könige nach Gent, wo er in den Staatsrath berufen wurde, und das Journal universel, eine den Intereſſen der Bour-

bons dienende Zeitſchrift, redigirte. Nach der Zurückkunft des Königs wurde er zum Pair ernannt, und dann in den durch das Decret vom 29. Sept. errichteten Geheimen Rath aufgenommen.

Chateauroux (Marie-Anne, Ducheſſe de,) aus dem erlauchten Hauſe Nesle, vermählte ſich 1734 mit dem Marquis de la Tournelle. Als ſie im 23ſten Jahre Witwe geworden, ward ſie von der Ducheſſe Mazarin, ihrer Tante, aufgenommen. Sie verlor bald dieſe Stütze. Nachdem ihre beiden Schweſtern (Vintimille und Mailly) eine nach der andern das Herz Ludwigs XV. beherrſcht hatten, flößte ſie dem Könige eine lebhafte Leidenſchaft ein. Mehr ehrgeizig als zärtlich, ergab ſie ſich nur auf vorhergegangene Bedingungen. Sie ward zur Palaſtdame der Königin und in der Folge zur Ducheſſe Chateauroux ernannt und erhielt eine Penſion von 80,000 Livres. Auf ihren Antrieb hatte ſich Ludwig XV. den Vergnügungen eines wollüſtigen Hofes entriſſen und an die Spitze der Armeen geſtellt, um in Flandern und im Elſas den Fortſchritten des Feindes Einhalt zu thun. Er wurde bekanntlich zu Metz krank; man gab ſein Leben auf und nöthigte ihn, in die Entfernung der Herzogin zu willigen. Sie empfing den Befehl mit Schmerz aber Feſtigkeit, und da ſie nicht einmal einen Wagen hatte, reiſ'te ſie in dem Wagen des Marſchalls von Belle-Isle ab. Die Verwünſchungen des Volks folgten ihr. In Paris fand ſie bei Richelieu Zuflucht, der nach der Geneſung des Königs beide wieder zuſammen führte und mit einander ausſöhnte. Sie fand in dem Herzen des Königs ganz die frühern Gefühle wieder, erlangte einen vollſtändigen Triumph, und hatte das Verſprechen erhalten, zu dem wichtigen Poſten einer Surintendante bei der Dauphine erhoben zu werden, als ſie im December 1744 ſtarb. Vergleicht man ſie mit den Maitreſſen, die ihr gefolgt ſind, ſo fühlt man ſich geneigt, ſie zu entſchuldigen und ihren frühen Tod zu bedauern. Sie hatte Stärke und Seelengröße, und ihr Ehrgeitz trieb ſie an, zum Ruhm ihres Vaterlandes mitzuwirken. Man hat zu Paris 1806 eine Sammlung von ihren Briefen in zwei Bändchen herausgegeben.

Chatelet, Grand Chatelet, war zu Paris dasjenige Tribunal, welches die Civil-, Polizei-, und peinlichen Sachen verhandelte. Die Stadt und Prevoté Paris ſtand unter demſelben. Dieſes große Chatelet liegt in dem Theile der Stadt, welcher la Ville heißt. Das kleine hingegen, das zu einem Gefängniſſe diente und Petit Chatelet genannt ward, liegt in dem Theile, der l'université heißt.

Chatillon ſur Seine, eine Stadt mit 37,000 Einwohnern, in Burgund, im Departement der Cote d'Or. Sie wird von der Seine in zwei Theile getheilt, davon der eine Bourg und der andere Chaumont heißt, und iſt in unſern Tagen durch den Congreß merkwürdig geworden, der im Anfang des Jahrs 1814 daſelbſt ſtatt gehabt hat. Es traten von Seiten der Verbündeten der Graf Stadion, der Graf Razumowsky, der Lord Caſtlereagh und der Baron Humboldt, von Seitn Napoleons aber der Herzog von Vicenza zuſammen, um den großen Kampf auf dem Wege der Güte zu ſchlichten. Die Unterhandlungen wurden am 4ten Febr. eröffnet. Die franzöſiſche Regierung gab die friedfertigſte Stimmung zu erkennen. Aber da anzunehmen ſtand, daß ſie dadurch nur vor ihren Völkern die neuen Anſtrengungen, die ſie forderte, zu rechtfertigen, und Zeit zur Entwicklung ihrer Kräfte zu gewinnen ſuchte, ließen ſich die Verbündeten nicht hindern, die Operationen auch während der Unterhandlungen fortzuſetzen. Ihre Armeen drangen unaufhaltſam gegen Paris vor. Um ſo dringender forderte der

franzöſiſche Bevollmächtigte den Stillſtand der Waffen; die Miniſter der vereinten Monarchen lehnten dieſen Vorſchlag ab, erboten ſich aber zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, die für Frankreich alle Vortheile eines Waffenſtillſtandes hatte, ohne für die Alliirten deſſen Nachtheile mit ſich zu führen. Napoleon befand ſich in dieſem Augenblicke auf dem entſcheidenden Punkte ſeines Schickſals. Noch hieng es von ihm ab, Krone und Reich zu retten, ſo bald er ſich gefallen ließ, ſich auf die Gränzen zu beſchränken, welche das Syſtem des Gleichgewichts und die Sicherheit von Europa forderte. Als aber in der zweiten Hälfte des Monats die militäriſchen Erfolge einen für ihn günſtigeren Charakter anzunehmen begannen, wurden ſeine Hoffnungen wieder kühner. Der Herzog von Vicenza blieb ohne Inſtruction und die Verhandlungen ſtockten. Man entſchloß ſich deßhalb zu einem entſcheidenden Schritte, und übergab ihm den vollſtändigen Entwurf eines Präliminartractats, deſſen Grundlagen denen gemäß waren, die die franzöſiſche Regierung ſelbſt in den Augenblicken der Gefahr angeboten hatte. Es vergiengen wieder 14 Tage ohne Antwort. Man ſetzte einen peremtoriſchen Termin feſt. Endlich am 15. März kam der Herzog mit einem Gegenentwurfe zum Vorſchein, deſſen Innhalt die Geſinnungen Napoleons nur allzudeutlich verrieth. Das Königreich Italien ſamt Venedig ſollte dem Vicekönig, die Linien des Rheins, ſo wie die Niederlande Frankreich verbleiben. Holland möge wieder ſelbſtſtändig werden; aber Nymwegen und ein Thal der Waal ſollte an Frankreich fallen. Es ſollten Entſchädigungen ausgemittelt werden für die Brüder des Kaiſers, für den jungen Louis Napoleon wegen des Großherzogthums Berg, und ſogar auch für den Vicekönig, wegen ſeiner Anwartſchaft auf Frankfurt. — Dieſe Vorſchläge empfingen die Miniſter der verbündeten Mächte mit der Verachtung, die ſie verdienten. Der Congreß löſte ſich augenblicklich auf. Zwanzig Tage ſpäter unterzeichnete Napoleon die Acte ſeiner Thronentſagung.

Chatoulle nennt man unter andern die Privatcaſſe eines Fürſten, an welcher der Staat keinen Antheil hat; daher **Chatoullgüter, Patrimonialgüter**, diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann beſitzt und durch Erbſchaft, Kauf und andere, unter Privatperſonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnliche Wege erlangt hat, und daher dieſelben ordentlicher Weiſe nicht von der Cammer, ſondern von einem beſonders dazu verordneten Amte verwalten läßt.

Chatterton (Thomas), ein engliſcher Schriftſteller, der während eines ſehr kurzen Lebens durch ſeine Sonderbarkeiten eine Art von Ruhm erlangte, war 1752 zu Briſtol von armen Aeltern geboren. Seine Geiſtesfähigkeiten ſchlummerten in der Kindheit. Seine Lehrer erklärten ihn für unfähig, etwas zu lernen. Er konnte noch nicht leſen, als ein altes franzöſiſches Muſikbuch ihm in die Hände fiel, deſſen Charaktere ſeine Neugierde reizten. Um den Inhalt zu erfahren, lernte er leſen, und von dem Augenblicke an betrieb er die Studien mit ſo vielem Erfolg, als ſeine Lage und ſein unſteter Charakter ihm erlaubten; ſo daß Chatterton, der nie weder franzöſiſch noch latein, noch auch gehörig die Grammatik ſeiner Mutterſprache verſtand, eine Maſſe verſchiedner Kenntniſſe erlangte, die ſein Selbſtvertrauen und die Lebhaftigkeie ſeines Geiſtes noch weit über ihren wahren Werth anſchlugen. Aber in ſeiner Jugend zeigten ſich dieſe Eigenſchaften nicht. Sein Stolz war in ſich gekehrt und ſtumm. Er verſchmähte, nach Auszeichnungen zu ſtreben, die ihm nicht genügen konnten. In ſeinem achten Jahre trat er in die Armenſchule von Colſton, wo einer der Lehrer die

Poeſie liebte und dieſe Liebe ſeinen Schülern mitgetheilt hatte. Alle machten und declamirten Verſe; nur er ſchwieg und verbarg unter dem Schein der Schwermuth und Unfähigkeit die Anſtrengungen ſeines Geiſtes. Sein erſtes Werk war eine Satire auf einen Methodiſten, der aus Intereſſe ſeine Secte verlaſſen hatte. Er ſchrieb ſie in einem Alter von zwölftehalb Jahren, und in dieſer Rückſicht iſt ſie merkwürdig. Von der Zeit an waren ſein Geſchmack und ſein Beruf entſchieden. Seine Schwermuth ging in eine Lebhaftigkeit voll Unbeſcheidenheit und Eitelkeit über; er träumte nur von Ruhm, Vermögen, Unſterblichkeit. Er las viel und fand beſonders Geſchmack an den Alterthümern, auch an alterthümlichen Ausdrücken. Mit einem ſeiner Schulcameraden correſpondirte er in dergleichen veralteten Wörtern und Redensarten. Auf die Satire wandte ſich früh ſein Geiſt, deſſen natürlicher Stolz ſich allenthalben beleidigt fand. Mit dem 14ten Jahre verließ Chatterton die Schule und ward Schreiber bei einem Procurator in Briſtol. Zufällig war ſein Vater in den Beſitz einer Menge alter Pergamente aus dem 15ten Jahrhundert gekommen, welche deſſen Witwe, da ſie ohne Werth waren, in der Wirthſchaft verbrauchte. Chatterton bemächtigte ſich derſelben, unterſuchte ſie mit Begierde und erklärte nach einigen Tagen mit Entzücken, daß er einen Schatz entdeckt habe. Wahrſcheinlich faßte er damals den Gedanken zu dem Betruge, von dem er ſein Glück erwartete. Er verſchaffte ſich Wörterbücher von allen alten Dialecten ſeines Vaterlandes, und als man im J. 1768 die Vollendung der Brücke von Briſtol feierte, ließ er, damals ſechszehn Jahre alt, eine aus einer alten Handſchrift gezogne Beſchreibung der Mönche, welche zum erſten Male über die alte Brücke gegangen, in der Zeitung dieſer Stadt abdrucken. Erſt auf die wiederholte Frage, wie er zu dieſem Aufſatze gekommen ſey, gab er die Auskunft, daß er mehrere koſtbare alte Handſchriften beſitze, die ſich, wie es die Wahrheit war, aus einem Kirchenarchiv herſchrieben. Er war bereits mit ſich einig, welchen Gebrauch er von dieſen angeblichen Schätzen machen wollte. Seit einem Jahre beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung der Werke, die er verſchiednen alten Dichtern, beſonders Rowley unterſchob. Die Leichtigkeit, womit er zwei Antiquare von Briſtol, denen er einige ſeiner ſelbſt verfertigten Manuſcripte vorlegte, hinterging, und das Aufſehn, das einige von ihm in periodiſchen Blättern mitgetheilte Stücke erregten, beſtärkten ihn in ſeinen Hoffnungen und in ſeinem Ehrgeiz. Im Gefühl ſeines wahren Talents, (das nur auf Abwege gerathen war), pflegte er zu ſagen, Gott habe dem Menſchen Arme gegeben, lang genug, um alles zu erreichen, man müſſe ſich nur die Mühe geben, ſie auszuſtrecken. Indeß war ihm ſeine Lage in Briſtol unerträglich geworden. Er ſchrieb an Walpole, erzählte ihm von ſeinen literariſchen Entdeckungen, legte eine Probe bei, und da dieſer höflich antwortete, ſetzte er ihm in einem zweiten Briefe ſeine Lage auseinander und bat ihn um eine Anſtellung, die ihm erlaubte, ſeiner Neigung zur Poeſie zu folgen. Walpole hatte inzwiſchen die Unechtheit des überſchickten Gedichts entdeckt, theilte Chatterton freimüthig ſeine Zweifel mit und lehnte jede Zumuthung von ſich ab. Dies, noch mehr aber die Unaufmerkſamkeit, womit Walpole die Zurückgabe der ihm mitgetheilten Papiere verzögerte, brachte Chatterton gewaltig auf; er blieb unverſöhnlich. Unzufrieden mit der Welt, drohte er mehrere Male, ſich das Leben nehmen zu wollen, bekam von dem Procurator den Abſchied und beſchloß, nach London zu gehen. Auf die Frage, wovon er leben wolle, antwortete er: Von meinen literariſchen Talenten; wenn das nicht geht, werde ich Prediger bei den Me-

thodiſten; eine Piſtole bleibt meine letzte Zuflucht. — Die gute Aufnahme, die er bei den Buchhändlern fand, gab ihm neue Hoffnungen. Er ſchrieb für mehrere Tageblätter im Geiſte der Oppoſitionspartei, ohne jedoch ſeine Erwartungen, Ehre und Reichthümer zu erwerben, erfüllt zu ſehn. Ohne ſeinen Muth niederſchlagen zu laſſen, hoffte er eine Revolution zu bewirken, und hielt ſich für beſtimmt, wie er zu ſagen pflegte, die Nation wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Um dieſe Zeit ſtarb ſein vorzüglichſter Gönner, der Lordmayor Beckford. Seine Lage verſchlimmerte ſich, ſo gering auch ſeine Bedürfniſſe waren, und wiewohl er ſich oft freiwillig auf Waſſer und Brot einſchränkte, ſo fehlte es ihm doch nicht ſelten auch daran; was er aber mit ſeiner Arbeit erwarb, wandte er theils für Geſchenke an ſeine Mutter und Schweſter, denen er ſtets die glänzendſten Ausſichten eröffnete, theils an öffentlichen Vergnügungsplätzen auf, die er mit dem Schein von Wohlſtand beſuchte. Endlich, nachdem er mehrere Tage nichts genoſſen hatte, vergiftete er ſich mit Arſenik im J. 1770, noch nicht achtzehn Jahre alt. Seine Werke verbreiteten ſich mit der Geſchichte ſeines Unglücks. Die merkwürdigſten darunter ſind die unter Rowley's und verſchiedner andern alten Dichter Namen herausgegebnen Poeſien, die er in einem Alter von funfzehn Jahren verfaßte. Man findet darin eine kräftige und glänzende Phantaſie, eine glückliche Erfindung, und ſelbſt tiefes Gefühl. Von den Gedichten, die er unter ſeinem Namen erſcheinen ließ, ſind ſeine Satiren die beſten. Seine proſaiſchen Aufſätze ſind anziehend und pikant. Man hat ſeine Werke mehrmals geſammelt herausgegeben, namentlich 1803 in drei Octavbänden.

Chaucer (Geoffrey), war 1328 zu London geboren. Nach Einigen war er eines Kaufmanns Sohn, nach Andern war er von adliger Geburt. Er ſtudirte zu Cambridge und zu Oxford. An dem erſtern Orte machte er ſich in ſeinem achtzehnten Jahre durch ſeinen Hof der Liebe, das älteſte noch vorhandne Gedicht in engliſcher Sprache, bekannt, und erwarb ſich damit großen Beifall. Nachdem er auf Reiſen ſeine ſchon ausgebreiteten Kenntniſſe noch vermehrt und einige Zeit die Rechte ſtudirt hatte, begab er ſich, dieſes Studiums überdrüßig, an den Hof, und wurde, obwohl er nicht mehr ganz jung ſeyn konnte, Page Eduards III. Er ſtand bei dem Könige, und vornehmlich deſſen Sohn Johann von Gand, dem berühmten Herzog von Lancaſter, in großer Gunſt. Als der Vertraute in der Liebe dieſes Fürſten für ſeine Couſine, die Herzogin Blanca, beſang er ihre Liebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin, die jedoch nicht hinderten, daß ſie bald in Lady Catharina Swynford eine Nebenbuhlerin ſehen mußte, mit deren Schweſter Philippa ſich Chaucer verheirathete. Dieſe Verbindung befeſtigte ihn in der Gunſt des Herzogs, auf deſſen Empfehlung er zu manchen ehrenvollen Aemtern ernannt wurde. So begab er ſich unter andern als Geſandter nach Genua, bei welcher Gelegenheit er Petrarca beſuchte, und als Commiſſarius zu Carl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenſtillſtandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wallis, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Chaucer begleitete den König Eduard nach Frankreich bei der fruchtloſen Unternehmung, die mit der Aufhebung der Belagerung von Reims endigte. Als ein Anhänger des Herzogs von Lancaſter, nahm er mit Eifer die Meinungen Wiclefs an und trat, wie es ſcheint, ſogar in genaue Verbindung mit dieſem Ketzer; aber weder ſeine Geſchäfte, noch die Intriguen des Hofs, noch die theologiſchen Streitigkeiten unterbrachen ſeine poetiſchen Arbei-

ten. Jenem erſten Gedichte folgte bald Troilus und Creſſida, das Haus des Ruhms und andre Werke, die theils dem Boccaz, theils einigen andern minder berühmten Verfaſſern nachgeahmt waren. Beſonders ſcheint er aus den Werken der Troubadours geſchöpft zu haben, die er vorzüglich liebte und aus denen er eine Menge franzöſiſcher Wörter in ſeine Sprache mit hinübernahm. Dieſe Poeſien tragen das Gepräge des ſchlechten Geſchmacks, welcher damals in ganz Europa herrſchte, wiewohl Wahrheit der Charaktergemälde und Zartheit der Empfindungen nicht zu verkennen ſind. Die Engländer verſichern überdies, daß, ungeachtet der Unregelmäßigkeit der Verſification, ſeine Gedichte wohlklingend ſind; ſie betrachten ihn als den Erfinder ihres heroiſchen Verſes. Die Thronbeſteigung Richards II. im J. 1377 ſchien für Chaucer günſtig ſeyn zu müſſen, da ein ehrgeiziger Fürſt, wie der Herzog von Lancaſter, auf einen jungen und unfähigen König leicht Einfluß gewinnen konnte; allein des Herzogs Intriguen machten dieſen bei Richard, ſeine Anhänglichkeit an Wiclefs Lehre beim Volke verdächtig und verhaßt, und ſo ward auch die Lage ſeiner Anhänger täglich bedenklicher. Chaucer war überdies allgemein für einen perſönlichen Freund Wiclefs bekannt. Als nun im J. 1382 die Wicleſiſten, trotz des Widerſtandes der Geiſtlichkeit, die Wahl eines Lord Majors von ihrer Partei zu London durchſetzen wollten und darüber Unruhen ausbrachen, welche eine ſtrenge Verfolgung dieſer Secte von Seiten des Hofes zur Folge hatten, flüchtete Chaucer ins Hennegau, wo er ziemlich ruhig lebte. Er blieb im Genuß ſeiner Einkünfte. Da er aber durch die Treuloſigkeit ſeiner Agenten ohne Hülfe blieb und ſich genöthigt ſah, heimlich nach England zurückzukommen, ward er entdeckt, verhaftet und ſeines Amts als Zollaufſeher im Hafen von London, das er bisher durch einen Subſtituten hatte verwalten laſſen, entſetzt. Nur durch verſchiedne, ſeiner Partei nachtheilige Entdeckungen konnte er Verzeihung und ſeine Freiheit erlangen. Zu derſelben Zeit hatte ſich der Herzog von Lancaſter, der, in der Hoffnung, zur ſpaniſchen Krone zu gelangen, ſich in zweiter Ehe mit Peters des Grauſamen Tochter vermählt hatte, von Catharine Swynford trennen müſſen. Chaucer, auch dieſer Stütze beraubt und in große Noth verſetzt, erhielt einige Unterſtützung vom Hofe, den er verließ, um ſich einzig mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen. In dieſer Leidenszeit ſchrieb er ſein Vermächtniß der Liebe, eine Art Nachahmung von Boëthius Buch de consolatione, das er in ſeiner Jugend überſetzt hatte. Die Lage Chaucers wechſelte aufs neue mit dem Schickſal des Herzogs von Lancaſter, der 1389 zwar unverrichteter Sache aus Spanien zurückkehrte, aber bedeutende Summen von dort mitbrachte, die er dazu anwendete, ſeine Partei am Hofe wiederherzuſtellen. Als vier Jahre nachher ſeine zweite Frau geſtorben war, vermählte er ſich mit Catharine Swynford und ließ die früher mit ihr erzeugten Kinder legitimiren. Chaucer, der ſo nahe mit der königlichen Familie verwandt war, ſah die Gunſt des Hofes ſich erneuen, und erhielt, wie es ſcheint, ſogar ſein Amt wieder. Er verlor nichts durch den Tod des Herzogs, dem bald die Revolution folgte, welche deſſen Sohn, Heinrich von Lancaſter, auf den Thron ſetzte. Jedoch ſcheint er ſich damals ganz vom Hofe zurückgezogen und in Ruhe auf ſeinem Schloſſe zu Dunnington gelebt zu haben, wo man noch lange die Eiche zeigte, in deren Schatten er gern nachſinnend zu verweilen pflegte und welche ſeinen Namen trug. Hier verfaßte er das berühmteſte ſeiner Werke, ſeine Canterbury-Tales, in der Form des Decameron von Boccaz, jedoch verſificirt. Sie zeichnen ſich durch große Mannich-

faltigkeit und anziehende Lebendigkeit aus, ſind aber eigentlich ein unvollendetes Werk. Auch hat Chaucer zuerſt von dem Ritterthum in der Poeſie Gebrauch gemacht. Seine Erzählung Sir Topaz iſt im Geſchmack des Don Quixote. Er ſtarb 1400. Chaucers Werke ſind 1721 in London in Folio erſchienen. Sie haben das Schickſal andrer veralteten Poeſien. Sie werden viel gelobt, aber wenig geleſen. Denham ſagt paſſend von dieſem älteſten Dichter ſeines Volks:

Alt Chaucer, gleich dem Morgenſtern,
Verkündet uns den Tag von fern;
Sein Licht die lange Nacht durchdrang,
Die unſer finſtres Volk umſchlang;
Als zu den Schatten er ſtieg nieder,
Verſank die Zeit in Dunkel wieder.

Chauſepié (Jaques George de), calviniſtiſcher Prediger, geboren zu Leuwarden in Friesland 1702, lebte als Geiſtlicher zu Vließingen, Delft und ſeit 1743 zu Amſterdam, wo er 1786 ſtarb. Außer einigen theologiſchen Werken und einigen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen ſchrieb er eine Fortſetzung des Bayle unter dem Titel: Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplément ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Bayle. Amſterdam 1750 — 56, 4 Vol. in Folio. Er legte ſeiner Arbeit eine engliſche ſehr vermehrte und verbeſſerte Ueberſetzung des Bayle in 10 Vol. zum Grunde. Von 1400 Artikeln, die ſein Werk enthält, ſind 600 bloß überſetzt, etwa 280 vermehrt und verbeſſert, und die übrigen von ihm hinzugeſetzt. Allenthalben zeigt ſich eine große Gelehrſamkeit, aber in Anſehung des Styls ſteht Chauſepié hinter Bayle.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de) war 1639 zu Fontenai geboren. Sein Vater hatte zu Rouen in wichtigen Aemtern geſtanden. Der Jüngling zeichnete ſich früh durch ſeinen Geiſt aus und erwarb ſich die Achtung und Freundſchaft der Ducs de Vendôme, die ihn zum Abt von Aumale, Prior von St. George auf der Inſel Oleron, von Poitiers, Chenel und St. Etienne ernennen ließen. Die Einkünfte ſeiner Pfründen beliefen ſich jährlich auf 30,000 Livres. Chaulieu beſchäftigte ſich jetzt nur mit ſeinen Vergnügungen, und damit, ſie zu beſingen. Er hatte ſeinen Aufenthalt im Temple aufgeſchlagen, wo ſich alle diejenigen verſammelten, die, wie er, Vergnügen und Geiſtesbildung liebten. In dieſer Geſellſchaft von Epikuräern, welche der Großprior von Vendôme ſelbſt oft beſuchte, wurde der Anſtand und die Moral nicht ſtreng beobachtet; man ſchmauſ'te und trank, und ergötzte ſich mit der Dichtkunſt, deren augenblickliche Schöpfungen oft glücklich genug ausfielen. Chaulieu, ein Schüler von Chapelle und Bachaumont, zeichnete ſich hier vor allen andern durch die Anmuth ſeines Geiſtes und durch die Heiterkeit ſeines Charakters aus; er erwarb ſich den Beinamen des Anacreon des Tempels. Wie Anacreon lebte er der Liebe und der Dichtkunſt bis in ſein hohes Alter. In einem Briefe an den Marquis de Lafare, in welchem Chaulieu ſich ſelbſt ſchildert, ſtellt er ſich als ruhmredig, ungeduldig und jähzornig, abwechſelnd thätig und träge, als einen Projectmacher und von den Annehmlichkeiten der Ruhe eingenommen dar. Er ſtarb in ſeinem Hauſe im Temple 1720, 81 Jahre alt. Voltaire hat in dem Temple des Geſchmacks das Dichtertalent Chaulieu's ſo charakteriſirt:

Je vis arriver en ce lieu
Le brillant abbé de Chaulieu,
Qui chantait en sortant de table;

Il osait caresser le Dieu
D'un air familier, mais aimable;
Sa vive imagination
Prodiguait dans sa douce ivresse
Des beautés sans correction,
Qui choquaient un peu la justesse,
Et respiraient la passion.

La Harpe bemerkt mit Recht, daß ſich in ſeinen Verſen die Nachläſſigkeiten eines trägen, aber auch der gute Geſchmack eines feinen Geiſtes zeigen, der ſich vornehmlich von aller Affectation frei zu erhalten weiß. Keineswegs ſind alle Gedichte Chaulieu's werth, aufbehalten zu werden, aber die beſſeren verdienen es wegen ihrer glücklichen Natürlichkeit. Mit Auszeichnung nennen wir die Gedichte sur l'inconstance, sur la retraite, sur la goutte, sur la solitude de Fontenai u. ſ. w., in denen wahres Gefühl und eine anziehende Schwermuth athmet.

Chaumont, (Congreß in) ſ. Chatillon ſur Seine.

Chauſſée (Pierre-Claude-Nivelle de la), Mitglied der Akademie françaiſe, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Sein erſtes Werk war eine Kritik der Fabeln von La Motte, der ſeinen Freunden erlaubte, ſeine Schriften ſelbſt öffentlich mit Strenge zu beurtheilen. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Verſification in der Tragödie und Ode aufgeſtellt hatte, trat Chauſſée mit ſeiner Epître à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geſchätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erſtes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte ſchon an, welcher Gattung der Verfaſſer ſich widmen müſſe. Ein ſonderbarer Umſtand entſchied ihn dafür. Die Schauſpielerin Quinault glaubte in einer geſellſchaftlichen Farce den Keim eines ſehr rührenden Stückes zu finden, und ſchlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chauſſée die Bearbeitung deſſelben vor. Dieſer ging darauf ein und ſchrieb Le préjugé à la mode. So entſtand das weinerliche Schauſpiel aus der Poſſe. Das Préjugé à la mode wurde für den Verfaſſer ein Triumph, den die Zeit beſtätigt hat; wiewohl es der Intrigue an Kraft und Wahrſcheinlichkeit fehlt, die Charaktere nicht immer geſchickt gezeichnet und im Dialog der Scherz und Ernſt nicht immer gehörig verbunden ſind. Weniger Mängel vielleicht, aber auch weniger Schönheiten hat die Ecole des Amis. La Chauſſée glaubte ſich auch zur Tragödie erheben zu können und ſchrieb Maximinien, welchen Gegenſtand ſchon Th. Corneille bearbeitet hatte. Aber hier läßt der Schriftſteller zu viel in Anſehung der Kraft und des Colorits zu wünſchen übrig. Wahrſcheinlich aus Furcht vor dem Neide gab er ſein folgendes Stück Mélanide ohne ſeinen Namen; es ward über Erwarten gut aufgenommen. Die Ecole des Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, fanden anfangs etwas weniger Beifall; aber ſie haben in der Folge einen ausgezeichneten Ruf erlangt und werden noch jetzt häufig gegeben. Seine übrigen Werke übergehen wir, und führen nur an, daß er auch Antheil an den Recueils de ces Messieurs hatte. Er ſtarb 1754. Voltaire ſagt von ihm, er ſey einer der erſten nach denen, die Genie haben.

Chauſſéen im weitläuftigen Sinne heißen alle durch Kunſt gemachte, in der Mitte etwas erhabene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böſchung nebſt Gräben verſehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, ſie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen

erbaut worden ſeyn. Wegen ihrer mittlern Erhöhung nennt man ſie auch Dammſtraßen; im engern Sinne aber gibt man nur ſolchen Land- oder Heerſtraßen den Namen Chauſſéen, deren Grundlage aus großen Bruchſteinen und an den Seiten zum Zuſammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwiſchen den Grundſteinen mit etwas kleinern Steinen und grobem Kies ausgefüllt und feſtgeſtampft werden, worauf man ſie dammförmig und richtig abgeböſcht entweder mit bloßem groben Kies, oder mit grobem Kies und feſten zerſchlagenen Steinen, z. B. Granit, Baſalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überſchüttet und feſtſtampft, dieſe Oberfläche aber zuletzt mit einem feſten Steinkummer von zerſchlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben verſieht. Die Chauſſéen ſind keine Erfindung neuerer Zeiten; denn das Alterthum weiſ't uns in dieſem Betracht Werke auf, über die man noch jetzt erſtaunt. Die Beſchreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Perſien macht, die von Sardes bis zur Reſidenz Suſa führte, beinahe 450 deutſche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäuſern und den ſchönſten Herbergen verſehen war; die Ueberreſte von den römiſchen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deßwegen wohl Berge abtrug, Felſen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der ſie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Feſtigkeit und Genauigkeit, die man bei ſolchen Bauen zu erreichen ſuchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachläſſigte man eine ſo nützliche Anſtalt gänzlich, und in den neuern Zeiten ſcheinen die niederländiſchen Heerſtraßen die erſten geweſen zu ſeyn, welche man in Chauſſéen verwandelt hat. Dieſen folgten darauf die Chauſſéen in Frankreich, England, Spanien und ſeit 1753 zuerſt in Deutſchland und zwar in Schwaben zwiſchen Oettingen und Nördlingen. Die beſten Chauſſéen in Europa haben Spanien, Frankreich, England und Oeſterreich, in Deutſchland aber Bayern. Die vorzüglichſte und nachahmungswertheſte Verfaſſung der Chauſſéen findet man in England, wo nicht nur zuerſt die Straßengewichtsmeſſer für die Wagen der Fuhrleute an den Chauſſéegeldeinnahmen eingeführt worden ſind, ſondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden iſt, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und jeder Wagen rechter Hand fahren müſſen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleiſe und das unerträgliche ewige Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch frei gelaſſen iſt, den zu langſam fahrenden Vorwagen durch ſchnelle Ausbrechung auf die Mitte der Chauſſée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht a) zur Anlegung der Chauſſéen in möglichſt gerader Richtung durch jedes Grundſtück, und die Pflicht dieſelben in gutem Zuſtande zu erhalten; b) zur Beſtreitung der Koſten Chauſſéegeld zu fodern; c) Chauſſéeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengleiſes nebſt der Breite der Radefelgen zu beſtimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuſchreiben, was auf Laſtwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 6 Pferden geladen werden darf. X.

Chaux (la) de fonds, Meierei in der Grafſchaft Valengin, in dem ſchweizerſchen Canton Neufchatel, mit einem Flecken dieſes Namens. Das lange Thal iſt rauh und zum Ackerbau untüchtig, wohlhabend aber durch Viehzucht und Käſehandel. Am merkwürdigſten iſt dieſes Thal mit dem benachbarten Locle durch ſeine Uhrenfabrikation

und Spitzenklöppelei. Die Bevölkerung von la chaux de fonds betrug zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahe an 3000 Menſchen, worunter ſich an 400 Uhrmacher und 600 Spitzenmacherinnen befanden. Ohne die Pendeluhren wurden auf 40,000 goldene und ſilberne Taſchenuhren hier jährlich verfertigt.

Chemie. Mit dieſem Namen, deſſen Etymologie zweifelhaft iſt, bezeichnen wir die Wiſſenſchaft, welche die Natur der Körper, oder vielmehr die Wirkung kennen lehrt, welche ihre weſentlichen Beſtandtheile gegenſeitig ausüben. Die Chemie hat zu verſchiedenen Zeiten verſchiedne Namen gehabt. Einige haben ſie Pyrotechnie (Feuerkunſt), Chryſopöie, Argyropöie (Gold- und Silberbereitung), Andere die Phyſik im engern Sinne u.ſ.w. genannt. Dieſer letztere Name ſcheint ihr mehr als irgend ein andrer zuzukommen; wirklich beruht der Unterſchied der Phyſik und Chemie auf einem ſehr ſchwachen Grunde. Erſtere unterſucht die gegenſeitige Wirkung der Körper, indem ſie ſelbige in ihren Maſſen betrachtet; letztere unterſucht dieſelbe Wirkung ihrer integrirenden Beſtandtheile. Dieſe Wirkung wird in der einen durch eine allgemeine Anziehung oder Abſtoßung hervorgebracht, in der andern erzeugt ſie eine beſondere Verbindung oder Zerſetzung. Aber nach unſern dermaligen Kenntniſſen iſt es ſo unmöglich, die Phyſik von der Chemie zu ſondern, und welche Phänomene jeder eigenthümlich angehören zu beſtimmen, daß man die eine nicht ohne die andere ſtudiren kann. Die Geſchichte der Chemie bietet in ihrer Entſtehung nur Erdichtungen, ein wenig ſpäter unvollſtändige Beobachtungen, ſchwankende Ideen, Hypotheſen, unſichere Theorien dar; aber mitten in dieſer Dunkelheit unterſcheidet man beſtätigte Thatſachen, ſinnreiche Verfahrungsarten, um die natürlichen Subſtanzen dem Bedürfniß gemäß zu modificiren. Die Menſchen, welche Mittel fanden, die Metalle zu ſchmelzen, ſie zu verbinden, ſie zu formen; die Aerzte, welche zuerſt die nächſten Pflanzenſtoffe abſonderten und ihre Eigenthümlichkeiten erkannten, ſind die erſten Chemiker geweſen. Aber ſtatt einer deutlichen, methodiſchen, philoſophiſchen, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehenden Beobachtung zu folgen, ließ man ſich durch aſtrologiſche Träumereien, durch die Fabel von dem Stein der Weiſen, und hundert thörichte Hypotheſen irre führen, welche aus der Chemie ein dunkles Chaos machten. Bis 1650 findet man in der Geſchichte der Chemie nur einige beſondere Thatſachen anzumerken. Rhaſes, Roger Baco, Arnaud de Villeneuve, Baſilius Valentin, Paracelſus, Agricola u. ſ. w. näherten ſich um etwas der Kunſt zu experimentiren. Sie haben mehrere Eigenſchaften des Eiſens, des Queckſilbers, des Spießglaſes, des Salmiaks, des Salpeters wahrgenommen; ſie haben die Schwefel-, Salpeter- und andre Säuren gefunden; ſie haben Verfahrungsarten erfunden, geiſtige Flüſſigkeiten abzuziehn, das Opium, die Jalappe u. ſ. w. zu bereiten, die Alkalien zu reinigen. Glauber zeichnete ſich durch Sorgfalt in ſeinen Unterſuchungen aus. Er ſuchte einige Inſtrumente zu vervollkommnen, rieth die Ueberbleibſel der Operationen nicht als unnütz wegzuwerfen, entdeckte das nach ihm benannte Glauberſalz u. ſ. w. Aber dieſe einzelnen Entdeckungen bildeten kein Ganzes einer Wiſſenſchaft, verbanden ſich zu keiner allgemeinen Theorie, zu keinem vollſtändigen Syſtem. Stahl erſchien. Er legte den Grund zu einer regelmäßigen Wiſſenſchaft, der jedoch unzureichend war und auf einer Vorausſetzung beruhte, welche ſpätere Beobachtungen widerlegt haben. Er verdankte viel dem berühmten Becher, deſſen Ideen er commentirte, berichtigte und erweiterte. Er fühlte, daß die meiſten chemiſchen Phänomene von einer allgemeinen Urſach oder

doch von wenigen Principien, woran ſich nothwendig alle Combinationen anknüpften, abhängen möchten. Er nahm in den Körpern einen entzündbaren Grundſtoff an, den die brennbaren Körper beim Verbrennen verlören, und den ſie von noch brennbarern Körpern, als ſie ſelbſt, wieder annehmen könnten. Er nannte dieſen Grundſtoff Phlogiſton, und definirte ihn ſo: Materiam et principium ignis ego phlogiston appellare coepi. Nempe primum ignisciblle, inflammabile, directe atque eminenter ad colorem suscipiendum habile principium: nempe si in mixto aliquo cum aliis principiis concurrat. Wenn ein Metall ſich verkalkte, ſagte Stahl, daß es ſein Phlogiſton verliere. Nahm dagegen ein Metallkalk, der mit Kohle erhitzt wurde, ſeine metalliſche Geſtalt wieder an, ſo ſagte er, daß er ſich des in der Kohle erhaltnen Phlogiſtons bemächtige. Ueber die Natur des Phlogiſtons aber, das ſich nicht darſtellen ließ, waren die Chemiker im Dunkeln. Macquer verglich es mit dem Lichte, und glaubte, daß es ohne Schwere ſey; Andre waren der entgegengeſetzten Meinung. Kirwan verwechſelte es mit dem brennbaren Gas; Gren und Richter hielten es für eine Verbindung des Wärmeſtoffs mit einem unbekannten Stoffe. Wie dem auch ſeyn mochte, man erklärte alles vermittelſt des Phlogiſtons, welches den Metallen ihren Glanz, dem Queckſilber ſeine Flüſſigkeit, dem Stahl ſeine Sprödigkeit, dem Diamant ſein Feuer, den Blumen ihren Duft, den Edelſteinen ihre Farben u. ſ. w. gab. Ein großer Schritt war geſchehn mit Aufſtellung einer Hypotheſe, die ſolchergeſtalt faſt alle beobachteten Phänomene unter einander verband; auch muß Stahl als ein Mann von einem großen Genie angeſehen werden. Boerhaave, der ſein Syſtem annahm, trug viel dazu bei, es auszubreiten; er ſchuf, ſo zu ſagen, die philoſophiſche Chemie, und bereicherte ſie mit einer Menge von Experimenten über das Feuer, die Wärme des Lichts u. ſ. w. Die Wiſſenſchaft machte durch dieſe Philoſophen Fortſchritte, wenn gleich die Principien, von denen ſie ausgingen, falſch waren. Es war Black, Prieſtley, Cavendiſh und Lavoiſier vorbehalten, Stahls Theorie umzuſtoßen, indem ſie die Schöpfer der pneumatiſchen Chemie wurden, deren geſchichtlichen Theil Fourcroy in ſeiner Philosophie chimique und ſeinem Système des connaissances chimiques am vollſtändigſten dargeſtellt hat. Sobald man die Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft kennen gelernt hatte, ſah man, daß die brennbaren Körper, indem ſie in Berührung mit ihr brannten, ſtatt einen ihrer Grundſtoffe zu verlieren, ſich eines Beſtandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunähmen. Man nannte dieſen Beſtandtheil Oxygen (Sauerſtoff), weil er, wenn er in den brennbaren Körpern im Uebermaß vorhanden iſt, mehrere derſelben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiſton, indem es eine entgegengeſetzte Rolle ſpielte, und ſeine Theorie erklärte die meiſten der Phänomene, die vorher unerklärbar waren. Aber was in die Chemie auf einmal Licht und Zuſammenhang brachte, war die 1787 angenommene neue Nomenclatur, welche alle einzelnen Data dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägt, da alle Namen der Körper entweder ihren Urſprung oder ihre Hauptbeſchaffenheit ausdrücken. Zwölf oder funfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodiſche Sprache zu ſchaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält, und die mit Veränderung der Endſylben einiger Namen die Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoiſier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet ſind die Schöpfer dieſer glücklichen Umgeſtaltung. Die chemiſche Nomenclatur läßt nichts willkürliches zu, und paßt nicht

nur für die bekannten Erſcheinungen, ſondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie iſt das erſte Beiſpiel einer ſyſtematiſchen und analytiſchen Sprache. — Die Chemie hat zwei Mittel, die innere Natur der Körper kennen zu lernen, die Analyſe und Syntheſis (Auflöſung und Zuſammenſetzung). Durch jene trennt ſie die Beſtandtheile einer zuſammengeſetzten Subſtanz, durch dieſe verbindet ſie die getrennten Beſtandtheile, um die zerſetzte Subſtanz wieder herzuſtellen und die Genauigkeit des erſten Verfahrens zu beweiſen. Dieſe Mittel beruhen auf der möglichſt vollſtändigen Kenntniß der beiden Kräfte, die alle Körper der Natur in Bewegung ſetzen, nämlich Anziehung und Abſtoßung. Man hat eine Anziehung der Beſtandtheile und eine planetariſche Anziehung unterſcheiden wollen, und der erſtern den Namen der chemiſchen Verwandtſchaft gegeben; aber es ſcheint, daß die Natur nicht zwei Arten der Anziehung hat, und daß die Körper in ihren Theilen eben ſo wirken wie in ihrem Ganzen. Bei der planetariſchen Anziehung hat Newton als Grundſatz aufgeſtellt, daß dieſe Kraft in directem Verhältniß der Maſſen und im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Abſtände wirke. Man hat lange geglaubt und viele Chemiker glauben noch, daß in einem zuſammengeſetzten Körper die Anziehung da, wo die Theile ſich berühren und nicht berühren, verſchiednen Geſetzen folge, aber Delaplace glaubt, daß die chemiſche Verwandtſchaft gemäß den Geſetzen der planetariſchen Anziehung folge, weil eine Berührung der Theile eigentlich gar nicht Statt finde. Wie dem auch ſey; das abwechſelnde Spiel der Anziehung und Abſtoßung der Beſtandtheile veranlaßt eine Menge von Erſcheinungen, welche auf unſre Sinne wirken, und eine Menge von Verbindungen, welche die Natur und die Eigenſchaften der Körper verändern. Das Studium dieſer Phänomene, die Kenntniß dieſer Verbindungen gehören in das Gebiet der Chemie. Wir haben geſagt, daß die Chemie unzertrennlich von der Phyſik ſey; wir müſſen daſſelbe von der Naturgeſchichte ſagen. Die Geſchichte eines Körpers muß ſtets ſeiner Analyſe vorangehn. Oft reicht die einfache Betrachtung der äußern Formen, der Farbe, der Schwere, des Orts, wo er gefunden ward, u. ſ. w. hin, um durch Analogie auf ſeine chemiſchen Eigenſchaften zu führen. Es gibt demnach keine ausgebreitetere und wichtigere Wiſſenſchaft als die Chemie und der Geiſt erſtaunt über die Maſſe von Details, die ſie enthält; auch kann ihr Gebiet nicht von einem einzelnen Menſchen umfaßt werden. Um das Studium zu erleichtern, betrachtet man ſie unter verſchiedenen Geſichtspunkten, die ſie in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen abſondern, von denen man ſich einer einzelnen widmen kann, obgleich die Art zu beobachten, zu analyſiren und zu combiniren immer dieſelbe iſt, obgleich alle Phänomene ſich durch die allgemeine Theorie erklären laſſen und ſich auf gewiſſe Geſetze beziehn, die man vorgängig kennen muß. — Dieſe Geſetze zuſammengenommen bilden die ſogenannte philoſophiſche Chemie. Sie betrachtet, was man unter Verwandtſchaft der Aggregation oder Cohäſion, und unter Verwandtſchaft der Compoſition zu verſtehen hat; ſie erklärt die Phänomene der Auflöſung, Sättigung, Cryſtalliſation, des Aufbrauſens, der Schmelzung, der Neutraliſation. Der chemiſche Proceß bietet, indem er die Eigenſchaften der Körper verändert oder modificirt, dem Beobachter wichtige Betrachtungen über die Veränderung der Form, der Dichtigkeit, der Temperatur dar. Dieſe Betrachtungen gehören der philoſophiſchen Chemie an. Sie läßt auch wahrnehmen, daß die Verwandtſchaft ſich äußern kann: 1. zwiſchen zwei einfachen Subſtanzen; 2. zwiſchen einem einfachen und einem zuſammengeſetzten

Körper; 3. zwiſchen zuſammengeſetzten Körpern. Und indem ſie den Grundſatz aufſtellt, daß ein Körper nicht dieſelbe Verwandtſchaft zu allen andern habe, ſondern daß er ſie ungleich anziehe, gibt ſie die Geſetze an, welche die Wahlverwandtſchaften und die ſie modificirenden Urſachen beſtimmen, als da ſind die Cohäſion, die Maſſe, die Unauflöslichkeit, die Elaſticität, die Temperatur der Körper. Sie ſchätzt die Kraft der Verwandtſchaft, ſowohl der einfachen als zuſammengeſetzten. Sie merkt die Umſtände an, welche das Spiel der Anziehungen begünſtigen oder ihm entgegenwirken; ſie lehrt, daß zwei Körper nicht auf einander wirken, wenn nicht einer von beiden oder beide flüſſig ſind, daß die Körper, ſelbſt in einem Zuſtande der Auflöſung, nur in unmerklichen Abſtänden auf einander wirken, daß zwei Körper, die keine bemerkbare Verwandtſchaft zu einander haben, ſich mittelſt eines dritten vereinigen; endlich, daß die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Körper durch die Vereinigung zerſtört werden, und daß der zuſammengeſetzte Körper neue Eigenſchaften zeigt. Indem ſie von dieſen Grundgeſetzen zur Unterſuchung der einfachen Körper fortgeht, betrachtet die philoſophiſche Chemie die Wirkung des Lichts, des Wärmeſtoffs und der Electricität, die Natur der einfachen und zuſammengeſetzten brennbaren Körper, der Luft und des Waſſers; die Bildung der Säuren und ihre Auflöſung, die Natur und die Eigenſchaften der ſalzigen Grundſtoffe, ihre Verbindung mit den Säuren, die Verkalkung, Auflöſung und die Legirung der Metalle, die Bildung und Natur der Vegetabilien, die unterſcheidenden Merkmale der unmittelbaren Pflanzenſtoffe, die Erſcheinungen der Animaliſation und die Eigenſchaften der animaliſchen Zuſammenſetzungen; endlich die von ſelbſt erfolgende Zerſtörung organiſcher Stoffe. Dies iſt der Kreis, den die Philoſophie der Chemie durchläuft, indem ſie ſich auf das Allgemeine beſchränkt. Nach der Anwendung, welche von dieſem Allgemeinen gemacht wird, zerfällt die Chemie in ſieben oder acht beſondre Zweige, die wir noch kurz durchzugehn haben. — Das Studium der großen Phänomene, die man in der Atmoſphäre beobachtet und die man unter dem Namen Meteore kennt, bildet die meteorologiſche Chemie. Sie erklärt die Bildung der Wolken, des Regens, des Nebels, des Schnees, des Hagels, der Waſſerhoſe, den Hygrometer-, Barometer- und Thermometerſtand der Luft, die Bildung des Nordlichts, der Meteorſteine, und überhaupt alles, was chemiſch über unſrer Erdkugel vorgeht. — Geologiſche Chemie kann man diejenige nennen, welche ſpeciell die großen Combinationen der Natur ſtudirt, wodurch die Vulkane, die Metallminen, die Steinkohlenlager, die Baſalte, die Mineralwaſſer, jene ungeheuren Salz- oder Kalkmaſſen, der Salpeter auf dem Boden des Indus, das Natrum in den Seen Aegyptens, der Borax in den Seen Thibets entſtanden ſind. Der Chemiker als Geolog ſucht die Urſachen der partiellen Ueberſchwemmungen, der Erdbeben, der Verminderung der Gewäſſer auf der Erdkugel, den Einfluß des Clima's auf die Farbe der Thiere und Pflanzen, auf den Geruch der Blumen, auf den Geſchmack der Früchte zu erklären. Bei dieſen allgemeinen Beobachtungen vornehmlich bedarf er der Naturkunde und Phyſik. Die Chemie, in ihrer Anwendung auf die Naturgeſchichte, wird wie dieſe eingetheilt. Man unterſcheidet daher die Chemie des Mineralreichs, welche die Metallurgie und die Probirkunſt umfaßt und ſich mit der Unterſuchung aller inorganiſchen Subſtanzen, der Steine, Salze, Metalle, Erdharze, Waſſer beſchäftigt; die Chemie des Pflanzenreichs, welche die Pflanzen und ihre unmittelbaren Producte analyſirt; und die Chemie des Thierreichs, welche auf alle von todten oder lebendigen Thie-

ren kommende Subſtanzen angewendet wird. Letztere zerfällt wieder in die phyſiologiſche Chemie, welche die in den animaliſchen Subſtanzen durch die Lebensthätigkeit bewirkten Veränderungen betrachtet; in die pathologiſche Chemie, welche die durch Krankheiten, oder organiſche Verletzungen verurſachten Veränderungen beobachtet; in die therapeutiſche oder pharmacologiſche Chemie, welche die einfachen Arzneimittel analyſirt, die Verordnung und Zubereitung der chemiſchen und einfachen Arzneien aufklärt, die Mittel der Aufbewahrung anzeigt, und die ſtets gefährlichen Sophiſtereien kennen lehrt; in die Chemie der Geſundheitslehre, welche ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Wohnungen der Geſundheit gemäß einzurichten, die Luft, welche man daſelbſt athmet, zu analyſiren, den Epidemien zuvorzukommen, geſunde Nahrungsmittel anzuzeigen, den Einfluß der Beſchäftigungen, Moden und Gebräuche auf die Geſundheit der Menſchen zu erforſchen. Die Chemie findet endlich noch Anwendung in der Oekonomie und in den Künſten. In der Oekonomie hat ſie den Zweck, eine Menge von ökonomiſchen Verrichtungen zu vereinfachen und zu reguliren, die wir unaufhörlich in unſern Wohnungen vornehmen, um ſie geſund, warm, hell zu machen, um Kleider, Lebensmittel, Getränke zuzubereiten u. ſ. w. Die Brotbereitung, das Einkalken des Getraides, die Bereitung der Maſt, die Bereitung und Reinigung der Oele, die Kunſt, Backhäuſer, Oefen und Kochheerde zu bauen, die Brennmaterialien zu ſparen, Zeuge zu bleichen und zu waſchen, eine künſtliche Kälte hervorzubringen u. ſ. w., alles dies gehört in die ökonomiſche Chemie. Wichtiger und ausgedehnter iſt die Anwendung der Chemie in den Künſten. Sie hat zum Zweck die chemiſchen Prozeſſe, durch welche die zu verarbeitenden Gegenſtände unſern Bedürfniſſen angepaßt werden, aufzufinden, zu berichtigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder zu vereinfachen, und umfaßt demnach die Bereitung des Glaſes, der Ziegel, der irdnen Geſchirre, des Steinguts, das Email- und Porzellanmalen, das Färben, Fleckausmachen, die Gerberei, die Hutmacherei, Eſſigbrauerei, Diſtillirkunſt, Brauerei, die Leim- Farben- und Firnißbereitung, das Stärkemachen, Salpeterſieden, Vergolden, Gießen, Verſilbern, das Kohlenbrennen, die Bereitung der Säuren, des Alauns, des Salmiaks, der Dinte und Buchdruckerſchwärze, des Papiers, der Seife, die Raffinerie des Zuckers u. v. a. Schließlich erwähnen wir noch des Gebrauchs, der auch in gerichtlichen Angelegenheiten von der Chemie vielfältig gemacht wird, um ein Verbrechen gehörig zu erörtern. Bei Vergiftungen, Schrift- und Münzverfälſchungen u. dgl. kann allein die Chemie zu ſichern Reſultaten führen.

Chemnitz, eine bedeutende Fabrikſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, am Fluſſe gleiches Namens, der nicht weit davon in die Mulde fällt. Die Häuſeranzahl iſt etwa 1000 und die der Einwohner 10,000. Hierunter ſind 750 Meiſter mit 500 Geſellen in Cattun, Barchent, Cannefaß, Mützen, Strümpfen, Baumwollen, Drell, Piquées u. ſ. w.; 500 Meiſter und eben ſo viel Geſellen im Strumpfwirken; faſt eben ſo viel im Strumpfſtricken, die zuſammen 140 Sorten liefern; eine Anzahl Cattun- und Callico-Druckereien, welche Waare liefern, die der engliſchen faſt gleich kommt, große Niederlagen von Baumwollen; viele Spinnmaſchinen, die ebenfalls ganz nach engliſcher Art eingerichtet ſind. Die Bleichen, welche wahrſcheinlich ſchon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angelegt wurden, und für welche der Rath im Umkreiſe von zehn Meilen privilegirt iſt, tragen zur Vermehrung des Verkehrs vieles bei, welcher beſonders durch die frankfurter und leipziger Meſſen mit weit entlegenen Ländern getrie-

ben wird. In dem benachbarten Gebirge gibt es vortreffliche Steinbrüche, auch Calcedonier, Carneole, Achate und Topaſen. Auch iſt ein Lyceum hier.

Chénier (Marie-Joſeph de) war 1764 zu Conſtantinopel geboren, wo ſein Vater, Louis Chénier, der ſich durch verſchiedene treffliche Werke über die Mauren, über Marocco und das ottomaniſche Reich bekannt gemacht hat, General-conſul war. Er kam in ſeinem zarten Alter nach Paris, wo er Unterricht genoß. Darauf trat er in das Militär. Er ſtand als Offizier in einem Dragonerregiment zwei Jahre in Niort in Garniſon, nahm ſeinen Abſchied und kam nach Paris zurück, um ſich ganz der Literatur zu widmen. Seine erſte Tragödie fand weder in Fontainebleau, noch ſpäter in Paris Beifall. Erſt nach drei Jahren trat er mit einer zweiten, Charles IX., hervor, die von der einen Partei den Meiſterwerken der franzöſiſchen Bühne an die Seite geſetzt, von der andern zu den unbedeutendſten Stücken gezählt wurde, auf jeden Fall aber als ein Denkmal des damals in Frankreich herrſchenden Geſchmacks betrachtet werden kann. Chénier erlangte, indem er den Leidenſchaften des Volks ſchmeichelte, bald eine große Popularität. Er brachte nach und nach mehrere Tragödien aufs Theater, die ihr Glück zum Theil der Bemühung des Verfaſſers verdankten, ſeinen Perſonen die Sprache der herrſchenden Partei in den Mund zu legen. Im J. 1791 erſchien Henri VIII. und und La mort de Calas, beide mit Beifall. Für das erſte Stück hatte Chénier eine Vorliebe, und arbeitete es zu mehreren Malen um. Die Ausgabe von 1805 iſt die einzige, welche alle Verbeſſerungen enthält. Sein Cajus Gracchus, der 1792 erſchien, verdankte einen großen Theil ſeines Beifalls den Zeitumſtänden. Bald darauf trat Chénier in den Convent und hier theilte er lange die Meinung der ausgelaſſenſten Demokraten. In den Jahren 93 und 94 gab er Fénélon und Timoléon, welche beide viel Glück machten; aber Letzterer wurde von dem Wohlfahrtsausſchuß verboten, welcher ſämmtliche Handſchriften wegnehmen und verbrennen ließ. Demoiſelle Veſtris rettete indeß eine Abſchrift, nach welcher er 1795 gedruckt wurde. Bisher hatte Chénier nur die Gunſt des Publicums kennen gelernt; er ſollte jetzt auch das Gegentheil erfahren. Sein Cyrus fiel durch. Chénier fand ſich dadurch um ſo mehr gedemüthigt, als ihm dieſe Ungunſt nach einem mehrjährigen Stillſchweigen wiederfuhr. Er ſchrieb noch mehrere dramatiſche Werke, aber ſie wurden weder aufgeführt, noch gedruckt. Wir bemerken unter denſelben eine abgekürzte Bearbeitung von Leſſings Nathan und einige Ueberſetzungen nach Sophokles. Ein Divertiſſement in einem Act, Le champ de Grandpré betitelt, mit Muſik von Goſſec, iſt ſein einziges Werk in dieſer Gattung. Chénier hat Schönheiten wie auch Fehler, die ihm eigenthümlich ſind; aber ihm iſt ein Talent von ſeltenem Umfang nicht abzuſprechen. Er zeigt ſich als einen geſchickten Schriftſteller ſowohl in der Proſa als in ſeinen Verſen; vorzüglich zeichnete er ſich in der Satire aus, nur daß er in derſelben oft zu wenig Mäßigung beobachtete. Außerdem aber hat er ſich faſt in allen Dichtungsgattungen verſucht. Er gab im J. 1797 eine Sammlung von lyriſchen Gedichten heraus, welche Oden, Hymnen und Ueberſetzungen von Oſſian enthält. Seine übrigen Schriften können wir hier nicht namhaft machen. Eben ſo wenig können wir bei den Berichten und Reden an die Nationalverſammlung verweilen, wiewohl mehrere derſelben durch Form und Inhalt der Literatur angehören. In ſeinen politiſchen Reden erkennt man den Geiſt und die Leidenſchaften der damaligen Zeit. Schwerlich möchten ſich Marats Apotheoſe und

mehrere andere revolutionäre Declamationen entſchuldigen laſſen. Bei dem allen würde er ohne die Revolution vom 9ten Thermidor ſchwerlich der Proſcription entgangen ſeyn. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich mit einer Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. Die Reden, die er 1806 und 7 in dem Athenäum von Paris las, enthalten die Geſchichte der Sprache, der verſchiedenen Dichtungsarten und der Proſa bis auf Franz I. In einer 1806 herausgegebenen Einleitung hatte er den Entwurf des ganzen Werks und die Hauptreſultate deſſelben vorgelegt. Der Mercure de France von 1810 enthält ebenfalls zwei Vorleſungen, die eine über die Fabliaux, die andere über die alten franzöſiſchen Romane. Außerdem hatte Chénier eine Charakteriſtik der vorzüglichſten Producte der franzöſiſchen Literatur von 1788 bis 1808 unternommen. Eine Analyſe dieſes Werks las er 1808 im Staatsrathe vor. Seine letzte Schrift betrifft die zehnjährigen Preiſe. Er fodert darin den für die beſte unterrichtende Schrift ausgeſetzten Preis für einen ſeiner ehemaligen Feinde, und würdigt das Lycée von La Harpe ſo ſcharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erſchienen iſt. — Er ſtarb zu Anfang des Jahres 1811.

Cherbourg, Stadt und Hafen in der Normandie, am Canal gelegen, jetzt im Departement der Manche. Einwohneranzahl über 18,000. Von Natur iſt der Hafen (der einzige Franzöſiſche im Canal) ſchlecht. Der Damm, das Baſſin und die Schleuſen, welche man zu deſſen Verbeſſerung nach Belidors Entwürfen angelegt hatte, wurden von den Engländern, die im J. 1758 Cherbourg einnahmen, zerſtört. Unter Ludwig XVI. wurden 1785 neuerdings große Anſtalten gemacht, dieſen Hafen in einen beſſern Stand zu ſetzen. Die Revolution unterbrach zwar dieſe Arbeiten, aber unter Napoleons Herrſchaft ſind ſolche mit aller der Kraft, welche deſſen Regierung charakteriſirte, aufs neue unternommen und 1813 vollendet worden, ſo daß der Hafen im Stande iſt, die größten Kriegsflotten mit Sicherheit aufzunehmen.

Cheribon, eine Landſchaft auf der Inſel Java, öſtlich von Batavia. Sie wird von drei Fürſten regiert, welche völlig von den Holländern abhiengen und mit Niemanden, als mit ihnen handeln durften. Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinen Fluſſe, nicht fern von der See; ſie hat gegen 25,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel mit Indigo, Caffee, Reis, Baumwolle und Zucker. Nahe bei der Stadt lag ſonſt eine holländiſche Beſatzung in der Feſtung Beſcherning. In neuern Zeiten hat ſich viel Caffee im Handel unter dem Namen: Cheribon-Caffee, gezeigt. Er iſt von lichterer Farbe (weniger bräunlich), als der Java-Caffee.

Cherſon, eine ruſſiſche Feſtung und Hafen am weſtlichen Ufer des Dnieper, in dem Gouvernement Nicolaiew gelegen, eine ganz neu (1778) angelegte und ſchnell zu einem bewundernswürdigen Flor emporgebrachte Stadt, welche, anfangs mit Coloniſten aller Art beſetzt, ſchon binnen zehn Jahren eine Menſchenmenge von 15,000 zählte. Im J. 1787 beſuchten Catharina II. und Joſeph II. dieſe Stadt, und es wurde ein öſterreichiſcher Conſul hier angeſtellt. Ehedem gab es auch eine berühmte Handelsſtadt dieſes Namens an der Südweſtſpitze der Tauriſchen Halbinſel; allein im vierzehnten Jahrhundert ging ſie zu Grunde, und es ſind von ihr nur noch anſehnliche Ruinen, beſonders große Waſſerleitungen vorhanden.

Cherſonēſus, dieſen Namen führten mehrere Inſeln und Vorgebirge. Beſonders bekannt war 1. der cimmeriſche Cherſones (Chersonesus Cimmerica), diejenige Halbinſel an Deutſchland, welche

jetzt den größten Theil des Königreichs Dänemark, oder Holſtein, Schleswig und Jütland ausmacht; 2. der tauriſche Cherſones (Ch. Taurica, auch magna genannt), die vom ſchwarzen Meere und dem See Mäotis gebildete Halbinſel (heut zu Tage die Crimm), ein äußerſt fruchtbares und ſehr ſtarken Handel treibendes Land; 3. der thraziſche Cherſones (Ch. Thracica oder auch bloß Chersonesus), die große Halbinſel in Thracien; die heutige Halbinſel der Dardanellen.

Cherub, der Name gewiſſer Engel in der heiligen Schrift. Cherubim iſt der hebr. Plural. An und für ſich ſind Cherubim wie Seraphim bloß bildliche Ausdrücke. Erſteres heißt: wie Jünglinge; Seraphim: wie Feuerflammen. Maler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzuſtellen.

Cherubini (Luigi), geboren zu Florenz 1764, einer der bedeutendſten und genialſten Compoſiteurs, mit Recht von Allen verehrt, die echt-erhabene Muſik von dem gewöhnlichen Klingklang zu unterſcheiden wiſſen. Von ſeinen eigentlichen Lebensumſtänden iſt nicht viel bekannt, als daß er, ein Schüler von Sarti, ſchon im achtzehnten Jahre (1782) zu Livorno eine Oper (Adriano in Siria) ſetzte, die aber für die dortigen Kunſtkenner zu gelehrt war. Beſſer verſtand man ihn in Mantua, wo er (1784) eine zweite Oper: Alessandro nell' Indie, ſetzte, und noch mehr zu Turin, wo er (1788) Ifgenia in Aulide mit ungetheiltem Beifall aufführte. Er ward hierauf nach Paris berufen, wo ſeine Opern, Demophoon, Lodoiska, Medea ꝛc., immer mehr Aufſehen machten; den Triumph aber, der ihn aufs höchſte verherrlichte, erntete er durch ſeine allgemein bekannte und berühmte Oper: les deux journées, bei uns unter dem Titel, der Waſſerträger, bekannt. Wirklich iſt dieſe Muſik ein Meiſterwerk, in welchem Fülle, Harmonie, Kraft und Erhabenheit mit den angemeſſenſten Charakteren ſich vereinen, um ſie auch noch auf die Nachwelt zu bringen. Was aber Cherubini's Verdienſte weit über andere erhebt, iſt ſeine muſterhafte Beſcheidenheit, worin er dem großen, vielleicht unerreichbaren Mozart, deſſen hohen Geiſt er mit einer Art Religioſität verehrt, ähnlich iſt. Auch wurden ſeine Verdienſte anerkannt, die er, als einer der Fünf Aufſeher des neuen muſikaliſchen Nationalinſtituts, (Conſervatorium) zu Paris, für die ihm übergebenen Zöglinge um ſo nützlicher anwendet, da er bei den Uebungen mit denſelben auf das Ernſte, Strenge, Große eben ſowohl, als auf ſichere Bildung des Geſchmacks ſein ganzes Augenmerk richtet. Im J. 1805 wurde er auf einige Zeit nach Wien berufen, um für das daſige Hoftheater eine Oper zu ſchreiben. Der allgemeinſte, lebhafteſte Beifall ward ihm zu Theil, als er ſeine deux journées. (hier unter dem Titel: die Tage der Gefahr) ſelbſt dirigirte. Die Oper, die er hier ſetzte, Faniska, wurde 1806 aufgeführt und, wie der Künſtler ſelbſt, mit dem lauteſten Beifall empfangen. Man findet auch hier wieder Tiefe, Kraft, Feuer, erſchütternde Ueberraſchungen, welche aber, wie dies bei ſeinen meiſten übrigen Werken auch der Fall iſt, nur durch wiederholtes Hören verſtanden werden können. Oft hat er vielleicht ſeine harmoniſchen Hülfsmittel zu reichlich und zu üppig angebracht. Die höchſte Theilnahme erregte die im Jahr 1807 plötzlich verbreitete Nachricht ſeines Todes, die jedoch ungegründet war; aber Kränklichkeit, die ihn leider ſehr oft heimſucht, und beſonders Nervenübel, laſſen mit Grund für die lange Dauer ſeines Lebens fürchten.

Cherusker, das anſehnlichſte und berühmteſte deutſche Volk unter den Iſtävonen. Wohl zu unterſcheiden iſt das Volk und der Völkerbund der Cherusker. — Das Volk der Cherusker wohnte zu beiden

Seiten des Harzgebirges zwiſchen dem ſüdweſtlichen Theile des thüringer Waldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die ſüdliche Seite des Landes durchzog Druſus auf ſeinem Rückzuge von der Saale nach dem Rheine; durch die Nordſeite aber drang er aus dem Paderborniſchen über die Weſer nach der Elbe vor. Hier bis zum Einfluß der Ernie in die Elbe ſcheint die Aller die Nord- und Oſtgränze der Cherusker gebildet zu haben. Ueberdies beſaßen auch die Cherusker einige Landſtriche am Weſtufer der Weſer. — Der Völkerbund der Cherusker war noch ungleich ausgedehnter; er umfaßte alles Land zwiſchen der Weſer, dem Rhein und der Lippe, bewohnt von den Cattuariern, Tubanten, Anſibariern, Dulgumniern, Marſen, Chamavern u. ſ. w. Die Römer wurden zuerſt im J. 10 vor Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Druſus an die Weſer vordrang, aber aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehrte. Im folgenden Jahre zog er auf der Nordſeite des Harzes mitten durch die Cherusker hin, von der Weſer nach der Elbe. Damals zeigten ſich die Cherusker wenig furchtbar, im J. 7 vor Chr. traten ſie ſogar in Freundſchaft mit den Römern, und nahmen häufig Kriegsdienſte bei ihnen. Auguſt hatte eine deutſche Leibwache. Als aber Varus ihnen Abgaben auflegen, und ſie dem römiſchen Geſetz unterwerfen wollte, entſtand eine allgemeine Verſchwörung gegen die Römer, deren Haupt die Cherusker und deren Seele Arminius war. Varus, durch Liſt von ihnen in den teutoburger Wald gelockt, ward in einem dreitägigen Kampfe mit ſeinem ganzen Heere aufgerieben. (S. Arminius und Germanen.) Jetzt wurden die Cherusker das erſte Volk in Deutſchland und das Ziel aller Angriffe der Römer. Germanicus (ſ. d.), der die Marſen und Katten geſchlagen hatte, zog gegen die Cherusker, deren Anführer Segeſt und Arminius, in Krieg mit einander waren. Segeſt, von Arminius belagert, rief den Germanicus zu Hülfe, der ihn auch befreite, aber nach mehreren fruchtloſen Feldzügen gegen die Cherusker ſich zurückzog. Die Cherusker waren durch die letzten Vortheile übermächtig geworden. Sie wurden es noch mehr durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen, die von dem markomanniſchen Bunde abgefallen waren. Dies ward Urſach eines blutigen Kriegs zwiſchen den Markomannen unter Marbod, und den Cheruskern unter Arminius. Der Sieg des letztern erhob die Cherusker wieder zum erſten deutſchen Volke; aber nach ſeiner Ermordung brachen aufs neue innere Unruhen aus. Man übergab dem Italicus, dem letzten Zweige der Familie des Arminius, die Herrſchaft, vertrieb ihn aber bald wieder. Die Longobarden ſetzten ihn wieder ein, und führten einen langen verderblichen Krieg mit den Cheruskern, die, ihrer Bundesgenoſſen beraubt, in Ohnmacht verſanken, und zwiſchen der Saale und der Südſeite des Harzes beſchränkt wohnten, bis ſie im dritten Jahrhundert mit allen ihren ehmaligen Bundesgenoſſen im großen fränkiſchen Bunde wieder auftraten.

Cheſter, eine Grafſchaft Englands, welche nördlich an Lancaſter, öſtlich an Derby und Stafford, ſüdlich an Shrop und weſtlich an Wales und das irländiſche Meer gränzt. Sie hat 192,000 Einwohner, viel Stein- und Quellſalz, vorzügliche Mühlſteine und treffliche Käſe. Die Hauptſtadt gleiches Namens iſt der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbisthum York ſteht, und hat ungefähr 15,000 Einwohner. Sie iſt eine ſehr alte, und wie man glaubt, urſprünglich von den Römern erbaute Stadt, mit Mauern umgeben; das einzige Ueberbleibſel von der uralten Befeſtigungsart in England. Die Bauart der Straßen und Häuſer iſt ganz einzig und ſonderbar. Der ehmals berühmte Hafen

war durch die allmähliche Verſandung des Fluſſes Dee ſo ſehr in Verfall gekommen, daß im J. 1674 Schiffe von 20 Tonnen kaum die Stadt erreichen konnten. In neuern Zeiten iſt ein Canal (the new Channel) für den Fluß gebaut worden, auf dem Schiffe von 350 Tonnen zur Springzeit bis an die Kaien gelangen können. Der Handel von Cheſter iſt meiſt auf den irländiſchen und Küſtenhandel eingeſchränkt. Für irländiſche Leinwand iſt Cheſter der große Markt. In den July- und Octobermeſſen werden jedesmal ungefähr eine Million Yards abgeſetzt. Die übrigen Ausfuhrartikel ſind Käſe, Blei, Bleierz, Galzmei, Kupferplatten, gegoſſene Eiſenwaare, inſonderheit auch Kanonen aus Wersham. Rohe und verarbeitete Artikel vielerlei Art gehen von hier nach Irland. Lederne Handſchuh machen einen mäßigen Fabrikzweig von Cheſter aus. Eingeführt werden, von Irland, außer Linnen, auch Häute, Talg, Federn, aus Portugal viel Wein, von London Materialwaaren. Der Schiffbau wird hier mit Vortheil getrieben.

Cheſterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Schriftſteller, war 1694 zu London geboren. Nachdem er ſeine erſten Studien im väterlichen Hauſe unter geſchickten Lehrern gemacht hatte, ging er in einem Alter von ſechszehn Jahren auf die Univerſität zu Cambridge. Hier wurde er in dem Geiſte der engliſchen Univerſitäten erzogen, wo die alten, mit den Fortſchritten der Zeit ſchlecht übereinſtimmenden, Methoden viel geſchickter ſind, gelehrte Pedanten als Männer für die Welt und den Staat zu bilden. Der junge Stanhope betrieb dieſe Studien mit demjenigen Erfolg, der ſich von einem ausgezeichneten Talent und einem anhaltenden Fleiße erwarten ließ. Er ſelbſt ſah bald genug das Mangelhafte des Unterrichts ein. Als er 1714 aus der Univerſität getreten war, verließ er England, um Europa zu bereiſen. Auf dieſer Reiſe erwarb er, beſonders zu Paris, jene Feinheit des Tons und Betragens, die ihn für ſein ganzes Leben auszeichnete; zugleich aber blieb er nicht frei von manchen jugendlichen Unbeſonnenheiten. Nach Georgs I. Thronbeſteigung berief ſein Verwandter, der General Stanhope, der das ganze Vertrauen des Königs hatte, ihn zurück, und verſchaffte ihm die Stelle eines Kammerjunkers bei dem Prinzen von Wallis. Der Flecken St. Germain in der Grafſchaft Cornwallis wählte ihn zu ſeinem Repräſentanten in dem erſten unter dieſer Regierung gehaltnen Parlament, obgleich er das geſetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Die Laufbahn, in welche er trat, konnte am beſten ſeine Talente und ſeinen Charakter entwickeln. Sein höchſtes Beſtreben war jetzt, ſich durch Beredſamkeit auszuzeichnen; Tag und Nacht, wie er ſelbſt erzählt, träumte er von dem, was er in der Verſammlung ſagen wollte, und ſchon am Ende des erſten Monats hielt er eine Rede, bei welcher die Zuhörer ebenſoſehr über die Kraft ſeiner Gedanken erſtaunten, als ſie über die Eleganz des Styls und die Anmuth und Leichtigkeit ſeines Vortrags entzückt waren. Auch im Oberhauſe, in das er nach ſeines Vaters Tode übertrat, zeichnete er ſich auf gleiche Weiſe bei mehrern Gelegenheiten aus. Im J. 1728 eröffnete ſich ſeinem Ehrgeiz eine neue Bahn. Er ging als Geſandter nach Holland, und es gelang ſeiner Geſchicklichkeit, das Churfürſtenthum vor den Kriegsübeln, von denen es bedroht war, zu retten. Zur Belohnung empfing er den Hoſenbandorden mit der Stelle eines Oberhaushofmeiſters des Königs Georg II. Nachdem er 1732 aus Holland abgerufen worden, kehrte er dahin in derſelben Eigenſchaft zurück, und betrug ſich mit gleicher Geſchicklichkeit. Er wurde ſodann zum Vicekönig von Irland ernannt, von wo er 1738 zu-

rückkehrte, um die Stelle eines Staatsſecretärs einzunehmen. Seine Reiſen und Arbeiten hatten aber ſeine Geſundheit ſo geſchwächt, daß er beſchloß, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen, und den Reſt ſeines Lebens in einer glücklichen Ruhe den Studien und der Freundſchaft zu widmen. Wenige Menſchen haben eine glänzendere Bahn durchlaufen. Er hatte das ſeltene Glück, alles zu erlangen, wonach er ſtrebte. Geboren mit allen Vorzügen des Ranges und Vermögens, hatte er von Natur eine ſchöne und edle Geſtalt, welche durch die Anmuth und Feinheit ſeiner Sitten, durch eine gewandte Sprache, und durch alle Hülfsmittel eines gebildeten, abwechſelnd heitern, ſcherzhaften und ernſten, aber ſtets lebhaften Geiſtes noch erhöht wurde. Was ihm an Feuer, Originalität und Tiefe in Vergleich mit den großen Rednern Englands fehlt, erſetzte er durch Anmuth und Zierlichkeit, beſonders aber durch Gediegenheit des Urtheils. Wie gewandt er zu unterhandeln wußte, iſt bekannt. In der kurzen Zeit, während welcher er Irland verwaltete, zeigte er eine Geſchicklichkeit, die Menſchen zu lenken und die Geſchäfte zu behandeln, eine Feſtigkeit der Grundſätze, verbunden mit einem verſöhnlichen Geiſte, die in dieſem Lande lange ein dankbares Andenken zurückgelaſſen haben. Das Talent des Lords Cheſterfield als Schriftſteller hat ſich in einigen moraliſchen, kritiſchen oder ſcherzhaften Aufſätzen, in ſeinen ſpäter gedruckten Parlamentsreden, beſonders aber durch eine Sammlung von Briefen an ſeinen Sohn, welche großes Aufſehen in ganz Europa gemacht haben, gezeigt. Sie zeichnen ſich aus durch eine mit Annehmlichkeit verbundene Gründlichkeit, durch eine genaue Kenntniß der Sitten, der Gebräuche, und des politiſchen Zuſtandes von Europa; durch die mannichfaltige Belehrung, die in einer angenehmen und gefälligen Form dargeboten wird, durch die edle und natürliche Eleganz, die einem Manne von Welt zuſteht, und durch einen Vortrag, der dem geübteſten Schriftſteller Ehre machen würde. Aber alle dieſe Vorzüge konnten den Anſtoß nicht ſchwächen, den die in dieſen Briefen vorgetragene Moral gab. Mit Recht mußte man erſtaunen und ſich entrüſten, daß ein Vater jeden Augenblick ſeinem Sohn ein feines und abgeſchliffenes Betragen als die weſentlichſte Eigenſchaft, die ein Mann von Welt erwerben könne, empfiehlt; ja er geht ſo weit, ihm ſehr bekannte Frauen zu nennen, deren Eroberung er als leicht anſieht. Zu einiger Entſchuldigung führen wir indeß an, daß Cheſterfields (außer der Ehe gezeugter, aber von ihm unter dem Namen Stanhope adoptirter) Sohn, für den er dieſe Briefe ſchrieb, von einem überaus linkiſchen Betragen war, und daß der Vater, der auf den äußern Anſtand ſo hohen Werth ſetzte, ihm auf dieſe Weiſe einige Neigung dafür einzuflößen gedachte; eine Hoffnung, die jedoch nicht erfüllt wurde. Gegen das Ende ſeines Lebens wurde Cheſterfield taub; andere Körperleiden kamen dazu, und gaben ſeinen letzten Tagen eine trübe Färbung. Er hatte mit Pope, Swift, Bolingbroke und andern ausgezeichneten Gelehrten, auch mit Samuel Johnſon, der ihn einen ſchönen Geiſt unter den Lords und einen Lord unter den ſchönen Geiſtern nannte, und von ſeinen Briefen ſagte, daß ſie die Moral einer Buhlerin und die Sitten eines Tanzmeiſters lehrten, in vertrauten Verhältniſſen geſtanden. Cheſterfield ſtarb, 79 Jahre alt, im J. 1773. Maty entwirft von ihm folgendes Bild: Keiner ſeiner Zeitgenoſſen glich ihm in Mannichfaltigkeit der Talente, glänzendem Verſtande, feinen Sitten und Annehmlichkeit der Unterhaltung. Zugleich Welt- und Geſchäftsmann, durfte das Vergnügen nie den Geſchäften Eintrag thun. Seine Parlamentsreden haben ſeinen Ruf als Redner gegründet; ſeine Beredſamkeit

hatte einen eigenthümlichen anlockenden Charakter. In ſeinem öffentlichen Leben war er redlich, feſt, gewiſſenhaft, in ſeinem Privatleben offen und liebevoll, in dem einen wie in dem andern liebenswürdig, leutſelig und friedfertig.

Chiabrera (Gabriel), ein berühmter italiäniſcher Dichter, geboren zu Savona im Genueſiſchen im J. 1552, blühte im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert; auch findet man nach Tiraboſchi's Urtheil, in ſeinen Verſen alle Schönheiten des Styls, welche das erſte dieſer beiden Jahrhunderte charakteriſiren und einige von den Fehlern, welche man dem zweiten vorwirft. Er hatte ſeinen Vater verloren, noch ehe er geboren war, und ward von ſeinem neunten Jahre an bei einem Oheim zu Rom auferzogen. Seine unter einem Privatlehrer angefangenen Studien wurden durch Krankheit unterbrochen und in ihren Fortſchritten verhindert. Sein Onkel ſchickte ihn endlich in das Jeſuitercollegium; hier erlangte er ſeine Geſundheit wieder; der Wetteifer erhöhte ſeine Kräfte; er vollendete bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre ſeinen Curſus der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie. Sehr nützlich und lehrreich ward ihm der Umgang mit Muret, Paulus Manucius, Speroni und andern gelehrten Männern. Nach ſeines Onkels Tode trat er in die Dienſte des Cardinals Cornaro; er mußte aber dieſelben nach einigen Jahren verlaſſen, da ihm die Rache, die er für eine von einem römiſchen Edelmann ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben. Er ging in ſein Vaterland zurück; aber ein ähnlicher Vorfall nöthigte ihn, ſich auch von hier auf mehrere Monate zu exiliren, bis die Ausgleichung der Sache ihm verſtattete, zurückzukehren. In einem Alter von faſt funfzig Jahren verheirathete er ſich. Sein in Rom gerichtlich eingezognes Vermögen ward ihm zurückgegeben; andere Verluſte aber konnte er nicht erſetzen, ſo daß er ſich nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumſtänden befand. Geiſtig und körperlich geſund erreichte er ein hohes Alter. Sein poetiſches Genie hatte ſich erſt ſpät entwickelt. Nach ſeiner Entfernung von Rom hatte er in ſeinem Vaterlande angefangen, die Dichter mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Die Griechen und unter dieſen Pindar, zogen ihn am meiſten an. Aus der Bewunderung für letztern entſprang die Begierde, ihn nachzuahmen. Dieſem Muſter gemäß ſchuf er ſich eine eigene Gattung und Schreibart, welche ihn von allen andern italiäniſchen Lyrikern unterſcheiden. Es gelang ihm nicht minder, die geiſtreiche Naivetät und die Anmuth Anakreons nachzuahmen; ſeine Canzonetten haben ebenſoviel Leichtigkeit und Eleganz als ſeine großen Canzoni Erhabenheit. Sein Ruf verbreitete ſich bald durch ganz Italien: er beſuchte die Hauptſtädte deſſelben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Die Großherzoge von Toscana, Ferdinand I. und Cosmus II., der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, Vincent von Gonzaga, Herzog von Mantua, der genueſiſche Senat, und Papſt Urban VIII. überhäuften ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten mit Geſchenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen. Er ſtarb zu Savona im J. 1637. Sein Wuchs war mittelmäßig, aber wohl proportionirt; er hatte blaue Augen, edle aber wenig angenehme Züge, war kurzſichtig, gewöhnlich nachdenklich und zerſtreut, wiewohl er gern mit Freunden fröhlich war. Um zu erkennen zu geben, daß eine Sache vortrefflich ſey, ſagte er: „Es iſt griechiſche Poeſie." Auch ſagte er im Scherz, „die Poeſie ſey zum Glück, die Dichter aber ſeyen zur Pein der Menſchen geboren." Länger als funfzig Jahre war die Dichtkunſt ſeine einzige Beſchäftigung. Nie hat ein Dichter mehr und in verſchiedenern Gattungen ge-

ſchrieben. Doch ſind ſeine lyriſchen Gedichte die wahre Baſis ſeines Ruhms. Sie haben ihm den Beinamen des italiäniſchen Pindar mit Recht erworben. Außerdem iſt er der Verfaſſer mehrerer epiſchen, dramatiſchen, bukoliſchen und andern Gedichte.

Chiari (Pietro), ein berühmter komiſcher Dichter und Romancier Italiens, geboren zu Breſcia gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er trat nach Beendigung ſeiner Studien bei den Jeſuiten ein, blieb aber nicht lange daſelbſt, ſondern ward Weltgeiſtlicher und lebte als ſolcher frei von Geſchäften, einzig den Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Unter dem Titel eines Hofpoeten des Herzogs von Modena ließ er ſich in Venedig nieder, wo er innerhalb zehn oder zwölf Jahren mehr als ſechzig Comödien aufs Theater brachte. Chiari und Goldoni waren Nebenbuhler. Wenn man den Vorreden des Erſtern glauben darf, ſo fanden ſeine Stücke mit den Stücken Goldoni's gleichen Beifall. Die verſificirten Stücke nehmen zehn Bände, die in Proſa abgefaßten vier Bände ein. Chiari fehlte es nicht an Erfindung, noch an kunſtreicher Behandlung eines Stoffes, aber ſein Styl iſt ohne Kraft, ohne Lebendigkeit, ohne komiſchen Aufſchwung, ſein Dialog ohne Eigenthümlichkeit und Wahrheit, und fällt jeden Augenblick in Affectation oder Mattigkeit. Er wollte ſich auch zur Tragödie erheben, und ſchrieb deren vier. Sie wurden jedoch ſo ungünſtig aufgenommen, daß er ferner davon abſtand. In ſeinem Alter ging er wieder nach Breſcia, wo er in einem hohen Alter (1787 oder 88) ſtarb. Einige von ſeinen Romanen ſind mehr werth als ſeine Comödien, aber ſie malen im Ganzen geringfügige Gegenſtände und zeigen keine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. La Giuoatrice di Lotto, La Ballerina onorata, La Cantatrice per disgracia intereſſiren wenig, und gleichwohl ſind dies die beſſern. Außerdem haben wir von dieſem ſo fruchtbaren Schriftſteller Lettere scelte, Lettere filosofiche, Lettere critte da donna di senno e di spirito per ammaestramento del suo amante, und viele andre Werke.

Chiffre, eine geheime Schrift, die vorzüglich von den diplomatiſchen Agenten, Geſandten und Conſuln in den Berichten an ihre Höfe, und umgekehrt in denen der Höfe an ſie, gebraucht wird: dann auch der verzogene Name. Chiffriren, mit geheimen Charakteren ſchreiben. (Vergl. Dechiffriren.)

Chili, vormals eine Provinz von Peru, jetzt zur Audienz des ſpaniſchen Vicekönigreichs Peru in Südamerika gehörig, iſt ein höchſt anmuthiges und fruchtbares Land, das ſich eines faſt ununterbrochnen Frühlings erfreut. Die Erdbeben, welche ziemlich häufig ſind, verlieren dadurch einen Theil von ihrer Furchtbarkeit, daß man ſie vorausſieht. Außer der reichſten Mannigfaltigkeit von Producten auf der Oberfläche der Erde aus dem Pflanzen- und Thierreiche, als Orangen, Kaneel, Getraide, Vicunna, Guanaco, Pferde, Rindvieh, Schafe, Kondors, Papageien, Colibris, Schildkröten, Fiſchottern, Auſtern u. ſ. w., liefern die Bergwerke Gold, Silber, Eiſen, Blei, Queckſilber, Alaun, Salmiak, Salpeter, Salz, Schwefel, Thon- und Farbenerden, Edelſteine u. ſ. w. Das Land enthält 14 Vulkane, und wird in die beiden Provinzen S. Jago und Conception getheilt. Die Eroberung deſſelben begann Diego Almagro. Nach ſeinem Tode (1541) erneuerte Pedro de Valvidia den Angriff: nach und nach ward das ganze Land längs der Küſte der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen; er erbaute die Hauptſtadt S. Jago, und auf einer zweiten Expedition (1550) die Stadt Conception am Meere. Es beſitzen aber die Spanier von dem unermeßlichen Chili, das ſich von

Peru längs des Südmeers bis an die magellaniſche Meerenge, zwiſchen dem 24ſten bis 45ſten Grade ſüdlicher Breite erſtreckt, und von Paraguay durch große Wüſteneien abgeſondert wird, nur längs der Küſte etwa zwanzig Meilen in die Breite, und 4 bis 500 Meilen in die Länge. Das gegenſeitige Gebirgsland, Arauco, Puelche und Tucapel, iſt von ſeinen kriegeriſchen Einwohnern ſtets mit Erfolg gegen die Spanier vertheidigt worden. Bis 1770 dauerte der Krieg mit dem Toqui der Arauker. Sie decken ſich ſeitdem nur durch Feſtungen, um die Vereinigung der bezwungnen Indianer mit den freien zu verhindern. Dieſe freien Indianer theilen ſich in drei Nationen, die Araucani, zwiſchen den Flüſſen Biobio und Valvidia, die Cunchi, längs des Meeres, und die Huilichi, theils in den Ebnen öſtlich von den Cunchi, theils in den Anden wohnend. Die Einwohner des ſpaniſchen Antheils ſind theils Eingeborne, die eine eigne Nation ausmachen, theils Europäer und Afrikaner. — Durch die Cordilleren davon getrennt, iſt Oſtchili oder Cujo, zum Vicekönigreich Rio de la Plata gehörig, mit der Hauptſtadt S. Juan de Fontera.

Chiliaſten ſind diejenigen, welche annehmen, daß der Stifter der chriſtlichen Religion einſt wieder auf die Erde kommen, und mit ſeinen Verehrern tauſend Jahre lang regieren werde. Sie gründen ſich auf falſch verſtandene Stellen in der Offenbarung Johannis. Einige derſelben behaupten, das zukünftige Reich werde bloß geiſtlich ſeyn; Andere ſtellen ſich darunter einen weltlichen Staat vor. Verſchiedene nehmen ſogar an, daß die jetzt vorhandene Erde untergehen, und erſt in einer neuen Schöpfung das tauſendjährige Reich anfangen werde. Spuren des Chiliasmus (ſo nennt man dieſe leeren Träume) findet man ſchon in den erſten Jahrhunderten der Chriſtenheit. (Man vergl. den Art. Tauſendjähriges Reich.)

Chimära, ein fabelhaftes Ungeheuer, mit einem Löwenkopfe, Ziegenleibe, Drachenſchwanze und einem feuerſpeienden Rachen, das die Gefilde Lyciens verwüſtete, und von Bellerophon beſiegt wurde. (S. d.) Seine Geſtalt beſchreiben die Dichter verſchieden, immer aber als eine monſtröſe Zuſammenſetzung der ungleichartigſten Theile. — Daher Chimäre, ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantaſie.

Chimboraſſo, der höchſte Berg der in Südamerika gelegenen Cordilleras de los Andes und der ganzen Erde, 20,148 pariſer Fuß hoch.

China. — Erſt durch die portugieſiſchen Seefahrer, welche auf Vaſco da Gama folgten, bekamen die Europäer richtigere Vorſtellungen von der Lage, Ausdehnung und Beſchaffenheit dieſes Landes. Seit dem verdanken wir unſre Kenntniß einigen Geſandten, welche den Hof und die Landſtraßen geſehen, einigen Handelsleuten, welche die Vorſtadt eines Gränzorts bewohnt, und einer bedeutenden Anzahl von Miſſionarien, die als leichtgläubige Bewunderer, aber kunſtloſe Berichterſtatter das wieder erzählen, was ſie geſehn, aber ſelten zu würdigen gewußt haben. Die Eroberungen der Kaiſer der Dynaſtie Mantchou, fälſchlich Tartaren genannt, haben ihre Macht über den größten Theil der ſogenannten freien Tartarei ausgedehnt, deren Bewohner jedoch größtentheils nicht Tartaren, ſondern Kalmucken und Mongolen ſind. Die Ruſſen drangen zugleich in Sibirien vor, und ſo wurden Rußland und China Gränznachbarn längs einer Linie von der Gegend des Palcati-Sees bis zur Mündung des Amurfluſſes. Dieſe lange Gränze iſt im Allgemeinen durch die Richtung der altäiſchen, ſaianiſchen und daouriſchen Gebirge beſtimmt; wiewohl über die letztern hinaus die Ruſſen ihr Reich bis an die Ufer des Amurfluſſes ausgedehnt haben.

Der See Palcati, die Berge Alak und Belur trennen im Weſten das chineſiſche Reich von den Kirgieſen, Usbeken und andern unabhängigen Tartarenvölkern. Während die chineſiſche Herrſchaft ſich im Norden und Nordweſten der Gränze des aſiatiſchen Rußlands näherte, breitete ſie ſich im Weſten und Südweſten über die weiten Regionen Tibets aus und erreichte faſt die engliſchen Beſitzungen in Bengalen. Die kleinen Länder von Sirinagur, Nepaul und andre und die Garrowgebirge ſind auf dieſer Seite die Schranken zwiſchen China und Indien. Mehr öſtlich berührt das birmaniſche Reich die chineſiſche Provinz Yun-nan. Die Beſitzungen der Siameſen berühren die Gränze China's nicht, aber die kleinen Reiche Laos und Tunkin ſind Gränznachbarn und vielleicht ſogar zinsbar. Der öſtliche Ocean beſpült, indem er eine Menge von Meerbuſen und Buchten bildet, die Küſten China's auf einer Ausdehnung von ſiebentehalbhundert Meilen, von den Gränzen Tunkins bis zur Mündung des Amurfluſſes. Südlich ſind der Meerbuſen von Tunkin und das chineſiſche Meer; der Canal von Formoſa trennt die Inſel dieſes Namens von dem feſten Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten ſich, jenes zwiſchen China, den Inſeln Lieukieu und Japan, dieſes zwiſchen China und Corea. Von Corea endlich bis zum Amurfluß erſtreckt ſich das japaniſche Meer, deſſen äußerſte Spitze den umfaſſenden Namen des Meerbuſens der Tartarei erhalten hat. — Das chineſiſche Reich, ſo begränzt, hat eine Ausdehnung von 650 Meilen, nämlich von Caſchgar bis an die Mündung des Amur; ſeine größte Breite reicht von den ſaianiſchen Gebirgen bis zur mittäglichen Spitze China's, der Inſel Hay-nan gegenüber, 375 Meilen. Der Flächeninhalt kann auf 160,000 Quadratmeilen d. h. auf den zehnten Theil der bewohnten Erdoberfläche geſchätzt werden. Davon kommen auf das eigentliche China 50,000 Quadratmeilen mit 150, nach andern mit 333 Millionen Bewohner. Dieſes Land hat keine einzige natürliche Gränze. Die große Mauer trennt es nördlich von den Mongolen; weſtlich ſetzen politiſche Gränzen den nomadiſchen Wanderungen der Kalmucken oder Eleuthen von Hoho-nor und der Sifanen ein Ziel, ſüdlich fallen die Gränzen des chineſiſchen Reichs und des eigentlichen China's zuſammen. Die Provinzen, in welche es getheilt iſt, ſind nach Marcartney folgende: Pe-tche-li, Kiang-nan (zwei Provinzen), Kiang-ſi, Tche-kiang, Fo-kien, Hou-quang (Hou-pe und Hou-nan), Ho-nan, Schan-tong, Schan-ſi, Schen-ſi (das eigentliche Schen-ſi, und Kan-tchou), Se-chuen, Quang-tong, Quang-ſi, You-nan, Käit-cheou. — Die Chineſer ſelbſt nennen ihr Land Tchon-Koue, Mittelpunkt der Erde; bei den Arabern heißt es Sin, bei den Perſern Tchin. — Die phyſiſche Geographie China's iſt minder intereſſant, als man von einem ſo großen Lande erwarten ſollte. Es laſſen ſich zwei Gebirgsmaſſen, die eine ſüdöſtlich, die andre nordweſtlich, unterſcheiden. Jene verbreitet ſich zwiſchen den Provinzen Quang-ſi, Quang-tong und Fo-kien im Süden, und den Provinzen Hou-quang und Kiang-ſi im Norden; ſie läuft anfangs von Weſten nach Oſten, wendet ſich aber auf den Gränzen von Fo-kien nordöſtlich. Die Hauptkette, beſonders in den Provinzen Käit-cheou und Quang-ſi, iſt wegen der dort wohnenden wilden Völkerſchaften ſchwer zugänglich; die Reiſenden haben nur den kleinen Berg Mei-ling unterſucht, der ſich 3000 Fuß über den See Po-yang erhebt. Die Gebirge in Nordweſten ſcheinen nicht ſowohl regelmäßige Ketten als eine Folge von Terraſſen zu bilden. Außerdem iſt die Provinz Schan-ſi voll Gebirge, die zu einer von den Ufern des Amurfluſſes quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören ſcheinen, und faſt alle ſenkrechte Felſen ſind. Auch die Pro-

vinz Schan-tong iſt größtentheils eine gebirgige Halbinſel. Dieſe Gebirge, welche Kohlenminen enthalten, bilden eine von den übrigen Bergen China's ganz getrennte Gruppe. Die größten Ebenen finden ſich in der Provinz Kiang-nan, zwiſchen den beiden großen Flüſſen Hoan-ho und Yang-tſe-kiang. Jener, oder der gelbe Fluß, entſpringt aus zwei Seen im Lande der Kalmucken von Hoho-nor, dieſer, oder der blaue Fluß, nimmt ſeinen Urſprung im Norden von Tibet, unfern der Wüſte Cobi. Beide ſtrömen ſchnell von den Höhen Mittel-Aſiens herab, und begegnen jeder einer Bergreihe, welche ſie zu einem weiten Umwege nöthigt, den Hoan-ho nach Norden, den Yang-tſe-kiang nach Süden, worauf ſie ſich wieder nähern und in einer Entfernung von nur vierzig Meilen ihren Lauf endigen. Außerdem nennen wir den Fuen-ho, den Honi-ho und den Hoay-ho, welche in den blauen Fluß fallen, den Yalon-kiang, der 125 Meilen durchläuft, den Tchoue oder Yan-kiang, La-kiang und Yuen-kiang, welche ſich unmittelbar mit dem gelben Fluß und den Yuen und Yon, welche ſich mittelſt zweier Seen mit dem blauen Fluß vereinigen. Ganz unabhängig ſind der Hoan-kiang im Süden, der ſich in den Meerbuſen von Canton, und der Pay-ho im Norden, der ſich in den Meerbuſen von Peking ergießt. Dieſe, und unzählige andre Flüſſe, welche durch zahlreiche Canäle verbunden ſind, bieten unzuberechnende Vortheile für den Ackerbau und Handel dar. Der wichtigſte dieſer Canäle iſt der 300 Meilen lange ſogenannte Kaiſercanal, der mit einer Unterbrechung von einer einzigen Tagereiſe eine Waſſerverbindung zwiſchen Peking und Canton gibt. Auch an Landſeen iſt China reich, beſonders die Provinz Hou-quang, deren Name ſchon darauf hinweiſ't. Das Clima muß in einem Lande von ſolcher Ausdehnung ſehr verſchieden ſeyn. Im Süden von China, nahe am Wendekreiſe, herrſcht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodiſchen Winde gemildert wird. Die nördlichen und öſtlichen Gegenden ſind ungleich kälter, als die unter derſelben Breite gelegenen Länder Europa's, wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des mit Salpeter angefüllten Bodens, und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größten Theil des Jahres die Centralgebirge Aſiens bedeckt. In einem überaus blühenden Zuſtande iſt der Ackerbau China's, und der Hauptgegenſtand deſſelben der Reis. In den zu kalten, oder zu trocknen nordweſtlichen Gegenden erſetzt man ihn durch Waizen. Man baut ferner Kartoffeln, Rüben, Bohnen, und vorzüglich eine Art Weißkohl. Das urbare Land wird unausgeſetzt beſtellt, ohne Brache zu liegen. Selbſt die ſteilſten Berge findet man zugänglich gemacht, angebaut, und auf kunſtreiche Weiſe bewäſſert. Die Art, wie die Wohnungen der Landleute liegen, trägt viel zu dem blühenden Zuſtande des Ackerbau's bei, indem ſie nicht in Dörfer vereinigt, ſondern zerſtreut ſind. Man ſieht hier weder Verzäunungen, noch Pforten, noch ſonſt eine Vorkehrung gegen wilde Thiere und Diebe. Die Frauen ziehen Seidenwürmer und ſpinnen Baumwolle; auch beſchäftigen ſie ſich mit Verfertigung der Zeuge; denn die Frauen ſind die einzigen Weber des Landes. Allgemein bekannt ſind die Ehrfurchtbezeigungen, welche die chineſiſche Regierung dem Ackerbau erweiſ't. Jährlich, am funfzehnten Tage des erſten Mondes, findet dieſe Feierlichkeit Statt. Der Kaiſer begibt ſich in großer Pracht, begleitet von den Prinzen und vornehmſten Reichsbeamten, auf das dazu beſtimmte Feld, hier wirft er ſich nieder, und berührt neun Mal mit der Stirn den Boden, um den Tien, den Gott des Himmels zu verehren; er ſpricht mit lauter Stimme ein von dem Tribunal der Gebräuche abgefaßtes Gebet, in welchem er den Se-

gen des höchſten Weſens für ſeine und ſeines ganzen Volkes Arbeit erfleht. Dann, als Oberprieſter des Reichs, opfert er einen Stier dem Himmel als Herrn aller Güter. Während man das Opfer auf dem Altar darbringt, wird dem Kaiſer ein, mit einem Paar prächtig gezierten Stiere beſpannter Pflug gebracht. Jener legt ſeinen kaiſerlichen Schmuck ab, ergreift die Handhabe des Pflugs, und zieht mehrere Furchen durch die ganze Länge des Ackers. Ein gleiches thun nach ihm die vornehmſten Mandarinen. Das Feſt ſchließt mit einer Vertheilung von Geld und Stoffen unter die Landleute. Auf ähnliche Weiſe erſcheint einige Zeit nachher der Kaiſer wieder, um den Samen zu ſtreuen. In den Provinzen des Reichs vollziehn an demſelben Tage die Vicekönige die nämliche Feierlichkeit. — Weniger als in dem Ackerbau, iſt in der Baumzucht die Induſtrie der Chineſen fortgeſchritten. Sie beſitzen viel Fruchtbäume, aber ſie thun wenig für ihre Veredlung. Das Pfropfen iſt bei ihnen nicht gewöhnlich. Johannisbeeren, Himbeeren und nach einigen, ſelbſt Oliven ſind in China unbekannt. Aber die Natur hat dem Lande andre Reichthümer gegeben, die ihm eigen ſind. Dahin gehört vor allen die Theepflanze, welche den Chineſern unermeßliche Vortheile bringt; ferner der Campherbaum, die Aloe, das Bambusrohr, das Zuckerrohr, die Indigopflanze, die Baumwollenpflanze, die Rhabarberwurzel u. ſ. w. Von Hausthieren haben die Chineſer alle in Europa einheimiſchen Arten, und außerdem das Kameel. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moſchusthier, verſchiedene Affenarten, den Hirſch, das wilde Schwein, den Fuchs u. ſ. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, beſonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen ſich durch ein beſonders glänzendes Gefieder aus. Unter den Inſecten iſt das wichtigſte der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet iſt, und einheimiſch zu ſeyn ſcheint. Die Silberbergwerke China's ſind ergiebig, aber man bearbeitet ſie wenig. Das Gold wird meiſtens aus dem Sande der Flüſſe, in den Provinzen Se-tchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine den Chineſern eigenthümliche metalliſche Subſtanz iſt das Toutenague, woraus ſie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das einige für einen ſehr reinen Zink, andre für eine künſtliche Miſchung halten. Ferner hat China ein beſondres Kupfer, viel Queckſilber in Yun-nan, Arſenik, aber weniger Blei und Zinn. Von koſtbaren Steinen beſitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcryſtall, Magnet, verſchiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. — China enthält 1572 Städte, 2796 Tempel, 3158 Brücken u. ſ. w. Unter den Städten ſind die wichtigſten und den Europäern bekannteſten: Pe-king, die Hauptſtadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir werden ſie in beſondern Artikeln abhandeln, und hier noch einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chineſen, ihre Sitten, ihre politiſchen Einrichtungen, auch ihren Zuſtand überhaupt anführen. Die Geſichtszüge, und der Bau des Hirnſchädels beweiſen die mongoliſche Abkunft der Chineſen; doch hat ein Aufenthalt von mehrern Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteriſtiſchen Kennzeichen gemildert. Eine Chineſerin hält ſich für ſchön, wenn ſie kleine Augen, etwas dicke Lippen, ſchlichtes und ſchwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man ſie einſchnürt, und am Wachsthum hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anſpruch auf Hochachtung. Magre Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen laſſen

die Nägel der Finger wachſen; Haare und Bart färben ſie ſchwarz. Betrachten wir die Chineſen von der moraliſchen Seite, ſo finden wir, daß ſie die gewöhnlichen Tugenden und Laſter eines ſclaviſchen, kunſtfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform iſt unumſchränkt monarchiſch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiſer unterthänige Gegenvorſtellungen machen. Der Kaiſer nennt ſich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorſteher der Erde, und Vater ſeines Volks. Seinem Bilde, ſeinem Throne werden Opfer gebracht; ſeine Perſon wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erſcheint der Kaiſer nie anders, als mit 2000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andre Werkzeuge tragen, die den morgenländiſchen Despotismus charakteriſiren. Neun Claſſen von Beamten, welche die Europäer Mandarinen nennen, verwalten die verſchiednen Civil- und Militärämter. Die geprieſene Weisheit der chineſiſchen Geſetze kann mit zwei Worten charakteriſirt werden: es ſind gute Polizeiverordnungen, mit guten moraliſchen Lehren begleitet. Sie laſſen dem Kaiſer wie den Mandarinen eine unbeſchränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorſam gegen ſeine Obern als ſeine erſte Pflicht zu betrachten gewohnt iſt. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterſchied der Stände. In Anſehung ihrer Geiſtesbildung ſteht die Nation ſchon ſeit langer Zeit auf einer faſt unveränderten Stufe. Daran iſt theils die allen Aſiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geiſtigem Verkehr und Ideenaustauſch Schuld. Dieſer aber wird beſonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht wie die unſrige, eine Buchſtaben-, auch nicht eine Sylben-, ſondern eine Charakterſchrift iſt, verhindert. Sie beſteht aus mehr als 80,000 verſchiednen Charakteren, von denen nur die gangbarſten und gewöhnlichſten kennen zu lernen, ſchon ein langes Studium erfodert wird. Die chineſiſche Sprache beſteht für ein europäiſches Ohr aus kaum 350 einſylbigen Wörtern; aber die Chineſen unterſcheiden durch feine Nuancirungen in der Ausſprache eine ungleich größere Menge. Die Wortfügung iſt ſehr unvollkommen, und wegen ihrer Kürze und Einfachheit nicht ohne Dunkelheit. In Vergleich mit Europa ſteht China allerdings in den Wiſſenſchaften auf einer niedrigen Stufe; dennoch ſind die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Werke der Chineſer von entſchiedner Wichtigkeit, und nur blinde Parteilichkeit kann ſie herabſetzen wollen. Das mechaniſche Talent aber haben ſie in einem hohen Grade ausgebildet; auch iſt ihre Induſtrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebnen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die ſie ausgeführt haben, zuſammengeſtellt werden. Mehrere der wichtigſten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem ſie die Charaktere in Holztafeln ſchnitten, welche Art zu drucken noch bei ihnen üblich iſt. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten ſie ebenfalls vor uns; dennoch blieben ſie in der Schiffahrtskunde weit zurück, da ſie den Schiffbau ſehr unvollkommen verſtehn. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu ſehr erhoben; dennoch ſind einige ihrer Landſtraßen, ihrer ungeheuern Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, beſonders aber ihre große Mauer der Bewundrung werth. Dieſe läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler hin, von der Provinz Chen-ſi bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 450 Stunden. Die Zeit ihrer Erbauung iſt unbekannt, ihr Zweck aber war, eine Schutzwehr gegen die Tartaren zu ſeyn. — Eine Schilderung der eigenthüm-

lichen Sitten der Chineſer würde uns hier zu weit führen. Geiſtiger Getränke enthalten ſich die Chineſer faſt gänzlich; dagegen iſt der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptſpeiſe iſt der Reis. Die Vielweiberei iſt den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiſer unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zuſtand der Weiber iſt Sclaverei. Eine beſondre, gleichſam göttliche Verehrung erweiſen die Chineſen ihren Vorfahren; ſie feiern zu ihrem Andenken eigne Feſte auf ihren Gräbern. Die urſprüngliche Religion China's ſcheint ein Zweig des Schamanendienſtes geweſen zu ſeyn, deſſen Princip die Anbetung der Geſtirne und merkwürdiger Naturgegenſtände iſt. Dieſe alte Religion iſt durch verſchiedne ſpätere Secten vertilgt worden. Unter dieſen ſind die wichtigſten die Secten des Con-fu-tſe (Confucius) und des Lao-kiun oder Tao-tſe. Das Volk bekennt ſich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius und Fo.) Die Religion der Kaiſer aus der tartar-mantſchuiſchen Dynaſtie iſt die Dalai-Lama-Religion. — Der auswärtige Handel der Chineſen, ſteht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im J. 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stücke Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moſchus und verſchiedne Droguereien. 122 Schiffe, nämlich 80 engliſche, 39 amerikaniſche und 3 däniſche nahmen dieſe Waaren ein. Sie brachten nach China: Reis (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fiſchotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüſſe u. ſ. w. Der Handel mit den Europäern iſt einer Geſellſchaft von zwölf dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut, welche Haniſten heißen, und einen ungeheuern Vortheil machen. — Ueber die Kriegsmacht der Chineſen ſind die Angaben ſehr verſchieden; Einige geben ſie auf 1,500,000, Andre auf 1,800,000 Mann, und 9999 Schiffe an; Unparteiiſche ſchätzen ſie auf 5 bis 6,000,000 Mann regulärer Truppen und eine Million Nomaden ohne Tactik und Kriegsübung, und folglich keinem europäiſchen Heere furchtbar. — Die älteſte Geſchichte China's iſt dunkel und fabelhaft. Nach ihr regierten über daſſelbe, durch mehrere Millionen Jahre, Götter, Tien-Hoang-Schi, und fabelhafte Königsfamilien, Ti-Hoang-Schi, Kiehu-Tohu-Ki, zu welcher letztern Fo-hi, der Geſetzgeber der Chineſer, gehört; U-Ti, unter welcher Familie ſich mit dem geprieſenen Yao das Schu-King anfängt, aus welchem die Chineſer ihre älteſte Geſchichte ſchöpfen. Aber dieſes Buch beſteht die hiſtoriſche Kritik nicht. Die folgenden königlichen Häuſer dieſer erſten dunkeln Periode ſind die Hia (bis 1767 vor Chr.), Schang (bis 1122), Tſcheu (bis 258 vor Chr.) Für den Stifter dieſer Dynaſtie wird allgemein Wuwang angegeben, obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinſtimmung herrſcht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den letzten der vorigen Dynaſtie, Scheu-ſie, geſtürzt; nach andern kam Wu-wang mit einer Herde Ausländer von Weſten her, und brachte Cultur zu den Eingebornen. Nach dem Anfange dieſer Familie iſt eine große hiſtoriſche Lücke, welche die chineſiſchen Annalen mit Fabeln und Namen ausfüllen. Unter dieſe Dynaſtie fällt (von 770 bis 320 vor Chr.) die Tſcheu-kue oder die Periode der kämpfenden Könige, d. i. der vielen kleinen Staaten neben einander, die in Fehden lebten. Endlich ſtand aus dem kleinen Fürſtenhauſe der Zing, im Zeitalter des Hannibal, ein chineſiſcher Held, Schi-ho-angti, mit dem das Haus Ta-tſin, (von 256 bis 207 vor Chr.) über China zu herrſchen anfing, auf, der alle kleine Fürſten ſammt dem Stamme der Tſcheu ausrottete, und ganz China unter ſich vereinigte (247). Er erbaute

die große Mauer zum Schutz gegen die Tartaren. Das Reich zerfiel aber gleich nach ſeinem Tode, unter ſeinem Sohne Ul-ſchi, wieder in kleine Trümmer, die nach zehn Jahren Lieu-pang aufs neue zu einem großen Reiche zuſammenfügte, das ihn als Oberherrn anerkennen mußte. Er nahm den neuen Namen Hang an, und wurde Stifter der Dynaſtie Hang, die bis 220 Jahre nach Chr. herrſchte und ſich in die weſtlichen und öſtlichen Hang theilte (Si-hang von 207 vor bis 24 nach Chr., und Tong-hang von 24 bis 220 nach Chr.). Die Fürſten dieſer Dynaſtie breiteten ihre Eroberungen weit gegen Weſten aus, und nahmen Antheil an den Angelegenheiten Mittel-Aſiens. Die Religion Tao-tſee wurde unter ihnen die herrſchende; auch kam damals das Judenthum nach China. Nach und nach aber arteten die Fürſten aus, und unter Hien-ti wurde China in drei Königreiche (Sankue) getheilt (220), die von Wu-Ti (280) wieder vereinigt wurden. Er ſtiftete die Familie Tſie (265 — 420). Dieſe Fürſten waren ſchlechte Regenten. Der letzte, Kong-Ti, wurde von Liohu-Yu vom Throne geſtoſſen, welcher die Linie Song ſtiftete (420 — 479). Aber in den ſüdlichen Provinzen entſtand kurz vorher (386) ein beſondres Königreich, das U-tai oder die fünf Familien genannt wurde. Auch die Song waren Fürſten ohne Werth. — Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Geſtalt gewann, waren, mit dem Untergange der Familie Tſie, in China zwei Reiche entſtanden, ein nördliches (386), und ein ſüdliches (420), welches letztre auch U-tai oder das Reich der fünf Familien hieß. In dieſem regierten hinter einander die Familien Song (bis 479), Tſie (bis 502), Loang (bis 557), Tſchie (bis 589), Sui (bis 619). Das nördliche Reich (386 — 587) entſtand dadurch, daß die Tartaren Goli, die nördlichen chineſiſchen Provinzen, eroberten. Hier herrſchten vier Familien, zwei inländiſche und zwei ausländiſche, nämlich die Goni, von dem Stamme der To-pa, und die Heu-tſcheu, von dem Stamme Sien-pi. a. Die Dynaſtie Goni herrſchte von 386 bis 556 in drei beſondern Linien, (Yuen-Goei bis 534, Tong-Goei bis 550 und Si-Goei, oder die weſtlichen Goei, bis 550). b. Die Dynaſtie der Pe-tſi (der nördlichen Tſi) von 550 — 577. c. Die Dynaſtie der Heu-tſcheu (der letzten Tſcheu) von 557 — 581. d. Die Dynaſtie der Heu-leang (der letzten Leang) von 554 — 587. — Den Heu-tſcheu entriß (581) Yanckier den Thron, eroberte (587) das Reich der Heu-leang (589), der Tſin, und ſtiftete die Dynaſtie der Sui. Schon der zweite Kaiſer aus dieſer Dynaſtie, Yang-ti, wurde von Lijuen (617) abgeſetzt, welcher die Familie Tang ſtiftete, die ſich 300 Jahre lang erhielt, und Siang-fu in Schen-ſi zum Sitze hatte. China wurde unter den erſten Kaiſern aus derſelben, beſonders unter Lijuens gelehrtem Sohn Tai-tſong I. (626) äußerſt mächtig. Allein die folgenden Kaiſer fielen in Ueppigkeit und Unthätigkeit, und wurden ganz von ihren Verſchnittnen beherrſcht. Es folgten innere Zerrüttungen. Der letzte Kaiſer, Gnä-ti, wurde von Tſchu-wen abgeſetzt, der die Dynaſtie Hehu-leang ſtiftete (907). Sowohl dieſe als die folgenden Dynaſtien Hehu (923), Hehu-Tſin (936), Hehu-han (946), Hehu-Tſchehu (957) waren von kurzer Dauer. Man nennt ſie Hehu-U-tai, oder die letzten fünf Familien. China war voll innerer Verwirrungen, und faſt jede Provinz erhielt einen beſondern unabhängigen Regenten. Da erwählten (990) die Chineſer den würdigen Tſchao-Quang-in zum Kaiſer, den Stifter der Dynaſtie Tſing oder Tſong, die bis 1279 regierte. Seine erſten Nachfolger glichen ihm. Gleichwohl litt das Reich viel durch die Einbrüche der Tartaren;

unter Sin-tſong (1022) mußten die Chineſer den Tartaren Leao-tong Tribut zahlen. Hoeh-tſong ſtürzte zwar das Reich der Leao-tong (1110); aber dieſe Tartaren riſſen ſelbſt das ganze nördliche China (Pe-tſcheli) an ſich (1125). Kao-tſong II. regierte nur als ihr Tributkönig über die ſüdlichen Provinzen. Die Chineſer ſchloſſen unter dem Kaiſer Ning-tſeng ein Bündniß gegen dieſe ihre Oberherrn mit Dſchingis-Chan (1208), und die Niu-dſchen unterlagen dieſem großen Eroberer. Aber die Mongolen wandten nun ſelbſt ihre Waffen gegen China, und Cublai-Chan machte ſich zum Herrn deſſelben, nach dem Tode des letzten Kaiſers Ti-ping (1229). Unter der Linie Tang blühten die Wiſſenſchaften in China; unter den Kaiſern ſelbſt waren viele Gelehrte. Die chineſiſchen Schriftſteller nennen die mongoliſche Kaiſerfamilie Yuen (von 1279 — 1368) und Cublai-Chan heißt bei ihnen Schi-tſu. Dies war das erſte Mal, daß ganz China von ausländiſchen Fürſten beherrſcht wurde. Aber ſie bildeten ſich ganz nach den chineſiſchen Sitten, und ließen Geſetze, Gewohnheiten und Religion unverändert. Die mehrſten Kaiſer aus dieſer Familie waren lobenswerth. Aber nach Timur-Chans oder Tſing-Sangs Tode (1307) und noch mehr nach Tſin-Timur-Chans oder Tai-tings Tode (1318) brachten Parteien in der kaiſerlichen Familie häufig innere Kriege hervor, welche die Kräfte der Mongolen ſchwächten. Gegen Tokatmur-Chan oder Schim-ti, einen wollüſtigen Fürſten, ergriff der Chineſe Tſchu die Waffen, und die mongoliſchen Großen waren unter ſich uneins. Tokatmur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er ſtarb (1379). Sein Sohn Biſurdar nahm ſeinen Sitz in der alten mongoliſchen Hauptſtadt, Caracorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, ſondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1400), wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß ſie von nun an den Chineſern, wenigſtens größtentheils und die mehreſte Zeit hindurch, unterworfen waren. Tſchu (nachher Hongwo oder Ta-tſe IV. genannt), ein gemeiner Chineſe, aber des Thrones werth, befreite ſein Volk von fremder Herrſchaft, und ſtiftete die Dynaſtie Ming (1368 — 1644), welche dem Reiche ſechzehn, faſt ſämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An der Gränze des Reichs wohnten Reſte der Tartaren Niu-dſche, die man jetzt Man-tſcheu nennt. Unter dem Kaiſer Schin-tſong II. (1586) räumte man ihnen einige Wohnſitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte ſie bald darauf wieder vertreiben; aber ſie widerſtanden unter ihrem Fürſten Taitſu ſo glücklich, daß ſie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaiſertitel annahm. Er ſetzte den Krieg unter den chineſiſchen Kaiſern Quang-tſong und Hi-tſong bis an ſeinen Tod fort. Ihm folgte ſein Sohn, Ta-tſong, und in China auf Hi-tſong, Tſchong-tſching, ein guter, aber ſchwacher Fürſt. Als Ta-tſong ſtarb, wählten die Tartaren keinen neuen Regenten, ſetzten auch den Krieg nicht fort. Allein in China ſelbſt erregte Li-tſching einen Aufruhr, in welchem ſich Tſchong-tſching ſelbſt entleibte (1644). Li-tſchings Gegenpartei rief die Man-tſcheu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, deſſen Beherrſcher ſie noch jetzt ſind. Tſchuntſchi, ein Kind von ſechs Jahren, vollendete die Eroberung China's (1646 — 1647) und ſtiftete die jetzige Dynaſtie Tſing. Ihm folgte (1662) ſein Sohn Cangi, der den Chan der eigentlichen Mongolen beſiegte, Formoſa eroberte, und ſeinem Reiche noch andere Vergrößerungen verſchaffte. Den Chriſten erlaubte dieſer Fürſt freie Religionsübung. Sein Sohn, Yontſching, aber verbannte ſie

(1724). Deſſen Sohn, Kien-long, ſetzte von 1746 — 73 die Verfolgung der Chriſten fort. Er eroberte Kasgar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöſtlichen Theil von Tibet und Laſſa, die Reiche Miao-thee, Siao-Kin-tſchuen, und erweiterte die Gränzen ſeines Gebiets bis nach Hindoſtan und der Bucharei; auch bevölkerte er die, durch Verjagung der Sungaren verwüſtete Kalmuckei mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Im J. 1768 ſchlugen ihn die Barmaren von Ava gänzlich; dennoch eroberten 1770 die Chineſer eine Stadt in Ava, und kamen mit Verluſt der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chineſer gegen die Miaotſe (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wiſſenſchaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat ſelbſt viel geſchrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn ſein Miniſter, Günſtling und Schwiegerſohn, Ho-Tſchington. Auf Kien-long folgte 1799 deſſen funfzehnter Sohn, Ha-king. Seine Regierung wird durch innern Zwieſpalt beunruhigt, dem der ſchwache Kaiſer nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Chriſten, denen er, wie auch den Engländern, günſtig war, haben durch ihre Unvorſichtigkeit ihre meiſten Freiheiten verſcherzt, und die Verbreitung der chriſtlichen Religion iſt ſtreng verboten.

Chinarinde iſt die Rinde eines Baumes, der im Königreiche Peru, beſonders unweit der Stadt Lora wächſt. Die Rinde, welche der ſchätzbarſte Theil des Baumes iſt, und Fieberrinde, peruaniſche Rinde, auch Chinarinde heißt, wird vom Sept. bis in den Nov. von den Bäumen abgeſchält. Dies iſt die Zeit, wo es in der Heimath des Chinabaumes nicht regnet. Nach dem Abſchälen ſtirbt zwar der rindenloſe Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sproſſen hervor. Eigentlich pflanzt ſich der Baum durch Samen fort. Auf welche Art man zuerſt die heilſamen Kräfte dieſer Chinarinde kennen lernte, kann nicht mit Gewißheit beſtimmt werden. Nach Einigen ſollen die Peruaner längſt vor der Ankunft der Europäer in Amerika gewußt haben, daß die Rinde die Wechſelfieber heilt; Andere hingegen erzählen, daß *Juſſieu*, der Reiſegefährte Condamine's, die Eingebornen zuerſt mit ihren Wirkungen bekannt gemacht habe. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Corregidor den Gebrauch derſelben der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechſelfieber rieth, welche ſie gebrauchte und genas. Von dieſer Zeit an theilte die Vicekönigin ſelbſt das Pulver dieſer Rinde aus, und es hieß gewöhnlich *Gräfin del Cinchon-Pulver*, oder *Gräfinpulver*. In der Folge überließ ſie den Jeſuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung *Jeſuitenpulver*. Man ſchickte bald darauf eine Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam im Jahr 1640 der Graf del Cinchon mit ſeiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch ſie lernte man die Chinarinde noch beſſer kennen. Von nun an fing man an, einen beträchtlichen Handel mit dieſem Product zu treiben. An Ort und Stelle unterſcheidet man vier Arten von Chinarinde: nämlich eine *weiße*, eine *gelbe*, eine *rothe* und eine *runzliche*. Gleich vom Anfange vermiſchte man ſchon die echte Fieberrinde mit mancherlei andern. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde iſt gewöhnlich die gelbe. Man trifft ſie von verſchiedener Güte an. Die beſte muß nicht allzudick, aber zuſammengerollt und ſchwer ſeyn. Ihre äußere Fläche iſt rauh, und entweder braun, grau oder ſchwärzlich, die innere zimmtfarben. Zerkauet iſt ſie bitter, etwas gewürzhaft und zuſammenziehend.

Auf dem Bruche zeigt gute Rinde Flimmerchen, ſchlechte hingegen ſplittert ſich und zerfällt wie Wurmmehl, wenn man ſie in Stückchen zerbricht. Chemiſch zerlegt, enthält ſie harzige und gummöſe Theile, auch etwas Erde und Laugenſalz. Die Kraft der Rinde läßt ſich durch heißes und kaltes Waſſer, noch mehr aber durch gewöhnlichen Branntwein, und noch mehr durch Rheinwein ausziehen. Eine Miſchung aus Waſſer und gereinigtem Weingeiſt iſt jedoch das allerwirkſamſte Auflöſungsmittel. In Wechſelfiebern muß die Chinarinde als ſpecifiſches Mittel betrachtet werden, worin ſie mit dem glücklichſten Erfolge angewendet wurde, und Tauſenden Geſundheit und Leben wiedergab. Höchſt wirkſam zeigte ſie ſich auch in allen chroniſchen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern, in Nervenkrankheiten, inſonderheit bei hyſteriſchen und hypochondriſchen Beſchwerden, beim Stickhuſten, der Ruhr, beim Scorbut. Die Chinarinde ſcheint daher mit Recht den erſten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen, und wird auch in großer Menge verbraucht. In den Apotheken hat man davon verſchiedene Präparate, als: Extracte, Tincturen, Eſſenzen, Pulver, Syrupe ꝛc.

Chio oder **Scio** (bei den Alten Chios, jetzt Saki Adaſſi), eine der vornehmſten Inſeln des griechiſchen Archipelagus, welche im Oſten durch einen ſchmalen Canal, Stretto di Capo bianco genannt, von Natolien getrennt iſt. Sie hat 128 italiäniſche Meilen im Umfang und zählt auf 24 Quadratmeilen etwa 160,000 Einwohner, meiſtens Chriſten. Sie iſt reich an trefflichem Maſtix, an Baumwolle, Terpentin, Marmor, Pomeranzen, Citronen, Oel, Feigen und dem unter dem Namen Chierwein bekannten Malvaſier. Die Hauptſtadt gleiches Namens mit 30,000 Einwohnern hat einen ſchwer zugänglichen Hafen und eine ſtarke Citadelle, und iſt der Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofs und römiſchen Biſchofs. Sehr bedeutend ſind die hieſigen Seidenmanufacturen. — Zwiſchen dieſer Inſel und dem gegenüber liegenden Tſchesme fiel im J. 1770 die berühmte, nach letzterm Orte benannte Seeſchlacht zwiſchen den Ruſſen und Türken vor, in welcher die türkiſche Flotte von Orloff verbrannt wurde.

Chiragra heißt die Gicht, welche ſich der Gelenke der Hand bemächtigt, und ihre Bewegungen hindert. Dieſe finden ſich indeß wieder ein, wenn die Krankheit nicht eingewurzelt iſt. Iſt dies aber der Fall, und wirft ſie ſich bei ihrer Wiederkehr ſtets auf die Hände und Finger, ſo raubt ſie nach und nach jenen ihre Gelenkigkeit, dieſe aber macht ſie krumm, ungeſtaltet, verdreht gewiſſermaßen die Knochen und lähmt ihre Bewegung, indem ſie um die Flechſen eine kalkichte Materie in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erſtarren. Zuweilen fließt ein Theil dieſer Materie durch Geſchwüre, welche ſich in der Gegend öffnen, ab. (Vergl. Gicht.)

Chirographariſch, was auf handſchriftlichen Verſicherungen beruht; daher ein **chirographariſcher Gläubiger**, welcher Foderungen an einen Schuldner hat, die ſich auf einen Schuldſchein, Wechſel oder ein ſonſtiges ſchriftliches Document begründen, und denen die **hypothecariſchen Foderungen** vorgehen.

Chirologie, die Fingerſprache, oder die Kunſt, ſich mit den Händen und Fingern verſtändlich zu machen. Sie iſt ein wichtiges Mittel der Mittheilung für Stumme und Taubſtumme.

Chiromantie, monstrum nulla virtute redemptum. Das Wort kommt aus dem Griechiſchen und bedeutet die eingebildete Kunſt, aus den Zeichen der Hand wahrzuſagen. Sie rühmt ſich nicht allein, die

künftigen Schickſale des Menſchen im voraus zu erkennen, ſondern ihre Anhänger behaupten ferner, daß durch die Züge, welche die göttliche Weisheit urſprünglich in die Hand jedes Menſchen gezeichnet habe, auf eine zuverläſſige Weiſe ſeine Neigungen und Begierden, ſeine Fehler und Tugenden, ſeine Liebe und ſein Haß beſtimmt ſind. Einige dieſer Zeichen beziehen ſich auf die Körperconſtitution, andere auf die Geſundheit, auf die Dauer des Lebens und ſogar auf die Art des Todes. Kurz jedes wichtige Lebensereigniß iſt daſelbſt mit unauslöſchlichen Zügen aufgezeichnet, zu deren Entzifferung es aber einer beſondern Wiſſenſchaft bedarf. Spuren der Chiromantie finden ſich ſchon im Ariſtoteles, welcher z. B. verſichert, daß es ein Zeichen von langem Leben ſey, wenn eine oder zwei Linien nach der ganzen Länge der Hand hinliefen. Die Chiromanten aber gehen weiter hinauf, und führen, um ihre Kunſt auf göttliche Ausſprüche zu gründen, Zeugniſſe aus der Bibel an, als da ſind: Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos (2te Buch Moſis, Cap. 13, Vers 9) und: in manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua (Hiob, Cap. 37, Vers 7). Das Mittelalter erſt bildete die Chiromantie aus, und da ihre Träumereien auch heutiges Tages noch nicht ganz in Vergeſſenheit gekommen ſind, indem der Wunſch, einen Blick in die Zukunft zu thun, dem menſchlichen Herzen zu tief eingeprägt iſt: ſo ſcheint es nicht ganz überflüſſig, dabei zu verweilen. Die Chiromanten finden in den in der Hand verzeichneten Linien das eigentliche Schickſalsbuch des Menſchen. Diejenige dieſer Linien, welche um die Wurzel des Daumen hinläuft, nennen ſie die Lebenslinie, weil aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochnen, bald nicht unterbrochnen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit ſich die Dauer und Beſchaffenheit des Lebens beſtimmen laſſe. So wie dieſe unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung ſteht, ſo ſteht eine andere, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn, und heißt die natürliche oder die Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächſt unter den Fingern hinläuft, wird die allgemeine genannt und zeigt überhaupt die Körperkraft an, und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen ſoll. Die Perpendicularlinie, welche mit den beiden erſten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte und folglich die natürliche Leibesbeſchaffenheit kennen. Sehr wichtig iſt dem Chiromanten die Linie, welche die Gränze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabiſchen Namen Raſcette führt. Iſt die Stelle, welche ſie einnimmt, von guter Farbe, ſo bedeutet dies eine gute Complexion. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Raſcette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; ſie verſtärkt den Werth der andern Linien und ſupplirt, was ihnen etwa abgehen möchte. Die Linie, welche von der Raſcette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüſternen, geſchwätzigen, unbeſtändigen Männer, welche ſich leicht von den Weibern hinreißen laſſen. Jetzt ſind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; ſie haben keine beſonderen Namen; diejenige aber, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heißt der Venusgürtel, weil ſie eine außerordentliche Wollüſtigkeit anzeigt. Aus dieſen Linien ſtellt der Chiromant ſein Prognoſticon: aber dieſes Studium iſt außerordentlich verwickelt wegen der vielfältigen Abweichungen und Eigenheiten, welche ſich darbieten. Bald ſind dieſe Linien einfach, bald doppelt, drei- und

vierfach, ja ſogar äſtig; bald gerade, bald krumm oder geſchweift; ſie können Winkel, Drei- und Vierecke oder andere Figuren bilden. Dies alles verändert gar ſehr ihre Bedeutung. Oft ſind ſie mit kleinen Kreuzen durchbrochen, welches, wenn nicht andere Zeichen dagegen ſind, das glücklichſte Prognoſticon von der Welt iſt. — Alles bisher Angeführte ſind aber nur die Grundzüge der niedern Chiromantie; um ihr einen wahrhaft erhabenen Charakter zu geben, hat man ſie auch mit der Aſtrologie in Verbindung geſetzt. Wir erſparen uns jedoch, davon weiter zu ſprechen, theils weil dieſen grundloſen Träumereien bereits genug geſchehn, theils auch, weil wir uns ohne Kupfer nicht würden deutlich machen können.

Chiron, ein Sohn des Saturns und der Philyra, ſoll in Theſſalien unter den Centauren, und zwar in Geſtalt eines Roſſes, um die eiferſüchtige Rhea dadurch zu täuſchen, geboren worden ſeyn. Er galt bei ſeinen Zeitgenoſſen für einen geſchickten Arzt, Aſtronomen und Muſiker. Auch die **Chirurgie** ſoll ſeine Erfindung ſeyn, woher man ihren Namen ableitet. Der Ruf ſeiner Weisheit machte, daß ihm faſt alle Fürſten damaliger Zeit ihre Söhne zum Unterricht übergaben, und unter ſeine Schüler gehörten Aeskulap, Neſtor, Peleus, Theſeus, Ulyſſes, Caſtor und Pollux, Aeneas, Achilles, Bacchus, Jaſon ꝛc. Sein vorzüglichſter Schüler war **Achilles**, und man hat noch ein ſchönes herkulaniſches Gemälde, worauf der Centaur Chiron den jungen Achilles im Spielen der Lyra unterrichtet. Er ſoll ein hohes Alter erreicht haben, und weil er von ſeinem Vater die Unſterblichkeit erlangt hatte, endlich, ſo ſagt die Mythologie, lebensſatt, den Jupiter gebeten haben, ihn ſterben zu laſſen.

Chirurgie iſt derjenige Theil der Heilkunde, der, wie die Ableitung des Worts beſagt, in Verrichtungen mit der Hand beſteht. Man kann ſie daher als den Theil der Medicin definiren, der entweder die bloße, oder mit Inſtrumenten bewaffnete Hand zur Erhaltung der Geſundheit oder Heilung der Krankheiten anwendet. Die Chirurgie iſt keine eigne mediciniſche Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigſte und wirkſamſte Hülfsmittel der Medicin. Hippokrates würdigt ſie vollkommen richtig, wenn er ſagt: was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen, was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer, was aber das Feuer nicht heilt, iſt unheilbar. Erſt wenn die diätetiſchen und pharmaceutiſchen Hülfsmittel erſchöpft ſind, nimmt man zur Chirurgie ſeine Zuflucht. Ein Vollblütiger iſt vom Schlage bedroht, nur eine chirurgiſche Operation, ein Aderlaß, kann ihn abwenden. Dieſelbe Operation iſt das einzige wirkſame Mittel gegen eine Entzündung der Eingeweide. Verdünnende Mittel würden nicht ſo ſchnell helfen, als die Nähe der Gefahr erfodert. Ein Glied wird vom Brande ergriffen, oder ſeine Organiſation wird ſonſt durch eine heftige Quetſchung zerſtört; es iſt unmöglich, ärztliche und pharmaceutiſche Mittel anzuwenden, da kein Leben mehr vorhanden iſt. Nur mechaniſche oder chirurgiſche Hülfe kann einen aus ſeiner Lage gebrachten Knochen wieder einrichten. Alle Mittel, welche die Chirurgie anwendet, ſind nicht nur an ſich mechaniſche Verrichtungen, ſondern ſie ſind es auch und vornehmlich in dem dabei vorgeſetzten Zweck. Man kann daher ſicher ſagen, die Chirurgie iſt der mechaniſche Theil der Medicin. Lange bearbeiteten dieſelben Männer das ganze Feld der Medicin. Die Werke des Hippokrates, Galen, Celſus, Paulus von Aegina, Albucaſis u. ſ. w. zeigen uns, daß Griechen, Römer und Araber nicht daran dachten, die Chirurgie von der Arzneikunde abzuſondern. Sie unterſcheiden nicht äußere und innere Krankheiten. Aber im J. 1163 verbot

die Kirchenverſammlung von Tours den Geiſtlichen, welche mit den Juden im chriſtlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Univerſitäten verbannt, unter dem nichtigen Vorwand, daß die Kirche alles Blutvergießen verabſcheue. Damals trennten ſich Medicin und Chirurgie. Letztere wurde verachtet und meiſtens unkundigen Laien überlaſſen. Indeß zerſtreuten ſich die Nebel des Mittelalters. Von der Anatomie erleuchtet, gewann die Chirurgie eine neue Geſtalt. Obgleich ſie fortdauernd der Gegenſtand eines eignen Gewerbes blieb, ſo betrieben doch die größten Aerzte ſie als Wiſſenſchaft, und die Werke eines Berenger von Carpi, eines Fallopius, eines Euſtach, Columbus, Johann von Vigo, Franco waren die wahre Quelle der Kenntniſſe, womit Ambroſius Paré ſeine durch die Verbindung mit der Barbierkunſt herabgewürdigte Wiſſenſchaft bereichert hatte. Erweitert durch die Entdeckungen eines Cäſar Magatus, Fabricius von Aquapendente, Marcus Aurelius Severinus, Wiſemann, Wilhelm Harvey, Fabricius von Hilden, Ruiſch, machte die Chirurgie neue Fortſchritte. In Frankreich blieb die Wiſſenſchaft vernachläſſigt, während unter Ludwig XIV. alle Künſte und Wiſſenſchaften blühten. Endlich zog auch hier ein glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden ſie aus ihrer Erniedrigung. Es ward im J. 1731 eine eigene Akademie der Chirurgie geſtiftet, welche bald in ganz Europa berühmt wurde. Männer wie Mareſchal, la Peyronie und Lamartinière, Quesnay, Morand, Louis erwarben ſich dauernde Verdienſte. Die Sammlung von Memoiren und Preisſchriften der Akademie der Chirurgie enthält die Geſchichte dieſer blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit, Ledran, Garengeot, Lafaye, Verdier, Foubert, Hévin, Fabre, Lecat, Puzos, Bordenave, Sabatier und vieler andern Practiker, welche mehr oder weniger an dieſem Werke Theil haben. Ferner verdienen genannt zu werden Lamothe, Maitrejean, Goulaid, Daviel, Mejean, Pouteau, David, Cosme. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch dieſe Beiſpiele erweckt. Um dieſelben Zeiten lebten in England Cheſelden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Cowper, Alanſon, Percival Pott, Hawkins, Smellie, die beiden Hunter; in Italien Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland Albinus, Deventer, Camper; in Deutſchland und dem Norden Heiſter, Platner, Stein, Röderer, Bilguer, Acrell, Calliſen, Brambilla, Theden und Richter. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte die franzöſiſche Akademie der Chirurgie mehrere würdige Mitglieder, aber aus ihrem Schooße ſelbſt erhob ſich ein Mann, der ſie in der Geſchichte der Kunſt wie in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erſetzen ſollte: Deſault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat ſeinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung ſinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochner Glieder, durch den cliniſchen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit ſeiner Operationen, und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er gezogen, wie Dubois, Beyer u. viele Andre. Jetzt erſt, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo ſie ſich auf möglichſt genaue anatomiſche Kenntniſſe ſtützt, kann ſie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß ſind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geſchickt. Die dazu nöthigen Eigenſchaften können nur zum Theil durch Uebung erworben werden, zum Theil müſſen ſie von der Natur verliehen ſeyn. Man hat die weſentlichen Eigenſchaften eines Chirurgen ſo angegeben: Sit

juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er ſey jung, ſtark, kühn, gewandt und mitleidslos).

Chladni (Ernſt Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg im J. 1756, iſt der Sohn des ehemaligen berühmten Ordinarius der daſigen Juriſtenfacultät, E. M. Chladenius. Mit Wegwerfung der lateiniſchen Endigung nahm der Sohn ſeinen alten ungariſchen Geſchlechtsnamen wieder an. Nach einer ſorgfältigen Erziehung im väterlichen Hauſe erhielt er ſeine erſte gelehrte Bildung in der Fürſtenſchule zu Grimma. Dort und hier der ſchönen jugendlichen Freiheit beraubt, wurde ſeine Sehnſucht nach ihr um ſo größer, und ein faſt unwiderſtehlicher Hang nach Unabhängigkeit wurzelte in ihm, und beſtimmte auch ſpäterhin ſein Geſchick. Vor der Hand ging er die gewöhnliche Laufbahn. Wie ſein Vater widmete auch er ſich auf beiden ſächſiſchen Univerſitäten, Wittenberg und Leipzig, der Rechtsgelehrſamkeit, und wurde auf der letzteren im J. 1781 der Philoſophie und im nächſtfolgenden Jahre der Rechte Doctor. Das Schickſal ſchien ihn für immer an Wittenberg ketten zu wollen, und als Profeſſor der Rechte, zu welcher Stelle er die gegründetſte Hoffnung hatte, würde er zwar viel Nützliches geleiſtet haben, jedoch das nicht, was die Welt ſeinem tiefforſchenden Geiſte verdankt. Beſtimmt von der Natur, ſich in andern Kreiſen des Wiſſens und der Kunſt auszuzeichnen, machte er die Rechtswiſſenſchaft nicht zum Geſchäfte ſeines Lebens, ſondern folgte, wie jedes Genie, dem innern Rufe. Nach dem Tode ſeines Vaters verließ er die Rechtswiſſenſchaft, die ſeinen Neigungen ſo wenig zuſagte, und widmete ſich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher ſchon alle ſeine freien Stunden geſchenkt hatte. Als Liebhaber der Muſik, worin er ziemlich ſpät erſt, in ſeinem 19ten Jahre nämlich, den erſten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachläſſigt war, als andre Zweige der Phyſik, und entbrannte von Begierde, dieſem Mangel abzuhelfen. Mathematik und Phyſik, beſonders in Beziehung auf die geliebte Tonkunſt, ſetzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derſelben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er ſich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforſcher bewährt, beſonders in Hinſicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören ſeine Entdeckungen über die Theorie des Klanges, Lpz. 1787. Beiträge zur Beförderung eines beſſern Vortrags der Klanglehre, ein Schreiben an die berl. Geſellſchaft naturforſch. Freunde. Die vorzüglichſte ſeiner Schriften, ein in ſeiner Gattung claſſiſches Werk, iſt jedoch ſeine Acuſtik, (Lpz. 1802. 4. m. Kupf.), welcher er ſelbſt erwünſchte Nachrichten zur Geſchichte ſeiner acuſtiſchen Entdeckungen vorgeſetzt hat. (Eine umgearbeitete franzöſiſche Ueberſetzung von ihm ſelbſt erſchien zu Paris 1809 in 8. unter dem Titel: Traité d'Acoustique). Was Bernoulli, Euler, la Grange, Lambert und Riccati geleiſtet hatten, hat er mit ſeinen eigenen Entdeckungen verbunden, und ſo ein Werk geliefert, welches für die Acuſtik das iſt, was Newtons und Göthe's Werke zuſammen für die Optik. Keineswegs hat er bloß ſeine Unterſuchungen auf die Saiten beſchränkt, wie andere gethan hatten und man von ihm vermuthen könnte, ſondern ſie auf alle mögliche Arten von klingenden Körpern ausgedehnt. Er hat das Verdienſt, die Wahrheit, daß das Weſen des Schalles nicht bloß bei klingenden Saiten, ſondern auch bei andern klingenden Körpern nicht in einem Zittern ihrer kleinſten Theile, ſondern in Schwingungsbewegungen ganzer Stellen, die durch ihre Zuſammenziehbarkeit veranlaßt werden, beſteht, außer Zweifel geſetzt und

ein Mittel erfunden zu haben, dieſe Schwingungsbewegungen bei klingenden Flächen auch ſichtbar zu machen, und die ruhenden Stellen durch Klangfiguren darzuſtellen. Zu dieſem Behufe hat er unterſucht: die Schwingungen einer runden und einer Quadratſcheibe, der rechtwinklichten und der elliptiſchen, der halbrunden, gleichſeitig ſechseckigen und dreieckigen Scheiben, einer Glocke, eines Ringes, einer Gabel, die Längenſchwingungen der Saiten und Stäbe, mit den Anwendungen derſelben auf die Beſtimmung der Geſchwindigkeit, mit welcher der Schall durch feſte Körper verbreitet wird, die drehenden Schwingungen eines Stabes, die Geſetze, nach welchen ſich die Töne richten, welche durch brennendes Waſſerſtoffgas in einer Röhre hervorgebracht werden, die Beſtimmung der Schwingungszahlen bei einem jeden Tone durch unmittelbares Abzählen an einem nach Belieben zu verlängernden und zu verkürzenden klingenden Körper, die Geſchwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der verſchiedenen Tonarten geſchehen, und die Anwendung der dadurch erhaltenen Reſultate auf die Verſchiedenheit der Theorie und Erfahrung in Anſehung der Geſchwindigkeit der Schallverbreitung in der Luft. (S. Acuſtik.) So tiefe Einſichten in die Theorie des Klanges, ſo bewährte Erfahrungen darüber an ſchallenden Gegenſtänden aller Art mußten, auch ohne beſondere Hinſicht auf Muſik, der Theorie dieſer Kunſt wichtig werden: da er aber dieſe beſondere Hinſicht ſtets im Auge behielt, ſo wurde auch der Kreis der Ausübung jener Kunſt durch ihn erweitert. Er verſchaffte ihr nämlich mehr Organe, ſich mitzutheilen, durch Erfindung von zwei neuen muſikaliſchen Inſtrumenten, des Euphons und Clavicylinders, von denen an ihrem Orte die Rede geweſen iſt. Die Erfindung dieſer beiden Inſtrumente und deren Ausübung, unter nicht ſehr begünſtigenden Umſtänden begonnen, koſteten dem trefflichen Manne noch weit mehr Zeit, Arbeit und Aufwand, als ſelbſt ſeine Forſchungen über die Natur des Klanges; denn er hatte viele, kaum geahndete Schwierigkeiten zu beſiegen, mußte oft die mühſame Arbeit langer Zeit wieder zerſtören und von neuem beginnen. Ueber alles dies aber ſiegte ſein edler Eifer, und ſeine raſtloſe Mühe ward endlich durch glücklichen Erfolg belohnt. Nicht aus Charlatanerie, die von dem einfachen, ſchlichten Manne, deſſen Beſcheidenheit ſeinen großen Verdienſten gleich ſteht, die von dem gründlichen tiefen Forſcher nicht zu erwarten iſt, ſondern aus reiner Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt entſchloß er ſich zu einer Kunſtreiſe, und hat nunmehr ſeit zehen Jahren in Deutſchland, Holland, Frankreich, Copenhagen und Petersburg ſeine Erfindungen ſelbſt bekannt gemacht. Nirgends hat man ihnen den ſehr verdienten Beifall verſagen können, und überall hat er Achtung der Kenner und Freundſchaft der Guten mitgenommen. Mehrere treffliche Aufſätze über Muſik und Tonkünſtler, in der muſikaliſchen Zeitung mitgetheilt, verdanken wir dieſer Kunſtreiſe. In Paris von Napoleon ausgezeichnet, ging er nach Italien, wo die Unſicherheit der Straßen ihn zwang, ſeine Sehnſucht nach Rom zu unterdrücken. Im Monat Julius 1812 kam er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Verſuchen beſchäftigt iſt. Niemand wird es ihm verargen, daß er die Conſtruction und den innern Mechanismus ſeiner Inſtrumente noch nicht bekannt gemacht hat, was er gewiß thun wird, wenn ihm die Hoffnung, dereinſt noch eine, den Opfern, die er gebracht hat, angemeſſene Entſchädigung zu erhalten, nicht gänzlich täuſcht. Man leſe übrigens, was das Nationalinſtitut in Paris über ihn geſagt hat, um ſich vielleicht durch eben dieſe Stimme noch mehr zu überzeugen, daß Chladni zu den Zierden unſers

Vaterlandes gehöre. Noch müſſen wir aber erwähnen, daß er durch eine andere phyſikaliſche Unterſuchung ſich ebenfalls nicht geringe Verdienſte erworben hat: über die ſogenannten Boliden nämlich, feurige Meteore, deren Erſcheinungen, wie Flamme, Rauch, Explosion u. ſ. w., wenig gemein haben mit den elektriſchen Erſcheinungen, mit denen man ſie verwechſelt hatte. Chladni überzeugte ſich, daß jene Erſcheinungen nicht telluriſcher, ſondern kosmiſcher Art ſeyen, und hat in einer Abhandlung über die Meteorolithen, d. h. Steine, welche nach ſolchen Erſcheinungen mit Geräuſch aus der Luft auf die Erde fallen, dargethan: 1. daß die Erzählungen von ſolchen Stein- oder Eismaſſen keine Erdichtungen oder Täuſchungen, ſondern Beobachtungen eines wirklichen Phänomens, und daß 2. dieſe Maſſen und Meteore etwas unſerm Erdkörper Fremdartiges ſeyen, und außerhalb unſerer Atmoſphäre her zu uns kommen. Anfänglich widerſprachen viele Phyſiker in Deutſchland und Frankreich; neuerliche Phänomene dieſer Art aber und die Unterſuchungen der Phyſiker, ſo wie die Analyſe der Chemiker haben Chladni's Ausſage als Wahrheit beſtätigt. Chladni beſitzt eine merkwürdige Sammlung ſolcher Meteorolithen. dd.

Choc, in der Kriegsſprache das Losſtürzen auf den Feind. Man gebraucht es gewöhnlich von der Cavallerie, wenn ſolche gewaltſam auf den Feind einſtürzt. Soll ein ſolcher Angriff ſeine vollkommene Wirkung thun, ſo iſt dazu nöthig einmal, das Zuſammenbleiben der Escadron, damit der Anfall auf allen Punkten zugleich geſchehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde, dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Escadron Kraft zum Eindringen erlangt, endlich, die möglichſte Geſchwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt wird. Das Anreiten der Escadron en bataille den Feind anzugreifen muß jedoch in einer ſteigenden Geſchwindigkeit geſchehen, und mit der Entfernung des Feindes im Verhältniß ſtehn, das heißt: man ſetzt ſich anfangs durch einen kleinen Trott in Bewegung, welche man 100 bis 150 Schritt fortſetzt, ſodann fällt man in einen geſtreckten Trott und in der Entfernung von 150 Schritt vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 50 Schritten läßt man die Pferde im ſtärkſten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen und zu vertreiben.

Chocolade iſt ein aus geröſteten und geſtoßnen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher oder brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird. Man pflegt ihn in Tafeln zu gießen, welche man, wenn man Gebrauch davon machen will, zerreibt, und in Wein, Milch oder Waſſer mit Hinzuthun einiger Eidotter kocht, woraus ein wohlſchmeckendes und nahrhaftes Getränk wird. Die Erfinder der Chocolade ſind die Amerikaner, welche ſich ſchon lange zuvor, ehe die Spanier Amerika entdeckten, dieſes Getränks bedienten. Beſonders bereiteten die alten Mexicaner, welche dieſes Getränk Chocolatte nannten (von dem mexicaniſchen Choco, Geräuſch, und Latte, Waſſer) ſeit undenklichen Zeiten aus geröſtetem und geſtoßenem Cacao eine Chocolade, welche ſie mit Waſſer verdünnten und mit Maismehl und Gewürzen, beſonders Zimmt und Vanille, verſetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, miſchten ſie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier, nachdem ſie Amerika entdeckt hatten, die Chocolade kennen, und durch dieſe kam ſie nach Europa. Man hat ſie, beſonders in den neueſten Zeiten, auf mancherlei Weiſe verfälſcht.

Choczim, eine wichtige türkiſche Gränzfeſtung in der Moldau, mit einem feſten Schloſſe, der polniſchen Feſtung Kaminiek gegenüber gelegen. Seit 1718 wurde ſie durch franzöſiſche Ingenieure ſehr befeſtigt, mußte ſich zwar 1739 an die Ruſſen ergeben, nachdem der ruſſiſche Generalfeldmarſchall Graf von Münnich in dieſer Gegend am 28. Auguſt d. J. einen großen und vollſtändigen Sieg über die türkiſche Armee erfochten hatte, wurde aber durch den kurz darauf erfolgten Frieden wieder an die Türken abgetreten; ein gleiches Schickſal hatte ſie 1769, kam aber 1774 wieder an die Türken zurück, und zuletzt im J. 1788, wo ſie die kaiſerlichen Truppen, unter Prinz Coburg, zugleich mit den Ruſſen eroberten.

Chodowiecki (Daniel Nicolas), berühmt als Maler und Kupferſtecher, war 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater, ein Kräuterhändler, wollte ihn für daſſelbe Geſchäft erziehn. Er unterrichtete ihn ſelbſt, und da er ſich auch auf die Miniaturmalerei verſtand, ſo gab er auch darin ſeinem Sohn Unterricht. Dieſer fand ſo viel Geſchmack daran, daß er das, was ihn nur zur Erholung gelehrt worden war, nach ſeines Vaters Tode zu ſeiner Hauptbeſchäftigung machte. Seine Mutter, die ohne Vermögen war, that ihn zu einem Gewürzkrämer, wo er von ſechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends mit dem Handverkauf zu thun hatte. Chodowiecki, den ſeine Neigung zu ganz andern Beſchäftigungen rief, ſchmerzte dieſer Zwang, noch mehr aber die Lage ſeiner Mutter, die er in der Noth ſah. Die Hoffnung, ihr durch ſeine Zeichnungen einige Unterſtützung zu verſchaffen, feſſelte ihn an die Arbeit, für die er ganze Nächte aufopferte. Er brachte im kurzen Zeichnungen zu Stande, welche die Aufmerkſamkeit der Liebhaber verdienten; aber er war genöthigt, wegen des Verfalls, worein der Handel gerieth, ſeinen Lehrherrn zu verlaſſen. Mehr als je der Mittel, den Bedürfniſſen ſeiner Mutter abzuhelfen, beraubt, ward er 1743 zu einem Onkel nach Berlin geſchickt, um ſeine Lehrjahre zu endigen. In ſeinen Mußeſtunden machte er kleine Miniaturgemälde auf Doſen, die er an Kaufleute verhandelte. Sein Onkel, der dieſen Handel vortheilhaft fand, verſprach ſich noch mehr Gewinn, wenn ſein Neffe die Emailmalerei erlernte. Dieſer aber, noch unbekannt mit den Grundſätzen der Compoſition, hatte durch Zufall akademiſche Figuren und andere Zeichnungen geſehen, und ergab ſich mit ganzem Eifer den neuen Studien. Schon ſeine erſten Verſuche zogen die Blicke der ausgezeichnetſten Künſtler auf ſich; beſonders machte ein kleiner 1756 ausgeführter Kupferſtich, das Würfelſpiel betitelt, die berliner Malerakademie auf ihn aufmerkſam. Dieſe Geſellſchaft trug ihm auf, die Bilder für ihren Calender zu entwerfen, der dadurch einen großen Abſatz fand. Während des ſiebenjährigen Kriegs ſtach er verſchiedene darauf Bezug habende Gegenſtände, unter andern die ruſſiſchen Gefangnen zu Berlin; welches jetzt zu den ſeltenſten von ſeinen Blättern gehört. Die Geſchichte des unglücklichen Jean Calas gab ihm den Stoff zu einem ſehr rührenden Gemälde, das er auf den Wunſch aller, die es ſahen, auch in Kupfer ausführte. Die Abdrücke mit der Jahreszahl 1767 werden vorzüglich geſchätzt. Einige Jahre zuvor hatte er die Leidensgeſchichte Chriſti gemalt, zwar nur in Miniatur, aber mit einer Vollendung und zugleich mit Ausdruck, daß jeder davon entzückt war. Chodowiecki bekam ſeitdem viele Aufträge; er war ſogar genöthigt, auf die Malerei Verzicht zu leiſten, um ſeine ganze Zeit auf Zeichnungen und Kupferſtiche zu wenden, die man von allen Seiten verlangte. Faſt alle Kupfer zu Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten ſind nach ſeinen Zeichnungen geſtochen; er ſelbſt hat davon

mehrere, mit einer unnachahmlichen Vollendung ausgeführt. In demſelben Geiſte ſind die Kupfer, welche er zu Baſedows Werken und zu dem gothaiſchen Calender lieferte. Sein Ruf ſtieg immer höher, und es erſchien kaum ein Buch im Preußiſchen, zu welchem Chodowiecki nicht wenigſtens eine Vignette geſtochen hätte. Seine ſämmtlichen Blätter belaufen ſich auf mehr als 3000. Zu bemerken aber iſt, daß er die Eigenheit hatte, an ſeinen Werken Veränderungen vorzunehmen, wenn eine gewiſſe Anzahl von Abdrücken gemacht war, ſo daß nicht alle Abdrücke eines und deſſelben Blattes ganz gleich ſind. Chodowiecki iſt als der Stifter einer neuen Kunſtgattung in Deutſchland zu betrachten, nämlich der Darſtellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der Phyſiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer auf ſittliche Beſſerung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art einzig blieb. Lange ſchon hatte er die Stelle eines Vicedirectors der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin bekleidet, als er 1798 an Rode's Stelle wirklicher Director ward, als welcher er 1801 am 9ten Februar ſtarb. Sein Biederſinn und Edelmuth wurden eben ſo hoch geſchätzt, wie ſein thätiger Fleiß muſterhaft war.

Choiſeul (Etienne François de), Duc de Choiſeul et d'Amboiſe, Colonel-général der Schweizer, Ritter der königlichen Orden und des goldnen Vließes, war 1719 geboren. Unter dem Namen eines Grafen von Stainville trat er in Dienſte, zeigte eine glänzende Tapferkeit und ſtieg bald empor. 1743 Obriſt, 1748 Generaladjutant und 1759 Lieutenant-général, ward er bald zu noch höhern Würden berufen. Seine Vermählung mit einer reichen Erbin, einer Schweſter der Ducheſſe de Gontant, und ſeine Verbindung mit der Marquiſe de Pompadour erlaubten ihm, die Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu hoffen, den er nie verheimlichte. Ein eben ſo treuer Freund als geſchickter Hofmann, opferte er der Pompadour ſogar eine ſeiner Verwandten, deren geheime Intrigue mit dem König er entdeckte, und die er entfernen ließ. Die Pompadour blieb ihm dagegen bis an das Ende ihres Lebens zugethan und hörte nicht auf, ihm Beweiſe davon zu geben. Choiſeul trat in die politiſche Laufbahn, indem er als Geſandter nach Rom ging. Dieſer Geſandtſchaftspoſten galt damals für den erſten und wichtigſten wegen der Religionsſtreitigkeiten, welche Frankreich damals beunruhigten. Benedict XIV. nahm ihn mit Auszeichnung auf, erließ auf ſeinen Antrieb jenes berühmte Umlaufſchreiben, um die langen Streitigkeiten über die Bulle Unigenitus zu enden, und verſprach ihm auf dem Sterbebette den Cardinalshut für den Grafen Bernis, damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, an deſſen Stelle Choiſeul bald treten ſollte. Im Oct. 1756 ging Choiſeul als Geſandter nach Wien. Die Pompadour, geſchmeichelt durch die Herablaſſung Maria Thereſia's, die ſie in einem eigenhändigen Schreiben ihre Freundin nannte, ergriff begierig die Idee einer Allianz mit Oeſterreich. Die vom Fürſten Kaunitz geleiteten Unterhandlungen hatten einen vollſtändigen Erfolg, und 1757 unterzeichnete Bernis jenen Tractat, über deſſen Vortheile und Nachtheile ſo viel geſtritten worden iſt. Der Cardinal hätte gern den Krieg vermieden, als aber Frankreich einmal darein verwickelt war, hing es nicht von ihm ab, den Lauf deſſelben aufzuhalten. Durch die Widerſprüche, die er erfuhr, erbittert, bat er um ſeine Entlaſſung und verließ einen Poſten, auf dem Choiſeul ihm folgte. Der neue Miniſter erwarb ſich ſchnell den größten Credit, ward Duc und Pair, trat zugleich an die Spitze des Kriegsdepartements, cedirte aber nachher das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Choiſeul, nachmaligem Duc de Praslin. Choiſeul war Premiermi-

niſter, ohne den Namen zu haben, und leitete allein alle Angelegenheiten. Von jeher war er den Jeſuiten abgeneigt geweſen, und ſo vereinigte er ſich mit den Parlamentern, um ihren Sturz zu bewirken. Der Dauphin, der ihr beſondrer Gönner war, bemühte ſich umſonſt, ſie in Schutz zu nehmen, und Choiſeul in der Gunſt des Königs zu erſchüttern. Alles was er gegen Choiſeul that, blieb ohne Erfolg. Indeß dauerte der Krieg fort und Frankreich erlitt nur Unfälle. Man mußte endlich, zumal da die Finanzen ſo ganz erſchöpft waren, unter drükkenden Bedingungen 1763 Frieden ſchließen. Den beiden Miniſtern, welche die Staatsverwaltung unter ſich theilten, konnte das Unglück nicht zugeſchrieben werden; andere minder talentvolle würden vielleicht größere Opfer haben bewilligen müſſen; aber daß Choiſeul und Praslin noch mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurden, war Grund genug, um Anſchuldigungen gegen ſie aufzufinden. Ihre Feinde behaupteten, daß ſie nur den Krieg verlängert hätten, um ſich nothwendig zu machen, und tadelten ſie, nicht früher Frieden geſchloſſen zu haben. Die Pompadour ſtarb 1764 nach einer langen Krankheit; im folgenden Jahre ſtarb der Dauphin, und zwei Jahre danach deſſen Gemahlin. Der Mann, deſſen fortdauerndes Glück den vielfältigen Angriffen ſeiner Feinde mit einer Art von Verwegenheit widerſtand und trotzte, der die Auflöſung des Jeſuiterordens hauptſächlich veranlaßt hatte, mußte der Gegenſtand der Verläumdung werden. Nachdem man vergebens geſucht hatte, über den Tod des Dauphins die abgeſchmackteſten und ſchändlichſten Gerüchte zu verbreiten, um Choiſeul in den gehäſſigſten Verdacht zu bringen, ließen ſich die Feinde deſſelben zu dem verächtlichſten aller Mittel herab, und man ſah den Duc d'Aiguillon, den Abbé Terray und den Kanzler Maupeou ihr Glück von den Reizen einer Buhlerin erwarten, deren Jugend und Schönheit bereits öffentlich entweiht worden waren. Da eine geheime Verbindung ihren Abſichten nicht genügte, ſo ließen ſie nicht ab, bis Ludwig XV., trotz der Vorſtellungen des Miniſters uud trotz ſeines ihm gegebenen Worts, die Gräfin Du Barry dem Hofe vorſtellen ließ und dadurch das bisher behauptete Anſehen des Throns herabwürdigte. Anfangs kam die Du Barry dem Miniſter, deſſen Anſehn ſie zu fürchten ſchien, auf alle Weiſe entgegen; das Ziel ihres Ehrgeizes war, die Stelle der Pompadour durchgängig einzunehmen. Choiſeul wies ihre Anträge mit Stolz zurück; aber ſo lobenswerth auch ſein edles Betragen gegen die Mätreſſe war, ſo wenig durfte er doch die Achtung gegen ſeinen König und Wohlthäter verletzen. Durch Nachgiebigkeit würde er den König noch haben leiten können, durch ſeinen Trotz erbitterte er ihn nur und gab ſeinen Feinden ſelbſt die Waffen gegen ſich in die Hand. Die Ducheſſe de Grammont, des Miniſters Schweſter, hatte immer viel Gewalt über ſeinen Geiſt gehabt; ſie übte ſie bei dieſer Gelegenheit ohne die geringſte Mäßigung, aufgemuntert durch das mißvergnügte Publicum, das damals für die von dem Kanzler Maupeou angegriffnen Parlamenter Partei nahm. Die Sache der Parlamenter und des Miniſters ward eins. Man überzeugte den König, daß Choiſeul ſie zum Widerſtand anreize. Noch kämpfte Ludwigs altes Wohlwollen für ſeinen Miniſter einige Zeit den Anſtrengungen der feindlichen Cabale entgegen, bis er im Dec. 1770 ihm in einem hartabgefaßten Schreiben ſeine Ungnade ankündigte und ihn nach Chanteloup verbannte. Dies war der glänzendſte Zeitpunkt in dem ganzen Leben Choiſeuls; ſeine Abreiſe glich einem wahren Triumph; das Publicum betrachtete ſeine Entfernung als ein Nationalunglück. Jener Geiſt der Widerſetzlichkeit, der ſpäter ſo

viel Unheil über Frankreich gebracht hat, fing ſchon damals an, ſich zu zeigen. Zum erſten Mal ſchmeichelten die Hofleute dem Unglück und verſpotteten die ſiegende Partei. Die Hauptſtadt und die Provinzen zeigten gleiche Geſinnungen. Choiſeuls Gegner, nur noch mehr erbittert, traten in einen Kriegsſtand gegen die öffentliche Meinung. Der Miniſter, der noch in der Ungnade des Königs eine glänzende Rolle ſpielte, wurde genöthigt, ſich ſeiner Stelle als Colonel=général der Schweizer, die man ihm ohne Prozeß nicht nehmen konnte, zu begeben, und er erhielt nicht alle die Geldentſchädigungen, deren er bei ſeinem Aufwande bedurfte. Das Mangelnde zu erſetzen, verkaufte er ſeine Gemälde und einen Theil der Diamanten ſeiner Gemahlin. Drei Jahre lang verlebte Choiſeul an dem angenehmſten Orte, in dem Schooße einer glänzenden und ausgewählten Geſellſchaft, und als vielleicht endlich einige Kälte eintreten wollte, ſtarb Ludwig XV. Der Duc de Choiſeul erhielt ſeine Freiheit wieder, nachdem er gerade nur ſo lange verbannt geweſen, als nöthig war, um ſeinen Ruf zu vermehren, die ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeigungen zu empfangen, und die Achtung und Theilnahme des Publikums außer Zweifel zu ſetzen. Wir wenden uns jetzt zu Choiſeuls öffentlichem Leben. Als Kriegsminiſter änderte er nach ſiebenjährigen Unfällen die Organiſation der Armee. Die durch Friedrich bewirkte Revolution in der Tactik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abſchied nahmen, ſo leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommenen Reformen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Geſtalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Offiziere bildete, welche die franzöſiſche Artillerie zur erſten von Europa erhoben. Ein gleiches fand bei dem Geniecorps Statt. Beſonderes Intereſſe widmete er den Antillen, der den Franzoſen allein noch übrigen Beſitzung in Amerika; Martinique wurde neu befeſtigt, St. Domingo auf die höchſte Stufe des Wohlſtandes erhoben. Endlich, als Choiſeul und Praslin 1770 aus dem Miniſterium traten, waren in weniger als ſieben Jahren die Verluſte der Marine wieder hergeſtellt; ſie zählte 64 Linienſchiffe und 50 Fregatten und Corvetten. Die Magazine waren gefüllt. Als Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe ſchloß Choiſeul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem bourboniſchen Hauſe verband und die ſpaniſche Marine in die Hand Frankreichs gab. So verſchaffte er durch eine edle und geſchickte Politik dem franzöſiſchen Namen die Achtung wieder, die er durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben ſchien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, erſetzte ſeine Feſtigkeit. Er eroberte Corſika, ohne daß England wagte ſich öffentlich zu widerſetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europa's, kreuzte er ſtets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterſtützt haben würde, wenn nicht der König ſelbſt ſich ihm widerſetzt hätte. Franzöſiſche Offiziere wurden zu den polniſchen Conföderirten, zu den Türken und zu den oſtindiſchen Fürſten, welche letztern er zugleich mit den amerikaniſchen Colonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geſchickt. Verſchwendriſch mit ſeinem eignen Vermögen, war er in den Staatsausgaben ſparſam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiſeuls Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung Polens erfuhr: „Das wäre nicht geſchehn, wenn Choiſeul noch hier wäre.“ — Nach Ludwigs XVI. Thronbeſteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollſte empfangen, aber das Miniſterium wurde ihm nicht wieder an-

vertraut. Choiſeul wußte, wenigſtens ſcheinbar, ſich darüber zu tröſten, lebte trotz ſeiner ungeheuern Schulden, in die er ſich nach und nach verwickelt hatte, fortwährend mit äußerm Glanz und ſtarb 1785. Der Tod erſparte ihm den Schmerz, den Thron, deſſen Stütze er geweſen, umgeſtürzt, und ſein Vaterland den Rasereien der Anarchie Preis gegeben zu ſehn. Er hatte ſeine Dienerſchaft in ſeinem Teſtamente reichlich bedacht; ſeine Gemahlin zahlte mit den Reſten ihres Vermögens dieſe Vermächtniſſe und zog ſich in ein Kloſter zurück. Er hinterließ keine Kinder.

Choiſeul-Gouffier (G. A. Graf von), einer der Vierzig der franzöſiſchen Akademie, und franzöſiſcher Botſchafter bei der Pforte im Jahr 1784. Er hatte ſchon damals eine für die Wiſſenſchaften und die Gelehrſamkeit ſehr wichtige Reiſe nach Griechenland und Aſien gemacht, und 1778 die Reſultate ſeiner ſchätzbaren Bemerkungen dem Publikum mitgetheilt. Den 22. Oct. 1792 wurde von dem Convent Arreſt gegen ihn beſchloſſen, weil er in Verbindung mit den Brüdern Ludwigs XVI. geſtanden. Sein Briefwechſel war bei dem Rückzug aus Champagne von den Republikanern aufgefangen worden. Er verließ daher Conſtantinopel und begab ſich nach Rußland, wo die Kaiſerin ihm eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme ſchenkte und ihm eine Penſion als Akademiſt zugeſtand. Im Februar 1797 ward er vom Kaiſer Paul I. zum geheimen Rath ernannt. 1802 kam er nach Frankreich zurück, und nahm das Jahr darauf ſeinen Platz in der Eigenſchaft eines Mitgliedes der ehemaligen Akademie bei dem Nationalinſtitut wieder ein.

Chor (Schauſpielkunſt und Muſik). Urſprünglich bezeichnete man mit dieſem Worte einen Trupp Sänger und Tänzer, welche bei öffentlichen feſtlichen Gelegenheiten den Pomp und das Feierliche derſelben durch gewiſſe Handlungen erhöhen mußten. So war es denn auch unſtreitig bei der Tragödie und Comödie, welche einen Hapttheil öffentlicher Feierlichkeiten in den älteſten Zeiten ausmachten und in welchen der Geſang des Chors die Hauptſache war; in der Folge wurden die Chöre freilich nur zur Nebenſache gemacht. Nach dem, was wir von den Tragödien der Alten wiſſen, war der Chor eine Geſellſchaft von Perſonen männlichen oder weiblichen Geſchlechts, die während der ganzen Vorſtellung Zuſchauer, oder vielmehr Zeugen der Handlung waren, und auf dem Schauplatz fortwährend zugegen blieben. Stand die Handlung hie und da ſtille, ſo ſang der Chor Lieder, die mit dieſer in Beziehung ſtanden, und welche entweder den Affect ſtärken, oder die Empfindungen über den Vorgang der Handlung ausdrücken ſollten, nahm wohl auch bisweilen durch Bemerkungen gegen die handelnden Perſonen, durch Rath, durch Troſt, durch Vermahnung oder Abrathung, an der Handlung ſelbſt Theil; aber ſelten erſchien er als Hauptperſon der Handlung, wie es etwa der Fall beim Aeſchylus iſt. Er ſtellte gemeiniglich einen Theil oder die Aelteſten des Volks, bei welchem die Handlung vorging, wohl auch die Räthe des Königs u. ſ. w. vor; und nie konnte der Chor aus der Tragödie wegbleiben, ja, dem erſten oben angeführten Urſprunge nach, nicht einmal die Bühne verlaſſen. Anfangs waren es auch ſehr viel, bisweilen auf 50 Perſonen, welche den Chor ausmachten; in der Folge wurde dieſe Zahl bis auf 15 beſchränkt. Der Anführer oder Vorſteher eines ſolchen Chors hieß Coriphäus, der denn auch da, wo jener Antheil an der Handlung nahm, im Namen der übrigen ſprach; bisweilen theilte ſich auch der Chor in zwei Theile, welche abwechſelnd ſangen. Dieſe Abtheilungen des Chors,

welche man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre zu nennen pflegt, waren dann in Bewegung, und gingen von einer Seite des Theaters nach der andern, von welchen Bewegungen die verſchiedenen Benennungen der einzelnen Lieder oder Abſätze herrührten, nämlich: Strophe, Antiſtrophe und Epodos. Wie aber eigentlich die Muſik, nach welcher dieſer Chor geſungen wurde, beſchaffen geweſen ſey, darüber läßt ſich, da alle Nachrichten darüber verloren gegangen, gar nichts beſtimmtes ſagen; jedoch läßt ſich ſchließen, daß es vielmehr eine Art Declamation nach einem beſtimmten Maße geweſen, und daß überhaupt die Melodien derſelben, wenn man ſie ſo nennen darf, bloß in Einklängen und Octaven beſtanden haben, und ſehr einfach geweſen ſeyen. Sie wurden auch von den Inſtrumenten, welche etwa einige Flöten waren, Ton für Ton im Einklang begleitet. Mit dem Verfall der alten Tragödie iſt nachher der Chor in den Trauerſpielen ebenfalls abgekommen, und erſt die Trauerſpieldichter unſerer Zeit, und Schiller als der Erſte (m. ſ. deſſen Vorrede zur Braut von Meſſina) haben wieder den Verſuch gemacht, den Chor nach Art der Alten auf unſere Bühne zu bringen. — Daß übrigens in unſerer heutigen Muſik der Chor einen vier- oder auch mehrſtimmigen Geſang ausmacht, wobei jede Stimme mit mehreren Sängern oder Sängerinnen beſetzt iſt, und das Gehör mit aller Pracht der Harmonie und Schönheit der Melodie zu rühren weiß, iſt bekannt. Dieſe Chöre, welche durchaus von jenen der alten Griechen verſchieden ſind, kommen in Oratorien ſowohl als in Opern vor, und drücken entweder freudigen Zuruf, oder Verwunderung, Schmerz, Anbetung ꝛc. einer Volksmenge aus und ſind, wie bekannt, von großer Wirkung, aber auch für den Compoſiteur eine beſonders ſchwierige Aufgabe.

Choral wird die Melodie genannt, nach welcher die geiſtlichen Lieder beim öffentlichen Gottesdienſt von der ganzen Gemeinde geſungen werden, und die aus lauter langſam ſich fortbewegenden melodiſchen Hauptnoten von gleichem Werthe beſteht, die weder mit Nebennoten verziert, noch in Noten von geringerm Werth aufgelöſ't werden. Dadurch bekommt der Choral den Charakter des Ernſtes und der Würde, wodurch er das Herz zu frommen Empfindungen ſtimmt.

Choregraphie (Tanzvorzeichnung) iſt die Kunſt, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, ſo wie der Geſang durch Noten angedeutet wird. Sie beſchreibt durch Zeichen den Weg, den jeder Tänzer nimmt, welches man die Figur oder die Touren nennt; die Glieder oder Theile dieſes Weges, die zu jedem Tacte der Muſik gehören; die kleinen Theile des Tacts, nähmlich was in jeder Zeit und auf jede Note geſchieht, die Stellungen der Füße, der Arme und des Leibes, die Bewegungen ohne Fortrücken und die Bewegungen mit Fortrücken oder die Schritte. Dabei wird auch die Geſchwindigkeit für jede Bewegung angemerkt, wodurch das Ganze dem Tanzkundigen eben ſo verſtändlich wird, wie ein Muſikſtück dem Tonkünſtler. Die ganze Kunſt iſt eine Erfindung der Neuern.

Choriambe iſt ein Versfuß, der aus vier Sylben beſteht, wovon die erſte und letzte lang, die beiden mittelſten kurz ſind; z. B. Wonnegenuß. Er kommt beſonders in den asklepiadeiſchen Verſen vor (ſ. d.).

Chorographie, die Beſchreibung einer einzelnen Gegend. Desgleichen auch die Kunſt, Provinzialkarten zu zeichnen.

Chouans. Unter dieſer Benennung hat man oft im Allgemeinen die Aufrührer begriffen, welche die franzöſiſchen republikaniſchen Armeen am rechten und linken Ufer der Loire bekämpften; eigentlich aber führten dieſen Namen nur die königlich geſinnten Bewohner der De-

partements, welche am rechten Ufer der Loire liegen, und das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine ausmachen. Die Fläche Landes, wo hauptſächlich der Kriegsſchauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne und Rennes die Winkel ſind, aber die Streifereien erſtreckten ſich bisweilen noch weiter längs der Küſte hin, bis zu der Stadt Orient. Ueber den Urſprung der Benennung Chouans iſt man nicht ganz einig; indem ſie Einige von dem Namen der Söhne eines Schmidts ableiten, welche in jenen Gegenden zuerſt Aufruhr geprediget und die Fackel des Bürgerkriegs entzündet haben ſollen, Andere aber den erſten Grund derſelben in der fehlerhaften Ausſprache des franzöſiſchen Wortes Chat-huant (Nachteule) finden wollen. Eine Geſellſchaft von Schleichhändlern, welche vor der Revolution ein anſehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, ſoll ſich nämlich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, und ſich gegenſeitig zu Hülfe geeilt ſeyn, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einem Spion der ehemaligen Generalpächter in die Hände zu fallen. Durch die Revolution wurde das Handwerk dieſer Leute, welche größtentheils keine andere Beſchäftigung kannten, überflüſſig. Da ſie nun einmal an ein herumſtreifendes Leben gewöhnt waren, durchzogen ſie das Land und wurden Räuber; mehreres Geſindel geſellte ſich zu ihnen, und der Haufen dieſer gefährlichen Müßiggänger wurde immer furchtbarer. Durch den Uebergang des Generals der Vendée, Charette, über die Loire, worauf ſich dieſer Feldherr der Stadt Grandville bemächtigen und eine Communication mit England eröffnen wollte, gewannen die Chouans neuen Zuwachs, da die Armee des Charette (im Dec. 1793) durch die Tapferkeit der Republikaner genöthigt wurde, ſich nach der Loire zurückzuziehen. Nun wollten auch ſie für Wiederherſtellung der Religion und des Königthums ſtreiten, und deßwegen mit den Vendéern gemeine Sache machen; eigentlich aber ging ihre Hauptabſicht auf Mord und Plünderung, und dieſen Zweck verloren ſie nicht aus den Augen. So verheerend aber auch der Kampf zwiſchen ihnen und den Republikanern geweſen iſt, ſo kann er doch kein Krieg im eigentlichſten Sinne genannt werden. Schon die Lage des Landes macht regelmäßige militäriſche Operationen unmöglich. Waldungen, mit hohen Hecken verzäunte Felder, Hohlwege und breite, ſich überall durchkreuzende Canäle hindern den Marſch einer völlig organiſirten Armee. Man war genöthigt in kleinern Abtheilungen zu fechten, konnte aber auch dadurch nicht viel bewirken, weil den Chouans immer noch Schlupfwinkel zu Gebote ſtanden, wohin ihnen die der Gegend unkundigen Republikaner nicht folgen konnten. Sehr oft ſprach man im Convent von der gänzlichen Niederlage der Chouans; und doch zeigten ſie ſich immer aufs neue, und fügten den Republikanern beträchtlichen Schaden zu. Da man ſich endlich überzeugt hatte, daß mit Strenge durchaus nichts bewirkt werden konnte; ſo verſuchte man gütliche Unterhandlungen, erließ für die ſämmtlichen Aufrührer ein Amneſtiedecret (im Dec. 1794) und ſchickte die Volksrepräſentanten Delaunay, Ruelle und Bollet nach der Vendée. Erſterer ſtattete (im März 1795) Bericht über ſeine Sendung ab, und machte zugleich die Erklärung bekannt, in welcher, außer den Vendéern, auch die Chouans dem Convente Unterwürfigkeit angelobt hatten. Deſſen ungeachtet kamen die völligen Friedensunterhandlungen erſt am 20. April 1795 zu Stande, als Cormatin, der Hauptanführer der Chouans, erklärte, daß er die Waffen niederlegen

und die einige untheilbare Republik anerkennen wolle. Nach ſolchen feierlichen Verſprechungen konnte man kaum noch den Frieden bezweifeln; nichts deſto weniger entdeckte ſich bald, daß die Chouans den Feindſeligkeiten nur einſtweilen ein Ende gemacht hatten, um ſich erhohlen und zu einem anderweitigen Angriffe neue Kräfte ſchöpfen zu können. Man enthüllte ihre Einverſtändniſſe mit England und den Ausgewanderten, und nahm deßwegen (am 25. Mai 1795) den Hauptanführer, Cormatin, nebſt ſieben andern ſeiner Gehülfen, gefangen. Ein Prozeß wurde gegen ihn in Paris inſtruirt; aber er wußte ſich ſo geſchickt zu vertheidigen und beſonders bemerklich zu machen, daß man von Seiten der Republikaner nicht alle Bedingungen erfüllt, und daher den Frieden zuerſt übertreten habe, daß man ſich begnügte, ihn in das Gefängniß zu Caen zu ſchicken. Für die Chouans war ſein Verluſt empfindlich; und da ſie mit ihm zugleich die übrigen Anführer verloren hatten, wurde es ihnen unmöglich, etwas Ernſtliches zu unternehmen. Sie ſtreiften ſeitdem nur noch in kleinen Haufen (beinahe, wie im Anfange des Krieges) umher, hauptſächlich um zu rauben und zu plündern; allein die Klugheit und Tapferkeit des Generals Hoche, welcher das Obercommando in den unruhigen Departements führte, vorzüglich aber die Beendigung der Revolution ſelbſt machte auch dieſem Unweſen ein Ende. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. ſind verſchiedene ehemalige Chouanchefs für ihre einſt bewieſene Anhänglichkeit an die Bourbonen von dem Könige ehrenvoll ausgezeichnet worden.

Chriſam, eigentlich chrisma, das Weihöl oder heilige Salböl, das am grünen Donnerstage von einem catholiſchen Biſchofe bereitet, und bei der Taufe, Firmung, Prieſterweihe und letzten Oelung gebraucht wird.

Chriſtian II., König von Dänemark, war zu Copenhagen den 2ten Juli 1481 geboren. Seine Geburt war, wie man ſagt, von unglücklichen Zeichen begleitet; aber die nachläſſige Erziehung, die er erhielt, ließ mit mehr Sicherheit vorausſehn, daß er den Platz, für den er beſtimmt war, ſchlecht ausfüllen würde. Als Jüngling beging er vermöge ſeines heftigen Charakters die äußerſten Exceſſe. Der König Johann, ſein Vater, der endlich davon hörte, ſtrafte ihn ſtreng, aber vergeblich. Als er 1507 nach Bergen berufen wurde, um einige aufrühreriſche Bewegungen zu erſticken, faßte er eine heftige Leidenſchaft für eine junge Holländerin, Namens Dyveke, deren Mutter ein Gaſthaus hatte. Dyveke ward die Geliebte Chriſtians, der ihr und beſonders ihrer Mutter eine unbeſchränkte Herrſchaft über ſeinen Geiſt einräumte. Er befand ſich unter dem Titel eines Vicekönigs in Norwegen, bis die wankende Geſundheit ſeines Vaters ihn nach Copenhagen zurückrief. Als er den Thron beſtieg, ſchwur er, die Privilegien beider Reiche aufrecht zu erhalten. Man ſuchte ihn in auswärtige Kriege zu verwickeln, allein er verſagte ſeine Theilnahme, um zunächſt ſeine Macht zu befeſtigen. Er ließ ſich zu Copenhagen, dann in Norwegen krönen, und vermählte ſich aus Politik im J. 1515 mit Carls V. Schweſter, Iſabelle. Darauf machte er Heinrich VIII. ernſtliche Vorſtellungen über die Seeräubereien der Engländer, erneuerte die Verträge mit dem Großherzog von Moskau und bemühte ſich, den Hanſeſtädten den Handel zu entreißen. Die Hoffnungen, welche dies Verfahren bei ſeinen Unterthanen erweckte, wurden bald durch die fürchterlichen Scenen vernichtet, zu welchen der Tod der Dyveke Anlaß gab. Man klagte die Verwandten von Torbern Oxe, Gouverneur des Schloſſes von Copenhagen, an, ſie vergiftet zu haben. Oxe geſtand eine frühe-

re Liebe für ſie ein; der König ließ ihn enthaupten. Andere Hinrichtungen verbreiteten Schrecken im ganzen Reiche. In allen wichtigen Städten wurden Galgen erbaut; beſonders richtete Chriſtian ſeine Wuth gegen den Adel; zu Werkzeugen ſeiner Tyrannei bediente er ſich niedriger und verworfner Menſchen. Im J. 1516 kam ein päpſtlicher Legat im Norden an, um Ablaß zu predigen. Chriſtian nahm ihn auf, in der Hoffnung, daß er ihm in Schweden, nach deſſen Krone er ſtrebte, nützlich ſeyn könne. Die Schweden waren in mehrere Parteien getheilt. Guſtav Trolle, Erzbiſchof von Upſala, ein geſchworner Feind von Stenon Sture, Adminiſtrator des Königreichs, hatte ſich heimlich mit Chriſtian verbunden; aber die ſchwediſchen Stände nahmen Sture in Schutz, ſetzten Trolle ab, und ließen ſein Schloß ſchleifen. Der Nuncius, der unter dieſen Umſtänden nach Schweden kam, ließ ſich von Sture gewinnen, entdeckte ihm die Plane Chriſtians und rechtfertigte beim Papſt die Schweden gegen Trolle. Endlich begab ſich Chriſtian im J. 1518 ſelbſt nach Stockholm, um mit dem Adminiſtrator eine Zuſammenkunft zu haben. Zur Sicherheit wurden ihm ſechs Geiſeln aus den erſten Familien übergeben. Als dieſe Geiſeln, unter denen ſich Guſtav Waſa befand, auf der däniſchen Flotte angekommen waren, behandelte der treuloſe Monarch ſie als Gefangne, und reiſ'te nach Dänemark zurück. Im J. 1520 erſchien Chriſtian mitten im Winter an der Spitze einer Armee in Schweden. Die Schweden wurden bei Bogeſund am 19ten Jan. geſchlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen verfolgten ihren Vortheil. Trolle präſidirte mit allen Zeichen ſeiner Würde in der Verſammlung der Reichsſtände zu Upſala und trug darauf an, Chriſtian als König anzuerkennen. Wiewohl Viele der Union abgeneigt waren, ſo mußten ſie doch der Nothwendigkeit nachgeben und dieſelbe annehmen. Eine allgemeine Amneſtie ward proclamirt, jeder eilte ſie zu benutzen. Die Hauptſtadt, wohin die Witwe des Adminiſtrators ſich zurückgezogen hatte, leiſtete einigen Widerſtand. Sobald das Meer offen war, erſchien Chriſtian mit ſeiner Flotte vor Stockholm, das ſich ihm nicht ergab. Er ſah mit Kummer den Sommer verfließen; ſeine Vorräthe wurden erſchöpft, ſeine Truppen murrten. Er entſchloß ſich endlich, ſchwediſche Unterhändler an die Einwohner abzuſchicken. Seine Verſprechungen und die Hungersnoth bewirkten, was die Gewalt der Waffen nicht bewirkt hatte; man öffnete ihm die Thore. Chriſtian verſprach, Schweden ſeine Freiheiten zu erhalten, und des Vergangnen nicht zu gedenken. Der 2te Nov. wurde zur Krönung beſtimmt; auf dieſelbe Zeit wurden die Reichsſtände berufen. Chriſtian fand ſich zu Ende Octobers in Stockholm ein, verlangte von den Biſchöfen und Senatoren eine Acte, die ihn als erblichen König anerkannte und ließ ſich zwei Tage nachher durch Trolle krönen. Zu Reichsrittern ernannte er nur Ausländer, und erklärte, daß er darum dieſe Würde keinem Schweden ertheile, weil er das Land durch die Gewalt der Waffen erobert habe. Trotz der allgemeinen Beſtürzung ordnete er Feſte an, während welcher er die Menge zu gewinnen wußte. Er ſann darauf, das königliche Anſehn in Schweden zu befeſtigen, und beſchloß, dieſe Abſicht durch Vernichtung der erſten Familien zu erreichen. Nur über die Mittel waren ſeine Rathgeber verſchiedner Meinung. Endlich erinnerte Slaghoek, des Königs Beichtvater, der früher in Weſtphalen Barbier geweſen war, an den gegen die Feinde Trolle's geſchleuderten Bann und fügte hinzu, daß wenn auch der König als Fürſt das Vergangne vergeſſe, er doch als Vollzieher der Befehle des Papſtes die Ketzer ausrotten müſſe. Dem gemäß foderte Trolle die Beſtrafung der Ketzer; der König ernannte eine Commiſſion, vor welcher die Angeklagten erſchienen. Unter ihnen

war auch Chriſtine, die Witwe des Adminiſtrators. Als ſie, um ihres Gemahls Andenken zu rechtfertigen, das 1517 vom Senat gegebne Decret vorzeigte, bemächtigte ſich Chriſtian deſſelben und machte ſeine Proſcriptionsliſte daraus. Die Angeklagten wurden verhaftet und für ſchuldig erklärt. Sogleich befiehlt der König ihre Hinrichtung, und 94 Schlachtopfer fallen in ſeiner Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Dieſe Blutſcenen dauerten ſowohl in der Hauptſtadt als in den Provinzen fort; Chriſtian rechtfertigte ſie durch die öffentliche Erklärung, daß ſie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück; der Schrecken folgte ſeinen Schritten. Blutſtröme bezeichneten ſeinen Weg; ſechshundert Perſonen hatte er in Schweden geopfert, und da er dennoch dieſe Maßregeln für unzureichend hielt, legte er in alle Städte zahlreiche Garniſonen. Kaum war er nach Dänemark zurück, wo er ebenfalls ſeine Grauſamkeit zeigte, ſo machte er eine Reiſe nach den Niederlanden, um Carl V., welcher dort war, um Hülfe gegen den Herzog von Holſtein, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die ſtets zu Schwedens Beiſtand bereit waren, zu bitten. Bei ſeiner Rückkehr aus Copenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoeks Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufſtand erregt; Chriſtian rief ihn zurück, gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papſt zu beſänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geſchickt hatte, um über die Biſchöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforſchungen anzuſtellen. Um den Papſt ganz zu verſöhnen, änderte er in den Geſetzen alles, was das Lutherthum begünſtigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Guſtav Waſa der Gefangenſchaft entflohn und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Chriſtian, daß die zu Wadſtena verſammelten Reichsſtände ihn der Krone für verluſtig erklärt hätten. Norby verhinderte zwar, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Inſurgenten fiel; aber die Garniſon empörte ſich wegen Mangels an Bezahlung. Chriſtian, deſſen Wuth aufs höchſte ſtieg, befahl den däniſchen Befehlshabern, alle Rebellen, deren ſie ſich bemächtigen könnten, hinrichten zu laſſen; aber dieſe Maßregel vollendete nur ſeinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüſſel des Reichs galten, beſetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Dieſe verſuchten ſogar einen Angriff auf die Küſten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzog von Holſtein in Unterhandlungen, welche ſich aber durch ſein empörendes Betragen zerſchlugen. Inzwiſchen publicirte er zwei Geſetzbücher, durch deren Verordnungen einer Seits die Geiſtlichen beſchränkt, andrer Seits der Bauernſtand gehoben wurde. Dieſe allerdings weiſen und menſchlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte allgemein über die Verſchlechterung des Geldes und über die unerträgliche Laſt der Taxen. Die jütländiſchen Biſchöfe und Senatoren, unterrichtet von den Geſinnungen des Volks, entwarfen zuerſt den Plan, gegen den König aufzuſtehn. Gegen das Ende des J. 1522 erklärten ſie ihren Unterthaneneid für nichtig, Chriſtian ſeiner Rechte für verluſtig, und boten die Krone dem Herzog von Holſtein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geſchöpft hatte, berief den jütländiſchen Adel nach Callundborg in Seeland, und da ſich niemand einfand, von neuem auf den 25. Jan. 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er ſich ſelbſt begab. Seine Ankunft zwang die Verſchwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beſchleunigen. Sie verſammelten ſich in Viborg, und faßten daſelbſt zwei Urkunden ab, in deren einer ſie den König

abſetzten und in der andern Friedrich auffoderten, vom Throne Beſitz zu nehmen. Bald hörte Chriſtian, daß die Jütländer die Waffen ergriffen und daß Friedrich, die Krone annehmend, ihnen ein bedeutendes Hülfscorps verſprochen habe. Dagegen gelobten ihm Fühnen, Seeland und Schonen Treue. Der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen, als Chriſtian ſeine eigne Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, ſeine Kinder, ſeine Koſtbarkeiten und die Reichsarchive mit ſich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerſtreute ſeine Schiffe, warf ihn auf die norwegiſche Küſte, und erſt nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte ſich, ſowohl Friedrich, als dem jütländiſchen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Chriſtian zu handeln. Dieſer rüſtete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und machte 1531 zu Opslo in Norwegen einen Generalpardon bekannt. Aber ſeine Truppen, die gegen die Schweden Vortheile erfochten hatten, erlitten neue Verluſte. Angegriffen in ſeinem Lager durch die däniſche und hanſeatiſche Flotte, zog er ſich in die Stadt zurück; ſeine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt, machte er den däniſchen Generalen Vergleichsvorſchläge, welche ihm endlich ein ſicheres Geleit ausſtellten, damit er ſich auf der däniſchen Flotte nach Copenhagen zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Copenhagen an. Allein Friedrich verwarf den geſchloßnen Vertrag und der Senat verfügte Chriſtians Verhaftung. Demgemäß brachte man ihn auf das Schloß Soenderburg auf der Inſel Alſen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Geſellſchaft eines Zwerges, und ſpäter eines alten Invaliden in einem Thurm, deſſen Thüre man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Chriſtian III. den Thron beſtieg, wurde ſein Schickſal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 zu Callundborg von einer ihm angewieſenen Rente, und ſtarb daſelbſt den 24. Januar 1559. Seine Gemahlin hatte ſtandhaft bis an ihren Tod 1526 ſein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder: Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt, ſtarb; Dorothea, mit der ſich Friedrich, Churfürſt von der Pfalz, und Chriſtine, mit der ſich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe Franz, Herzog von Lothringen, vermählte.

Chriſtian VII., König von Dänemark, war den 29ſten Januar 1749 geboren und folgte ſeinem Vater, Friedrich V., am 13ten Januar 1766. In demſelben Jahre vermählte er ſich mit Georgs III. von England Schweſter, Caroline Mathilde. Nach ſeiner Krönung 1767 bereiſ'te er Deutſchland, Holland, England und Frankreich und kam mit Anfang des Jahrs 1769 in ſeine Staaten zurück. Auf dieſer Reiſe beſuchte er die ausgezeichnetſten Gelehrten, die Akademien und literariſchen Geſellſchaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutſeligen und unterrichteten Fürſten. Anfangs ſtand der Graf J. H. G. von Bernſtorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, an der Spitze der Geſchäfte; aber 1770 nahm Struenſee, ſein Arzt, der eine unbeſchränkte Gewalt über ihn hatte, dieſen Poſten ein. Die Neuerungen, die dieſer Miniſter vornahm, erregten den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Militärs. Die verwitwete Königin (Julie Marie von Braunſchweig-Wolfenbüttel), hatte ſich umſonſt bemüht, Chriſtian mit ſeiner Gemahlin zu entzweien, um ſich der Leitung der Geſchäfte zu bemächtigen. Man hat ſelbſt behauptet, daß ſie ihren Sohn Friedrich habe auf den Thron heben wollen. Indem ſie Struenſee's Unbeſonnenheiten und einige Unüberlegtheiten der Königin benutzte, vereinigte ſie ſich mit eini-

gen Mißvergnügten, und trat den 16ten Januar 1772 nach einem Ball nebſt dem Prinzen Friedrich und zwei andern Perſonen in das Zimmer des Königs, dem man vorſtellte, daß die Königin und Struenſee damit umgingen, ihn eine Entſetzungsacte unterzeichnen zu laſſen und daß er einer ſo dringenden Gefahr nur dadurch begegnen könne, daß er auf der Stelle einen Verhaftsbefehl gegen die Schuldigen ausſtelle. Nur nach ſehr dringenden Vorſtellungen gab Chriſtian nach. Seitdem war die Führung der Geſchäfte in den Händen der Königin Julie und ihres Sohns Friedrich. Der König, dem eine Geiſteskrankheit oft den Gebrauch der Vernunft raubte, regierte nur noch dem Namen nach. Einige nützliche Maßregeln bezeichneten die Verwaltung Ove Guldbergs, Miniſters der verwittweten Königin; aber im Ganzen fehlte dem Syſtem Feſtigkeit. Man ſchloß 1773 mit Rußland einen Vertrag, der die Streitigkeiten endigte, welche die Zweige des Hauſes Holſtein ſeit lange trennten, und vermöge deſſen das Herzogthum Holſtein mit Dänemark vereinigt ward. Im J. 1784 trat der damalige Kronprinz und jetzige König an die Spitze der Regierung. Chriſtian ſah während des Reſtes ſeines Lebens Copenhagen 1795 von einer Feuersbrunſt heimgeſucht, und zwei Mal, in den Jahren 1801 und 1807, von den Engländern angegriffen. Er kam nach der Einnahme ſeiner Hauptſtadt durch die Engländer nicht wieder dahin zurück. Man hatte ihn nach Rendsburg ins Holſteiniſche gebracht, und hier ſtarb er am 3ten März 1808. Vor ſeiner unglücklichen Krankheit hatte Chriſtian gute Geſinnungen und eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Geiſtes gezeigt. Die Königin Caroline Mathilde hatte, nachdem man ſie auf das Schloß Kronburg geführt, ſich über ihre Verbindungen mit Struenſee gerichtlich vernehmen laſſen müſſen. Sie begab ſich ſpäter nach Zelle, wo ſie vor Kummer im Jahr 1775 in einem Alter von 41 1/2 Jahr ſtarb. Chriſtian hatte nur zwei Kinder, den jetzigen König Friedrich und die Prinzeſſin Auguſta, vermählt mit dem Herzog von Holſtein-Auguſtenburg.

Chriſtiania, Hauptſtadt in Norwegen, am Meerbuſen Chriſtiansfiord, mit 1500 Häuſern, und 9000 Einwohnern. Sie hat ihren Namen von König Chriſtian IV., der ſie anlegte, nachdem im Jahr 1624 das auf der Oſtſeite ſtehende Opslo bis auf wenige Häuſer abgebrannt war. Dieſer Ueberreſt von Opslo heißt jetzt die Altſtadt. Der Haupthandel, der im Ganzen von großer Bedeutung war, beſtand hauptſächlich in Bretern, welche in großer Menge nach England, Frankreich, Holland und Dänemark ausgeführt wurden. Außerdem werden Saffian, Eiſen, Alaun und Seife in beträchtlichen Partien verführt.

Chriſtine, Königin von Schweden, geboren den 8ten Dec. 1626, war eine Tochter Guſtav Adolphs, und der durch ihre Schönheit und ihren Geſchmack für die Künſte ausgezeichneten Prinzeſſin Maria Eleonore von Brandenburg. Guſtav, der in Chriſtinen die einzige Stütze ſeines Throns ſah, wandte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung. Er ließ ſie männlich erziehen, und in allen Wiſſenſchaften unterrichten, welche ihren Geiſt bilden und ihrem Charakter Energie geben konnten. Als er bald darauf nach Deutſchland abreiſ'te, empfahl er ſeine Tochter in den rührendſten Ausdrücken dem Kanzler Oxenſtiern. Nach Guſtavs Tode bei Lützen im J. 1632 verſammelten ſich die Reichsſtände, proclamirten die erſt ſechsjährige Chriſtine als Königin und gaben ihr die fünf höchſten Kronbeamten zu Vormündern, indem ſie ſie zugleich mit der Adminiſtration beauftragten. Die Erziehung Chriſtinens wurde nach dem von Guſtav Adolph vorgezeichneten Plane fortgeſetzt. Ausgeſtattet mit einer lebhaften Einbildungskraft, einem ſehr glücklichen Gedächtniß und

einem ſeltnen Verſtande machte ſie die ſchnellſten Fortſchritte: ſie lernte die alten Sprachen, die Geſchichte, Geographie, Politik und entſagte den Vergnügungen ihres Alters, um ſich ganz den Studien zu widmen. Zugleich verrieth ſie ſchon jene Sonderbarkeit in ihrem Betragen und Charakter, wovon ihr ganzes Leben das Gepräge trug, und die vielleicht ebenſoſehr Reſultat ihrer Erziehung als ihrer angebornen Neigungen war. Sie mochte nicht in Frauenkleidern erſcheinen, legte gern große Strecken zu Fuß und zu Pferde zurück, und theilte die Beſchwerden und ſelbſt die Gefahren der Jagd. Der Hofetiquette unterwarf ſie ſich ſchwer. Gegen die, welche ſie umgaben, zeigte ſie abwechſelnd die größte Vertraulichkeit und verhöhnenden Stolz oder imponirende Hoheit. Oxenſtiern ward von ihr wie ein Vater geehrt; ſie ſchenkte ihm ihr ganzes Vertrauen und lernte von ihm die Regierungskunſt. Bald zeigte ſie im Staatsrath eine Reife des Verſtandes, die ihre Vormünder in Erſtaunen ſetzte. Schon im J. 1642 trugen ihr die Reichsſtände an, die Zügel der Regierung ſelbſt zu übernehmen, allein ſie entſchuldigte ſich mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Erſt zwei Jahre nachher fing ſie an, ſelbſt zu regieren. Eine große Leichtigkeit in der Arbeit, und eine unerſchütterliche Feſtigkeit bezeichneten ihre erſten Schritte auf dieſer Laufbahn. Sie endigte zunächſt den 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den 1645 abgeſchloßnen Vertrag die Abtretung mehrerer Provinzen. Sodann beſchleunigte ſie gegen Oxenſtierna's Meinung, der durch die Fortſetzung des Kriegs noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hoffte, die Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland, um nachher ſich ungeſtört ihrer Neigung zu den Wiſſenſchaften und den Künſten des Friedens überlaſſen zu können. Schweden erhielt im weſtphäliſchen Frieden Pommern, Wismar, Bremen, Verden, drei Stimmen auf dem Reichstage und eine Summe von mehrern Millionen Thaler. Chriſtine war durch ihre Talente und durch die politiſchen Umſtände berufen, die erſte Rolle im Norden zu ſpielen, und einige Zeit hindurch zeigte ſie ſich empfänglich für dieſen Ruhm. Bei mehrern Gelegenheiten behauptete ſie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Frankreich, Spanien, Holland, England bewarben ſich um ihre Allianz und gaben ihr Beweiſe ihrer Hochachtung. Sie unterzeichnete mehrere für den Handel vortheilhafte Edicte und vervollkommnete die vorhandnen gelehrten und literariſchen Inſtitute. Die Nation war ihr zugethan und freute ſich, die Tochter Guſtavs, umgeben von Feldherrn und Staatsmännern, die dieſer große Fürſt gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu ſehn. Allgemein äußerte ſich der Wunſch, daß die Königin einen Gemahl wählen möchte: aber ein ſolches Band war Chriſtinens Neigung zur Unabhängigkeit entgegen. Unter den Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, zeichnete ſich ihr Vetter, Carl Guſtav, durch einen edeln Charakter, ausgebreitete Kenntniſſe und große Klugheit aus. Sie ſchlug ſeinen Antrag aus, bewog aber 1649 die Reichsſtände, ihn zu ihrem Nachfolger zu beſtimmen. Bald darauf (1650) ließ ſie ſich mit großer Pracht und unter dem Königstitel krönen. Seitdem veränderte ſie ihr Regierungsſyſtem auf eine auffallende Weiſe. Sie vernachläſſigte ihre alten Miniſter und hörte auf den Rath mehrerer ehrgeizigen Lieblinge. Die Intriguen und Getriebe kleinlicher Leidenſchaften verdrängten die frühern edlen und nützlichen Anſichten. Der Schatz ward durch Verſchwendung erſchöpft, Titel und Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eiferſucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, ſondern ſelbſt Parteien und Factionen. In dieſer Verwirrung, von der ſie ſich umgeben ſah,

erklärte die Königin, daß ſie die Regierung niederlegen wolle. Die alten, Guſtav Adolphs Andenken ehrenden Miniſter machten die ſtärkſten Vorſtellungen dagegen und Oxenſtierna vor allen drückte ſich mit ſo viel Kraft aus, daß die Königin von ihrem Entſchluß abſtand. Sie übernahm mit mehr Feſtigkeit die Regierung wieder und zerſtreute auf einige Zeit die Wolken, die ſich um ihren Thron erhoben hatten. Die Künſte und Wiſſenſchaften feſſelten ihre Aufmerkſamkeit. Sie beſchäftigte ſich eifrig mit den Studien, kaufte Gemälde, Medaillen, Manuſcripte, ſeltene und koſtbare Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechſel und berief mehrere an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmaſius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Voſſius, Conring, Meibom erſchienen in Stockholm und die Königin unterhielt ſich mit ihnen über Philoſophie, Geſchichte, Alterthümer, griechiſche und römiſche Literatur, mit welchen Gegenſtänden ſie gleich vertraut war. Unter den literariſchen Luſtbarkeiten, die ſie mit den ernſthaften Studien verband, war auch der griechiſche Tanz, welchen ſie von Meibom und Naudé ausführen ließ, die über ihre Rolle ſehr in Verlegenheit waren und von denen der erſtere gegen den Arzt Bourdelot, der ihn lächerlich machte, in Wuth ausbrach. Dieſer Bourdelot, ein gewandter Intriguant, beſaß einige Zeit das ganze Vertrauen der Königin, bis Klagen und Drohungen ihn nöthigten, Schweden zu verlaſſen. Neue Verwirrungen zeigten ſich in der Verwaltung und Meſſenius Verſchwörung hatte nicht nur die Lieblinge der Königin, ſondern die Königin ſelbſt bedroht. Chriſtine, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beſchloß aufs neue, dem Thron zu entſagen und zeigte ſich diesmal unerſchütterlich. Sie verſammelte 1654, damals 29 Jahre alt, die Reichsſtände zu Upſala, machte ihnen ihre Abſicht bekannt und legte in ihrer Gegenwart die Zeichen der königlichen Würde ab, um ſie den Händen des Prinzen Carl Guſtav zu übergeben. Sie behielt ſich ein beſtimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Perſon, und die höchſte Gewalt über alle diejenigen vor, die zu ihrem Hauſe gehörten. Einige Tage nachher reiſ'te ſie ab, indem ſie zu ihrem Wahlſpruch nahm: Fata viam invenient (das Schickſal wird mir den Weg anzeigen). Sie ging über Dänemark und Deutſchland nach Brüſſel, wo ſie feierlich einzog und einige Zeit verweilte. Hier trat ſie ins geheim zur catholiſchen Religion über; feierlich und öffentlich wiederholte ſie in der Folge dieſen Schritt, der mit Recht großes Aufſehn erregen mußte, und über deſſen Anläſſe ſich nichts beſtimmtes angeben läßt, zu Inſpruck. Von hier reiſ'te Chriſtine nach Rom, wo ſie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanz einzog. Da Papſt Alexander VII. ſie confirmirt hatte, ſetzte ſie ihrem Namen noch den Namen Aleſſandra zu. Sie beſuchte die Denkmäler, und verweilte aufmerkſam bei allem, was hiſtoriſche Erinnerungen wecken konnte. Als ſie einſt eine Statue der Wahrheit von Bernini bewunderte und einer ihrer Begleiter ſie deßhalb pries, mit dem Zuſatz, daß nicht allen Perſonen ihres Ranges die Wahrheit ſo theuer wäre, antwortete ſie: „Das mag wohl ſeyn, denn nicht alle Wahrheiten ſind von Marmor.“ Nachdem ſie einige Zeit in Rom zugebracht, reiſ'te ſie nach Frankreich (1656). Sie verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der Hof ſich aufhielt, und zu Paris. So ſehr ihre Tracht und ihre Sitten Anſtoß gaben, ſo ſehr ließ man doch ihren Talenten und Kenntniſſen Gerechtigkeit wiederfahren. Sie wollte die Vermittlerin zwiſchen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte dieſe Vermittlung ab und wußte mit gutem Anſtand ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Das Jahr darauf kam ſie zurück; dieſer zweite Auf-

enthalt in Frankreich ward durch die Hinrichtung ihres Großſtallmeiſters Monaldeſchi merkwürdig, der ihr ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, aber des Hochverraths von ihr beſchuldigt wurde. Dieſe Handlung der Rache bleibt, wiewohl ſelbſt Leibnitz ſie vertheidigt hat, ein Flecken in dem Andenken Chriſtinens. Auch gab ihr der franzöſiſche Hof ſein Mißfallen zu erkennen, und zwei Monate vergingen, ehe die Königin ſich öffentlich in Paris zeigte. Als ſie 1658 nach Rom zurückgekehrt war, erhielt ſie wenig erfreuliche Nachrichten aus Schweden. Ihre Gelder blieben aus und niemand wollte ihr Vorſchüſſe machen. Aus dieſer Verlegenheit zog ſie Alexander VII., indem er ihr eine Penſion von 12,000 Scudi und den Cardinal Azzolini zum Intendanten ihrer Finanzen gab. Nach dem Tode Carl Guſtavs im J. 1660 unternahm die Königin eine Reiſe nach Schweden. Sie gab vor, ihre ökonomiſchen Angelegenheiten ordnen zu wollen; allein man bemerkte bald, daß ſie andre Abſichten habe. Da der Kronprinz noch ſehr jung war, erklärte ſie, daß ſie auf ſeinen Todesfall den Thron in Anſpruch nehmen werde. Man nahm jedoch dieſe Idee übel auf und nöthigte ſie, eine förmliche Entſagungsacte zu unterzeichnen. Andre Unannehmlichkeiten bewogen ſie, Stockholm zu verlaſſen. Indeß kehrte ſie 1666 zum zweiten Mal nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptſtadt erreicht zu haben, nach Hamburg, als ſie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion nicht zugeſtehn werde. Um dieſe Zeit bewarb ſie ſich nach Johann Caſimirs Entſagung des Throns um die polniſche Krone, ohne daß jedoch die Polen darauf achteten. Sie kehrte nach Italien zurück, wo ſie den Reſt ihrer Tage zu Rom im Schooße der Künſte und Wiſſenſchaften verlebte. Sie ſtiftete eine Akademie, correſpondirte mit Gelehrten, brachte koſtbare Sammlungen von Handſchriften, Münzen und Gemälden zuſammen, und ſtarb, nachdem ſie noch manchen Kummer erfahren, am 19ten April 1689. Sie ward in der Peterskirche beigeſetzt und der Papſt ließ ihr ein Denkmal mit einer langen Inſchrift errichten. Sie ſelbſt hatte ſtatt aller Inſchrift nur die Worte verlangt: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Haupterbe war der Cardinal Azzolini. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 900 Handſchriften im Vatican niederlegen ließ und die übrigen Bücher ſeiner Familie gab. Die Gemälde und Antiken kaufte Odeſcalchi, der Neffe Innocenz XI. Im J. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemälde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieſer Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin ſie beſchrieben ſind, nämlich Havercamp's Nummophylacium reg. Christinae und das Museum Odescalcum. Chriſtinens Leben zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widerſprüchen: man ſieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Eitelkeit, Härte, Rachſucht und Verſtellung. Ihre Kenntniß der Menſchen und der Welt, ihre Einſicht, ihr Scharfſinn und durchdringender Verſtand bewahrten ſie nicht vor chimäriſchen Planen, alchimiſtiſchen und aſtrologiſchen Träumen und andern Täuſchungen. Sie war mehr außerordentlich als groß. Sie hat einige kleine Werke hinterlaſſen, in denen ſich ihr Charakter und ihre Denkart abſpiegelt und die größtentheils in Archenholz Memoiren dieſer Prinzeſſin (1751, 4 Bände, 4.) enthalten ſind. Die Echtheit der 1762 unter ihrem Namen erſchienenen Briefe iſt durch nichts erwieſen.

Chriſtoph (Sanct), für den unſre Vorfahren eine beſondre Verehrung hatten, gehört zu denjenigen Heiligen, deren Name und Cultus am berühmteſten, die Lebensumſtände aber am wenigſten bekannt ſind.

Die gemeinſte Meinung iſt, daß der heilige Chriſtoph aus Syrien oder Cilicien war, daß er vom heiligen Babylas, Biſchof von Antiochien, getauft wurde, und daß er die Märtyrerpalme in Klein-Aſien um die Mitte des 3ten Jahrhunderts erhielt. Reliquien von ihm werden an vielen Orten, beſonders in Spanien gezeigt. Die morgenländiſche Kirche feiert ſein Feſt auf den 9ten Mai, die abendländiſche auf den 25ſten Juli. Man nahm beſonders in Zeiten der Peſt zu ihm ſeine Zuflucht. Der Name Chriſtoph oder Chriſtophel bedeutet eigentlich einen Träger Chriſti; er wird rieſenhaft abgebildet, das Jeſuskind auf ſeinen Schultern, durch das Meer ſchreitend.

Chriſtoph, ſ. St. Domingo.

Chriſtus, ſ. Jeſus.

Chriſtliche Religion, ſ. Religion.

Chromatiſch. Die Griechen verbanden den Umfang ihrer Töne nicht allein zu ſolchen Tetrachorden, die aus der Folge eines großen halben Tones und zweier ganzen Töne beſtanden, und aus deren Zuſammenkettung diejenige Tonreihe zum Vorſchein kam, die man das diatoniſche Klanggeſchlecht oder die diatoniſche Tonleiter nennt, ſondern ſie verbanden die Töne auch zu ſolchen Tetrachorden, die aus der Folge zweier halben Töne und einer kleinen Terz (z. B. aus der Tonfolge e f fis a) beſtanden, und nannten die vollſtändige Tonreihe, die aus dieſen Tetrachorden hervorging, das chromatiſche oder farbige Klanggeſchlecht, wahrſcheinlich weil man gewohnt war, die chromatiſchen Fortſchritte mit einer andern Farbe oder Tinte zu bezeichnen als die diatoniſchen. Auch in der modernen Muſik hat man die Folge der halben Töne zu einem beſondern Klanggeſchlecht oder zu einer beſondern Tonleiter geordnet, die man auch chromatiſch nennt wegen der darin enthaltenen Folge kleiner halben Töne. Dieſe Tonleiter entſteht in der modernen Muſik, wenn man diejenigen Modificationen der Töne, welche die Verſetzung der harten oder weichen Tonart auf die übrigen Töne der Tonleiter nothwendig macht, mit der Reihe der urſprünglichen Töne verbindet. Weil bei einem Theile dieſer Verſetzungen der Tonart verſchiedne Töne um einen kleinen halben Ton erhöht, bei dem andern aber um einen kleinen halben Ton erniedrigt werden müſſen, ſo ergeben ſich daraus eigentlich zwei verſchiedene Gattungen dieſer chromatiſchen Tonreihe, nämlich diejenige, die ſich aus der Erhöhung der Töne, als c cis d dis e f fis g gis a ais h und diejenige, die ſich aus der Erniedrigung der Töne, als c des d es e f ges g as a b h entwickelt. In beiden ſind aber nur die einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortſchritte chromatiſch, wie c cis des d u. ſ. w.; die übrigen, die einen großen halben Ton bilden, wie cis d oder c des ſind diatoniſch. Daher nennt man mit Recht eine ſolche Tonleiter diatoniſch-chromatiſch.

Chroniſch. Dieſes Wort, welches im Allgemeinen die Dauer ausdrückt, bezeichnet eine gewiſſe Gattung von Krankheiten. Im Allgemeinen ſchließt man alle hitzigen Krankheiten davon aus, wiewohl bekannt iſt, daß mehrere derſelben, ſowohl urſprüngliche Fieber als Entzündungen, durch individuelle Umſtände oder üble Behandlung in den chroniſchen Zuſtand übergehen können, wobei ſie entweder ihren erſten Charakter zum Theil beibehalten oder ſich in eine neue Krankheit verwandeln. Auch muß man dieſer Benennung eine weitere Ausdehnung geben, indem man darunter ſowohl die Nervenübel als die organiſchen Krankheiten mit begreift. — So verſchiedne Gegenſtände werden ſich nur abgeſondert abhandeln laſſen. 1. Die vielfältigſten Beobachtungen lehren, daß die gutartigen hitzigen Krankheiten in beſtimmten Perioden

zu- und abnehmen; aber eine ſchwache Conſtitution oder irgend eine zufällige Urſach macht zuweilen den Gang der Krankheit unbeſtimmt, und nach den heftigſten Symptomen ſcheint ſie ſtill zu ſtehn; ſtatt einer heilſamen Reaction tritt eine Art von Erſtarrung in den organiſchen Functionen ein, und die Krankheit kann bösartig werden, einen andern Charakter annehmen, oder wohl in einen chroniſchen Zuſtand übergehn. Man kann die Reſultate einer ſogenannten veränderten oder aus ihrem Laufe gebrachten Kriſis ähnlichen Anläſſen zuſchreiben, es ſey nun durch fehlerhaftes Verhalten, durch falſche Behandlung oder durch den beſondern Charakter der Krankheit. Die äußern Zeichen davon ſind Trockenheit des Mundes und der Zunge, Ungleichheit des Pulſes, beſchwerliches Athmen, ein ſtilles Phantaſiren zu einer Zeit, wo man neue Fortſchritte zur Beſſerung erwarten ſollte. Bleibt der Kranke zur Zeit der Geneſung von einer hitzigen Krankheit im Bette, fährt man mit der ſchwächenden Behandlung fort, ſo kann leicht ein chroniſcher, mehr oder weniger gefährlicher Zuſtand erfolgen. Auf dieſe Weiſe können intermittirende Fieber außerordentlich verlängert werden, während Körperbewegung, wohl auch eine kleine Reiſe, ihnen leicht ein Ende gemacht haben würden. Aehnliche Erſcheinungen bieten Entzündungen dar, beſonders bei früher geſchwächten Conſtitutionen. 2. Die Betrachtungen über die Irritabilität gehören eigentlich in die allgemeine Pathologie. Wie kann man die Eigenthümlichkeiten der krampfhaften und convulſiviſchen oder rein nervöſen Einwirkungen begreifen, wenn man nicht zu den Reſultaten der von Haller über das Prinzip der Bewegung des Herzens und der Muskeln gemachten Experimente zurückgeht, und nicht alle die verſchiednen Erſcheinungen betrachtet, welche die mancherlei phyſiſchen oder moraliſchen Reizmittel an der Muskelfiber hervorbringen können? So können in dem zarten Alter, in der Jugend oder in jeder andern Lebensperiode der Frauen ein leichtes Reizmittel, phantaſtiſche Viſionen, moraliſche Gemüthsbewegungen, gewiſſe ſtarke Medicamente, Eingeweidewürmer u. ſ. w. bei dieſen reizbaren Conſtitutionen Gliederzittern, eingewurzelte Schmerzen, Convulſionen oder ſelbſt die Epilepſie, die hartnäckigſte der chroniſchen Krankheiten, hervorbringen. Die Nervenkrankheiten kündigen ſich an, entweder durch allgemeine Verletzungen der Functionen des Verſtandes oder der Muskelcontraction, oder durch örtliche Concentration dieſer Verletzungen, durch Krämpfe, merkliche Verminderung oder gänzliches Verſchwinden der Empfindung und Bewegung in gewiſſen Theilen oder Eingeweiden, und können ſo zu verſchiedenen chroniſchen Krankheiten Anlaß geben: ihre beſtimmenden Urſachen können von unvorhergeſehenen Ereigniſſen, von Abweichungen in der Diät oder von tiefen und aufs höchſte geſteigerten moraliſchen Einwirkungen herrühren, auch können ſie aus verſchiedenen Verwandlungen oder Veränderungen hitziger oder chroniſcher Krankheiten entſtehn, die, geſtört oder gehemmt in ihrem Lauf, zu den gefährlichſten nervöſen Symptomen Anlaß geben können. Sie bilden daher einen der wichtigſten Theile der Geſchichte des Menſchen in mediciniſcher und philoſophiſcher Hinſicht; welche unermeßliche Bahn eröffnen nicht allein die mit der Natur der Töne und des Lichts genau zuſammenhängenden Affectionen der Gehörs- und Geſichtsorgane?

Chronodiſtichon, Chronogramm, nennt man ſolche Verſe, aus denen man, wenn man diejenigen Buchſtaben, mit welchen die Römer ihre Zahlen ſchrieben, nemlich die M. D. C. und I. (letztere ſtatt der 1) herauslieſ't, die Jahrzahl herausbringt; z. B. reges ConCeDant paCeM, wo denn CCDCM zuſammen die Jahrzahl 1800 ausmachen.

Chronographie, die Zeitbeſchreibung, d. h. Geſchichtsbeſchreibung nach der Zeitfolge. Chronologie, die Zeitrechnung; die Wiſſenſchaft, die Zeit nach ihrer Folge und Verbindung zu berechnen und einzutheilen. (ſ. f. A.) Chronometer, Zeitmeſſer, eine Gattung ſehr genau gearbeiteter und eben darum auch ſehr theuerer Uhren, welche zuerſt in England verfertigt worden. Ein guter Chronometer darf in mehreren Monaten nur um wenig Minuten oder Secunden in ſeinem Laufe abweichen.

Chronologie oder Zeitkunde iſt die Wiſſenſchaft, die Ordnung und Dauer der auf einander folgenden Veränderungen der Dinge nach einem ſicheren Maßſtabe zu beſtimmen. Der Maßſtab, deſſen man ſich hiezu bedient, ſind die Bewegungen der Sonne und des Mondes, weil dieſe durch ihre Gleichförmigkeit und nie unterbrochene Wiederkehr vor allen andern dazu geeignet ſind. Durch die beiden ſcheinbaren Bewegungen der Sonne entſtehen Tage und Nächte, Jahre und Jahreszeiten, und jene und dieſe geben bequeme und ſichere Punkte, die Zeit einzutheilen und abzumeſſen. Der Mond hat ebenfalls zwei ſolche gleichförmige Bewegungen; eine um die Erde binnen 24 Stunden, die andere durch den Thierkreis innerhalb 30 Tage. Beſonders dieſe letztere Bewegung, während welcher der Mond vier Mal ſeine Geſtalt verändert, dient wieder zu einem bequemen Maßſtab der Zeitabtheilung, dieſe periodiſche Bewegung beſtimmt die Monate. Das Bedürfniß, für die Geſchäfte des Lebens noch genauere und beſtimmtere Abtheilungen des Tages zu haben (die aber nur durch künſtliche Mittel konnten abgemeſſen werden) brachte noch kleinere Zeiteintheilungen hervor; die Abtheilung der Jahre und Monate in Wochen, des Tages in Stunden, der Stunden in Minuten, der Minuten in Secunden, der Secunden in Terzien. Man ſieht, daß hier eine doppelte Eintheilung der Zeit Statt finde: eine natürliche und eine künſtliche. Auch in der natürlichen Eintheilung aber iſt noch etwas Willkürliches, indem es lediglich von den Eintheilenden abhängt, welchen Punkt in den Bewegungen jener Himmelskörper ſie als Anfangspunkt annehmen wollen, z. B. bei der täglichen Bewegung der Sonne, Aufgang, Mittagsſtand oder Untergang, oder bei der jährlichen Bewegung den längſten Sommer- oder den kürzeſten Wintertag. Deßhalb wurde von den Anordnern des bürgerlichen Lebens durch Geſetze beſtimmt, wo der Anfang und das Ende des Jahres, Monats und Tages ſeyn, zugleich aber auch, da hiemit nur die größern Zeittheile angegeben waren, in wie viel kleinere Theile dieſe größeren getheilt werden ſollten. Aus dieſem Unterſchiede der natürlichen und künſtlichen oder bürgerlichen Zeiteintheilung geht ein Unterſchied in der Chronologie ſelbſt hervor: man unterſcheidet die mathematiſche oder aſtronomiſche und die hiſtoriſche. Die aſtronomiſche Chronologie beſtimmt die Größe oder Dauer der natürlichen Zeittheile nach den am Himmel richtig beobachteten Umläufen der Geſtirne; die hiſtoriſche Chronologie handelt von den bürgerlichen Eintheilungen der Zeit, von den Zeitrechnungen der verſchiedenen Völker, von den alten Perioden oder berühmteſten Zeitepochen u. ſ. w. Ohne Erinnerung ſieht man, daß jede dieſer Chronologien der andern bedarf, um verſtändlich zu ſeyn; alle hiſtoriſche Chronologie gründet ſich auf die aſtronomiſche, dieſe aber kann die Dauer der Zeittheile nicht beſtimmt angeben, ohne ſich der bürgerlichen Zeiteintheilung zu bedienen. Auf beide gemeinſchaftlich gründet ſich die Einrichtung des Calenders. Die Mathematiker und Aſtronomen beſtimmen zu dieſem Behufe die Theile der Zeit, wie ſie von der Natur durch die Bewegungen der

Sonne und des Mondes angedeutet werden, nach ihrer wahren Dauer. Der Willkür der Anordner des bürgerlichen Lebens iſt es überlaſſen, geſetzlich zu beſtimmen, mit welchem Tage das Jahr anfangen, aus wie viel Tagen ein Monat, eine Woche beſtehen ſolle u. ſ. w. Dieſe geſetzlichen Beſtimmungen begründen den Calender oder Almanach, d. i. das Verzeichniß aller einzelnen Tage, Wochen und Monate, die ein bürgerliches Jahr ausmachen, nebſt Bemerkung ſowohl der bürgerlichen Merkwürdigkeiten, z. B. der Feſttage, als der aſtronomiſchen, z. B. der Tage der Neu- und Vollmonde, des erſten und letzten Viertels, der Solſtitien, Aequinoctien, Sonnen- und Mondfinſterniſſe u. ſ. w. Bis ſo weit mußte die aſtronomiſche Chronologie mit der hiſtoriſchen verbunden werden, beide ſind unzertrennlich von einander. Wie aber die Zeit bei verſchiedenen Völkern bürgerlich eingetheilt wurde, können wir nur hiſtoriſch wiſſen. Die hiſtoriſche Chronologie trägt daher vor: 1. die Jahrformen verſchiedener Völker, wie ſie durch Geſetzgeber, Religionsſtifter und andere Anordner der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt wurden; 2. diejenigen Begebenheiten, welche von verſchiedenen Völkern zur Epoche gewählt wurden, d. h. zum Anfangspunkte, nach welchem ſie die Folge der Jahre zählten (Jugs der Hindus, Aera Nabonaſſars, ſeleucidiſche bei den Chaldäern, Syrern, Perſern, Aegyptern, Erſchaffung der Welt bei den Juden, Chriſti Geburt bei den Chriſten, die Olympiaden bei den Griechen, Erbauung Roms, Conſular-Aera bei den Römern, Hedſchra oder Flucht Mahomeds bei den Mahomedanern, julianiſcher, gregorianiſcher Calender u. a. m.). Weil hierbei ſo viel fremdartiges vorkommt, was die Berechnung erſchwert, ſo wird 3. eine Jahrform und eine Epoche gewählt, um auf dieſe die Jahresformen und Epochen der übrigen Völker zu reduciren, um die Begebenheiten aller Völker und Zeiten nach der gewählten Epoche und in Jahre von der gewählten Form zu ordnen. Der heutige europäiſche Chronolog und Geſchichtforſcher müſſen die Zeitangaben nach uns fremden Epochen und Jahrrechnungen auf ſolche zurückführen, die im heutigen Europa gebraucht werden. Ueber das Specielle ſiehe die einzelnen Artikel. Gatterer in ſeinem Abriß der Chronologie (Göttingen 1777, 8.) hat die Lehre von den Methoden, die Zeit abzutheilen, und die Ordnung der auf einander folgenden Zeiten zu bezeichnen, durch einander gemiſcht, eine unnöthige und weſenloſe Theorie von Grundären, Grundcalendern, Grundperioden angenommen, zu ſpecielle Regeln gegeben, nach welchen die Calender gewiſſer Völker verfertigt und ihre Feſte berechnet werden, und endlich die aſtronomiſche Chronologie nicht genug von der hiſtoriſchen abgeſondert, ſondern beide durch einander gemiſcht vorgetragen. Durch Vermeidung dieſer Fehler hat Hegewiſch in ſeiner Einleitung in die hiſtoriſche Chronologie ein ſehr brauchbares Werk geliefert. dd.

Chryſolith, ein Edelſtein, welcher eine grüngelbe oder eine Pomeranzenfarbe hat, die etwas ins Grüne ſchielt; der weichſte unter allen Edelſteinen, Topas. Er gehört zum Talkgeſchlechte, iſt durchſichtig wie Glas, auf dem Bruche muſchlicht und findet ſich cryſtalliſirt in breiten viereckigen Säulen mit abgeſtumpften Seitenkanten und meiſt ſechsſeitigen Endſpitzen. Man findet ihn im Orient, in Peru, Braſilien, Böhmen, Sachſen u. ſ. w. **Chryſopras**, oder gemeiniglich **Chryſopas**, eine Art von Goldſtein oder Chryſolith, der ſich durch ſeine gelbgrüne, dem Porréelauche ähnliche Farbe unterſcheidet.

Chryſoſtomus (St. Johannes), ein berühmter Kirchenvater, war zu Antiochien gegen das Jahr 344 geboren. Sein Vater, Na-

mens Secundus, commandirte in Syrien die Truppen des Reichs. Noch bahnte in Griechenland die Beredſamkeit den Weg zu den erſten Würden; Chryſoſtomus ſtudirte ſie unter Libanius, dem berühmteſten Redner ſeiner Zeit, und übertraf bald ſeinen Meiſter. Nachdem er die Philoſophie unter Andragathius ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Studium der heiligen Schrift, und beſchloß fern von dem eiteln Glanze der Welt in den Einöden Syriens ſein Leben Gott zu weihen. In einem Alter von 20 Jahren hatte er zwar einige Rechtsſachen mit außerordentlichem Erfolg vor Gerichte geführt, bald aber entſagte er dem allen, um in dem Bußkleide die Herrſchaft der Leidenſchaften durch Faſten und Wachen in ſich zu zerſtören. Drei Jahre verlebte er in Antiochien. Eine enge Freundſchaft verband ihn ſchon damals mit Baſilius, mit Theodorus, nachmals Biſchof von Mopſueſte, und mit Maximus, ſpäter Biſchof von Seleucien. Als Theodorus für einen Augenblick ſich ſeinem Beruf entzogen hatte, erließ Chryſoſtomus zwei trefflich abgefaßte Ermahnungen an ihn, um ihn zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Die Biſchöfe der Provinz hatten beſchloſſen, ihm und Baſilius die gleiche Würde zu ertheilen, und verſammelten ſich zu dieſer Wahl, aber Chryſoſtomus nahm die Flucht und verbarg ſich. Baſilius wurde zum Biſchof ernannt und verdankte dieſe Erhebung einer frommen Liſt ſeines Freundes, über die er ſich aber bitter beklagte. Chryſoſtomus vertheidigte ſich in ſeiner ſchönen Schrift über das Prieſteramt. Er war damals erſt 26 Jahre alt. Im J. 374 zog er ſich zu den Einſiedlern zurück, welche die Gebirge auf der Gränze von Antiochien bewohnten. Das Leben, welches er mit ihnen führte, hat er ſo beſchrieben: Sie ſtehen beim erſten Hahnenſchrei oder um Mitternacht auf; nachdem ſie gemeinſchaftlich Pſalmen und Hymnen geleſen, beſchäftigt ein jeder ſich in ſeiner Zelle mit dem Leſen der heiligen Schrift oder dem Abſchreiben von Büchern. Sodann gehen ſie in die Kirche; nach der Meſſe kehren ſie ſtill in ihre Wohnung zurück. Nie ſprechen ſie mit einander. Ihre Nahrung beſteht in etwas Brot und Salz: einige nehmen etwas Oel dazu und die Kranken Gemüſe. Nach dem Eſſen ruhen ſie einige Augenblicke und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waſchen den Reiſenden die Füße. Ihr Bette iſt eine auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle oder aus Ziegen- und Kameelhaaren bereitete Zeuge. Sie gehen barfuß, haben kein Eigenthum; die Worte mein und dein ſprechen ſie nie aus. Es herrſcht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine ſtille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit. Nach vier Jahren verließ Chryſoſtomus dieſe Einſiedler, um eine noch tiefere Einſamkeit aufzuſuchen. Er zog ſich in eine Höhle zurück, wo er zwei Jahre, ohne ſich niederzulegen, verlebte. Sein Wachen, ſeine Caſteiungen und die Feuchtigkeit ſeiner Wohnung verurſachten ihm eine gefährliche Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Antiochien im J. 381 nöthigte. In demſelben Jahre wurde er von dem Biſchof von Antiochien zum Diaconus berufen und 386 zum Prieſteramte erhoben. Derſelbe machte ihn zu ſeinem Vicar und trug ihm auf, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen. Bis dahin war dieſes Geſchäft nur den Biſchöfen vorbehalten geweſen. Chryſoſtomus war damals 43 Jahre alt. Die Stadt Antiochien zählte unter ihren Einwohnern hunderttauſend Chriſten. Seine Beredſamkeit zog die Juden, die Heiden, die Ketzer an. Er war, ſagt Sozomenes, die Zierde dieſer Kirche und des ganzen Morgenlandes, als im J. 397 der Kaiſer Arcadius ihn auf den biſchöflichen Stuhl von Conſtantinopel erheben woll-

te. Damit ſich die Einwohner von Antiochien ſeiner Abſicht nicht widerſetzen möchten, ließ der Kaiſer ihn heimlich nach Conſtantinopel führen, wo im J. 398 Theophilus, Patriarch von Alexandria, ihn weihte. Er fing damit an, den Aufwand ſeines Hauſes zu beſchränken, ſtiftete und unterhielt mehrere Hoſpitäler, verbeſſerte die Sitten der Geiſtlichkeit und bekehrte eine Menge Heiden und Ketzer. Er gab ſo reichliche Almoſen, daß er den Namen Johannes, der Almoſenſpender erhielt; mit größter Aufopferung widmete er ſich der Pflege der Kranken. Um das Evangelium zu verbreiten, ſchickte er einen Biſchof als Miſſionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, und noch andre nach Perſien und Paläſtina. Als ein Aufruhr gegen des Kaiſers Miniſter Eutropius ausbrach, und dieſer am Altare, den er früher entheiligt hatte, Schutz ſuchte, rettete ihn Chryſoſtomus vor der Wuth des eindringenden Volks, indem er durch eine beredte Rede über die Nichtigkeit irdiſcher Größe die Ruhe wieder herſtellte. Bald nachher erhob Gaïnas, der die Gothen im Dienſte des Kaiſers anführte, die Fahnen des Aufruhrs und belagerte ſeinen Herrn in deſſen Hauptſtadt. Chryſoſtomus bewog ihn durch ſeine Beredſamkeit zum Abzug. In demſelben Jahre (399) hielt Chryſoſtomus zu Conſtantinopel eine Kirchenverſammlung, auf welcher mehrere Biſchöfe Aſiens als Simoniſten abgeſetzt wurden. Severin, Biſchof von Gabala in Syrien, wagte es, Chryſoſtomus auf der Kanzel anzugreifen, und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verleumder vertrieben. Zwei gefährlichere Feinde hatte Chryſoſtomus in der Kaiſerin Eudoxia, deren Ungerechtigkeiten und Räubereien ihm zu manchen Klagen Anlaß gaben, und in Theophilus, Patriarchen von Alexandria, deſſen Eiferſucht er erregt hatte. Letzterer verſammelte mehrere Biſchöfe zu Chalcedon, welche die gegen Chryſoſtomus erhobenen Anklagen unterſuchen ſollten. Dieſer aber weigerte ſich, zu erſcheinen, weil man in Rückſicht ſeiner die Kirchengeſetze verletzt habe, und verſammelte ſeiner Seits vierzig Biſchöfe zu Conſtantinopel. Allein der Haß ſeiner Feinde ſiegte. Seine Abſetzung wurde ausgeſprochen und von Arcadius beſtätigt, der zugleich einen Verbannungsbefehl unterzeichnete. Chryſoſtomus verließ heimlich die Stadt, um nicht von ſeinen Anhängern zurückgehalten zu werden, und wollte nach Bithynien gehen. Das Volk aber drohte mit einem Aufſtande; ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken. In der Bedrängniß widerrief Arcadius ſeinen Befehl. Eudoxia ſelbſt lud Chryſoſtomus zur Rückkehr ein. Im Triumph führte ihn das Volk in die Stadt zurück; ſeine Feinde flohen; die Ruhe ward hergeſtellt, aber nur auf kurze Zeit. Ein Feſt, das mit mancherlei heidniſchem Aberglauben zur Einweihung einer der Kaiſerin geſetzten Statue begangen wurde, erregte den Eifer des frommen Erzbiſchofs, welcher öffentlich dagegen ſprach. Eudoxia, aufs höchſte erbittert, rief die ihr ergebnen Prälaten zurück, und Chryſoſtomus wurde verurtheilt, ob er gleich vierzig Biſchöfe für ſich hatte. Arcadius ſchickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papſt Innocenz I. und der abendländiſche Kaiſer Honorius erklärten ſich für Chryſoſtomus; aber Arcadius verweigerte die Zuſammenberufung eines Conciliums, worauf jene drangen, und befahl dem Chryſoſtomus ausdrücklich, ſich an ſeinen Verbannungsort zu begeben. Er gehorchte und wurde nach Nicäa in Bithynien geführt (404). Bald nach ſeiner Abreiſe wurden die Sophienkirche und der Palaſt, worin der Senat ſich verſammelte, ein Raub der Flammen. Viele Kunſtwerke gingen in dieſem Brande verloren, als deſſen Anſtifter der Kaiſer die Freunde des

Chryſoſtomus betrachtete. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten das Reich; man drang von mehreren Seiten auf Chryſoſtomus Zurückberufung; Arcadius aber blieb unerſchütterlich. Eudoxia war bald nach ſeiner Entfernung geſtorben; ſie hatte noch vor ihrem Tode die kleine armeniſche Stadt Cucuſa in den Wüſten des Taurus zu ſeinem Aufenthaltsort angewieſen. Von Krankheit, Entbehrungen und den Beſchwerden einer ſiebzigtägigen Reiſe erſchöpft, kam er daſelbſt 405 an. Ein ehrerbietiger Empfang und der Beſuch mehrerer theilnehmenden Freunde aus Conſtantinopel und Antiochien ließen ihn ſeine Leiden vergeſſen. Sein frommer Eifer blieb nicht müßig. Er ſchickte Miſſionäre nach Perſien und Phönicien; er ſchrieb ſiebzehn Briefe an Olympias, die ebenſoviel moraliſche Abhandlungen ſind. An ſie richtete er auch ſeine Schrift unter dem Titel: Niemand vermag dem zu ſchaden, der ſich nicht ſelbſt ſchadet. — Die ganze Chriſtenheit ſah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen Dulder; aber der Kaiſer, über dieſe Theilnahme erzürnt, befahl, ihn an die Ufer des Pontus Euxinus, nach der auf den äußerſten Gränzen gelegnen Stadt Pityont zu bringen. Mit unbedecktem Scheitel ließen die dazu befehligten Offiziere den Greis in der glühendſten Sonnenhitze die Reiſe zu Fuß machen. Er unterlag dieſen Beſchwerden. Zu Comana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des heiligen Märtyrers Baſiliscus bringen. Er legte weiße Kleider an, nahm die Communion, ſprach ſein Gebet, das er wie immer mit den Worten ſchloß: „Gott ſey gelobt für alles!" machte das Kreuz über ſich und verſchied. Dies geſchah am 14ten Sept. 407; er war im 63ſten Jahre ſeines Alters. Sein Körper wurde an der Seite des heiligen Baſiliscus beerdigt, im J. 438 aber feierlich nach Conſtantinopel gebracht und dort in der Kirche der Apoſtel in dem Begräbniſſe der Kaiſer beſtattet. Später führte man ſeine Ueberreſte nach Rom und ſetzte ſie in der Kirche des Vaticans bei. Die griechiſche Kirche feiert ſein Feſt den 13ten Nov., die römiſche den 27ſten Jan. Der Name Chryſoſtomus ward ihm erſt nach ſeinem Tode gegeben, um die Beredſamkeit zu bezeichnen, die ihn über alle andere Kirchenväter erhebt. Niemals wiederholt er ſich, ſtets iſt er Original. Die Lebendigkeit und Fülle ſeiner Einbildungskraft, die Gewalt ſeiner Dialektik, ſein Talent, die Leidenſchaften zu erregen, die Schönheit und Genauigkeit ſeiner Bilder und Vergleichungen, die Eleganz und Reinheit ſeines Styls, ſeine Klarheit und Ergebenheit ſetzen ihn den berühmteſten Schriftſtellern Griechenlands an die Seite, und die chriſtliche Kirche hat keinen vollendetern Redner. Als Schriftſteller und Kirchenlehrer iſt Chryſoſtomus von unſterblichen Verdienſten. Die ſchönſte und genauſte griechiſche Ausgabe ſeiner Werke iſt von Heinrich Saville (1612, 9 Bände in Fol.), die vollſtändigſte, griechiſch und lateiniſch, iſt von Montfaucon (Paris 1618, 13 Bände in Fol.). Die Aufzählung der einzelnen Werke würde hier zu weitläuftig ſeyn.

Chur, die Hauptſtadt des ganzen Graubündnerlandes am Fluſſe Pleſſur, mit ungefähr 2500 Einwohnern. Der Speditionshandel zwiſchen Deutſchland und Italien macht die Stadt wohlhabend. Sie hat zwei evangeliſche Pfarrkirchen. Auf dem Rathhauſe iſt die Stadtbibliothek und unten das Kaufhaus mit der Waarenniederlage. Die Gegend hat Wein und Obſtbau, und in der Nähe fängt der Rhein an, für kleine Fahrzeuge und Flöße ſchiffbar zu werden. Zu dem Hochgerichte Chur gehören noch vier Kirchſpiele mit 3500 Einwohnern. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsſtadt, dann kam ſie mit Beibehaltung einiger Freiheiten an den Biſchof, der unter dem Erzbiſchof von Mainz

ſtand und ein Reichsglied war. Die biſchöfliche Reſidenz liegt dicht an der Stadt und an demſelben Platze die Domkirche, um welche herum die wenigen Catholiken wohnen, die in Chur leben. Die Einkünfte des Biſchofs ſind jetzt bis auf 10,000 Fl. geſchmolzen, wovon der größte Theil aus Tyrol kommt. Die weltlichen Beſitzungen des Biſchofs ſind 1802 eingezogen und der helvetiſchen Republik als Entſchädigung für anderweitige Verluſte gegeben worden.

Churchill (Charles), ein engliſcher Satiriker, geboren zu Weſtminſter im J. 1731. Auf der Schule zeichnete er ſich mehr durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes als durch Fleiß und Fortſchritte aus. Die Univerſität Oxford verweigerte ihm wegen ſeiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme, und wahrſcheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehrern ſeiner Werke gegen dieſe Univerſität äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Schule von Weſtminſter beſucht hatte, verheirathete er ſich in einem Alter von noch nicht 18 Jahren, ward Geiſtlicher und erhielt eine Pfarre von geringem Werth. Um ſeinen Erwerb zu vermehren, fing er an mit Fruchtwein zu handeln; aber Mangel an Ordnung und Oekonomie führten ihn bald zum Banquerott. Er kam nach London zurück, wo er nach ſeines Vaters Tode in dem Kirchſprengel von St. James eine Pfarre bekam und zugleich Unterricht in der Grammatik ertheilte. Aber auch hier ſah er ſich bald von neuen Gläubigern verfolgt, und nur durch die Großmuth eines Freundes entging er der Verhaftung. Er ſtand ſchon damals in Verbindung mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literariſchem Triumvirat bildeten, und machte ſich ſelbſt bald durch ſeine Roſciade bekannt, deren erſte 1761 anonym erſchienene Ausgabe mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Dies Gedicht war eine Satire auf die Schauſpieler jener Zeit, die mit Ausnahme von Garrick und einigen Schauſpielerinnen unbarmherzig gegeißelt wurden. Ihre Klagen hatten keine andere Folge, als daß ihnen in den folgenden Ausgaben nur noch ärger mitgeſpielt wurde. Indeß waren von den Journalen einige Angriffe auf die Roſciade gemacht worden; der Verfaſſer ſchrieb ſeine Apologie, in welcher die Journaliſten, die Schauſpieler und Garrick ſelbſt mehr oder minder witzig angegriffen werden. Um ſich zu rächen, machten ſeine Feinde auf ſein Betragen und ſeine Sitten aufmerkſam, die freilich nichts weniger als muſterhaft waren. Er ſuchte ſich gegen dieſe Beſchuldigungen in einem Briefe an Lloyd, the Night betitelt, zu rechtfertigen. Zugleich erſchien mit dieſem Briefe der erſte Geſang eines Gedichts the Ghost. Mehr Aufſehen machte The prophecy of Famine, a Scotch pastoral, ein mit Feuer geſchriebenes Werk voller Perſönlichkeiten und Ausfälle gegen die Schotten. Der Verfaſſer wurde von ſeinen Anhängern über Pope erhoben, aber dieſe unverdiente Ehre erbitterte ſeine Feinde nur noch mehr, denen er durch ſeine geckenhafte Eleganz, mit der er in der Welt ganz gegen die Würde ſeines Standes auftrat, und durch andre Thorheiten reichen Stoff zu Angriffen gab. Er trennte ſich von ſeiner Frau, und überließ ſich mehr als je der Unmäßigkeit und Ausſchweifung. Er war gut Freund mit Hogarth, aber als dieſer eine Caricatur auf den berühmten Wilkes, mit dem Churchill in der genaueſten Verbindung ſtand, herausgegeben hatte, rächte er ſeinen Freund durch einen Brief an Hogarth, worin er den moraliſchen Charakter dieſes Künſtlers ſo unwürdig angriff, daß der Kummer darüber Hogarths Tod beſchleunigt haben ſoll. Im J. 1763 erſchien der vierte Geſang des Ghost. In dieſem an ſich mittelmäßigen Gedichte befindet ſich eine berühmte Stelle, das Bild des Pomposo, worin man

leicht den Doctor Johnſon erkannte, der ſeiner Seits ſich begnügte, Churchill als einen Narren zu behandeln. Um eben dieſe Zeit machte er die Satiren The Conference und the Author bekannt, von denen letztere zu ſeinen angenehmſten Stücken gehört. Ein Jahr nachher gab er ſein aus drei Büchern beſtehendes Gedicht Gotham heraus, worin er die Pflichten eines Monarchen darſtellt. Hierauf folgten noch nach und nach the Candidate, the Farewell, the Times und Independence. Den Beſchluß machten the Journey und eine beißende Zueignungsſchrift ſeiner Predigten an Warburton. Im J. 1764 machte der Dichter eine Reiſe nach Boulogne, um dort den exilirten Wilkes zu beſuchen. Hier überfiel ihn ein Frieſel, an welchem er den 4ten Nov. 1764, im 33ſten Jahre ſeines Alters, ſtarb. Er wurde zu Dover begraben. Die Engländer betrachten Churchill als einen Mann von Genie; auch iſt ihm eine ſatiriſche Ader nicht abzuſprechen; allein ſeine poetiſchen Arbeiten, vornehmlich ſeine letztern, ſind ſehr ungleich; die Eilfertigkeit, mit welcher er arbeitete, verſtattete ihm nicht, etwas Gediegenes und Vollendetes zu liefern. Ueberdies haben die meiſten ſeiner an Zeitereigniſſe und Perſonen geknüpften Satiren für uns nicht nur das Intereſſe, ſondern ſelbſt die Verſtändlichkeit verloren.

Churfürſten waren diejenigen vornehmſten Fürſten des deutſchen Reichs, welchen das Recht, einen deutſchen Kaiſer oder römiſchen König zu wählen, ausſchließend gehörte. Beides, ſowohl die Wahl des deutſchen Kaiſers, als auch beſonders das ausſchließende Recht der Churfürſten bei derſelben, bildete ſich nur nach und nach aus. In den älteſten Zeiten, unter den Carolingern, war das deutſche Kaiſerthum für die regierende Familie erblich; jedoch wählte man willkürlich einen Regenten aus derſelben, ohne auf die nähere oder entferntere Verwandtſchaft des neuen Kaiſers mit ſeinem Vorgänger Rückſicht zu nehmen, ſo daß das deutſche Kaiſerthum zugleich ein Erb- und ein Wahlreich war. Nach dem Abgange der Carolinger, oder ſeit Conrad I. (geſt. 919) war Deutſchland ein förmliches Wahlreich; ohne daß man jedoch von der Familie des verſtorbenen Königs leicht abging. Die Wahl ſelbſt geſchah von der ganzen deutſchen Nation, welche, nach den vier Hauptnationen derſelben, Sachſen, Bayern, Franken und Alemannen, und Schwaben, vier Nationalſtimmen hatte; jede Nation ernannte aus ihren Ständen und ihrem Adel Einen oder den Andern zu Wählenden, worauf der Herzog mit den Ständen ſich berathſchlagte. Alle vier Herzoge wählten ſodann gemeinſchaftlich den neuen Kaiſer, und nach vollbrachter Wahl machte jeder Herzog den Ständen und dem Adel ſeiner Nation den erwählten Kaiſer bekannt, der nun im Namen der Kirche von den Erzbiſchöfen zu Mainz, Trier und Cöln geſalbt und gekrönt wurde. An der Kaiſerwahl ſelbſt hatten dieſe Erzbiſchöfe keinen Antheil, da hingegen die vier Herzoge bei der Krönung gleichſam als Zeugen gegenwärtig waren. Erſt unter Otto I., dem Großen (geſt. 973), erhielt die deutſche Kirche und in ihrem Namen die drei gedachten Erzbiſchöfe das Recht, den Kaiſer, als ihren Schutzherrn, zugleich mit zu wählen. Ungeachtet jetzt die alten Herzogthümer und vier Hauptnationen, Bayern ausgenommen, zertheilt und zerriſſen waren und mehrere mächtige deutſche Fürſten an der Wahl des Kaiſers Antheil nehmen wollten; ſo behaupteten doch die Nachfolger der vier alten Herzoge allein das Recht, einen oder mehrere zu wählende Fürſten zu ernennen; die übrigen Fürſten und das Volk hatten bloß das Recht, aus den ernannten Candidaten des Kaiſerthrones Einen zu wählen, oder, war nur einer, die Verpflichtung, dieſen anzuerkennen.

Nach und nach ſuchten die immer mächtigern Nachfolger der vier alten Herzoge die übrigen Fürſten und das Volk von der Kaiſerwahl ganz auszuſchließen, und ſo entſtanden in den Jahren 1245 bis 1256 die ſieben Churfürſten, die man ſchon 1256 bei der Wahl des Kaiſers Richard von Cornwallis findet. Dieſe ſieben Churfürſten waren: 1. Mainz, 2. Trier, 3. Cöln, 4. Pfalz, welcher ſeine Churwürde und Stimme vom Herzogthum Lothringen, 5. Brandenburg, der ſie vom Herzogthum Franken, 6. Sachſen, und 7. Böhmen, welcher dieſelbe 1290 von Bayern, das einige Male nicht auf dem Reichstage erſchienen, und deſſen Stimme von jenem vertreten war, erhalten hatte. Zwar verlangten die übrigen Fürſten noch immer einen Antheil an der Kaiſerwahl; allein die Churfürſten behaupteten ſich bei ihrem Vorrechte, das endlich 1338 von allen deutſchen Reichsſtänden und vom Kaiſer Ludwig dem Bayer (IV) anerkannt und von Carl IV. (geſt. 1378) durch die goldne Bulle (ſ. d. A.) beſtätigt wurde; ihre Zahl blieb bis zum weſtphäliſchen Frieden unverändert. Allein da Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz (geſt. 1632) in die Reichsacht erklärt und ſeine Churwürde an Bayern übertragen worden war, ſo wurde im weſtphäliſchen Frieden, um das pfälziſche Haus zu entſchädigen, eine neue und achte Churwürde für Pfalz eingeführt, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn die bayeriſche Chur wieder an Pfalz fiel, jene achte Churwürde aufhören ſollte. Im Jahr 1692 kam aber ſogar noch eine neunte Churwürde hinzu, indem Kaiſer Leopold I. Braunſchweig-Lüneburg eigenmächtig zum Churfürſtenthum erhob, welches denn, trotz der vielen und langwierigen, von Seiten der Reichsſtände, und beſonders der Churfürſten, erhobenen Widerſprüche, nach endlich (1708) erfolgter Einwilligung 1710 in das Churcollegium eingeführt wurde. Von jetzt an blieben neun Churfürſten, bis im J. 1777 das Haus Bayern mit dem Churfürſten Maximilian Joſeph ausſtarb, und die bayeriſchen Lande an Churpfalz fielen. Denn nun wurde die bayeriſche und pfälziſche Churwürde vereinigt, und es gab wieder acht Churfürſten. Dieſe acht Churfürſten waren I. theils geiſtliche (mit deren Churwürde zugleich ein geiſtliches Amt, das eines Erzbiſchofs, verbunden war); ſie wurden allezeit aus den Mitgliedern des zum Erzbisthume gehörigen Domcapitels gewählt, und ihre Churwürde konnte nicht erblich ſeyn. Dieſe waren: Mainz, Trier, Cöln — theils weltliche oder erbliche Churfürſten, d. h. die, als Churfürſten, kein geiſtliches Amt bekleideten, und deren männliche Nachkommen ihnen in der Churwürde folgten. Dieſe waren: Böhmen, Pfalz *), Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig-Lüneburg. II. Nach der Verſchiedenheit der in ihren Churländern **) herrſchenden Religion waren ſie entweder catholiſche, und zwar deren fünf; oder evangeliſche, an der Zahl drei, nämlich Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig-Lüneburg. Die Churfürſten hatten vor den übrigen deutſchen Reichsſtänden gewiſſe Vorrechte, und zwar entweder alle ge-

*) Der Churfürſt von der Pfalz hieß zwar, nachdem Bayern 1778 dem Churfürſtenthum Pfalz einverleibt worden war, gewöhnlich Churfürſt von Pfalzbaiern, allein nach dem Styl des deutſchen Staatsrechts bloß Churfürſt von der Pfalz, und jener Titel wurde ihm, als er bei Leopolds II. Wahl darum anſuchte, nicht zugeſtanden.

**) Daher war der Churfürſt von Sachſen, ungeachtet er catholiſch war, doch ein evangeliſcher Churfürſt, weil in ſeinen Churlanden die evangeliſche Religion die herrſchende war.

meinſchaftlich, oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die vorzüglichſten gemeinſchaftlichen Vorrechte waren: 1. das Recht, den Kaiſer zu wählen, 2. die Wahlkapitulation abzufaſſen, 3. die Erzämter zu bekleiden, 4. ein beſonderes Collegium auf dem Reichstage zu bilden, 5. Churtage *) zu halten, und auf ſolchen Churvereine, d. h. Abſtimmungen und gemeinſchaftliche Schlüſſe über die verhandelten Angelegenheiten zu faſſen; 6. das Recht, daß von ihren Ausſprüchen nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte (privilegium de non appellando); 7. hatten ſie königlichen Rang und Würde, jedoch nicht den Titel: Majeſtät; 8. konnten ſie mehrere Churfürſtenthümer zugleich beſitzen, auch 9. Reichslehne oder Allodialländer des Deutſchen Reichs ohne kaiſerliche Bewilligung an ſich bringen. Die eigenthümlichen oder beſondern Vorrechte der einzelnen Churfürſten waren: I. von Mainz: 1. der Vorſitz und die erſte Stelle in dem Churcollegium, ſo wie 2. der Vorrang vor den übrigen Churfürſten; 3. das Directorium auf dem Reichstage, und in dem Corpore catholicorum (ſ. dieſ. Art.); 4. das Recht, den Kaiſer zu krönen, welches es jedoch nach einem mit Trier 1656 abgeſchloſſenen Vergleiche mit dieſem abwechſelnd ausübte. II. Trier gehörte: 1. die zweite Stelle im Churcollegium; 2. hatte es in einigen Fällen gewiſſe Rechte des Churfürſten von Mainz auszuüben. III. Der Churfürſt von Cöln war: 1. Erzkanzler in Italien und 2. Legatus natus des päpſtlichen Stuhls. IV. Böhmen hatte 1. den Vorrang vor den weltlichen Churfürſten; 2. war von der Verbindung der Reichskreiſe frei; 3. hatte nicht nöthig, auf den Reichstagen zu erſcheinen, wenn ſie nicht in Bamberg, Nürnberg oder Merſeburg gehalten wurden; 4. war, ſo viel Oeſterreich betraf, den Reichsvicarien (ſ. dieſ. Art.) nicht unterworfen, wiewohl es überhaupt nicht unter denſelben ſtehen wollte. V. Der Churfürſt von der Pfalz war: 1. Erztruchſeß, 2. Reichsvicarius in den Rheingegenden; 3. hatte in den Reichscollegien mehr als eine Stimme; übte 4. das Wildfangsrecht aus, und war 5. Schutzherr der Reichsſtädte Achen, Worms und Speier. VI. Der Churfürſt von Sachſen war: 1. Erzmarſchall. 2. Reichsvicar in den Landen des ſächſiſchen Rechts, 3. Director des Corporis evangelicorum; 4. Director auf dem Reichstage, wann Mainz erledigt, oder verhindert war, das Directorium zu führen; 5. Director und Kriegsoberſter im oberſächſiſchen Kreiſe. VII. Der Churfürſt von Brandenburg war: 1. Erzkämmerer; 2. führte abwechſelnd das Condirectorium im weſtphäliſchen Kreiſe mit dem Churfürſten von der Pfalz, und im niederſächſiſchen Kreiſe mit dem Erzbiſchofe zu Magdeburg und dem Churfürſten von Braunſchweig-Lüneburg; 3. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien; 4. war Schutzherr des Johanniterordens in den brandenburgiſchen Landen. Endlich war VIII. der Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg: 1. Erzſchatzmeiſter, 2. Condirector des niederſächſiſchen Kreiſes, 3. abwechſelnd Biſchof zu Osnabrück; 4. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien und war 5. Schutzherr über einige Reichsſtädte. — Dieſe ehemalige Verfaſſung der Churfürſten mußte nothwendig, wenigſtens in Anſehung

*) Genauer genommen, muß man 1. Verſammlungen der Churfürſten, welche bloß die Rechte und Angelegenheiten des Churcollegiums betrafen; 2. Wahltage, welche wegen der Wahl eines Kaiſers oder römiſchen Königs gehalten wurden; und 3. Churtage oder Churfürſtentage, wo über andere Reichsangelegenheiten, außer der Wahl eines Kaiſers oder Königs, berathſchlagt wurde, unterſcheiden.

ihrer Beſitzungen, durch die im Frieden zu Lüneville (1801) geſchehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden, und beſonders ſchien der 7. §. den geiſtlichen Churfürſten nachtheilig, worin nur der *erblichen* Fürſten gedacht wurde, die von dem deutſchen Reiche Entſchädigung erhalten ſollten. Zwar wählten die Domcapitel zu Cöln und Münſter, nach Abſterben des *Churfürſten zu Cöln*, Maximilian (am 26ſten Juli 1801), den Erzherzog von Oeſterreich, *Anton Victor*, am 7. Oct. zum neuen Churfürſten von Cöln, deſſen Wahl auch von Seiten Oeſterreichs am 14. October für pflicht- und conſtitutionsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich ſchon vorher wider dieſelbe proteſtirt worden war; allein es hatte dieſe Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiſerliches Reſcript vom 14. Juli 1802 wurde zuerſt eine zur Erörterung der Entſchädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zuſammenberufen, und dieſer am 24. Auguſt ein von Frankreich und Rußland entworfener Entſchädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur *Ein* geiſtlicher Churfürſt, nämlich *Mainz*, unter dem Titel: *Churfürſt Reichserzkanzler*, übrig bleiben ſollte, hingegen *drei* neue weltliche Churfürſten, nämlich: *Baden*, *Würtemberg* und *Heſſen-Caſſel* erwählt wurden. Da aber Oeſterreich bereits am 31. Auguſt die dem Großherzog von Toscana durch Salzburg und Berchtolsgaden zugeſtandene Entſchädigung für unzulänglich erklärt, und darauf am 28. December zu Paris wegen deſſen völliger Entſchädigung mit Frankreich eine Convention abgeſchloſſen hatte; ſo wurde dem Großherzog außer mehreren Beſitzungen auch die Churwürde verſprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaiſers und der deutſchen Reichsſtände geſchehenen Ratification des Entſchädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Churfürſten von Trier gewiſſe jährliche Einkünfte feſtſetzte, wurden die vier neuen Churfürſten: Baden, Würtemberg, Heſſen-Caſſel und Salzburg, ſo wie der neue Churfürſt Erzkanzler am 22. Auguſt 1803 in das churfürſtliche Collegium eingeführt. Es waren nun *zehn Churfürſten*, nämlich: 1. der Erzkanzler, 2. Böhmen, 3. Pfalzbayern, 4. Salzburg, 5. Sachſen, 6. Brandenburg, 7. Braunſchweig, 8. Würtemberg; 9. Baden, 10. Heſſen; und unter dieſen die letzten *Sechs* evangeliſche, ſo daß dieſe Religionspartei hierdurch, ſo wie durch 27 neue, im Reichsfürſtenrathe erhaltene Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfaſſung, die Stimmenmehrheit für ſich hatte. Allein die ganze Verfaſſung des Churcollegiums ſo wie die deutſche Reichsverfaſſung überhaupt, eilte ihrem Ende entgegen. Schon durch den presburger Frieden (27. December 1805) wurde die *ſalzburgiſche* Churwürde wieder aufgehoben, indem Oeſterreich durch dieſen Frieden Salzburg und Berchtolsgaden erhielt, dagegen der Churfürſt von Salzburg mit Würzburg entſchädigt wurde, das er unter dem Titel eines Churfürſtenthums erhielt; auch erhielten Bayern und Würtemberg die Königswürde, ohne jedoch deßhalb aus dem deutſchen Reichsverband zu treten. Allein am 12. Juli 1806 erfolgte zu Paris der Abſchluß der *rheiniſchen Conföderationsacte*, und ſchon am 1. Auguſt entſagten Bayern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutſchen Reichsverbindung, und der franzöſiſche Miniſter *Bacher* erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg: daß der Kaiſer von Frankreich kein deutſches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines *Protectors der Rheinconföderation* angenommen habe. Jetzt legte der deutſche Kaiſer am 6. Auguſt ſeine Kaiſerwürde nieder. Noch führten zwar Würzburg, Sachſen und Heſſen den churfürſtlichen Titel,

allein nur auf kurze Zeit. Denn bereits den 30. September trat der erſtere dem rheiniſchen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11. December Sachſen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeſchloſſenen Frieden zu Poſen ebenfalls die Königswürde annahm. Es blieb daher von den Churfürſten nur noch Heſſen übrig; allein ob er ſchon bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen 1806 neutral war, ſo bemächtigte ſich doch Napoleon bald nach der jenaer Schlacht des Landes und erklärte den Churfürſten deſſelben für verluſtig. So gab es denn nur noch zwei Titularchurfürſten, von Trier und Heſſen, bis letzterer nach dem Sturze der Napoleoniden in ſein Land zurückkehrte, da er denn auch den alten, ehrwürdigen, ſeinen Innhaber mit den Königen in gleichen Rang ſetzenden Churfürſtentitel beybehielt. In der neuen deutſchen Conſtitution hörte übrigens die churfürſtliche Würde auf, da in ihr das Syſtem der Wahlmonarchie mit dem der Föderation vertauſcht wurde.

Chylus, der Milchſaft, Nahrungsſaft, der durch die Verdauung der Speiſen im Magen bereitet wird. Er iſt eine zähe, weißliche Flüßigkeit und geht in das Blut über, deſſen Abgang er erſetzt. Chylification, die Bereitung des Milchſaftes aus den genoſſenen Nahrungsmitteln.

Cibber (Colley), ein berühmter engliſcher Dramatiker und Schauſpieler, geboren zu London im Jahr 1671, wohin ſein Vater, welcher Bildhauer war, ſich aus Holſtein begeben hatte. Cibber diente unter dem Herzog von Devonſhire bei der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron ſetzte, und betrat hierauf, gegen den Willen ſeiner Aeltern, als Schauſpieler das Theater von Drury-Lane. Der Beifall, den er fand, entſprach anfangs ſeiner Neigung für die Schauſpielkunſt nicht; indeß verbeſſerte ſich ſeine Lage ſtufenweis. Endlich zeigte ſich ſein Talent für diejenigen Rollen, welche die Engländer grims nennen, auf eine glänzende Weiſe in der Rolle des Fondlewiſe in The old batchelor von Congreve, in welcher er die Manier und ſelbſt das Aeußere eines gewiſſen Dogget, eines beim Publicum ſehr beliebten Schauſpielers, der ſich aber vom Theater zurückgezogen hatte, ſo vollkommen nachzuahmen wußte, daß er mit unbeſchreiblichem Jubel aufgenommen ward. Im Jahr 1695 erſchien ſeine erſte Comödie Love's last shift, die vielen Beifall erhielt. Er ſpielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken en Caricatur, dergleichen in ſeinen meiſten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er ſich am meiſten auszeichnete, da er ſelbſt zwei gewöhnliche Eigenſchaften ſolcher Charaktere, Unverſchämtheit und Eitelkeit, in ziemlichem Maße beſaß. Im Jahr 1697 gab er ſein Woman's wit und 1699 ſeine Tragödie Xerxes, beide ohne Erfolg. Dagegen fanden ſeine beiden Luſtſpiele Love makes a man (nach zwei Stücken von Beaumont und Fletcher) und She would and she would not (nach dem Spaniſchen) eine ſehr günſtige Aufnahme; aber vollkommen begründete er ſeinen dramatiſchen Ruf durch The careless Husband, womit er ſelbſt ſeinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es iſt dies Stück zwar ohne Originalität in den Charakteren und ohne Erfindung in der Intrigue, aber ein mit Eleganz ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Der Dialog iſt lebhaft, geiſtreich und natürlich. Ueberhaupt findet man eine feine Schilderung der kleinen Herzensregungen, eine große Freiheit ohne eine inmoraliſche Abſicht, und faſt immer einen ſehr intereſſanten weiblichen Charakter. Sein Luſtſpiel The Non juror iſt eine den engliſchen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie er-

ſchien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie ſie vom Hofe gut bezahlt wurde, ſo zog ſie andrer Seits dem Verfaſſer viele Feinde zu, deren Zahl er durch ſein Betragen als Director des Theaters von Drury-Lane, bei welchem er ſeit 1711 aſſociirt war, noch vermehrte. Dieſe bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten creirt ward. Cibber ergriff indeß bald die beſte Partie, ſelbſt über ſeine Verſe zu ſpotten, und dadurch ſeine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. Im J. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab ſeine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers u. ſ. w. heraus, ein unterhaltendes mit Geiſt und Freimüthigkeit geſchriebenes Werk, das viele intereſſante Anekdoten und Bemerkungen enthält, und ſtarb 1757. — Theophilus Cibber, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete ſich ebenfalls dem Theater. Er gab bald Proben ſeines Talents. Die Natur hatte ihn in Anſehung des Phyſiſchen nicht ſo begünſtigt, wie ſeinen Vater; aber Einſicht und Lebhaftigkeit in ſeinem Spiele erſetzten dieſe äußern Mängel, und er würde den ausgezeichnetſten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderſtehlicher Hang zur Verſchwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Als er von einer Reiſe nach Frankreich zurückkam, klagte er einen reichen Mann der Verführung ſeiner Frau an und foderte 5,000 Pfund Sterling Schadenerſatz; von welcher Foderung aber die Richter ihm nur 10 Pfund zuerkannten. Er hatte ſich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftſteller hat er ſich wenig ausgezeichnet; die unter ſeinem Namen erſchienenen Lebensbeſchreibungen engliſcher und irländiſcher Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibbers Namen davor zu ſetzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench ſaß. Cibbers bereits erwähnte Gattin, Suſanna Marie, geboren 1716, war eine der beſten Schauſpielerinnen des engliſchen Theaters. Sie war die Schweſter des als Componiſt berühmten Doctor Arne, der ſie in der Muſik unterrichtete und in einer ſeiner Opern auf dem Haymarket-Theater auftreten ließ. Im J. 1734 verheirathete ſie ſich mit Th. Cibber, und widmete ſich ſeitdem der Tragödie. Ihre Schönheit, ſo wie ihr Talent erwarben ihr die Gunſt des Publicums. Seit jenem oben erwähnten Ereigniß lebte ſie von ihrem Manne getrennt und ſtarb 1766.

Cicero (Marcus Tullius). Dieſer berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum, dem Vaterlande des Marius, geboren. Seine Familie gehörte urſprünglich zum Ritterſtande, hatte ſich aber ſtets entfernt von Geſchäften und Aemtern gehalten. Seine Mutter hieß Helvia; ſein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wiſſenſchaften lebte, ſtand in ehrenvollen Verbindungen mit den erſten Bürgern der Republik. In die Zahl derſelben gehörte der berühmte Redner Craſſus, welcher ſelbſt für die Erziehung des jungen Cicero und ſeines Bruders Quintus ſorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete. Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes; er zog die Bewunderung ſeiner Lehrer und Mitſchüler in den öffentlichen Schulen auf ſich. Die Lectüre der griechiſchen Schriftſteller, die Dichtkunſt, Rhetorik und Philoſophie nahmen die erſten Jahre ſeiner Jugend ein. Er ſchrieb viel in griechiſcher Sprache; ſeine Verſe ſind ſchön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichteriſchen Werth. Weder die Dichtkunſt, noch die Beredſamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und

Cicero begnügte ſich, der größte Redner Roms zu werden. Dieſen Ruhm zu erreichen, machte er Anſtrengungen, welche uns kaum begreiflich ſcheinen möchten. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marſen. Nach ſeiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers Philo und des berühmten Redners Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, ſich die einem Redner nothwendigen Kenntniſſe zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grauſamkeiten des Marius und Cinna, der Proſcriptionen des Sylla; die geſchwächte blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahre alt, ausgerüſtet mit Kenntniſſen und ſeinem Genie, erſchien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozeſſen, dann in einer Criminalſache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roſcius Amerinus gegen des Sylla Freigelaſſenen Chryſogonus, übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er dieſe Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszuſprechen. Noch jetzt bewundern wir dieſe Vertheidigungsrede Cicero's wegen des Feuers der Einbildungskraft, der mit Klugheit und Gewandtheit gepaarten Kühnheit, und wegen der hinreißenden Gedankenfülle. Nach dieſem glänzenden Erfolg verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm ſogar noch eine Rechtsſache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber ſeine geſchwächte Geſundheit bewog ihn zu reiſen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunkt der Wiſſenſchaften zu ſeyn ſchien. Hier in dem Hauſe eines Akademikers wohnend und aufgeſucht von den Philoſophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredſamkeit benutzend, verlebte er ſechs Jahre mit ſeinem Freunde Attikus im Genuſſe der Studien und gelehrter Unterhaltungen. Man ſetzt in dieſe Zeit ſeine Einweihung in die eleuſiniſchen Myſterien. Bei dem Tode Sylla's verließ er Griechenland und nahm den Weg nach Aſien, wo er ſich mit den geſchickteſten Rednern umgab und an ihren Uebungen Theil nahm. Zu Rhodus beſuchte er den berühmten Poſſidonius und fand Molo, der ihm neuen Unterricht gab. Einſt ſprach er in der Schule deſſelben, und ward von allen Anweſenden bewundert, nur Molo blieb ſtill und nachdenkend. Als Cicero ihn nach der Urſache fragte, antwortete er: Auch ich bewundre dich, aber ich bedaure das arme Griechenland, wenn ich denke, daß Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, die einzigen Güter, die uns geblieben waren, uns von dir geraubt und zu den Römern hinübergetragen werden. — Cicero kam nach Italien zurück, und ſeine neuen Erfolge bewieſen den Werth des griechiſchen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauſpieler Roſcius, ſeinen Freund und Lehrer der Declamirkunſt. Endlich in einem Alter von dreißig Jahren, nachdem er die glänzendſten Gaben der Natur durch den anhaltendſten Fleiß ausgebildet hatte, um in ſich die Idee eines vollkommnen Redners zu realiſiren, trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb ſich um die Quäſtur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quäſtor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getraide nach der Hauptſtadt zu ſchaffen, ohne zu ſehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Uebrigens beweiſen ſeine Verwaltung und das Andenken, welches die Sicilianer davon bewahrten, daß er in den trefflichen Rathſchlägen, die er ſpäter ſeinem Bruder Quintus gab, nur das empfahl, was er ſelbſt ausgeführt hatte. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatperſonen, ohne ein anderes

Intereſſe als den Ruhm dabei zu beabſichtigen. Unſtreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Geſandten Siciliens bei ihm erſchienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Werth dieſes Zutrauens eines bedrängten Volks, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortenſius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien ſelbſt die Beweiſe ſeiner Verbrechen geſammelt hatte. Er malte ſie mit den lebhafteſten Farben in ſeinen unſterblichen Reden. Es ſind deren ſieben, aber nur die beiden erſten wurden gehalten. Der Redner bemerkte, daß die Freunde des Verres ſich bemühten, die Entſcheidung des Prozeſſes bis zum folgenden Jahre zu verſchieben, wo das Conſulat des Hortenſius dem Schuldigen Sicherheit verſprach; er opferte das Intereſſe ſeiner Beredſamkeit dem Vortheil ſeiner Sache; er beſchäftigte ſich einzig damit, die Zeugen zu vervielfältigen und abhören zu laſſen. Hortenſius verſtummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach dieſem Prozeß trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet ſein Vermögen nur mäßig war, wußte er ſich in dieſem Amte durch weiſe Freigebigkeit die Gunſt des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für ſeine Plane auch der Freundſchaft der Großen. Cicero wandte ſich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erſte Bürger des freien Roms war. Er ward ſein Lobredner und eifrigſter Anhänger, und unterſtützte, damals Prätor, mit der ganzen Kraft ſeiner Beredſamkeit den Antrag des Tribunen Manilius, dem Pompejus die Leitung des Krieges gegen Mithridates mit ausgedehnter Vollmacht zu übergeben. In demſelben Jahre führte er mehrere Rechtsſachen. Er ſprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals, ſeine Plane gegen die Republik anzuſpinnen. Er war der Erpreſſungen in ſeiner Statthalterſchaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, ſeine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Conſulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienſt ſiegte über Catilina's Ränke und den Geiſt der Patricier, die ſein Emporkommen mit Neid betrachteten. Nicht durch Stimmenmehrheit, ſondern durch einſtimmigen Zuruf wurde ihm das Conſulat übertragen, welches die glänzendſte Epoche ſeines politiſchen Lebens ward. Roms Zuſtand war ſchwankend und gewaltſam. Catilina ſtrebte nach dem nächſten Conſulat. Zugleich vermehrte er die Zahl der Verſchwornen und ließ Truppen unter einem gewiſſen Mallius ausheben. Cicero achtete auf alles. Um ſeines Collegen Antonius, der heimlich mit den Verſchwornen verbunden war, ſich zu verſichern, trat er ihm ſeine conſulariſche Provinz ab. Eine andere gleich heilſame Vorſicht war, den Senat und Ritterſtand für das Intereſſe einer gemeinſchaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. Bedacht, das Volk zu ſchonen, bewies er ſich nicht minder kühn in Aufrechterhaltung der wahren Regierungsgrundſätze; ſchon in den erſten Tagen ſeines Conſulats griff er den Tribunen Rullus an, der vermöge des Plans zu einem neuen Ackergeſetze Commiſſarien eine für die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Cicero's beruhte ganz in ſeiner Beredſamkeit. Durch ſeine Gewandheit und ſein Talent ließ er von dem Volke ſelbſt ein ganz für daſſelbe gegebenes Geſetz verwerfen. Indem er ſich ſtellte, der Conſul des Volks, aber treu dem Intereſſe der Großen, zu ſeyn, ließ er das Decret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proſcribirten die öffentlichen Aemter verſagte. Dadurch allein, daß er ſich ſo in der Liebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Einverſtändniſſe unterrichteten ihn von allen Schritten der Verſchwornen. Der Senat gab das berühmte Decret,

das für große Gefahren die Conſuln mit dictatoriſcher Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die Wachſamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er ſich in die Comitien, um bei der Wahl der neuen Conſuln zu präſidiren. Catilina ward zum zweiten Mal ausgeſchloſſen und hatte jetzt keine andere Zuflucht als Mord und Brand. Er verſammelt ſeine Genoſſen, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er ſich an die Spitze der Truppen des Mallius ſtellen werde. Zwei römiſche Ritter verſprechen, den Conſul in ſeinem eignen Hauſe zu ermorden. Cicero, von allem unterrichtet, beruft zwei Tage darauf den Senat im Capitol; und hier bricht er mit ſeiner donnernden Beredſamkeit gegen Catilina los, der als Senator zu erſcheinen gewagt hatte. Dieſer verläßt drohend den Senat. Am andern Tag beruft Cicero das Volk auf dem Forum zuſammen, unterrichtet es von allem, und triumphirt, den Verſchwornen ihr Oberhaupt genommen, dieſen aber zu einem offnen Krieg gezwungen zu haben. Mitten in dieſer gewaltſamen Kriſis führte er noch eine Privatſache, indem er den deſignirten Conſul Murena in einer meiſterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verſchwornen verlor er keinen Augenblick aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus, der an der Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer ſtand, die Geſandten der Allobroger zu verführen ſuche, bewog er ſie zur Verſtellung, um den vollſtändigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Geſandten wurden in dem Augenblick ergriffen, wo ſie Rom mit Volturicus, einem der Verſchwornen, verlaſſen wollten. Man legte dem Senat die Briefe des Lentulus vor; die Verſchwörung war erwieſen. Es war nur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Geſetze verboten, einen römiſchen Bürger am Leben zu ſtrafen; Cäſar machte ſie mit Gewandtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen. Dieſelbe Meinung ſprach Cicero mit mehr Kunſt aus. Sie wurden im Gefängniſſe hingerichtet, wiewohl der Conſul voraus ſah, daß ſie einſt Rächer haben würden. Rom war gerettet, und alle Römer begrüßten Cicero als den Vater des Vaterlandes. Aber ſchon erwachte der Neid wider ihn. Ein aufrühreriſcher Tribun erlaubte ihm nicht, von ſeiner Verwaltung Rechenſchaft abzulegen, und Cicero konnte, als er das Conſulat niederlegte, nur den herrlichen Eid ſprechen: „Ich ſchwöre, daß ich die Republik gerettet habe." Cäſar war ſtets ſein Gegner, und Pompejus fürchtete einen Bürger, der die Freiheit zu ſehr liebte, um den Triumvirn günſtig zu ſeyn. Cicero ſah allmälich ſein Anſehn ſinken und ſogar ſeine Sicherheit bedroht. Mehr als je beſchäftigte er ſich mit den Wiſſenſchaften. Er ſchrieb in griechiſcher Sprache die Geſchichte ſeines Conſulats, und verfaßte über denſelben Gegenſtand ein lateiniſches Gedicht in drei Geſängen. Endlich aber brach das Ungewitter durch die wüthende Feindſchaft des Clodius los, und eben dies von Cicero ſo gefeierte Conſulat ward der Vorwand zu ſeinem Verderben. Clodius ſetzte ein Geſetz durch, das jeden des Verraths ſchuldig erklärte, der einen römiſchen Bürger hinrichten laſſen, bevor das Volk ihn verurtheilt habe. Der erlauchte Conſular legte Trauerkleider an, und erſchien von den Rittern und vielen jungen Patriciern begleitet, in den Straßen Roms, den Schutz des Volks anrufend. Clodius, an der Spitze bewaffneter Satelliten, beleidigte ihn mehrere Mal, und wagte ſogar, den Senat zu umlagern. Aus Schwäche oder aus Tugend wählte endlich Cicero ein freiwilliges Exil, durchirrte Italien, und nahm, da der Statthalter von Sicilien, ſein ehemaliger Freund, ihm den Eintritt verſagte, ſeine Zuflucht nach Theſſalo-

nich zum Plancus. Sein Schmerz war unbegränzt, und noch gewährte ihm die Philoſophie weder Troſt, noch Zerſtreuung. Clodius indeß verfolgte ſeinen Triumph, er ließ durch neue Decrete Cicero's Gartenhäuſer ſchleifen, und an der Stelle ſeines Hauſes zu Rom einen Tempel der Freiheit erbauen. Seine Gattin und ſeine Kinder wurden Mißhandlungen ausgeſetzt. Während die Nachrichten dieſer Ereigniſſe den Unglücklichen faſt zur Verzweiflung brachten, bereitete ſich zu Rom eine Revolution zu ſeinen Gunſten vor. Clodius Kühnheit ward allen gleich unerträglich. Pompejus ermunterte Cicero's Freunde, ſeine Zurückberufung zu bewirken. Der Senat erklärte, daß er ſich mit keiner Angelegenheit beſchäftigen werde, bevor nicht das Verbannungsdecret zurückgenommen ſey. Durch den Eifer des Conſuls Lentulus und auf den Vorſchlag mehrerer Tribunen ging, trotz eines blutigen Tumults, in welchem Cicero's Bruder Quintus gefährlich verwundet wurde, im folgenden Jahre das Zurückberufungsdecret in der Volksverſammlung durch. So kehrte Cicero nach zehn Monaten ehrenvoll zurück. Der verſammelte Senat empfing ihn an den Thoren der Stadt und ſein Einzug glich einem Triumph. Die Republik übernahm den Wiederaufbau ſeiner Häuſer. Von dieſem Zeitpunkt begann für Cicero ein neues Leben. Sein republikaniſcher Eifer minderte ſich in dem Maße, wie er ſich mehr an Pompejus anſchloß, den er für ſeinen Wohlthäter erklärte. Clodius widerſetzte ſich mit gewaffneter Hand dem Wiederaufbau der Häuſer Cicero's und griff ihn oft ſelbſt an, Milo trieb ihn mit den Waffen zurück, und klagte ihn zugleich vor Gericht an. Rom ward oft ein Schlachtfeld. Indeß verlebte Cicero mehrere Jahre in einer Art von Ruhe, mit ſeinen rhetoriſchen Werken beſchäftigt. Aus Gefälligkeit gegen Pompejus vertheidigte er Vatinius und Gabinius, zwei ſchlechte Bürger, die ſich als ſeine unverſöhnlichen Feinde gezeigt hatten. Vier und funfzig Jahre alt trat Cicero in das Collegium der Augurn. Der Tod des unruhigen Clodius, welcher von Milo getödtet ward, befreite ihn von ſeinem gefährlichſten Gegner. Er vertheidigte den Mörder, der ſein Freund und Rächer war, in einer ſchönen Rede; aber der Anblick der Soldaten des Pompejus und das Geſchrei der Anhänger des Clodius verwirrten ihn, als er ſie hielt. Um dieſe Zeit ernannte der Senat ihn zum Statthalter von Cilicien. Cicero führte auf dieſem für ihn neuen Poſten den Krieg mit Glück, ſchlug die Parther zurück, bemächtigte ſich der Stadt Pindeniſſum, und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt. Seine dadurch überaus geſchmeichelte Eitelkeit bewog ihn, um die Ehre des Triumphs anzuhalten, die ihm jedoch nicht zugeſtanden wurde. Mehr als ſein militäriſcher Ruhm verdienten ſeine Sanftmuth und Uneigennützigkeit, die er in ſeiner ganzen Verwaltung zeigte, anerkannt zu werden, um ſo mehr, als ſie zu jener Zeit ſelten waren, wo die Großen Roms ſich um eine Provinz nur bewarben, um ihre durch den Luxus zerrütteten Vermögensumſtände wieder herzuſtellen. Sobald ſeine Sendung beendigt war, kehrte er nach Rom zurück, das der Bruch zwiſchen Cäſar und Pompejus mit einem großen Ereigniß bedrohte. Er ward ehrenvoll empfangen, aber er ſah ſich bei ſeinem Eintritt in Rom mitten in den Flammen der bürgerlichen Zwietracht. Cicero, die Schrecken eines Bürgerkriegs verabſcheuend, glaubte beide Nebenbuhler zu verſöhnen, obwohl er ſeine Unvermeidlichkeit hätte einſehen ſollen. Cäſar marſchirte auf Rom, und Pompejus, der mit zu vielem Vertrauen den Namen der Republik und den ſeinigen dem Aufrührer entgegengeſtellt hatte, ſah ſich gezwungen, mit den Conſuln und dem Senate zu fliehen. Cicero, der dieſes plötzliche Anrücken nicht

vorhergeſehen hatte, befand ſich noch in Italien. Cäſar ſah ihn zu Formiä, und vermochte nichts über ihn. Cicero, obgleich er überzeugt war, daß die Gegenpartei ſicherer ſey, und obgleich ſein Eidam Dolabella einer von Cäſars Vertrauten war, ging dennoch aus Ehrgefühl wieder zu Pompejus; aber er brachte in das Lager deſſelben einen Kleinmuth mit, der um ſo mehr beleidigte, je mehr er ſich durch geiſtreiche Sarkasmen äußerte. Nach der pharſaliſchen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er ſich, den Oberbefehl über einige in Dyrrachium gebliebene Truppen zu übernehmen, und indem er auf jeden Plan für Krieg und Freiheit Verzicht leiſtete, begab er ſich nach Italien, welches Cäſars Stellvertreter Antonius verwaltete. Dieſe Rückkehr war mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpft, bis der Sieger ihm ſchrieb und bald nachher ihn mit huldvoller Vertraulichkeit aufnahm. Cicero beſchäftigte ſich ganz mit der Literatur und Philoſophie. Er trennte ſich von ſeiner Gemahlin Terentia, um eine ſchöne und reiche Erbin zu heirathen, deren Vormund er war. Aber die ökonomiſchen Rückſichten, die ihn zu dieſem Schritt vermochten, konnten ihn nie beſtimmen, der Oberherrſchaft zu ſchmeicheln; vielmehr hielt er ſich abſichtlich entfernt, indem er die Schmeichler Cäſar's verſpottete, und ihnen ſeine Lobrede Cato's entgegenſetzte. Sein Mißvergnügen ward jedoch durch Cäſars Großmuth beſiegt, als dieſer dem Metellus verzieh. Entzückt über eine Handlung der Gnade, die ihm einen Freund wiedergab, brach Cicero ſein Schweigen und hielt jene berühmte Rede, die eben ſo viel Lehren und Lobſprüche enthält. Bald darauf ſprach er für Ligarius, und der Todesbefehl entſank den Händen Cäſars, der eben ſo empfindlich für den Reiz der Rede als für das Vergnügen zu verzeihen war. Cicero gewann einen Theil ſeines Anſehns wieder, als der Tod ſeiner Tochter Tullia ihn auf das ſchmerzlichſte traf. Er ſchrieb, um ſeinen Gram zu mildern, ſeine Abhandlung vom Troſte und beſchäftigte ſich aufs eifrigſte mit den Studien und den Wiſſenſchaften. Seine tusculaniſchen Quäſtionen, und ſein Werk De legibus, verfaßte er in jener Zeit, und vollendete ſein Buch Hortenſius, ſeine vier Bücher akademiſcher Quäſtionen, und eine Leichenrede auf Cato's Schweſter Porcia. — Die Ermordung Cäſars, die anfänglich alles zu verändern ſchien, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn. Cicero erfreute ſich dieſes Todes, deſſen Zeuge er war; aber dieſe Freude erregt Unwillen, wenn man an die Lobſprüche voll Enthuſiasmus und Zärtlichkeit denkt, die er eben noch Cäſar in ſeiner Vertheidigungsrede für den König Dejotarus ertheilte. Cicero hoffte einen großen politiſchen Einfluß wieder zu gewinnen; die Verſchwornen theilten ihm den Ruhm einer Unternehmung zu, an welcher ſie ihm keinen Antheil gegeben. Je weniger er, ein ehrgeiziger Republikaner, bei der Revolution ſelbſt gethan hatte, um ſo thätigern Antheil eilte er durch Billigung und Beförderung nachher zu nehmen. Aber durch den Tod des Beherrſchers war die Republik noch nicht wieder hergeſtellt. Die Verſchwornen verloren ihre Erfolge durch Unentſchloſſenheit. Antonius trat an Cäſars Stelle. Cicero ſah den Fehler des Senats ein, aber allein konnte er Antonius nicht aufhalten. Auch in dieſem unruhevollen Jahre fand Cicero Muße für gelehrte Beſchäftigungen. Er ſchrieb ſeine Abhandlungen De natura Deorum, De senectute und De amicitia, beſchäftigte ſich mit einer Geſchichte ſeiner Zeit, begann ſein unſterbliches Werk De officiis, und vollendete ein anderes De gloria, das erſt im vierzehnten Jahrhundert verloren gegangen. Er entſchloß ſich nach Griechenland zu gehn, wo er ſicher ſeyn konnte. Allein bald kehrte er nach Rom zurück, und

faßte jetzt jene bewunderten Reden ab, die wir unter dem Namen der philippiſchen kennen, und die, indem ſie ſeiner Beredſamkeit das Siegel aufdrücken, ſo rühmlich ſeinen Patriotismus beurkunden. Die zweite, von allen die heftigſte, ward bald nach ſeiner Rückkehr geſchrieben, aber nie gehalten. Ein unverſöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünſtigen zu müſſen, wiewohl ihn die verſtellte Mäßigung deſſelben nicht täuſchte. Er hielt ihn jedoch für minder gefährlich als Antonius. Das Uebel lag in der Schwäche der Republik, die ſich nur dadurch dem einen Herrſcher entziehn konnte, daß ſie ſich einem andern hingab. Cicero that wenigſtens alles, was man von einem großen Redner und unverzagten Bürger erwarten konnte. Von ihm gingen alle kräftigen Beſchlüſſe des Senats in dem Kriege aus, den die Conſuln und der junge Cäſar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Man findet den Beweis davon in ſeinen philippiſchen Reden. Als nach dem Tode der beiden Conſuln Octavius ſich des Conſulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß ſchloß, ſank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn. Cicero, der ſtets Octavius geſchont, und dem Brutus ſogar vorgeſchlagen hatte, ſich mit ihm auszuſöhnen, ſah endlich, daß es keine Freiheit mehr gebe. Als die Triumvirn einander ſelbſt das Blut ihrer Freunde Preis gaben, ward Cicero's Kopf von Antonius gefodert. Cicero, der ſich mit ſeinem Bruder und Neffen nach Tuſculum zurückgezogen hatte, erfuhr, daß ſein Name auf der Proſcriptionsliſte ſtehe. Er begab ſich in großer Unentſchloſſenheit an die Meeresküſte und ſchiffte ſich ein. Ungünſtige Winde trieben ihn ans Land zurück. Auf die Bitten ſeiner Sclaven ſchiffte er ſich zum zweiten Mal ein, ſtieg aber bald wieder ans Land, um in ſeinem Landhauſe bei Formiä zu ruhn. Hier beſchloß er, ſein Schickſal zu erwarten. „Ich will ſterben, ſagte er, in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal gerettet habe.“ Seine Sclaven, welche die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn beunruhigt ſahen, verſuchten ihn in einer Sänfte zu entfernen; aber bald erblickten ſie die Mörder auf ihren Ferſen. Sie rüſteten ſich zum Kampf; aber Cicero, dem nichts als zu ſterben übrig war, verbot ihnen allen Widerſtand, beugte ſein Haupt dem Popilius, dem Anführer der Mörder, entgegen, den er einſt durch ſeine Beredſamkeit gerettet hatte, und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er ſtarb 64 Jahre alt. Sein Kopf und ſeine Hände wurden zu Antonius gebracht, der ſie auf derſelben Rednerbühne befeſtigen ließ, von welcher herab der Redner, wie Livius ſagt, eine Beredſamkeit hatte hören laſſen, die nie eine menſchliche Stimme erreicht hat. Cicero verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm Auguſtus mit den Worten gab: Er war ein guter Bürger, der aufrichtig ſein Vaterland liebte. — Er war, was ſo ſelten mit der Größe verbunden iſt, auch ein tugendhafter Mann, denn er hatte nur Charakterſchwächen, kein Laſter, und er ſuchte immer das Gute um des Guten, oder, was am leichteſten zu verzeihen iſt, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und ſchönen Gefühlen, der Vaterliebe, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wiſſenſchaften geöffnet. Er gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Man verzeiht eine Eitelkeit, die ſich ſtets rechtlich und offen zeigt, und man muß ſo große Talente, von ſo liebenswürdigen Eigenſchaften geſchmückt, hochſchätzen. Cicero's Beredſamkeit blieb ſtetes Muſter, und nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften war er der bewundertſte der alten Schriftſteller, und ſtets wird die Reinheit

des Styls ihm den erſten Rang unter den römiſchen Claſſikern erhalten. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind ſeine Reden, die ſich ebenſoſehr durch kunſtreiche Anordnung und eine harmoniſche Sprache, als durch kraftvolle, geiſtreiche und tiefe Gedanken auszeichnen. Aber die Kenntniß ſeiner Kunſt nöthigt ihn, ſeinen Gedanken ſtets jene Entwickelung zu geben, wodurch der Hörer zum Verſtändniß und zur Ueberzeugung gebracht wird; und der gute Geſchmack erlaubte ihm nicht, ſie in einzelne hervorſtechende Züge zu ſetzen. Letztere ſind gleichmäßig allenthalben vertheilt; aber dieſe allgemeine Vollkommenheit ſchadet der Wirkung des Einzelnen. Der Styl der philoſophiſchen Schriften, der redneriſchen Pracht entkleidet, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenoſſen auch ſeinen Reden gewünſcht hätten. Man erkennt indeß den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Dieſe philoſophiſchen Schriften, deren Hauptinhalt von den Griechen entlehnt iſt, haben für uns einen ſehr ungleichen Werth. So iſt ſein Werk De natura Deorum, bei aller Eleganz und Klarheit der Analyſen, für uns nur eine Sammlung von Irrthümern; die Tuſculanen (Tusculanae Quaestiones) leiden an den Subtilitäten der atheniſchen Schule; ebenſo gehört das Werk De Finibus bonorum et malorum dieſer etwas zu trocknen und gelehrten dogmatiſchen Philoſophie an. Dagegen haben ſeine Werke über die practiſche Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch De officiis bleibt die ſchönſte von rein menſchlicher Weisheit eingegebne Abhandlung über die Tugend. Auch ſind die Freuden der Freundſchaft und des Alters nie beſſer dargeſtellt worden, als von Cicero in ſeinen Werken De amicitia und De senectute. Der Traum des Scipio, das einzige Bruchſtück, das wir von ſeinem Buche De republica beſitzen, iſt von einer glänzenden Originalität. Die Werke De divinatione und De legibus ſind lehrreiche Denkmäler des Alterthums. Derſelbe philoſophiſche Geiſt zeigt ſich in ſeinen oratoriſchen Schriften, beſonders in der wichtigſten derſelben, De oratore, wiewohl weder hier, noch in den Claris Oratoribus, den Topicis, der Partitione oratoria u. ſ. w. viel für uns brauchbares enthalten iſt. Das intereſſanteſte von allen ciceronianiſchen Werken aber ſind für die Nachwelt ſeine Epistolae Familiares und ad Atticum, welche mehr als irgend ein anders eine genaue und lebhafte Idee von dem Zuſtande der Republik geben, und den Verfaſſer in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit als Menſchen zeigen. Seine übrigen Werke übergehn wir, wie auch eine Anzeige der vorzüglichſten Ausgaben, und ſchließen mit der Bemerkung, daß ſein Leben unter den Alten von Plutarch, unter den Neuern von Middleton und Morabin beſchrieben worden iſt.

Cicerone heißt in Italien, beſonders in Rom, derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Je gründlichere und gelehrtere Kenntniſſe der Cicerone von der Kunſt und dem Alterthum hat, deſto beſſer wird er ſeinem Amte vorſtehen, und mehrere verdienſtvolle Archäologen und Kunſtkritiker, als Fernow, Hirt, Reifenſtein u. A., haben es nicht verſchmäht, ſich einer Beſchäftigung zu widmen, in welcher ſie Andern nützlich werden konnten, während ſie ſelbſt durch die wiederholte Betrachtung der Kunſtwerke ſich immer vertrauter mit denſelben machten.

Cicisbeo iſt in Italien der erklärte Führer, Begleiter und Geſellſchafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in den höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit an nur in ſeinem Hauſe mit ſeiner Frau umgehe; in Geſellſchaften, zu öffentlichen Luſtbarkeiten begleitet ſie der Cicisbeo, der ſeiner Gebieterin

bereits bei der Toilette aufwartet, um ſich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu laſſen. Dem deutſchen Ehemann möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats nicht ſo wohl einleuchten, als dem italiäniſchen, ſo ſehr auch Jagemann in dem zweiten ſeiner Briefe über Italien ſich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzuſtellen; und in der That iſt dieſe Sitte um ſo auffallender, da der von Natur ſo eiferſüchtige Italiäner mit dem Eheſtande zugleich ſeinen ganzen Charakter zu verändern ſcheint. Der P. Barri hat die Cicisbeatura zum Gegenſtande eines moraliſchen Werkes gemacht, und theilt ſie in die larga und stretta. Die erſte findet er zuläßlich, aber die letzte iſt auch ihm ein Stein des Anſtoßes.

Cid (Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar), geb. 1026, iſt einer der wenigen Helden, dem es blos durch Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelang, bei ſeinem Leben den Königen gleich geſchätzt, und auch nach ſeinem Tode der Stolz ſeiner Nation zu ſeyn. Er, von ſeinen Feinden el mio Cid (mein Herr), Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) von ſeinem König und Volk genannt, „der zu guter Stunde geborne, zu guter Stunde umgürtete Ritter" lebte fort in der Poeſie ſeines Vaterlandes, und Herder hat die Romanzen, die ſeinen Ruhm verewigen, auch uns ertönen laſſen. Früher kannten wir faſt nur aus dem Schauſpiele des großen Corneille, zu dem ihn ein anderes des ſpaniſchen Dichters Guillen de Caſtro befeuert hatte, die in ihrer Art einzige Geſchichte ſeiner Liebe. Rodrigo liebte, ſo zärtlich als er geliebt ward, Ximenen, Tochter des Grafen Gormaz, der nebſt Diego, dem Vater Rodrigo's, am Hofe Ferdinands von Caſtilien vor allen Rittern glänzte. Gormaz Eiferſucht auf Diego's größere Auszeichnung entzweite beide Väter, und als es einſt zwiſchen ihnen zum Zweikampf gekommen war, worin Gormaz den Greis Diego beſiegt, und dieſe Schmach noch durch Hohn vermehrt hatte, foderte Diego von ſeinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im gewaltigen Kampfe zwiſchen Ehre und Liebe ſiegte die erſte in des Jünglings Bruſt, und Gormaz fiel. Ximene, getheilt zwiſchen dem Schmerz um den verlornen Vater und den verlornen Geliebten, durfte nun ebenſowenig der Stimme der Liebe Gehör geben, und mußte auftreten, Rache auf deſſen Haupt zu erflehen, für den allein ihr Herz ſchlug. Ein Zweikampf wurde angeordnet, in welchem aber Niemand dem jungen Löwen ſtehen mochte. Was half dies aber ihm, deſſen Herz im Innerſten zerriſſen war. Nur der Gedanke an Erfüllung großer Pflichten verſprach ihm Beruhigung und Milderung ſeiner Schmerzen. Fünf Könige der Mauren waren in Caſtilien eingefallen; Verwüſtung und Mord zogen mit ihnen. Rodrigo, der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, ſchwang ſich auf ſein edles Roß Babieca, und zog an ſeiner Vaſallen Spitze dem furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu ſeyn. Die fünf gefangenen Könige ſandte der junge Held an Ferdinand, welcher dankbar ihm Ximenen zuführte, und ſo wieder vereinigte, was des Schickſals Ungunſt auf ewig getrennt zu haben ſchien. Dafür hatte Ferdinand bis an ſeinen Tod keinen treueren Freund als Rodrigo. Ferdinand, das Schrecken der Mauren, vereinigte Gallizien, Leon und Oviedo mit Caſtilien; die Nachwelt nennt ihn den Großen; Rodrigo aber war's, der ihm den Zunamen erwarb. Als nach Ferdinands Tode deſſen Sohn Sancho den Thron beſtieg, ſetzte er den Cid über das ganze Heer als Campeador. Ferdinand hatte in ſeinem Teſtamente das kaum vereinte Reich, väterlich wohlmeinend, politiſch unklug, unter ſeine Söhne vertheilt; Sancho'n war Caſtilien, Alfonſo'n

Leon und Oviedo, dem Garcia Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugal zugefallen. Nur zu bald wurde dieſe Theilung Urſache eines traurigen Bruderkriegs, in deſſen Schlachten allen Sancho ſiegte, weil der Campeador das Banner trug. Alfonſo war gefangen, Garcia durch unweiſe Regierung ſelbſt gefallen, und es kam nur noch darauf an, Zamora's hartnäckigen Widerſtand zu beugen. Vor den Mauern dieſer gewaltigen Stadt aber fand Sancho, meuchelmörderiſch ermordet, ſein Ziel, und Alfonſo, nur vor acht Monaten noch vom Cid geſchlagen, ward auf den Thron berufen. Die Romanzen erzählen, im Namen der Stände Caſtiliens habe der Cid dem neuen König über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit ſo eindringlichem Ernſte vorgeleſen, daß Alfonſo erſchüttert, aber auch beleidigt ward. Geſchichtſchreiber gedenken deſſen auch, jedoch als ungewiß, und es ergibt ſich vielmehr, daß der neue König des großen Dienſtmanns jetzt ihm heilige Treue ehrte, und nichts ſparte, um ihn ganz zu gewinnen und ſich zuzueignen. Dieſe Umſtände erwarten aber erſt eine kritiſche Unterſuchung, beſonders in Hinſicht auf des Cid Vermählung. Nach der Geſchichte vermählte Alfonſo ihn mit Donna Ximene, ſeiner Nichte (1074), und es ſcheint demnach, man müſſe ihn für zwei Mal vermählt annehmen. Joh. Müller vermuthet, daß des ſtolzen Gormaz großdenkende Tochter ſeine erſte Ximene geweſen ſey. Wie dem nun ſey, ſo iſt gewiß, daß der Cid, der im Frieden und Krieg auch ſeinem neuen König wichtige Dienſte geleiſtet, öfters die Wandelbarkeit der Fürſtengunſt erfahren habe. Ein Mann wie er, von ſtrenger Geradheit und Tugend, unbeugſam, hochgeſinnt, Verächter des weichlichen Lebens, war nicht für den Hof; ſein treuer Freund und Waffenbruder, Alvaro Hanez Minaya, Weib und Kind waren ſeine Welt; der Ernſt ſeiner Züge, ſein breiter langer Bart erweckte nur Ehrfurcht und Scheu: drum lebte er in der Stille, und gab den Höflingen durch ſeine Abgezogenheit zur Verleumdung Raum. Daher ward mehrmalige Verweiſung über ihn verhängt. Nur in Zeiten der Noth ſuchte man ihn wieder, und großmüthig und gut wie er war, gedachte er dann nicht der zugefügten Beleidigungen. Endlich aber nahm ihm der König alles, was er von ihm hatte, Weib, Koſtbarkeiten, Geld; nur aus einer Art von Scham, vielleicht auch aus Furcht, ließ er nachher Ximenen frei. Verſtoßen, geplündert, zurückgeworfen auf ſich, wurde Rodrigo aber glücklicher und größer als je zuvor, denn er ſtritt nun frei für ſich, dennoch aber getreu dem Vorſatz, das Reich Valencia der Nation und Religion zu gewinnen. Mitten im glücklichſten Laufe ſeiner Siege aber eilte der Edelmüthige ſeinem von Joſeph, Fürſten der Gläubigen, bedrängten Könige zu Hülfe, leider auch diesmal nur, um Undank für Großmuth einzuernten. Zur Nachtzeit brach er da mit ſeinen Getreueſten auf, und floh, verlaſſen und mit allem ſchlecht verſehen, vor ſeinem König. Nur er blieb ſich treu, und ſein Glück ihm. Neuerdings beſiegte ſein Edelmuth den König, der nun Jedem frei gab, in Cids Krieg zu ziehen, der ſtets für Spaniens gute Sache, und nie anders als mit glänzendem Erfolg, geführt ward. Vor dem neidiſchen Hofgeſinde erklärte nun Alfonſo laut: „Dieſer Cid dient mir weit beſſer, als Ihr," und ließ ſich endlich nicht mehr hindern ihn zu beſuchen. Von der Zeit an wandte er ſein Herz nie wieder von ihm, und beförderte nur unſchuldig, was die Bosheit gegen den Cid beſchloſſen hatte. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beſchloſſen, durch Heirath ſeiner Töchter den Reichthum Cids in ihre Hände zu bringen. Der König ſelbſt war der Werber, und der Cid gab dem König nach. Mit Donna Elvira und Don-

na Sol und dem großen Reichthum, welchen der Cid erbeutet, zogen ſie von dannen. Kaum aber hatten ſie ſich des Geleits entledigt, als ſie in einer wilden Bergwüſte den Frauen die Kleider vom Leibe riſſen, ſie banden und ſchlugen, bis der Schmerz ihre Stimme erſtickte, und mit dem Geld in die Heimath zogen. Durch einen Vertrauten, den der Vater heimlich nachgeſendet, ward die Unſchuld gerettet und das Bubenſtück an den Tag gebracht. Cid foderte Recht; Alfonſo berief alle Dienſtmannen von Leon und Caſtilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Rückgabe der Koſtbarkeiten und Schätze wurde geboten, und für den Schimpf Zweikampf mit Mannen, welche Cid ernennen würde. Die Buben ſuchten dieſen abzulehnen; der König aber war für das Recht. Mit ſchlecht verſtellter Scheu ritten ſie in die Schranken; die Ritter des Cid rannten ſie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben ward ihnen gelaſſen. Die letzte der öffentlichen Thaten des Cid war die Eroberung von Sagunt (Murviedro), nach welcher dieſer in allen Zeiten und beiderlei Glück ſich immer treu gebliebene große Mann, der durch ſeinen Arm die Bewaffneten, durch ſeine Güte die Herzen bezwang, der Schrecken der Feinde, der Stolz und die Freude der Eingebornen Spaniens, im 74ſten Jahre (1099) zu Valencia ſtarb. Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, ſchien gegen die andringende Macht der Ungläubigen ſchwer zu behaupten für die geſammte Macht von Leon und Caſtilien. Seine Witwe zog deshalb mit des Helden Leichnam nach Caſtilien. Zu St. Peter von Cardena wurde er in ſeine Grabſtätte geſenkt, die von Kaiſern und Königen verehrt ward. Dort ruht auch die edle Ximena, und unter Bäumen vor dem Kloſter liegt Babieca, das treue Roß. So lange für echten Edelſinn in menſchlicher Bruſt ein Gefühl übrig iſt, wird der Ruhm ſeiner erhabenen Seele nicht untergehen. Er lebte fort in der Sage der Poeſie, die ihn dem König Artus und Carln dem Großen gleichgeſtellt hat, und von Fabeln möglichſt gereinigt in der hiſtoriſchen Darſtellung Johannes Müllers. dd.

Cignani (Carlo), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna im J. 1628. Er war ein Schüler Albano's, den er ſogar in einigen Punkten übertroffen haben ſoll. So leicht er neue Werke unternahm, ſo ſelten war er zufrieden genug damit, um ſie für beendigt anzuſehn. Seine Flucht nach Aegypten war das Werk von ſechs Monaten. Er verſtand zu componiren wie die Carracci, und ſeine Figuren auf eine Weiſe zu vertheilen, daß ſeine Gemälde größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Seine ſchönſten Frescoarbeiten ſind zu St. Michael in Bosco, in von Engeln getragnen Ovalen und in dem Saal des Palaſtes, wo er König Franz I von Frankreich darſtellte, wie er die Köpfe heilt. Zu Parma mahlte er in dem herzoglichen Garten mehrere Anſpielungen auf die Liebe, welche durch die Malereien Auguſtin Carracci's nichts verlieren. In ſeiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den ſchönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andre Ideen dieſes Meiſters nachgeahmt; aber außerdem iſt er allenthalben in der Zeichnung der Nacheiferer Correggio's. Er bringt nicht ſo oft Verkürzungen an, wie die Lombarden, und in ſeinen Umriſſen und Drapperien hat er eine ihm eigenthümliche Vollendung. Sein Pinſel iſt kräftig und ſein Colorit lebhaft. Clemens XI. erwies ihm verſchiedne Ehrenbezeigungen. Cignani ſtarb zu Forli 1719. Seine Werke ſind von mehreren Meiſtern geſtochen worden. Von ſeinen Schülern waren die vorzüglichſten Creſpi, Franceschini, Quaini, der Graf Felix Cignani, ſein Sohn, und der Graf Paul Cignani, ſein Neffe.

Cilicien hieß das Küſtenland, welches ſich von Pamphilien bis Syrien erſtreckte, und im Norden vom Taurus begränzt wurde. Die Bewohner der Küſten machten ſich als Seeräuber furchtbar, und beunruhigten ſelbſt das ägäiſche und ioniſche Meer. Die nördlichen Einwohner lebten zum Theil nomadiſch, die öſtlichen vom Ackerbau. Die Geſchichte Ciliciens iſt uns wenig bekannt; hin und wieder werden Könige unter dem Titel: Syenneſis genannt. Durch Alexander ward Cilicien eine macedoniſche, dann eine ſyriſche, und durch Pompeius Sieg über die Seeräuber zum Theil eine römiſche Provinz; ganz beſiegt ward es erſt unter Veſpaſian.

Cilicium wird in den Klöſtern ein handbreiter und verhältnißmäßig langer, aus dünnem Draht geflochtener Gürtel, an deſſen jedem Gliede aber der Draht abgeſchnitten und ſpitzig iſt, wie eine Stecknadel, welche Spitzenſeite inwendig an den Leib kommt, genannt; er wird zur Büßung getragen.

Cimabue (Giovanni), der Wiederherſteller der Malerkunſt in den neuern Zeiten, war 1240 zu Florenz geboren, und entſagte den Studien, für die er beſtimmt war, um ſeiner natürlichen Neigung zur Malerei zu folgen. Zwei griechiſche Meiſter, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Capelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu malen, waren ſeine erſten Lehrer. Obgleich dieſe Meiſter ungeſchickt waren in der Führung des Pinſels, ſo lehrten ſie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältniſſe, welche die griechiſchen Künſtler in der Nachahmung der menſchlichen Formen beobachtet hatten. Aufmerkſam auf ihren Unterricht, befleißigte ſich Cimabue beſonders des Studiums der ſchönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er ſich den Ruf eines ebenſo gelehrten Literators als geſchickten Malers. Gewiß verdiente der Werth eines Künſtlers anerkannt zu werden, welcher zuerſt den Malern, die ihm nachfolgen ſollten, die Elemente des ſchönen Ideals zeigte, deſſen Andenken mehrere Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöſcht hatten; jedoch findet man in den Werken Cimabue's nicht jene harmoniſche Anordnung in Vertheilung des Lichtes und Schattens, welche das ſogenannte Halbdunkel bildet; ſeine Farbe iſt trocken, flach und kalt; die Umriſſe ſeiner Figuren durchſchneiden ſich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabſichtigte. Cimabue hatte keine Idee von der Linear- und Luftperſpective; ſeine Gemälde ſind eigentlich nur einfarbig. Aber dieſe Fehler, welche der Kindheit der Kunſt zuzuſchreiben ſind, werden durch die höchſten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, ſtrenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und ſchöner Faltenwurf: darin im Allgemeinen beſteht das Verdienſt dieſes großen Meiſters. Seine Werke erinnern am vollkommenſten an die berühmten Gemälde des Alterthums. Sein Talent iſt gleichſam das Band zwiſchen der alten und neuen Malerei. Cimabue übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomalerei und die Architektur. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher die ihm folgenden Maler die Kunſt zur Vollkommenheit brachten. Nach ihm traten nach und nach auf Maſfacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Titian, Michel Angelo und Rafael.

Cimaroſa (Domenico), ein berühmter Componiſt, geboren zu Neapel 1754. Nachdem er den erſten muſikaliſchen Unterricht von Sacchini empfangen, trat er in das Conſervatorium von Loretto, wo er die Grundſätze der Schule Durante's einſog. Man erzählt noch mit

lebhaftem Intereſſe in dieſem Inſtitut von den ſinnreichen Mitteln, welche Cimaroſa anwandte, um Nachts zu ſtudiren, ohne ſeine in demſelben Saale ſchlafenden Mitſchüler zu ſtören; man darf daher nicht erſtaunen, daß er ſchon früh ſeine Kunſt vollkommen inne hatte, und nachher ſeine Ueberlegenheit in einer Menge von Werken, beſonders in dem Sacrifizio di Abramo und der Olimpiade, ſo glänzend beurkundete. Studium und Genie waren in ihm verbunden. Er war noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, als er ſich ſchon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben hatte. Sein Ruf ſtieg von Tag zu Tag. Cimaroſa ward nach Rußland und an mehrere deutſche Höfe berufen, um hier heroiſche und komiſche Opern zu componiren, und beſonders in letztern zeichnete er ſich durch Schwung, Originalität und Lebendigkeit der Ideen und durch eine große Kenntniß der Bühne aus. Wenige Componiſten haben eine größere Menge von jenen glücklichen Motiven erfunden, die nach dem Ausdruck der Italiäner, di prima intenzione ſind, und dieſe Fülle der Phantaſie hat Anlaß gegeben, daß man gewöhnlich geſagt hat, ein Finale von Cimaroſa könne Stoff zu einer ganzen Oper hergeben. Mit dieſen glänzenden Eigenſchaften verband er die muſikaliſchen Eigenſchaften, welche die großen Harmoniſten auszeichnen, und mehrere ſeiner Opern glänzen nicht minder durch den Reichthum des Accompagnements, als durch die Reinheit und Anmuth des Geſanges. Er hat über 120 Opern geſetzt, von denen viele noch häufig auf den Haupttheatern von Europa gegeben werden. Unter ſeinen Opere serie ſind die berühmteſten, außer den oben genannten: Penelope; gli Orazii e Curiazii; Artaserse und Artemisia di Venezia, welche letztere ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter ſeinen Opere buffe aber: L'Italiana in Londra; L'Amor costante; Le trame deluse; L'Impresario in angustie; Il Pittor parigino; I nemici generosi; L'Imprudente fortunato; Il Credulo; La ballerina amante; Gianina e Bernardone und ſeine letzte, Il Matrimonio per raggiro. Keine von allen aber erregte einen allgemeinern Enthuſiasmus, als Il Matrimonio segreto. Cimaroſa ſelbſt dirigirte ſie zu Neapel bei ihrer Erſcheinung ſieben Mal hinter einander am Piano. Als Menſch war Cimaroſa eben ſo liebenswürdig, wie er als Künſtler groß und beſcheiden war. Ein berühmter Maler äußerte einſt gegen ihn, daß er ihn für größer als Mozart halte. „Was würden Sie ſagen," antwortete ihm dieſer, „wenn ich Sie für größer als Rafael erklären wollte?" Gretry, der von Napoleon über den Unterſchied zwiſchen beiden gefragt wurde, antwortete: Cimarosa met la statue sur le théatre et le piedestal dans l'orchestre au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piedestal sur le théatre. Cimaroſa ſtarb zu Venedig im J. 1801. Die Muſiker dieſer Stadt ließen ihm einen prächtigen Catafalk errichten, und führten eine große muſikaliſche Meſſe auf. Zu Rom führten die Muſiker ein Requiem auf, das Cimaroſa in ſeiner Jugend componirt hatte, und das durch Styl, Einfachheit und Melodie an das berühmte Stabat von Pergoleſe erinnert.

Cimbern oder **Cimmerier** waren das älteſte deutſche Volk, welches die Griechen kennen lernten. Dies geſchah bald nach dem trojaniſchen Krieg, wo die Cimbern aus ihren Wohnplätzen in der Crimm und europäiſchen Tartarei in Klein-Aſien einfielen. Damals mußten die Scythen vor den Maſſageten von der Oſtſeite des caſpiſchen Meers weichen und zogen ſich weſtlich gegen die Cimmerier. Dieſe waren unſchlüſſig, ob ſie nach dem Willen ihrer Könige ſich den Ankömmlingen

mit gewaffneter Hand widerſetzen oder ob ſie, wie eine andre Partei rieth, ihnen weichend auswandern ſollten. Es kam zwiſchen ihnen zu einem Treffen, in welchem die königliche Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyrus (Dniſter) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmäler ſah, floh die geſchlagne Partei um die Nord- und Oſtſeite des Pontus herum und fiel in Aſien ein, wo ſie den Griechen bekannt wurden; der andere Theil zog an die Weichſel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts als die Sage von dieſen Cimmeriern übrig, daß ſie nordweſtlich gezogen. Daher hielten die Griechen, als ſie in den nordweſtlichen Ocean kamen, die dortigen Völkerſchaften für Cimmerier und aus demſelben Grunde bekamen ſpäter Holſtein, Schleswig und Jütland den Namen der cimbriſchen oder cimmeriſchen Halbinſel. Homer fand eine Sage vor ſich, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den Avernus ſuchte, welche in ewiger Finſterniß wohnen ſollten; und Pytheas hielt eine Menſchengattung, die er auf der däniſchen Halbinſel fand, für dieſe Cimmerier. Dieſe Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geſchichte zu bringen. Die wahren Cimmerier waren nie ſo weit nach Norden hinauf gekommen, ſondern wohnten an der Weichſel, von wo ſie unter dem Namen der Cimbern, gemeinſchaftlich mit den Teutonen, den fürchterlichen Einfall gegen Italien ausführten. Im J. Roms 640, als die Römer ſchon Herren von einem Theil der öſtlichen Alpen im heutigen Krain, Iſtrien u. ſ. w. waren, und ſich in Dalmatien und Illyricum längs der Küſte feſtgeſetzt hatten, erſchien plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker, welche den Conſul Papirius Carbo im heutigen Steyermark völlig ſchlugen, aber ſtatt nach Italien einzudringen, auf der Nordſeite fortzogen und bald darauf in Verbindung mit den Tigurinern in das Gebiet der Allobroger einfielen. Die Römer ſtellten ihnen zwei Armeen unter dem Conſul L. Caſſius und unter M. Aurelius Scaurus entgegen, aber beide wurden geſchlagen, jener von den Tigurinern, dieſer von den Cimbern. Doch auch jetzt zogen die Sieger nicht nach Italien, ſondern überſtrömten Gallien in drei Haufen, Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere, mit welchen der Conſul C. Manlius und der Proconſul Q. Servilius Cäpio ihnen entgegeneilten, wurden jenſeit des Rhodanus ebenfalls geſchlagen. Die Römer verloren, nach Aëtius Angabe, 80,000 Mann. Während Rom ſeine letzte Hoffnung in der Noth auf Marius ſetzte, durchzogen die Barbaren das übrige weſtliche Europa. Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber ſchlugen ſie zurück. Nun ward der Einfall nach Italien beſchloſſen. Er ſollte von den Teutonen und Ambronen auf der Weſtſeite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Oſtſeite geſchehen. Nachdem Marius die erſten durch drei volle Jahre erwartet und ſeine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, ſchlug er (im J. R. 651) an zwei Tagen, am erſten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Die Cimbern, welche indeß an der Etſch dem Conſul Catulus glücklich Trotz geboten hatten, wurden muthlos bei dieſer Trauerbotſchaft. Erſt als man ihr Verlangen, ihnen Land einzuräumen, abgeſchlagen hatte, wagten ſie (im J. R. 653) eine Schlacht, die ſie gänzlich verloren. Die zerſtreuten Cimbern und Teutonen verſchwinden ſeitdem aus der Geſchichte; wahrſcheinlich vereinigten ſie ſich mit andern deutſchen Völkern. Ein Theil von ihnen war mit dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben. Das ſind die Advatici. — Erſt ſpät erkannten die Römer in den Cimbern ein deutſches Volk. Lange hielten ſie ſie, durch ihren Anblick verführt, für Celten.

Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt ſich dadurch erklären, daß ſie ſich auf ihrem Zuge von der Donau und den Carpathen mit Celten verbunden und vermiſcht hatten.

Cimon, der Sohn des berühmten Miltiades und der Hegeſipyle, der Tochter des thraziſchen Königs Olorus, genoß, nach Plutarch, einer ſehr vernachläſſigten Erziehung und überließ ſich in ſeiner Jugend allen Arten von Ausſchweifungen. In dem perſiſchen Kriege aber fing er an, ſich bekannt zu machen, und als Themiſtokles vorgeſchlagen hatte, die Stadt zu verlaſſen und ſich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erſchien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum ſeines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er ſich zur Flotte begab. Er zeigte viel Muth in der ſalaminiſchen Schlacht. Ariſtides, der ihn bemerkte, ſchloß ſich ſeitdem an ihn an, indem er ihn für geſchickt hielt, dem gefährlichen Einfluß des Themiſtokles Schranken zu ſetzen. Als die Athenienſer in Verbindung mit den übrigen Griechen eine Flotte nach Aſien ſandten, um die dortigen griechiſchen Colonien von dem Perſerjoch zu befreien, gaben ſie Ariſtides und Cimon das Commando derſelben. Den Oberbefehl führte der ſpartaniſche König Pauſanias, deſſen Strenge die Gemüther der Verbündeten bald dergeſtalt empörte, daß ſie einſtimmig den Spartanern das Commando nahmen, um es den Athenienſern zu geben. Als bald darauf Ariſtides nach Athen zurückkehrte, war Cimon Oberbefehlshaber der geſammten griechiſchen Seemacht. Er that ſich durch mehrere glänzende Unternehmungen in Thrazien hervor, ſchlug die Perſer an den Ufern des Strymon, und bemächtigte ſich des Landes, wo die Athenienſer Amphipolis gründeten. Er eroberte die Inſel Scyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, und gründete daſelbſt eine athenienſiſche Colonie. Hier fand er Theſeus Gebeine, und brachte ſie in Pomp nach Athen, wo dieſem Heroen zuerſt ein Tempel erbaut wurde. Darauf ging er mit bedeutender Macht nach Klein-Aſien ab, unterwarf alle Städte an der Küſte und zog der perſiſchen Eskadre unter Tithauſtres, welche vor der Mündung des Eurymedon lag, entgegen. Die Perſer, obwohl an Zahl überlegen, wagten nicht, die Schlacht anzunehmen, ſondern fuhren den Fluß hinauf, um ſich unter den Schutz ihrer Landarmee zu begeben. Cimon, der ihnen folgte, griff ſie an, und nahm oder zerſtörte ihnen mehr als zweihundert Schiffe. Darauf landete er, und griff ihr Heer an, das er in völlige Unordnung brachte. Dieſe beiden, an einem Tage erfochtenen Siege ſetzten Xerxes in Schrecken, und führten den Frieden herbei. Cimon, der nach Athen zurückkehrte, zeigte ſich nicht minder groß im Frieden als an der Spitze der Armee. Er ließ die Verzäunungen um ſeine Felder und Gärten wegnehmen, damit ein jeder nehmen könne, was ihm beliebte. Sein Tiſch war für alle Bürger ſeiner Curie gedeckt; er erſchien öffentlich nie anders als von einigen Sclaven mit Kleidern begleitet, die er den Dürftigen austheilte; er ſchmückte die Stadt mit prächtigen Spaziergängen, ließ den Marktplatz mit Platanen bepflanzen, verwandelte die Akademie in den herrlichſten Garten von Athen, und alles dies auf ſeine Koſten. Dieſe Freigebigkeit war um ſo löblicher, da ſie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geſchah, denn er war dem Themiſtokles, und ſpäter dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volks zu vergrößern ſuchten, ſtets entgegen. Sein Hauptbeſtreben war, ein gutes Einverſtändniß zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen letztern er geliebt ward und die er nachzuahmen ſuchte. Als gegen das Jahr 466 vor

Chr. die Thaſier ſich empört hatten, ſchlug er ſie, nahm ihre Stadt, ſo wie die Goldminen, welche ſie auf dem benachbarten Continent hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Aſien zurück, als Perikles und andere Dämagogen ihn anklagten, daß er ſich durch die Geſchenke des Königs von Macedonien habe abhalten laſſen, dieſem Fürſten einen Theil ſeiner Staaten zu entreißen, obwohl man in Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine ſo grundloſe Anklage. Als bei einem während der Unternehmung auf Thaſos ausgebrochnen Aufſtande der Heloten gegen die Lacedämonier Letztere bei den Athenienſern Hülfe ſuchten, ſetzte es Cimon durch, ihnen unter ſeinem Befehl Truppen zu ſenden; aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, ſchickten dies Hülfscorps bald wieder zurück, was ſehr übel aufgenommen wurde. Andrer Seits hatten Perikles und Ephialtes die Abweſenheit Cimons benutzt, um dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtshofe der Heliaſten zu übergeben, wodurch die untern Volksklaſſen eine außerordentliche Gewalt erhielten. Cimon wollte bei ſeiner Rückkehr die Sachen auf den alten Fuß ſetzen; aber er konnte nicht dahin kommen, vielmehr benutzten die Häupter der Volkspartei das allgemeine Mißvergnügen über Cimon, ihn durch den Oſtracismus verbannen zu laſſen. Cimon begab ſich nach Böotien. Als bald darauf die Athenienſer nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, das ſie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoniern den Durchzug ſtreitig zu machen, fand er ſich ein, um mit ſeiner Tribus zu fechten. Er foderte ſeine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beſchuldigung ſey, daß er die Lacedämonier begünſtige, und alle fielen, indem ſie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwohl dieſe Schlacht zum Nachtheil der Athenienſer ausfiel, ſo ſetzten ſie doch den Krieg bis zum J. 456 vor Chr. fort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die Beſorgniß erregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf einzugehn. Sie riefen Cimon zurück, der den Frieden abſchloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienſer Nahrung zu geben, eine Expedition gegen Aegypten und Cypern beſchließen ließ. Mit zweihundert Schiffen ging er nach Cypern und ſchickte von da ſechzig nach Aegypten. Er belagerte darauf die Stadt Citium, ſtarb aber noch vor deren Einnahme, und nach ſeinem Tode zogen ſich die Athenienſer zurück. Athen verlor an ihm einen ſeiner ausgezeichnetſten Bürger. Die Volkspartei, der er widerſtanden hatte, gewann nunmehr das Uebergewicht und führte den Staat ſeinem Untergange entgegen.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), einer der edelſten Römer aus den ältern Zeiten des Freiſtaats, eben ſo ausgezeichnet durch Heldenthaten, als durch Edelmuth, Genügſamkeit und Uneigennützigkeit, wurde im J. 460 vor der chriſtlichen Zeitrechnung (294 nach Roms Erb.) zum Conſul gewählt. Die Abgeſandten, die ihm die Nachricht davon überbrachten, trafen ihn auf dem Felde mit dem Pflug in der Hand. Er nahm die Würde an, bedauerte aber unter Vergießung häufiger Thränen, daß nunmehr ſein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde, verwaltete das Conſulat uneigennützig und ruhmvoll, ſchlug es aber, als es ihm auf das nächſte Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher, um den unglücklichen Krieg gegen die benachbarten Aequier zu endigen, die Dictatur auf ſechs Monate. Auch hier fanden ihn die Boten hinter dem Pflug, und erſtaunten über die Frugalität des großen Mannes. Sogleich zog er dem eingeſchloſſenen Conſul Minutius zu Hülfe, überfiel die Feinde bei Nacht, nahm ihr ganzes Heer gefan-

gen, und theilte die Beute unter ſeine Soldaten aus, ohne etwas für ſich zu behalten, als eine goldne Krone, die ihm ſein Heer aus Dankbarkeit ſchenkte. Schon nach ſechzehn Tagen legte er, nachdem er einen Triumph gefeiert, ſeine Würde nieder, und kehrte in die ländliche Ruhe zurück. Allein noch im hohen Alter erhielt er die Dictatorwürde nochmals, um der Herrſchſucht des unruhigen und gefährlichen Spurius Mälius ein Ziel zu ſetzen. Er traf die wirkſamſten Vorkehrungen, und zerſtreute, als der Aufrührer durch einen gewiſſen Abala umgebracht worden war, deſſen zahlreiche Anhänger mit Beharrlichkeit und Nachdruck. So wurde dieſer erhabene Mann zwei Mal Retter ſeines Volks, das ihn als Vater verehrte.

Cinna (Luc. Cornel.), ein Anhänger des Marius, der, als Sylla durch die Achtserklärung des Marius ſich verhaßt gemacht hatte, das Conſulat erlangte, und dieſen, der eben als Proconſul nach Aſien abgehen wollte, anklagte, daß er den Staat ſchlecht verwaltet habe. Marius fand es nicht rathſam, ſich auf dieſe Klage zu ſtellen. Als Cinna darauf ein neues Geſetz zu Gunſten der Bundesgenoſſen gewaltſam durchſetzen wollte, kam es zwiſchen ſeiner Partei und der Partei des Senats, an deren Spitze Octavius, der andere Conſul, ſtand, auf dem Markte zu einem blutigen Gefechte, in welchem Cinna und die Seinigen beſiegt, und nach einem Verluſt von 10,000 Todten aus der Stadt vertrieben wurden. Cinna floh zu den Bundesgenoſſen, brachte 30 Legionen zuſammen, rief die Geächteten, und unter dieſen auch Marius zu ſich, bemächtigte ſich Roms, das ihm nicht widerſtand, und trat dem ſchrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Dies Blutbad dauerte fünf Tage. Auch für das folgende Jahr behielt er nebſt Marius eigenmächtig das Conſulat. Jetzt aber erſchien Sylla. Cinna wollte ihm entgegenziehen, allein ſeine Soldaten weigerten ſich, ihm zu folgen, überfielen und ermordeten ihn. — Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus, war das Haupt einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Auguſtus, der ihm aber auf das großmüthigſte verzieh und ſelbſt das Conſulat übertrug. Cinna war darauf dem Kaiſer bis an ſeinen Tod mit unverbrüchlicher Treue ergeben.

Cino da Piſtoja, ein berühmter italiäniſcher Rechtsgelehrter und Dichter, war 1270 zu Piſtoja geboren. Der Name ſeiner Familie war Sinibuldi oder Sinibaldi, ſein eigner Name aber Guittone, aus deſſen Diminutiv Guittoncino die Florentiner durch Abkürzung Cino machen. Er begann ſeine Studien in ſeinem Vaterlande und endigte ſie in Bologna, wo er das Baccalaureat erhielt. Dieſer Grad reichte hin, um das Richteramt verwalten zu können. Cino ſtand demſelben zu Piſtoja bis 1307 vor, zu welcher Zeit die zwiſchen den Weißen und Schwarzen ausgebrochnen blutigen Streitigkeiten ihn zur Flucht nöthigten. Er ging anfangs zu einem Freund auf der Gränze der Lombardei, der wie er von der Partei der Weißen war, und deſſen Tochter, Namens Selvaggia, ihm eine wirkliche oder bloß dichteriſche Liebe eingeflößt hatte. Dieſe Selvaggia war es, die er in ſeinen Verſen beſang. Sie ſtarb gegen dieſe Zeit. Cino reiſ'te darauf durch die Lombardei und Frankreich, und verweilte einige Zeit zu Paris. Er war vor 1314 wieder in Italien, denn in dieſem Jahre gab er zu Bologna ſeinen Commentar über den Codex heraus. Er hatte dieſes Werk in zwei Jahren geſchrieben, was in Rückſicht auf den Umfang, und auf die Schwierigkeit der abgehandelten Materien, allgemeine Bewundrung erregte. Er ward dafür noch in demſelben Jahre zum Doctor der Rechtsgelehrſamkeit creirt. Mehrere Univerſitäten ſtritten um ſeinen Beſitz.

Drei Jahre lebte er zu Treviſo, länger zu Perugia, wo der berühmte Bartolo ſein Schüler war. Ob er auch, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und ſelbſt zu Paris gelehrt habe, iſt ungewiß; dagegen iſt es gewiß, daß er 1334 unter den Profeſſoren der Univerſität von Florenz war. Der Gegenſtand, worin er unterrichtete, war das Civilrecht. Falſch iſt es, daß Petrarca und Boccaccio ſeine Schüler geweſen. Cino war 1336 nach Piſtoja zurückgekehrt, als er erkrankte und entweder noch in demſelben Jahre oder zu Anfang des folgenden ſtarb. Sein Commentar übertraf alles, was in der Art bisher erſchienen war und wurde mehrere Male gedruckt. Als italiäniſcher Dichter gehört Cino zu den beſten in jener frühen Zeit. Von allen Vorgängern des Petrarca iſt er demſelben am ähnlichſten. Seine Gedichte ſind zum erſten Mal 1558 zu Rom unter dem Titel erſchienen: Rime di messer Cino da Pistoja jureconsulto e poeta celebratissimo, novellamente poste in luce da Niccolò Pilli. Später ſind ſie zu Venedig mit einem zweiten Theile vermehrt erſchienen, den man jedoch für unecht hält.

Cinque Ports. Unter dieſer Benennung werden gegenwärtig ſieben (unter Wilhelm dem Eroberer waren ihrer fünf) gegen Frankreich zu liegende engliſche Häfen verſtanden, die vor allen andern gegen Invaſionen zu ſichern ſind. Sie haben viele Freiheiten und einen beſondern Aufſeher, welcher den Titel führt The Lord Wardee of the cinque ports und jährlich 3000 Pfund Gehalt hat. Er hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction und iſt von der engliſchen Admiralität eximirt. Die Namen der ſieben Häfen ſind: Dover, Sandwich, Rumney, Haſtings, Hythe, Winchelſea und Rye.

Circaſſien, eine Landſchaft Aſiens, welche auf der nördlichen Seite des Caucaſus vom ſchwarzen bis zum caſpiſchen Meere reicht. Die Einwohner nennen ſich ſelbſt Adige; von den Türken und Tartaren werden ſie Tſcherkas, von den Arabern Memalik, von den Oſſeten, einem gleichfalls caucaſiſchen Volke, Kaſach genannt. Sie bewohnen folgende Diſtricte: 1. Groß-Kabarda; 2. Klein-Kabarda; 3. Beslen, an der größern Laba, welche ſich in den Kuban ergießt; 4. Temirgai am Schagwaſcha; 5. Abaſech, vornehmlich am Fluſſe Pſchaha; 6. Bſeduch, an den untern Gegenden des Chuaſch; 7. Hatukai; 8. Bſchana. Dieſe kräftige und kriegeriſche Nation könnte ſehr furchtbar werden, wenn ſie ſtatt in verſchiedne Haufen getheilt und vielen kleinen Fürſten unterworfen zu ſeyn, unter einem Oberhaupte vereinigt wäre. Der wichtigſte von den circaſſiſchen Stämmen des Kuban ſind die Temirgoï; ſie bewohnen mehr als vierzig befeſtigte Dörfer und können 2000 Mann ſtellen. Die Schagacki, unterhalb der türkiſchen Feſtung Anapa, haben einen Fürſten, der ehemals Schiffe auf dem ſchwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Circaſſier verdienen den Namen einer halbcultivirten Nation. Sie bewohnen ein fruchtbares Land, das nördlich der Terek begränzt, und unterſcheiden ſich von allen übrigen caucaſiſchen Völkern durch ihre Schönheit. Die Männer ſind von hohem Wuchs, regelmäßiger Bildung, und führen den Säbel unübertrefflich. Die Weiber ſind von zarten Formen, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Geſicht, ſchlankem Wuchs, vollem Buſen. Der circaſſiſche Fürſt oder Edelmann, d. h. jeder, der nicht dient und ein Pferd beſitzt, iſt ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet, und geht ſelten aus dem Hauſe ohne Säbel und Köcher. Ein Helm und ein Panzer bedecken ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Die ganze Kabarda ſtellt 1500 Edelleute oder Usden und 10,000 waffenfähige Bauern oder Knechte. Aber die Kabardinerfürſten reiben ſich unter einander durch ſtete Feindſeligkeiten

auf. Der Boden der Kubarda iſt zum Ackerbau vortrefflich; doch iſt der Winter rauh und die Wärme nicht von langer Dauer. Die Einwohner vernachläſſigen die Geſchenke der Natur, namentlich die reichen Bergwerke, aus denen ſie köſtlichere Metalle als Eiſen und Kupfer, woraus ſie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein großer Theil des Reichthums der Circaſſier beſteht in ihrer Viehzucht, in Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde ſind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen ſie ein Zeichen ein. Sehr merkwürdig iſt ihr Feudalſyſtem. Der Unterthan iſt des Fürſten Eigenthum, wiewohl er ihn nicht verkauft, und ihn zu jedem perſönlichen Dienſte verpflichtet; aber er zahlt keine Abgaben. Der Edelmann erhält die Ordnung unter dem Volke und leiſtet dem Fürſten Kriegsdienſte. Letzterer hält offene Tafel, und jeder von denen, die Heerden haben, trägt dazu bei. Die Ehen werden nach Reichthum und Geburt geſchloſſen. Gleich nach der Geburt eines fürſtlichen Kindes wird daſſelbe aus dem älterlichen Hauſe entfernt und einem Edelmann zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. — Es beſteht unter den Circaſſiern ein Gaſtrecht, das ſie Kunadi nennen: für den Fremden, dem es zugeſagt worden, haftet ſein Wirth mit dem Leben. An einem Mörder nehmen die Verwandten des Ermordeten die Blutrache; kein Geld kann ſie verſöhnen. Sonſt waren dieſe Völker Chriſten, jetzt ſind ſie Mahomedaner, beobachten jedoch die Vorſchriften des Islam mit wenig Eifer. — Nach dem Verfall des chazariſchen Reichs ſcheinen die Circaſſier den Arabern, Tartaren und vielleicht auch den Georgiern unterthan geweſen zu ſeyn; gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts wurden ſie Vaſallen der Ruſſen. Czaar Iwan Waſiliewitſch ſandte (1565) eine kleine Armee unter dem General Daſchkow dem Temruk, einem circaſſiſchen Fürſten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwans aber vernachläſſigte der ruſſiſche Hof dieſe entfernten Unterthanen, und ſie wurden den Chanen der Crimm zinsbar, bis ſie, der Mißhandlungen der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee des Chans von 30,000 Mann überwanden. Gegenwärtig ſind ſie Rußland wieder unterworfen.

Circe, nach einigen des Helios und der Perſes, einer Oceanide, nach Andern des Hyperion und der Aſterope, nach noch Andern des Aëtes und der Hekate Tochter. Sie wohnte auf einer an der Weſtküſte Italiens gelegnen Inſel in einem Thale, wo ihr von polirten Steinen erbauter Palaſt auf einem freien Platze ſtand, um welchen durch ihre Zaubertränke gebändigte Löwen und Wölfe ſchweiften. Ihre Beſchäftigung beſtand im Weben, wobei ſie ſich durch Geſang ergötzte; ihre Dienerinnen waren vier Berg- und Flußnymphen. Als Ulyß auf ſeiner Irrfahrt auf ihrer Inſel gelandet war, ſchickte er den Eurylochus mit einem Theile der Mannſchaft aus, um die Gegend zu erkunden. Sie kamen zum Palaſte der Circe, welche ſie aufnahm und mit Speiſe und Wein bewirthete. Der damit vermiſchte Zaubertrank aber raubte ihnen das Andenken an ihr Vaterland, worauf Circe ſie mit einem Stabe berührte und in Schweine verwandelte. Nur Eurylochus war durch vorſichtige Enthaltung von dem Zaubertrank der Verwandlung entgangen und benachrichtigte Ulyß von dem Vorfall. Dieſer ging nun ſelbſt gerüſtet ans Land, um ſeine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Mercur, lehrte ihn, wie er ſich vor dem Zauber der Circe verwahren ſolle, und gab ihm die Pflanze Moly, als Mittel, ſeine Gefähr-

ten zu befreien. So ausgerüſtet erſchien er bei der Circe, deren Tränke bei ihm wirkungslos blieben. Dem Rathe Mercurs zu Folge rannte er ſodann mit ſeinem Schwerte auf ſie los, als wollte er ſie tödten. Sie aber warf ſich ihm zu Füßen, und fragte ihn, ob er Ulyſſes ſey, von dem ihr Mercur ſo viel Rühmliches erzählt habe. Als er dieſes bejahte, lud ſie ihn ein, in Liebe bei ihr zu verweilen. Er aber bewilligte dieſen Wunſch nur, nachdem ſie ihn mit heiligen Eiden beſchworen, ihm kein Leid zu thun, und ſeine Gefährten befreit hatte. Ulyſſes verweilte bei ihr ein ganzes Jahr und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Adrius oder Agrius und den Latinus. Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ſie ihm ihrem Verſprechen gemäß, daß er, um glücklich nach Hauſe zu kommen, zuvor in die Unterwelt gehn und den Tireſias um Rath fragen müſſe.

Circenſiſche Spiele hießen die Spiele, welche in den Circis, vornehmlich aber in dem Circus maximus gehalten wurden. (S. Circus.) Sie waren ſeit den früheſten Zeiten in Rom eingeführt. Schon Romulus feierte dergleichen dem Neptun zu Ehren. In der Folge ſtieg durch den Wetteifer der Aedilen die Pracht dabei immer höher, und unter den Kaiſern erreichte ſie endlich den Gipfel. Die vornehmſten unter den circenſiſchen Spielen waren die Ludi romani oder magni. Wie leidenſchaftlich das Volk von Rom dieſe Spiele liebte, beweiſ't der bekannte Ausruf, der ſeine zwei größten Bedürfniſſe umfaßt: Panem et Circenses (Brot und circenſiſche Spiele!) — Im Allgemeinen iſt von der Feier dieſer Spiele folgendes zu bemerken. Die erſte Feierlichkeit war eine glänzende Prozeſſion. Nachdem die Bildſäulen der großen Götter nach dem Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Berge gebracht worden, nahm der Zug von dieſem Tempel ſeinen Anfang und ging über das Forum und Velabrum in den Circus maximus. Die höchſte obrigkeitliche Perſon führte den Zug an. Vorauf wurde das Bild der Fortuna alata getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und nach des Julius Cäſars Tode auch das Bild dieſes vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiſer, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirſchen, Rehen, Kameelen, Elephanten, auch wohl von Löwen, Panthern oder Tiegern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, deren Väter oder Mütter allein noch am Leben waren, und welche die beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patricier von 15 bis 16 Jahren, bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die höhern voran, die niedern nach ihnen, und den Beſchluß machten der ganze Senat und die Söhne der Ritter zu Pferde und zu Fuß. Ihnen folgten die zum Wettfahren und Wettlaufen beſtimmten Wagen und Pferde, und die verſchiednen Arten der Fechter, als Fauſtkämpfer, Ringer, Läufer, alle bis auf eine Bedeckung um die Hüften nackt. An dieſen Zug ſchloſſen ſich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen meſſingnen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdies Helme. Vor jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab. Ihnen folgte die muſikaliſche Begleitung. Dieſen ſchloß ſich ein Haufe als Silene und Satyre gekleideter Perſonen an, welche, in rauhe Felle gekleidet und mit großen Blumenguirlanden in den Händen allerlei ſcherzhafte Tänze aufführten. Ihnen folgte wieder eine Geſellſchaft von Mu-

ſikanten. Der ausgelaſſenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerſt kamen die Camilli, Knaben, welche die Prieſter beim Opfer bedienten, dann die eigentlichen Opferdiener, nach dieſen die Haruſpices mit ihren Meſſern, womit ſie die Eingeweide der Opferthiere unterſuchten, und die Opferſchlächter, welche die geſchmückten Thiere zum Altar führten. Dieſen folgten die verſchiednen Prieſtercollegien mit ihrer Dienerſchaft; zuerſt der Pontifex maximus und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, darauf die Auguren, die Quindecimviri mit den ſibylliniſchen Büchern, die veſtaliſchen Jungfrauen, dann die übrigen geringern Prieſterorden nach ihrem Range. Den Beſchluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal um die Spina herum, worauf zum Opfer geſchritten wurde. Hatten dann die Zuſchauer ihre Plätze genommen, ſo begann die Muſik und die Spiele nahmen ihren Anfang. Dieſe waren: 1. Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren ſo ehrenvoll, daß Männer vom höchſten Rang daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Factionen getheilt waren, beſtand aus 24 Miſſus und jeder Miſſus in 7 Umläufe um die Metas. Jede Faction machte 6 Miſſus, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Jeder Miſſus betrug gegen 1 1/2 deutſche Meilen und konnte füglich in einer Stunde vollendet werden. Die Wagen waren ſehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) beſpannt; 2. gymniſche Kämpfe; 3. die ſogenannten trojaniſchen Spiele, Kampfſpiele zu Pferde, welche Aeneas zuerſt einführte, Julius Cäſar aber erneuerte; 4. Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menſchen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war oft ungeheuer; ſo gab Pompejus in ſeinem zweiten Conſulate 500 Löwen zu einem Thiergefechte her, welche nebſt 18 Elephanten in 5 Tagen getödtet wurden; 5. Nachahmungen von Seegefechten, wozu der Circus unter Waſſer geſetzt werden konnte.

Circumvallationslinie iſt die Umſchanzung, womit diejenigen, welche eine Feſtung belagern, ihr Lager umgeben, um ſich gegen äußere Anfälle, gegen Entſatz zu ſichern, ſo wie Contravallationslinie die Umſchanzung heißt, womit das Lager gegen die Ausfälle der Feſtungsbeſatzung geſchützt wird. Die Circumvallationslinie hat ihrer Beſtimmung gemäß die Front nach dem Felde zu. Da ſie außerhalb der Schußweite um die Feſtung laufen muß, ſo bekommt ſie einen Umfang, der ſowohl ihre Erbauung als ihre Vertheidigung ſchwierig macht. Daher findet ſie auch nur ſelten Anwendung. Man ſtellt lieber zur Deckung einer Belagerung ein eignes Beobachtungscorps auf.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andere Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Der äußern Geſtalt nach waren ſie rechtwinklichte Oblonga, nur daß die eine kurze Seite einen Halbcirkel machte. Sie waren ohne Dach. Der Eingang befand ſich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand ſechs Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden ſich die ſtufenweis über einander erhöhten Sitze der Zuſchauer. Sie ruhten auf feſten Gewölben und unter ihnen war noch ein breiter Waſſergraben, Euripus genannt, um die wilden Thiere von den Zuſchauern abzuhalten. Innerhalb befand ſich ein offner freier Platz (area), der mit Sand beſtreut war, und wo die Schauſpiele gegeben wurden. Dieſer freie Platz war der Länge nach durch eine niedrige Mauer in zwei Hälf-

ten getheilt, welche Spina hieß. Sie war zwölf Fuß breit und ſechs Fuß hoch, und auf dem Rücken mit kleinen Tempelchen, Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen geſchmückt. Von dieſen letztern, welche metae hießen, befanden ſich drei an jedem Ende. Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die Umläufe geſchahen. Bei der erſten Meta, der bogenförmigen Seite des Circus gegenüber, befanden ſich ſieben andere Säulen, welche entweder eine ovalrunde Geſtalt oder ovalrunde Kugeln (ova) auf ihrer Spitze hatten. Für jeden Umlauf, deren gewöhnlich ſieben geſchahen, wurde eine dieſer Kugeln herunter genommen. Von außen war der Circus mit Säulenreihen, Gallerien, Kramläden und öffentlichen Plätzen umgeben. Schon Romulus ſoll die circenſiſchen Spiele eingeführt haben. — In Rom gab es dieſer Gebäude mehrere. Das größte von allen führte vorzugsweiſe den Namen Circus maximus. Dieſer lag in der elften Region der Stadt, von ihm ebenfalls Circus maximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele gab, während welcher die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius Priſcus entwarf den Plan zu dieſem Bau, und einige begüterte Senatoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni oder megalenses angeſtellt, die man den obern Gottheiten, dem Jupiter, der Juno, Minerva und dem Neptun zu Ehren feierte. Dionyſius von Halicarnaß gibt ſeine Länge auf 2187 Fuß, ſeine Breite auf 933 1/3 Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260,000, nach Victor 385,000 Menſchen Platz. Julius Cäſar hatte ihn erweitert und ausgeſchmückt, unter Nero brannte er ab und unter Antoninus Pius ſtürzte er ein. Trajan baute ihn wieder und Conſtantin legte die letzte Hand daran. Gegenwärtig ſind nur noch wenige Spuren von ihm übrig. — Am vollſtändigſten hat ſich unter allen der Circus des Caracalla, in der erſten Region der Stadt, erhalten. (Vergl. circenſiſche Spiele.)

Cirkel. Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Mathematik ſ. Kreis und Kreislinie. In der Logik wird die Benennung Cirkel bei Definitionen und Beweiſen gebraucht. In einer Definition iſt ein Cirkel, wenn man einen Begriff durch ſolche Begriffe deutlich machen will, welche ſchon die Erkenntniß deſſelben vorausſetzen, d. h. wenn das Definitum wieder als Merkmal in der Definition vorkommt. Es kann dies geſchehen unmittelbar, durch ausdrückliche Worte, oder mittelbar, wenn der zu erklärende Begriff ſich unvermerkt in ein Merkmal der Definition einſchleicht und bei der Zergliederung der Merkmale, welche als der Probierſtein einer Definition anzuſehen iſt, wieder angetroffen wird. Im Beweiſe iſt ein Cirkel, wenn das, was erwieſen werden ſoll, ganz oder zum Theil, ſelbſt zum Beweisgrund angenommen wird.

Cis (Muſik), bezeichnet die zweite Stufe unſerer Tonleiter. Cis dur, diejenige Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Als Grundtonart eines Tonſtücks wird ſie nicht angewendet. Cis moll, die weiche Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in ſeinem Umkreis.

Ciſalpiniſche Republik. Dieſe ſchnell wieder erloſchene Republik erhielt ihre Entſtehung im Jahre 1796. Nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) proclamirte Bonaparte am 20. Mai die Freiheit der Lombardei, und bildete aus dieſer die transpadaniſche, ſo wie aus Bologna und Ferrara die ciſpadaniſche Republik. Nach

aufgehobenem Waffenſtillſtande zwiſchen Frankreich und Modena wurden zur ciſpadaniſchen Republik auch Modena und Reggio geſchlagen; und wenige Monate darauf (19. Febr. 1797) trat in dem Frieden zu Tolentino der Papſt die Legationen Bologna, Ferrara, und Romagna, nebſt der Landſchaft Meſola an Frankreich ab. Alle dieſe Abtretungen wurden ebenfalls mit der ciſpadaniſchen Republik vereinigt, die am 27. März 1797 ihre Conſtitution und nun den Namen der ciſalpiniſchen Republik erhielt, auch am 9. Julius unter dieſem Namen proclamirt und von dem Kaiſer im Frieden zu Campo Formio (17. Oct. 1797), als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff dieſe Republik: die ehemalige öſterreichiſche Lombardei, die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, die Stadt und Feſtung Mantua, das Mantuaniſche, Peſchiera, einen Theil der ehemaligen venetianiſchen Staaten, beſonders Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Fürſtenthum Maſſa und Carrara und die drei Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna. Ihre Gränzfeſtungen waren Mantua und Peſchiera. Allein da ſchon im Junius 1797 die Länder Veltlin, Worms und Cläven den Graubündnern den Gehorſam aufgekündigt hatten und die Vereinigung mit der ciſalpiniſchen Republik wünſchten, ſo wurden wenige Tage nach dem Frieden von Campo Formio, am 22. Oct. 1797, auch dieſe dazu geſchlagen. Die neue Republik beſtand nun aus 10 Departements und 771 Quadratmeilen, mit 3 1/2 Million Menſchen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der geſetzgebenden Verſammlung der Volksrepräſentanten in zwei Räthen (dem Rathe der Alten von 80, und dem größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium mit der höchſten Gewalt verſehen, beſtand, war Mailand. Ihre Kriegsmacht, franzöſiſche Truppen im Solde der Republik, beſtand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch eine, im März 1798 abgeſchloſſene, Of- und Defenſiv-Allianz, und einen Handelsvertrag noch feſter geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflöſung ſchnell entgegen. Eine neue Conſtitution verdrängte die andere, bis endlich (im März 1799) der Krieg von neuem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ausbrach. Die ciſalpiniſche Republik wurde durch die Siege des erſtern, in Gemeinſchaft mit den Ruſſen, erobert und aufgelöſ't. Die Schlacht von Marengo (14. Junius 1800) bewirkte ihre Wiederherſtellung. Die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Conſulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde ſie am 6. Sept. durch die Landſchaften Novareſe und Tortoneſe vergrößert, und in dem Definitivfrieden zu Lüneville am 9. Febr. 1801 von Oeſterreich anerkannt; nahm den 25. Jan. 1802 den Namen der italiäniſchen Republik an und erwählte Bonaparte zu ihrem Präſidenten, und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräſidenten. Sie wurde nun in zwölf Departements eingetheilt (zu welchen im Jahre 1803 ein dreizehntes, Verona, kam), die Departements aber in Diſtricte, jeder mit einem Hauptorte. Im Jahre 1805 (17. März) wurde dem franzöſiſchen Kaiſer durch eine Deputation der italiäniſchen Republik die Würde eines Königs von Italien übertragen, am 31. März ſein Regierungsantritt feierlich verkündigt, und hierdurch die italieniſche Republik aufgehoben. (Vergl. Italien.)

Ciſeliren, mit dem Grabſtichel zierlich bearbeiten; bei den Gold- und Silberarbeitern, getriebene Arbeit machen. Ciſelirſtich, der

eingeſtochene Zickzack, welchen auf ſilberne Geräthſchaften der Oberälteſte als Probe ſticht.

Cisrhenaniſche Republik iſt diejenige von den vielen, beſonders im Jahre 1797 entſtandenen Republiken, deren Exiſtenz nicht einmal allgemein bemerkt worden iſt. Da bereits eine cis- und transpadaniſche, cisalpiniſche und liguriſche Republik entſtanden waren; da ſogar die rebelliſchen Matroſen auf der engliſchen Canalflotte des Lord Bridport, unter ihrem Anführer, dem Matroſen Parker, eine ſchwimmende Republik errichtet hatten; da man überhaupt in jenem Zeitpunkte die republikaniſche Regierungsform für die vollkommenſte hielt, ſo war es nichts Außerordentliches, daß auch einzelne Städte ſich in Republiken umzuſchaffen ſuchten. So traten mehrere am Rhein gelegene Städte, und namentlich Cöln, Achen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten ſich unter franzöſiſchem Schutze für unabhängig, und proclamirten ſich im Sept. 1797 als eine cisrhenaniſche Republik. Da indeß damals an dem, ſchon im Oct. 1797 abgeſchloſſenen Definitivfrieden zu Campo Formio gearbeitet, und in dieſem die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel beſtimmt wurde, mithin die cisrhenaniſche Republik ohnehin an Frankreich fiel, und mit dieſem vereinigt wurde; ſo iſt dieſe cisrhenaniſche Republik, die man auch oft blos die cisrhenaniſche Conföderation nannte, kaum dem Namen nach bekannt worden.

Ciſterzienſer, ſ. Orden, (geiſtliche).

Citadelle iſt eine, neben einer Stadt oder größern Feſtung angelegte kleinere Feſtung von vier bis fünf Bollwerken, entweder um dieſe zu beſchützen, oder auch um die Einwohner ſelbſt im Zaume zu erhalten.

Cithara, ein Saiteninſtrument der Alten. Aehnliche neuere Inſtrumente ſind die Guitarre, Laute und Cither.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim ſchriftlichen und mündlichen Unterrichte, jemanden, einen Schriftſteller oder vielmehr einen Ausſpruch deſſelben, beſonders Stellen eines Buchs anführen (daher Citata, Citaten, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfahren heißt citiren jemanden von Obrigkeits wegen zur Stellung vor Gerichte auffordern, vorladen; daher Citation (Ladung, Vorladung) dieſe Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe Ladung geſchieht auf einen gewiſſen Termin; und ihr muß jeder Gehorſam leiſten, der unter dem Richter, von welchem ſie ausgeht, wirklich ſteht, oder bei ihm ſeine Klage angebracht hat. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen Prozeß bei der erſten Vorladung in Perſon erſcheinen, kann aber bei den folgenden Verhandlungen ſeinen Bevollmächtigten ſchicken. In Polizei- und Civilſachen wird immer perſönliche Gegenwart erfordert. Das Nichterſcheinen wird als Ungehorſam gegen die Obrigkeit beſtraft und mit manchen Nachtheilen belegt. Daher bei nothwendigen Hinderniſſen eine zeitige Entſchuldigung bei dem Richter eintritt. Die Ladungen ſind Verbalcitationen — d. h. wörtliche Aufforderungen — (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch ſchriftlichen Befehl des Richters bei Perſonen vornehmen Standes), oder Realcitationen (thätige), welche in der Abholung der zu ſtellenden Perſonen vor das Gericht beſteht, und mit Gewalt verbunden ſeyn kann, eine mit Verhaft verbundene Vorladung. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Perſon ſich nicht gutwillig auf

die geſchehene Ladung geſtellt hat, oder in Criminal= und Polizeiſachen, in denen ſchnelle Entſcheidung nothwendig iſt, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erſcheinen vor Gericht als Bedingung einer angeſtellten Unterſuchung iſt, ſo ſollte auch die dabei anzuwendende Gewalt ſich nicht weiter erſtrecken, als zu dieſem Zwecke nothwendig iſt. Man unterſcheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine= oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation, (ſ. Edict.). Eine peremtoriſche Citation (citatio peremtoria) iſt eine endliche und entſcheidende Vorladung, welche im Vernachläſſigungsfalle Rechtsverluſt nach ſich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfachen Gebrauchs iſt die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenſtand geworden. Wir erhalten ſie aus den ſüdlichen Ländern, wohin der Baum früher aus ſeinem Vaterlande Medien verpflanzt worden iſt. Sicilien allein verſendet jährlich an 30,000 Kiſten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß während des langen Transports zu vermeiden, nimmt man ſie vor ihrer völligen Reife ab. Daher haben auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommene Süßigkeit. Man gebraucht von den Citronen ſowohl die Schaale, welche man trocknet, als auch den Saft. Da dieſem Safte ein ſalzhaltiger Schleim beigemiſcht iſt, ſo verdirbt er ſehr leicht. Scheele hat die Entdeckung gemacht, die Citronenſäure abgeſondert von dem Schleime cryſtalliniſch zu erhalten. Der reine cryſtalliſirte Citronenſaft macht eine eigene vegetabiliſche Säure aus und iſt von vielfachem Nutzen in der Arzneikunſt, Oekonomie u. ſ. w. Als Heilmittel beweiſ't ſie ſich beſonders durch ihre fäulnißhindernde, antiſcorbutiſche, harntreibende, ſteinauflöſende Kraft, und iſt auch in anſteckenden Krankheiten von großem Nutzen. Das koſtbare Citronenöl, wovon das Bergamottöl das beſte und theuerſte iſt, wird aus den friſchen Schaalen gewonnen und iſt in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten.

Ciudad Rodrigo, eine Stadt am Fluſſe Aguada, in der ſpaniſchen Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern. Sie iſt eine wichtige Feſtung an der portugieſiſchen Gränze. Im J. 1810 wurde ſie von den Franzoſen belagert, und ergab ſich am 10. Julius, da man ſich eben zum Sturm anſchickte. Im folgenden Jahre wurde ſie wieder von der Armee des Generals Arthur Wellington belagert und mit Sturm genommen, ehe die franzöſiſche Armee unter Marſchall Marmont, Duc de Raguſe, zu ihrem Entſatze eintreffen konnte. Die ſpaniſche Junta ertheilte, zur Verewigung dieſer glänzenden Waffenthat, dem engliſchen Feldherrn ſpäter den Titel eines Herzogs von Ciudad Rodrigo.

Civilliſte. Dieſer Ausdruck war ſonſt nur in England gebräuchlich; und bezeichnet die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritte ſeiner Regierung zur Unterhaltung ſeines Hauſes und Hofſtaats, der hohen Beamten und Collegien, der Geſandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt werden. Für den jetzigen König, Georg III., bewilligte das Parlament zuerſt 800,000 Liv. Sterl. Im J. 1777 wurde die Civilliſte um 100,000 Liv. St. und ſpäter noch mehr erhöht, ſo daß ſie jetzt an 1,000,000 Liv. St. beträgt. In Frankreich wurde aus der engliſchen Conſtitution, von der erſten conſtituirenden Verſammlung, die Idee der Civilliſte angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiſerthum, ſo wie auch jetzt nach Wiederherſtellung der Königswürde hat man dieſelbe Beſtimmung beibehalten.

Civilrecht, bürgerliches Recht, d. h. der Inbegriff der den Bürgern eines Staats zuſtehenden Rechte, oder die Wiſſenſchaft von den rechtlichen Verhältniſſen und Geſchäften der Bürger oder Privaten. Dieſer Ausdruck wird bald gleichbedeutend mit Privatrecht dem öffentlichen oder Staatsrecht überhaupt entgegengeſetzt; (ſ. Privatrecht), bald einzelnen Zweigen des öffentlichen Rechts, z. B. dem Criminalrecht insbeſondere, und dann bedeutet Civilrecht den Inbegriff oder die Lehre von den rechtlichen Verhältniſſen der Bürger unter einander. Daher ein Civiliſt ein Lehrer und Bearbeiter des Civilrechts im Gegenſatze des Publiciſten. T.

Clair-Obſcur, wörtlich: helldunkel. In der Malerei nennen die Franzoſen Clair-Obſcur eine Zeichnung, auf welcher die Gegenſtände blos mit Weiß und Schwarz und alſo blos das Licht und der Schatten derſelben dargeſtellt iſt. Die Italiäner nennen dieſes Chiar-oscuro. Gemälde dieſer Art werden in Gebäuden ſtatt der Basreliefs angebracht.

Clairon (Claire-Joſephe-Leyris, de la Tude, bekannter unter dem Namen), eine der größten Schauſpielerinnen, welche Frankreich beſeſſen, war 1723 in der Nähe von Condé in Flandern geboren. Ihre Aeltern, wiewohl arm, gaben ihr dennoch eine ſolche Erziehung, daß ſie in ihrem zwölften Jahre in der italiäniſchen Comödie auftreten konnte. Sie ſpielte hier Soubretten, und ging im folgenden Jahre nach Rom, wo ſie in der komiſchen Oper ſang und in den Balleten tanzte. Sie ſpielte nach einander zu Lille, Dünkirchen, Gand, und da ihre Stimme ſich ausgebildet hatte, wurde ſie 1743 nach Paris berufen, um die berühmte Sängerin Le Maure in der Oper zu dubliren. Bald aber machte ſich ihr wahres Talent bemerkbar, und ſie bekam eine Einladung, in der Comédie françaiſe die Schauſpielerin Dangeville in den Soubrettenrollen zu dubliren. Zugleich willigte ſie ein, im Trauerſpiel kleine Rollen zu übernehmen und in den Unterhaltungsſtücken zu ſingen und zu tanzen. Sehr überraſchte ſie aber durch die Erklärung, in der Rolle der Phädra debutiren zu wollen, in welcher die Dumesnil für einzig galt. Sie ſpielte ſie am 19. Sept. 1743, und errang einen um ſo größern Triumph, je unvermeidlicher es geſchienen, daß ſie durchfallen müſſe. In der Folge entwickelte ſie in den Rollen der Zenobie, der Ariadne, der Electra, ein Talent, das ihren Ruhm und ihre Anſtellung befeſtigte. Alle Tageblätter der damaligen Zeit ſind von ihrem Lobe angefüllt. Voltaire richtete Verſe an ſie, worin er ihr einen Platz unter den erſten Künſtlerinnen anwies. Die Dumesnil hörte indeß nicht auf, neben ihrer jungen Nebenbuhlerin bewundert zu werden. Das Talent beider war zu verſchieden, um verglichen zu werden; die eine zeigte den Triumph der Kunſt, die andere der Natur. Keine Schauſpielerin ſtudirte ihre Rollen gründlicher als Clairon. Dorat ſagt:

Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
Et tous ses mouvements deployés avec grâce.
Accents, gestes, silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout, jusqu'à l'art, chez elle a de la vérité.

Obwohl die Clairon klein, und mehr hübſch als ſchön war, ſo hatte doch ihr Wuchs, ihr Geſicht, ihre Stimme einen Adel und eine Würde, welche ſie vom Theater ſelbſt ins Leben hinübernahm, ſo daß ſie beſtändig von erhabenen Gefühlen durchdrungen zu ſeyn ſchien. Dieſe Ueberſpannung warf zuweilen etwas Lächerliches auf ihre Perſon, und

ihre Kunſtgenoſſen, die ſie gewöhnlich mit verachtendem Hochmuth behandelte, konnten es nicht überſehen, daß ihr Privatleben der Gegenſtand ſtrenger Kritiken geweſen war. Die Histoire de Frétillon von Caylus trug nicht wenig dazu bei, ihre Sitten verdächtig zu machen, wiewohl die wenigſten der darin enthaltenen Anekdoten wahr ſind. Wie dem auch ſey, ihr ſtolzer Charakter zeigte ſich vollkommen in der Hartnäckigkeit, womit ſie ſich weigerte, mit dem Schauſpieler Dubois in der Belagerung von Calais aufzutreten. Das Publicum war wüthend, und viele Stimmen riefen: Frétillon à l'hôpital! Clairon au Fort d'Evêque! Wirklich erſchien am folgenden Tage ein Polizeibedienter, um ſie in dies Gefängniß zu führen. Auch bei dieſer Gelegenheit blieb ſie ihrem Charakter treu. Sie unterwarf ſich dem Befehl des Königs mit der Bemerkung, daß ihre Ehre unverletzt bliebe, daß dieſe ihr auch der König nicht rauben könne. „Allerdings,“ antwortete der Polizeibediente, „wo nichts iſt, hat der Kaiſer und König ſein Recht verloren.“ Sie betrat nach dieſem Vorfall, der ſich im April 1765 ereignete, nicht wieder die Bühne. Da ihr ziemlich bedeutendes Vermögen nach manchen Verluſten, die ſie durch die Operationen des Abbé Terray erlitten, nicht mehr für den Aufenthalt in der Hauptſtadt hinreichte, begab ſie ſich an den Hof des Markgrafen von Anſpach, wo ſie ſiebzehn Jahre verlebte. Nach Verlauf dieſer Zeit kam ſie wieder nach Paris, wo ſie 1803 ſtarb. Nicht unintereſſant ſind die Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexions sur la déclamation théâtrale, welche Demoiſelle Raucourt zur Verfaſſerin haben.

Clairval (N.), ein berühmter Schauſpieler und Sänger der italiäniſchen Comödie, der die erſten Liebhaber-Rollen in dem Zeitraume von 1770 bis 1790 mit vielem Beifalle darſtellte und ſang, und deſſen in den Memoiren dieſer Zeit von Marmontel und Andern oft gedacht wird. Man nannte ihn den Mole der italiäniſchen Comödie. Er war übrigens auch, wie dieſer, ein Mann à bonnes fortunes, und man erzählte ſich von ihm beſtändig luſtige Abenteuer. Unter andern folgendes: Eine vornehme Dame hatte ihn oft vergebens einladen laſſen. Es geſchieht noch einmal, mit der Drohung, daß, wenn er nicht erſchiene, ſie ihm 100 Stockſchläge zuzuwenden wiſſen werde. Der Gemahl erfährt es, und bedeutet Clairval ſeiner Seits, daß, wenn er der Einladung folge, er 200 Stockſchläge erhalten ſolle. Clairval, nicht wenig verlegen über die Alternative, fragt einen Freund um Rath. Il faut y aller, mon ami, räth ihm dieſer, il y a cent pour cent à gagner. (Man muß gehen, Freund, denn hier ſind 100 Procent zu gewinnen.)

Clarendon (Eduard Hyde, Graf von), Großkanzler von England, war zu Dinton im Wiltſhire im J. 1608 geboren. Nachdem er ſeine Studien zu Oxford mit dem ſiebzehnten Jahre beendigt hatte, begann er die Rechte unter ſeinem Oheim, Nicolas Hyde, Präſidenten der Kingsbench, zu ſtudiren. Von Jugend auf ſuchte er den Umgang mit Männern, die ſich durch Talente und Tugenden auszeichneten, und er geſteht ſelbſt, daß er ſich nie ſtolzer und zufriedner gefühlt habe, als wenn er von ſich ſagen konnte: „Ich bin der ſchlechteſte von allen hier Gegenwärtigen.“ Er hatte ſich bereits in der juriſtiſchen Laufbahn ausgezeichnet, als einſt ſein Vater, den er in Wiltſhire beſuchte, zu ihm ſagte: „Mein Sohn, Männer von deinem Geſchäft pflegen nur für die Erweiterung der königlichen Vorrechte zu arbeiten; ich empfehle dir, wenn du zu einer wichtigen Stelle gelangſt, nie die Geſetze und die Freiheit deines Vaterlandes dem Willen des Fürſten

oder deinem eignen Vortheil aufzuopfern.“ — Nachdem der ehrwürdige Greis zwei Mal dieſe Worte wiederholt hatte, ward er vom Schlage getroffen und verſchied. Unauslöſchlich blieb in ſeiner Seele dieſe Ermahnung des ſterbenden Vaters. Der Einfluß derſelben zeigte ſich in den erſten Reden, die er im Parlamente hielt, wo er frühzeitig eintrat. In dem ſogenannten langen Parlament unter Carl I. hatte er ſich durch ſeine Talente ausgezeichnet und ſich mit Geſchicklichkeit das Vertrauen aller Mitglieder erworben. Die Reinheit ſeiner Grundſätze und ſeine Anhänglichkeit an die Geſetze ſeines Vaterlandes brachten ihn darum. Als der Bürgerkrieg erklärt war, folgte er der Partei des Königs, und wurde von Carl I. zum Kanzler der Schatzkammer und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. Er begleitete in der Folge den Prinzen Carl (nachmals Carl II.) nach der Inſel Jerſey, und blieb daſelbſt, als der Prinz nach Frankreich reiſ'te. Er verlebte hier zwei Jahre und fing zu dieſer Zeit ſeine Geſchichte der Rebellion an. Auch verfaßte er zu Jerſey die verſchiednen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeſte des Parlaments erſchienen. Nach Carls I. Hinrichtung berief ihn der neue König nach Frankreich. Im J. 1648 begab er ſich mit Lord Cottington nach Madrid, um zu verſuchen, ob er vom ſpaniſchen Hofe Unterſtützung auswirken könnte. Von da begab er ſich nach Paris, und ſuchte die Königin Mutter mit dem Herzog von York zu verſöhnen. Sodann ging er nach dem Haag, wo Carl II. war; aber ökonomiſche Rückſichten nöthigten ihn, Antwerpen zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Die Prinzeſſin von Oranien, Carls I. Tochter, wollte ihn veranlaſſen, ſich bei ihr zu Breda niederzulaſſen und ernannte ſeine älteſte Tochter, Anna Hyde, zu ihrer Ehrendame. Dieſer Umſtand ward die Urſach, daß zwei Enkelinnen Eduard Hyde's den engliſchen Thron beſtiegen. Carl II., der in Ermangelung des Geldes mit Titeln gegen ſeine ihm treu gebliebnen Unterthanen freigebig war, erhob ihn im J. 1657 zum Großkanzler von England. Mehr als jeder andre trug Eduard Hyde nach Cromwells Tode zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei, welche Carl II. auf den Thron ſetzten. Seitdem beſaß er das ganze Vertrauen des Fürſten, der ihn mit Gunſt überhäufte. Sein Titel als Großkanzler wurde beſtätigt; man fügte 1660 den eines Kanzlers der Univerſität von Oxford hinzu. Im folgenden Jahre ward er ſchnell nach einander zum Pair und Baron Hyde in Wiltſhire, zum Vicount von Cornbury in Oxfordſhire und zum Grafen von Clarendon in Wiltſhire ernannt. Ein ſo hohes Glück mußte den Neid erwecken; ein unerwartetes Ereigniß trug noch dazu bei. Der Herzog von York, des Königs Bruder, befand ſich bei ſeiner Schweſter zu Breda, lernte hier Anna Hyde kennen, die ihm eine ſo heftige Leidenſchaft einflößte, daß er ſich im Nov. 1659 ohne des Königs und des Großkanzlers Wiſſen mit ihr vermählte. Erſt nach Carls II. Wiedereinſetzung verrieth Anna's Schwangerſchaft dieſe Verbindung. Clarendon benahm ſich bei der Nachricht davon auf eine ſeines großen Charakters unwürdige Weiſe, der König hingegen erkannte, ſobald er ſich von der Gültigkeit der Ehe überzeugt hatte, Anna Hyde als Herzogin von York an, foderte ſeinen Bruder auf, ſie ferner zu lieben, und erklärte, daß dies Ereigniß ſeine Geſinnungen gegen ſeinen Kanzler nicht verändere. Zwei Töchter, Anna und Maria, die beide den engliſchen Thron beſtiegen, waren die Frucht dieſer Ehe. Aber von jetzt an verbanden ſich alle Ehrgeizige und Ränkeſüchtige gegen Lord Clarendon. Da das Parlament die abgeſchmackte Klage, welche Lord Briſtol gegen ihn erhob, abwies, ſuchte

man ihm in der öffentlichen Meinung zu ſchaden. Von der andern Seite ſank ſein Einfluß beim Könige, der nach einigen Jahren eines ruhigen Beſitzes weniger einen treuen Freund und geſchickten Miniſter, als Schmeichler verlangte, die ſeinen Launen, beſonders ſeiner Verſchwendung, dienten. Er wurde dem ſtrengen Clarendon abgeneigt, den Buckingham unaufhörlich beſpöttelte und der in den Augen des Volks als erſter Miniſter für alle Fehler in der Verwaltung verantwortlich war. Das wenige Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens, und andre Ereigniſſe erweckten die Unzufriedenheit des Volks; das Mißfallen des Königs aber verwandelte ſich in Haß, als er ſeinen Plan, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen und mit der ſchönen Lady Stuart zu verbinden, von Clarendon vereitelt ſah, der die Vermählung dieſer Dame mit dem Herzog von Richmond veranſtaltete. Er beſchloß ihn zu ſtürzen, nahm ihm das Siegel und beraubte ihn ſeiner Aemter. Eine Klage auf Hochverrath wurde gegen ihn erhoben. Clarendon rettete ſich durch die Flucht, und ſandte von Calais eine Rechtfertigung an das Oberhaus ein. Beide Häuſer verordneten, daß dieſe Schrift von Henkers Hand verbrannt werde. Nach einer andern Parlamentsbill, welche der König beſtätigte, wurde Lord Clarendon auf immer verbannt und für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Haß des Volks verfolgte ihn noch auf dem feſten Lande. Zu Evreux ward er von engliſchen Matroſen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe entriß man ihn ihren Händen. Er verlebte ſechs Jahre in der Verbannung, abwechſelnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1774 ſtarb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. Lord Clarendon war ſein Leben hindurch der Freund und die Stütze ſeines Königs gegen die Parteigänger, und der Vertheidiger der Freiheiten ſeines Vaterlandes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Undank und Vorurtheile ſtürzten ihn um ſo leichter, als ſein ernſter und ſtolzer Charakter ihm keine Liebe hatte erwerben können. Unter mehrern Schriften, die er hinterlaſſen, iſt ſeine mit großer Genauigkeit und Unparteilichkeit geſchriebne Geſchichte der Rebellion von 1641 bis auf Carls II. Wiedereinſetzung die bei weitem wichtigſte. Man hat ſie ſpäter fortgeſetzt.

Clarinette, ein 1690 von Joh. Chriſtoph Denner zu Nürnberg (geb. 1655) erfundenes Blasinſtrument, welches faſt ebenſo wie die Hoboe gebauet, mit Löchern, Klappen und einem Mundſtücke (das letztere iſt jedoch breit, dick und ſchnabelförmig) verſehen iſt, auch mit Anſetzung der linken Hand oben, und der rechten unten behandelt wird. Es wird gegenwärtig ſehr häufig in Orcheſtern gebraucht, und hat einen größern Umfang, als die Hoboe, indem es vom E der kleinern Octave bis ins dreigeſtrichene F geht; man will zwar die Höhe bis ins viergeſtrichene C ſetzen; allein das Inſtrument wird dadurch übertrieben. Uebrigens hat es noch das beſondere, daß es nicht in alle Töne einſtimmt, ſondern bei gewiſſen Tonarten entweder durch einzuſetzende Mittelſtücke dem Tone, aus welchem das Stück geht, angepaßt, oder auch eine ganz andere Clarinette genommen werden muß; daher gibt es B, A, C, Clarinetten ꝛc. und es wird die Stimmung derſelben jedesmal angegeben.

Clarke (Samuel), ein berühmter engliſcher Theolog, geboren zu Norwich 1675, ward auf der Univerſität zu Cambridge erzogen. Obgleich Newton ſeine Entdeckungen ſchon bekannt gemacht hatte, ſo war doch noch das Syſtem Descartes's das herrſchende. Clarke, dem daſſelbe

wenig genügte, machte die Philoſophie zu ſeinem Studium und vertilgte nach und nach die Irrthümer der alten Lehre. Mit nicht geringem Eifer ſtudirte er die Theologie. Der Biſchof von Norwich, ein Freund der Wiſſenſchaften, lernte ihn kennen und ernannte ihn zu ſeinem Caplan. Clarke verlebte in dem Hauſe dieſes Prälaten zwölf Jahre. Im J. 1704 ward er gewählt, die von Robert Boyle geſtifteten Predigten zu halten. Er verfaßte über das Daſein und die Attribute Gottes acht Predigten, die für den ſtärkſten und ſchönſten Beweis gehalten werden, der je für das Daſeyn Gottes geführt worden. Als er im folgenden Jahre denſelben Auftrag erhielt, verfaßte er acht andre Predigten über die Beweiſe der natürlichen und offenbarten Religion. Im J. 1706 bekam er eine Pfarrſtelle zu London, ward bald darauf zum Caplan der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. Im J. 1712 gab er ein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit heraus, von der er nicht zu glauben ſchien, daß ſie der erſten Kirche angehöre. Das Collegium der Biſchöfe aber, das weislich alle Streitigkeiten zu vermeiden wünſchte, begnügte ſich mit der, wiewohl unzulänglichen Erklärung, welche Clarke gab und worin er verſprach, nie über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben noch zu predigen. Im J. 1715 hatte er einen Streit mit Leibnitz über die Naturphiloſophie und die Religion, in welchem der Vortheil auf ſeiner Seite war. Er ſtarb 1729 mit dem Rufe eines der gelehrteſten Männer und gründlichſten Philoſophen ſeiner Zeit. Sehr geſchätzt iſt ſeine Ausgabe des Julius Cäſar. Von der Ilias hatte er für den Unterricht des Herzogs von Cumberland die zwölf erſten Bücher mit Anmerkungen und einer umgearbeiteten lateiniſchen Ueberſetzung herausgegeben; den zweiten Band, ſo wie die Odyſſee, fügte ſein Sohn hinzu.

Claſſe, eine Abtheilung oder ein größerer Theil eines Ganzen, welches Dinge mit gewiſſen gemeinſchaftlichen Eigenſchaften umfaßt, und dieſe ähnlichen Dinge zuſammengenommen ſelbſt; beſonders bedient man ſich dieſer Eintheilung in der Naturbeſchreibung, wo die Naturreiche, in Claſſen, z. B. das Thierreich in ſechs Claſſen, die Säugthiere, Vögel, zweilebigen Thiere, Fiſche, Ziefer und Würmer eingetheilt werden. Die Pflanzen ſind in 18 Claſſen eingetheilt. Dieſe Claſſen werden wieder in Ordnungen, dieſe in Geſchlechter, Gattungen und Arten abgetheilt.

Claſſiker. Claſſiſch. Der römiſche König Servius Tullius theilte, um einer zweckmäßigern Vertheilung der Staatslaſten willen und zur Abſtimmung über öffentliche Angelegenheiten, die ſämmtlichen römiſchen Bürger nach ihrem Vermögen in ſechs Claſſen, unter denen die in der erſten Claſſe, die wenigſtens 100,000 As beſitzen mußten, vorzugsweiſe die Claſſiker (Classici, d. i. Bürger des erſten Ranges, denn ſie erhielten dadurch bald einen überwiegenden Einfluß) genannt wurden. Dieſen Ausdruck hat man nachher auf Schriftſteller aller Art angewendet, und ſpricht nun hier ebenfalls von claſſiſchen und Claſſikern. Zuerſt verſtand man darunter vornehmlich die Schriftſteller der Griechen und Römer als muſterhafte Schriftſteller, und es mag wohl viele gegeben haben, die der Meinung waren, daß man die Ehre ein claſſiſcher Schriftſteller zu ſeyn, nur mit ſeinem Tode erkaufen könne; ja es hat ſelbſt an ſolchen nicht gefehlt, welche behaupteten, es könne nur claſſiſche Schriftſteller in ausgeſtorbenen Sprachen geben. Deſſen ungeachtet hat man auch unter den Neuern claſſiſche Schriftſteller angenommen. Indem man nun claſſiſche Schriftſteller von nicht

claſſiſchen unterſchied, bezeichnete man dadurch an ihren Werken einen gewiſſen ihnen eigenthümlichen Werth. Nur worein dieſer zu ſetzen ſey, wußte man nicht recht; bald ſetzte man ihn in die Sprache, bald in die Gedanken. Sah man aber bloß auf „Correctheit der Sprache,“ ſo ſtand man in Gefahr, öfters den geiſtloſen Grammatiker über das ſeltenſte Genie ſetzen zu müſſen; ſah man bloß auf die Gedanken, ſo mußte man wohl auch eine Menge Fehler zu Tugenden ſtempeln. Daher wurde der Ausdruck claſſiſch ſehr ſchwankend gebraucht, oft mit dem Vortrefflichen überhaupt verwechſelt. Dann wäre aber der fremde Ausdruck völlig überflüſſig. Nicht aber das Vortreffliche überhaupt, ſondern nur das Vortreffliche einer gewiſſen Art ſoll damit bezeichnet werden, und zwar „der höchſte Grad der äſthetiſchen Cultur in Darſtellungen, worin Originalität und Correctheit ſich vereinigen.“ Originalität der Gedanken, Richtigkeit des Ausdrucks, reinſtes Ebenmaß der Form, wodurch alle jene Mißverhältniſſe vermieden werden, die der überſprudelnde Witz oder die regelloſe Phantaſie ſtiften, das ſind die Merkmale des Claſſiſchen. Diejenigen Schriftſteller der Griechen und Römer, welche Muſter für alle Zeiten geworden ſind, (man ſieht leicht, daß in dem jetzt beſtimmten Sinne nicht alle claſſiſch genannt werden können, indem es unter ihnen mittelmäßige und ſchlechte gab, wie bei uns) ſind es in der That eben hierdurch geworden. dd.

Claude Lorrain ſ. Gelée (Claude).

Claudianus (Claudius), ein römiſcher Dichter aus Alexandrien, lebte zu Ausgang des 4ten und zu Anfang des 5ten Jahrhunderts, und war zugleich ein erfahrner Krieger. Mit kriegeriſcher Bildung verband er genaue Kenntniſſe der beſten römiſchen Schriftſteller, und zeigte ſeine erworbenen Kenntniſſe mit vielem Talente in mehreren Zweigen der Literatur. Seine Gedichte erwarben ihm einen ſolchen Ruhm, daß auf Anſuchen des Senats die Kaiſer Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajans eine Bildſäule mit einer Inſchrift errichten ließen, welche beſagte, daß er das Genie Virgils und die Muſe Homers in ſich vereinige. Außer mehrern panegyriſchen Gedichten auf Honorius, Stilico u. A., beſitzen wir von ihm zwei epiſche Gedichte, den Raub der Proſerpina und eine (unvollendet gelaſſene) Gigantomachie, mehrere hiſtoriſche Gedichte, Schmähgedichte, Gelegenheitsgedichte, Epiſteln ꝛc. Er zeigt eine lebhafte Phantaſie, Geſchicklichkeit und Kraft in den Gemälden, Mannigfaltigkeit und Beſtimmtheit; dagegen aber fehlt es ihm oft an Geſchmack und gefälliger Anmuth.

Claudius (Tiberius) Druſus Cäſar, römiſcher Kaiſer, war der jüngſte Sohn des ältern Claudius Druſus Nero und der jüngern Antonia, der Schweſtertochter Auguſts. Sein Geburtsort war Lyon. Ohne ſeinen Geiſt durch eine ſorgfältige Erziehung zu entwickeln, ließ man ihn größtentheils unter Sclaven und Weibern aufwachſen und machte ihn am Hofe zum Gegenſtande des Spottes und der Verachtung. So lebte er als ein unbedeutender Privatmann und beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften. Unter andern ſchrieb er eine römiſche Geſchichte von Cäſars Tode bis auf ſeine Zeiten in 43 Büchern und ſein eignes Leben, und war von allen Planen auf den Thron weit entfernt, als nach dem Tode Caligula's zufälliger Weiſe die Leibwache den Palaſt durchſuchte, ihn in einem verborgenen Winkel fand, aus dem ſie ihn hervorzog, und zum Kaiſer ausrief. Der Senat, der die Wiederherſtellung der Republik beſchloſſen hatte, mußte dieſem Schritte nachgeben. Dies geſchah im J. Roms 794. Claudius, der aus der Eingezogenheit und dem Druck plötzlich zur ungemeſſenſten Freiheit gelangt

war, überließ ſich einem ſchwelgeriſchen Leben, während ſeine Gemahlinnen und Freigelaſſenen nach Willkür ſchalteten. Von zwei Frauen war er bereits geſchieden, als er den Thron beſtieg. Damals war er mit der berüchtigten Valeria Meſſalina vermählt, mit der er noch als Privatmann die Octavia, die nachherige Gemahlin des Kaiſers Nero, und den Claudius Tiberius Germanicus, mit dem Beinamen Britannicus zeugte. Seine letzte Gemahlin endlich war Agrippina, eine Tochter des Germanicus, mit welcher er den nachherigen Kaiſer Nero zeugte. Unter ſeinen Freigelaſſenen waren vorzüglich Narciſſus und der ſtolze und reiche Pallas ſeine Lieblinge. Zu Anfange ſeiner Regierung verrichtete er einige rühmliche Handlungen; er rief die Verwieſenen zurück, und gab ihnen ihre Güter wieder, verſchönerte Rom und unternahm verſchiedene große Baue zum allgemeinen Beſten. Mauritanien machte er zur römiſchen Provinz und ſeine Heere fochten glücklich gegen die Deutſchen. Allein dieſer gute Anfang währte nicht lange, denn Meſſalina und die Freigelaſſenen bemächtigten ſich ganz der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenſtellen, und übten die größten Schandthaten ungeſtraft, während Claudius ſich dem Wohlleben überließ. Die buhleriſche Meſſalina ließ jeden hinrichten oder verbannen, der ihren unzüchtigen Begierden nicht dienen wollte. Claudius ging indeß nach Britannien und triumphirte im folgenden Jahre über die Britanner. Endlich ſchmiedete Meſſalina, die ſich während der Abweſenheit des Kaiſers zu Oſtia, mit C. Silius, dem ſchönſten Manne in Rom, vermählt hatte, ſelbſt eine Verſchwörung gegen ihn; doch Narciſſus rettete den Kaiſer und ließ, ohne ſein Vorwiſſen, Meſſalinen hinrichten. Claudius traf auch noch jetzt manche gute Einrichtungen und vermählte ſich mit ſeiner Nichte Agrippina, die Meſſalinen an Ueppigkeit noch übertraf, und die verhaßteſten Ränke übte, um ſich und ihrem Sohn Nero den Thron zu ſichern. Claudius, der ihre Ungerechtigkeit gegen den Britannicus bemerkte, war unvorſichtig genug, ſich darüber zu äußern, und bewog ſie dadurch, ihn durch die berüchtigte Giftmiſcherin Locuſta und den Arzt Xenophon vergiften zu laſſen. So ſtarb er 64 Jahre alt, im 15ten Jahre ſeiner Regierung. Seine Vergötterung veranlaßte Seneca zu einer Schmähſchrift, welche den Titel Apocolyntoſis führt.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder der wandsbecker Bote, iſt einer unſerer beſten und beliebſteten Volksdichter, deſſen proſaiſche und poetiſche Werke ein originelles Gepräge echter Laune, unbefangener Naivetät und offner Herzlichkeit haben. Er wurde 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holſteiniſchen, in der Nähe von Lübeck, geboren. Anfangs lebte er als Privatmann in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, ward in dem Jahre 1776 Oberlandcommiſſär zu Darmſtadt, reſignirte aber und ging 1777 wieder nach Wandsbeck zurück. Im Jahre 1788 wurde er Reviſor bei der ſchleswig-holſteiniſchen Bank in Altona, welche Stelle ihm jedoch erlaubte, nach wie vor in ſeinem geliebten Wandsbeck zu wohnen. Er ſammelte ſeine poetiſchen und proſaiſchen Aufſätze, die im wandsbecker Boten, einer politiſchen Zeitung, in den hamburgiſchen Adreßcomtoirnachrichten, deren Herausgabe er in ſeiner Jugend eine Zeitlang beſorgt hatte, im göttingiſchen Muſenalmanach, im deutſchen Muſeum u. ſ. w. geſtanden hatten, und fügte noch ungedruckt hinzu, unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder: „ſämmtliche Werke des wandsbecker Boten.“ Dieſe Sammlung beſteht aus acht Bänden, deren letzter 1812 erſchien, und von denen die fünf erſten mit Kupferſtichen und Vignetten von Chodowiecki, Holzſchnitten, Muſikalien u. ſ. w. geziert ſind, und wurde mit

dem wärmſten Beifalle aufgenommen. Man findet hier Lieder, Romanzen, Elegien, Fabeln, Sinngedichte, proſaiſche Aufſätze mit einander abwechſeln. Alle tragen das Gepräge einer populären Lebensweisheit, und ſuchen in einer natürlichen, gemeinverſtändlichen, oft launigen und drolligen Sprache (gleichſam aus dem Munde eines ſpaßhaften Landboten) die Geſinnungen der Rechtſchaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in die göttliche Fügung u. ſ. w. zu empfehlen, und durch Spott und Verachtung wider Thorheit und Laſter einzunehmen. Allenthalben herrſcht innige Empfindung, geſunder Verſtand, edle Denkart, Witz und Laune. Als Kunſtwerk betrachtet, möchte indeß manches, in Proſa und Verſen, eine ſtrenge Kritik nicht aushalten. Wenn auch die Erfindungen glücklich, und die Gedanken wahr ſind, ſo iſt doch der Plan ſelten tief angelegt, und der Ausführung ſchadet manche matte Stelle, Schimmer ohne Witz, Sonderbarkeit ſtatt Neuheit, Poſſirlichkeit ohne Laune, ja in einigen iſt die Einfaſſung alles; Schale ohne Kern. Die Eliſionen und Abkürzungen kleiner Wörter und Sylben, die ſich Claudius zum Behufe der Volksſprache erlaubte, hätte man nicht ſo eigenſinnig an ihm tadeln ſollen: aber zu wünſchen wäre, daß er im Ausdrucke die Gränzen des Natürlichen und Gemeinen, des Populären und Niedrigen beſſer unterſchieden, und ſeiner Sprache etwas mehr Feinheit und Gewandtheit gegeben haben möchte. Schon in einigen andern Aufſätzen bemerkte man einen Hang zur ſogenannten geheimen Weisheit, einen Geiſt der Myſtik, welcher dunkeln Gefühlen ſo gern die reine Vernunftwahrheit aufopfert; und in dieſer frühern Richtung ſeines Verſtandes mag auch wohl der entfernte Grund der Erſcheinung liegen, daß Claudius, der ſonſt ſo warm für Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung ſprach, nachher einen entgegengeſetzten Ton anſtimmte. Mehrere ſeiner Lieder ſind von unſern beſten Tonkünſtlern in Muſik geſetzt und allgemein verbreitet; ein Beweis, daß er den Volkston glücklich getroffen haben muß. Er hat auch Teraſſons Sethos, Ramſays Reiſen des Cyrus, St. Martins Werk über Irrthum und Wahrheit, und Fenelons Werke religiöſen Inhalts überſetzt. Unabhängig in ſeinen Verhältniſſen, einfach und genügſam zu Hauſe, liebenswürdig in Geſellſchaft, verlebte er ein heiteres und geachtetes Alter. Er ſtarb am 21. Jan. 1815 zu Hamburg, nach einer langen Krankheit an Entkräftung.

Clauſel. Vormals benannte man die Art, wie ſich die vier Hauptſtimmen bei einem vollkommnen Tonſchluſſe zur Ruhe neigten, mit den Kunſtwörtern, Discant- Alt-, Tenor- und Baßclauſel. Die Discantclauſel bewegt ſich nämlich entweder aus der zweiten oder ſiebenten Stufe in den Hauptton; die Altclauſel bleibt auf der Dominante; die Tenorclauſel tritt entweder von der vierten oder von der zweiten Stufe in die dritte, und die Baßclauſel bewegt ſich von der Dominante in den Grundton. Doch wird zuweilen auch in der Altſtimme die Tenorclauſel, oder in der Tenorſtimme die Discantclauſel gebraucht. Man nannte dies eine Clauſula affinalis oder peregrina.

Clavicylinder, ein neues, von Chladni (ſ. dieſen) 1798 erfundenes Claviaturinſtrument in Form eines Schreibpultes, das einen Umfang vom großen G bis zum dreigeſtrichnen e hat. Die Töne klingen auf ihm ſo lange fort, als die Taſten niedergedrückt werden, und der Klang iſt von dem der Harmonica und des Euphons verſchieden. Die Mechanik des Inſtruments iſt zur Zeit noch ein Geheimniß des Erfinders. Seinen Namen hat es von einem gläſernen Cylinder, wel-

cher an dem einen Ende mit einem Schwungrad, an dem andern mit einer Kurbel verſehen iſt, die durch einen Fußtritt umgedreht wird. dd.

Clavier, Clavichord, iſt diejenige Gattung der kruſtiſchen Claviaturinſtrumente, welche ſich von dem Clavecin und Fortepiano dadurch unterſcheidet, daß die Saiten viel länger ſind als die Reſonanzdecke und daß ſie durch den Anſchlag kleiner Stückchen Blech zum Klange gebracht werden, welche in dem hintern Theile der Taſten befeſtigt ſind. (S. Clavis.) Es hat erſt in neuern Zeiten die gehörige Vollkommenheit erhalten, ſeit man es bundfrei gemacht, ſeinen Umfang auf fünf Octaven erweitert und richtigere Menſuren dabei feſtgeſetzt hat, ſo daß ein gutes Clavier, bei deſſen Anſchlag man eine gehörig beobachtete Elaſticität der Saiten fühlen, den Ton in der Angabe beſtimmen und deſſen Haltung einigermaßen beſtimmen kann, obwohl der Werth des Fortepiano's nicht zu verkennen iſt, von allen Claviaturinſtrumenten dasjenige bleibt, das ſich unter der Hand eines guten und die Eigenſchaften ſeines Inſtruments benutzenden Spielers durch die mehrſten und feinſten Modificationen des Tons auszeichnet. Gemeiniglich hält man den Guido von Arezzo zu Anfang des 11ten Jahrhunderts für den Erfinder des Claviers. Unter den ältern Anweiſungen, das Clavier zu ſpielen, zeichnen ſich die Werke von Johann Sebaſtian Bach und ſeinem Sohn, Carl Philipp Emanuel, aus; von den neuern möchten Türks Clavierſchule und A. F. Müllers Clavier- und Fortepiano-Schule die empfehlenswertheſten ſeyn. — Clavierauszug nennt man die aus der Partitur gezogne Claviermuſik, welche den Charakter aller Harmonien der ganzen Inſtrumentalmuſik auf dem Clavier möglichſt wiederzugeben ſucht. — Clavier- oder Discantſchlüſſel, ſ. Schlüſſel.

Clavijo y Flaxardo (Don Joſeph), ein Spanier, welcher der Held oder vielmehr das Opfer der erſten Unternehmung ward, durch welche Beaumarchais ſich in der Welt bekannt machte. Er lebte ruhig zu Madrid mit dem Rufe eines aufgeklärten Gelehrten, und hatte mit Erfolg ein Journal el Pensador betitelt, und einige andere nützliche Schriften herausgegeben, als ſein Verhältniß mit einer Schweſter von Beaumarchais, die er geliebt hatte und nicht mehr liebte, ihm eine Ehrenſache mit dem mehr durch ſeinen Geiſt als ſeinen Muth furchtbaren Bruder zuzog. Sie hätte ihm beinahe das Leben gekoſtet, koſtete ihm aber wirklich ſeine Aemter und ſein Anſehen. Er überlebte um vieles dieſen Unfall, aber in einer Art von Verachtung, worein ſein gefährlicher Gegner ihn verſetzt hatte. Länger als zwanzig Jahre hat er die Redaction des Mercurio historico y politico de Madrid, womit er ſeit 1773 beauftragt worden, fortgeſetzt; ferner hat er Buffons Naturgeſchichte ins Spaniſche überſetzt (Madrid 1785—90, zwölf Bände, 8.). Er war Vicedirector des naturhiſtoriſchen Cabinets, und Vorſteher des Theaters de los Sitios, als er im J. 1806 ſtarb. Weit entfernt, dem gehäſſigen Bilde zu gleichen, das von ihm entworfen worden, hatte Clavijos ſanfte Sitten, ein redliches Herz, einen erleuchteten Verſtand.

Clavis, (Muſik) 1. nach der eigentlichen Bedeutung der Schlüſſel, d. i. die den Noten vorgeſetzte, ihre Gattung in Rückſicht der Höhe oder Tiefe beſtimmende Vorzeichnung (ſ. Schlüſſel); 2. heißt auch beſonders Clavis beim Clavier, oder ähnlichen Inſtrumenten, jede einzelne Taſte, oder dasjenige Holz, gemeiniglich mit Knochen oder Elfenbein überlegt, durch deſſen Anſchlag die Saite berührt, und der Ton hervorgebracht wird; daher auch die Benennung Claviatur, womit man

den Inbegriff dieſer ſämmtlichen Taſten, oder auch den ganzen Körper, worauf dieſelben ruhen, bezeichnet.

Clemens XIV. Dieſer berühmte Papſt hieß eigentlich Giovanni Vincenzio Antonio Ganganelli, war der Sohn eines Arztes und zu S. Arcangelo bei Rimini den 31. Oct. 1705 geboren. Mit ſeinem achtzehnten Jahre trat er in den Minoritenorden. Man ließ ihn nach und nach Peſaro, Recanati, Fano und Rom beſuchen, woſelbſt er Philoſophie und Theologie ſtudirte. Er ward bald ſelbſt Lehrer und gewann von ſeinen Schülern eben ſo viel Achtung als Liebe; er flößte ihnen erhabene Geſinnungen und Gefühle ein, und ſuchte ſie von Kleinlichkeiten und allem mönchiſchen Weſen frei zu machen. Der ſcharfblickende Benedict XIV., erzählt man, legte einſt die Hand auf das Haupt Ganganelli's und ſagte zu dem General ſeines Ordens: „Nehmt dieſen Bruder wohl in Acht, ich empfehle ihn euch angelegentlich.“ Unter der Regierung dieſes Papſtes ward Ganganelli Rathgeber des heiligen Stuhls, welches ein wichtiger Poſten in Rom war. Benedict, der das deutſche Phlegma mit der italiäniſchen Lebhaftigkeit in ihm vereinigt ſah, fragte ihn oft nach ſeiner Meinung. „Er verbindet,“ ſagte er, „feſte Urtheilskraft mit großer Gelehrſamkeit, dabei iſt er tauſend Mal beſcheidner als ein Unwiſſender, und ſo heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte.“ — Clemens XIII. ertheilte Ganganelli den Cardinalshut, aber wie ſchöne Tugenden und Talente er auch als Cardinal zeigte, ſo durfte man doch nicht hoffen, ihn auf dem Stuhl St. Peters einſt zu ſehen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er ſich über die Nothwendigkeit äußerte, dem Willen der Fürſten weislich nachgeben zu müſſen, ſchien nicht geeignet, ihm die übrigen Cardinäle geneigt zu machen. In den Congregationen, welche unter den Augen des Papſtes ſelbſt in Betreff der Herzogthümer von Parma und Piacenza und der Angelegenheiten der Jeſuiten gehalten wurden, hatte er der Meinung des Papſtes und des Staatsſecretariats ſo ganz zuwider geurtheilt, daß man ihn nicht mehr um Rath fragte. „Will man den römiſchen Hof nicht von ſeiner Höhe herabſtürzen ſehen,“ ſagte er unabläſſig, „ſo muß man ſich mit den Fürſten ausſöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Gränzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen.“ Dieſe Geſinnungen mißfielen zu Rom, aber ſie erwarben ihm auf den Fall der Erledigung des heiligen Stuhls mächtige Beſchützer. Clemens XIII. ſtarb; das Conclave war ſehr ſtürmiſch und uneins, bis die überzeugende Beredſamkeit des Cardinals Bernis entſchied, und Ganganelli am 19. Mai 1769 zum Oberhaupte der Kirche proclamirt ward, wiewohl er noch nicht Biſchof war. Kein Papſt war unter ſchwierigern Umſtänden gewählt worden. Portugal, entzweit mit dem heiligen Stuhl, wollte ſich einen Patriarchen geben; die Art, wie der Herzog von Parma behandelt worden, hatte die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abgeneigt gemacht; Venedig wollte die geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren; Polen ſuchte das päpſtliche Anſehn zu mindern; die Römer ſelbſt murrten. Clemens bemühte ſich zunächſt, ſich mit den Fürſten auszuſöhnen; ſchickte einen Nuntius nach Liſſabon, unterdrückte die Bulle In coena Domini, welche die Regenten empörte, und unterhandelte mit Spanien und Frankreich. Aufgefodert, das Schickſal der Jeſuiten zu entſcheiden, ſchrieb er: „Ich bin der Vater der Gläubigen, vornehmlich der Geiſtlichen; ich darf einen berühmten Orden nicht auflöſen, ohne Gründe zu haben, die mich vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen.“ Endlich nach mehreren Jahren der Unterhandlungen gab er am 21ſten Julius 1773 das berühmte Breve, das die Ge-

ſellſchaft Jeſu für immer aufhob. (Vergl. Florida Blanca.) Aber ſeit dieſem Augenblicke führte Clemens XIV. ein ſorgenvolles, von Furcht und Reue geängſtigtes Leben; ſeine Kräfte ſchwanden. „Ich gehe in die Ewigkeit," ſagte er, „und ich weiß warum." Er ſtarb den 22ſten Sept. 1774. Dies Ereigniß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß er vergiftet worden, und dieſe Meinung gewann dadurch an Glaubwürdigkeit, daß ſie der Papſt ſelbſt hegte und Gegengift nahm. Allein der Ausſpruch der Aerzte hat ſie widerlegt. Seit Sixtus V. hatte kein Papſt auf dem römiſchen Stuhl geſeſſen, der mit mehr Kraft, Weisheit und Selbſtſtändigkeit regiert hätte. — Clemens zeichnete ſich durch Aufklärung, Staatsklugheit, gründliche Gelehrſamkeit, Vortrefflichkeit des Charakters, Standhaftigkeit und Thätigkeit vor ſeinen Vorgängern rühmlich aus, vereinigte 1773 Avignon und Venaiſſin mit dem päpſtlichen Gebiete und beförderte Künſte und Wiſſenſchaften, unter andern auch durch die Stiftung des clementiniſchen Muſeums, der ſchönſten Zierde des Vaticans. — Die unter ſeinem Namen herausgegebenen Briefe ſind unecht.

Clément (Jean-Marie-Bernard), geb. zu Dijon 1742, war anfangs Profeſſor an dem Collegium dieſer Stadt, verließ aber aus Mißvergnügen über einige neue Verordnungen ſeinen Poſten und kam 1768 nach Paris. Obwohl er damals erſt 26 Jahre alt war, hatte er dennoch den Muth die Neuerer anzugreifen und als Vertheidiger des guten Geſchmacks aufzutreten, den er in den Werken des Alterthums ſtudirt hatte. Einen Beweis davon gab er in ſeiner ſtrengen Kritik der Ueberſetzung des virgiliſchen Landbau's von Delille, und der Jahreszeiten von St. Lambert. Letzterer wußte jedoch die Beurtheilung ſeines Gedichts, die er für ein Pasquill voll ſchändlicher Perſönlichkeiten erklärte, nicht nur zu unterdrücken, ſondern auch Clément in Verhaft zu bringen, worin er jedoch nur drei Tage blieb. Nichts deſto weniger verfolgte Clément ſeine literariſche Laufbahn als Kritiker, Ueberſetzer und Dichter. Dies beweiſen ſeine zahlreichen Werke, von denen wir nur ſeine Satiren und ſeinen Essai sur la manière de traduire les poëtes en vers anführen. Sie zeichnen ſich vortheilhaft durch Correctheit und Gediegenheit aus. Gleiches Lob gebührt ſeinem redlichen, unter allen Umſtänden gemäßigten Charakter, ſeiner Beſonnenheit und Ordnungsliebe. Er ſtarb im Jahr 1812. Ein Freund hat ihm folgende Grabſchrift geſetzt:

Clément par ses vers et sa prose
Vengea le Dieu du goût trop fréquemment proscrit,
Et luttant contre un siècle en proie au bel esprit,
De l'antique bon sens fit triompher la cause.
Il meurt; mais il échappe au néant des tombeaux;
　　Et sur les hauteurs du Parnasse,
　　S'en va pour jamais prendre place
　　Entre Adisson et Despréaux.

Clementi (Muzio), geboren zu Rom 1746, einer der größten Clavierſpieler, und der einzige, welchen die Italiäner unſerm großen Ph. E. Bach entgegenſetzen können. In eben dem Grade, in welchem er Virtuos auf dem Clavier war, war er auch Componiſt für dieſes Inſtrument, für welches er zwar ſehr ſchwer, aber doch ſchön und geſchmackvoll ſetzte. Er befand ſich in den achtziger Jahren in Paris. Nachher ging er nach London, wo er eine große Muſikalien- und Pianofortehandlung errichtete. In den neueſten Zeiten war er in Wien. Clementi's Compoſitionen zeichnen ſich durch verſtändigen Plan und

Ordnung in den Ideen aus; ſie ſind glänzend, gelehrt und angenehm zugleich. Sein Styl iſt ſtrenge und immer rein. Im eignen Spiel hat er brillante Ausführung und viel Geſchmack. Er improviſirt unübertrefflich. — Zu ſeinen ausgezeichnetſten Schülern gehören Cramer, Field, Mad. Bartholozzi u. A.

Cleopatra. Mehrere ägyptiſche Fürſtinnen ſind unter dieſem Namen bekannt; aber die berühmteſte war die älteſte Tochter des Ptolomäus Auletes und Mitregentin und Gemahlin ſeines älteſten Sohnes Ptolemäus. Beide waren noch minderjährig, als ihr Vater ſtarb, und kamen unter die Vormundſchaft des Pothinus und Achilles, welche die Cleopatra ihres Antheils an der Regierung beraubten, und ſie aus Aegypten vertrieben. Cleopatra ging nach Syrien, verſammelte hier ein Heer, und wollte ihr Recht mit Gewalt der Waffen geltend machen, als Cäſar (ſ. d. Art.) nach Alexandrien kam und ſich zum Schiedsrichter aufwarf. Cleopatra wußte, in einer geheimen Zuſammenkunft, den für Jugend und Schönheit nicht unempfindlichen Dictator für ſich und ihre Sache zu gewinnen, und obgleich ihr Bruder einen Aufſtand in Alexandrien erregte, ſo gelang es doch Cäſarn, das Volk zu beruhigen und Cleopatra als Mitregentin einzuſetzen. Pothinus aber wußte das Volk aufs neue aufzuwiegeln; es kam zu dem ſogenannten alexandriniſchen Kriege; und da der ältere Ptolemäus darin das Leben verlor, ernannte Cäſar jetzt die Cleopatra zur alleinigen Königin von Aegypten; doch mußte ſie ihren elfjährigen Bruder, den jüngern Ptolemäus, zum Gemahl und Mitregenten annehmen. Cäſar verweilte noch einige Zeit an dem Hofe der Cleopatra und zeugte mit ihr einen Sohn, Cäſarion. Nach Cäſars Entfernung regierte ſie ungeſtört; als aber ihr Bruder das vierzehnte Jahr erreicht hatte und ſeinen Antheil an der öffentlichen Gewalt verlangte, ſuchte ſie ihn aus dem Wege zu räumen und vergiftete ihn in dem vierten Jahre ſeiner Regierung. Jetzt herrſchte ſie allein. Während des römiſchen Bürgerkriegs trat ſie auf die Seite der Triumvirn, und ſegelte nach der Schlacht bei Philippi nach Tarſus zum Antonius, um auch an ihm die Macht ihrer Reize zu verſuchen. Sie war damals 25 Jahre alt, und vereinigte mit der höchſten körperlichen Schönheit, Witz, Artigkeit und alle Grazien des Umgangs. Sie erſchien auf einem prächtig geſchmückten Schiffe unter einem Thronhimmel von Goldſtoff, als Venus gekleidet, umgeben von ſchönen Knaben und Mädchen, die als Liebesgötter und Huldgöttinnen ihren Hof ausmachten. Hier feierte ſie ihre Zuſammenkunft mit Antonius durch die glänzendſten Feſte, begleitete ihn nach Tyrus und kehrte dann nach Aegypten zurück. Antonius eilte ſeiner Geliebten bald nach, überließ ſie mit ihr den ausſchweifendſten und koſtbarſten Vergnügungen, und verließ ſie nur, um wieder zu ihr zurückzukehren. Sie begleitete ihn auf ſeinem Zuge gegen die Parther, und ward, als er ſich am Euphrat von ihr trennte, mit Cyrene, Cypern, Cöleſyrien, Ituräa, Phönice, Cilicien und Creta von ihm beſchenkt, denen er auf ihr Verlangen noch einen Theil von Judäa und Arabien hinzufügte. Antonius eroberte hierauf Armenien, kehrte triumphirend nach Aegypten zurück, und erhob ſowohl den Cäſarion, als ſeine drei mit ihr gezeugten Söhne zu Königen. Jetzt begann der Krieg zwiſchen Antonius und Octavian. Statt durch ſchnelle Schritte ſeinem Gegner zuvorzukommen, brachte Antonius in Geſellſchaft der Cleopatra ein ganzes Jahr unter Feſten und Zerſtreuungen in Epheſus, Samos und Athen zu, und beſchloß endlich, ſein Glück auf den Ausgang einer Seeſchlacht zu ſetzen. Bei Actium trafen die Flotten zuſammen. Cleopatra, welche mit 60 Schif-

fen den Antonius verſtärkt hatte, ergriff plötzlich die Flucht und führte dadurch den Verluſt der Schlacht herbei; denn Antonius eilte, wie vom Wahnſinn befallen, ihr nach. Sie flohen nach Aegypten und erklärten dem Octavian, daß ſie hinfort im Privatſtande leben wollten, wenn nur Aegypten den Kindern der Cleopatra bliebe. Octavian aber foderte den Tod des Antonius und rückte gegen Alexandrien vor, das dieſer zu vertheidigen eilte. Cleopatra beſchloß, ſich mit ihren Schätzen zu verbrennen; allein Octavian wußte ſie durch geheime Botſchafter zu beruhigen. Dieſe Verhandlungen entgingen dem Antonius nicht, welcher, Verrätherei ahnend, zu ihr eilte, um ſich durch ihren Tod zu rächen. Sie entfloh, verbarg ſich in das von ihr erbaute Monument bei dem Tempel der Iſis und ließ die Nachricht verbreiten, daß ſie ſich ſelbſt getödtet habe. Antonius ſtürzte ſich in ſein Schwert, ward, noch ehe er ſtarb, von dem Leben der Cleopatra benachrichtigt, ließ ſich zu ihr tragen und ſtarb in den Armen der Treuloſen, der er noch mit ſeinen letzten Worten Beweiſe ſeiner unauslöſchlichen Liebe gab. Jetzt gelang es Octavian, ſich der Cleopatra zu bemächtigen. Sie hoffte auch über ihn einen Sieg ihrer Schönheit davon zu tragen. Da aber ihre Künſte an dem kalten Octavian ſcheiterten und ſie wohl einſah, daß er ihr Leben nur friſten wolle, um ſie im Triumph aufzuführen, beſchloß ſie, dieſer Schmach durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Sie ordnete ein glänzendes Feſt an, entfernte ihre Wachen, und ſetzte ſich eine giftige Natter, die ein treuer Diener ihr gebracht hatte, auf den Arm, durch deren Biß ſie in wenig Minuten ohne Schmerzen verſchied. Sie war 32 Jahr alt und hatte 22 Jahre regiert.

Cleve, ein Herzogthum im ehemaligen weſtphäliſchen Kreiſe, welches gegen Süden und Weſten an Geldern, gegen Norden an die Grafſchaft Zütphen und gegen Oſten an die Grafſchaft Mark, und an das ehmalige cölniſche und münſterſche Gebiet gränzt, vom Rhein durchſchnitten wird, auf 40 Quadratmeilen gegen 100,000 Einwohner enthält, und wichtigen Flachsbau und Viehhandel treibt. Auch ſind die Manufacturen in Wollenzeugen, Leinwand, Meſſing u. ſ. w. nicht unbedeutend. Als im J. 1609 die Herzoge von Jülich, denen zugleich Cleve, Berg und die Grafſchaften Mark, Ravensberg und Ravenſtein gehörten, ausgeſtorben waren, kam Cleve nebſt Mark und Ravensberg an Brandenburg. Bei dem brandenburgiſchen, nachher preußiſchen Hauſe blieb Cleve bis auf Friedrich Wilhelm III., welcher im J. 1795 den jenſeit und 1805 auch den diſſeit des Rheins gelegenen Theil von Cleve gegen Entſchädigungen an Frankreich abtrat. Erſterer wurde mit dem franzöſiſchen Departement der Roer, letzterer mit dem neugeſchaffenen Großherzogthum Berg vereinigt, im J. 1810 aber die der Lippe nördlich gelegenen Striche zu dem franzöſiſchen Departement der Ober-Yſſel geſchlagen. Dieſe Lage der Sachen dauerte bis zur Vertreibung der Franzoſen aus den deutſchen Rheinländern, wo Preußen dieſe Provinz wieder in Beſitz nahm. Sie macht nun einen Beſtandtheil der preußiſchen Provinz Cleve und Berg aus, und ſteht unter der Regierung der Herzogthümer Cleve und Geldern, welche ihren Sitz zu Cleve hat. Dieſe Stadt iſt auf anmuthigen Hügeln, nach holländiſcher Art erbaut, und liegt am Flüßchen Kermisdal, eine Stunde vom Rhein, mit dem ſie durch einen Canal in Verbindung geſetzt iſt. Das auf einem Hügel gelegene Schloß heißt Schwanenburg. Die Zahl der Einwohner hat ſich vermindert und beträgt jetzt nur etwas über 4000. Wichtig ſind die Mouſſelinfabriken.

Clienten hießen in Rom die gemeinen Bürger, welche aus den

höhern Claſſen ſich einen Patron wählten, deſſen Pflicht es war, ihnen in Rechtsſachen beizuſtehen, für ſie väterlich zu ſorgen und ihnen Sicherheit und Ruhe zu verſchaffen. Sie mußten dagegen die Töchter ihres Patrons ausſtatten, wenn es dieſem an Vermögen fehlte, ihn, wenn er von den Feinden gefangen genommen worden, loskaufen und ihm ihre Stimme geben, wenn er um ein öffentliches Amt anhielt. Gegenſeitig hatten ſie die Pflicht, einander nicht zu verklagen noch gegen einander zu zeugen, ſich überhaupt auf keine Weiſe etwas zu Leide zu thun. Romulus, der dieſes Verhältniß einführte, um Patricier und Plebejer deſto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Geſetz, daß derjenige, der ſeine Pflicht als Patron oder Client verletze, von jedermann todgeſchlagen werden könne. Virgil ſagt, es ſey ein eben ſo großes Verbrechen ſeinen Vater mit Schlägen zu mißhandeln, als mit einem Clienten hinterliſtig zu verfahren. Auch findet ſich in einem Zeitraum von 600 Jahren keine Spur von Mißhelligkeiten zwiſchen den Patronen und Clienten; erſt unter den Kaiſern hörten die alten Verpflichtungen auf, und auch uns iſt nichts als die Namen Patron und Client geblieben, um einen Sachwalter und denjenigen, deſſen Sache er führt, zu bezeichnen, ohne daß ſie einander mehr ſchuldig ſind, als jener Eifer und Treue, und dieſer die Bezahlung und nach Umſtänden einen Dank.

Clima. Die Alten theilten die Erdoberfläche in Climate ein, und bezeichneten mit dieſer Benennung die Flächenräume zwiſchen den mit dem Aequator parallellaufenden Kreiſen, welche ſie in Gedanken in ſolchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem dieſer Kreiſe bis zu dem nächſtliegenden die Zeitdauer des längſten Tages um eine halbe Stunde zunahm. Nach dieſer Eintheilung gab es alſo vom Aequator, wo der längſte Tag zwölf Stunden dauert, bis zu dem Polarkreiſe, wo er vier und zwanzig Stunden beträgt, vier und zwanzig Climate. Innerhalb des Polarkreiſes wächſt der längſte Tag ſo ſchnell, daß er einen Grad weiter gegen den Pol ſchon einen Monat lang iſt, und man theilte die kalte Zone noch in ſechs Climate. Uns hat eine genauere Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Ländern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht bloß von der geographiſchen Breite abhängen, ſondern daß mancherlei Lokalurſachen große Abweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher allerdings ein, dem Aequator näher gelegenes, Land wärmer ſeyn ſollte, als ein von ihm entfernteres. Wir verbinden daher mit dem Worte Clima einen andern Begriff und verſtehen darunter das einem jeden Lande eigne Verhalten der Witterung in Hinſicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Näſſe, Fruchtbarkeit und Wechſel der Jahreszeiten. So verſchieden die Beſchaffenheit des Clima's iſt, ſo verſchieden ſind auch die Urſachen davon, und durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hat man noch zu keinem ſichern allgemeinen Reſultat gelangen können. Im Allgemeinen bleibt freilich die geographiſche Breite der Hauptumſtand, welchen man bei Betrachtung des Clima's eines Landes zu berückſichtigen hat. Der höchſte Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringſte (oder die höchſte Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwiſchen liegenden Oerter haben ſehr verſchiedene Grade der Temperatur nach ihrer Lage und örtlichen Beſchaffenheit. Unter dem Aequator ſelbſt iſt die Hitze nicht gleich groß. Fürchterlich wirkt ſie in den Sandwüſten Afrika's, beſonders auf der Weſtküſte, auch in Arabien und Indien, höchſt gemäßigt zeigt ſie ſich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die höchſte afrikaniſche Hitze hat man auf 70 Grad über 0 nach

Reaumur beſtimmt. Von dem höchſten Kältegrad unter den Polen läßt ſich nicht beſtimmt urtheilen, weil bis an den Polpunkt noch kein Menſch vorgedrungen iſt. Der zweite Umſtand, der das Clima eines Orts der Erde beſtimmt, beruht auf der verſchiedenen Höhe, welche die Sonne Mittags am Himmel erreicht, und auf der Dauer der Zeit, während welcher ſie über dem Horizonte bleibt. Je beträchtlicher jene Höhe und je größer jene Zeitdauer, deſto wärmer iſt, ohne Rückſicht auf örtliche Umſtände, ein Land. In der Abwechslung des Standes und Verweilens der Sonne liegt der Grund zur Verſchiedenheit der Jahreszeiten. Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche macht einen dritten wichtigen Beſtimmungsgrund des Clima's aus. Nicht zu überſehen iſt aber inſonderheit die Beſchaffenheit der Erdoberfläche ſelbſt. Die Wärme nimmt zu mit der Cultur des Bodens. So hat unſer Deutſchland ſeit mehr als tauſend Jahren ein beträchtlich wärmeres Clima durch Ausrottung der Wälder, Ableitung der Seen, Austrocknung von Sümpfen und Moräſten gewonnen. — Ohne Zweifel hat auch die mineraliſche Maſſe, welche die oberſte Lage der Fläche eines Landes ausmacht, Einfluß auf ſeine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimmt eine viel brennendere Hitze an als Letten. Wieſenflächen ſind im Sommer lange nicht ſo heiß wie kahler Boden. Einen entſchiedenen Einfluß auf das Clima haben die Winde, denen ein Land ſeiner Beſchaffenheit nach vorzugsweiſe ausgeſetzt iſt. Wehen in einem Lande viele Nord- und Oſtwinde, ſo muß es bei gleicher geographiſchen Breite kälter ſeyn als ein anderes, in welchem die mildern Süd- und Weſtwinde häufig ſtreichen. — Die Abwechslungen in der Witterung ſind innerhalb der beiden Wendekreiſe am geringſten. Die Hitze, welche während die Sonne im Scheitelpunkte ſteht, unerträglich ſeyn würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengeſetzten Hälfte der heißen Zone, alſo immer mehr aus dem Scheitelpunkte, ſo entſteht die lieblichſte Witterung. Lima und Quito in Peru ſollen das ſchönſte Clima auf der Erde haben. Größer ſind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreiſe, deſto beträchtlicher werden die Unterſchiede zwiſchen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, beſonders um den 59ſten und 60ſten Grad, haben im Julius eine Wärme von 75 bis 80 Grad Fahrenheit, wie ſie die Länder um 10 Grad näher an dem Aequator kaum haben. In Grönland iſt im Sommer die Hitze ſo groß, daß das Pech an den Schiffen ſchmilzt. In Torneo in Lappland fallen die Sonnenſtrahlen um die Zeit des längſten Tages eben ſo ſchief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch iſt die Wärme derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne faſt immer über dem Horizont iſt. Unter den Polen iſt das Clima vielleicht das beſtändigſte. Dort ſcheint immerwährend eine ſo heftige Kälte zu herrſchen, als wir hier in unſern Gegenden nicht kennen. Selbſt mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkt ſelbſt volle ſechs Monate nicht untergeht, thaut das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismaſſen empfinden von den ſchrägen ſchwachen Sonnenſtrahlen keine merkliche Wirkung und ſcheinen ſich mit jedem Jahre nur zu vermehren.

Climax, in den Redekünſten die Steigerung, Gradation (ſ. d.).

Clinik. Die Ableitung dieſes Wortes von dem griechiſchen κλίνη, Bette, führt darauf, daß es einen Unterricht am Krankenbette bezeichnen ſoll, um den wahren Charakter der Symptome der Krankheiten, ihren Gang und ihr verſchiedenes Ende nebſt allen Details der Behandlungsart kennen zu lernen. Welche wahren Fortſchritte hätte die Me-

dicin zu allen Zeiten gemacht, welche Irrthümer wären ihr erſpart worden, wenn der öffentliche Unterricht ſtets dieſer natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und beſtimmte Begriffe zu geben und ſie mit der Anwendung der Vorſchriften vertraut zu machen, die der dogmatiſche Unterricht immer unbeſtimmt läßt! Man kennt durchaus nicht die Methode, die in der Familie der Aſclepiaden für den cliniſchen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Reſultate davon ſtets in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichſam ererbte Erfahrungslehre mit allem, was er auf demſelben Wege an gründlichen Kenntniſſen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum beſonderer Familien zu ſeyn, und man entfernte ſich bald von dem ſtrengen Wege der Beobachtung, den er ſo ſehr empfohlen hatte. Die noch ſchwankenden Fortſchritte der Anatomie und Phyſiologie, das anhaltende Studium der Philoſophie des Ariſtoteles und endloſes Disputiren über die Natur des Menſchen, die Krankheiten und Heilmittel, beſchäftigten die allgemeine Aufmerkſamkeit; die weiſe Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beſchreiben, wurde vernachläſſigt. Die Hoſpitäler dienten bei ihrem Urſprung mehr zur Ausübung der frommen Wohlthätigkeit der Chriſten als zur Vervollkommnung der Medicin, und die Studien blieben unverändert. Die Schule von Alexandria war damals ſo berühmt, daß, wie Ammianus Marcellinus ſagt, ihre fleißige Beſuchung alle Rechte zur Ausübung der Arzneikunde gab. Eine andre alte, zwar minder bekannte, aber ſehr blühende Schule war zu Niſapour in Perſien, und es iſt zu bemerken, daß die Hoſpitäler daſelbſt ſchon vor den Zeiten der Araber, denen man gewöhnlich dieſe glückliche Idee zuſchreibt, mit den mediciniſchen Schulen in Verbindung gebracht waren. Dieſe vom Kaiſer Aurelian geſtiftete Schule beſtand aus griechiſchen Aerzten, welche die Lehre des Hippokrates im ganzen Orient wieder erweckten; ſie erhielt ſich mehrere Jahrhunderte, und in ihr bildeten ſich ohne Zweifel Rhazes, Ali-Abbas, Avicenna und die berühmteſten Araber. Um dieſelbe Zeit ſtand der berühmte Johannes Meſve, aus Damascus, dem Hoſpitale zu Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche befolgt wurde; aber man darf keine hohen Begriffe von dem Unterrichte zu einer Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabiſchen Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbariſchen Periode das Schickſal der übrigen Naturwiſſenſchaften. Man dachte nicht daran, nach dem Vorbilde der Griechen ſich langſam aber gründlich in einem großen Verein von Kranken zu belehren. Die Gründung der Univerſitäten ſchien geeignet, die Studien, beſonders in Spanien, wiederherzuſtellen, und eben zur Zeit der Araber beſaßen Sevilla, Toledo, Cordova berühmte Schulen und Hoſpitäler, wo junge Aerzte ſich bildeten. Aber die cliniſchen Studien wurden faſt ganz vernachläſſigt. Statt die Geſchichte der Krankheiten mit Eifer zu ſtudiren nnd zu ergründen, ſchwatzte man über die unnützeſten Dinge. Nicht erſprießlicher waren die Reiſen, die man in derſelben Abſicht im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert nach Italien und Frankreich machte. Vorzüglich beſuchte man die berühmten Schulen von Montpellier und Paris, wo der Unterricht der Medicin ſich auf einfache Vorleſungen und ewige Commentationen der dunkelſten Gegenſtände beſchränkte. Selbſt als man zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Werke der alten griechiſchen Aerzte zu drucken anfing, fuhr man fort, ſich mit Erklärungen und Wortſtreiten zu beſchäftigen. Es verfloſſen noch zwei Jahrhunderte bis zur Wiederherſtellung der cliniſchen Studien. Als die Begründer der-

ſelben in Holland nennt man Wilhelm von Straten, Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und Strasburg, um dieſe Zeit cliniſche Inſtitute errichtet zu haben. Aber welches waren die Reſultate davon? Wo findet man die befolgte Methode aufgezeichnet und welchen Einfluß hatten ſie auf die Ausübung der Arzneikunde. Boerhave ſelbſt, der 1714 den cliniſchen Unterricht des Sylvius zu Leyden fortſetzte, hat von den Tagebüchern ſeiner Beobachtungen keine Rechenſchaft gegeben, und ſich darauf beſchränkt, in ſehr merkwürdigen akademiſchen Reden allgemeine Grundſätze über das Studium der Medicin aufzuſtellen. Der Einfluß dieſer berühmten Schule wurde zunächſt in Edinburg und ſpäter in Wien bemerkbar, zwei Schulen, deren Ruf in der Clinik bald Leyden, ihre gemeinſchaftliche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmteſten Lehrer der practiſchen Arzneikunde zu Edinburg, der Doctor Cullen, hing zu ſehr an den ſpitzfindigen Theorien über den chroniſchen Organismus und die Entwicklung der nächſten Urſachen der Krankheiten, um in ſeinen Vorleſungen eine ſtrenge Methode zu befolgen und nicht eine andere Baſis zu nehmen, als die genaue Geſchichte der in den Krankenſtuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten. Eine entſchiedene Neigung, an die Thatſachen ſcharfſinnige Hypotheſen zu knüpfen, und die Abſicht, auf Boerhave's Lehre eine neue zu gründen, ließen ihn eine Methode vorziehen, die ſich dem dogmatiſchen Unterricht näherte. Er wollte die Elemente der Arzneikunde in ein regelmäßiges Ganze vereinigen, das, durch gewiſſe allgemeine Dispoſitionen in ſich zuſammen gehalten, keinem Wechſel unterworfen ſeyn ſollte. Wir erſparen uns eine ausführliche Darſtellung deſſen, was im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Italien, Deutſchland und Frankreich für cliniſche Inſtitute geſchah; es beweiſ't einer Seits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzuſehen anfing, andrer Seits, mit welchen Schwierigkeiten dergleichen Anſtalten einzurichten ſind. Wir gehn ſogleich auf die wiener Schule über, die durch Van Swieten, Haen und beſonders durch Stoll ein Muſter des cliniſchen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorleſungen in den Hoſpitälern ſelbſt hielt und zur Einfachheit der griechiſchen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hoſpitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpunkt der allgemeinen Wiederherſtellung der mediciniſchen Studien und der Errichtung der Ecole de Santé. Erſt damals wurde der cliniſche Unterricht ausdrücklich eingeführt. Es wurden drei Lehrſtühle errichtet, für die innere, für die äußere Heilkunde, und für ſeltene Fälle und neue Vervollkommnungsmethoden. Aber über dieſen glücklichen Reſultaten der Beobachtung einzelner Gegenſtände konnte nicht der urſprüngliche Zweck alles cliniſchen Unterrichts verkannt werden, nämlich methodiſche Beſtimmung des wahren Charakters der hitzigen Krankheiten und der durch die Oertlichkeiten und Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen, indem man den Faden der von Stoll bereits mit großem Scharfſinn begonnenen und von Hildebrand rühmlich fortgeſetzten Unterſuchungen wieder aufnahm. Die Fortſchritte dieſes Fundamentaltheils der Medicin und aller Naturwiſſenſchaften mußten eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, und man fühlt wohl, daß der cliniſche Unterricht den wiſſenſchaftlichen Charakter verloren haben würde, wenn man nicht die einzeln beobachteten Krankheiten nach ihren Verwandtſchaften und Abweichungen in Verbindung gebracht hätte. Nur auf

dieſe Weiſe konnte die Medicin ein regelmäßiges und methodiſches Ganze bilden. Dieſes Ziel hat die Noſographie ſich vorgeſteckt. Werfen wir einen Blick auf den neueſten Zuſtand der Clinik, ſo nehmen wir die größte Verſchiedenheit in der Lehrmethode derſelben auf den verſchiednen Univerſitäten Europa's wahr. Wir begnügen uns, einige vaterländiſche Univerſitäten zu nennen, deren cliniſche Anſtalten von berühmten Männern geleitet werden. In Berlin wird von dem einen Lehrer die Senſibilität, von dem andern die Irritabilität zur Grundlage des cliniſchen Unterrichts gemacht; in Tübingen baut man auf die Grundſätze der Phyſiologie; in Würzburg begnügt man ſich, einzelne Beobachtungen zu ſammeln; in Heidelberg verbindet man ein Syſtem chemiſcher Erklärungen mit ſcharfſinnigen Theorien über die Lebenskräfte; in Bamberg und Landshut wendet man die Naturphiloſophie auf die Clinik an: in Wien befolgt man die ſtrenge Methode der Beobachtung und der graphiſchen Beſchreibung der Krankheiten, u. ſ. w.

Clio, des Jupiters und der Mnemoſyne Tochter, eine von den neun Muſen, und zwar die Muſe des Ruhms und der Geſchichte. Ihre Attribute ſind ein Lorbeerkranz auf dem Haupte, eine Trompete in der Rechten, und eine Bücherrolle in der Linken.

Clive (Robert), Dieſer große Mann, welcher in einem Zeitraume von zehn Jahren die engliſch-oſtindiſche Compagnie aus den verzweifeltſten Umſtänden riß, und ihr in einem fremden Welttheil durch Klugheit, Muth und mit Gefahr ſeines Lebens ein weit größeres Land eroberte, als England ſelbſt iſt, war der Sohn eines engliſchen Rechtsgelehrten, und ward 1725 in Shropſhire auf dem kleinen Gute Styche geboren. Schon in ſeiner frühen Jugend gaben ihm ſeine Lehrer das Zeugniß, daß er zum Lernen zu unruhig, aber ein ungewöhnlich beherzter und verwegner Knabe ſey. Im J. 1743 ging er als Schreiber in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie nach Madras. Bald aber eröffnete ſich ihm eine angemeſſenere Laufbahn. Die öſterreichiſche Erbfolge hatte England und Frankreich in Krieg verwickelt. Die auf der Küſte von Coromandel bisher auf ihre Feſtung Pondichery und einige Handelslogen beſchränkten Franzoſen hatten unter Dupleix nicht nur ihr Gebiet anſehnlich erweitert, ſondern auch 1746 Madras erobert. Clive war glücklich entkommen, nahm 1747 Kriegsdienſte, und wohnte dem vergeblichen Angriff auf Pondichery bei, worauf bald der aachner Frieden folgte. Die Engländer nahmen aber jetzt das Syſtem an, ſich in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten zu miſchen, um daraus Vortheil zu ziehn. Der rechtmäßige Fürſt von Tanjore war von einem Verwandten verjagt worden und ſuchte bei den Engländern Hülfe. Unter den zu ſeiner Unterſtützung beorderten Truppen war auch der Fähnrich Clive, welcher vergebens zu einem kühnen Angriff auf den überlegenen Feind rieth. Man zog unverrichteter Sache ab, erſchien aber bald darauf zum zweitenmale vor der Feſtung Devicotta, an deren Eroberung Clive den entſchiedenſten Antheil hatte. Der Rajah bequemte ſich zum Frieden und überließ den Engländern die Feſtung mit einem bedeutenden Landſtrich. Clive trat darauf wieder in Civildienſte und erhielt die einträgliche Kriegszahlmeiſtersſtelle. Aber ſchon 1750 brachen in Carnatik neue Fehden aus, weil Dupleix gegen den wirklichen Nabob einen Abenteurer unterſtützte. Jener hatte ſeine Hauptſtadt Arcot verlaſſen und in die Feſtung Tritchinapoli flüchten müſſen, wo er belagert wurde. Die Engländer beſchloſſen ihm beizuſtehen, und Clive vertauſchte wieder die Feder mit dem Degen. Mit 100 Europäern und 300 Seapois ging er auf Arcot los, und eroberte es, weil die Beſatzung vor einem Fein-

de, der im ſchrecklichſten Gewitter anrückte, die Flucht ergriff. Hier mußte er ſieben Wochen lang eine harte Belagerung ausſtehen, bis endlich die Franzoſen und ihre Alliirten nach großem Verluſt ſich zum Abzug genöthigt ſahen. Nicht minder glücklich war er in mehreren Gefechten gegen den weit überlegnen Feind, bis er endlich durch die Entſetzung von Tritchinapoli die Angelegenheiten des Nabobs 1753 wiederherſtellte. In dem erwähnten Jahre mußte er ſeiner Geſundheit wegen nach England zurückkehren; er war ſchon einige Jahre vorher von einem Nervenfieber befallen worden, das in eine Art von Schwermuth ausartete, von welcher er nachher, beſonders in ruhigern Situationen, noch oft und lange litt. Aber im Jahr 1755 ging er als Oberſtlieutenant und Gouverneur des Forts David wiederum nach Indien, wo er, noch ehe er ſeinen Gouverneursposten antrat, den furchtbaren Seeräuber Angria in ſeinem faſt für unüberwindlich gehaltenen Raubneſt Gheria bezwingen half. Um dieſe Zeit geſchah die grauſame Einnahme und Plünderung der engliſchen Factorei in Calcutta durch den Nabob von Bengalen, welche zu rächen Bombay verſchiedene Kriegsſchiffe, und Madras den Oberſten Clive mit etwa 1900 Mann nach der Mündung des Ganges ſchickte. Er vereinigte ſich hier mit den Flüchtlingen, Calcutta ward auf der Land- und Seeſeite angegriffen und erobert. Auf die Nachricht davon erſchien der Nabob mit 50,000 Mann und einer bedeutenden Artillerie, womit er ſich in der Nähe des engliſchen Poſtens und der Stadt Calcutta lagerte. Clive leitete in dieſer kritiſchen Lage Unterhandlungen ein, die jedoch keine Wirkung hatten. Jetzt blieb ihm kein Ausweg übrig, als mittelſt eines nächtlichen Ueberfalls bis ins Hauptquartier vorzudringen oder ſich des Geſchützes zu bemächtigen. Die Wachſamkeit der Feinde und ein dichter Nebel vereitelten zwar die Unternehmung, indeß machte ſie doch den Nabob zum Frieden geneigt. Man kam überein, daß Suraja Dowla allen Schaden erſetzen und der Präſidentſchaft erlauben ſolle, Calcutta zu befeſtigen und alle Freiheiten wie zuvor dort auszuüben. Jetzt kam die Nachricht von dem zwiſchen England und Frankreich in Europa ausgebrochnen Kriege nach Oſtindien. Clive wünſchte dieſe Gelegenheit zu benutzen, um die Franzoſen von den Ufern des Ganges zu vertreiben. Er ließ daher bei dem Nabob anfragen, ob er ihre Feſtung Chandernagor angreifen dürfe. Scheinbar willigte dieſer ein, unterſtützte aber zugleich die Franzoſen mit Geld, befahl ſeinen Heerführern, mit ihren Truppen die Feſtung zu decken und unterſagte endlich den Engländern alle Feindſeligkeiten. Clive eroberte deſſen ungeachtet Chandernagor. Dieſer Schritt war das Signal zu einem neuen Kriege zwiſchen dem Nabob und den Engländern. Letztere ſahen die ihnen drohende Gefahr voraus, und glaubten ſie nur dadurch von ſich abwenden zu können, daß ſie durch ein Einverſtändniß mit einigen mißvergnügten Großen eine gänzliche Regierungsveränderung herbei führten. Sie traten mit des Nabobs Schwager und erſtem Heerführer, Mir Jaffir, in Unterhandlung, und ſicherten ihm den Thron zu, wogegen er völlige Entſchädigung für die Plünderung von Calcutta und außerdem reichliche Belohnung für den zu leiſtenden Beiſtand verſprach. Suraja Dowla ſtand mit ſeinem Heere bei Plaſſey, in der Nachbarſchaft ſeiner Hauptſtadt; dort ſollte Clive ihn angreifen und Mir Jaffir mit ſeiner Mannſchaft zu ihm übergehn. Auf dem Marſche liefen Nachrichten ein, welche Mir Jaffirs Aufrichtigkeit verdächtig machten; es ſchien nicht rathſam, mit 3100 Mann einen 50,000 Mann ſtarken Feind anzugreifen, wenn deſſen Befehlshaber einig waren. Dennoch drang Clive bis Plaſſey vor, und ſetzte durch einen nächtlichen

Angriff den Nabob dergeſtalt in Schrecken, daß er ſeine Stellung verließ. Mir Jaffir vereinigte ſich darauf mit den Engländern, welche das ganze Lager eroberten und bald die Hauptſtadt beſetzten. Der Nabob kam auf der Flucht um. Dieſe berühmte Schlacht, welche den Grund zu der nachmaligen Oberherrſchaft der Engländer in Bengalen legte, wurde am 26ſten Juni 1756 geliefert. In die folgenden zehn Jahre fallen die großen Eroberungen, welche Clive in Oſtindien machte, ſo wie die Anhäufungen von Reichthümern, die er für ſich erwarb und die ſich vielleicht auf eine Million Pfund Sterl. beliefen. Mir Jaffirs Ernennung zum Nabob von Bengalen, welche demſelben verſprochen worden war, legte den erſten Grund zu den letztern, indem er von dem neuen Nabob ein Geſchenk von 300,000 Pf. Sterl. bekam. Die aus England nach Indien geſchickten Räthe ernannten ihn zum unumſchränkten Dictator daſelbſt. Als in Indien alles beruhigt war, ging er nach England zurück, und ward daſelbſt 1761 von dem Könige mit dem Titel Lord Clive, Baron von Plaſſey (zum Andenken des daſelbſt erfochtenen Sieges) begnadigt. Als aber kaum drei Jahre darauf die Macht der Engländer in Oſtindien von neuem wankte, wurde Clive im Jahr 1765 mit vier ſeiner Freunde als General en Chef und Gouverneur nach Calcutta zurückgeſandt. Bei ſeiner Ankunft war der Hauptfeind der Engländer, der Nabob von Auhd geſchlagen, und der Mogul, der ſich als Prätendent bei ihm aufgehalten, hatte ſich unter den Schutz der Engländer begeben, welchen Umſtand Clive benutzte, ſich vom Mogul, welcher dem Namen nach Oberherr dieſer Lande war, die Belehnung über die drei Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa geben zu laſſen, und ſolchergeſtalt eine ungeheuer große, von funfzehn Millionen Menſchen bewohnte Strecke Landes unter die Oberherrſchaft der Engländer zu bringen. Hierauf ſuchte er die Mißbräuche, welche zur Bedrückung der Eingebornen dort eingeriſſen waren und ihren Grund in der Raubgier der Europäer hatten, zu mildern, womit es ihm jedoch nicht glückte. Im Jahr 1767 kam er nach England zurück, und wurde 1769 zum Ritter des Ordens vom Hoſenbande ernannt. Als nach ſeiner Abweſenheit aus Indien die Angelegenheiten wieder eine ungünſtige Wendung nahmen, und durch üble Verwaltung und neue Kriege die Compagnie einem Banquerott nahe war, ward eine Unterſuchung verhängt. Clive wurde vom Parlament in Anſpruch genommen, und man trug 1773 im Unterhauſe darauf an, daß er des Mißbrauchs ſeiner Gewalt in Indien und dort unrechtmäßig erworbenen Vermögens angeklagt werden ſollte. Er vertheidigte ſich aber, und ward vom Unterhauſe mit der Erklärung freigeſprochen, daß er dem Vaterlande große Dienſte geleiſtet habe. Beim Ausbruch des amerikaniſchen Krieges wurde ihm das Generalcommando angetragen; allein er lehnte es, ſeiner immer ſchwächer werdenden Geſundheit wegen, ab. Seine Krankheit war eine Art von Schwermuth, die ihn am 22. Nov. 1774 der Welt entriß; er legte ſelbſt Hand an ſein Leben, und erſchoß ſich. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter.

Clodius (Chriſtian Auguſt), geb. 1738 zu Annaberg im Erzgebirge. Schon in einem Alter von zehn Jahren verrieth er einen überwiegenden Hang zum Studium der Alten. Virgil und Homer waren ſeine liebſten Geſellſchafter. Im Jahr 1756 bezog er die Univerſität Leipzig, um Theologie zu ſtudiren; aber eine Krankheit nöthigte ihn nach einem Aufenthalte von zwei Jahren, ins väterliche Haus zurückzukehren. Damals machte er Bekanntſchaft mit dem Dichter Kleiſt, dem Sänger des Frühlinges, welcher als Preußiſcher Major daſelbſt

im Winterquartier ſtand, ihn lieb gewann und ſein Talent zur Dichtkunſt entwickelte. Er ging nach Leipzig zurück, genoß Gellerts Umgang, hielt Vorleſungen und bekam in einem Alter von 22 Jahren die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors. Schon 1764 wurde er ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, und gab kurz darauf ſeine Verſuche über die Literatur und Moral heraus. Medon oder die Rache des Weiſen, der Patriot, ein Vorſpiel, nebſt verſchiedenen Prologen, die er für das kochiſche Theater in Leipzig verfertigte, waren zu jener Zeit ſeine vorzüglichſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Er verheirathete ſich mit Julie Stölzel. Um die Univerſität Leipzig machte ſich Clodius auch dadurch verdient, daß er in ſeinem Hauſe eine Penſionsanſtalt errichtete. Im Jahr 1782 erhielt er die Profeſſur der Dichtkunſt und fing 1784 als eine Fortſetzung ſeiner vermiſchten Schriften eine Monatsſchrift unter dem Namen Odeum an, deren Vollendung aber ſein unvermutheter Tod unterbrach, welcher den 30. Nov. 1784 im 47ſten Jahre ſeines Lebens erfolgte. Unſern claſſiſchen Schriftſtellern iſt Clodius zwar weder als Dichter, noch als Proſaiſt beizuzählen, doch darf er als nützlicher und angenehmer Schriftſteller vor keinem ſeiner Zeitgenoſſen zurücktreten. Er iſt ein Mann, in deſſen Werken man Geſchmack, Gefühl und eine lebhafte Einbildungskraft bemerkt; ein geübter Kenner der Alten, der viel von ihrem Geiſte ſich zu eigen gemacht hat.

Clotho, diejenige von den drei Parzen, die den Lebensfaden anlegt. (Vergl. Parzen.)

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Dieſe merkwürdige Dichterin aus dem funfzehnten Jahrhunderte, von der die uns noch gebliebenen Gedichte erſt 1803 ans Licht getreten ſind, wurde im J. 1405 in einem Walde bei Vallon, einem herrlichen Schloſſe auf der linken Seite der Ardeche, geboren. Ihre Aeltern waren Alphons Ferdinand von Vallon und die ſchöne Pulcherie von Fay Collan. Im eilften Jahre überſetzte ſie bereits eine Ode von Petrarca in Verſen. Mehrere glückliche Umſtände, vorzüglich die Bekanntſchaft mit verſchiedenen geiſtreichen Dichterinnen ihrer Zeit, als mit dem Fräulein Louiſe von Effial, Roſe von Beaupuy, Tullia von Royan und einer Italiänerin, Rocca mit Namen, bildeten und entwickelten die dichteriſchen Anlagen Clotildens. Zu dieſer ſchönen Akademie junger Dichterinnen geſellte ſich ein Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, Jean du Sault, der das Amt eines Ariſtarchen der Geſellſchaft übernahm. Im J. 1421 vermählte ſie ſich mit Berenger de Surville, einem jungen 22jährigen Ritter, der ſich aber bald nach der Hochzeit genöthigt ſah, ſie zu verlaſſen, um dem damaligen Dauphin Carl VII. nach Puyen-Velay zu folgen. Bei dieſer Trennung dichtete ſie die herrliche Heroide, welche an der Spitze ihrer Sammlung ſteht. Nach einer ſiebenjährigen Ehe verlor ſie ihren Gemahl vor Orleans, wo er während der Belagerung auf dem Schlachtfelde einen heldenmüthigen Tod ſtarb. Ein Sohn, Jean de Surville, war die Frucht ihrer ehelichen Verbindung geweſen. Clotilde, von dieſem harten Schlage und durch den Verluſt mehrerer ihrer Freundinnen niedergebeugt, ſchrieb jetzt weniger neue Gedichte, als daß ſie die älteren feilte und ſich mit der Bildung junger Dichterinnen beſchäftigte. Unter dieſen werden Sophie de Lyonna und Juliette de Vivarez genannt. Als aber auch dieſe, von einer unglücklichen Leidenſchaft bewogen, Clotilden verließen, um ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, würde auch ſie, ſelbſt ihren Zeitgenoſſen unbekannt, in einer ſtrengen Einſamkeit ihre Tage verlebt haben, wenn nicht ein Zufall ſie

der Margaretha von Schottland, Gemahlin des Dauphin Ludwig, bekannt gemacht hätte. Nicht minder trug zu ihrer Celebrität ein Gedicht bei, welches ſie zum Lobe Herzogs Philipp des Guten ſang. Margaretha überſandte ihr eine Krone von künſtlichem Lorbeer mit ſilbernen Blättern und umflochten von zwölf goldenen Blumen; aber den dringenden Einladungen, am Hofe zu erſcheinen, folgte die Dichterin nicht. Sie hatte noch die Freude, ihren Sohn vermählt zu ſehen, und beſang noch 1495 die Triumphe Carls VIII. Das Jahr ihres Todes iſt unbekannt. Ihre Gedichte, die an zarter Anmuth alles übertreffen, was je aus einer weiblichen Feder gefloſſen iſt, ſchienen untergegangen zu ſeyn, als einer ihrer Urenkel, Joſeph Etienne de Surville, 1755 geboren, welcher beim Anfange der Revolution emigrirte, im Jahr 1795 nach Frankreich zurückkehrte, abermals auswanderte, aber bei ſeiner zweiten Rückkehr verhaftet und 1798 zu Puy-en-Velay erſchoſſen wurde, ein Mann, der ſelbſt dichteriſches Talent beſaß, bei Durchſuchung der Archive ſeiner Familie die Handſchrift der Clotilde im J. 1782 entdeckte. Mühſam entzifferte er die Schriftzüge, ſtudirte die Sprache und fand ſeine Mühe bald auf das reichlichſte belohnt. Er war noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er ſich 1791 auszuwandern veranlaßt fand. Unglücklicherweiſe ließ er das Original-Manuſcript Clotildens zurück, welches indeſſen nebſt vielen Familienurkunden ein Raub des Feuers ward. Die bereits genommenen Abſchriften mehrerer Stücke kamen nach ſeinem Tode durch die Witwe in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Vanderbourgs. Fehlt es demnach auch an äußeren Beweiſen für die Echtheit dieſer Gedichte, und ſind an manchen Stellen ſelbſt deutliche Spuren da, daß Herr von Surville ſich Aenderungen erlaubt hat; ſo können wir doch ihre Autenticität darum nicht bezweifeln.

Club, eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche an einem beſtimmten Orte zu gewiſſen Zeiten zuſammenkommt, entweder ſich zu unterhalten und zu vergnügen, oder auch zur Erreichung eines andern Zwecks, z. B. zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, zur Berathſchlagung über Angelegenheiten des Staats. England iſt das Vaterland der Clubs in der letzten Bedeutung, von da kamen ſie durch die Revolution nach Frankreich, und endlich durch die Franzoſen in einer gewiſſen Epoche und in dieſem Sinne auch nach Deutſchland, wo ſie aber durch ein Reichsgeſetz im Jahr 1793 aufs ſchärfſte verboten wurden. Die engliſchen Clubs, die über politiſche Angelegenheiten gehalten werden, machten es ſich wenigſtens ehedem zur Pflicht, über die Conſtitution des Staats zu wachen, damit nichts gegen die einmal gegründete Verfaſſung von Seiten der Regierung unternommen werden möchte. Hier war alſo Aufrechthaltung der Reichsgrundgeſetze der Hauptzweck. In Frankreich trat gerade das Gegentheil ein. Da wurden die Clubs zu einer Zeit geſtiftet, wo eine neue Conſtitution erſt entworfen werden ſollte, und wo der Umſturz der bisherigen Verfaſſung zur Lieblingsidee geworden war. Die natürliche Lebhaftigkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters fand in dieſen politiſchen Zuſammenkünften volle Nahrung und Gelegenheit genug, gewiſſe Ideen über Regierungsverfaſſung zu entwickeln, deren höchſtes Verdienſt freilich öfters nur in der Neuheit beſtand. Man erkannte die Clubs als conſtitutionsmäßig an, und verſchaffte dadurch den darin gefaßten Beſchlüſſen eine höchſt ſchädliche Publicität, der zuerſt die Conſtitution von 1795 entgegenarbeitete. Der Jacobinerclub, urſprünglich von echten und wahren Freunden der Freiheit geſtiftet, hat ſich vorzüglich, beſonders in ſeiner Ausartung, in der fran-

zöſiſchen Revolution höchſt merkwürdig gemacht. Es handelt davon in unſerm Lexicon ein eigener Artikel. Campe reclamirt das Wort Club als ein urſprünglich deutſches Wort.

Clytämneſtra, die Tochter des ſpartaniſchen Königs Tyntarus und der Leda, und Zwillingsſchweſter der Helena. Sie ward dem Agamemnon vermählt und gebar ihm zwei Töchter, Iphigenia und Electra, und einen Sohn, Oreſtes. Während der zehnjährigen Abweſenheit Agamemnons vor Troja ergab ſie ſich dem Aegiſth, ermordete gemeinſchaftlich mit demſelben den heimgekehrten Gemahl, und beherrſchte mit Aegiſth Mycene ſieben Jahre. Da rächte Oreſt den Tod des Vaters durch das Blut Beider.

Cnidus (auch Gnidus), eine Stadt in dem alten Calabrien, berühmt durch die vom Praxiteles nach der reizenden Buhlerin Phryne gefertigte und in einem kleinen Tempel aufgeſtellte Statue der Venus, welche hier verehrt wurde. In der Folge wurde ſie nach Conſtantinopel geſchafft, wo ſie aber leider in dem Brande von 1461 mit unterging.

Coadjutor, der Gehülfe und beſtimmte Nachfolger eines Biſchofs, Erzbiſchofs oder geiſtlichen Fürſten.

Coalition. Dieſes Wort iſt in der neueſten Zeitgeſchichte oft gebraucht worden, um die Verbindung mehrerer europäiſchen Mächte gegen Frankreich zu bezeichnen, gleichbedeutend alſo mit Alliance, von welcher aber die Coalition dadurch verſchieden iſt, daß ſie eigentlich die Verbindung zweier bisher entgegengeſetzten Parteien anzeigt. In dieſer Hinſicht verdient allerdings die ſogenannte Erſte Coalition gegen Frankreich mit vollem Recht dieſen Namen. Sie ward zwiſchen Oeſterreich und Preußen zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution (7. Februar 1792) geſchloſſen. Ihr Ende iſt bekannt. Preußens Separatfriede zu Baſel (5. April 1795) und die Demarcationslinie für das nördliche Deutſchland waren die Vorboten von der Auflöſung des deutſchen Reiches. Mehr oder weniger verdienten freilich auch die folgenden Verbindungen gegen Frankreich dieſen Namen, beſonders die, welche durch den Einfluß des engliſchen Cabinets und Goldes geſtiftet wurden. Man kann deren noch folgende bezeichnen: 1. die Coalition von 1793. Deutſchland erklärte den Reichskrieg (22. März), und dieſem traten ſpäterhin Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt bei. Hierzu kam noch der Allianztractat zu London zwiſchen Großbritannien und Rußland. — 2. Die Tripel-Allianz zu St. Petersburg zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Großbritannien (28. Sept. 1795), zu einer Zeit, wo mehrere Reichsfürſten ihre Contingente zurückzogen. Dieſe Coalition ward aufgelöſ't durch den Frieden zu Campo Formio zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, in welchem zugleich ein, binnen einem Monat zu eröffnender allgemeiner Reichsfriedens-Congreß zu Raſtadt feſtgeſetzt wurde (9. Dec. 1797 bis April 1799). Die Verhandlungen daſelbſt wurden am Ende von Oeſterreich annullirt; denn noch während derſelben hatte ſich 3. eine neue Coalition gebildet zwiſchen Rußland, der Pforte (23. Dec. 1798) und England. Oeſterreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensſchlüſſe löſ'ten ſie wieder auf: der Friede zu Lüneville mit dem Kaiſer und König von Ungarn und Böhmen für ſich und im Namen des deutſchen Reichs (9. Febr. 1801), zu Florenz mit dem König beider Sicilien (28. März 1801), zu Paris mit Rußland (8. Oct. 1801), ebendaſelbſt mit der Pforte (9. Oct.) und zu Amiens mit Großbritannien (25. März 1802). — Folge des lüneviller Friedens war der Reichs-Deputations-Hauptſchluß von 1803 (25. März), den Frankreich und

Rußland vorſchrieben, vermöge deſſen die meiſten geiſtlichen Staaten und Reichsſtädte unter die weltlichen Regenten vertheilt wurden. Von allen jenen Staaten erklärte zuerſt Großbritannien wieder den Krieg gegen Frankreich (18. Mai 1803), und im April 1805 ſpannen ſich 4. neue Unterhandlungen zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preuſſen zu einer Coalition gegen Frankreich an. Zu St. Petersburg wurde zwiſchen den beiden erſten Mächten feſtgeſetzt, eine allgemeine Ligue der europäiſchen Staaten gegen Frankreich zuſammenzubringen zur Herſtellung des Friedens und Gleichgewichts, und zur Stiftung eines Föderativſyſtems zur Sicherung des Völkerrechts. Alle Mächte ſollten eingeladen werden, dem Bunde beizutreten. Schon aber in demſelben Jahre ward er zum Theil aufgelöſ't durch den Frieden zu Preßburg mit Oeſterreich (26. Dec. 1805), und völlig durch den Frieden zu Paris mit Rußland (20. Jul. 1806). Preußen, das bisher nicht Antheil genommen hatte, glaubte ſich um dieſe Zeit ſtark genug, allein den Kampf gegen Frankreich ſiegreich zu beſtehen, und man kann 5. durch den Antheil Englands und Rußlands (früher Sachſens, und wahrſcheinlich anderer temporiſirenden Staaten) auch hier eine Coalition annehmen. Der Friede zu Tilſit (8. und 9. Jul. 1807) machte ihr ein Ende, ſo wie 6. der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) der öſterreichiſchen Coalition mit England. Es folgte hierauf 7. die neue große Verbindung gegen Frankreich ſeit 1812, welche dem Begriffe nach allerdings auch eine Coalition war. Sie beſtand anfangs aus Rußland und England, nach und nach aber traten ihr bei: Spanien und Portugal, Schweden, Preußen, Oeſterreich, die deutſchen Fürſten, mit wenigen Ausnahmen, Neapel und zuletzt Dänemark. Sie endigte mit dem pariſer Frieden (31. Mai 1814.) Als aber Napoleon im Frühling 1815 ſich wieder auf den Thron Frankreichs drang, verbanden ſich 8. Oeſterreich, Großbritannien, Rußland und Preußen, durch den Wiener Vertrag vom 25. März, aufs Neue, um den Pariſer Frieden aufrecht zu erhalten, und den Uſurpator wieder vom Throne zu ſtoßen. Ihre Anſtrengungen hatten auch, unter Mitwirkung der, der vorigen Coalition zugethanen Staaten, ſchnell den glänzendſten Erfolg, und erreichten den vorgeſetzten Zweck auf das Vollkommenſte. Dieſe Verbindung löste ſich aber durch den am 20. November mit der franzöſiſchen Regierung abgeſchloſſenen Haupt-Vertrag nicht auf, denn es wurde nicht nur in dem 5ten Art. deſſelben verſehen, daß ein 150,000 Mann ſtarkes Corps verbündeter Truppen 5 Jahre lang, zur Sicherung der Ruhe, an den Gränzen von Frankreich ſtehen bleiben ſollte, ſondern auch, an demſelben Tage, von den beſagten Mächten, eine beſondere Convention verabredet, worin ſie ſich auf unbeſtimmte Zeit verbindlich machen, den gedachten Haupt-Vertrag und die im Jahr 1814 für die Sicherheit und das Intereſſe von Europa zu Paris getroffenen Anordnungen aufrecht zu erhalten, und den Beſtand der königlichen Autorität in Frankreich und der Conſtitutionsurkunde nöthigen Falls mit aller ihrer Macht zu beſchützen.

Cobenzl (Ludwig Graf von), Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Stephansordens, geboren den 21. November 1753 zu Brüſſel, machte ſich durch ſeine Geſandtſchaft in Petersburg, wo er von 1779 bis 1797 blieb, bekannt, da er ſich die Gunſt der Kaiſerin Catharina erwarb, ſowohl durch ſeine Geſchicklichkeit in Geſchäften als durch den Eifer, mit dem er dieſer Monarchin, durch Verfertigung neuer Stücke für ihr Theater und durch perſönliche Theilnahme an den Vorſtellungen, den Hof machte. Im October 1795 ſchloß er im Namen des Kaiſers einen Bündnißvertrag mit England und Rußland. Im J. 1797 war

er einer der bevollmächtigten Geſandten zu Udine, um mit Bonaparte zu unterhandeln, und unterzeichnete den 17ten October den Frieden zwiſchen ſeinem Kaiſer und der franzöſiſchen Republik. Darauf begab er ſich zu dem Congreß in Raſtadt und hatte zu Seltz mehrere Unterredungen mit dem Miniſter François de Neufchateau über die Vorfälle, welche den Geſandten Bernadotte genöthigt hatten, Wien zu verlaſſen. Er kehrte alsdann nach Petersburg zurück, ſchloß aber 1801 den Frieden zu Lüneville, ging von da nach Wien, wo er zum Staatsvicekanzler und dirigirenden Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Im November 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz und ſtarb am 22. Februar 1809 in Wien. Der Graf Stadion war ſein Nachfolger nach dem presburger Frieden.

Cobenzl (J. Philipp Graf von), geb. den 28. Mai 1741. Hof- und Staats-Vicekanzler unter Joſeph II. und Leopold II. bis zu dem Tode des Kanzlers Fürſten Kaunitz. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teſchen 1779 war er öſterreichiſcher Seits bevollmächtigter Miniſter. Bei den Unruhen in Brabant begab er ſich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen; allein die Stände weigerten ſich, ihn anzunehmen, und nöthigten ihn, ſich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erſcheinen ließ, nach welcher der Kaiſer alle Edikte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und alles wieder auf den alten Fuß zu ſetzen verſprach. Hierauf begab er ſich auf ſeine Güter und ſchien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zu dem Frieden von Lüneville, wo er in der Eigenſchaft eines außerordentlichen Botſchafters eine Sendung nach Paris erhielt. Nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten 1805 verließ er Paris im Monat November deſſelben Jahrs, und lebte darauf in Wien, wo er am 30. Auguſt 1810 im 70ſten Jahre ſtarb, nachdem er ſeinen Vetter, den Grafen von Corronini, zum Erben ſeiner Güter in Oeſterreich und Illyrien eingeſetzt hatte. Mit ihm erloſch die Familie Cobenzl.

Cobi, eine vierhundert Meilen lange und hundert Meilen breite Wüſte, in der kleinen Bucharei. Sie heißt auch Schamo, Lop, und der öſtliche Theil Bargu.

Coblenz, ehemals die Reſidenzſtadt des Churfürſten von Trier, im jetzigen preußiſchen Großherzogthum Niederrhein, am Einfluß der Moſel in den Rhein, in einer reizenden Gegend gelegen. Ueber die Moſel führt eine ſteinerne, über den Rhein aber eine fliegende Brücke. Unter den Gebäuden ſind merkwürdig der ehemalige erzbiſchöfliche Palaſt, mehrere ſchöne Kirchen und aufgehobene Klöſter, das ehemalige Jeſuitencollegium nebſt dem Gymnaſium, das deutſche Haus, das Waiſenhaus und das Rathhaus. Zu Lätare und in der Mitte des Auguſt werden Meſſen gehalten, deren jede 14 Tage dauert. Die Bevölkerung iſt geſunken und betrug im J. 1799 mit Einſchluß von Nauendorf und Moſelweis, die man als Vorſtädte betrachtet, 10,000 Seelen. Vormals war Coblenz befeſtigt und 1688 wurde es von den Franzoſen vergeblich belagert. In den letzten Zeiten hat es ungemein gelitten. Die umliegenden Luſtſchlöſſer ſind von den Franzoſen zerſtört, das Reſidenzſchloß des Churfürſten aber in eine Caſerne und Lazareth verwandelt worden. Der Handel lag darnieder. Coblenz war, ſo lange es zu Frankreich gehörte, die Hauptſtadt des Departements des Rheins und der Moſel, der Sitz der Regierungsgewalten und des commandirenden Generals der 26ſten Militärdiviſion.

Coburg, ein zwar in Franken gelegenes, aber zum oberſächſiſchen

Kreiſe gehöriges Fürſtenthum, zwiſchen Bayreuth, Thüringen, Henneberg und Bamberg, das auf 22 Q. M. 65,000 Einwohner enthält, an Flachs, Obſt, Hopfen fruchtbar iſt, ferner Eiſen, Kupfer, Kobald, Schiefer und andere Mineralien, vorzüglich aber Holz und aus demſelben Pech, Pottaſche und Kienruß liefert, und eine anſehnliche Viehzucht hat. Es iſt gegenwärtig getheilt unter Gotha, Coburg, Meiningen und Hildburghauſen. Von der Geſchichte Coburgs und des Hauſes Sachſen-Coburg-Saalfeld führen wir folgendes an. Das coburgiſche Land, das ehedem dem Grafen von Henneberg gehörte, kam durch die Vermählung Friedrichs des Strengen, Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an Sachſen. In der Theilung der erneſtiniſchen und albertiniſchen Linie fiel es der erſtern zu. Der unglückliche Churfürſt Johann Friedrich übergab daſſelbe vermöge eines Erbſonderungsreceſſes ſeinem Bruder Ernſt, nach deſſen Tode es an die Söhne Johann Friedrichs zurückfiel, welche ſich dergeſtalt in die geſammten Länder theilten, daß Johann Friedrich II., der Stifter der altgothaiſchen Linie, Gotha, Coburg und Eiſenach erhielt. Nach der Gefangennehmung deſſelben wurde ſeinen Söhnen Johann Caſimir und Johann Ernſt Coburg und Eiſenach übergeben, wobei Coburg an den ältern kam. Beide ſtarben kinderlos, worauf die Länder größtentheils an die damals blühende altenburgiſche Linie kamen. Nach ihrem Erlöſchen fiel die Erbſchaft an Ernſt den Frommen von Gotha, deſſen zweiter Sohn Albrecht (ſtarb 1699) das Fürſtenthum Coburg erhielt. Der ſiebente Sohn, Johann Ernſt (ſtarb 1729), wurde mit einigen Aemtern des Fürſtenthums Altenburg, der ſaalfeldſchen Landesportion, abgefunden. Letzterer iſt der Stifter der ſaalfeldſchen Linie und der Stammvater der jetzigen Herzoge von Coburg-Saalfeld. Als nämlich ſein Bruder Albrecht ohne Kinder ſtarb, erhielt er, nach langem Streit, Stadt und Amt Coburg, woher auch der Name Coburg-Saalfeld. Bei dem Ausſterben der römhildſchen Linie erhielt er gleichfalls einen Antheil. Die ſaalfeldſche Landes-Portion hatte mehrere Herren, ehe ſie ein Beſtandtheil des Herzogthums Altenburg wurde. So beſaßen die Grafen von Schwarzburg die Stadt Saalfeld, welche ſie 1389 an die Markgrafen von Meißen verkauften. Die reiche Benedictiner-Abtei zu St. Peter, neben Saalfeld, hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Graf Albrecht von Mannsfeld kaufte ſie von dem letzten Abte und trat ſie 1532 an den Churfürſten Johann ab, der ſie in ein Amt verwandelte. Das Amt Pösneck war dem Grafen Wiprecht von Groitzſch von einem Erzbiſchofe von Cöln geſchenkt worden; Friedrich der Gebiſſene erheirathete es mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth, einer Gräfin von Arnshaug. Gräfenthal endlich gehörte dem Grafen von Orlamünde, kam dann an die Grafen von Pappenheim, von denen es Herzog Johann Philipp von Altenburg kaufte. Der Stifter der coburg-ſaalfeldſchen Linie hinterließ von zwei Gemahlinnen zwei Söhne, Chriſtian Ernſt und Franz Joſias, welche gemeinſchaftlich regierten. Jener ſtarb 1745 kinderlos, dieſer aber 1764, nachdem er das Recht der Erſtgeburt in ſeinem Hauſe eingeführt hatte. Ihm folgte ſein Sohn Ernſt Friedrich, welcher nach einer 36jährigen Regierung im Jahre 1800 ſtarb. Sein Sohn Franz folgte ihm. Dieſer ſchloß 1805 einen Receß mit Gotha, vermöge deſſen die vormalige Verbindung der ſaalfeldiſchen Landesportion mit dem Fürſtenthum Altenburg gänzlich aufgehoben, der gothaiſche Antheil an Themar an Coburg-Saalfeld, und dagegen der coburgiſche Antheil an Römhild an Gotha abgetreten wurde, ſo daß ſich Coburg-Saalfeld jetzt in ungetheiltem Beſitz der ſaalfeldiſchen Landesportion ſowohl als des Amtes The-

mar befindet. Er ſtarb am 9ten December 1806, und hinterließ die Regierung ſeinem Sohn, dem jetzigen Herzog Ernſt (geb den 2ten Jan. 1784). Obwohl das Haus Coburg bereits am 15ten Dec. 1806 zu Poſen dem Rheinbunde mit der Verpflichtung beitrat, ein Contingent von 400 Mann zu ſtellen, ſo ließ Napoleon doch das Land in Beſitz nehmen, weil der neue Herzog ſich im Auslande und in ruſſiſchen Dienſten befand. Erſt nach dem tilſiter Frieden wurde der Herzog als Souverain wieder eingeſetzt. Er hat dem Lande, das, ſoviel darüber bekannt iſt, etwa 425,000 Gulden Einkünfte trägt, eine neue Organiſation gegeben und mehrere zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Die Landesſchulden betragen über eine Million Gulden. Durch die Verhandlungen des Wiener Congreſſes iſt dem Herzoglichen Hauſe Coburg ein bedeutender Länderzuwachs jenſeits des Rheins zugeſichert worden. Einen großen Glanz erlangte daſſelbe durch die 1816 zu Stande gekommene Vermählung des Prinzen **Leopold** (geboren 16. Dec. 1790) mit der Kronprinzeſſin **Charlotte** von Großbritannien.

Coburg (Friedrich Joſias Herzog von Sachſen⸗), geb. den 26ſten Dec. 1737, Großkreuz des Thereſienordens und Feldmarſchall der kaiſerlich öſterreichiſchen Truppen. Beim Ausbruch des Krieges zwiſchen Oeſterreich und der Pforte im Jahr 1788 commandirte er die Armee in Gallizien. Er belagerte und eroberte in dieſem Jahre die wichtige Feſtung Chokzim, erfocht im J. 1789, in Verbindung mit Suwarow, zuerſt einen Sieg über die Türken bei Fokſchan und bald darauf den großen Sieg bei Martineſtie über den Großvezier und die türkiſche Hauptarmee ſelbſt, und nahm hierauf den größten Theil der Walachei mit der Hauptſtadt Bukareſt in Beſitz. Im J. 1793 erhielt er das Commando der Armee in den Niederlanden gegen die Franzoſen, ſchlug ſie bei Aldenhoven, trieb ſie aus Aachen, Lüttich u. ſ. w., ſiegte bei Nerwinden, und machte ſich in Zeit von einem Monat zum Meiſter von den Niederlanden. Hierauf rückte er in Frankreich ſelbſt ein, erfocht neue Vortheile und eroberte die Feſtungen Condé, Valenciennes und Quesnoy. Der Feldzug vom Jahr 1794 fing ebenfalls glücklich für ihn an. Er eroberte die Feſtung Landrecies, und ſeine Vorpoſten dehnten ſich bis gegen Guiſe aus. Die Franzoſen hatten unterdeſſen ungeheure Anſtrengungen gemacht, und drangen von allen Seiten mit fürchterlichen Streitkräften vor. Der Herzog von York hatte ſich zur Unzeit mit den engliſchen Truppen von den Oeſterreichern getrennt, um Eroberungen an der See zu machen, und wurde bei Dünkirchen geſchlagen. Ein gleiches Schickſal hatte Prinz Coburg bei Maubeuge. Da auch der tapfere Clerfait nach blutigen wiederholten Treffen bei Tournay zurückgedrückt wurde, mußte der Prinz ſeine Eroberungen in Frankreich aufgeben und ſich in die Niederlande ziehen. Hier verlor er die wichtige Schlacht bei Fleurus, und mit ihr alle Früchte ſeiner vorhergehenden glänzenden Siege. Er legte hierauf das Commando nieder und privatiſirte ſeitdem in Coburg, wo er allgemeine Verehrung und Liebe genoß. Hier ruhte er von den Arbeiten und Thaten ſeines Lebens, wie es auch die Ueberſchrift ſeines Hauſes: Peractis laboribus! andeutete, ſuchte überall Freude um ſich zu verbreiten, und erhielt in ſeinem Cirkel die munterſte und angenehmſte Unterhaltung. Er war in ſeinem hohen Alter immer lebhaft und rüſtig, und fand, bis wenige Monate vor ſeinem Tode, großes Vergnügen an der Jagd und am Scheibenſchieſſen. Immer verblieb er ein treuer Patriot für das Haus Oeſterreich, und er nahm den herzlichſten Antheil an den neuern unglücklichen und glücklichen Schickſalen deſſelben. Am 26. Februar 1815 ſtarb er.

Er beſaß, ſeit dem 8. Dec. 1790 das ungariſche Indigenat, und war, ſeit dem Tode ſeines Bruders, Herzogs Ernſt Friedrich, Senior des ſächſ. erneſtiniſchen Hauſes, und als ſolcher Genußinhaber des Seniorat-amts Oldisleben.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranſtaltete Luſtbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüſte Preis gegeben werden. Mats de Cocagne, mit Seife beſtrichene Maſten, welche zur Beluſtigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Luſt haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen Preis. Etwas ähnliches ſind bei uns die an manchen Orten üblichen ſogenannten Kletterſtangen.

Cocceji (Heinrich), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, ſtudirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Profeſſor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab ſich mit Beibehaltung ſeiner Stelle 1702 wegen der oraniſchen Succeſſionsſache nach dem Haag, ward für ſeine erſprießlichen Dienſte 1713 mit dem Titel eines Reichsbarons beehrt, und ſtarb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäiſchen Höfe, und ſein neues Lehrgebäude des deutſchen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademiſche Lehrbuch für dieſe Wiſſenſchaft. Cocceji verdankte ſeine tiefe Rechtsgelehrſamkeit nicht ſowohl geſchickten Lehrern, denn er hatte nur über die Inſtitutionen Vorleſungen gehört, als einem ſeltenen Fleiße. Er betrieb ſeine Studien mit einem ſolchen Eifer, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab und ſich des Studirens halber mehrere Jahre des Mittageſſens enthielt. Dabei lebte er höchſt mäßig. Sein Charakter war ſanft und gefällig und ſeine Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit muſterhaft. Seine zahlreichen Disputationen ſind unter dem Titel Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und ſeine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zuſammengedruckt. Sein Grotius illustratus erſchien in 3 Foliobänden. — Sein älteſter Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte ſich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Profeſſor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberſtadt, und wurde 1710 Director der daſigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wezlar zur Reichskammergerichtsviſitation geſandt und zugleich zum geheimen Juſtiz- und Oberapellationsrath in Berlin ernannt. Im J. 1714 ſandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräſident, 1727 Staats- und Kriegsminiſter, 1730 Chef aller geiſtlichen Sachen und Curator aller königlichen Univerſitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräſident, 1738 erſter Chef der Juſtiz in allen königlich preußiſchen Landen und 1746 Großkanzler. Er ſtarb 1755. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geſchäftsmann, der ſich beſonders durch die Verbeſſerung der Rechtspflege in den preußiſchen Staaten unſterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, und der die Reformen enthält, iſt ein unvergängliches Denkmal ſeiner Verdienſte. Unter ſeinen übrigen Schriften, die ſich meiſtens auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, iſt ſein Jus civile controversum am bekannteſten (zuletzt von Eminghaus 1791 mit vielen Verbeſſerungen herausgegeben). Zu ſeines Vaters Grotius illustratus, deſſen Herausgabe er beſorgte, ſchrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel Novum systema jurispr. nat. et rom. erſchienen iſt. — Carl Lud-

wig, Freiherr von Cocceji, ſtarb im Jahr 1808 als Präſident der Oberamts-Regierung, des Ober-Conſiſtoriums und Pupillen-Collegiums zu Groß-Glogau in Nieder-Schleſien, im 85ſten Jahre ſeines Alters und im 55ſten ſeiner Amtsführung. Er hatte 1802 den rothen Adler erhalten. Er war der letzte ſeines berühmten Stammes.

Cochinchina (Kodſchin-Dſchina), d. h. Weſtchina, liegt oſtwärts von Camboja in Hinter-Indien und iſt ein ſchmales Küſtenland, das ſich vom 11ten bis 17ten Grade nördlicher Breite erſtreckt. Auf der Weſtſeite hat es beträchtliche und goldhaltige Gebirge. Von allen Ländern Indiens bringt es den ſchönſten Zucker hervor. Die Einwohner ſind von Farbe dunkler als die Chineſen, übrigens aber an Bildung und Kleidertracht ihnen ziemlich ähnlich. Die Regierung iſt völlig deſpotiſch. In den älteſten Zeiten war das Land den Chineſen unterthan. Auch unterwarfen es dieſelben nach einer Empörung um das J. Chriſti 50 aufs neue und behaupteten es bis 263, da ſich Külien, ein Landesbewohner, ihrer Obergewalt entzog und die Krone an ſich riß. Sein Enkel Fany nahm einen Sclaven Uen, unter dem Namen Fan-ven, zum Sohne an, welcher ſich des Thrones bemächtigte und die Dynaſtie Fan ſtiftete. Er rückte mit einem Heere in Tunkin ein und eroberte ſeine Vaterſtadt Kuangnan (347). Seine Nachkommen, welche an China Zins bezahlten, behaupteten ſich bis 653, da ſeine Familie erloſch. Von den folgenden Regenten wandte der 1179 herrſchende ſeine Waffen gegen Camboja, deſſen König ſich 1197 wegen dieſes Einfalls rächte, ihn vom Throne ſtürzte, ſeine Staaten plünderte, und einen Großen aus Camboja an ſeine Stelle ſetzte. Dieſe Thronveränderung aber war von keiner Dauer. Der Regent von 1280 erbot ſich, dem Cublai, als er das chineſiſche Reich erobert hatte, zu huldigen und Tribut zu zahlen. Jener aber begnügte ſich damit nicht, ſondern errichtete einen Gerichtshof zu Cochinchina, der die Regierung verwalten ſollte. Dem widerſetzte ſich Puti, des Königs Sohn, und bewog ſeinen Vater, die chineſiſchen Mitglieder dieſes Hofes gefangen zu nehmen. Cublai fiel, dieſe Treuloſigkeit zu rächen, in Cochinchina ein; allein er fand heftigen Widerſtand, und ward durch den Tod an der Erreichung ſeines Zwecks verhindert. Seitdem erhielten ſich die Könige gegen Entrichtung eines Tributs unabhängig. Jetahaha fuhr fort, auch der Dynaſtie Ming (ſeit 1368) dieſen Tribut zu entrichten, ſtörte aber durch einen verheerenden Angriff auf Tunkin das gute Vernehmen mit dem chineſiſchen Kaiſer. Der Krieg mit Tunkin dauerte unter den Nachfolgern fort, bis 1471 eine entſcheidende Schlacht den König von Tunkin zum unumſchränkten Herrn von Cochinchina machte. Nach hundert Jahren (1575) ward Cochinchina wieder frei und bekam von neuem eigne Könige. Die Anſtrengungen, welche die Tunkineſer 1671 machten, Cochinchina zu unterjochen, endigten mit ihrer völligen Niederlage. Seitdem blieben die Cochinchineſer unangefochten in ihren Grenzen, und vergrößerten ihre Herrſchaft bedeutend durch Bezwingung der Gebirgsvölker, ſo wie der Könige von Tſiacapa und Camboja. Gegenwärtig ſind die Regenten von Cochinchina den Chineſen zinsbar. Die Niederlaſſungen der Europäer in dieſem Lande ſind nicht gediehen, ſondern jedesmal nach kurzer Dauer wieder zu Grunde gegangen. Chineſer und Japaneſer ſind daher im Beſitz des Handels.

Cocon nennt man das feine Gewebe, mit welchem ſich die Phalänen oder Nachtſchmetterlinge, ehe ſie ſich in Puppen verwandeln, umgeben. Es beſteht aus feinen Fädchen, die ſie aus einem dazu eignen Safte verfertigen, der an der Luft erhartet. Nur von wenigen Gattungen iſt dieſes Geſpinnſt brauchbar. Das nützlichſte gibt uns die Seidenraupe.

Cocytus, ein Fluß in Epirus, der ſich in den Acheron ergießt. Wegen des traurigen Anſehens dieſer beiden Flüſſe wurden ihre Namen auf die Flüſſe der Unterwelt übertragen. Die Dichter nennen ihn gewöhnlich den ſchwarzen Cocytus, der von Klagen wiedertönt; daher auch ſein Name von κωκύειν, klagen. Er war nach Einigen ein Sohn des Styrs und Vater des Phlegethon und der Menthe. Pauſanias ſagt von ihm: „Bei Cichyrus iſt der acherontiſche See, und die Flüſſe Acheron und Cocytus, deren Waſſer ſehr übel ſchmeckt. Homer hat, wie ich glaube, dieſe Waſſer geſehen, und in der gewagten Beſchreibung der Hölle den Flüſſen in derſelben die Namen derer, welche in Thesprotis ſind, beigelegt.“

Code civil françois (bisher Code Napoléon). So wenig als Deutſchland hatte Frankreich ehedem Einheit der Geſetzgebung. Das geſetzgebende Corps unterſchied drei Perioden derſelben: 1. der älteren, bis zur Nacht des 4ten Aug. 1789; 2. der mittleren, vom Anfange der Revolution bis zum Conſulat; 3. der neuen, bis zur Anerkennung des bürgerlichen Geſetzbuchs unter dem Namen Code Napoléon. Der Anfang der älteren Periode muß in die letzte Zeit des carolingiſchen und die erſte des capetingiſchen Stammes geſetzt werden, in welche viele königliche Urkunden fallen, wodurch Flecken das Stadtrecht, Städte ihre Privilegien und Freiheiten, Rechte und Vorrechte erhielten. Die Ungleichheit in geſetzlicher Hinſicht, die ſchon ſeit früher Zeit hier Statt gefunden hatte, wurde dadurch noch vermehrt. Julius Cäſar nämlich hatte dem eroberten ſüdlichen Theile Galliens das römiſche Recht aufgedrungen, den ſpäter eroberten nördlichen Theil aber bei den vaterländiſchen Rechten gelaſſen. Daher kam es, daß Frankreich bis zur Zeit der Revolution eingetheilt war in Provinzen des vaterländiſchen Rechtsgebrauchs (Pays du droit coutumier), und Provinzen, in denen das römiſche Recht galt (Pays du droit écrit). Dieſe waren die Provinzen des ſüdlichen, jene des nördlichen Frankreichs. Die Stadt- und Landrechte dieſer Provinzen heißen coutumes. Seit dem 12ten Jahrhunderte galt der juſtinianiſche Codex als Norm. Nachher bildete ſich ein franzöſiſches Recht durch die ordonnances, d. i. Geſetze, die mit Zuziehung der allgemeinen Verſammlung der Stände erlaſſen wurden. Die Sammlung der ordonnances erhielt den Titel Code (Codex*), und unter dieſen ſind vornehmlich berühmt der Code Henri und Code Louis XIV. In der zweiten Periode, wo an die Stelle des Königs die Nation ſelbſt, an die Stelle der höchſten Reichsgerichte eine Nationalverſammlung unter abwechſelnden Benennungen trat, und die Organiſation der Gerichte gänzlich verändert wurde, erſchien eine Menge einzelner Beſchlüſſe, die in politiſcher und rechtlicher Hinſicht einen neuen Zuſtand der Dinge vorbereiteten. Man mußte, zufolge der projectirten Gleichheit, darauf bedacht ſeyn, die Verfaſſung zu reformiren und in die Geſetzgebung Einheit zu bringen, den Unterſchied zwiſchen den Ländern des geſchriebenen und des Gewohnheitsrechtes aufzuheben. Ob und wie dies gelungen ſey, beweiſ't am beſten der Moniteur, der für dieſe Periode die wichtigſte Urkundenſammlung iſt. Zuerſt mit dem Conſulat, dann mit dem Kaiſerthum veränderte ſich von neuem die Verfaſſung Frankreichs, worüber das berühmte organiſche Senatsconſultum vom 18ten Mai 1804 (ſ. dieſes) die beſte Auskunft gibt. Ein neuer Staatsrath mit einer eigenen Geſetzgebungsſection ward errichtet, und was ſeit der erſten

*) Codex hieß bei den Römern eigentlich ein Buch, das gebunden war, nachher vorzugsweiſe Sammlung der kaiſerlichen Verordnungen.

Conſtitution von 1791 zwar öfters in Anregung, nie aber zu Stande gebracht ward, kam jetzt ſchnell zur Ausführung. Bonaparte, als erſter Conſul, ernannte vier Commiſſarien, Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville, den Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche zu entwerfen, und in vier Monaten waren ſie damit fertig. Gedruckt ward er an das Caſſationsgericht und die 32 Appellationsgerichte vertheilt, damit dieſe Bemerkungen beifügen möchten, die auch in Menge eingingen und gedruckt wurden. Mit Hinſicht auf dieſe Bemerkungen wurde hierauf über den Plan im Staatsrath verhandelt, und zwar auf folgende Weiſe. Die mit der Geſetzgebung beauftragte Section prüfte in Gegenwart der Commiſſarien jeden Geſetzentwurf, und wenn er durch Stimmenmehrheit gebilligt war, wurde er gedruckt unter alle Mitglieder des Staatsraths vertheilt, und nun im vollen Staatsrath über ihn verhandelt, wobei die Conſuln präſidirten und die Commiſſarien ſtets zugegen waren. Dieſe hatten die Freiheit, Bemerkungen zu machen, und der Präſident ſprach nach der Stimmenmehrheit. Das hierüber geführte Protokoll wurde ſodann gedruckt, und an den Senat, die geſetzgebende Verſammlung, das Tribunat und das Caſſationstribunal vertheilt. War ein Geſetzentwurf im Staatsrathe feſtgeſetzt, ſo wurde er zur weitern Verhandlung an den Volksrath des Tribunats geſendet, welches ihn durch ſeine Geſetzgebungsſection neuerdings prüfen ließ. Fand dieſe Schwierigkeiten oder Verbeſſerungen nöthig, ſo conferirte ſie darüber mit der Section des Staatsraths, die ihrer Seits Bericht an den Staatsrath ſelbſt erſtattete, welcher entſchied. Nun erſt wurde der Entwurf in ſeiner bisher erhaltenen Form, als Geſetzvorſchlag der geſetzgebenden Verſammlung vorgelegt, die ihn entweder billigte oder verwarf. Im erſten Falle verwies ſie den Vorſchlag, nachdem er ſeinen Motiven nach entwickelt war, an das Tribunat, welches eine Commiſſion niederſetzte, um Bericht darüber zu erſtatten. Referenten und Redner traten nun für oder gegen den Vorſchlag auf, und darnach ſtimmte das Tribunat über ihn ab, und ernannte Redner, um dem geſetzgebenden Körper darüber Vortrag zu thun, durch deſſen Genehmigung der Vorſchlag endlich in ein wirkliches Geſetz überging. Sämmtliche auf dieſe Weiſe geprüfte Geſetze wurden zuletzt durch eine eigene Sanction vom 30ſten Ventoſe XII in Bücher, Titel und Artikel, letztere nach einer ununterbrochen fortlaufenden Zahlenreihe, eingetheilt, und zu einem Ganzen, unter dem Titel: Code civil des Français, vereinigt. Zwei Umſtände machten, als die kaiſerliche Regierung an die Stelle der conſulariſchen getreten war, einige Abänderungen an dieſem bürgerlichen Geſetzbuche der Franzoſen nöthig: man wollte nämlich 1. die äußeren Formen deſſelben mit der neuen Conſtitution in Uebereinſtimmung bringen, und 2. der Wirkſamkeit deſſelben mehr Umfang geben. Die erſtere Rückſicht foderte Abänderung mehrerer Ausdrücke. An die Stelle von Conſul, Regierung, Republik, Nation wurde geſetzt Kaiſer, Reich, Staat; das Caſſationstribunal, die Appellationstribunale, die peinlichen Tribunale wurden Caſſations-, Appellations-, peinlicher Gerichtshof, und ihre Urtel arrêts (Beſcheide) genannt; der Titel eines Regierungscommiſſärs beim Appellationsgericht oder dem Gericht erſter Inſtanz in den eines kaiſerlichen Generalprocurators bei jenen Gerichten; der Titel eines Commiſſärs der Handelsverhältniſſe in Conſul verwandelt, und ſtatt Armeen der Republik, Schiffe des Staats geſetzt Armeen und Schiffe des Kaiſers. Endlich wurde der gregorianiſche Calender wieder ſtatt des neu-franzö-

ſiſchen angenommen, und einige Abänderung in ſolchen Punkten gemacht, wodurch die politiſchen Verhältniſſe einen weitern Spielraum erhielten. Die aus der zweiten Rückſicht gemachten Abänderungen betreffen den Titel des Geſetzbuchs, der nunmehr Code Napoléon ward, unter welchem er am 3ten September 1807 geſetzlich anerkannt wurde. Der König hat ihn vermöge der Conſtitution unter dem Namen Code civil françois als gültiges Geſetzbuch anerkannt. Er iſt eingetheilt in 3 Bücher, dieſe wieder in Titel, die Titel in Capitel, und dieſe in Artikel. Buch I. handelt von den Perſonen. Tit. 1. Vom Genuß und Verluſt der bürgerlichen Rechte (2 Cap). Tit. 2. Von der Beurkundung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit (6 Cap.). Tit. 3. Von dem Wohnſitz. Tit. 4. Von den Abweſenden (4 Cap.). Tit. 5. Von der Ehe (8 Cap.). Tit. 6. Von der Eheſcheidung (5 Cap.) Tit. 7. Von der Vaterſchaft und Kindſchaft (5 Cap.). Tit. 8. Von der Adoption und Pflegevormundſchaft (2 Cap.). Tit. 9. Von der väterlichen Gewalt. Tit. 10. Von der Minderjährigkeit, Vormundſchaft und Befreiung von der älterlichen Gewalt (3 Cap.) Tit. 11. Von der Volljährigkeit, Unterſagung der Vermögensverwaltung und dem gerichtlich verordneten Beiſtand (3 Cap.) Buch II. handelt von dem Vermögen und den verſchiedenen Einſchränkungen des Eigenthums. Tit. 1. Von dem Unterſchiede des Vermögens (3 Cap.). Tit. 2. Von dem Eigenthum (2 Cap.). Tit. 3. Von dem Nießbrauch, dem Gebrauch und der Wohnung (2 Cap.). Tit. 4. Von Dienſtbarkeiten, die auf Grund und Boden haften (3 Cap.). Buch III. handelt von den verſchiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben. Tit. 1. Von der Erbfolge (6 Cap.). Tit. 2. Von der Schenkung unter Lebenden und von Teſtamenten (9 Cap.). Tit. 3. Von den Contracten im Allgemeinen (6 Cap.) Tit. 4. Von Verpflichtungen, die ohne Vertrag entſtehen (2 Cap.) Tit. 5. Von dem Ehecontracte und den gegenſeitigen Rechten der Ehegatten (3 Cap. in mehrfachen Unterabtheilungen). Tit. 6. Von dem Kaufvertrage (8 Cap.) Tit. 7. Von dem Tauſche. Tit. 8. Von dem Miethcontracte (4 Cap.). Tit. 9. Von dem Geſellſchaftsvertrage (4 Cap.) Tit. 10. Von dem Darlehn (3 Cap.) Tit. 11. Von dem Depoſitum (Aufbewahrungscontract) und der Sequeſtration (3 Cap.) Tit. 12. Von gewagten Contracten (2 Cap.). Tit. 13. Von der Bevollmächtigung (4 Cap.). Tit. 14. Von der Bürgſchaft (4 Cap.). Tit. 15. Von Vergleichen. Tit. 16. Von der perſönlichen Haft in Civilſachen. Tit. 17. Von dem Pfandcontracte (2 Cap.). Tit. 18. Von Privilegien und Hypotheken (10 Cap.) Tit. 19. Von der Exmiſſion, darauf folgender Subhaſtation und der Rangordnung der Gläubiger (2 Cap.). Tit. 20. Von der Verjährung (5 Cap.) In allem 2281 Artikel, welche mithin ebenſoviele Geſetze ausmachen, die das bürgerliche Leben umfaſſen, ſo weit es mit der Politik in keine Berührung kommt. Die verſchiedenſten Urtheile ſind über dieſe Sammlung von Geſetzen gefällt worden. Im Staatsrath hatte man über das Geſetzbuch Friedrich Wilhelms geurtheilt, es ſey eine Compilation, worin zwar in Ordnung der Materien mehr Methode herrſche, als in jener Juſtinians, gleichwohl aber ſey es noch weit entfernt von dem Ideal eines einfachen und zweckmäßigen Planes, welchen zugleich die Maſſe des Volks leicht auffaſſen und gebrauchen könne; immer ſetze es eine gründliche Kenntniß nicht nur der ältern Landesgeſetze, ſondern auch des römiſchen Rechts voraus, und laſſe ein weites Feld offen, das nur dem Rechtsgelehrten zugänglich ſey. Natürlich erwartete man nach Aeußerungen dieſer Art in dem franzöſiſchen

Geſetzbuch, wenn nicht eben Realiſirung jenes Ideals, doch möglichſte Annäherung an daſſelbe. Dieſe fanden aber die deutſchen Juriſten, und beſonders die philoſophiſchen unter ihnen nicht, ſondern vermißten vielmehr philoſophiſchen Grund, ſtrenge Methode, bündige Aufeinanderfolge *) und Vollſtändigkeit. Dagegen belehrt ſie Hr. Hofrath Seidenſticker, deſſen Einleitung in den Codex Napoleon (Tübingen 1808) und krit. Literatur des geſammten napoleoniſchen Rechts (ebend. 1811) keinem fremd bleiben dürfen, der ſich in dieſer Angelegenheit leicht und ſicher orientiren will, man müſſe nur die Idee, als ſolle der Code Napoléon ein Geſetzbuch ſeyn, fallen laſſen, weil dieſe den unſicherſten Maßſtab zur Beurtheilung an die Hand gebe. Nach ſeiner Anſicht iſt der Code Napoléon ebenſowenig oder vielmehr noch weniger ein Geſetzbuch, als das allgemeine preußiſche Landrecht; denn er beſteht aus lauter einzelnen Geſetzen, die nach einander rechtliche Gültigkeit erlangt haben, und von welchen jedes ein für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht. Auch der Ausdruck Code bedeute weiter nichts als eine bloße Sammlung von Geſetzen, wie auch die übrigen Codes, welche die juriſtiſche Literatur Frankreichs aufſtellt. Daß dieſe Anſicht die richtige ſey, lehrt eine auch nur flüchtige Bekanntſchaft mit jener Sammlung. Dann dringen ſich aber jedem genaueren Forſcher folgende Fragen auf: 1 Kann man das franzöſiſche Geſetzbuch ſchon jetzt als ein geſchloſſenes Ganzes anſehen? — 2. Macht es das Studium anderer Geſetzgebungen und Rechtsfälle, namentlich des römiſchen Rechts, überflüſſig? 3. Wird alſo dadurch eine völlige Umänderung des juriſtiſchen Studiums bewirkt werden können? 4. Wenn ſie bewirkt worden wäre, würde dies größere Vortheile oder Nachtheile mit ſich führen? Niemand wird eine Beantwortung dieſer Fragen hier erwarten, jedermann aber wird ein nicht gemeines Intereſſe fühlen, die Verhandlung von Kennern darüber zu vernehmen, zumal wenn er bedenkt, daß es in der That die Abſicht war, jenen Codex zur allgemeinen rechtlichen Norm für Europa zu machen, und daß er aus dieſem Grunde mit aufgehört hatte, Civilcodex der Franzoſen zu heißen. Das eingetretene europäiſche Föderativſyſtem und das Uebergewicht Frankreichs in dieſem Syſtem beförderten jene Abſicht auffallend, und es liegt am Tage, wie weit es bereits mit der Verbreitung jenes Codex gediehen war. Er war angenommen von dem Königreich Italien, von Neapel, Holland, dem Herzogthum Warſchau, Danzig, dem Königreich Weſtphalen, im Großherzogthum Berg, den herzogl. arembergiſchen Staaten, dem hanſeatiſchen Departement mit gleicher Unbeſchränktheit, wie in Frankreich ſelbſt; in Baden und Frankfurt mit gewiſſen Modificationen. Dabei kann man ſich der Frage über allgemeine Anwendbarkeit des Code civil françois und über die Folgen der Annahme deſſelben für Deutſchland nicht erwehren. In der Parallele, welche der franzöſiſche Staatsrath zwiſchen dieſer neuen und andern Geſetzgebungen entwarf, heißt es: „die große Schwierigkeit, genau beſtimmte Geſetze zu erfinden, ſie zu erklären und unter einander zu vereinigen, hat faſt in ganz Europa die Gewohnheit begründet, den Parteien zu erlauben, daß ſie vor dem Endurtheile, unter dem Scheine einer geſetzlichen Vertheidigung, eine ungeheure Maſſe von Schriften einreichen können, und es gibt noch viele Länder, wo es denjenigen, welche das Glück nicht in die Claſſe der Reichen geſtellt hat, völlig unmöglich iſt, ihre Zuflucht zu den Gerichtsbehörden zu nehmen,

*) Napoleon ſelbſt machte einſt die Erinnerung, das bürgerliche Geſetzbuch ſey nicht dogmatiſch genug.

und wo der Reiche ſelbſt kaum wagt, ſich den ungeheuern Weitſchweiſigkeiten und Koſten eines Prozeſſes auszuſetzen." Der Staatsrath Jaubert aber erklärte: „der Code Napoléon ſey allgemein für eine Wohlthat anerkannt worden; die große Verminderung der Prozeſſe allein könne ſeinen glücklichen Einfluß beweiſen." Wenn dies iſt, ſo hat der Erfolg allerdings für den Code Napoléon geſprochen. Es kommt hier aber noch eine andere Frage in Betrachtung, nämlich: Ob alle guten Folgen allein von dem Code Napoléon, oder nicht vielmehr von dem veränderten Gange gerichtlicher Verhandlungen hergefloſſen ſeyen? Mit der Aufſtellung eines Geſetzbuchs iſt in der That erſt die Hälfte gethan; übrig iſt noch der wichtige Theil, für die Fälle der Rechtsverletzung zu ſorgen, und mit Weisheit den Weg vorzuzeichnen, auf welchem die Mitglieder des Staats im Genuß ihrer Rechte geſchützt, vor der Verletzung geſichert und in das verlorne Recht wieder eingeſetzt werden. Dies kann allein durch eine weiſe Prozeßordnung geſchehen, auf welche man auch in der That in Frankreich einen vorzüglichen Bedacht genommen hat. Aufs engſte mit dem Code civil verbunden iſt deßhalb der Code de procédure civile (bürgerliche Gerichtsordnung; Geſetzbuch über das rechtliche Verfahren in Civilſachen). Er beſteht aus 2 Theilen, der erſte aus 5, der zweite aus 3 Büchern, welche wieder in Titel und Artikel abgetheilt ſind. Theil I. Buch 1. Von den Friedensgerichten (9 Titel). Buch 2. Von den Untergerichten (25 Titel). Buch 3. Von den Appellationsgerichten (der Appellation und dem Verfahren in Appellationsſachen). Buch 4. Von den außerordentlichen Mitteln, um Urtheile anzugreifen (3 Titel). Buch 5. Von der Vollſtreckung der Urtheile (16 Titel). Theil II. Buch 1. Von dem Verfahren in beſondern Fällen (12 Titel). Buch 2. Von dem Verfahren bei Eröffnung einer Erbfolge (10 Titel). Buch 3. Von ſchiedsrichterlichen Erkenntniſſen. Allgemeine Verfügungen. Im Ganzen 1042 Artikel. Um Wiederholungen zu vermeiden, verſparen wir eine weitere Ausführung. Wenn wir unter Frankreich die Organiſation dieſes Staates mitgetheilt haben, wird erſt völlig verſtändlich ſeyn, was unter Prozeßordnung geſagt iſt. Im Allgemeinen jetzt nur dies. Es iſt nicht verkennen, daß der Gang des rechtlichen Verfahrens im Weſentlichen bedeutend gewonnen hat, und wichtig iſt beſonders der Punkt, daß die Klage über verletzte Rechtsform und verweigertes Recht nicht, wie anderwärts, den Parteien aufgebürdet, ſondern Sache des Staats geworden iſt, als welchem es zukommt, über wirkliche Ausführung deſſen, was Geſetz und Recht heiſcht, ſtreng zu wachen. Ebenſowenig aber iſt es zu verkennen, daß an weiterer Ausbildung der franzöſiſchen Geſetzgebung und Rechtspflege die Jurisprudenz einen großen Antheil haben werde. Welche Folgen dies haben müſſe, ſpringt in die Augen. Jedoch können ſie ſich nur auf die Geſetzgebung erſtrecken, nicht auf gerichtliches Verfahren, indem die neue Gerichtsordnung vom 1ſten Jan. 1807 an ſo in Kraft geſetzt worden iſt, daß alle auf das Verfahren in Civilſachen Bezug habenden Geſetze, Gewohnheiten, Gebräuche und Verordnungen abgeſchafft ſind. Nicht aber iſt dies in Hinſicht auf das Geſetzbuch geſchehen, neben welchem ſowohl viele römiſche als ältere franzöſiſche Geſetze in ihrer Gültigkeit geblieben ſind, ohne daß ſie jedoch revidirt, mit dem jetzigen Geſetzbuch in Harmonie gebracht und neu publicirt worden wären. Vielleicht bewirkt das Geſetz vom 27. Ventoſe VIII. Art. 86, vermöge deſſen das Caſſationsgericht alljährlich eine Deputation an die Regierung abzuſenden hat, um ihr die Punkte anzuzeigen, über welche die Erfahrung ihm die Mängel oder Unzulänglichkeit der Geſetzgebung

bemerklich gemacht hat, noch manche wünſchenswerthe Reform. Die Handelsverhältniſſe verdienten eine beſondere Aufmerkſamkeit, die ihnen auch geworden iſt; denn man darf den Code de Commerce (Handelsgeſetzbuch) als einen beſondern Theil der Civilgeſetzgebung betrachten (ſ. Handelsgeſetzbuch). Als einen letzten Theil hat man jene Sammlung von Geſetzen zu betrachten, welche ſich mit dem peinlichen Rechte beſchäftigt, Code criminel, ſonſt Code criminel Napoléon, welcher aus zwei Codes beſteht, dem Code penal und dem Code d'instruction criminelle. dd.

Codex. Urſprünglich hieß bei den Alten Codex das unter der Rinde befindliche Holz eines Baums. Vor Erfindung des Papiers ſchrieb man auf hölzerne, mit Wachs überzogene Tafeln, und dieſe, wenn ſie beſchrieben oder vielmehr mit dem Griffel gegraben waren, wurden in Form eines Buchs zuſammengelegt und Codex genannt; ein Wort, das man auch für die Folge, wo man auf Papier ſchrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen; ſo hießen denn große bedeutende Werke, oder alte Handſchriften überhaupt von Dichtern, Hiſtorikern, Philoſophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden, Codices Manuscripti. Eben ſo nannte man auch eine Sammlung von Geſetzen, die in einem Lande gegeben wurden, Codex, und fügte zu den nähern Beſtimmungen den Namen des Regenten hinzu, unter welchem dieſe Geſetzſammlung bekannt gemacht worden. So war der Codex Theodoſianus und Juſtinianeus bei den Römern, dann ſpäterhin der Codex Auguſteus für Sachſen; ferner bei den Franzoſen der Code Henry, code Louis, der Code Marchand (eine Handelsgeſetzordonnanz Ludwigs XIV.) und Code Noir (deſſelben Ordonnanz für die Juſtizverwaltung der franzöſiſchen Inſeln in Amerika für die Schwarzen) ꝛc., und in den neueſten Zeiten der Code civil François (vorher Code Napoléon).

Codicill heißt eine letzte Willensverordnung, worin keine unmittelbare Erbeinſetzung befindlich iſt, ſondern nur gewiſſe Punkte und Anordnungen beſtimmt werden. Es bezieht ſich ein ſolches Codicill entweder auf einen ſchon vorhandenen letzten Willen, und dann iſt es blos für den Teſtamentserben verbindlich; oder es iſt für ſich eine Beſtimmung für diejenigen, welche ohne Teſtament erben (Inteſtaterben), und behält daher auch für dieſe Wirkung.

Codrus, der letzte König von Athen, welcher ungefähr 1100 Jahr vor Chr. Geburt lebte. Als die Athenienſer unter ſeiner Regierung mit den Lacedämoniern in Krieg verwickelt waren, erklärte das Orakel, daß ſie ſiegen würden, wenn ſich ihr König von den Feinden würde tödten laſſen. Codrus beſchloß ungeſäumt, ſich der Rettung ſeines Vaterlandes zu opfern. Damit die Feinde, dem ihnen bekannten Orakelſpruch auszuweichen, ihn nicht verſchonen möchten, verkleidete er ſich in einen Bauer, miſchte ſich unter ſie, und ließ ſich in dem abſichtlich mit ihnen angefangenen Streit erſchlagen.

Cognac, eine Stadt in Frankreich mit etwa 3000 Einwohnern, am Fluſſe Charente, im Departement dieſes Namens. In der fruchtbaren Gegend wachſen gute rothe und weiße Weine und aus letzteren werden vorzüglich Franzbranntweine und Aquavite bereitet, daher dieſe im Auslande häufig den allgemeinen Namen Cognac erhalten haben.

Cognaten heißen Verwandte von mütterlicher Seite, bei unſern Alten Spilmagen, im Gegenſatze von Agnaten.

Cohäſion (Zuſammenhang) nennt man die allgemeine Erſchei-

nung der Anziehung (Attraction) in dem beſondern Falle, wenn die einander berührenden Theile eines und deſſelben Körpers ſo verbunden ſind, daß eine äußere Kraft nöthig iſt, ſie zu trennen. Nach dem ſtärkern oder geringern Zuſammenhange der Theile unterſcheidet man harte und weiche Körper. Die Urſachen dieſer Cohäſion ſind ein bis jetzt noch nicht gelöſtes Problem der Phyſiker. Indeſſen ſcheint aus allen bisher über das Phänomen der Cohäſion angeſtellten Verſuchen und gemachten Erfahrungen ſich der Grundſatz zu ergeben: daß der Zuſammenhang deſto ſtärker ſey, je größer die Menge der Berührungspunkte iſt. Dies iſt wenigſtens der Fall bei zwei verſchiedenen Körpern, die einander mit glatten Flächen berühren. So hängen z. B. zwei maſſive bleierne Cylinder von etwa zwei Linien Durchmeſſer, wenn man ihre Grundfläche glatt ſchleift, und beide mit einiger Wendung zuſammendrückt, ſo feſt an einander, daß zwanzig und mehrere Pfund Gewicht erfordert werden, um ſie zu trennen. Noch mehr wird der Zuſammenhang der Theile verſtärkt, wenn man eine flüſſige Subſtanz zwiſchen ihre Grundflächen bringt, welche die noch rauhen Theile ausfüllt, und die Berührungspunkte vermehrt. Viele in den Künſten bekannte Verbindungsmittel, das Leimen, Kitten, Löthen, Zuſammenſchweißen und dergl., erklären ſich aus dieſem Geſetze der Cohäſion.

Cohorten waren Abtheilungen der römiſchen Soldaten, deren jede anfangs aus 120 Mann beſtand. Nach und nach wurden ſie vermehrt und zur Zeit des Cicero betrug eine Cohorte 420 Mann, lauter Fußvolk. Eine Cohorte war in 3 Manipeln getheilt, zehn Cohorten aber machten eine Legion. Die in der neueſten Zeit in Frankreich errichteten Heerbanne waren ebenfalls in Cohorten zu 1000 Mann getheilt.

Coimbra, eine anſehnliche Stadt Portugals in der Provinz Beira an der Nordſeite des Mondego. Sie iſt der Sitz einer Univerſität, welche 1290 geſtiftet und 1773 bedeutend verbeſſert worden, und welche 800 Studirende zählt und eines reichen, unter den Erzbiſchof von Braga gehörigen Bisthums. Das prächtige Jeſuitercollegium iſt nach Aufhebung des Ordens von der Krone eingezogen worden. Nicht unbedeutend ſind die Leinwand- und Fayancemanufacturen. Im J. 1755 litt auch Coimbra viel durch das Erdbeben. Die Gegend umher iſt mit Oelbäumen und Weinbergen beſetzt. Zuweilen haben ſich die portugieſiſchen Prinzen Herzoge von Coimbra genannt.

Colardeau (Charles-Pierre), geboren 1732 zu Janville im Orleaniſchen, beſchäftigte ſich von Jugend auf mit der Dichtkunſt. Sein erſtes Werk war 1758 eine freie verſificirte Ueberſetzung des Briefes der Heloiſe an Abailard von Pope, welche von den Franzoſen ſehr geſchätzt wird. Die dem Taſſo nachgeahmte Heroide Armide à Renaud fand mindern Beifall, wiewohl ſie ſich durch Eleganz und Wohlklang ebenfalls empfiehlt. Seine Tragödien Aftarbé und Calixte, die 1758 und 60 aufgeführt wurden, gefielen nicht. Sie beweiſen, daß der Verfaſſer zwar den Mechanismus einer glänzenden Verſification, aber kein theatraliſches Talent beſaß. Es fehlt beiden Stücken an Handlung und ſceniſcher Anordnung, ihr Colorit iſt finſter und trübe, aber nicht tragiſch. Die letztere, die eine Nachahmung der ſchönen Büßerin von Rowe iſt, erreicht ihr Original nicht. Die Ode auf die Vaterlandsliebe, der Tempel von Gnidus, zwei Nächte von Young in franzöſiſchen Verſen, die Briefe an Minette und an Duhamel, die Menſchen des Prometheus, eine Nachahmung des miltonſchen Geſanges von Adam und Eva, enthalten anziehende Einzelnheiten und ſind im Ganzen wohlklingend verſificirt. Sie erwarben ihm den Beifall der franzöſiſchen Akademie, die ihm im J.

1776 den durch den Tod des Duc de Saint-Aignan erledigten Platz verlieh; aber noch vor ſeiner Aufnahme ſtarb er. Ein ſanfter Charakter machte ihn zugänglich und ſeinen Umgang angenehm. Er war mit einer Ueberſetzung des befreiten Jeruſalems beſchäftigt und hatte einige Geſänge ſchon beendigt, als er erfuhr, daß Watelet dieſelbe Arbeit unternommen habe. Er ſtand ſogleich davon ab und erhob ſich noch von ſeinem Sterbebette, um das Fertige zu vernichten. Seine Werke ſind geſammelt erſchienen; außer den genannten findet man darunter auch eine Comödie: Les perfidies à la mode, die ſeine Unfähigkeit für dieſe Gattung beurkundet.

Colberg, eine Stadt und Feſtung in Hinter-Pommern, im Fürſtenthum Cammin, an der Mündung der Perſante, wo ſolche in die Oſtſee fällt, mit einem Hafen, welcher auch Münde genannt wird. Die Häuſeranzahl iſt zwiſchen 8 und 900, und die der Einwohner zwiſchen 4 und 5000. Der Handel Colbergs iſt bei freier Schifffahrt immer von Bedeutung geweſen. Auch iſt hier ein beträchtlicher Lachs- und Neunaugenfang. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Colberg durch die Belagerung von 1761 durch die Ruſſen und 1807 durch die Franzoſen. Bei beiden entwickelten ſelbſt die Bewohner Colbergs eine Energie und Ausdauer, die in den Annalen der preußiſchen Monarchie einer rühmlichen Erwähnung werth ſind. Colberg war eine von den wenigen Feſtungen im Kriege von 1806 und 7, die unerobert blieben. Der wackere Schill trug durch ſeinen Muth und durch den Enthuſiasmus, den er zu erregen wußte, weſentlich dazu bei.

Colbert (Jean-Baptiſte), geboren zu Reims im J. 1619, war der Sohn eines Tuch- und Weinhändlers, und ſchwang ſich durch ſeine Talente zu den erſten Würden des Staats empor. Bei ſeinen großen und entſchiedenen Verdienſten, die ihn an die Spitze der erſten Finanzminiſter ſtellen, darf es wohl als eine bemerkenswerthe Schwachheit angeführt werden, daß Colbert, vermöge eines von Menage entworfenen Stammbaums, von den alten Königen von Schottland abzuſtammen behauptete. Colbert trat durch Vermittlung eines ſeiner Verwandten im J. 1648 bei dem Staatsſecretär Le Tellier in Dienſte; dieſer überließ ihn dem Cardinal Mazarin, welcher ſeine Talente mit richtigem Blick erkannte, und ihm Gelegenheit gab, ſie zu entwickeln, indem er ihn zu ſeinem Intendanten ernannte. Dadurch wurde Colbert berufen, gewiſſermaßen Theil zu nehmen an der Finanzverwaltung des Königreichs. Gleich geſchickt, alle Details derſelben zu umfaſſen und alle Mißbräuche zu durchſchauen, diente er mit Eifer dem Intereſſe des Cardinals, und bereitete ſich dadurch vor, einſt dem Staate zu dienen. Mazarin belohnte ihn im J. 1660 mit dem Amte eines Secretärs bei der jungen Königin, ernannte ihn, das Jahr darauf, ſterbend zum Vollzieher ſeines Teſtaments, und empfahl ihn dem Könige als einen Mann, der ſeines ganzen Vertrauens würdig ſey. Ludwig XIV. hatte beſchloſſen, keinen Premier-Miniſter wieder zu ernennen. Um die Geſchäfte kennen zu lernen, hatte er einige Conferenzen mit Colbert, den er zum Intendanten der Finanzen machte. Dies führte die Cataſtrophe des unglücklichen Foucquet herbei, zu deſſen Sturze ſich Le Tellier aus Eiferſucht und Colbert aus Ehrgeiz verbunden hatten. Jetzt trat Colbert mit dem Titel eines General-Controlleurs an die Spitze der Finanzen. Wieder gut machen ſollte er die Uebel, welche die ſtürmiſche und ſchwache Regierung Ludwigs XIII., die glänzenden aber gewaltſamen Unternehmungen Richelieu's, die Zwiſtigkeiten der Fronde und die Verwirrung in den Finanzen unter Mazarin verurſacht hatten. Allenthalben fand er nur Betrug, Unordnung und Unterſchleif; die Domainen waren veräußert, die Pachtungen mit wucheriſchen Schulden beſchwert,

die Laſten, Privilegien und Exemtionen ohne Maß vervielfacht, der Staat den Generalpächtern Preis gegeben, und nur durch ihre Hülfe noch aufrecht erhalten, das Volk zahlte 90 Millionen Auflagen, während der König kaum 35 Millionen einnahm, und auf zwei Jahre waren die Einkünfte ſchon voraus gebraucht und der Schatz leer. Er mußte von demſelben Punkte ausgehen, wie Sully; aber der eiferſüchtige und ungeſtüme Ehrgeiz Louvois's, und die Kriege, der Luxus und die Zerſtreuungen Ludwigs XIV. vermehrten für ihn die Schwierigkeiten, und wir ſehen ihn gezwungen in der letzten Hälfte ſeiner Laufbahn die Schritte zurückzuthun, die er in der erſten vorwärts gethan. Man muß alle die Hinderniſſe und Unfälle in Anſchlag bringen, die ſeine Bahn kreuzten, wenn man ſeine Talente und Dienſte in ihrem ganzen Umfang würdigen will. Er fing damit an, einen Finanzrath und eine Juſtizkammer zu errichten, jenen, um ſich ſelbſt eine Ueberſicht zu verſchaffen, dieſe, um den begangenen Räubereien der Generalpächter nachzuſpüren, und Staatsſchulden zu liquidiren. Um die Laſten des Staats zu erleichtern, ſchritt man zu einer Reduction der Renten, und um das Gehäſſige dieſer Maßregel zu mildern, bewilligte Colbert eine bedeutende Verminderung der Steuern und den Erlaß alles bis zum J. 1656 Rückſtändigen. Nach und nach unterwarf er alle Zweige der Einnahmen und Ausgaben einer Reform. Der entſetzlichen Unordnung, welche herrſchte, folgten durch ſeine Feſtigkeit und Wachſamkeit Ordnung und Regelmäßigkeit. Er ſchaffte eine Menge unnützer Beamten ab, widerrief die läſtigen Privilegien, verminderte die Gehalte, verbannte den ſchändlichen Aemterhandel, und die nicht minder verderbliche Sitte, die Hofleute bei dem Ertrag der öffentlichen Pachtungen zu intereſſiren, enthüllte die Mißbräuche und Kunſtgriffe und beſchränkte den ungeheuern Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leihcaſſe, verminderte die Intereſſen des Geldes, ſetzte den König in ſeine Domainen wieder ein, wies für jede Ausgabe einen Fond an, und entriß ſo das Wohl des Staats den habſüchtigen Händen der Händler. Durch geſchickte Combination verſchiedener Auflagen machte er ſie minder drückend und ergiebiger. Eine beſſere Vertheilung und Erhebung der Steuern erlaubte ihm, ſie faſt auf die Hälfte herabzuſetzen. Der glücklichſte Erfolg krönte ſchnell ſeine weiſen und muthig ausgeführten Unternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines faſt zehnjährigen Kriegs und ungeachtet des Aufwandes und der Verſchwendungen eines prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die Einnahmen um mehr als 28 Millionen zu erhöhen und die Laſten um ebenſoviel zu vermindern, ſo daß bei ſeinem Tode im J. 1683 die wirkliche Einnahmen 116 Millionen, und die davon zu beſtreitenden Ausgaben 20 Millionen betrugen. Im J. 1664 ward Colbert Oberaufſeher der Bauten, der Künſte und Manufacturen und 1669 Marineminiſter. Seinen Talenten, ſeiner Thätigkeit, ſeinen großen Anſichten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das ſchnelle Steigen ſeiner Induſtrie und ſeines Handels. Alles gewann unter ſeiner Verwaltung ein neues Anſehen. Frankreich ward nicht allein von dem jährlichen Tribut befreit, den ſein Luxus dem Auslande bezahlte, ſondern es theilte auch die Vortheile jener Induſtrie, die bisher in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und einigen Städten Flanderns und Deutſchlands concentrirt geweſen waren. Fabriken und Manufacturen aller Art wurden angelegt und durch Begünſtigungen in Flor gebracht. Um den Transport ihrer Erzeugniſſe zu erleichtern, wurden die Landſtraßen verbeſſert und neue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Canal von Languedoc, projectirte den von Burgund, erklärte Marſeille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligte Prämien

für Aus- und Einfuhr, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Aſſecuranzkammern, gab dem Handel übereinſtimmende Geſetze, erhob ihn zu einer ehrenvollen Beſchäftigung, und lud den Adel ein, Antheil daran zu nehmen. Im Jahr 1664 wurden in Oſt- und Weſtindien zwei Handelscompagnien errichtet; der König verband ſich mit ihnen und ſchoß bedeutende Summen vor. Die Colonien in Canada, Martinique und beſonders in St. Domingo, die bisher krankten, erhielten ein neues Leben durch ihre Vereinigung mit der Krone; ſie wurden bevölkert und angebaut und fingen an zu blühen. Bald errichtete man neue Colonien in Cayenne und Madagascar. Zur Aufrechterhaltung und Beſchützung des Handels und dieſer entfernten Beſitzungen war eine bedeutende Seemacht erfoderlich. Colbert fühlte dies und ward auch hier Schöpfer. Als er ins Marineminiſterium trat, beſtand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen laſſen. Colbert kaufte anfangs Schiffe im Auslande; bald ließ er ſie in Frankreich erbauen. Der Hafen von Rochefort erhob ſich; vier andere große Seearſenäle wurden erbaut, zu Breſt, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man errichtete Seeſchulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Marineweſens. Im Jahr 1662 hatte Frankreich 60 Linienſchiffe und 40 Fregatten; im Jahr 1681 beſaß es, zur See und zu Lande ſiegreich, 198 Kriegsfahrzeuge und 166,000 Mann für den Dienſt derſelben. Auf Colbert's Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und criminelle Geſetzgebung verbeſſern, wurden Künſte und Wiſſenſchaften befördert, deren Blüthe Frankreich nicht minder verherrlichte als ſeine Eroberungen. Unter ſeinen Auſpicien und in ſeinem Hauſe ward im J. 1663 die Akademie der Inſchriften gegründet. Drei Jahre darauf ſtiftete er die Akademie der Wiſſenſchaften und 1671 die Bauakademie. Die Malerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die königliche Bibliothek und den botaniſchen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Caſſini anſtellte, ließ die Vermeſſungen in Frankreich anfangen und ſchickte Naturforſcher nach Cayenne, um hier Beobachtungen zu machen. (Vergl. Geſtalt der Erde). Paris verdankte ihm unzählige Verſchönerungen, und alle ausgezeichneten Gelehrten Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beſchützer und Beförderer. Aber bei allen dieſen glänzenden und nützlichen Unternehmungen hat man dieſem großen Miniſter auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigſte derſelben iſt, daß er die Gewerbe auf Koſten des Ackerbau's emporbrachte und den Landmann ohne Hülfe und Unterſtützung im Elende ſchmachten ließ. Mit noch mehrerem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tyranniſchen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab, und wodurch er der Induſtrie Feſſeln anlegte. Man hat geſagt, daß er ſeinen Eintritt ins Miniſterium mit einem Banquerott, und jedes der folgenden Jahre durch neue Auflagen, Anleihen und außerordentliche Maßregeln bezeichnet habe. Wenn man zugab, daß er Ordnung in Einnahme und Ausgabe brachte, ſo läugnete man, daß darum Ordnung in der Oekonomie Statt gefunden. Allein Colbert muß mit Bezug auf die Umſtände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er alles that was er konnte, ſo iſt es wenigſtens gewiß, daß er nie alles that, was er wollte. Er hatte nicht den Einfluß auf die Unternehmungen, auf die Beſchlüſſe und den Geiſt ſeines Fürſten, den Sully hatte. Dieſer gab ſeinem Herrn das Geſetz, Colbert empfing es von ſeinem Herrn; der erſte war faſt Miniſter des Volks, dieſer nur des Königs. Heinrich IV. und Ludwig XIV. wollten beide Großes, aber jener für Frankreich, dieſer für ſich, und dieſer Unterſchied erzeugte die

verſchiedenen Reſultate in der Verwaltung. Sully, ſtets unabhängig und des Beifalls gewiß, bereicherte den Staat durch weiſe Oekonomie, die ein ebenſo ſparſamer als wachſamer König, der ſein Volk als ſeine Familie betrachtete, beförderte. Colbert, ſtets abhängig und in ſeinen Planen gekreuzt, erhielt den Staat trotz eines prachtliebenden und verſchwenderiſchen Königs, der alles hingab für den Glanz ſeiner Regierung; er erhielt ihn und brachte ihn ſelbſt in Flor, ungeachtet der Laſten, welche zahlreiche Armeen und koſtſpielige Kriege ihm auflegten. Er war gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die er für immer abgeſchafft ſehen wollte; aber er ſagte dem Präſidenten, der auf eine Anleihe drang, voraus: „Sie öffnen eine Wunde, die unſere Enkel nicht geheilt ſehen werden.“ Sobald ihm der Friede freier zu athmen erlaubte, kehrte er zu ſeinen Grundſätzen zurück, und machte das wider Willen gethane Uebel ſo ſchnell wieder gut, daß das Ende ſeiner Adminiſtration noch die glänzendſte Epoche der Regierung Ludwigs XIV. war. Colbert war ehrgeizig, aber rechtſchaffen, und genoß in ſtetem Kampf mit Intriguen und Eiferſucht keines ruhigen Glücks. Er ſtarb im J. 1683, in einem Alter von 64 Jahren, als ein Opfer ſeiner Liebe für das gemeine Beſte, erſchöpft durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, gebeugt durch Kummer und Unruhe, mit Mühe den gegenwärtigen Verlegenheiten abhelfend, und mit banger Sorge in die Zukunft blickend. Das Volk von Paris, das ihn haßte und durch neue Auflagen auf die Lebensmittel erbittert worden war, ſtörte den Leichenzug und wollte den Leichnam zerreißen; aber das bald nachher über den Staat einbrechende Unglück öffnete ſeinen Feinden die Augen, und zwang ſie, wenigſtens das Andenken des von ihnen ungerecht Verfolgten und Gehaßten in Ehren zu halten.

Colbran (Iſabella Angela), eine der größten Sängerinnen der jetzigen Zeit, wurde den 2. Febr. 1785 in Madrid geboren. Von ihrer zarteſten Kindheit zeigten ſich ihre großen Anlagen. Schon im dritten Jahre ſang ſie richtig und im ſechſten erhielt ſie bereits Unterricht von Dom. Fr. Pareja, erſtem Capellmeiſter am Hofe von Aranjuez. Sie ſtudirte ſpäter unter Marinelli und dann unter Crescentini, der von ihr ſagte: „es gibt meines Bedünkens in ganz Europa kein größeres Talent, als das von Iſabellen.“ Im Jahre 1809 glänzte ſie als prima Donna seria in Mailand auf dem Theater della Scala, und 1810 in Venedig auf dem Theater della fenice. Auch in Paris erregte ſie den allgemeinſten Enthuſiasmus. Man hat verſchiedene Compoſitionen von ihr: Canzonen.

Colcheſter iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft Eſſex in England, am Fluſſe Colne. Mit ſchweren Schiffen kann man jedoch der Stadt nur auf drei engliſchen Meilen nahe kommen, alsdann müſſen Barken gebraucht werden. Man findet hier ſchöne öffentliche Gebäude, ein altes Schloß, auch berühmte Boy- und Serge-Manufacturen. Der Ort hat einen Hafen, in welchem vortreffliche Auſtern gefangen werden.

Colchis, ein ehedem berühmtes, ſchönes und fruchtbares Land in Aſien, an der Küſte des ſchwarzen Meeres. Den Griechen ward es zuerſt durch den Zug der Argonauten bekannt, welche daſelbſt das goldne Vließ holen wollten; wahrſcheinlich das Gold, das hier häufig gefunden wurde. Dieſe Meinung erhält dadurch mehr Gewicht, daß Strabo und Andere erzählen, die Einwohner legten Lämmerfelle in die Flüſſe, um damit den Goldſand aufzufangen. Die Colchier mochten wahrſcheinlich eine ägyptiſche Colonie ſeyn, mit denen ſie ſehr

vieles gemein hatten. Sie lebten mäßig, und trieben bedeutenden Handel mit Leinwand, Wachs, Pech ꝛc.

Cölibat iſt der eheloſe Stand der Geiſtlichen, welche durch die Geſetze ihrer Kirche zu demſelben verpflichtet ſind. Schon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten herrſchte bei vielen Chriſten die ſchwärmeriſche Meinung, daß die Enthaltung von der Befriedigung des Geſchlechtstriebes das Merkmal einer höheren Tugend und eine verdienſtliche Entſagung ſey. Daher kam es, daß ſchon in den drei erſten chriſtlichen Jahrhunderten viele Lehrer, namentlich die Biſchöfe, der Ehe ſich enthielten, oder, wenn ſie ſchon verheirathet waren, den ehelichen Umgang mit ihren Weibern aufhoben. Doch fanden in den früheren Zeiten gar keine geſetzlichen Beſtimmungen hierüber Statt, auch war die Eheloſigkeit der Geiſtlichen keineswegs allgemein, und es gab in den drei erſten Jahrhunderten noch viele verheirathete Biſchöfe. Erſt im 4. Jahrhundert ward es ziemlich allgemein Sitte, daß die Biſchöfe ehelos lebten, und mehrere in dieſem Jahrhunderte gehaltene Synoden beſchränkten die Ehefreiheit der Geiſtlichen. Auch ſuchten von dieſer Zeit an die meiſten Biſchöfe die Geiſtlichen ihrer Diöceſen, ſo viel als möglich, von der Ehe abzuziehen. Der Grund der weitern Verbreitung des Cölibats der Geiſtlichen lag in dem Mönchsweſen. Denn da das im 4. Jahrhundert entſtandene Mönchsweſen erſt im Morgenlande, darnach auch im Abendlande allgemeinen Eingang und viele Bewunderung fand, ſo ward der Wahn von einer beſondern Heiligkeit des eheloſen Standes immer weiter verbreitet. Viele Geiſtliche ſelbſt glaubten, ſie dürften nicht hinter den Mönchen zurückbleiben; das Volk gewöhnte ſich immer mehr, Frömmigkeit und geiſtliche Würde als unzertrennlich verbunden mit klöſterlicher Enthaltſamkeit zu denken, und ſo bildete ſich allmälich die öffentliche Meinung, welche nicht nur die Biſchöfe, ſondern nach und nach auch die Geiſtlichen der niedern Ordnungen zur Eheloſigkeit nöthigte. Indeß gab es bis hinab in die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts keine kirchlichen Geſetze, welche den Cölibat allen Geiſtlichen zur Pflicht machen. Auch lebten noch immer viele Geiſtliche der niedern Ordnungen in der Ehe. Erſt der Papſt Gregor VII., in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, machte allen Geiſtlichen ohne Ausnahme den Cölibat zur unerlaßlichen Pflicht. Doch gelang es ihm nicht, ſeinen Plan vollſtändig durchzuſetzen; an vielen Orten, beſonders in Deutſchland verurſachten ſeine Eheverbote Unruhen, und es verging noch ein halbes Jahrhundert, ehe der Cölibat in den abendländiſchen Kirchen durchgängig erzwungen ward. Seitdem iſt in der catholiſchen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge über den Cölibat gehalten worden, obgleich in den neuern Zeiten beſonders viele Geiſtliche dieſer Kirche mit Recht über einen Zwang geklagt haben, welchen weder ein Geſetz Jeſu Chriſti, noch der Zweck ihres Amtes fodert. Die Reformation mißbilligte den Cölibat als eine willkürliche, die natürlichen Rechte verletzende Einrichtung, und den proteſtantiſchen Geiſtlichen ward vergönnt, in die Ehe zu treten. In der griechiſchen Kirche, zu welcher bekanntlich auch die ruſſiſche gehört, ſind nur die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche meiſt aus den Kloſtergeiſtlichen genommen werden, zum Cölibate verpflichtet; den Popen aber, auch den Protopopen iſt die Ehe verſtattet. Sogar die Prieſter der **unirten** Griechen, welche mit der catholiſchen Kirche vereinigt ſind, ſind vom Cölibatgeſetze diſpenſirt, und leben in der Ehe. N.

Coligni (Gaspard de), Admiral von Frankreich, geboren den 16. Febr. 1516 zu Chatillon-ſur-Loing, trug die Waffen ſeit ſeiner

zarteſten Jugend, zeichnete ſich unter Franz I. in der Schlacht von Ceriſoles und unter Heinrich II. aus, welcher ihn zum General-Oberſten der franzöſiſchen Infanterie und im J. 1552 zum Admiral von Frankreich machte. Er verdiente dieſe Gunſtbezeigungen durch ſeine Tapferkeit in der Schlacht von Renti, durch ſeinen Eifer für die Militärdiſciplin, durch ſeine Eroberungen gegen die Spanier, beſonders aber durch die Vertheidigung von St. Quentin. Der Admiral warf ſich in dieſen Platz und that Wunder der Tapferkeit; fiel aber, da die Stadt erſtürmt wurde, in Gefangenſchaft. Nach dem Tode Heinrichs II. zwangen ihn die Intriguen, die Zweizüngigkeit und Bosheit Catharinens von Medicis, ſich an die Spitze der Calviniſten gegen die Guiſen zu ſtellen. Er bildete eine ſo mächtige Partei, daß die catholiſche Religion in Frankreich bedroht ſchien. Der Hof, ſagt ein Geſchichtſchreiber, hatte keinen furchtbarern Feind nach Condé, der ſich mit ihm verbunden hatte. Dieſer war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligni war dagegen beſonnener, abgemeſſener und geſchickter, das Haupt einer Partei zu ſeyn; zwar ebenſo unglücklich im Kriege wie Condé, aber gewandt das Rettungslosſcheinende wieder herſtellend und gefährlicher nach einer Niederlage, als ſeine Feinde nach einem Siege; überdies mit Tugenden geſchmückt, die er übte, ſo weit der Parteigeiſt und der Sturm der Zeit die Ausübung zuließ. Die erſte förmliche Schlacht zwiſchen den Hugenotten und Catholiken ward im J. 1562 zu Dreux geliefert. Der Admiral focht ritterlich, verlor ſie und rettete die Armee. Als bald darauf der Herzog von Guiſe bei der Belagerung von Orleans umgebracht wurde, beſchuldigte man ihn, dieſen ſchnöden Meuchelmord gerathen zu haben; aber er rechtfertigte ſich durch einen Eid. Es bedurfte deſſen nicht. Der Adel ſeiner Geſinnungen und die Größe ſeiner Seele mußten ihn über jeden Argwohn erheben. Der Bürgerkrieg ruhte einige Zeit, um mit vermehrter Wuth im J. 1567 wieder anzufangen. Coligni und Condé lieferten die Schlacht bei St. Denys gegen den Conetabel von Montmorency. Dieſem unentſchiedenen Tage folgte die Schlacht bei Jarnac im J. 1569, welche den Calviniſten verderblich war. Condé war gefallen und auf Coligni ruhte die ganze Laſt des Oberbefehls. Er allein hielt die unglückliche Sache ſeiner Partei aufrecht, ward bei Moncontour abermals geſchlagen, ohne daß darum ſein Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte im Jahr 1571 ſcheinbar dem blutigen Streit ein Ende. Coligni erſchien am Hofe und ward, wie alle ſeine Anhänger, mit Liebkoſungen überhäuft. Carl IX. gab ihm 100,000 Franken Entſchädigung und ſeinen Platz im Conſeil. Von allen Seiten warnte man ihn, dieſen falſchen Schmeicheleien nicht zu trauen. Ein ſchrecklicher Plan offenbarte ſich bald. Als eines Freitags der Admiral aus dem Louvre kam, ward ihm durch einen Büchſenſchuß aus einem Fenſter die rechte Hand und der linke Arm verwundet. Maurevert hatte auf des Herzogs von Guiſe Geheiß und mit Vorwiſſen des Königs aus einem Gebäude des Kloſters St. Germain l'Auxerrois dieſen Schuß auf Coligni gethan. Der König von Navarra und der Prinz von Condé beklagten ſich beim Könige über dieſen Mordanſchlag. Carl, in den Künſten der Verſtellung geübt, bezeigte den tiefſten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forſchen und nannte Coligni ſeinen Vater. „Mein Vater," ſagte er, „ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz." Und dies geſchah zu derſelben Zeit, wo die Niedermetzelung aller Proteſtanten vorbereitet ward. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht den 24. Auguſt 1572. (Vergl. Bluthochzeit.) Der Herzog von Guiſe eilte mit zahlreicher Begleitung in

das Haus des Admirals. Ein Haufe Meuchelmörder, einen gewiſſen Behm an der Spitze, drang mit entblößten Schwertern in das Zimmer des Greiſes, welcher, in einem Lehnſtuhl ſitzend, mit ruhiger und gefaßter Miene zu ihrem Anführer ſprach: „Junger Menſch, mein graues Haar ſollte dir Ehrfurcht gebieten; aber thue nach Gefallen, du kannſt mein Leben nur um wenige Tage abkürzen.“ Worauf dieſer Elende ihn mit mehreren Stichen durchbohrte und zum Fenſter hinaus in den Hof ſtürzte, wo er zu den Füßen ſeines nichtswürdigen Feindes mit den Worten ſtarb: „Ich hätte verdient, von den Händen eines Edelmannes, nicht eines Troßbuben zu ſterben.“ Der Leichnam ward drei Tage der Wuth des Volks Preis gegeben, und endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfeaucon gehängt. Montmorency, ſein Vetter, ließ ihn abnehmen, um ihn heimlich in der Capelle des Schloſſes von Chantilly zu beerdigen. Ein Italiäner hatte den vom Rumpfe getrennten Kopf zu Catharinen gebracht, welche ihn einbalſamiren ließ und nach Rom ſchickte. Unterdeß hatten Coligni's Diener ſeine Reſte geſammelt und in einem bleiernen Sarg in dem Schloſſe von Chatillon, dem alten Wohnſitz des Admirals, beigeſetzt. Hier blieben ſie ohne ein anderes Denkmal als das Andenken an den großen Mann, bis zum 18. Auguſt 1786. Damals ließ Montesquieu ſie mit Bewilligung des Herzogs von Luxembourg auf ſeinen Landſitz Maupertuis bringen, und in einem Sarkophag von ſchwarzem Marmor, in einer eignen Gruft, die er in ſeinem Park hatte erbauen laſſen, beiſetzen. Gegenwärtig befindet ſich dieſes Denkmal im königlichen Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler. Außer verſchiedenen Inſchriften ſind auch Voltaire's ſchöne Verſe aus der Henriade darauf eingegraben:

Le héros malheureux, sans armes, sans défense,
Voyant qu'il faut périr, et périr sans vengeance,
Voulut mourir du moins comme il avoit vecu,
Avec toute sa gloire et toute sa vertu. etc.

Coliſeum. Dieſes ungeheure Gebäude in Rom, das noch 1534 ſtand, 1612 Fuß im Umfange hatte, und achtzig Arcaden enthielt, war das größte Amphitheater, das die römiſche Pracht errichtete. Es wurde von Veſpaſian erbaut, nachdem er die Juden überwunden hatte. Man erzählt, es ſey in einem Jahre von zwölf tauſend gefangenen Juden aufgeführt worden. Die Schriftſteller ſetzen es noch über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der Welt; es ſoll gegen hundert und zehn tauſend Zuſchauer gefaßt haben, von denen gegen neunzig tauſend ſitzen konnten. Die Gothen legten zuerſt die Hand an die Zerſtörung dieſes Denkmals der römiſchen Größe; nachher nahm Papſt Paul II. alle Steine davon, die er zur Erbauung des St. Marcus-Palaſtes nöthig hatte, und ſpäter wurden noch mehrere Paläſte von den Bruchſtücken deſſelben aufgeführt. Jetzt hütet man ſich zwar, die Ruinen des Coliſeums anzugreifen; indeſſen fällt es nach und nach von ſelbſt ein, und in wenig Jahrhunderten dürfte von dem obern Theile deſſelben nichts mehr zu ſehen ſeyn; der untere Theil hingegen iſt für die Ewigkeit gebaut. Seinen Namen hat das Coliſeum von dem Coloß des Nero, der dahin gebracht wurde.

Collateralverwandte, oder Collaterales, ſind Seitenverwandte, die vom Bruder oder Schweſter herrühren. Collaterallinie, die Seitenlinie.

Collator heißt der Gutsherr, in ſo fern er das Recht hat, die geiſtlichen Stellen zu beſetzen. Dieſes Recht wird die Collatur, auch das jus patronatus genannt.

Collé (Charles), Secretär und Vorleſer des Duc d'Orleans, war 1709 zu Paris geboren. Seine frühe Verbindung mit Haguenier, Gallet und Pannard, den Verfaſſern anakreontiſcher Lieder, fröhlicher und pikanter Volksgeſänge, flößte ihm denſelben Geſchmack, dieſelbe Neigung zum Vergnügen, dieſelbe bequeme Philoſophie ein. Die dramatiſche Gattung hatte er von Jugend auf geliebt, und er bearbeitete ſie mit Erfolg. Sein erſtes Stück war eine Parodie von La Chauſſée unter dem Titel: Alphonse l'impuissant, das der Verfaſſer in die Sammlung ſeiner Werke nicht aufnahm, der Duc de La Vallière aber 1740 drucken ließ. Bald darauf verfertigte er für das Theater des Duc d'Orleans, der ſein Beſchützer geworden war, mehrere kleine Stücke, die daſelbſt Beifall fanden, unter andern Le Rosignol, La Veuve, Le Galant escroc, Nicaise, Joconde, Isabelle précepteur, Le Jaloux corrigé u. ſ. w. Seine Partie de chasse de Henri IV., wozu ihm Dodsley's Luſtſpiel, der König und der Müller von Mansfield, die Idee gab, zieht an durch die Wahrheit der Charaktere, und beſonders durch das treue Gemälde des guten Königs. Wenige Stücke ſind öfter gegeben worden. Die Verſe Vive Henri IV. u. ſ. w. ſetzen noch jetzt die Franzoſen in Enthuſiasmus. Seinem Luſtſpiele Dupuis et Desronais fehlt es an der ſogenannten vis comica, aber es enthält wahre Empfindungen, wohl gehaltne Charaktere, einen natürlichen Dialog und wahrhaft rührende Scenen. Der Verfaſſer nahm den Stoff aus dem Roman Les illustres Françaises von Challes. Ein andres Luſtſpiel, betitelt: La vérité dans le vin ou les désagréments de la galanterie, iſt voll eines heitern Sinnes. In andern Stücken malt er mit eben ſo viel Witz als Wahrheit die Sitten ſeiner Zeit; aber oft iſt ſein Pinſel ſo frei, wie ſeine Sitten es waren. Seine Lieder machten damals viel Aufſehn, eins, worin er die Einnahme von Port-Mahon beſang, verſchaffte ihm vom Hofe eine Penſion von 600 Livres. Er überlebte die meiſten von jenen freien und fröhlichen Geiſtern, die eine Geſellſchaft unter dem Namen Le caveau gebildet hatten. Auch dadurch erwies Collé dem Theater einen Dienſt, daß er mehrere veraltete Luſtſpiele wieder verjüngte, als da ſind: Le Menteur von Corneille, La Mère coquette von Quinault, l'Andrienne von Baron, l'Esprit follet von Hauteroche. Als ein Beweis ſeiner Beſcheidenheit verdient angeführt zu werden, daß er ſelbſt freimüthig eingeſtand, die gute Aufnahme ſeiner Werke verdanke er zum Theil den Rathſchlägen ſeiner Frau. Dieſe Frau liebte er über alles. Seit lange, ſagt er an einer Stelle, habe ich den Vergnügungen entſagt; ſeit lange iſt das Glück an ihren Platz getreten. Seitdem ich verheirathet bin, habe ich es in ſeinem ganzen Maße empfunden; ich empfinde es noch; möge der Himmel mir nichts nehmen, meine Frau ſich wohl befinden und ich geſund ſeyn. Ich verlange nichts von Gott, als daß er mich vor meiner Frau ſterben laſſe. — Dieſer Wunſch ward nicht erfüllt; ihr Tod ging dem ſeinigen voran, welcher 1783 erfolgte. Im J. 1777, und ſchon früher 1767 war ſein Théâtre de Société erſchienen; im J. 1789 gaben Leprince und Baudrais ſein Théâtre choisi heraus (2 Vol. 18.). Im J. 1805 erſchien von ihm ein hiſtoriſches Tagebuch (Journal historique), über die literariſchen Ereigniſſe von 1748 bis 51, das dem Rufe des Verfaſſers einigermaßen geſchadet und ſeinen Charakter verdächtig gemacht hat, da es in einem nachläſſigen Styl geſchrieben, voll unwahrer und anſtößiger Anekdoten, unſchicklicher Beſchuldigungen und zu gewagter Urtheile iſt. Allein er konnte wohl nicht ahnden, daß es je öffentlich erſcheinen würde. Außerdem hat man von ihm: Théâtre des Boulevards ou Recueil de parades, 3 Vol.

herausgegeben von Corbin; Chansons joyeuses, mises au jour par un âne onyme, onissime; Chansons, qui n'ont pu être imprimées et que mon censeur n'a point dû me passer.

Collectiv, was ſammelt, oder was mehrere Dinge von einer Art zuſammenfaßt; daher iſt in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein ſolches, welches alle zu einer und derſelben Gattung gehörigen Dinge bezeichnet. Collectiv-Glas iſt ein convexes Glas, das einem größern Brennglaſe zugeſellt wird, um die ſchon gebrochenen Strahlen noch mehr zu brechen und in einem engern Brennpunkt zu vereinigen.

Collin (Schlacht bei), am 18ten Junius 1757. Friedrich der Große belagerte Prag ſchon ſeit mehrern Wochen, und alle Verſuche der darin eingeſchloſſenen öſterreichiſchen Armee, ſich zu retten, waren bisher fruchtlos geweſen. Man ſah bereits im Geiſte dieſen wichtigen Platz bald in des Belagerers Gewalt, ihn ſelbſt vor den Thoren Wiens und dachte in dieſer Hauptſtadt ſehr ernſtlich an Friedensanträge. Noch eine leiſe Hoffnung baute man auf Daun, dieſen Fabius Cunctator unter den öſterreichiſchen Feldherren, der mit einer an ſich gezogenen Macht von 60,000 Mann auf den Bergen von Collin ſich verſchanzt hatte, und von dem man den längſt erſehnten Entſatz des beängſtigten Prags erwartete, zu dem er die gemeſſenſten Befehle von Wien erhalten hatte. Dieſen Entſatz aber unmöglich zu machen, jede Ausſicht zur Rettung gänzlich zu benehmen und Prags Fall zu beſchleunigen, da Ruſſen, Schweden, Franzoſen und Reichstruppen ſeine eigenen Staaten bedrohten, beſchloß Friedrich, Daun anzugreifen und zu ſchlagen. Zu dieſer Abſicht ſtellte er ſich an die Spitze von 12,000 Mann, während er den größern Theil ſeiner Armee vor Prag ſtehen ließ, vereinigte ſich am 18ten Juni mit dem Corps des Herzogs von Bevern und befahl den Angriff auf Daun, der eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen, mit einer ſeiner Linien den Gipfel und mit der andern den Abhang der Anhöhen beſetzt hatte, vor denen ſich Dörfer, Hohlwege und ſenkrechte, faſt unüberſteigliche Anhöhen befanden, welche von einer zahlreichen Artillerie bedeckt wurden. So erwartete Daun den Angriff, der auf ſeinem rechten Flügel mit der größten Heftigkeit geſchah, welcher nach einem ſiebenmaligen Andringen endlich geworfen und bis Collin, das zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernt lag, getrieben wurde. Schon hatte der öſterreichiſche Feldherr die Ordre zum Rückzug ertheilt, ſchon hatte man mit Abführung der Artillerie den Anfang gemacht, als die voreilige Hitze zweier preußiſchen Generale, Manſteins und des Prinzen Moriz, die faſt ſchon gewonnene Schlacht verloren gehen ließ. Anſtatt ihrer Beſtimmung gemäß, ſich bloß neben der kämpfenden Armee mit fortzubewegen, brachen ſie mit einem Male die Schlachtlinie, um die Croaten zu verfolgen. Mit dieſem einzigen Fehlſchritte war die ganze Dispoſition des Königs geſtört, das Zuſammenwirken unterbrochen, und es entſtanden nun Angriffe einzelner Regimenter und Bataillone, welche den Nachtheil hatten, daß die Regimenter einzeln durch die öſterreichiſche Artillerie zurückgeworfen wurden, und ſo in den hintern Linien Unordnung veranlaßten. Noch wäre vielleicht die Ordnung wieder herzuſtellen geweſen, wenn nicht einige ſächſiſche Cavallerieregimenter in den rechten preußiſchen Flügel eingebrochen wären, und, von öſterreichiſcher Reiterei unterſtützt, die Verwirrung und zugleich die Niederlage vollendet hätten. Der König ſelbſt gab ſich allen Gefahren Preis. Als ein Cavallerieregiment weichen wollte, ritt er in Begleitung eines däniſchen Volontairs unter die Fliehenden, und führte ſie trotz des Kartät-

ſchenregens den Sachſen entgegen. Es war die erſte Schlacht, die er in dieſem Kriege verloren hatte; 8000 ſeiner braven Preußen und 9000 Oeſterreicher waren in dieſer Bataille geblieben. Sein linker Flügel war eben im Begriff, den vermeinten Sieg zu feiern, als der Befehl zum Rückzug ankam, der auch in größter Ordnung geſchah. Friedrich ſelbſt begab ſich vom Schlachtfelde weg, unter der Gefahr, während der Nacht mehrere Male von ſtreifenden Haufen ſeiner Feinde gefangen zu werden, und ging nach Niemburg. Auf dieſem Nachtmarſche war es, wo er genöthigt war, in einem Dorfe, das kurz vorher erſt von öſterreichiſchen Huſaren verlaſſen worden war, dem ermatteten Pferde Tränkung und Ruhe zu gönnen. Niedergeſchlagen ſaß Friedrich auf einer Bank vor einem Bauerhauſe und wartete auf einen Trunk. Da brachte ihm ein bleſſirter Reiter, der ſeinen König begleitete, in ſeinem Hute aus dem Pferdeeimer friſches Waſſer, und ſprach in herzlichem Tone: „Ihro Majeſtät trinken doch; laß Bataille verloren ſeyn; 's iſt nur gut, daß Sie noch leben; unſer Herr Gott lebt gewiß, und er kann uns ſchon wieder Sieg geben." Erheitert durch die Treuherzigkeit und das Vertrauen ſeines wackern Kriegsgefährten, beſtieg Friedrich ſein Pferd wieder und ſammelte bei Niemburg ſein Heer zu neuen Thaten. Zwei Tage darauf ward die Belagerung von Prag aufgehoben, und Friedrich rächte ſeine gefallenen Preußen noch in demſelben Jahre bei Roßbach und Leuthen. I.

Collin (Heinrich Joſeph Edler von), der Sohn eines berühmten Arztes und Neffe eines Profeſſors gleiches Namens, war zu Wien den 26ſten Dec. 1772 geboren. Im J. 1781 kam er in das löwenburgiſche Stift, wo er die Grundlage zu jener Bildung erhielt, die er durch Selbſtſtudium bis zu einer Höhe vervollkommnete, welche ihn zur Führung wichtiger Geſchäfte fähig machte, und verbunden mit ſeinem Genie, ſeinem raſtloſen Fleiß, ſeiner genauen Kenntniß der claſſiſchen Welt, ihm auch als Schriftſteller einen ehrenvollen Platz erwarb. Collin zeichnete ſich als Geſchäftsmann und als Dichter aus. Als erſter ſchwang er ſich bei der Finanzhofſtelle von Stufe zu Stufe, bis er endlich im Jahr 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommiſſion ernannt wurde, und zur Belohnung ſeiner Verdienſte den Leopolds-Orden erhielt. Er arbeitete mit unermüdetem Eifer, ohne Rückſicht auf häufige, Krankheit drohende Anfälle, ohne die Warnung ſeiner Freunde zu beachten. Pflicht war ſein erſter Gedanke; ihr wich alles; ſelbſt ſeine Lieblingsneigung, die beſeligende Dichtkunſt, wurde ihr zum Opfer gebracht. Nur im nächtlichen Dunkel geſtattete er ſich dieſe Erholung und nicht ſelten überraſchte ihn der Morgen am Arbeitstiſche. Unter Anſtrengungen dieſer Art mußten endlich die ſinkenden Kräfte erliegen. Gegen Ende des Junius 1811 überfiel ihn ein Schleimfieber, das in ein Nervenfieber überging und ſeinem Leben am 28ſten Juli im 39ſten Jahre ein Ende machte. Collins frühere poetiſche Arbeiten wurden durch ihn ſelbſt größtentheils vernichtet. Einem Zufall, einer Wette mit ſeinen Freunden, verdanken wir die Erſcheinung ſeines erſten Verſuchs, des Regulus. Er behauptete in einem freundſchaftlichen Kreiſe ſcherzhaft, er getraue ſich, binnen ſechs Wochen ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Schon lange vorher hatte er die Idee des Regulus gefaßt, daran geordnet, geändert und berichtigt; jene Wette unter ſeinen Freunden war der Impuls, ſein Werk zu vollenden. Dieſe ſchöne Schöpfung machte überall einen vortheilhaften Eindruck, vorzüglich aber in Collins Vaterſtadt, und man wünſchte ſich Glück, einen jungen Dichter als Landsmann zu begrüßen, der ſchon ſeine erſten Schritte auf dieſer Bahn ſo

ſchön bezeichnete. Dem Regulus folgten in beträchtlichen Zwiſchenräumen: Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier, ſein Schwanengeſang. Seine Oper, Bradamante, die Reichard im Winter 1809 trefflich in Muſik geſetzt hatte, iſt weder gedruckt, noch aufgeführt worden. Eine Auswahl ſeiner Gedichte erſchien bald nach ſeinem Tode in der ſtraußiſchen Officin in Wien. Die Fragmente eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, die ſchon das Gepräge ihrer ganzen Vollkommenheit trugen, zeigen, was wir in dieſer hohen Gattung der Dichtkunſt von Collin zu erwarten gehabt hätten, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſich bloß den Muſen zu weihen, oder wenn die Parzen nicht ſo früh ſeinen Lebensfaden durchſchnitten hätten. Ueberhaupt erblicken wir als Dichter in ihm einen, durch das Studium der Alten genährten Geiſt; eine Beleſenheit, die von geſchmackvoller Auswahl zeigt, und nur durch Berufsgeſchäfte gehemmt werden konnte; Reinheit in der Verſification; Anmuth und Würde in allen Gedichten; hohen Schwung in ſeinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichteriſches Verdienſt als rauſchenden Beifall ſah; Einfachheit in dem Plan ſeiner Tragödien, die ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteriſtik und Diction. Die letzte Feile konnte er ſeinen Werken nicht geben; jedoch hatte er ſchon manches zu einer neuen Ausgabe derſelben mit der ihm eigenen Genauigkeit und Sorgfalt vorbereitet. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Dichterwerke und ſeiner noch ungedruckten und gedruckten proſaiſchen Werke, begleitet von einer Biographie des Verſtorbenen, wird wahrſcheinlich ſein würdiger Bruder beſorgen. Collins Büſte aber iſt auf Verwendung des Grafen Dietrichſtein nach dem von dem k. k. Hofſchauſpieler Lange gemalten ſehr ähnlichen Portrait von einem wiener Künſtler in Gyps geformt, in der Carlskirche zu Wien aufgeſtellt worden.

Collin-Harleville (Jean-François), Mitglied des Inſtituts, geboren 1755 zu Maintenon unweit Chartres, hat die franzöſiſche Bühne mit mehrern Charakterſtücken bereichert, welche den größten Beifall erhalten haben. Dieſe Luſtſpiele ſind L'Inconstant; L'Optimiste; Les Châteaux en Espagne; Le vieux célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; Les Artistes. Dem erſten dieſer Stücke ſieht man noch das Studium des Verfaſſers an; in der Folge verließ er die Fußtapfen ſeiner Muſter, um ſich eine eigne Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der Vieux célibataire, ein Stück, worin er zu den Grundſätzen der Bühne zurückgekehrt iſt und worin man ein moraliſches Intereſſe, das ſich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfne und gehaltne Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collins Comödien tadeln, daß ſie zu wenig komiſch ſind, und daß es ſeinen komiſchen Charakteren an Phyſiognomie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten, und die Anſtrengung, die er anwenden ſollte, um die Laſter anzugreifen, ſcheint ſeine ſanften Sitten abzuſchrecken. Außen den genannten ſind noch von Collin folgende Luſtſpiele: Les Moeurs du jour ou l'ecole des jeunes femmes; Le Vieillard et les jeunes gens und Les Querelles des deux frères; ferner ein allegoriſches Gedicht in zwei Geſängen Melpomène et Thalie und mehrere verſificirte Stücke, die er theils im Inſtitut vorgeleſen, theils in Zeitſchriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anſtrich von einer milden und ſentimentalen Philoſophie, die jedoch zuweilen ins Gezierte ausartet, faſt immer aber einen elegiſchen Charakter annimmt.

Die Verſe ſind ſehr oft ſchwach und ohne poetiſchen Schwung. Collin ſtarb zu Paris 1806. Seine ſämmtlichen Werke ſind in 4 Bänden erſchienen.

Colliſion heißt in der Moral und dem Naturrecht ein Widerſtreit der Handlungen, ſo daß die eine durch die andere ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Geſetze die Beſtimmungsgründe der Handlungen ſind, ſo wird eine Colliſion der Geſetze ein ſolcher Widerſtreit ſeyn, wo ſie nicht zugleich Beſtimmungsgründe des Willens werden können. Dieſelbe trifft nicht die Form der Geſetze, ſondern die Handlung, welche unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden unter das Geſetz ſubſumirt wird. Es können alſo Geſetze mit Geſetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Befugniſſen in Colliſion kommen. Da unter dieſen Umſtänden nicht beide beobachtet werden können, ſo muß eine Ausnahme verſtattet ſeyn. Die Regel dabei iſt: das höhere Geſetz muß dem niedrigern, das urſprüngliche dem abgeleiteten, das weſentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Colliſion der Pflichten muß die zufällige und hypothetiſch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der ſubjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, ſo geht das poſitive Recht des einen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; ſind Beider Rechte gleich, ſo muß ein jeder gleich viel nachlaſſen.

Cölln (Friedrich von), welcher nach dem unglücklichen Jahre 1806 durch mehrere Schriften, in denen er theils die Gebrechen der preußiſchen Monarchie anzuzeigen und Vorſchläge zu Verbeſſerungen zu machen bemüht war, theils über die erſten Beamten des Staats, den König ſelbſt nicht ausgenommen, abzuurtheilen ſich herausnahm, dem ganzen deutſchen Publikum bekannt wurde, iſt im J. 1767 in der Grafſchaft Lippe-Detmold geboren, wanderte im J. 1789, nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien in Marburg, Halle und Jena vollendet hatte und in ſeinem Vaterlande kein Brot finden konnte, nach Preußen, wo er angeſtellt wurde. Als Kammer-Referendarius begann er 1790; zwei Jahre darauf kam er als Kammer-Aſſeſſor nach Minden und 1793 nach der Beſitznahme von Südpreußen als Kriegsrath nach Poſen. Er ſelbſt ſpricht das Bewußtſeyn aus, der Nation und dem Könige treu gedient zu haben. Aber ſein dortiger Aufenthalt wollte ihm nicht gefallen, und ſo ward er nach eigenem Wunſche als Steuerrath nach Schleſien, im J. 1805 aber als Rechnungsrath zur Oberrechnungskammer nach Berlin verſetzt. Die Ereigniſſe der Jahre 1806 und 7 bis zum tilſiter Frieden hoben ſeine Wirkſamkeit als Staatsdiener auf. Er hatte ſich geweigert, dem franzöſiſchen Gouvernement den Dienſteid zu leiſten, und wurde erſt 1808 als Steuerrath oder Regierungscommiſſär in Glogau wieder angeſtellt, im December deſſelben Jahres aber wegen Verunglimpfung der Regierung zur Zeit des allgemeinen Friedens, wodurch Unmuth verbreitet worden, und wegen Aufdeckung der Staatsrevenuen auf eine königliche Cabinetsordre als Staatsgefangener auf die Feſtung Glatz gebracht. Im Sommer 1810 erhielt er die Erlaubniß, unter Aufſicht preußiſcher Militärwache die Bäder des benachbarten Landeck zu beſuchen; von dort entfloh er durch Oeſterreich nach Sachſen, wo er Freunde fand, und bewirkte endlich im December deſſelben Jahrs durch die Vermittlung des Staatskanzlers v. Hardenberg, daß der König von Preußen den gegen ihn ſeit zwei Jahren eröffneten Prozeß niederſchlug, ihm ſeinen ehemaligen Gehalt als Penſion anwies und die Erlaubniß ertheilte, wieder nach Berlin kommen zu dürfen, wo er als privatiſirender Schriftſteller lebte, bis er ſpäter in Schweidnitz bei der Verwal-

tung der Kloſtergüter angeſtellt wurde. An dieſen Abriß ſeines Lebens, das er ſelbſt unter dem Titel: Actenmäßige Rechtfertigung des Kriegsraths von Cölln 1811 herausgegeben hat, knüpfen wir eine Ueberſicht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit. Im J. 1803 ſchrieb er ſein erſtes Buch: Reflexionen über den preußiſchen Staat; darauf ließ er folgen: Schleſien, wie es iſt, von einem Oeſterreicher, 1805, 3 Bände. In Berlin redigirte er ſodann den Staatsanzeiger, den er in der Folge unter dem Titel: Neue Feuerbrände, ein Journal in zwangloſen Heften, fortſetzte. Nach der Schlacht von Jena war er nach Schleſien gegangen, mit einem Plane zur Vertheidigung dieſer Provinz. Ohne Gehör gefunden zu haben, kam er nach Berlin zurück, und ſetzte hier die in Schleſien angefangenen „Vertrauten Briefe über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II.“ fort. Einer ſeiner Aufſätze in dem preußiſchen Hausfreunde, der Grundſätze über den Dienſteid enthält, zog ihm von Seiten des damaligen franzöſiſchen Gouvernements in Berlin vierwöchentliche Gefangenſchaft in der Hausvogtei zu. Nach ſeiner Loslaſſung machte er eine Reiſe nach Wien, welche ihm Stoff zu der Schrift gab: „Wien und Berlin, eine Parallele.“ Auch während ſeines Aufenthalts in Glatz fuhr er in ſeiner Thätigkeit fort, und allerdings iſt es merkwürdig, daß der König von ihm, einem Staatsgefangenen, Proben verbeſſerter Gewehre annahm, ſie prüfen und ihm ein Belobungsdekret ausfertigen ließ. Bei Gelegenheit der 1811 Statt gehabten ſtändiſchen Verſammlung in Berlin nahm Cölln aufs neue die Feder, und gab ſeine Anſichten über manche ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände in den beiden Heften: Materialien für die preußiſche ſtaatswirthſchaftliche Geſetzgebung, wegen welcher er ebenfalls angegriffen wurde. Eine zu gleicher Zeit unter ſeiner Mitwirkung erſchienene Zeitſchrift: Fackeln, ein Journal in zwangloſen Heften, endigte mit dem erſten Hefte. Wollen wir dieſe ſämmtlichen Schriften ihrem Hauptcharakter nach würdigen, ſo können wir nicht vortheilhafter über ſie urtheilen, als daß ſie neben manchem Richtigen und Brauchbaren vielleicht noch mehr Falſches, Schiefaufgefaßtes und Einſeitiges enthalten, und daß, wenn ihr Werth ſchon dadurch zweideutig wird, ſie noch unendlich mehr verlieren durch die Art und Weiſe, wie der Verfaſſer ſeine Meinungen vorträgt. Ueber wahre und vermeintliche Gebrechen, über lebende Perſonen vom höchſten Range wird mit einer Vernachläſſigung aller Schonung und Rückſicht geſprochen und abgeurtheilt, die auf die Menge nur nachtheilig einwirken, bei den Verſtändigen aber nur Indignation erwecken kann. Derjenige, der auf dieſem Wege zu Reformen führen will, ſetzt ſich dem gerechten Verdachte aus, daß es ihm nicht um die Sache zu thun ſey, denn er zerſtört ſein Werk mit eignen Händen; er ſtellt ſeinen Charakter oder ſeine Urtheilskraft in ein zweideutiges Licht. Wir können es daher nur als eine natürliche Folge dieſer Fehlgriffe anſehen, wenn Cölln, alles Anſehens und Glaubens beim Publikum verluſtig, ſich genöthigt geſehen, ganz von dem literariſchen Schauplatz abzutreten, was außerdem bei einem Manne von ſeiner Kraft und bei den großen Anläſſen der neuſten Zeit auffallen müßte.

Colmar, vormals die Hauptſtadt im Ober-Elſaß, jetzt die Hauptſtadt im franzöſiſchen Departement des Ober-Rheins, liegt in einer fruchtbaren Gegend, auf einer Seite an der Ill, auf der andern im flachen Lande, durch welches die Flüßchen Thür, Lauch und Fecht fließen, wovon der letztere die Mühlen in der Stadt treibt und die kleinen Bäche in den Gaſſen macht. Sonſt zählte man 18,000, jetzt zwiſchen 13- und 14,000 Einwohner, deren größter Theil catholiſch iſt.

Colmar hat Manufacturen in Tuch, Zitz, Baumwollenzeugen, Strümpfen, Leinenband, Krepp u. ſ. w. und handelt hauptſächlich mit Tabak und Weinen. Die berühmte 1773 von Pfeffel angelegte Militärſchule wurde durch die Revolution aufgehoben, wie auch das Gymnaſium der Stadt, das anfangs in eine Centralſchule verwandelt, im J. 1803 aber durch eine Secundärſchule erſetzt wurde. Die Stadt war eine von den zehn Reichsſtädten, die unter der Landvogtei Hagenau ſtanden, bis ſie 1673 an Frankreich kam.

Cöln, ehedem ein Erzbisthum in dem ehemaligen nieder- oder churrheiniſchen Kreiſe zwiſchen Jülich und Berg, und eines der ehemaligen drei geiſtlichen Churfürſtenthümer in Deutſchland, welches im Frieden von Lüneville mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, dem Rhein-, Moſel- und Rördepartement einverleibt war, und 1814 an Deutſchland zurückgefallen iſt. Der Erzbiſchof war, ſo lange die alte deutſche Reichsverfaſſung beſtand, der dritte geiſtliche Churfürſt, Erzkanzler des deutſchen Reichs durch Italien, und Legatus natus (d. h. vermöge ſeines geiſtlichen Amtes geheimer Staatsrath und Geſandter) des päpſtlichen Stuhls. Auch hatte er als Churfürſt verſchiedene Vorrechte. Dieſes an Wein und Getraide geſegnete Land wurde in das obere und untere Erzſtift getheilt. Die Hauptſtadt des Erzbisthums im obern Stifte und zugleich die Reſidenz des Churfürſten war Bonn. Die Stadt Cöln iſt eine der größten und älteſten Städte des deutſchen Reichs, indem ſie von der Agrippina, Kaiſer Claudius Gemahlin, erbaut wurde. Sie war ſeit 957 eine freie Reichsſtadt, und auf ihre Domkirche zu St. Peter, als die größte Kirche in Deutſchland, das Erzbisthum Cöln mit ſeinem Erzbiſchof und Domcapitel gewieſen. Auch war das Domcapitel beſtändig hier, obgleich der Erzbiſchof in Bonn reſidirte. Seit 1388 hatte ſie eine Univerſität. Sie enthält an 7500 Häuſer und gegen 40,000 Einwohner. Thore zählt man 24 und 83 Thürme. Die Geiſtlichkeit war ſonſt ſehr zahlreich und beſtand aus mehr als 2000 Perſonen. Man fand in Cöln neun Collegiat- und zwei adelige Fräuleinſtifte, zwei Abteien, neunzehn Pfarrkirchen, 39 Nonnen- und ſiebzehn Mönchsklöſter, eine Commenthurei des deutſchen, und eine des Johanniterordens, nebſt 49 Capellen. Die Stadt hatte ſonſt die Stapelgerechtigkeit und ihr Verkehr mit Holland und Frankfurt war von großer Bedeutung. Sie hatte als Erſatz dafür, ſo lange ſie unter Frankreich ſtand, eine Art von Freihafen. Cöln gehört nun zur preußiſchen Provinz des Großherzogthums Niederrhein, und ſteht unter der Regierung des Herzogthums Jülich, welche hier ihren Sitz hat. Eine große Merkwürdigkeit für den Kunſtkenner iſt das koſtbare Gemälde von Rubens, die Kreuzigung Petri, welches, nachdem es die Franzoſen hinweggeſchleppt hatten, am 18ten Oct. 1816 wieder in der Peterskirche, in der Rubens die Taufe empfing, aufgehängt worden. Zu den wichtigſten Zweigen des hieſigen Handels gehört der Vertrieb des ſogenannten cölniſchen Waſſers (Eau de Cologne). Nemnich theilt darüber in ſeiner Reiſe folgende Nachrichten mit: Zwiſchen d. J. 1670 bis 1680 ließ ſich ein Italiäner, Jean Marie Farina, in Cöln, dem Jülichsplatz gegenüber, als Verkäufer von verſchiedenen italiäniſchen Kleinigkeiten nieder. Nach einiger Zeit präparirte er ein Riechwaſſer, welches er Eau de Cologne nannte. Erſt im Jahr 1709 zeigt ſich aus den Comptoir-Büchern einige Verſendung deſſelben. Gegen die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs gewann dieſes Waſſer an Credit und die Verſendung fing an von Bedeutung zu werden. Die Erben des obgedachten Farina ſetzten das Geſchäft mit Beibehaltung der

Firma und des Wohnplatzes fort. Vor der franzöſiſchen Revolution waren nur fünf Fabrikanten deſſelben in Cöln, jetzt über vierzig. Die jetzige Firma: J. M. Farina, fabricirt jährlich gegenwärtig gegen 90,000 Flaſchen, und wenn man die Verſendung aller übrigen Fabrikanten hinzurechnet, kann man die Totalſumme davon auf mehrere Millionen Flaſchen rechnen. Der Abſatz war bisher immer noch ſteigend. Die Flaſchen zum Eau de Cologne kommen aus Stollberg, drei Stunden von Aachen.

Colombo (Chriſtoforo), ſpaniſch Colon und mit der lateiniſchen Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt, war, den glaubwürdigſten Nachrichten zu Folge, zu Cagureto im Genueſiſchen im J. 1447 geboren. Sein Vater, der ein Seemann war, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung und nahm ihn ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre auf ſeinen Reiſen im mittelländiſchen Meere mit. Im J. 1464 war er in Island, und ſpäter kreuzte er wieder im mittelländiſchen Meere auf Schiffen, die einer ſeiner Verwandten auf eigene Koſten gegen die Mahomedaner und Venetianer ausgerüſtet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte ſein Schiff in Brand, der Jüngling ſtürzte ſich beherzt ins Meer, und erreichte durch Schwimmen nach großer Anſtrengung das Land. Portugal zog damals durch ſeine Unternehmungen zur See die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich. Columbus ging nach Liſſabon, wo er Verwandte und Landsleute fand; er heirathete hier die Tochter des Bartholomeo Pereſtrello, eines verdienten Seefahrers, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, und bei ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen treffliche Karten und Inſtrumente beſaß. Dieſe benutzte Columbus und überzeugte ſich theils durch den Anblick einer Karte von unſerer Hemiſphäre, theils durch Unterſuchungen über die Beſchaffenheit unſerer Erde, daß, wie ſein kühner Geiſt ſchon früher geahnet hatte, auch die andere Hemiſphäre Land enthalten müſſe. Dieſes Land müſſe, wie er vermuthete, zu Hinter-Aſien gehören, und mit dem noch wenig bekannten Indien zuſammenhängen; während die Portugieſen einen Weg dahin um Afrika ſuchten, ſchien es ihm ausgemacht, durch eine Fahrt nach Weſten auf einem leichtern und kürzern Wege dahin gelangen zu können. Seine kühnen Plane auszuführen, bedurfte er indeß einer Unterſtützung, wie ſie ihm nur eine Regierung gewähren konnte. Er ſprach vergebens ſein Vaterland Genua darum an; eben ſo fruchtlos waren ſeine Bemühungen bei König Johann II. von Portugal. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, ſich als einen leeren Projectmacher abgewieſen zu ſehn, wandte er ſich an den ſpaniſchen Hof, während ſein Bruder Bartholomeo nach England und Frankreich ſich begeben ſollte. Dieſer aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Columbus legte indeß ſeinen Plan dem König Ferdinand und der Königin Iſabella vor, und mußte nach achtjähriger Zögerung, während welcher er die Hinderniſſe, welche Unwiſſenheit und böſer Wille ihm in den Weg legten, ſtandhaft bekämpft hatte, ſich glücklich preiſen, von der Königin drei kleine Schiffe mit 120 Mann Beſatzung zu ſeinen Unternehmungen zu erhalten. Nachdem ihm die Würde eines Großadmirals in den zu entdeckenden Meeren und eines Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern, welche letztere Würde in ſeiner Familie erblich ſeyn ſollte, nebſt einem Antheile an dem Gewinn in einem feierlichen Vertrage zugeſagt worden, beſtieg Columbus das größte ſeiner drei Schiffe, welches er Maria nannte, und ſegelte am 3ten Auguſt 1492 aus dem Hafen von Palos ab. Sobald er ſich auf den canariſchen Inſeln mit friſchem Waſſer verſehen, ſteuerte er nach Südwe-

ſten hinaus in den ungeheuern, nie zuvor befahrnen atlantiſchen Ocean. Anfangs ward die Reiſe mit gutem Muthe fortgeſetzt; als man aber 21 Tage immer nach einer Richtung gefahren war, ohne etwas anders als Himmel und Waſſer zu ſehen, da erhob ſich Muthloſigkeit und Unzufriedenheit unter der Mannſchaft, welche bald in lautes Murren ausbrach. Man gehe, ſagten ſie, dem ſicheren Untergange in dieſen unbegränzten Waſſerwüſten entgegen, und müſſe den Befehlshaber mit Gewalt zur ſchleunigen Rückkehr zwingen, ja die Verwegenſten riethen, ihn ohne Schonung über Bord zu werfen. Während Columbus aller Geiſtesgegenwart bedurfte, die Muthloſen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten ſich Phänomene, die auch ihn in Erſtaunen ſetzten. Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und ſchien unſicher zu ſchwanken, dann zeigte ſich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachſen, und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten. Dagegen aber erſchienen auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Scharen von Vögeln, nach deren Fluge Columbus ſeinen Lauf richtete. Man ſetzte getroſt die Reiſe noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit ſo laut und allgemein ausbrach, daß Columbus die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erſchienen ſey. Feſt überzeugt, daß er dem Lande nahe ſeyn müſſe, verſprach er demjenigen eine Belohnung, der es zuerſt erblicken würde. Alles blieb die Nacht über munter, und nachdem bereits am Abend des 11ten Octobers Columbus ſelbſt einigen Vertrauten das von ihm zuerſt wahrgenommene Land gezeigt hatte, erſcholl um Mitternacht von dem Maſtkorbe des voranſegelnden Schiffs der beſtätigende Zuruf: Land! — Guanahani war die Inſel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Columbus, in der einen Hand die Fahne, in der andern das entblößte Schwert, zuerſt betreten wurde, während die erſtaunten Einwohner ſich um ihn her verſammelten, und ſeine Soldaten, beſchämt über ihren Kleinmuth, ſich ihm zu Füßen warfen, Gott für ihre Rettung dankend, ihren Anführer aber, den ſie kurz zuvor noch mit dem Tode bedroht, als Admiral und Vicekönig begrüßend. Columbus pflanzte ſofort die Fahne auf, nahm Beſitz von dem Lande im Namen ſeines Herrn und Königs, und nannte es zum Andenken an die beſtandenen Gefahren San Salvador. Auf die Nachricht der Einwohner, daß nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete Columbus ſeinen Lauf dahin, entdeckte Cuba und Hiſpaniola, beſchloß aber, da eines ſeiner Schiffe geſcheitert und das dritte ſich von ihm getrennt hatte, ſeine Entdeckungsreiſe für jetzt nicht fortzuſetzen, ſondern nach Spanien zurückzukehren, um die Nachricht von dem Erfolg ſeiner Unternehmungen dahin zu bringen. Nachdem er die Trümmer des geſcheiterten Schiffs zur Erbauung eines hölzernen Forts angewandt, und eine Beſatzung von 30 Freiwilligen darin zurückgelaſſen hatte, trat er im Januar 1493 die Rückreiſe an, und vereinigte ſich wider Erwarten ſchon am folgenden Tage mit dem verloren geglaubten Schiffe. Ein ſchrecklicher Sturm überfiel beide Schiffe auf der Fahrt und brachte ſie dem Untergange nahe. Columbus, während des furchtbaren Kampfes der Elemente weniger mit ſeiner Rettung, als mit der Erhaltung ſeiner Entdeckung beſchäftigt, verzeichnete dieſelbe auf einer Pergamentrolle, die er, in einem Faſſe wohlverwahrt, dem Meere übergab, in der Hoffnung, daß ſie die Fluth irgend wo ans Land treiben werde. Kaum war er mit dieſer Arbeit fertig, als der Sturm ſich legte; und ohne weitere Unfälle lief er den 15ten März unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Palos wieder ein.

Er eilte ſogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Iſabella ihren Hof hielten, zog feierlich daſelbſt ein, indem er die Producte der neu entdeckten Länder im Triumph vor ſich aufführte, und ward von ſeinen Monarchen auf dem Throne willkommen geheißen. Ihm war ein Seſſel neben dem Throne bereitet, auf welchem ſitzend er ſeinen Bericht erſtattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nachdem er zum ſpaniſchen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königlichen Huld überhäuft worden, lief Columbus am 15ten Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus, erreichte nach einer zwanzigtägigen Reiſe die Caraiben und kam am 22ſten Nov. wieder auf Hiſpaniola an. Da er zu ſeinem Kummer die zurückgelaſſene Colonie vernichtet fand, dachte er auf die Anlegung eines dauerhafteren Etabliſſements, und ließ zu dem Ende eine befeſtigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Iſabella benannte, und zu deren Gouverneur er ſeinen Bruder Diego einſetzte. Er lief ſogleich auf neue Entdeckungen aus, beſuchte auf einer fünfmonatlichen Reiſe Jamaica, und fand ſich, als er krank von dieſer Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigſte überraſcht durch die Gegenwart ſeines Bruders Bartholomeo, welcher der Gefangenſchaft endlich entronnen war und der Colonie Lebensmittel und andere Bedürfniſſe zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Columbus Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Dieſe waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe ſammeln zu können, und fanden ſtatt deſſen Arbeit und Beſchwerden. Sie rächten ſich durch Verleumdungen, meldeten, daß der Hof in ſeinen Erwartungen getäuſcht worden, und machten die gehäſſigſten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Columbus glaubte ſeinen Feinden am beſten zu begegnen, wenn er ſeinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht ohne gewaltſame Maßregeln, von den Eingebornen alles Gold einſammeln. Aguado, ein perſönlicher Feind des Columbus, erſchien als Commiſſär zur Unterſuchung der Beſchwerden. Der Vicekönig, dem es unter ſeiner Würde ſchien, ſich in dem Lande, wo er ſeine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu laſſen, ernannte ſofort ſeinen Bruder Bartholomeo zu ſeinem Stellvertreter, und ging am 20ſten März 1496 mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel, und ſchlug durch ſeine Gegenwart, und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle gehäſſigen Inſinuationen ſeiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten dieſe die Abſendung der Bedürfniſſe für die Colonie ein ganzes Jahr, und die neue Rüſtung noch ein Jahr zu verzögern, ſo daß Columbus erſt am 4ten Julius 1498 ſeine dritte Reiſe mit ſechs Schiffen antreten konnte. Man hatte, um dieſe Fahrzeuge zum Theil zu bemannen, die Gefängniſſe geleert; eine Maaßregel, zu der Columbus unbedachtſamer Weiſe gerathen, und die von ſeinen Feinden mit Begierde vollzogen worden war. Drei ſeiner Schiffe ſandte er auf dem kürzeſten Weg nach Hiſpaniola, mit den drei übrigen aber ging er in weſtlicher Richtung auf neue Entdeckungen aus. Er fand mehrere Inſeln, unter andern Trinidad, und erreichte auf dieſer Fahrt das feſte Land von Amerika. Er unterſuchte beſonders die Küſten von Paria und Cumana, und kehrte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſie keine Inſeln, ſondern feſtes Land ſeyen, nach Hiſpaniola zurück, wo er den 30ſten Auguſt ankam. Hier war die Colonie von Iſabella, ſeiner zurückgelaſſenen Verfügung gemäß, auf die Gegenſeite in eine neuerbaute Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St. Domingo gab. Aber er fand dieſe Colonie in einem Zuſtande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung

Maßregeln ergreifen zu müſſen glaubte, die ſein Herz nicht billigen konnte. Nachdem er durch weiſe Mäßigung die Ruhe wenigſtens äußerlich wieder-hergeſtellt hatte, ſchritt er, um dem Hauptmangel an Arbeitern abzuhelfen, zu einer Vertheilung der Ländereien und Einwohner, und legte, indem er ſie der Willkür ihrer Herren, dem Elende und dem Tode Preis gab, den Grund zu jener Sclaverei, die, von Las Caſas auf die Neger gelenkt, bis auf unſere Zeiten fortgedauert hat. Columbus Feinde waren indeß nicht müßig, und beſtürmten die Fürſten mit ihren Vorſtellungen von den Mißbräuchen ſeiner Gewalt, welche ſich dieſer erlaube, und daß er nur damit umgehe, ſich unabhängig zu machen, bis endlich auch Iſabella dem ſchon früher gewonnenen Gemahl nachgab, und Francesco Bovadilla mit großer Vollmacht nach Hiſpaniola ſchickte, um die Beſchwerden zu prüfen und den Vicekönig zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer war nicht ſo bald erſchienen, als er Columbus vorladen, und da dieſer ſich unbedenklich einfand, verhaften und in Ketten werfen ließ. Gleiches Schickſal hatten ſeine Brüder. Alle drei wurden, nebſt einem Protokoll über die Ausſagen der erbittertſten ſeiner Feinde, nach Spanien geſandt. Auch dieſe tiefe Schmach ertrug er, dem Spanien für ſeine Wohlthaten mit Undank lohnte, in ſtiller Hoheit und mit würdiger Faſſung, und ſchrieb, ſobald er am 25ſten Nov. 1500 in Cadix eingelaufen war, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen ſeine Ankunft und die erfahrenen Kränkungen meldete. Eine gnädige Antwort rief ihn an den Hof, wo ihn die beſchämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. Er rechtfertigte ſich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgeſprochen und in ſeine Würden wieder eingeſetzt. Ferdinand willigte ſogar in die ſogleich beſchloſſene Abſetzung Bovadilla's ein, welches der erſte Schritt zu der dem Admirale verſprochenen Genugthuung ſeyn ſollte. Die Zeit indeß änderte dieſe Geſinnungen. Man ſprach von neuen und großen Rüſtungen, und ſchickte, da ſie Zeit erfoderten, inzwiſchen den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hiſpaniola. Columbus, dem der Antheil nicht entging, welchen ſeine Feinde an dieſen Maßregeln hatten, erhob ſeine gerechten Beſchwerden lauter, und foderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichſt gegebenen Verſprechen erfüllt würden, bis er ſich nach zweijährigem fruchtloſen Harren endlich überzeugte, daß er ſich umſonſt zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablaſſe, und daß man beſchloſſen habe, ſeine gerechten Forderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte ſich ſein edles Gemüth ſchnell zu beruhigen; mehr als ſein Vortheil lag ihm die Vollendung ſeines Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das von ihm geſehene feſte Land Aſien ſey, zweifelte er nicht, durch die Meerenge von Darien einen Weg nach Oſtindien zu finden, von wo eben die erſte reich beladene Flotte der Portugieſen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armſeligen Schiffen, die der Hof für dieſe Unternehmung ausgerüſtet hatte, ging Columbus endlich am 2ten März 1502 mit ſeinem Bruder Bartholomeo und ſeinem Sohne Fernando zu Cadix unter Segel, kam wider ſeine urſprüngliche Abſicht am 25ſten Junius auf der Höhe von St. Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubniß bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um theils ſeine Schiffe ausbeſſern zu laſſen, theils einen bevorſtehenden Sturm abzuwarten. Columbus fand dennoch Gelegenheit, ſein kleines Geſchwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, indeß eine gegen ſeine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen faſt ganz zu Grunde ging. Er ſetzte ſeine Reiſe hierauf nach Darien fort, ohne die vermuthete

Durchfahrt zu finden; zwei ſeiner Schiffe zerſtörte ein Orkan auf dieſer Fahrt, die beiden andern ſcheiterten im Angeſicht von Jamaica, wohin er ſich kaum mit ſeinen Gefährten rettete. Hier warteten des Unglücklichen dir härteſten Prüfungen ſeiner Standhaftigkeit und ſeines Muths. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, ſchien er einer ewigen Verbannung und dem gewiſſen Verderben Preis gegeben. Aber auch jetzt verließen ihn Muth und Hoffnung nicht. Es gelang ihm, ſich von den Inſulanern ein Paar Canoes zu verſchaffen, und er bewog zwei ſeiner kühnſten und erfahrenſten Seeleute, auf dieſen, aus einem hohlen Baumſtamme gezimmerten Fahrzeugen die Fahrt nach Hiſpaniola zu wagen, um dem Statthalter die Lage des Admirals zu melden. Monate vergingen, ohne daß ſich Rettung zeigte; es ſchien gewiß, daß das Unternehmen mißlungen ſey. Verzweiflung ergriff einen Theil ſeiner Begleiter. Sie überhäuften ihn mit Schmähungen und Verwünſchungen, bedrohten mehr als ein Mal ſein Leben und trennten ſich endlich von ihm, indem ſie nutzlos nach einem andern Theile der Inſel zogen. Hier erbitterten ſie durch ihr grauſames Betragen die Einwohner ſo ſehr gegen alle Spanier, daß dieſe aufhörten, ihnen Lebensmittel zu liefern. Der Untergang Aller ſchien gewiß. Aber Columbus, deſſen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinſterniß, die er berechnet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Inſulaner mit dem Zorne der Götter zu bedrohen, wenn ſie in ihren Feindſeligkeiten fortfahren würden. Wundererſcheinungen am Monde ſollten die Wahrheit ſeiner Worte beſtätigen. Alles war in Schrecken, man brachte, was er verlangte, und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu beſänftigen. Dagegen kam es jetzt zwiſchen ihm und den Aufrührern zu förmlichen Feindſeligkeiten, in denen mehrere der letztern getödtet, ihr Anführer aber gefangen ward. Nachdem dieſer traurige Zuſtand über ein Jahr gewährt hatte, erſchien den Unglücklichen die Stunde der Erlöſung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hiſpaniola erreicht, aber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang ihnen endlich, ſelbſt ein Schiff zu kaufen, und auf dieſem verließ Columbus und die Seinen am 28ſten Junius 1504 Jamaica. Er begab ſich nach St. Domingo, aber nur um ſein Schiff ausbeſſern zu laſſen und eilte nach Spanien zurück. Krank erreichte er den Hafen von San Croce, erfuhr den Tod der Königin Iſabella, drang bei Ferdinand vergeblich auf die Erfüllung ſeines Vertrags, verlebte noch einige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und Altersſchwäche, und ſtarb zu Valladolid den 20ſten Mai 1506 im 59ſten Jahre ſeines Lebens. Sein Leichnam ward, ſeinem Willen gemäß, nach St. Domingo geführt, und ſoll ſpäter nach Cuba gebracht worden ſeyn. Die Feſſeln, die er getragen hatte, wurden mit in ſein Grab gelegt. In der Cartheuſerkirche zu Sevilla aber ward ihm ein prächtiges Denkmal geſetzt, mit der Inſchrift:

Für Caſtilien und Leon
Fand die neue Welt Colon.

Colonien. Unter den univerſalhiſtoriſchen Begebenheiten, welche die Geſchichte des Mittelalters von der vorzugsweiſe ſogenannten neuern Geſchichte trennen, ſteht die gänzliche Umwandlung, die ungleich höhere Wichtigkeit des europäiſchen Colonialweſens, wozu die Entdeckung von Amerika und die des Seeweges nach Oſtindien die Veranlaſſung gab, oben an. Bis auf die beiden angeführten merkwürdigen Begebenheiten, hatten die bisherigen Staaten des Mittelalters, einige Factoreien der Genueſer und Venetianer abgerechnet, durchaus gar keine Colonien,

keine außer=europäiſchen Niederlaſſungen gehabt. Der Welthandel war größtentheils Landhandel und konnte eben deßhalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, ſobald er den weſentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsſtraße für den großen Handel, der ſich vornehmlich in den Händen der kleinen an demſelben gelegnen italiäniſchen Staaten, Venedigs hauptſächlich und Genua's, und in denen der cataloniſchen Seeſtädte befand. Der Handel zwiſchen Indien und dem feſten Lande von Europa und Aſien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den perſiſchen und den arabiſchen Meerbuſen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieſes Handels geweſen. So lange er Landhandel und ein auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebener Landhandel blieb, konnte er nie ſo wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien und der Entdeckung von Amerika die beiden weſtlichen Völker von Europa, Spanier und Portugieſen, als Colonial= und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. — Als die *portugieſiſche Nation* zuerſt auf Handel und Schifffahrt und Entdeckungen ausging, befand ſich dieſelbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beſtändigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann bald in Afrika, war der kriegeriſche Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantiſche Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um ſo mehr, als es damit zugleich den glühendſten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edlen Infanten Heinrich dem Schiffer leicht, die Portugieſen zu Entdeckungsreiſen zu bewegen. Seit 1410, wo dieſe Unternehmungen auf der Weſtküſte von Afrika begannen, bis zu ſeinem Tode, der im Jahre 1463 erfolgte, rüſtete Dom Heinrich wiederholt neue Expeditionen zu Entdeckungen aus und die Portugieſen drangen ſchon, nachdem ſie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Cap Bojador, 1446 das grüne Vorgebirge umſchifft, zwei Jahre ſpäter die Azoren, dann im J. 1449 die Inſeln des grünen Vorgebirges beſucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten ſich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küſte von Afrika aus; ſchon im Jahre 1484 ward Congo beſucht. Ein großer Schritt geſchah als Bartolomeo Diaz im Jahre 1486 das ſtürmiſche Vorgebirge — ſeine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand ſich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugieſen auf dieſem Wege ſelbſt bis nach Oſtindien führte. Vaſco da Gama war es, der zuerſt am 20ſten Mai 1498 zu Calicut an der Küſte Malabar anlandete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüſtungen nach Oſtindien, wenn gleich nicht immer mit demſelben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptſächlich durch die Feindſchaft der Mauren, die bisher in dem Beſitze des indiſchen Zwiſchenhandels geweſen waren, erregt, gelang es den Portugieſen, einzelne ſchwache Niederlaſſungen auf der Küſte Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die ſeltne Tapferkeit der erſten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505 — 1509) und des noch größern Alfonſo Albuquerque, ſeines Nachfolgers (1515), vermochten, mit ſchwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrſchaft in Indien zu gründen, deren Hauptſitz ſeit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugieſen fortdauernd viel zu ſchwach, als daß ſie große Territorialbeſitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feſte Plätze an den Küſten

des feſten Landes und bald auch auf den Inſeln waren es, die ſie als Stapelplätze ihres Handels beſetzten, unter denen auf der Küſte von Afrika, Mozambique, Sofala und Melinda, im perſiſchen Meerbuſen, Maskate und Ormuz, auf der malabariſchen und indiſchen Küſte, außer Goa, Diu und Daman, auf Coromandel, Negapatam und Meliapur und Malacca auf der Halbinſel gleiches Namens die wichtigſten waren. Seit 1511 wurden auch auf den Gewürzinſeln, ſeit 1518 auf Ceylon Niederlaſſungen angelegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Braſilien, obgleich ſchon im Jahre 1500 durch Cabral entdeckt, ward erſt ſpäterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, ſeit 1517 mit China, ſeit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugieſen eine höchſt ergiebige Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugieſen in dem alleinigen unbeſtrittenen Beſitze des geſammten oſtindiſchen Handels geweſen. Damit keine Streitigkeiten mit Spanien entſtänden, waren ſchon 1481, durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV., alle jenſeit des Cap Bojador zu machenden Entdeckungen den Portugieſen zugeſprochen, und wenn auch gleich nachmals über den Beſitz der Molucken mit Spanien Streit entſtand, ſo ward dieſer dennoch ſchon durch einen Vergleich im Jahre 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. ſeine Anſprüche der Krone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erſt das Ende des Jahrhunderts ſollte auch den Sturz der ſchon längere Zeit wankenden portugieſiſchen Herrſchaft in Oſtindien herbeiführen. Nachdem 1580 Philipp II. ſich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen auch die oſtindiſchen Colonien unter die Herrſchaft der Spanier, und bald unter die der kühnen Niederländer. Portugals oſtindiſche Herrſchaft zerfiel gleich ſchnell, als ſie ſich gebildet. Einzelne große Männer, der Heldengeiſt der Nation hatten ſie gegründet; ſie zerfiel, als dieſe Bedingungen deſſelben, als der Charakter ausartete, ein niedriger Kaufmannsgeiſt an die Stelle des Heldengeiſtes ſelbſt unter den höhern Claſſen der Nation trat, damit zugleich Habſucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahm, deſto verderblicher, je weitläuftiger die Beſitzungen zerſtreut lagen; dazu Mißbräuche aller Art in der Verwaltung, Räubereien und Erpreſſungen ohne Zahl und ein überwiegender Einfluß der Geiſtlichkeit, vornehmlich durch die Inquiſition begründet. So war es nicht zu verwundern, als zu dieſen inneren Uebeln noch äußere kamen, die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus Vernachläſſigung der portugieſiſchen Colonien und Sinken des Nationalgeiſtes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugieſen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer; ſo war es nicht zu verwundern, daß das Gebäude der portugieſiſchen Größe in Oſtindien unaufhaltſam zuſammenſank. — Portugal betrieb den oſtindiſchen Handel nie durch eine ausſchließliche Compagnie, obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufſicht der Regierung. Den Zwiſchenhandel in Indien, der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, ſuchten ſich die Portugieſen ſchon früh zu verſchaffen, dagegen aber begnügten ſie ſich, die Waaren nach Liſſabon zu bringen, ohne ſie weiter in Europa zu verführen; eine Einrichtung, deren nachtheilige Wirkungen ihre Marine — indem dadurch hauptſächlich die Holländer ſo gefährliche Concurrenten wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nachmals die Portugieſen beinahe nur durch den Beſitz von Braſilien eine Stelle unter den Colonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Coloniſation dieſes Landes ward der Goldreichthum deſſelben erſt 1696, der Reich=

thum an Diamanten erſt 1728 entdeckt, der Handel mit Braſilien aber erſt unter Pombal zwei ausſchließlich privilegirten Compagnien übertragen. — Beinahe gleichzeitig mit den Portugieſen traten auch die Spanier als Colonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11. Oct. 1492 hatte der kühne Chriſtoph Colombo, indem er den Weg nach Oſtindien ſuchte, die Inſel St. Salvador entdeckt, und auf ſeinen drei nachfolgenden Reiſen entdeckte er nicht nur die weſtindiſche Inſelgruppe, unter der vornehmlich St. Domingo oder Hiſpaniola, wegen der Goldgruben in dem Cibaogebirge für Spanien von Wichtigkeit ward — auch auf Cuba, Portorico und Jamaica wurden ſchon Anſiedelungen (1508 bis 1510) verſucht — ſondern auch einen Theil der Küſten des Continents von Amerika. Erſt den glücklichen Abenteuerern, die Colombo auf der von ihm vorgezeichneten Bahn folgten, war es jedoch vorbehalten, die ſpaniſche Herrſchaft auf dem Continente des neuen Welttheils zu gründen. So ward von Fernando Cortez das große Reich Mexico von 1519 bis 1521, durch Franz Pizarro und ſeine Brüder und Gefährten von 1529 bis 1535 Peru, Chili und Quito unterjocht, ſeit 1525 Terra Firma, ſeit 1536 Neu-Grenada erobert. Die natürliche Beſchaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, beſtimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Colonien, den dieſe auch nachmals in der Hauptſache unverändert beibehielten. Nicht jene köſtlichen Producte lieferten ſie wie Oſtindien, auch ſuchte man nicht darnach; dagegen fand man Gold und Silber, das, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Colonien der Portugieſen in Oſtindien gleich anfangs Handelscolonien, ſo wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkscolonien; erſt in der Folge nahmen ſie zum Theil einen verſchiedenen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrſchaft vorzüglich über die Jägervölker im Innern zu behaupten, ſuchten die Spanier bald durch Anlegung von Miſſionen die Indianer zum Chriſtenthume und zu feſten Wohnſitzen zu bekehren. Die Verfaſſung der Colonien ward ſchon im Jahr 1532 unter Carl V. in ihren Grundlagen beſtimmt. Ein Rath von Indien ſtand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei, nachmals vier, nebſt acht unabhängigen Generalcapitäns, ſtanden in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entſtanden, anfangs an den Küſten, des Handels wegen und als militäriſche Poſten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo ſich Bergwerke fanden; ſo Vera Crux, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küſte des ſtillen Oceans Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos Ayres. Die geſammte kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Colonien über, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metalle blieb die Hauptſache bei der Benutzung der Colonien, und daraus folgte ſchon von ſelbſt, daß man den Handel mit denſelben ſo viel als möglich unter ſtrenger Aufſicht zu halten ſuchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sevilla beſchränkt, von wo aus jährlich zwei Geſchwader, die Galleonen, etwa zwölf Segel ſtark, nach Portobello, die Flotte von funfzehn großen Schiffen nach Vera Crux ausliefen. Ward alſo gleich der Handel nicht geſetzlich in die Hände einer ausſchließlichen Compagnie übergeben, ſo blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger wenigen. Seitdem Spanien im Jahre 1564 von den Philippinen Beſitz genommen, ward zwiſchen Acapulco und Manilla ſeit 1572, durch einige Südſeegalleonen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten, allein die großen Beſchränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß dieſe

Inſeln troß ihrer vortheilhaften Lage dennoch der Krone Koſten verurſachten, ſtatt ihr Gewinn zu bringen; nur religiöſe Rückſichten verhinderten es, daß ſie nicht gänzlich aufgegeben wurden. — Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäiſche Colonialweſen und eine ungleich höhere politiſche Wichtigkeit, als zwei im vorzüglichen Sinne des Worts, Handel treibende Nationen Antheil an demſelben nahmen, — Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerſt, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der damals dem ſpaniſchen Joche unterworfenen Portugieſen auftraten. Der Eintritt der Holländer, eines weſentlich kaufmänniſchen Volks, verlieh zugleich dem geſammten Colonialweſen ein neues erhöhtes Intereſſe, indem der Colonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine ungleich größere Ausdehnung erhielt. Schon ſeit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer einen ausgebreiteten Handel getrieben, hatten vorzüglich den Zwiſchenhandel mit oſtindiſchen Waaren von Liſſabon aus durch das übrige Europa beſorgt und obendrein während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der ſpaniſchen Seemacht kennen gelernt. Philipps II. deſpotiſche Maßregeln zwangen ſie ſelbſt zu dem Entſchluſſe, den ſie ſonſt wohl nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Oſtindien zu bekämpfen. Im Jahre 1594 ward das ſchon zehn Jahre früher von Philipp erlaſſene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Liſſabon wiederum mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieſer Stadt liegende holländiſche Schiffe wurden weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugniſſen Oſtindiens ausgeſchloſſen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder dem vortheilhaften Handelszweige gänzlich zu entſagen, oder ſelbſt unmittelbar aus Oſtindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtmann, einen wohlunterrichteten Mann, und durch mehrere mißglückte Verſuche, eine nördliche Durchfahrt nach Oſtindien aufzufinden, von ferneren Unternehmungen der Art abgeſchreckt, rüſtete eine aus amſterdamer und einigen antwerper, nach Amſterdam eingewanderten Kaufleuten gebildete Compagnie der fernen Länder vier Schiffe aus, die den 2. April 1595 unter Houtmans und Molenaars Befehl nach Oſtindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der erſten Ausrüſtung nicht ſo anſehnlich, als man erwartet hatte, ſo hatte man dagegen die Schwäche der in Oſtindien jetzt allgemein verhaßten Portugieſen kennen gelernt, und ſchnell bildeten ſich mehrere ähnliche Geſellſchaften und ſandten Geſchwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht ſelten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien und die fortwährenden Feindſeligkeiten gegen die vereinigte ſpaniſche und portugieſiſche Macht bewogen jedoch ſchon nach einigen Jahren die Generalſtaaten, die bisher getrennt beſtandenen Geſellſchaften in eine einzige oſtindiſche Compagnie zu vereinigen, welche durch einen, am 20. März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verſchiedenen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausſchließlichen Betrieb des oſtindiſchen Handels, ſondern auch die Hoheitsrechte über ihre in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlaſſungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalſtaaten ſich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Name. Schnell entwickelte ſich nun das holländiſche Colonialſyſtem in Oſtindien und gleich anfangs bekam es jenen beſtimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Oſtindien wurden, wie natürlich, Handelscolonien: die Inſeln, vorzüglich die Molucken und die großen Sunda-Inſeln, leichter zu vertheidigen als der Continent von

Indien, der damals obendrein mächtigen Reichen gehorchte, wurden der Hauptſitz der holländiſchen Macht. Eben dies ward unſtreitig eine Haupturſache ihres langen Flors, indem ſie nur der Herrſchaft des Meeres bedurfte, um ſich darin zu behaupten. Schon im Jahre 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländiſchen Regierung in Oſtindien beſtimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe, entriſſen die Holländer den Portugieſen nach einander ihre ſämmtlichen oſtindiſchen Beſitzungen, wozu auch ſeit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer ſich bald ausſchließlich zu verſchaffen wußten. So blieben den Portugieſen außer Goa nur einige äußerſt unbedeutende Beſitzungen, als traurige Reſte ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte die holländiſche Herrſchaft den höchſten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem ſie im Jahre 1653 durch die Anlage einer Niederlaſſung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer oſtindiſchen Beſitzungen erhalten hatte. Das geſammte holländiſche Colonialweſen in Oſtindien ſtand unter dem Generalgouverneur von Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Reſidenzen — die Titel und die Zahl wechſelten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlaſſungen in verſchiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, beſorgt. Zwar hielt die Compagnie in allen Stücken mit der äußerſten Strenge auf ihr Monopol, jedoch war es vorzüglich der Spezereihandel, den ſie ausſchließlich betrieb; ein Handel, der über ein Jahrhundert lang für eine der Goldminen des holländiſchen Handels überhaupt angeſehn wurde. Die holländiſche Herrſchaft in Oſtindien gab Europa übrigens das Beiſpiel eines noch nie geſehenen dauernden Flors, ein größtentheils aus dem eigenthümlichen Sinne und Charakter der Nation zu erklärendes Phänomen, welches aber nicht wenig dazu beitrug, die Errichtung von Compagnien in Europa zu befördern. Zwar erlag auch endlich die holländiſche Herrſchaft in Oſtindien, ſo wie alles menſchliche, der Zeit, aber erſt ſpät und allmälich. Schon eine beträchtliche Zeit vorher war der Verfall der Compagnie, durch die einer jeden ſolchen ausſchließlichen Geſellſchaft inwohnenden Gebrechen, durch ihre fehlerhafte Verwaltung in Europa, die noch fehlerhaftere Verwaltung in Indien ſelbſt, vornehmlich die zu große Gewalt der Generalgouverneurs und der einzelnen Gouverneurs und deren häufigen Wechſel, die übergroße Zahl der Bedienten, den Schleichhandel, den dieſe trieben, das allgemein einreißende Sittenverderbniß, vorbereitet; doch waren es erſt äußere Umſtände, welche die lange verborgen gehaltene Zerrüttung der Angelegenheiten der Compagnie in ihrer ganzen Größe zeigten. Nicht nur die immer fortwährenden Fehden mit den einheimiſchen Fürſten, ſondern hauptſächlich die Concurrenz mit andern europäiſchen Nationen, vornehmlich den Engländern, verdienen hier bemerkt zu werden, indem dadurch die Compagnie bald den einträglichen Zwiſchenhandel in Indien ſelbſt verlor. Der Antheil, den Holland an dem nordamerikaniſchen Kriege gegen England nahm, ſtürzte die Compagnie. Ihre Schulden, die noch im Jahre 1780 nur zwölf Millionen Pfund betrugen, waren dadurch im Jahre 1793 ſchon auf 107 Millionen Pfund geſtiegen. Vergeblich wurden große Reformen verſucht. Der Revolutionskrieg verhinderte ihre Ausführung: am Ende des Jahres 1795 ward die Compagnie aufgehoben und die Colonien fielen in den nachmals geführten Kriegen ſämmt-

lich in die Hände der Engländer. — Das groſze und ſchnelle Glück, welches die oſtindiſche Compagnie machte, bewog die Holländer, im Jahre 1621 auch eine weſtindiſche Compagnie zu errichten, die zwar anfangs in den Jahren 1630 bis 1640 groſze Eroberungen in Braſilien machte, dieſelben jedoch ſchon im Jahre 1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Anſiedelungen auf einigen kleinen weſtindiſchen Inſeln, wie St. Euſtace, Curaſſao, Saba und St. Martin, zwiſchen den Jahren 1632 bis 1649, vorzüglich jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig, wozu im Jahre 1667 die von Portugieſen und Engländern beſetzte Colonie Surinam kam; auch Paramaribo, Eſſequebo und Berbica blieben im Beſitze der Holländer. — Zugleich mit den Holländern, waren auch die Engländer als Colonialvolk aufgetreten; allein anfangs mit ungleich geringerem Erfolge. Die Regierung der Königin Eliſabeth war es, unter welcher die Engländer, ſchon ſeit Jahrhunderten ein Seefahrt treibendes Volk, zuerſt die fernen Meere befuhren. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, eine nordöſtliche oder nordweſtliche Durchfahrt nach Oſtindien zu finden, waren zuerſt im Jahre 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Oſtindien gedrungen, und ſchon einige Jahre nachher, am 31. Dec. 1600, ertheilte Eliſabeth einer Compagnie ein ausſchlieſzliches Privilegium für den Handel jenſeit des Caps und der magellaniſchen Meerenge. Allein deſſenungeachtet blieb der oſtindiſche Handel anfangs ſchwach. Die Engländer erwarben auf dem feſten Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die übermächtige Concurrenz der Holländer ſie auf den Inſeln, vornehmlich auf den Molucken nicht aufkommen ließ. Die Inſel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Beſitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen feſten Punkt in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carls I. verſchlimmerte ſich die Lage der engliſch-oſtindiſchen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinſeln wurde ſie durch die Greuelſcene von Amboina im Jahre 1623 von den Holländern verdrängt und außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt ſie nur einige wenige Factoreien auf den Küſten Malabar und Coromandel. Die Compagnie ſchien einige Jahre lang, von 1653 bis 1658, vollkommen aufgelöſ't, bis Cromwell ihr neues Leben gab und ſie gegen ihre Rivale, die Holländer, unterſtützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth ſie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigene Schuld, in Verfall und ſelbſt ein großer Theil der Nation erklärte ſich gegen ſie. Eine neue 1698 von der Krone privilegirte oſtindiſche Compagnie bildete ſich, und nur die 1702 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals ſchien, den oſtindiſchen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Beſitzungen der Engländer in Oſtindien beſchränkten ſich beinahe nur noch auf Madras, Calcutta und Bencooen, und erſt ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts entſtand jenes ungeheuere brittiſche Reich in Indien und damit die entſcheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Rivale. Der Verfall des mogoliſchen Reichs, durch innere Unruhen ſeit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Raubzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlaſſung, indem Engländer ſowohl als Franzoſen ſich in die inneren Streitigkeiten der Fürſten und Statthalter miſchten: und wenn gleich die Franzoſen unter Labourdonnois und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten ſchienen, ſo gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung ſich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des er-

oberten Pondichery hatten ſie ihre Uebermacht auf der Küſte Coromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im Anfange des Jahres 1756 ausgebrochenen Feindſeligkeiten, durch welche anfangs ſelbſt Calcutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur factiſchen Oberherrſchaft über dies reiche Land und der Sieg bei Plaſſey, den 26. Junius 1757, gründete die engliſche Alleinherrſchaft in Indien. Als auch der Subah von Oude beſiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, vom 12. Auguſt 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titulär-Großmogul, als ſehnſollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrſchaft. Doch koſtete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Myſore, Hyder Aly, und deſſen Sohne, Tippo Saheb, den Todfeinden der Engländer, ehe ihre Herrſchaft als allgemein befeſtigt angeſehen werden konnte. Zwei Kriege führte Hyder mit den Engländern, den erſten von 1767 bis 1769, den zweiten von 1780 bis 1784, durch Tippo Saheb nach Hyders Tode beendigt, mit wechſelndem Glücke, während zugleich die Maratten den Engländern furchtbar wurden. Schon im Jahre 1790 brach ein neuer Krieg mit Tippo Saheb aus; ſchlau wußten die Engländer die einheimiſchen Fürſten und Völker gegen ihn mit ſich zu verbinden, und in dem Frieden von Seringapatnam, den 17. März 1792, verlor Tippo die Hälfte ſeiner Länder. Dadurch noch mehr erbittert, ſuchte er Verbindungen mit Frankreich und Zemaun Schah, dem Herrſcher der Abdallis; allein die Britten kamen ihm zuvor, und ihr unverſöhnlichſter Feind fiel am 4. Mai 1798 unter den Trümmern ſeiner Hauptſtadt. Mit ihm ging ſein Reich zu Grunde, und nur die Maratten, mit denen die Engländer zuerſt im Jahre 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Durch die größtentheils glücklich geführten Kriege erhielt das brittiſche Gebiet in Indien eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Calcutta ward der Hauptſitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präſidentſchaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Oſtküſte, der größte Theil der Weſtküſte und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte alles den Britten. Nur der Gewinn der Compagnie und der Wohlſtand der eroberten Länder ſtand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältniſſe. Die Bedienten der Compagnie in Indien bereicherten ſich, nicht aber die Compagnie ſelbſt. Schon durch die im Jahre 1773 gegebene Regulation Act wurden daher die bisher unabhängig von einander beſtandenen Präſidentſchaften der zum Generalgouvernement erhobenen Präſidentſchaft von Calcutta untergeordnet und die Compagnie ward in politiſcher Rückſicht in eine, wenn gleich noch ſchwache, Abhängigkeit von der Krone geſetzt. Dennoch war die Compagnie nach dem zweiten Kriege mit Hyder Aly einem förmlichen Banquerott nahe, und Pitts oſtindiſche Bill vom 4. Auguſt 1784 unterwarf ſie in politiſchen und militäriſchen Angelegenheiten einem eigenen Board of controul. Nur der Handel blieb ihr ausſchließlich überlaſſen, und als auch der gewinnreichſte Zweig deſſelben, der Theehandel mit China, durch die immer ſtärker werdende Contrebande zu Grunde zu gehen drohte, gelang es Pitt, durch die im Julius 1764 durchgeſetzte Commutation Act, wodurch die Auflage auf den Thee in eine Häuſerſteuer verwandelt ward, der Contrebandhandel alſo von ſelbſt aufhören mußte, die Compagnie vom Verderben zu retten; auch in der Lage ihrer indiſchen Unterthanen ward manches gebeſſert. — Beinahe

gleichzeitig mit den erſten Verſuchen der Britten, an dem oſtindiſchen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerſt nach dem feſten Lande dieſes Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth-Compagnie, wurden zu dem Ende, die erſte für die ſüdliche, die zweite für die nördliche Hälfte der Küſte, von Jacob I. im Jahre 1606 privilegirt, und noch in demſelben Jahre ward James Town, die erſte feſte Niederlaſſung der Engländer in Cheſapeak Bay, angelegt. Die Colonien in einem Lande, welches weder Gold noch ſonſtige für den Handel vorzüglich taugliche Natur- und Kunſtproducte beſaß, mußten nothwendig Ackerbaucolonien werden, und blieben es ſeit der Zeit fortdauernd. Während der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen veranlaßten, gewannen die nordamerikaniſchen Colonien gar ſehr, einzelne Provinzen bildeten ſich und erhielten, nachdem die Londoner Compagnie im Jahre 1625 aufgehoben, die Plymouther im Jahre 1637 verfallen, Verfaſſungen, die ſchon mit vielen republikaniſchen Formen gemiſcht waren. Später erfolgten erſt die engliſchen Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln, auf Barbados und halb St. Chriſtoph zuerſt im Jahre 1625, denen bald einige andere kleine Inſeln folgten; doch wurden die weſtindiſchen Beſitzungen, erſt nachdem auf Barbados im Jahre 1641 und auf dem den Spaniern im Jahre 1655 entriſſenen Jamaica im Jahre 1660 der Zuckerbau eingeführt worden war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Beſitzungen in Nordamerika hoben ſich dagegen ungleich ſchneller als die weſtindiſchen, ſelbſt nachdem in den letztern im Jahre 1732 der Caffeebau einheimiſch geworden war; noch in demſelben Jahre bildete ſich Georgien, die jüngſte der dreizehn Provinzen. Auch Neu-Foundland ward wegen des Stockfiſchfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein ſchon im Jahre 1764 entſtanden Streitigkeiten zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Colonien, über die Frage: ob England das Recht habe, die Colonien zu beſteuren, da ſie nicht im brittiſchen Parlamente vertreten würden? Unter mancherlei Abwechſelungen ward der Streit bis in die Mitte des Jahres 1775 fortgeführt. Am 19. April deſſelben Jahres begannen die Feindſeligkeiten, die durch Frankreichs Unterſtützung mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen endigten. So entſtand durch den verſailler Frieden, im Jahre 1783, der erſte unabhängige Staat jenſeit des Oceans. Was man jedoch allgemein erwartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebrochen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freiſtaate mit ſchnellen Schritten zu. Canada und Akadien wurden nun für England von deſto größerer Wichtigkeit; auch die brittiſch-weſtindiſchen Inſeln hoben ſich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, je mehr ſich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Rieſenſchritte; die Zahl ſeiner Provinzen ſtieg von dreizehn auf ſiebenzehn und ſeine Flagge wehte auf allen Meeren. Für die weſtindiſchen Colonien dagegen traten nachmals bedenkliche Verhältniſſe ein, je mehr ſich der Anbau der ihnen bis dahin ausſchließlich eigenthümlichen Producte ausbreitete; auch der Sclavenhandel ward endlich im Jahre 1806 abgeſchafft. — Später als Holländer und Britten traten die Franzoſen in die Reihe der europäiſchen Colonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Colonien und, was man damals für unzertrennlich mit denſelben hielt, Compagnien gab. Doch nur die Pflanzungscolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht ſo die gleichfalls verſuchten Ackerbau- und Handlungs-Colonien. Colbert kaufte die auf mehreren weſt-

indiſchen Inſeln, wie Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada und andern beſtehenden, Privatperſonen zugehörenden Niederlaſſungen im Jahre 1664, ſo wie er auch noch in demſelben Jahre Coloniſten nach Cayenne ſandte; vor allen aber wurden die aus dem Räuberſtaate der Flibuſtier hervorgehenden Niederlaſſungen auf einem Theile von St. Domingo wichtig. Die gleichfalls im Jahre 1664 errichtete weſtindiſche Compagnie ging jedoch ſchon zehn Jahre ſpäter zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, ſeit 1728 zuerſt auf Martinique Caffée, blieben die Hauptproducte der weſtindiſchen Beſitzungen, die durch die im Jahre 1717 ihnen eingeräumten größeren Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem ſpaniſchen Amerika, den engliſchen bald bei weitem überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariſer Frieden von 1762 einige ſeiner kleineren Inſeln, ſo gab dagegen St. Domingo einen überſchwenglichen Erſatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich ein Product von 170 Millionen Livres, beinahe ſo viel, als das übrige Weſtindien zuſammengenommen, lieferte; hätte nur nicht die Tollheit der Freiheitsapoſtel ſeit dem Jahre 1791 St. Domingo zur Wüſte gemacht! — Ungleich weniger wichtig waren die franzöſiſchen Colonien auf dem feſten Lande von Amerika. Dort beſaß Frankreich ſeit 1661 Canada und Akadien nebſt Terre neuve, allein dieſe Niederlaſſungen machten nur langſame Fortſchritte; die beiden erſteren gingen ſchon im utrechter Frieden von 1713, letzteres nebſt Cap Breton durch den pariſer Frieden verloren; auch das innere kränkelnde Louiſiana ward 1764 an Spanien abgetreten und Cayenne gab nur einen elenden Erſatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louiſiana's von Spanien an Frankreich hatte eben ſowenig Erfolg, da ſchon im Jahre 1803 Frankreich daſſelbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel beſſerm Glücke verſuchten die Franzoſen ſich in Oſtindien feſtzuſetzen. Im Jahre 1664 verdankte auch eine oſtindiſche Compagnie Colbert ihre Entſtehung. Nach vergeblichen Verſuchen, ſich auf Madagascar niederzulaſſen, ward im Jahre 1679 Pondichery auf Coromandel angelegt, bald der Hauptſitz der franzöſiſchen Herrſchaft. Doch die Compagnie gerieth bald in Verfall; zwar ward ſie 1719 mit der Miſſiſippi-Compagnie vereinigt, allein nichts deſto weniger blieb ſie fortwährend kränkelnd. Dagegen aber beſetzten die Franzoſen im J. 1720 die beiden von den Holländern verlaſſenen Inſeln Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonnois's Verwaltung ſeit 1736 durch Caffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Oſtindien ſtand. Vorzüglich ſeit dem Jahre 1751 machten die franzöſiſchen Waffen beträchtliche Fortſchritte, allein der Friede von 1762 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder und die oſtindiſche Compagnie ward endlich im Jahre 1769 aufgelöſ't. Die engliſche Uebermacht war ſchon zu groß geworden, als daß die Franzoſen, denen nur das geſchleifte Pondichery und Carical blieb, ſich ferner mit ihnen hätten meſſen können. Nur Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen ſchwankenden Einfluß auf den oſtindiſchen Handel. — Außer den bisher angeführten Hauptcolonialvölkern Europa's, den Portugieſen, den Spaniern, Holländern, Engländern und Franzoſen, dürfen jedoch auch die Dänen und Schweden nicht gänzlich übergangen werden; ja es gab eine Zeit, wo ſelbſt Oeſterreich an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen ſtrebte. — Schon unter Chriſtian IV. im Jahre 1618 ward in Dänemark eine oſtindiſche Compagnie geſtiftet, die zwar Tranquebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber ſchon im Jahre 1634 zu Grunde ging. Kein günſtigeres Schickſal hatte die zweite, 1670 geſtif-

tete Compagnie, die jedoch bis 1729 beſtand. Schon im Jahre 1671 hatten die Dänen auch die Inſel St. Thomas in Weſtindien beſetzt, wozu in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts noch St. Jean und St. Croix kamen, die ſie von Frankreich erkauften. Im Jahre 1734 ward eine weſtindiſche Compagnie errichtet, nach deren Aufhebung aber im Jahre 1764 der Handel nach Weſtindien freigegeben, worauf ſich die dortigen Inſeln ſchnell hoben. Auch der oſtindiſche Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden war, ward ſehr gewinnreich, wiewohl die Compagnie nur hauptſächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlaſſungen in Oſtindien aber im Jahre 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden errichtete 1731 eine oſtindiſche Geſellſchaft, obgleich es keine Beſitzungen in Indien hatte, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen, den es mit vielem Glücke führte; auch gelang es ihm im Jahre 1784, durch die Erwerbung der kleinen Inſel St. Barthelemi von Frankreich, in Weſtindien feſten Fuß zu faſſen. — Unglücklicher war Oeſterreich, das unter der Regierung Carls VI. durch Errichtung der Compagnie von Oſtende im Jahre 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Oſtindien anzuknüpfen ſuchte, aber durch das heftige Widerſtreben Englands und Hollands ſich genöthigt ſah, im Jahre 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. — Erſt in neuern Zeiten ſah Rußland im Jahre 1787 eine eigene Compagnie zur Betreibung der Jagd und des Pelzhandels auf den Curilen und Aleuten und den Küſten von Nordweſtamerika entſtehen. — So waren Oſtindien, das feſte Land und die Inſeln von Amerika die vornehmſten Punkte, wohin die Colonialunternehmungen der Europäer gingen, doch ſo lange der Sklavenhandel in ſeiner ganzen Ausdehnung beſtand, war auch Afrika für das europäiſche Colonialweſen nicht unwichtig und ſogar in Auſtralien hat man in neueren Zeiten eine engliſche Colonie entſtehen geſehen. Größtentheils waren es nur einzelne befeſtigte Factoreien, welche die Colonialvölker an den Küſten von Afrika beſaßen und noch beſitzen. Ihr Hauptzweck war der Sclavenhandel, der größtentheils durch privilegirte Compagnien betrieben ward. Dagegen ward im Jahre 1786 durch die Engländer eine freie Negercolonie zu Sierra Leone gegründet, und die von Dänemark und England (1802 und 1806) ausgegangene Abſchaffung des Sclavenhandels muß nothwendig bedeutend auf die afrikaniſchen Niederlaſſungen zurückwirken. — Die Entdeckung von Auſtralien führte im Jahre 1788 die bekannte Niederlaſſung zu Sidney Cove in Neu-Süd-Wales auf dem Continente des neuen Welttheils herbei, die bald eine blühende Ackerbaucolonie ward. — Aus dieſem kurzen Abriſſe der Geſchichte des Colonialhandels des neuern Europa's geht ſchon die hohe Wichtigkeit hervor, welche Colonien und Colonialhandel in neueren Zeiten erhielten und erhalten mußten. Der Handel, dieſes große Triebrad der Cultur, erhielt dadurch eine ungleich größere Ausdehnung und einen neuen Schwung und bald erkannten die Völker, daß derſelbe, wenn gleich nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen ihres Wohlſtandes ſey. Daher das Streben beinahe aller größeren europäiſchen Staaten, an dieſem vortheilhaften Verkehre thätigen Antheil zu nehmen. Es läßt ſich jedoch nicht läugnen, daß die Vortheile des Colonialhandels nicht ſelten zu hoch angeſchlagen wurden, daß man getäuſcht, durch die Vorſpiegelungen des Mercantilſyſtems und noch mehr durch den großen Wohlſtand, den einzelne Colonialvölker, vorzüglich die Engländer und Holländer, erlangten, und den man ausſchließlich ihrem Colonialhandel, wenn gleich ſehr mit Unrecht, zuſchrieb, auf denſelben ohne alle weitere Rückſicht auf das beſondere Genie und den beſondern

Charakter der Nation und auf ihre geſammte geographiſche und politiſche Lage, einen übertrieben hohen Werth legte. Dadurch verleitet ſuchte man ſoviel als möglich alle Fremden von dieſem Handel zu entfernen, um ausſchließlich die Vortheile deſſelben zu genießen, und es bildete ſich in Bezug auf die Colonien ein Völkerrecht, welches durch ſeine illiberalen Grundſätze ſich ſehr zu ſeinem Nachtheile von der Humanität des in Europa befolgten unterſchied. So ſuchten ſchon die Portugieſen und Spanier alle andere europäiſche Nationen von der Schifffahrt der Meere, an denen ihre Colonien gelegen waren, auszuſchließen und ſelbſt durch die gewaltſamſten Mittel dieſe Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien noch Portugal vermochten auf die Dauer ſolche übertriebene Anſprüche durchzuſetzen, gegen welche ſich vorzüglich England und Holland ſchon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Beſitz des Colonialhandels gekommen, als auch ſie zwar nicht dieſelben, aber nicht viel liberalere Grundſätze aufſtellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundſatz anerkannt, daß die indiſchen Meere nicht einer Macht ausſchließlich angehörten, ſo ſuchten dagegen d[illegible]n Beſitzer nicht nur durch poſitive Verträge ſich die ausſchließliche Herrſchaft über einzelne beträchtliche Theile derſelben von andern Staaten zuſichern zu laſſen, ſondern auch durch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, ſelbſt mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verſcheuchen. Allgemein aber ward der Grundſatz angenommen, daß jede fremde europäiſche Nation von dem Handel mit den Colonien der andern ausgeſchloſſen blieb; ja nicht ſelten ward ſelbſt das Anlanden und Beſuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. — Der Colonialhandel ſelbſt zerfällt, ſeiner Natur nach, in drei Hauptabtheilungen: den Zwiſchenhandel zwiſchen den verſchiedenen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwiſchenhandel zwiſchen Europa und den Colonien und den Handel mit Colonialwaaren in Europa ſelbſt. Den Zwiſchenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Colonien gelegen ſind, der vor der Ankunft der Portugieſen in Oſtindien, denn von dieſem iſt hier hauptſächlich die Rede, ſich beinahe ausſchließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, ſuchten die Europäer ſchon früh ausſchließlich an ſich zu reißen: jedoch glückte ihnen dies nicht ſo vollkommen, daß nicht noch einige andere Nationen, in ſpäteren Zeiten vorzüglich die Chineſen und die Hindus ſelbſt, daran einen beträchtlichen Antheil behalten hätten. — Ebenſowenig vermochte der Handel mit Colonialwaaren in Europa ausſchließlich das Eigenthum einer Nation zu verbleiben, wiewohl natürlich diejenige, welche die Waaren aus der erſten Hand geholt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieſelben von ihr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier und Portugieſen, deren Handel in Europa bis auf die neueſten Zeiten größtentheils nur ein Paſſivhandel blieb, ſuchten alle übrigen Nationen den Handel mit den Erzeugniſſen ihrer Colonien auch in Europa ſo viel als möglich für ſich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich war und blieb es jedoch der Zwiſchenhandel zwiſchen Europa und den Colonien, den jede Nation ausſchließlich mit ſtrenger Entfernung aller Fremden ſich vorbehielt. Es war dies die allgemeine Sitte, in Friedenszeiten und auch in Kriegszeiten ward ſie beibehalten, ſo lange es noch keinen übermächtigen Seeſtaat in Europa gab, d. h. bis zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges. Damals aber ward die engliſche Marine ſo übermächtig, daß in dem zwiſchen England und Frankreich geführten Kriege die franzöſiſche Flagge es nicht wagte, auf dem Meere zu erſcheinen und ſelbſt den Handel mit ihren Colonien weiter zu betreiben. Jetzt fingen die Franzoſen

an, ein von ihnen und den übrigen minder mächtigen Colonialſtaaten in den folgenden Kriegen mit England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den Handel mit ihren Colonien zu einem freien Handel für alle befreundete und neutrale Staaten zu erklären. Auf dieſe Weiſe ſicherten ſie nicht nur ihre Colonien, die zum Theil der Zufuhr nicht entbehren konnten, theils retteten ſie ſo wenigſtens einen Theil des Gewinnes des Colonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Commiſſionäre den Handel zwiſchen dem Mutterlande und den Colonien fortführten und erſteres nur die Fracht für die hin- und hergeſchickten Waaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neueren Zeiten ſich in der Regel immer geweigert hat, den Grundſatz: frei Schiff frei Gut, anzuerkennen, dieſen Handel ſtörte, ſo fingen die Neutralen an, die Waaren der Colonien, mit denen ihnen der Handel freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu verführen. England dagegen behauptete, es ſey dies in der Regel nur ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die Frachtfuhrleute für die andere kriegführende Partei; und allerdings mögen ſie wohl in vielen Fällen Recht gehabt haben, wenn z. B. große Ankäufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Abſatze einer ſolchen Menge von Colonialwaaren gar keine Gelegenheit war, oder wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuſer ungeheuere Unternehmungen in Colonialwaaren machten, die ſie unmöglich mit ihrem eigenen Vermögen beſtreiten konnten. Da England ferner behauptete, es ſeyen alle gegen dieſen betrüglichen Handel ergriffene Vorſichtsmaßregeln durch die Liſt der Neutralen unwirkſam, ſo ſtellte es einen Grundſatz auf, der ſeitdem unter dem Namen der Kriegsregel von 1756 einen der Hauptſtreitpunkte zwiſchen England und den Neutralen abgegeben hat. Die Engländer, welche den Verkehr des Feindes mit ſeinen Colonien nicht nur als eine wichtige Hülfsquelle für denſelben, ſondern auch vorzüglich als ein treffliches Sicherungsmittel dieſer Colonien ſelbſt anſehen, behaupten dem zu Folge, es müſſe derſelbe, da er in Friedenszeiten allen Neutralen verſagt ſey, angeſehen werden als ein feindliches Beſitzthum, welches, gleich jedem andern feindlichen Eigenthume, ein Gegenſtand des Kampfes ſey und dem Sieger zugehöre; die Neutralen aber hätten keineswegs das Recht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungenen Erlaubniß dieſen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, ſo wenig wie ſie eine vielleicht gefährlich gelegene Beſitzung für die Dauer des Kriegs unter ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten ſich die Neutralen deſto weniger über eine Beeinträchtigung beſchweren, da ja der Verkehr mit den Colonien des Feindes ihnen von demſelben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs geſtattet ſey. Unter den Neutralen iſt es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittere Klage geführt hat, ſo wie wiederum England ſich nicht minder heftig über die Betrügereien und Beeinträchtigungen der Nordamerikaner beſchwerte. Doch nicht genug, die Colonien von allem Verkehre mit den Fremden abzuſchneiden, gab die Handelseiferſucht und das Mercantilſyſtem noch einer Menge für das Aufblühen der Colonien höchſt nachtheiliger Beſchränkungen ihre Entſtehung, wodurch der Verkehr zwiſchen den Colonien und dem Mutterlande ſelbſt ſoviel als möglich beengt ward. Man ging dabei von dem Geſichtspunkte, wenigſtens in der Folge, aus, die Colonien in der möglichſt größten, mercantiliſchen ſowohl als auch, wie wir bald ſehen werden, politiſchen Dependenz zu erhalten. Die vornehmſte dieſer Maßregeln und die am häufigſten geübte, war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwiſchen dem Mutterlande und den Colonien

ausſchließlich übertragen ward. Abgeſehen von den Nachtheilen, welche die Regierung ſolcher Compagnien für die Colonien mit ſich führt, ward ſchon das ausſchließliche Handelsprivilegium derſelben für die Colonien in der Regel höchſt drückend. Die nothwendige Folge dieſer Beſchränkung der freien Concurrenz war die, daß der Flor der Colonien ungleich langſamer zunahm, als ohne ſie der Fall geweſen ſeyn würde. Freilich aber war auch dem Mutterlande an dem Aufblühen der Colonien ſelbſt in der Regel wenig gelegen, nur den größtmöglichen Gewinn wollte man von ihnen ziehen. Die Colonien mußten ſo die Waaren und Erzeugniſſe des Mutterlandes gewöhnlich in ſchlechterer Qualität und zu höheren Preiſen ſich verſchaffen, als ſie dieſelben bei freier Concurrenz würden erhalten haben, und die natürliche Folge war die, daß die Coloniſten deſto weniger producirten. Aehnliche Wirkungen mußte dieſer Zwang der Compagnien auf das Mutterland haben, dem die Compagnien willkürlich die Preiſe ſetzten; auch die Compagnien ſelbſt gewannen dabei in der Regel nicht, ſondern nur ihre Bedienten, indem der Mangel an Aufſicht und daher der Mangel an Oekonomie und Unterſchleife und Betrügereien aller Art früher oder ſpäter die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Scheint gleich die engliſch-oſtindiſche Compagnie hiervon eine Ausnahme zu machen, ſo ſcheint es auch nur ſo, und man weiß nur zu gut, daß nur außerordentliche Umſtände und Unterſtützungen ſie ſchon mehr als einmal von dem drohenden Verderben erretteten. Man hat Compagnien oft als unumgänglich nothwendig geprieſen, um den Handel in fernen Gegenden, vornehmlich in Oſtindien, mit Vortheil zu betreiben, indem man theils die Unbekanntſchaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, theils die Gefahr, durch zu große zufällige Concurrenz ſich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unſicherheit, mit räuberiſchen Fürſten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weßwegen dort der Handel von Privatperſonen keinesweges betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gebräuchen und die Gefahr, ſich den Markt zu verderben, ebenſogut bei andern Zweigen des Handels Statt findet oder Statt finden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, ſie durch Compagnien betreiben zu laſſen, und daß die Gefahr, welche von den Feindſeligkeiten der dortigen Fürſten und Völker drohe, erſt vornehmlich durch die Compagnien ſelbſt erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Corporation ſich in der Regel ungleich gewaltſamer und ſtolzer beträgt, als der einzelne wehrloſe Kaufmann, der auf den Schutz keiner bewaffneten Macht rechnen kann. Daß Compagnien zu dem Colonialhandel nicht durchaus nothwendig ſind, das beweiſ't ſchon das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, die dergleichen in ihrer blühenden Periode nicht kannten, wiewohl ſich eben ſo wenig läugnen läßt, daß die beſondern Umſtände, unter denen die holländiſchen und engliſchen Compagnien, vornehmlich die oſtindiſchen, entſtanden, allerdings ihre Errichtung zu rechtfertigen ſcheint. So verwechſelte man daher die Urſache mit der Wirkung; ſtatt die Compagnien als den Grund des Blühens des oſtindiſchen Handels anzuſtaunen, hätte man ſich vielmehr darüber wundern ſollen, daß trotz der Compagnien dieſer Handel ſo blühend ward. Das große und ſchnelle Glück, welches zumal die holländiſch-oſtindiſche Compagnie machte, reizte allenthalben zur Nachahmung, und aller Orten ſah man Compagnien entſtehen, die freilich nicht immer einen gleichen Fortgang hatten. Zugleich mit den Compagnien, auch wohl ohne dieſelben, fanden noch andere Beſchränkungen des Colonialhandels Statt. So ward es z. B. in der Regel jedem Unterthanen verboten,

in Dienſten einer fremden Macht, oder wenn der Handel ausſchließlich einer Compagnie gehörte, ohne Autoriſation derſelben nach den Colonien zu fahren; es ward ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige beſtimmte Häfen, auf eine beſtimmte Anzahl Schiffe, auf beſtimmte Perioden beſchränkt. Auf jede Art ſuchte man den Grundſatz geltend zu machen, den Colonialhandel ſoviel als möglich abhängig von dem Mutterlande zu erhalten. Erſt in neueren Zeiten hat man angefangen, auch hier ſich liberaleren Grundſätzen zu nähern. Wurden auch die beſtehenden Compagnien nicht aufgehoben, was jedoch mit einigen wirklich der Fall war, ſo wurden dennoch ihre ausſchließlichen Privilegien modificirt, und auch Nichttheilnehmern an denſelben, wie z. B. in England, die Möglichkeit verſchafft, an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen, überhaupt aber demſelben größere Freiheit geſtattet. — Was die Regierung der Colonien betrifft, ſo fand auch hier von Anfang an das Princip Statt, die Colonien in einer gleich ſtrengen politiſchen und mercantiliſchen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung ſtanden bei ihnen immer in der genaueſten Verbindung, wenn dies gleich nicht bei allen in gleichem Maße der Fall war. Die Colonien laſſen ſich überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in vier große Claſſen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und Handels-Colonien. In den erſteren — von der Art ſind hauptſächlich die Colonien im nördlichen Amerika — iſt, wie der Name ſchon angibt, Landbau die Hauptſache; die Europäer, die ſich dort niederlaſſen, werden Landeigenthümer und kehren ſelten in ihr Vaterland zurück. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälich die Bande der Verwandtſchaft und ſonſtige Verhältniſſe, die ſie an das Mutterland knüpften, abſterben und die Erinnerungen erlöſchen, erwachſen dieſe Coloniſten immer mehr zu einer eigenen Nation und werden leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher iſt auch, wie die Erfahrung gezeigt hat, der Beſitz dieſer Colonien, ſo wie die Menſchen ſich in denſelben vermehren und in nähere Berührung mit einander gerathen, unſicher und die Verfaſſung erhält mehr oder weniger republikaniſche Formen. Beinahe in denſelben Verhältniſſen ſteht die zweite Art der Colonien, die Bergwerkscolonien, bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelſteine die Hauptſache iſt; — ſo vorzüglich die Niederlaſſungen der Spanier und Portugieſen im ſüdlichen Amerika. Wenn gleich anfangs bloße Bergwerkskolonien, gehen dieſe leicht in Ackerbaucolonien über. Auch in ihnen bildet ſich alsdann leicht eine Nation, doch langſamer, indem die Bergwerke nur durch Sclaven bearbeitet werden, und daher, wenn gleich auf einer großen Strecke Landes zerſtreut, dennoch anfangs nur wenigen Europäern Veranlaſſung geben, ſich dort niederzulaſſen. Erſt wenn der Ackerbau dort einheimiſch und eine weſentliche Beſchäftigung der Coloniſten geworden, und dieſe dadurch in nähere Berührungspunkte mit einander gekommen, kann ſich dort gleichfalls eine eigene ſelbſtſtändige Nation bilden, wie dies ſchon jetzt größtentheils in den ſpaniſchen, weniger aber noch in den portugieſiſchen Beſitzungen von Südamerika der Fall iſt. Ganz anders verhält es ſich dagegen drittens in den Pflanzungscolonien, deren Zweck die Erzeugung gewiſſer, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsſtriche gedeihender Pflanzen in Plantagen für Europa iſt, wie z. B. vornehmlich die Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln. Eine Nation bildet ſich hier nicht leicht. Zwar ſind Europäer dort Beſitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur ſelten dort einheimiſch, indem das ungeſunde Clima und die Unbequemlichkeiten des Lebens ſie bewegen, entweder ihre

Pflanzungen durch Aufſeher verwalten zu laſſen und ihren Ertrag in Europa zu verzehren, oder doch, nachdem ſie ſich ein beträchtliches Vermögen geſammelt, in ihr Vaterland zurückzukehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer, denn der ungleich größere Theil der Bevölkerung beſteht in Negerſclaven, die ausſchließlich zur Bearbeitung der Pflanzung gebraucht werden, verhindert, daß eine ſelbſtſtändige Nation ſich hier bilde, auch können dieſe Niederlaſſungen am wenigſten des Schutzes und der Unterſtützung des Mutterlandes entbehren. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht endlich die vierte Hauptclaſſe, die **Handelscolonien**, die vorzüglich den Handel mit den Naturproducten des Landes oder den Kunſtproducten ſeiner Einwohner zum Zwecke haben. Sie ſind erwachſen aus einzelnen Factoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmälich durch Liſt und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Beſitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptſache. Die Europäer ſind in Colonien dieſer Art Herrſcher, aber ſelten Landeigenthümer, ſondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute. Eben deßhalb bildet ſich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung ſuchen und gewöhnlich am Ende ihres Lebens in ihr Vaterland zurückkehren. Nur militäriſche Revolutionen haben dieſe Niederlaſſungen — das heißt, vorzüglich die oſtindiſchen Colonien — zu fürchten, je ſchwieriger es iſt, eine beträchtliche Militärmacht nach jenen fernen Gegenden zu ſenden, und je mehr dort in neueren Zeiten das Syſtem einheimiſcher Milizen ausgedehnt worden iſt. — Außer dieſen vier Hauptclaſſen von Niederlaſſungen, wobei freilich wohl zu bemerken iſt, daß bei einer und derſelben Colonie verſchiedene Charaktere ſich mehr oder weniger vereinigen können, obgleich immer einer der vorherrſchende bleiben wird, möchte man freilich wohl noch die auf der afrikaniſchen Küſte des Negerhandels wegen angelegten Factoreien als eine beſondere Claſſe anführen; jedoch ſind dieſelben bei dem immer mehr abnehmenden Negerhandel zu unbedeutend geworden, als daß ſie hier beſonders aufgeführt zu werden verdienten. — Da, wo Compagnien beſtanden, waren dieſe gewöhnlich zugleich große mercantiliſche und politiſche Corporationen, die zugleich die Souveräns in ihren Handelsniederlaſſungen machten; ein Schickſal, welches vorzüglich die Handelskolonien im engern Sinne traf, unſtreitig das härteſte von allen. Die Wirkungen der Compagnien, als politiſche Corporationen, mußten nothwendig noch ungleich verderblicher für die Colonien ſeyn, als ihr Einfluß auf den Handel. Erpreſſungen aller Art, Unterſchleife der Beamten, Grauſamkeiten ſelbſt ſind von einer Regierung unzertrennlich, die durch kein edleres Intereſſe an die Menſchen, die ſie beherrſcht, gebunden, nur den größtmöglichen Gewinn von ihnen zu ziehen ſucht. Die Mißbräuche und die Fehler dieſer Verwaltung der Compagnien nöthigten auch in neueren Zeiten die Regierungen der Mutterländer, dieſelbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufſicht zu nehmen und die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beſchränken. Anders iſt dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau-, Bergbau- und Pflanzungscolonien geſtaltet; es ſind hier nicht bloß unterjochte Völker, über die man herrſcht, ſondern größtentheils auch Europäer, die ſich hier niedergelaſſen, vormalige Bewohner des Mutterlandes ſelbſt, welche man daher mit ungleich mehr Schonung behandeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutterlandes ſelbſt die Verwaltung dieſer Art von Colonien, wurde ſie aber von Compagnien beſorgt, ſo ward dennoch den Coloniſten einiger Antheil an derſelben gegönnt; in mehreren herrſcht ſelbſt eine ebinahe

republikaniſche Verfaſſung. — Die geſammte Bevölkerung aller europäiſchen Colonien in fremden Welttheilen ſchätzt man auf etwa 70 Millionen Menſchen, von denen auf Spanien 10,648,800, auf Portugal 1,501,200, auf Frankreich und Holland zuſammen 2,220,350, Dänemark 100,000, Schweden 1800, das wieder an Frankreich abgetretene Guadeloupe ungerechnet, auf Rußland 2000 und endlich auf England nicht weniger als 44 Millionen Menſchen zu rechnen ſind. Genauere ſtatiſtiſche Angaben über den gegenwärtigen Zuſtand der Colonien müſſen wir erſt von England erwarten. — So iſt es gegenwärtig der Beſitz der Colonien, der den Beſitz des Welthandels und dieſer wiederum der die Cultur und den Wohlſtand der verſchiedenen Völker Europa's vornehmlich beſtimmt. Durch den Colonialhandel ſind die Europäer mit neuen Bedürfniſſen und Genüſſen bekannt geworden, ihre Induſtrie hat ſich eben dadurch vermehrt, ihr Geſichtskreis iſt durch die Bekanntſchaft mit jenen fernen Gegenden erweitert und europäiſcher Cultur auch jenſeit des Oceans ein neues weites Feld eröffnet. Dadurch iſt zugleich die hohe politiſche Wichtigkeit der Seeſtaaten, vornehmlich Englands als des anſehnlichſten Colonialſtaats für das übrige Europa, dauernd begründet; ſollte es je der Uebermacht gelingen, England dauernd von aller Verbindung mit dem Continente auszuſchließen, ſo würde dieſer damit zugleich auf einen weſentlichen Theil ſeiner Genüſſe, ſeiner Induſtrie, ſeines Wohlſtandes und ſeiner Cultur Verzicht leiſten, würde einen bedenklichen Schritt zur Barbarei zurückthun. Welche Nachtheile hat ja nicht das verderbliche franzöſiſche Ausſchließungs-Syſtem, wenn es gleich nur einige Jahre in ſeiner ganzen Strenge beſtand, über Europa gebracht? Dagegen aber hat für die Colonien, vorzüglich die amerikaniſchen Continentalcolonien, in unſern Tagen eine neue wichtige Periode begonnen. Braſilien ward am Ende des Jahres 1807 aus einem Nebenlande das Hauptland des portugieſiſchen Reichs, der Sitz eines europäiſchen Hofes und das Jahr 1810 war der Anfang weitausſehender Unternehmungen in dem ſpaniſchen Südamerika, das, nach Nordamerika's Beiſpiele, ſich in mehrere Freiſtaaten auflöſen zu wollen ſchien. — Noch wird dort der große Kampf gefochten; wer vermag ſeinen Ausgang zu beſtimmen? *) C. z.

Colonialwaaren. Die Colonialwaaren haben in unſern Tagen durch den von Frankreich gegen ſie und gegen die engliſchen Waaren geführten Vertilgungskrieg eine ſolche traurige Berühmtheit erhalten, daß es wohl der Mühe verlohnt, die Begriffe darüber, die oft ſo ſehr verworren erſcheinen, etwas genauer zu beſtimmen. Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß man unter Colonialwaaren hauptſächlich nur die Producte der Pflanzungs-, Handels- und Bergbau-Colonien, jedoch letztere nur zum Theil begreift, denn edle Metalle und Edelſteine, die vornehmſten Erzeugniſſe der Bergbau-Colonien, werden nicht leicht mit dem Namen von Colonialwaaren bezeichnet, ſo wenig als die Erzeugniſſe der Ackerbau treibenden Colonien im engern Sinne; dagegen aber ſind Gewürze und Spezereien, oſtindiſche Zeuge aller Art, Farbe- und Möbeln-Hölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Caffée, Zucker und Thee unter dieſem Namen bekannt. Die Conſumtion dieſer Waa-

*) Ueber die Colonien und deren Geſchichte überhaupt ſ. Saalfelds Allgemeine Colonialgeſchichte des neueren Europa's, wovon bis jetzt die Geſchichte des portugieſiſchen und des holländiſchen Colonialweſens in Oſtindien erſchienen iſt; wenn es vollendet ſeyn wird, das Hauptwerk über das europäiſche Colonialweſen.

ren, die vor der Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien nur den Reicheren als ein beſonderer Luxus möglich war, hat ſich, ſeitdem der Ocean die große Straße für den Handel mit Oſtindien und Amerika geworden, ſeitdem die Europäer ſelbſt beträchtliche Colonien in jenen fernen Gegenden gegründet und je mehr fortwährend die Production derſelben gewachſen, d. h. alſo ſeit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, vornehmlich aber ſeitdem Engländer und Holländer den erſten Platz unter den Colonialvölkern Europa's eingenommen, alſo vorzüglich ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Colonialwaaren daher früher nur Gegenſtände des höheren Luxus waren, ſind ſie ſeit der Zeit Gegenſtände des Bedürfniſſes für alle ſelbſt die niedrigſten Claſſen der Bewohner ſämmtlicher Länder Europa's geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politiſchen Zuſtande unſeres Welttheils herbeigeführt. Der Handel erhielt dadurch eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Intereſſe; denn nur durch ihn konnten dieſe zum Bedürfniſſe gewordenen Genüſſe befriedigt werden. Je mehr aber der Handel nur im Frieden blüht, eine deſto feindlichere Tendenz mußte das Zeitalter überhaupt erhalten. Der Stand der Kaufleute, der ſich eben dadurch ſo außerordentlich vermehrte, bildete bald eine über die geſammte cultivirte Welt ſich verbreitende Conföderation, die nur von einem Intereſſe beſeelt war, den Handel in ſeinem Gange zu erhalten; und ſelbſt unter kriegführenden Nationen bemühten ſich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuſchneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter ſich zugleich der Austauſch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten ſich, ein weltbürgerlicher Geiſt im edleren Sinne des Worts vereinigte früher beinahe gänzlich iſolirte Nationen und ſchuf die Völker Europa's allmälich zu einer großen gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die durch die immer ſteigende Conſumtion der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Colonialſtaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seeſtaaten im eminenten Sinne des Worts, Englands und Hollands. Für beide, und freilich auch im geringern Grade für die übrigen Colonialſtaaten Europa's, ward der Handel mit den Erzeugniſſen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide wurden dadurch im eigentlichen Sinne für Europa unentbehrlich, trugen, ſo wie kein anderer Staat, zur Cultur der europäiſchen Menſchheit bei. Was England in dieſer Hinſicht, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar durch die Ausbreitung ſeines Handels gewirkt hat, iſt noch viel zu wenig anerkannt; gewiß ſind wir auch in dieſer Rückſicht dieſem Lande, das ſo lange der einzige Zufluchtsort aller liberalen Ideen und wahrer Geiſtescultur ſchien, den lebhafteſten Dank ſchuldig. Zugleich aber wirkte die höhere politiſche Wichtigkeit der Seeſtaaten, England und Holland, höchſt wohlthätig auf das politiſche Geſammtweſen von Europa zurück. Beide, vornehmlich England, je mächtiger es war, wurden im eigentlichſten Sinne die Stützen des Syſtems von Europa. Ihnen lag ja vor allen daran, den Continent von Europa vor Unterdrückung und Univerſalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Uebermacht eines Staats dieſen in den Stand ſetze, ihnen die Häfen und Küſten des feſten Landes zu verſchließen, ihnen ſo die Ausflüſſe ihrer Waaren zu verſtopfen und damit zugleich den Gewinn zu entziehen, den ſie durch den Vertrieb derſelben bisher gemacht hatten. So wurden die Haupt-Colonialſtaaten die thätigſten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäiſchen Staaten, zu

gleich aber auch die heftigſten Gegner jeder entſtehenden Univerſalmonarchie und Präpotenz, deren Grimm gegen ſie ſich ſchon daraus hinreichend erklärt. Daher ſuchte auch in unſern Tagen Frankreich, ſobald es nach einer Univerſalmonarchie auf dem Continente zu ſtreben anfing, die Seemächte von demſelben auszuſchließen, freilich unter ſehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker des Continents vor der Verarmung bewahren, ſie von den Contributionen befreien, die ſie fortdauernd an England, das bei der Uebermacht ſeiner Marine bald die einzige europäiſche Colonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren zahlen mußten, wollte dieſe Waaren ſelbſt durch allerhand Surrogate überflüſſig machen und ſo den Continent ſelbſt mit Gewalt und wider ſeinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der ſchwachſinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß die Conſumtion der Colonialwaaren ſchon ſeit Jahrhunderten Statt fand und daß man noch immer kein weſentliches Verarmen des Continents wahrnahm, ſonſt hätte ja auch freilich der Handel längſt aufhören müſſen, da ſich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegenſtück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, den Continent mit Gewalt zu bereichern, derſelbe täglich ärmer ward. Unterſuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet ſey, was Frankreich behauptete und was in Deutſchland oft gedankenlos nachgeſprochen wurde, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren den Continent nothwendig arm machen müſſe, ſo iſt es leicht, das Gegentheil davon zu beweiſen, was auch durch die Erfahrung vollkommen beſtätigt wird. Die ſo allgemein verbreitete Conſumtion von Colonialwaaren, indem ſie ein neues Bedürfniß aller Volks-Claſſen ſchuf, nöthigte eben dadurch zu neuer Induſtrie und neuer Thätigkeit, um dieſes Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Product der Arbeit und damit zugleich den Wohlſtand der Nation. Je weniger Bedürfniſſe ein Volk hat, deſto träger iſt es; das induſtriöſeſte und cultivirteſte Volk wird zugleich dasjenige ſeyn, welches die mehrſten Bedürfniſſe hat. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Producte der Arbeit, gehen jetzt als Tauſchmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande und würden ſonſt in demſelben geblieben ſeyn! Allerdings, allein theils würde das Geld und das Product der Arbeit nicht erworben worden ſeyn, wäre nicht die Ausſicht vorhanden geweſen, ſich damit einen neuen Genuß zu verſchaffen, theils iſt ja auch der Zweck aller Induſtrie und Thätigkeit, nicht Geld anzuhäufen, ſondern die Summe der Genüſſe zu vermehren. Wird dieſer Zweck erreicht, ſo haben Induſtrie und Fleiß und das Product beider dasjenige gewirkt, was ſie wirken ſollten. Auf die kleine Zahl verſchwenderiſcher Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüſſe zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rückſicht genommen werden. — Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zuſtande der Cultur von Europa, alle Colonialwaaren gänzlich auszuſchließen, nicht gut möglich ſey, und ſo ſuchte man durch Surrogate aller Art zu helfen; ein tragikomiſches Capitel in der Geſchichte unſerer Induſtrie. Die ungeheuren Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren allenthalben belegte, ſo weit franzöſiſcher Despotismus reichte, das hieß, in gewiſſen unvergeßlichen Jahren beinahe über den geſammten europäiſchen Continent, trugen dagegen weſentlich dazu bei, die Völker deſſelben immer ärmer zu machen; denn dieſe Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauſcht werden konnte, und brachten

zugleich allenthalben einen höchſt verderblichen Contrebandhandel hervor. Das berüchtigte franzöſiſche Decret von Berlin vom 21ſten November 1806, noch mehr aber der nicht weniger übel berühmte Tarif von Trianon vom 3ten Auguſt 1810, den 12ten September deſſelben Jahres erweitert, enthielten Verfügungen, die zum Glücke nicht lange und allgemein genug beſtanden, um alle Völker des Continents zu einem großen Haufen roher Bettler zu machen. — Was die Colonialwaaren ſelbſt betrifft, ſo liefert Oſtindien vornehmlich Zeuge und Spezereien und Thee aus China, Weſtindien Caffée, Zucker und Baumwolle, Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe- und Möbeln-Hölzer und Arzneimittel, Nordamerika Erzeugniſſe des Landbaus. Eben dadurch beſtimmte ſich auch der Charakter des Colonialhandels der einzelnen europäiſchen Colonialſtaaten, ehe noch in den leztern Zeiten England beinahe in den ausſchließlichen Beſitz dieſes geſammten Handels kam. So trieben Spanien und Portugal vorzüglich den Handel mit edlen Metallen, mit Färbe- und Möbeln-Hölzern und Arzneimitteln, England vor allen mit Zeugen und Thee, Holland mit Spezereiwaaren und Frankreich, ſo lange es in dem Beſitze von Domingo war, vornehmlich mit Caffée und Zucker. C. z.

Colonna (Marc. Ant.), ein großer Feldherr des 16ten Jahrhunderts, der ſich in den italiäniſchen Kriegen, beſonders gegen die Franzoſen ſehr tapfer erwies. Nach dem Frieden von Noyon 1516 zog ihn König Franz I. auf ſeine Seite und erhielt wichtige Dienſte von ihm. Er wurde 1522 in der Belagerung Mailands von einer Feldſchlangenkugel getödtet. Proſper Colonna, ſein Oheim, hatte ſie, ohne ihn zu kennen, mit Fleiß auf ihn richten laſſen. Ein anderer, Marcus Antonius Colonna, Herzog von Palliano, war Großconnetabel von Neapel und Vicekönig von Sicilien und erlangte in ſpaniſchen Dienſten großen Ruhm. Er wohnte als Generallieutenant der Schlacht bei Lepanto wider die Türken bei. Nach ſeiner Rückkunft nach Rom hielt ihm Muretus eine feierliche Lobrede. Er ſtarb in Spanien am 1ſten Auguſt 1585. Man vergleiche über die Familie Colonna Archenholz Minerva 1809.

Colonna (Vittoria), die berühmteſte unter den Dichterinnen Italiens, war die Tochter des Fabrizio Colonna, Großconnetables von Neapel, und wurde 1490 zu Marino, einem ihrer Familie gehörigen Lehne, geboren. Als vierjähriges Mädchen wurde ſie dem Fernando Francesco d'Avalos, Marcheſe von Peſcara, einem Knaben von gleichem Alter, zur Gemahlin beſtimmt. Die ſeltenen Vorzüge des Körpers und Geiſtes, mit welchen ſie die Natur und die ſorgfältigſte Erziehung geſchmückt hatten, machten ſie zum Gegenſtande allgemeiner Bewunderung, ſo daß viele, ſelbſt Fürſten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu indeß ihrem Gelübde, gab ſie dem Geſpielen ihrer Jugend, der ſich zu einem der vollkommenſten Männer ſeines Zeitalters ausgebildet hatte, in ihrem ſiebzehnten Jahre ihre Hand. Sie lebten in der glücklichſten Ehe. Allein die Gefangenſchaft, in die ihr Gemahl 1512 in der Schlacht von Ravenna gerieth, trübte dieſes Glück, und ſein Tod, den er 1525 in der Schlacht von Pavia fand, endigte es ganz. Vittoria ſuchte Troſt in der Einſamkeit und in der Poeſie. Alle ihre Gedichte waren dem Andenken ihres Gemahls gewidmet, ſie verlebte ſieben Jahre abwechſelnd zu Neapel und auf Iſchia und zog ſich dann in ein Kloſter, erſt zu Orvieto, nachher zu Viterbo, zurück. Später entſagte ſie dem Kloſterleben und ließ ſich zu Rom nieder, wo ſie 1547 ſtarb. Ihre Rime ſind öfters gedruckt und von Rinaldo Corſo weitläuftig commen-

tirt worden. Sie ſtehen den Gedichten der meiſten Petrarchiſten ihrer Zeit nicht nach. Den meiſten Werth haben ihre Rime spirituali (Venedig 1548, 4.), welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen. Ihre ſämmtlichen Gedichte ſind 1760 zu Bergamo erſchienen.

Colonnade, ein Säulengang von einer doppelten Reihe von Säulen gebildet; Säulenreihe, wo nur eine Reihe von Säulen ſteht, die keinen Gang bildet; Säulenkreis, Verbindung mehrerer Säulen unter einem gemeinſchaftlichen Hauptgeſimſe.

Colonne nennt man einen dicht auf einander gerückten, geſchloſſenen Heerhaufen, welcher ſich bei Annäherung an den Feind entwickelt oder aus einander zieht. Eine Armee marſchirt, attakirt, in mehreren Marſch-, Schlacht-Colonnen. So nennt man auch die großen, zum Marſche von Truppen ſich eignenden oder dazu gemachten Straßen Colonnen-Wege. Colonnen-Stellung nennt man die mehr tiefe als breite Truppenſtellung.

Coloratur. Man bezeichnet mit dieſem Worte in der Muſik alle geſchwinden Figuren, und ganz beſonders, im Singen bei Bravour-Arien, die rollenden Paſſagen, welche der Sänger mit einer gewiſſen Fertigkeit herauszubringen weiß; überhaupt angenehme, auch oft überladene Manieren in der Muſik, durch Schleifer, Läufer, Triller, Tremulanten u. ſ. w. dd.

Colorit, ſ. Farbengebung.

Coloß heißt eine ungeheure Bildſäule, ein Rieſenbild: daher coloſſaliſch, was ungeheuer rieſenförmig iſt. Dies Wort wird alsdann auch figürlich auf außerordentliche und anſtaunenswerthe Perſonen und Dinge angewandt. Ein Coloß von Größe und Stärke — ſagt man von einem mächtigen Reiche u. ſ. w. Eines der berühmteſten Kunſtwerke des Alterthums war der Coloß zu Rhodus, eine ungeheuer große, hohle metallene Bildſäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; ſie ſoll 70 Ellen hoch geweſen ſeyn, hatte Finger von Mannes-Größe und ſtand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Inſel, ſo daß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Säule wegliefen. Nach 56 Jahren ſtürzte ſie durch ein Erdbeben zuſammen, lag mehrere hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Sarazenen im 7ten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt die zerſchlagenen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Coloſſaliſche unterſcheidet ſich von dem Gigantiſchen dadurch, daß jenes nicht die Abſicht hat, rieſenhaft zu erſcheinen, ſondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, ſich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantiſche hingegen iſt auch in der Erſcheinung unförmlich und übergroß und das Coloſſaliſche iſt daher, wenn es ſo geſtellt wird, daß es gigantiſch erſcheint, fehlerhaft.

Columella (Luc. Jun. Moder.), aus Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des erſten Jahrhunderts, und ſchrieb zwölf noch vorhandene Bücher de re rustica, welche allerley Haushaltungsregeln in einer oft rhetoriſchen Sprache enthalten. Hierzu kommt noch ein beſonderes Werk von der Baumzucht. Das 10te Buch des größern Werks enthält ein Lehrgedicht über den Gartenbau, als Verſuch, den Virgil zu ergänzen. Er trägt darin die Vorſchriften der Gartenkunſt einfach und leicht, aber minder poetiſch als Virgil vor.

Coluren ſind in der Erdbeſchreibung zwei Mittagskreiſe auf der Himmelskugel, welche die beiden Kugeln und den Aequator rechtwinklich

durchſchneiden. Der eine von den Coluren geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden, und heißt Colur der Sonnenwenden; der andere geht durch die Aequinoctialpunkte, und heißt Colur der Tag= und Nachtgleiche.

Coluthus, ein griechiſcher Dichter, aus Lycopolis gebürtig, lebte zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts unter dem Kaiſer Anaſtaſius I. Wir haben von ihm ein Gedicht über den Raub der Helena, das ſich nicht über den verdorbenen Geſchmack ſeines Zeitalters erhebt. Die Anlage iſt ſchwach und die Schreibart kalt und ſchleppend. Die beſte Ausgabe iſt die Leuwardener 1747 in 8.

Combabus, ein Syrer, der ſeine Treue, mit welcher er die Königin Stratonice auf einer Reiſe begleitet hatte, durch einen theuer erkauften aber unumſtößlichen Beweis darthat, über welchen Wielands Erzählung Combabus den zureichendſten Aufſchluß gibt.

Comes palatinus, ein Pfalzgraf, d. h. ein Beamter, der unter der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung vom römiſchen Kaiſer bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magiſtri und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. ſ. w. Urſprünglich waren die Pfalzgrafen vornehme Hof= und Gerichtsbeamte an der Pfalz, d. h. dem Hofe des Kaiſers. Dieſe Pfalzgrafen erhielten zugleich die Gerichtsbarkeit über einen angewieſenen Strich Landes, und machten ſich nach und nach zu erblichen Beſitzern des ihnen anvertrauten Landes. Da ſich dieſe nicht mehr mit dem Hofdienſte beim Kaiſer beſchäftigten, ſo wurden Pfalzgrafen von geringerem Range ernannt, und dieſen die oben genannten Rechte ertheilt. Späterhin blieb ihnen von dieſen Rechten aber nicht viel mehr, als die Creirung von Notarien und die Legitimirung außer der Ehe geborner Kinder.

Comet oder Haarſtern. So heißen Sterne, welche uns nur zu gewiſſen Zeiten erſcheinen, gemeiniglich nur ein ſchwaches Licht zeigen, in eine Art von Nebel eingehüllt ſind, und meiſtentheils einen langen neblichten Schweif nach ſich ziehen, der jedesmal von der Sonne abgekehrt iſt. Dieſer Schweif gab auch Veranlaſſung zu dem Namen. Die Cometen folgen in ihrer Bewegung nicht, wie die Planeten, dem Thierkreiſe, ſondern gehen in allen Richtungen am Himmel bald geſchwinder, bald langſamer fort. Weil ſie nur von Zeit zu Zeit ſichtbar werden, hat der Aberglaube in ihrer Erſcheinung die Vorzeichen unglücklicher Begebenheiten ſehen wollen. Die neuere Sternkunde bringt uns von den Cometen andere Begriffe bei. Sie zeigt, daß ſie zu unſerm Sonnenſyſtem gehörige Himmelskörper ſind, die ſich in ſehr langen, excentriſchen Ellipſen um die Sonne bewegen. Man hat bereits von mehr als ſiebzig erſchienenen Cometen einen Theil ihrer wahren Bahnen um die Sonne mit den dazu gehörigen Elementen berechnet, aus welchen ſich ergibt, daß einige derſelben ſchon mehrmals erſchienen ſind. Die Cometen von 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 ſind ein und derſelbe, der ſeine Laufbahn in 76 Jahren zurücklegt, und 1835 wieder ſichtbar ſeyn wird. Wahrſcheinlich ſind viele Cometen ſchon erſchienen, ohne bemerkt worden zu ſeyn. Gute Fernröhre zeigen manchen Cometen, der dem bloßen Auge entgeht. — Ueber die phyſikaliſche Beſchaffenheit dieſer Himmelskörper ſchwebt noch ein tiefes Dunkel. Durch Fernröhre betrachtet, erſcheint der Kopf des Cometen als ein dichter Kern, der um ſich her eine neblichte Atmoſphäre hat; der Schweif iſt allezeit leuchtend und ſo dünn, daß man die dahinter befindlichen Firſterne durch ihn ſehen kann. In den ältern Zeiten hielt man ſie für bloße Lufterſcheinungen; erſt ſeit Tycho de Brahe und vorzüglich ſeit

Newton, deſſen Theorie des Cometenlaufs durch alle ſeitdem erſchienenen Cometen beſtätigt worden iſt, hat man ſie für feſte Weltkörper angeſehen. Wahrſcheinlich iſt es, daß die Cometen aus einer Materie beſtehen, welche durch den Einfluß der nahen Sonne aufgelöſ't und in Dünſte verwandelt wird, die in den Millionen Meilen langen Schweif fortgetrieben werden, und bei der nachmaligen langen Entfernung von der Sonne verdichtet wieder herabfallen. Die vielfältigen, zum Theil ſonderbaren Hypotheſen über das Weſen der Cometen hier anzuführen, würde zu weitläuftig ſeyn. Nur das wollen wir bemerken, daß die neuere Theorie über dieſe Körper Anlaß zu der Furcht gegeben hat, irgend ein Comet könne ſich einmal der Erde ſo ſehr nähern, daß er ſie aus ihrer Bahn ſchleuderte, ihr den Mond raubte u. dergl. m.; allein Sejour hat berechnet, daß der Comet von 1770 der Erde bis auf 375,000 Meilen nahe geweſen, ohne eine merkliche Veränderung hervorzubringen.

Comines (Philippe de la Clite de). Geboren in Flandern, wo ſeine Familie die Herrſchaft Comines beſeſſen hatte, brachte er die erſten Jahre ſeiner Jugend an dem Hofe Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, zu und verließ dieſen Fürſten, um in die Dienſte Ludwigs XI. zu gehn. Den Grund dieſes Wechſels hat er ſelbſt nie angegeben, aber man kann ihn ohne Bedenken den großen Verſprechungen und ſchmeichelhaften Anerbietungen des Königs beimeſſen. Jacques Marchand erzählt in ſeiner Beſchreibung Flanderns auf das Zeugniß eines angeſehenen Mannes, daß Comines mit dem jungen Grafen von Charolais ſehr vertraut gelebt, daß der Graf, der ihn liebte, ihn zu allen ſeinen Luſtbarkeiten gezogen, und daß Comines einſt bei der Rückkehr von einer Jagdpartie ſich müde niedergeſetzt und die Vertraulichkeit oder vielmehr den Mangel an Achtung ſo weit getrieben, daß er zu ſeinem jungen Herrn geſagt habe: „Carl, zieh mir die Stiefeln aus;“ der Prinz habe ſie ihm wirklich mit Lachen ausgezogen, aber, ebenfalls lachend, einen der Stiefeln genommen und ihm ziemlich unſanft um den Kopf geſchladen; dadurch ſei Comines der Spott des burgundiſchen Hofes geworden, und habe ſich bewogen gefühlt, die erſte günſtige Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu verlaſſen. — Wie dem auch ſei, Comines wurde von ſeinem neuen Herrn zum Kammerherrn und Senechal von Poitiers ernannt und erwarb das höchſte Vertrauen deſſelben durch die Dienſte, die er ihm im Kriege und bei verſchiedenen Unterhandlungen leiſtete. Gleich verdient machte er ſich um ſeinen Nachfolger, Carl VIII., den er bei der Eroberung von Neapel begleitete; aber er blieb nicht immer in Gunſt. Man beſchuldigte ihn, unter dieſem Könige die Partei des Herzogs von Orleans, nachmaligen Ludwigs XII., begünſtigt, und dieſem die Geheimniſſe des Hofes verrathen zu haben; wie er früher, ſagte man, die Geheimniſſe des Herzogs von Burgund dem Könige von Frankreich verrathen hatte. Er wurde arretirt, nach Loches gebracht und in einen eiſernen Käfig geſperrt. Nach einer Gefangenſchaft von zwei Jahren, ſowohl zu Loches als zu Paris, wurde er losgeſprochen von allen Verbrechen, deren man ihn beſchuldigte. Unbegreiflich iſt es, daß der Herzog von Orleans, für den er dieſe Mißhandlung ertragen, nicht nur nichts that, um ihm ſeine lange Gefangenſchaft zu erleichtern, ſondern auch, als er die Krone erlangt hatte, nicht an ihn dachte. Comines ſtarb 1509 auf dem Schloſſe Argenton in Poitou, in einem Alter von 64 Jahren. Die Natur hatte ihn mit glänzenden Geiſtesgaben ausgeſtattet; als einen Beweis ſeines ſtarken Gedächtniſſes führt man an, daß er oft vier Schreibern zugleich Briefe in den verwickeltſten Staats-

angelegenheiten dictirte. Er ſprach verſchiedene Sprachen. Seine Mémoires pour l'histoire de Louis XI. et de Charles VIII., depuis 1464 jusqu'en 1498, ſind eins der intereſſanteſten Werke für die Geſchichte Frankreichs und haben ihm den Beinahmen des franzöſiſchen Tacitus erworben. — Comines, hat man geſagt, beſitzt weder die Anmuth, noch die ſchöne Ordnung der alten Hiſtoriker, mit denen man ihn oft verglichen; aber natürlicher, zugänglicher, minder räthſelhaft als Tacitus, aufrichtiger als Polybius, der zu ſehr den Römern anhängt, wird er zwar minder bewundert, aber mehr geliebt werden als ſie. Man findet in ihm, nach Montaigne's Urtheil, neben jener ſchönen Natürlichkeit, die ihm eigen iſt, die ſanfte und angenehme Sprache einer naiven Einfachheit. Der in Geſchäften ergraute Hiſtoriker ergötzt die nach Unterhaltung begierigen Leſer und unterrichtet die Lernbegierigen. Nur muß man ſein Werk nicht als eine eigentliche Geſchichte, ſondern als Denkwürdigkeiten betrachten, die einem künftigen Geſchichtſchreiber den Stoff liefern ſollen. Die erſte Ausgabe iſt von 1747, Paris, 4 Quartbände; bequemer iſt die elzevirſche, 1648 in 12.

Comiſch, ſ. Komiſch.

Comitate heißen die 32 Bezirke oder Geſpannſchaften in Ungarn. (S. d. Art.).

Comitien hießen bei den Römern im Allgemeinen die Volksverſammlungen, in welchen durch die Stimmenmehrheit die Angelegenheiten des Staats entſchieden wurden. Schon unter den Königen fanden ſie Statt; zur Zeit der Republik beriefen ſie die Conſuln, entweder beide oder auch ein einzelner. War kein Conſul da, ſo konnten ſie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Dictator, vom Volkstribun, von den Aedilen und Decemvirn, oder auch, wiewohl nur ſelten und in außerordentlichen Fällen, vom Pontifex Maximus berufen werden. Die Hauptgegenſtände, über welche in den Comitien entſchieden wurde, waren die Beſetzung der höchſten obrigkeitlichen Aemter, die Annahme oder Verwerfung neuer Geſetze oder die Aufhebung ſchon beſtehender, Krieg und Frieden, und Staatsverbrechen. Zur Wahl der hohen obrigkeitlichen Perſonen waren die Comitien gewöhnlich auf dem Marsfelde verſammelt; wurden ſie aus den andern angeführten Urſachen gehalten, ſo geſchah es bald auf dem Forum, bald auf dem Capitol, vorzüglich aber in dem eigentlichen ſogenannten Comitium. Nur an gewiſſen Tagen durften Comitien gehalten werden; dieſe hießen Comitialtage; es waren deren jährlich 184. Zeigten ſich ungünſtige Zeichen, ſo wurden ſie verſchoben. Vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang durfte nichts in den Comitien vorgenommen werden. Unter den Kaiſern wurden die Comitien zwar dem Scheine nach beibehalten, ſie aber lenkten ſie nach ihrer Willkühr. Nach den verſchiedenen Abtheilungen des römiſchen Volks in Centurien, Curien und Tribunen unterſchied man Comitia centuriata, curiata und tributa; nach den obrigkeitlichen Perſonen aber, welche darin gewählt werden ſollten, Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontificia, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die anſehnlichſten und wichtigſten waren die Comitia centuriata, in welchen das Volk nach den 193 Centurien ſtimmte, und welche daher auch majora genannt wurden. Siebzehn Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edict dazu zuſammenberufen. Am Tage der Comitien ſelbſt bezog der dabei präſidirende Magiſtrat nebſt einem Augur ein Zelt vor der Stadt, um die Auſpicien zu beobachten. Nur wenn der Augur die Auſpicien für unverwerflich erklärte, durften die Comitien gehalten werden, außerdem mußten ſie auf einen andern Tag

verlegt werden. Unterbrochen aber wurden die Comitien, wenn jemand während derſelben von der Epilepſie (die daher auch morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun ſein veto ausſprach und durch mancherlei andre Umſtände. Wenn nichts die Comitien hinderte, ſo kam das Volk an dem beſtimmten Tage auf dem Campus Martius zuſammen. Der präſidirende Magiſtrat ſaß in ſeinem curuliſchen Stuhl, und eröffnete die Verſammlung durch ein Gebet, das ihm der Augur vorſagte. Dann wurde der Gegenſtand der Berathſchlagung dem Volke bekannt gemacht, welches ſich ſofort in ſeine Tribus und Centurien abſonderte. In ältern Zeiten wurden zuerſt die Equites, dann die Centurien der erſten Claſſe u. ſ. f. zum Abſtimmen aufgerufen, ſpäter loſ'ten ſie darüber; der Meinung der zuerſt ſtimmenden Centurie folgten gewöhnlich alle übrigen. Anfänglich gab jede Centurie ihr Votum mündlich, ſpäter durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beſchloß, das wurde vom Herold als das Votum dieſer Centurie ausgerufen. — Bei uns hießen die Reichstage Comitien, und Comitial, was auf den Reichstag Bezug hatte, daher Comitialgeſandter ſo viel als Reichstagsgeſandter.

Comma nennt man in der Muſik zwei kleine Intervalle, die in der practiſchen Muſik nicht gebraucht werden, ſondern die ſich bloß in der mathematiſchen Klanglehre als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältniſſe entwickeln. Das gewöhnlichſte dieſer kleinen Intervalle iſt das ſogenannte ſyntoniſche Comma oder das Comma des Didymus, deſſen Verhältniß 81 : 80 iſt. Es macht den Unterſchied aus, der ſich zwiſchen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man von dem Verhältniſſe des großen ganzen Tones 9 : 8 das Verhältniß des kleinen ganzen Tones 10 : 9 abzieht, ſo bleibt der Reſt, oder der Unterſchied zwiſchen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem Namen Comma bezeichnetes Intervall iſt das diatoniſche oder pythagoriſche, oder die Differenz zwiſchen der reinen Octave 2 : 1 und zwiſchen dem Verhältniſſe desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorſchein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 524,288.

Commanderie, Commenthurei, hieß bei verſchiednen Ritterorden ein gewiſſes Gebiet, worüber einer von den Ordensrittern beſtellt war, der die Einkünfte theils berechnete, theils genoß. Ein ſolcher Befehlshaber über geiſtliche Ritterordensgüter hieß Commenthur oder Comthur. War ſeine Commende weitläuftig, ſo war ihm ein Hauscommenthur beigeordnet. Der Aufſeher über die Commenden einer ganzen Provinz hieß der Landcommenthur.

Commentar heißt eine Auslegung, Erläuterung (eigentlich ein Buch, worin man, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, mehreres kürzlich notirt); daher commentiren, nach unſerm jetzigen Sprachgebrauch, ein Werk mit Bemerkungen, Erläuterungen, Erklärungen ꝛc. begleiten.

Commitee, der Ausſchuß; die zu einer gewiſſen beſtimmten Unterſuchung oder Berathſchlagung gewählte Anzahl von Perſonen, insbeſondere bei dem engliſchen Parlamente. Es werden einer ſolchen Commitee alle dazu erforderlichen Aufklärungen und Actenſtücke mitgetheilt, und gibt ſolche alsdann einen Bericht ans Parlament, worauf dieſes final entſcheidet. In der franzöſiſchen Revolution wurde dieſe engliſche Einrichtung nachgeahmt, und unter dem Convente wurde einzelnen Comités ſogar die Verwaltung des Reichs in ſeinen verſchiedenen Ad-

miniſtrationszweigen übertragen. Die höchſte Direction hatten die Comité du salut public (des öffentlichen Wohls), de sureté générale (der allgemeinen Polizei), de guerre (der Kriegsoperationen). Es war eine Zeit, wo die ganze Verwaltung in 24 ſolcher Comités vertheilt war.

Commodore heißt bei den Engländern ein Seeoffizier oder Schiffscapitain, der, ohne Admiral zu ſeyn, doch eine Escadre commandirt, und nicht unter den Befehlen eines andern Offiziers ſteht.

Commodus Antoninus (L. Aelius Aurelius), geboren 161 nach Chr. Geb., war der Sohn Marc Aurels und der Anna Fauſtina, der Tochter des Antoninus Pius. Schon früh gab er Beweiſe ſeines grauſamen und wollüſtigen Charakters. Als ein Knabe von zwölf Jahren befahl er, da das Waſſer, worin er badete, zu heiß war, den darüber geſetzten Aufſeher ins Feuer zu werfen. Sein Vater, der wahrſcheinlich ihn durch Sanftmuth und Beiſpiel zu beſſern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribunicische Gewalt, und in ſeinem ſechzehnten Jahre die Conſulwürde. Bald darauf erhielt er die Titel Auguſtus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Criſpina, einer Tochter des Bruttius Präſens. Alle Bemühungen Marc Aurels blieben indeß vergebens, und als nach dem Tode deſſelben Commodus den Thron beſtieg, zeigte er ſich als ein Ungeheuer, das einen Caligula, Domitian und Nero noch übertraf. Morden ſchien ſeine Lieblingsbeſchäftigung zu ſeyn; zur Luſt hieb er Menſchen, die ihm eben begegneten, von einander, ſtach ihnen die Augen aus, verſtümmelte ſie an Naſen und Ohren und andern Gliedmaßen. Er war mit einer außerordentlichen Stärke begabt, und erſchien oft, um den Herkules nachzuahmen, mit einer Löwenhaut bekleidet und einer Keule bewaffnet. Seine niedrigen Wollüſte zu befriedigen, genügten ihm nicht 300 Beiſchläferinnen und eben ſo viel Knaben, noch die niedrigſten Dirnen Roms. Er hatte ſogar einen blutſchänderiſchen Umgang mit ſeinen Schweſtern, und ermordete eine derſelben, Lucilla, die ihm nicht willfahren wollte, und eine Verſchwörung angeſponnen hatte. Um die durch Verſchwendung erſchöpfte Schatzkammer zu füllen, belegte er das Volk mit ungewöhnlichen Abgaben, verkaufte Statthalterſchaften und Aemter an die Meiſtbietenden und erließ Verbrechern für Geld die Strafe. Um Proben ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit im Fechten zu geben, erniedrigte er ſich, auf den öffentlichen Amphitheatern aufzutreten. Er ſoll auf dieſe Weiſe 735 Mal gekämpft und eben ſo oft geſiegt haben. Der Staat konnte unter einem ſolchen Regenten nur Unfälle erleiden. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß er mit den Quaden einen unrühmlichen, mit andern deutſchen Völkern einen ſchimpflichen Frieden. In Britannien erfocht ſein tapfrer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür Commodus den Beinamen Imperator und Britannicus annahm. Die Regierungsgeſchäfte hatte er anfangs ſeinem Freigelaſſenen Anterus überlaſſen. Dieſer wurde, weil man ihm die Verführung des Kaiſers Schuld gab, von den Befehlshabern der Leibwache ermordet; worauf Commodus, der den Tod ſeines Lieblings blutig rächte, einen ehemaligen Sclaven Cleander, der ſeine ganze Gunſt beſaß, an das Staatsruder ſetzte. Als aber mehrere Unglücksfälle die Stadt trafen, einen Theil derſelben eine Feuersbrunſt verzehrte, und eine Hungersnoth das Volk in Verzweiflung ſetzte, brach eine Empörung aus und der Kaiſer ſah ſich genöthigt, ſeinen Miniſter, den man wegen dieſer Drangſale anklagte, hinrichten zu laſſen. Endlich erſchien aber auch für ihn der Tag, der ſo vieljährige blutige Gräuelthaten rächen ſollte.

Er hatte ſich vorgenommen, am erſten Tage ſeines achten Conſulats oder am 1ſten Januar des Jahrs der Stadt 946 zugleich als Conſul und als Fechter aufzutreten und zu dem Ende die beiden ſchon erwählten Conſuln ermorden zu laſſen. Ueber den Widerſpruch ſeiner Freunde, die ihm davon abriethen, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er beſchloß, viele derſelben hinrichten zu laſſen. Das Blatt, worauf er ihre Namen verzeichnet hatte, ward zufällig gefunden und einer ſeiner Beiſchläferinnen, Namens Morcia, gebracht, die mit Erſtaunen ſich ſelbſt darunter fand. Sie unterrichtete die übrigen von der Gefahr und verſchwor ſich mit ihnen gegen das Leben des Kaiſers. Man brachte ihm Gift bei, und ließ ihn, da daſſelbe nicht ſchnell genug wirkte, von ſeinem Liebling Narciß, einem berühmten Fechter, erdroſſeln. Auf die Nachricht von ſeinem Tode, den man für die Folge eines Schlagfluſſes ausgab, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Staats, ließ ſeine Bildſäulen zerſchlagen und ſeinen Namen aus allen öffentlichen Inſchriften vertilgen. Er hatte 31 Jahre 9 Monate gelebt und faſt 12 1/2 Jahr regiert. Rom verdankte ihm ſeine ſchönſten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Verſorgung der Stadt außer der ägyptiſchen noch eine afrikaniſche Getraideflotte an.

Communion, ſ. Abendmahl.

Comödie, ſ. Komödie, Schauſpiel.

Compagnie iſt in der Kriegsſprache eine Abtheilung von 100 bis 150 Infanteriſten, welche unter einem Hauptmann, einem Ober=, einem Unterlieutenant und einem Fähnrich ſtehn. Bei der Artillerie, den Jägern u. ſ. w. iſt ſtatt des Fähnrichs noch ein zweiter Unterlieutenant angeſtellt. Vier bis acht Compagnien bilden ein Bataillon. Der bei einer Compagnie angeſtellte Hauptmann iſt entweder der wirkliche Chef derſelben, oder er iſt nur der Stellvertreter eines höhern Offiziers, (Stabscapitain, Capitain=Lieutenant) und dieſer iſt der Compagniechef.

Comparativ heißt in der Sprachlehre die zweite Steigerungsſtufe; z. B. wird der Begriff groß um eine Stufe höher geſtellt, ſo entſteht daraus größer. Man kann ihn auch die Mittelſtufe nennen, weil der Comparativ zwiſchen der unterſten und oberſten Stufe (dem Poſitiv und Superlativ), z. B. groß und größter, mitten inne ſteht.

Comparſen heißen die ſtummen Perſonen in einem Schauſpiele. So untergeordnet ſie auch ſeyn mögen, ſo wichtig iſt es doch, dafür zu ſorgen, daß ſie durch ihre Erſcheinung den Effect nicht ſtören, und zum Lachen oder Unwillen reizen, wo die entgegengeſetzten Empfindungen beabſichtigt werden. Möchten ſich Schauſpieldirectoren und Schauſpieler recht lebhaft von der Wahrheit überzeugen, daß die Kunſt harmoniſche Zuſammenwirkung aller, auch der geringſten Theile erfodert; erſtere, um für die Abrichtung der Comparſen oder Statiſten beſſer, als bis jetzt faſt allenthalben geſchieht, zu ſorgen und ihnen ihr Thun und Laſſen ſo beſtimmt wie möglich vorzuſchreiben, ohne etwas dem Zufall oder der Willkür zu überlaſſen; letztere, um es nicht unter ihrer Würde zu finden, ſelbſt dergleichen Rollen zu übernehmen, wenn ſie nicht anderweitig beſchäftigt ſind. Iffland und andere große Meiſter ſind auch hier mit rühmlichem Beiſpiel vorangegangen, und haben ſich auch in ſtummen Rollen durch manche feine Nuance bemerkbar zu machen gewußt.

Compaß, Bouſſole. Dieſes Inſtrument hat auf menſchliche Cultur den entſchiedenſten Einfluß gehabt. Mit Hülfe deſſelben konnte man wagen, den weiten Ocean zu beſchiffen, während die Alten, die

keine andern Wegweiſer hatten, als die Sonne und die Geſtirne, welche der Wechſel der Witterung ſo oft ihren Augen entzog, ſich nicht weit von den Küſten entfernen durften. Der Erfinder des Compaſſes iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Einige nennen als ſolchen den Flavio Gioja, Andere Giri aus Amalfi, im Königreich Neapel, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Den Engländern verdankt man die ſchwebende Lage des Seecompaſſes, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windroſe. Die erſten Miſſionäre trafen die Magnetnadel ſchon bei ihrer Ankunft in China an. Das weſentliche Stück des Compaſſes iſt die auf einem Stifte freiſchwebende Magnetnadel. Dieſe beſitzt die Eigenſchaft des Magnets, mit welchem ſie beſtrichen iſt, ſich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung, zu richten. Der Name Bouſſole iſt holländiſchen Urſprungs, und bedeutet ein Büchschen. So nennt man beſonders das in der practiſchen Geometrie gebräuchliche, und mit einem Diopterlineal verſehene Magnetgehäuſe. Iſt der Compaß beſonders für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, ſo heißt er Seecompaß und hat folgende Einrichtung. Die Magnetnadel iſt ein plattes Rechteck von beliebiger Länge, und hat etwa 1/10 Zoll Breite und 1/24 Zoll Dicke. Ihre Ecken werden ſo abgeſtumpft, daß beide Enden in einen ſtumpfen Winkel auslaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und ſetzt an dem Umkreiſe der Oeffnung einen hohlen, über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat verſchloſſen iſt. Die Nadel wird hierauf zwiſchen zwei runden Pappendeckeln eingeklebt, welche die ſogenannte Wind- oder Schiffsroſe ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Punkte Norden genau übereinſtimmen. Der Rand der Roſe wird in 360 Theile getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffs verurſachten Schwingungen der Nadel zu verhindern, ſetzt man an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerſtand, den ſie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigen Apparate wird in ein rundes kupfernes Gehäuſe eingeſetzt, welches ſich mittelſt zweier daran befeſtigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 90 Graden von den Stellen, wo das Gefäß ihm eingezapft iſt, ebenfalls zwei Zapfen, mit welchen er ſich in einem großen, unterwärts laufenden Halbkreiſe gleichfalls ganz frei bewegt. Dieſer ruht unten auf einem Fuße, um welchen ſich das ganze Inſtrument frei herumdrehen läßt. Durch Umdrehung des Gehäuſes wird die Windroſe nicht mit umgedreht, weil ſie an der Nadel befeſtigt iſt, und dieſe ſie, vermöge ihrer Polarität (beſtändiger Richtung nach dem Nordpol) unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem ſchwebenden Ringe bewirkt, daß ſie ſich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Stellung erhält. Der Fuß wird an den Boden befeſtigt und das Gefäß oben mit einer Glasſcheibe verſehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffs nach dem Compaß erfodert viele Kenntniſſe, die einem geſchickten Steuermann unentbehrlich ſind. Es kommt dabei auch beſonders die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel in Betracht.

Competenz-Recht (von Competenz, Befugniß) nennt man die Gerechtſame adliger und anderer ſchriftſäßiger Perſonen, daß, wenn ihr Vermögen zum Concurs kommt, ihnen doch ſo viel übrig gelaſſen wer-

den muß, daß ſie, wenn auch eingeſchränkt, doch ihrem Stande gemäß leben können.

Compoſition iſt in der Muſik die Kunſt, vermittelſt der Regeln des reinen Satzes oder der Wiſſenſchaft alles deſſen, was auf Melodie und Harmonie genauere Beziehung hat, neue Tonſtücke hervorzubringen und mit Gefühl und Charakter zu beleben. Es heißen daher nur diejenigen, welche der Tonkunſt auf dieſe Art obliegen, und ſie nach dieſem Maßſtabe behandeln, im eigentlichen Verſtande Componiſten und Tonſetzer. Denn es kann jeder, wie in allen Künſten, ſo auch hier, mit geſundem Menſchenverſtande und anhaltendem Fleiße einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erlangen, er kann ſich gründliche Einſichten in die Harmonie erwerben, über Wirkungen in der Muſik und deren Urſachen die richtigſten Urtheile fällen und in jeder Partitur die kleinſten Abweichungen von der Reinheit im Satze entdecken und zur Noth muſikaliſche Aufſätze machen lernen, denen von Seiten des Rhythmus und der Regeln des reinen Satzes auch die ſtrengſte Kritik nichts anhaben kann; allein alle dieſe erlangten Fähigkeiten gewähren nur Anſprüche auf den Titel eines einſichtsvollen Harmoniſten. Wenn man in der Compoſition nicht Mittel mit Zweck verwechſelt, ſo hat das Gebiet derſelben einen ſehr weiten Umfang. Als die erſten und unentbehrlichſten Mittel, dieſes Gebiet mit feſtem Fuß betreten zu können, kann man eine Kenntniß alles deſſen anſehen, was ſich unter die Rubrik des reinen Satzes claſſificiren läßt: **die Lehre von Melodie, Harmonie, Rhythmus, Generalbaß der Fuge, des Canons und doppelten Contrapunkts.** Mit dieſen wiſſenſchaftlichen und zur Compoſition nothwendigen, theoretiſchen Fächern, welche die Kunſt, ſich harmoniſch richtig und mit Mannichfaltigkeit auszudrücken, lehren, aber über die eigentlichen Mittel zur Erreichung des Zwecks der Compoſition ſehr wenig enthalten, iſt zwar ſehr viel, aber bei weitem noch nicht alles gethan. Die hierher noch einſchlagenden wiſſenſchaftlichen Theile müſſen aus ſehr entlegenen Gebieten zuſammengetragen werden. So iſt z. B. für die Compoſition des Geſanges nothwendig: vollkommene Kenntniß der Sprache überhaupt, **Richtigkeit der Begriffe von Accent, Declamation** u. ſ. w. In Beziehung auf **Inſtrumental-Muſik**: Kenntniß der Natur und Wirkung jedes Inſtruments, von dem man Gebrauch machen will, deſſen Temperatur-Umfang von Tönen, Verhältniſſe ſeiner Tonarten gegen die übrigen u. ſ. w. So kräftig nun zwar dieſe Kenntniß und Hülfsmittel in Vereinigung mit jenen wirken können; ſo ertheilen ſie doch aber einem Tonſtück immer noch nicht Seele und Charakter. Die Beförderung dieſes Umſtandes wird nur durch die unmittelbare Beihülfe der gütigen Natur bewirkt, und dieſe Beihülfe beſteht hauptſächlich in einem feinen und richtigen Gefühle, einer feurigen Einbildungskraft und in Geſchmeidigkeit des Charakters, ſich in den und jenen Affect mit Leichtigkeit verſetzen zu können. Um dieſes letztern aber in Beziehung auf glückliche Uebertragung derſelben fähig zu ſeyn, müſſen dieſe Affecten ſchon in der Seele des Componiſten gelegen haben und nur durch den gegenwärtigen Fall angefacht worden ſeyn; und will man dieſes wiederum annehmen, ſo ſetzt es eine, ſchon im frühern Alter gehabte Bildung, zweckmäßigen Umgang und Vertrautheit mit mannichfaltigen Situationen aus der ſittlichen Welt voraus.

Compreſſibilität. Dieſes Wort drückt ſehr bequem diejenige Eigenſchaft der Körper aus, vermöge welcher ſie ſich durch hinlängliche Kraft zuſammendrücken, d. i. bei unverringerter Maſſe in einen en-

gern Raum bringen laſſen. Dies kann nur geſchehen, wenn die Beſtandtheile eines Körpers im gewöhnlichen Zuſtande einander nicht ſo nahe ſind, als ſie seyn können. Da nun alle Körper Zwiſchenräume haben, in welche fremde Materien dringen können, ſo iſt wahrſcheinlich, daß alle Körper compreſſibel ſind, ob man gleich bei manchen eine viel beträchtlichere Kraft anwenden muß, um die Compreſſion zu bewirken. Die Körper, die in ihren vorigen Raum zurückkehren, wenn der Druck aufhört, heißen elaſtiſch, bei denen dies nicht der Fall iſt, weich.

Compreſſionsmaſchine nennt man die Vorrichtung, durch welche elaſtiſche, flüſſige Materien zuſammengedrückt oder verdichtet werden können. Dergleichen iſt z. B. eine mit Hähnen verſehene Luftpumpe, durch welche man die Luft unter feſt verſchloſſenen Gefäßen verdichten kann. Es giebt aber auch eigne Maſchinen zu Compreſſionen, von denen Abich kürzlich eine erfunden hat. Dieſe beſteht aus einem metallenen Cylinder, der 21 Zoll 5 10/12 Linien hoch iſt, und 3 Zoll 7 1/2 Linie im Durchmeſſer hält. Die Dicke ſeiner Wände beträgt 1 Zoll 2 1/2 Linie. Dieſer Cylinder wird mit Waſſer gefüllt, und ein eiſerner, mit Leder umlegter und genau paſſender Stämpel hineingetrieben. Zu dieſem Hineintreiben bediente man ſich zuerſt einer Schraube, aber hernach wurde, zur beſſern Beſtimmung der Kraft, ein Hebel vorgeſchlagen, der den Stämpel niederdrückte. Ein an dem Stämpel befindliches Merkmal zeigt durch ſeinen Abſtand von einer am Cylinder befeſtigten Querleiſte, wie weit der Stämpel hinein- und bei nachlaſſender Kraft wieder herausgetrieben wird.

Compromittiren (auf einen), einen zum Schiedsrichter wählen. Compromiß, Vergleich ſtreitender Perſonen, daß ſie ſich mit dem Ausſpruche eines gewählten Schiedsrichters wollen begnügen laſſen. Dieſer Ausſpruch ſelbſt. In der Handlung, beſonders bei den Verträgen über Handlungsverbindungen, wird es häufig zur Bedingung gemacht, daß bei eintretenden Streitigkeiten dieſe nicht gerichtlich, ſondern durch ein Compromiß entſchieden werden ſollen.

Comus, bei den Griechen und Römern der Vorſteher nächtlicher Schmäuſe, des frohen Lebensgenuſſes, der muntern Laune, des heitern Scherzes und geſelliger Freuden. Man bildete ihn mit einer geſenkten Fackel in der Hand und mit herabgeſunkenem Haupte, ſchlaftrunken an eine Thür ſich lehnend, ab.

Concav heißt die hohle Seite einer krummen Fläche, einer Kugelfläche z. B., und convex ihre erhabene Seite. Beſtimmter ausgedrückt: denkt man ſich durch einen gewiſſen Punkt einer krummen Fläche eine berührende ebene gelegt, d. h. eine ſolche, welche die krumme Fläche in keinen andern Punkten ſchneidet, ſondern nur jenen einzigen mit ihr gemein hat, ſo iſt die von dieſer Berührungsebene abgewendete Seite der krummen Fläche concav, die ihr zugewendete hingegen convex. Auf der geometriſchen Geſtalt ſolcher Flächen in Verbindung mit dem einfachen Geſetz der Bewegung der Lichtſtrahlen beruhen nun die Erſcheinungen der hohlen, oder Brennſpiegel, und erhabenen Spiegel, ſo wie die unter dem Namen Linſen und Lupen bekannten Gläſer. Weil nämlich die Lichtſtrahlen von einer Fläche immer unter demſelben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem ſie auffallen, ſo folgt daraus durch eine einfache geometriſche Betrachtung, daß, während die von einem Gegenſtande auf einen ebenen Spiegel einander parallel auffallenden Strahlen auch wieder parallel zurückgeworfen werden und ein dem Gegenſtande ganz gleiches Bild hervorbringen, die auf einen hohlen Spiegel parallel auffallenden Strahlen nach der Reflexion

ſich einander nähern oder convergiren (auch bei den paraboliſch gekrümmten Spiegeln in einen einzigen geometriſchen Punkt den Brennpunkt oder Focus, und bei anders gekrümmten Flächen, wie bei ſphäriſchen oder elliptiſchen Spiegeln, mehr oder weniger in einen ſolchen Punkt ſich vereinigen), dieſelben Strahlen hingegen nach der Reflexion von einem erhabenen Spiegel ſich von einander entfernen oder divergiren; daher dann auch die Gegenſtände in dem Hohlſpiegel vergrößert, in dem erhabenen Spiegel verkleinert erſcheinen, ſo wie auch daraus die übrigen Erſcheinungen dieſer Spiegel ſowohl, wie die cylindriſchen und coniſchen oder kegelförmigen Spiegel, worauf die ſogenannten katoptriſchen Anamorphoſen beruhen, erfolgen, deren weitere Erklärung aber in die Optik gehört. Aus einem zweiten Geſetz der Lichtſtrahlen, daß dieſelben nach dem Durchgange aus Luft durch Glas einen kleinern Winkel mit einer auf dem Brechungspunkte ſenkrecht auf die Ebene gezogenen Linie (dem Einfallslothe) bilden, als vor der Brechung, beim Durchgange aus Glas in Luft hingegen, dieſer Brechungswinkel größer iſt, als vor der Brechung (v. Art. Optik) folgt nach einfachen geometriſchen Gründen, daß die auf ein ebenes Glas parallel auffallenden Strahlen auch nach der Brechung parallel bleiben, hingegen dieſelben Strahlen nach der Brechung durch ein convexes Glas convergiren, und faſt in einem Punkte, dem Brennpunkte, der um die Brennweite vom Glaſe entfernt iſt, zuſammenkommen, daher dieſe Gläſer auch Brenngläſer heißen, und daß ferner die durch ein concaves Glas gebrochenen Strahlen, wenn ſie vorher parallel waren, nach der Brechung divergiren. Uebrigens ſind blos ſolche Gläſer gebräuchlich, welche von Theilen einer Kugelfläche begränzt, d. i. Kugelſegmente ſind, und je mehr convex oder concav ein Glas dann iſt, deſto kleiner, je weniger es aber ſolches iſt, deſto größer iſt der Halbmeſſer ſeiner Kugelfläche, und offenbar läßt ſich aus dem gegebenen Halbmeſſer durch geometriſche Beobachtungen die Brennweite des Glaſes beſtimmen und berechnen. Während ein Glas auf der einen Seite convex oder concav iſt, kann es auf der andern entweder eben, convex oder concav ſeyn; mithin gibt es drei Arten von erhabenen Gläſern, convexconvexe, planconvexe und concavconvexe oder Meniscus, wo der Radius der concaven Seite größer iſt als der der convexen, ſo wie auch drei Arten von Hohlgläſern, concavconcave, planconcave, convexconcave, wo der Radius der convexen Seite größer iſt als der der concaven. Die Wirkung der convexen oder concaven Gläſer iſt offenbar deſto größer, je größer die Convexität oder Concavität iſt; auch wird unter gleichen Umſtänden von den convexen Gläſern das convexconvexe am meiſten, das concavconvexe am wenigſten die Lichtſtrahlen ſammeln, und von den concaven Gläſern das concavconcave am meiſten, das convexconcave am wenigſten die Lichtſtrahlen zerſtreuen. Uebrigens iſt klar, daß ein convexconcaves Glas, bei dem beide Flächen gleiche Halbmeſſer haben, wie z. B. ein Uhrglas, die Strahlen völlig eben ſo bricht, wie ein ebenes Glas. Daraus, daß die convexen Gläſer die Strahlen ſammeln, folgt nun auch, daß ſie vergrößern, weil wir durch ſie, wegen der frühern Convergenzſtrahlen, Gegenſtände unter einem größern Geſichtswinkel ſehen, als mit bloßen Augen, und ſie daher für größer halten müſſen; weil hingegen concave Gläſer die Strahlen zerſtreuen, ſo müſſen wir wegen der ſpätern Convergenz convergirender Strahlen, die Gegenſtände durch ſie unter einem kleinern Geſichtswinkel ſehen, als mit bloßen Augen, und ſie daher für kleiner halten. Daher denn der Gebrauch der Sammlungsglä-

ſer als Brillen für Weitſichtige und der Zerſtreuungsgläſer als Ferngläſer für Kurzſichtige, ſo wie die Anwendung der erſtern zu Microſcopen und Fernröhren, über welches alles die Optik einen nähern Aufſchluß zu geben hat. (Vergl. Artikel Brenngläſer und Brennſpiegel.) L.

Concentriren, auf einen Punkt zuſammendrängen. Eine geiſtige Flüſſigkeit iſt um ſo concentrirter, je mehr ſie vom Phlegma befreit iſt. Concentriſch werden Kreiſe genannt, die einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt haben. Concentricität iſt die Gemeinſchaft oder das Gemeinhaben des Mittelpunkts.

Concert. Dieſes Wort hat in der Muſik eine doppelte Bedeutung. Einmal bezeichnet man damit diejenige Art von Tonſtücken, die abſichtlich ſo eingerichtet ſind, daß ein Tonkünſtler durch Ausführung der Hauptſtimme auf dem Inſtrumente, für welches ſie geſetzt iſt, ſeine Geſchicklichkeit beweiſen kann. So wie die Inſtrumentalmuſik urſprünglich Nachahmung des Geſanges iſt, ſo iſt insbeſondere das Concert eine Nachahmung des Sologeſanges mit vollſtimmiger Begleitung, oder, mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher ſollte auch, genau genommen, der erſte Zweck eines jeden Concerts ſeyn, dieſe oder jene Empfindung einer einzelnen Perſon, nach der von dem Tonſetzer ihr beigelegten Empfindungsart, auszudrücken. Iſt die Hauptſtimme einem einzelnen Inſtrumente zugetheilt, ſo heißt das Concert Concerto di Camera; iſt ſie unter zwei zugleich concertirende Inſtrumente getheilt, ſo heißt es Doppelconcert; laſſen ſich endlich zwiſchen den Sätzen des vollen Orcheſters mehrere Inſtrumente, bald wechſelweis, bald vereint hören, ſo heißt ein ſolches Concert eine concertirende Sinfonie (ſonſt Concerto grosso). Sodann verſteht man unter Concert eine vollſtimmige Muſik, die entweder ein Fürſt zu ſeiner und ſeines Hofes Unterhaltung von ſeiner Hofcapelle aufführen läßt, oder die man für das Publicum veranſtaltet, und die von einer Tonkünſtler-, oder Dilettanten-Geſellſchaft aufgeführt wird. Ueber die Beſetzung und den Concertmeiſter vergl. den Art. Capelle und Capellmeiſter. Concert ſpirituel war ein zu Paris eingerichtetes Concert, das zur Abſicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geſchloſſen waren, den Freunden der Tonkunſt durch Aufführung anderer als Opernmuſiken Unterhaltung zu verſchaffen. Die erſte Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anna Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Componiſten; es beſtand unter verſchiednen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conſervatoire's verdrängt. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehrere Inſtrumentalſtimmen, welche die Melodie mit der vorhandnen Hauptſtimme wechſelweis vortragen, oder die ſich zwiſchen den Sätzen der Hauptſtimme mit ausgeführten Soloſätzen hören laſſen.

Concetti nennen die Italiäner ſinnreiche oder ſinnreich ſcheinende Einfälle und Pointen, beſonders in der Poeſie.

Conchylien. Hierunter verſteht man die Gehäuſe oder Schalen einer ganzen Ordnung von Würmern, die man daher Schalthiere nennt. Es werden darunter die Muſcheln und die Schnecken begriffen. Die Würmer, welche dieſe Gehäuſe bewohnen, haben einen weichen, ſchleimichten, gallertartigen Körper, und ſind meiſtentheils mit Fühlfäden verſehen. Die meiſte Aufmerkſamkeit des Menſchen verdienen ihre Schalen, deren mannichfaltiger Bau, ihre zum Theil reizenden Formen, inſonderheit aber das prachtvolle Farbenſpiel und die ſchönen Zeich-

nungen auf der Oberfläche ihnen unter den Producten der organiſirten Schöpfung einen ausgezeichneten Rang geben. Die Bewohner der Conchylien, ob ſie gleich Weſen von den letzten Stufen organiſcher Erdgeſchöpfe ſind, haben dennoch eine wunderbare und mannichfaltige Bildung. Man theilt ſie aber nicht nach ihrem Körperbau, ſondern nach ihren Gehäuſen ein, und zwar in vier Familien, wovon die erſte die Vielſchaligen, die zweite die Zweiſchaligen oder die Muſcheln, die dritte die Einſchaligen mit beſtimmten Windungen, (Schnecken,) und die vierte die Einſchaligen ohne beſtimmte Windungen enthält. Von der ganzen Ordnung kennt man 36 Geſchlechter, welche aus 2432 verſchiedenen Gattungen beſtehen. Alle dieſe Würmer ſind Zwitter, die meiſtens entweder hartſchalige oder weiche Eier legen. Nur wenige gebären lebendige Junge. Sie erhalten die Schalen, ſo bald ſie aus den Eiern kommen und dieſe wachſen mit dem Thier. Die Porzellanſchnecken legen wie die Krebſe jährlich ihre Schalen ab, und erhalten dafür neue. Unter dieſen Thieren iſt die Perlmuſchel die geſchätzteſte, weil ſie die koſtbaren Perlen enthält und die Schalen zu mannichfaltigen Kunſtſachen verarbeitet werden. Aus dem Safte einiger Gattungen Schnecken erhielten die Alten ihre Purpurfarbe.

Conciergerie, ein berühmtes Gefängniß in Paris; ehedem das Parlamentsgefängniß.

Concilium iſt ein lateiniſches Wort, welches Verſammlung bedeutet, vorzugsweiſe aber von den Kirchenverſammlungen, welche man auch mit einem aus dem Griechiſchen entlehnten Worte Synoden zu nennen pflegt, gebraucht wird. Schon ſeit dem zweiten Jahrhunderte wurden particuläre, d. h. ſolche Kirchenverſammlungen gehalten, an denen nur die Gemeinden der einen oder der andern Provinz Theil nahmen. Man berathſchlagte über die Lehre, die Gebräuche und die kirchliche Disciplin, und die verſammelten Biſchöfe und Aelteſten machten ſich gegen einander verbindlich, die Beſchlüſſe der Synode in ihren Gemeinden einzuführen. Gewöhnlich wurden dieſe Verſammlungen in der Hauptſtadt der Provinz, welche Metropolis hieß, gehalten, und die Biſchöfe dieſer Stadt, welche ſeit dem dritten Jahrhunderte den Titel Metropoliten führten, pflegten die Verhandlungen dieſer Verſammlungen zu leiten. Dieſe Concilien hatten keine andere geſetzgebende Gewalt, als die, welche auf der wechſelſeitigen Uebereinkunft der Theilnehmer beruhte. Nachdem das Chriſtenthum ſeit dem Anfange des vierten Jahrhunderts herrſchende Religion im römiſchen Reiche geworden war, riefen die Kaiſer Kirchenverſammlungen zuſammen, welche, weil alle Biſchöfe des ganzen Reichs dazu eingeladen wurden, ökumeniſche, d. h. allgemeine Kirchenverſammlungen hießen. Unter dieſen allgemeinen Kirchenverſammlungen ſind folgende die merkwürdigſten: erſtlich das im J. 325 unter Conſtantin dem Großen zu Nicäa in Bithynien gehaltene Concilium, auf welchem Arius für einen Häretiker erklärt, und die Lehre vom Sohne Gottes feſtgeſetzt ward; zweitens das im J. 381 zu Conſtantinopel gehaltene Concilium, wo man die Lehre von dem heiligen Geiſte beſtimmte; drittens das Concilium zu Epheſus vom J. 431 und das von Chalcedon vom J. 451, auf welchen beiden zuletzt genannten Synoden das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und der menſchlichen Natur in Chriſto ſeine nähern Beſtimmungen erhielt. Seit dem vierten Jahrhunderte kam die Meinung auf, daß die Kirchenverſammlungen unter einer beſondern Leitung des göttlichen Geiſtes ſtänden, und daher das große Anſehen, welches ihre Beſchlüſſe erlangten. So wie die römiſchen Kaiſer, ſo übten auch anfangs die deutſchen Könige das

Recht aus, Synoden zu verſammeln, namentlich Carl der Große, unter deſſen Regierung der von ihm zuſammenberufene Klerus des fränkiſchen Reiches im J. 794 eine merkwürdige Kirchenverſammlung zu Frankfurt am Main hielt, welche ſich gegen den unter den Griechen eingeführten Bilderdienſt erklärte. Im Mittelalter behaupteten die Päpſte das Recht, Synoden zuſammenzurufen, und es ſind unter ihrer Autorität und Leitung viele, obwohl, weil die abendländiſche Kirche ſich bald von der griechiſchen Kirche trennte, nicht allgemeine Kirchenverſammlungen gehalten worden, unter denen theils die unter Urban II. zu Clermont im J. 1096 gehaltene, wo der erſte Kreuzzug beſchloſſen ward, theils einige ſpätere Synoden, wo man mit den Griechen über die Wiedervereinigung unterhandelte, die merkwürdigſten ſind. Als zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts das ſogenannte große Schisma entſtanden war, indem erſt zwei, dann drei Päpſte auf das Pontificat Anſpruch machten, kam im J. 1409 das Concilium zu Piſa zu Stande, welches den Grundſatz behauptete, daß der Papſt unter dem allgemeinen Concilio ſtehe und die ſchismatiſchen Päpſte richtete. Und als das piſaniſche Concilium auf eine, ſeiner unwürdige Weiſe erloſchen war, ohne daß es das Schisma hatte beendigen können, ward im J. 1414 die coſtnitzer Synode gehalten, welche den Grundſatz, daß ein allgemeines Concilium über dem Papſte ſey, erneuerte, das Schisma endlich beilegte und außerdem durch die Verdammung des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden iſt. Auch die zu Baſel im J. 1431 gehaltene Synode erneuerte jenen Grundſatz, und es iſt dieſe Kirchenverſammlung beſonders darum wichtig, weil ſie eine Reformation, zwar nicht in der Lehre, aber doch in der Verfaſſung und in der Disciplin bezweckte. Zu der Zeit der Kirchenverbeſſerung war viel von einem allgemeinen Concilio die Rede, welches die Religionsſtreitigkeiten beilegen ſollte; die Proteſtanten provocirten mehr als ein Mal an ein ſolches Concilium; auch der Kaiſer und die der alten Lehre treugebliebenen Stände wünſchten es und hielten es für das beſte Mittel, den Frieden in der Kirche wiederherzuſtellen. Die Päpſte aber, eingedenk der zu Piſa, Coſtnitz und Baſel gepflogenen, ihnen ſo nachtheiligen Verhandlungen, ſuchten immer auszuweichen. Endlich aber konnte der Papſt dem Andringen des Kaiſers und der Stände nicht länger widerſtehn, und er ſchrieb daher ein Concilium nach Trident aus, welches auch im J. 1545 ſeinen Anfang nahm, und da nach dem unglücklichen Ausgang des ſchmalkaldiſchen Krieges im J. 1546 die Proteſtanten der Willkür des Kaiſers Preis gegeben waren, fingen auch ſie an, Abgeſandte nach Trident zu ſchicken, ob ſie gleich von einem Concilio, welches der Papſt ganz nach ſeinem Willen leitete, wenig erwarten konnten. Als aber bald durch den Sieg, welchen Moritz von Sachſen über den Kaiſer davon trug, die Angelegenheiten der Proteſtanten ſich ſehr glücklich wendeten, hörten ſie auf, an dem Concilio Theil zu nehmen; das Concilium aber ward unter mehrern Unterbrechungen bis zum Jahr 1563 fortgeſetzt, und machte es ſich zum vorzüglichſten Geſchäfte, das Eigenthümliche des catholiſchen Lehrbegriffs in der Oppoſition gegen die Proteſtanten zu befeſtigen. Seit dem tridentiniſchen Concilio iſt keine Kirchenverſammlung, an welcher alle der catholiſchen Kirche zugethanen Völker des Abendlandes Theil genommen hätten, gehalten worden; mehrere Nationalconcilien aber haben, beſonders in Frankreich Statt gefunden. Die Lutheraner haben ihre Angelegenheiten niemals auf Concilien verhandelt; allein in den reformirten Kirchen ſind mehrere, zwar nicht allgemeine, aber doch Particulärſynoden gehalten worden, unter

denen beſonders die dortrechter, im J. 1618 gehaltene zu bemerken iſt, welche die eigenthümlichen Meinungen Calvins über die Gnadenwahl im Gegenſatze gegen die Arminianer beſtätigte. N.

Conclave, ein lateiniſches Wort, welches Gemach bedeutet, wird hauptſächlich theils von dem Orte gebraucht, wo ſich die Cardinäle zur Wahl des Papſtes verſammeln, theils von der Verſammlung der wählenden Cardinäle ſelbſt. Der Papſt Gregor X., deſſen Wahl drei Jahre lang verzögert worden war, ſchrieb auf der im J. 1274 zu Lyon gehaltenen Kirchenverſammlung die Einrichtung des Conclave vor. Wenn der Papſt, ward feſtgeſetzt, in einer Stadt, wo er ſich mit ſeinem Hofe aufhielt, ſterben würde, ſo ſollten die dort anweſenden Cardinäle nur verbunden ſeyn, zehn Tage lang auf ihre abweſenden Mitbrüder zu warten. Nach dem Verlaufe dieſer zehn Tage ſollten ſich die gegenwärtigen in dem Palaſte, in welchem der Papſt geſtorben iſt, verſammeln; hier ſollten alle ein Gemach (conclave) ohne Zwiſchenwand oder Vorhang bewohnen, welches, bis auf einen Eingang in's Innere, auf allen Seiten verſchloſſen ſeyn ſollte, damit niemand mit den Cardinälen heimlich reden könne, und ſie ſelbſt ſollten auch niemand vor ſich laſſen, als wer mit Einwilligung aller ihrer Mitbrüder wegen des Wahlgeſchäfts gerufen würde. Auch ſollte es niemanden erlaubt ſeyn, ihnen einen Boten zu ſchicken oder zu ſchreiben. Doch ſollte in dem gedachten Gemache ein Fenſter offen bleiben, durch welches ihnen die nöthigen Speiſen gebracht würden. Hätten ſie drei Tage nach dem Eingange noch keinen Papſt gewählt, ſo ſollten ſie an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht bekommen, und wenn auch dieſe Zeit abgelaufen wäre, ohne daß ſie einen Papſt gewählt hätten, ſo ſollten ſie bis zur Vollziehung der Wahl nichts weiter als Brot, Wein und Waſſer erhalten. Dieſe Verordnung Gregors X. iſt zwar nicht immer in allen Stücken, aber doch im Weſentlichen bis auf die neueſten Zeiten beobachtet worden. Da die meiſten Päpſte in Rom ſtarben, ſo ward das Conclave gewöhnlich in dem vaticaniſchen Palaſte gehalten, wo man die Einrichtung traf, daß an den Gallerien des Vaticans ſo viele kleine Zellen, als Cardinäle zugegen waren, in einer Linie erbaut wurden, welche nur ein ſchmaler Raum von einander ſchied. Dahin begaben ſich die Cardinäle zu zwei und zwei, am Tage nach dem Begräbniſſe des Papſtes oder am zehnten Tage nach ſeinem Tode, nachdem ſie eine Meſſe, die man Missam Spiritus sancti nannte, gehört hatten und blieben hier, bis die Wahl vollzogen war. Das Conclave, welches den gegenwärtigen Papſt Pius VII. wählte, ward, weil Pius VI. fern von Rom geſtorben war, von den zu Venedig verſammelten Cardinälen gehalten. N.

Concordanz iſt ein ſolches Buch, in welchem alle in der heiligen Schrift vorkommenden Worte in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt und unter jedes die Stellen, in denen das Wort vorkommt, geſetzt werden. Es gibt theils Real-, theils Verbalconcordanzen und bei beiden können entweder der griechiſche und hebräiſche Text, oder eine allgemein recipirte Ueberſetzung zum Grunde gelegt werden. Schriften dieſer Art ſind theils dem Exegeten nützlich, weil die Vergleichung der Parallelſtellen ein wichtiges Hülfsmittel der Erklärung iſt, theils dem Prediger, welcher durch ſie in den Stand geſetzt wird, die von einem Gegenſtande handelnden Stellen der Schrift leicht zu überſehen und die Ausſprüche der heiligen Schriftſteller, deren er ſich nur dunkel erinnert, ohne Mühe zu finden. Das erſte Werk dieſer Art hat im dreizehnten Jahrhundert Hugo de Sancto Caro verfaßt, welcher dabei die

allgemein recipirte lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, Vulgata genannt, zum Grunde legte. N.

Concordat iſt ein zwiſchen dem römiſchen Biſchofe, in der Eigenſchaft des Oberhauptes der Kirche, und einer Regierung zu der Regulirung kirchlicher Verhältniſſe geſchloſſener Vertrag. Verträge, welche der Papſt als weltlicher Herr über politiſche Angelegenheiten mit andern Fürſten ſchloß, wurden nicht Concordate genannt. Eins der berühmteſten Concordate aus der früheren Zeit iſt das wormſer oder calixtiniſche, welches im Jahr 1122 zwiſchen dem Papſte Calixtus II. und dem Kaiſer Heinrich V. zu der Beilegung des langwierigen Inveſtiturſtreites geſchloſſen und ſeitdem als ein Grundgeſetz des deutſchen kirchlichen Staatsrechtes betrachtet worden iſt. Die meiſten Concordate ſind den Päpſten durch die Nationen oder durch die Regierungen abgedrungen worden. Das geſchah ſchon im funfzehnten Jahrhunderte. Denn da das coſtnitzer Concilium im Jahre 1418 nachdrücklich auf eine Reformation des päpſtlichen Hofes drang, ſah der damalige Papſt Martin V. ſich genöthigt, in dem genannten Jahre mit der deutſchen und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuſchließen. Doch iſt es den Päpſten auch noch im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte gelungen, Concordate, welche zu ihrem Vortheile gereichten, zu Stande zu bringen. Das war der Fall mit den aſchaffenburger Concordaten (richtiger werden ſie die wiener genannt), welche, nachdem ſie Nicolaus V. blos mit dem Kaiſer Friedrich III. ohne Vorwiſſen der Reichsſtände im J. 1448 abgeſchloſſen hatte, doch bald darnach auch von den Reichsſtänden angenommen wurden. Auch bei dem Concordate, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich Franz I. im J. 1516 ſchloß, und welches an die Stelle der pragmatiſchen Sanction trat, war der Vortheil auf der Seite des römiſchen Stuhls. In den letzten Jahrhunderten aber, beſonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo das Pontificat im ſteten Kampfe mit dem Zeitgeiſte erſcheint, wurden den Päpſten von den meiſten Regierungen Concordate abgedrungen, in denen der römiſche Stuhl wichtige Rechte aufopferte. Die Päpſte konnten den Kampf mit den Staatsgewalten nicht mehr beſtehen, ſie mußten zufrieden ſeyn, wenn ſie nur mit Anſtand verlieren konnten. Bonaparte, als erſter Conſul der damaligen franzöſiſchen Republik, ſchloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papſte Pius VII. das Concordat für Frankreich ab. Dieſes Concordat, das im April des Jahres 1802 feierlich vollſtreckt ward, endigte die durch die Revolution entſtandene kirchliche Verwirrung in Frankreich und ward die Grundlage einer neuen kirchlichen Verfaſſung dieſes Landes. Aber bald entſtanden Streitigkeiten über die Inveſtitur der Biſchöffe, und über die in dem Code Napoleon enthaltenen Verfügungen über die Ehe; Napoleon machte dem römiſchen Hofe, ſo wohl in politiſcher als kirchlicher Hinſicht, immer ungerechtere Zumuthungen; und im J. 1808 trieb er die Gewaltthätigkeit ſo weit, daß er Urbino, Ancona, Macerata und Camenino vom Kirchenſtaate abriß, und mit dem Königreiche Italien vereinigte. Dadurch erfolgte der förmliche Bruch zwiſchen Rom und Frankreich und als am 10. Jun. 1809 eine kaiſerliche Bekanntmachung das Ende der weltlichen Herrſchaft des Papſtes ausſprach, that dieſer den Kaiſer Napoleon und alle ſeine Anhänger in den Bann, was denn die gefängliche Hinwegführung des Papſtes zur Folge hatte. Im Jun. 1811 verſammelte Napoleon ein Concilium zu Paris, in der Meinung, daß daſſelbe für ihn gegen den Papſt entſcheiden werde; aber das Vorhaben mißglückte gänzlich,

und die Kirche gerieth in eine gränzenloſe Verwirrung. Nach den Unglücksfällen, die Napoleon in Rußland erlitten hatte, fühlte er, wie nothwendig es für ſein Intereſſe ſey, daß er ſich mit der Kirche wieder verſöhne, oder vielmehr die Völker durch den Schein einer geſchehenen Verſöhnung täuſche. Er begab ſich deshalb zu dem Papſte nach Fontainebleau, und zwang ihm durch Trug und Gewalt das neue Concordat ab, das am 25. Jan. 1813 unterzeichnet worden iſt. In demſelben wird zwar dem heiligſten Vater die Ausübung des Pontificats in Frankreich und in Italien in eben denſelben Formen, wie ſie von ſeinen Vorgängern geſchehen, zugeſichert. Seinen Geſchäftsträgern werden alle Freiheiten, welche die Mitglieder des diplomatiſchen Corps genießen, bewilligt. Es wird ihm die kanoniſche Inſtitution der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ſo wie die Ernennung zu 10 Biſthümern eingeräumt, auch die Wiederherſtellung der 6 zur Stadt Rom gehörigen Biſthümer verſprochen. Desgleichen wird allen Cardinälen, Biſchöfen, Prieſtern und Laien, welche in Ungnade gefallen waren, die Kaiſerliche Gnade wieder zugeſichert. Dagegen iſt in dem Vertrage keine Rede von der Souverainetät und den Regierungsrechten des Papſtes; über dies ſind ſelbſt die Punkte, welche Bewilligungen enthalten, ſo gefaßt, daß ſie eine verſchiedene Auslegung zuließen; zu dem ward im Eingange geſagt, daß die verabredeten Artikel nur die Grundlage einer definitiven Uebereinkunft ſeyn ſollten, bei deren Feſtſetzung manches immer noch anders beſtimmt werden konnte. Dies ſogenannte Concordat war alſo in der That nur ein zum Scheine geſchloſſener trügeriſcher Contrakt, in den Napoleon, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, nur ſo lange einging, bis die veränderte Lage der Umſtände ihm erlaubte, entweder eine willkührliche, ſeinen Abſichten gemäße Deutung davon zu geben, oder ihn gänzlich wieder aufzuheben, und man vernahm eine leere franzöſiſche Phraſe, als er durch ſeine Redner der Geſetzgebungsſtelle ankündigen ließ: „Das Concordat von Fontainebleau habe den Streitigkeiten in der Kirche ein Ende gemacht.“ Kein Artikel deſſelben wurde vollzogen. Der Papſt blieb in Frankreich, und ward erſt nach dem Decrete vom 10. März 1814 nach Italien zurück geführt. Keiner der gefangenen Biſchöfe wurde ſeines Verhaftes ledig. So blieben die Sachen, bis Napoleons Sturz erfolgte. Von nun an war von dem Vertrage von Fontainebleau keine Rede mehr; auch wurden viele frühern Anſtände dadurch erledigt, daß der Papſt wieder in die ehemals beſeſſenen weltlichen Rechte eintrat. Indeſſen iſt dadurch die Abſchließung eines neuen Concordats mit der franzöſiſchen Kirche nicht entbehrlich geworden. Denn dieſelbe iſt noch in der nämlichen Verfaſſung, in die ſie durch die Revolution gebracht worden, und es finden ſich in ihr eine Menge Unordnungen und Zerrüttungen, denen geſteuert werden muß. Der bekannte Sinn der Bourbons läßt nicht daran zweifeln, daß ſie hierin dem Papſte mit großer Bereitwilligkeit entgegen kommen werden; und ſo läßt ſich erwarten, daß auch hier alles ausgeglichen, und die Verhältniſſe der gallikaniſchen Kirche, ſo viel die Umſtände es erlauben, wieder werden hergeſtellt werden. — Auch die deutſche katholiſche Kirche iſt während dieſer ſtürmiſchen Zeit, beſonders ſeit dem Jahre 1802 durch die Säculariſationen der geiſtlichen Gebiete, die daraus erfolgte Erledigung vieler Biſthümer, die Verluſte, die das Kirchengut allenthalben erlitten, und die von den Regierungen befolgten, dem hierarchiſchen Syſteme zuwider laufenden Grundſätze beinahe in eine gänzliche Auflöſung gerathen, welche die Wiederherſtellung eines ordnungsmäßigen Zuſtandes dringend fodert. Zwar wurden ſeit dem

J. 1808. zwiſchen dem römiſchen und verſchiedenen deutſchen Höfen Unterhandlungen über die neuen Anordnungen der kirchlichen Verhältniſſe eröffnet, die aber zu keinem Reſultate führen konnten, weil gerade zu dieſer Zeit die Spannung zwiſchen Rom und Napoleon einen ſo hohen Grad erreicht hatte, daß ein Abſchluß mit dem Papſte nicht mehr räthlich oder auch thunlich war. So dauerte denn die Zerrüttung bis auf die jetzige Zeit fort, und die deutſche katholiſche Kirche erwartet ihre neue Organiſation von den Verhandlungen, welche zur Beſtimmung der deutſchen Angelegenheiten überhaupt, in Frankfurt werden eröffnet werden. N.

Concordia, die Göttin der Eintracht. Ihr waren in Rom mehrere Tempel erbaut und jährlich wurde ihr ein Feſt am 16ten Januar gefeiert.

Concordien-Formel (Formula concordiae), wird eins der wichtigſten ſymboliſchen Bücher der proteſtantiſchen Kirche genannt, welches auf Veranſtaltung des Churfürſten Auguſt von mehreren der angeſehenſten Theologen entworfen und endlich 1577 in Kloſter-Bergen bei Magdeburg vollendet wurde. Längſt ſchon hatte Churfürſt Auguſt Verdacht wegen heimlicher Anhänger der Lehren des Calvin; und als er hierin bei der veranſtalteten Kirchenviſitation noch mehr beſtärkt wurde, hielt er ein Concordien-, d. h. ein Einigungs-Buch (welches die Einigkeit der Lehre unumſtößlich befeſtigen ſollte), fürs beſte, um den verſchiedenen Religionsgährungen ein Ende zu machen. Zwölf Theologen wurden nach Lichtenberg berufen, und bei der hierauf zu Torgau veranſtalteten Verſammlung wurde das nähere unterſucht und ausgemacht, und zuletzt in der Verſammlung in Berga vollendet, worauf denn auch eine feierliche Unterſchrift von mehreren Churfürſten, Fürſten, Grafen, Reichsſtädten ꝛc. erfolgte, und dieſelbe 1580 gedruckt wurde. Dem Churfürſten ſoll dieſe Angelegenheit 80,000 Thlr. gekoſtet haben.

Concret, ein logiſches Kunſtwort. Stellt man ſich gewiſſe Eigenſchaften als eben an einem Gegenſtande befindlich vor, ſo betrachtet man ſie, nach der Sprache der Philoſophen, in concreto; denkt man ſie aber abgeſondert im Verſtande und nicht als an einem Gegenſtande befindlich, ſo betrachtet man ſie in abstracto; z. B. ein gerechter Menſch iſt eine concrete Vorſtellung, die Gerechtigkeit aber iſt ein abſtracter Begriff. Es ſind alſo concret die Anſchauungen individueller Gegenſtände, oder doch ſolcher allgemeinen Begriffe, die zunächſt an das Individuelle gränzen. F.

Concubinat heißt die Verbindung eines Mannes mit einer Beiſchläferin. Daß eine ſolche Verbindung nach dem Naturrechte erlaubt ſey, iſt eben ſo einleuchtend, als daß es dem Staate frei ſtehe, ſie durch beſondere Geſetze zu verbieten. Bei den Römern war das Concubinat weder unerlaubt noch ſchimpflich. Es wurde vielmehr durch die Lex Julia und durch die Lex Papia Poppaea unverheiratheten Männern förmlich erlaubt, jedoch mit der Beſtimmung, daß es ſich auf eine einzelne Beiſchläferin beſchränke, und daß nur Weibsperſonen von niedriger Herkunft, als Freigelaſſene, Schauſpielerinnen und dergl., nicht aber Frauenzimmer, an denen das Verbrechen der Schändung begangen werden konnte, dazu gewählt würden. Die im Concubinat erzeugten Kinder galten nicht für rechtmäßig, ſondern hießen natürliche. Mit Einführung des Chriſtenthums hörte das Concubinat auf und ſchon Conſtantin der Große gab Geſetze dagegen. Bei den Griechen war das Concubinat ſelbſt verheiratheten Männern erlaubt; auch war die Zahl

der Beiſchläferinnen nicht beſchränkt. Das neue franzöſiſche Geſetz erlaubt dem Ehemanne das Concubinat ebenfalls, nur darf er die Beiſchläferin nicht in dem Hauſe halten, das er mit ſeiner Frau bewohnt.

Concurs, eigentlich der Zuſammenlauf, uneigentlich das Zuſammentreten der Gläubiger, um ſich in das Vermögen eines Schuldners nach dem Verhältniß ihrer Foderungen zu theilen (concursus creditorum). Dieſer Fall kann nur eintreten, wenn der Schuldner mehr ſchuldig iſt, als er beſitzt. Es wird der Concurs eröffnet, d. h. man ladet die Gläubiger ein, ſich mit ihren Schuldfoderungen zu melden. Concursmaſſe iſt das noch übrige geſammte Vermögen eines Schuldners, worein ſich die Gläubiger theilen ſollen. Concursprozeß iſt das in ſolchen Fällen übliche rechtliche Verfahren. (Vergl. Falliment.)

Concuſſion, Gelderpreſſung, Plackerei, crimen concussionis, das Verbrechen, wenn eine obrigkeitliche Perſon einen Geringern durch falſche Beſchuldigung eines Laſters, durch angedrohte Beſtrafung oder andere Gewaltthätigkeiten in Furcht ſetzt, oder die Juſtiz übermäßig verzögert, um Geld zu erpreſſen.

Condamine (Charles Marie de la), St. Lazarus-Ritter, Mitglied der Académie française und der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, wie auch der königlichen Akademien zu London, Berlin, St. Petersburg, Nancy und des Inſtituts zu Bologna, war zu Paris im J. 1710 geboren und ſtarb daſelbſt den 4ten Febr. 1774. Mit einem feurigen Geiſte und einem kraftvollen Körper ergab ſich La Condamine in ſeiner Jugend dem Vergnügen; bald aber entſagte er demſelben, ſo wie der ſchon betretenen militäriſchen Laufbahn, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Er unternahm verſchiedene Reiſen, die ihn mit Kenntniſſen bereicherten. Nachdem er auf dem mittelländiſchen Meere die Küſten von Aſien und Afrika beſucht hatte, wurde er im J. 1736 mit Godin und Bouguer gewählt, um durch eine in Peru vorzunehmende Vermeſſung die Geſtalt der Erde zu beſtimmen, deren Abplattung gegen die Pole durch ſeine Bemühungen außer Zweifel geſetzt wurde. (S. Geſtalt der Erde.) Zugleich machte er hier die Entdeckung, daß die Berge ſchwere Körper anziehen und ihnen eine andere Richtung geben, als ſie nach dem einfachen Geſetze der Schwere nehmen würden; eine Wahrheit, die nachher von Maskeline und Cavendiſh beſtätigt worden. Nachdem Condamine in Amerika ſeine Arbeiten, unter Beſiegung von tauſend Schwierigkeiten und Gefahren, vollendet hatte, kehrte er nach einer achtjährigen Abweſenheit in ſein Vaterland zurück, und begab ſich bald darauf nach Rom, wo der Papſt Benedict XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm die erbetene Diſpenſation gab, um ſich mit einer ſeiner Nichten verheirathen zu dürfen. Dieſe Ehe, welche er in ſeinem 55. Lebensjahre ſchloß, machte ſein Glück; denn ſie verband ihn mit einer Frau, die mit einem gebildeten Geiſte und einem gefühlvollen Herzen ihre ganze Sorgfalt anwandte, ſeiner ſchwachen Geſundheit zu pflegen, und ihn für manche Kränkung, die er erfahren mußte, zu tröſten. Denn ſein Ehrgeiz und die Lebhaftigkeit ſeines Charakters zogen ihm manche Streitigkeit zu; er antwortete jedem Tadel, fand ſich durch jedes Lob geſchmeichelt, und verachtete auch die Stimme verächtlicher Menſchen nicht. Seine Wißbegierde konnte weder durch Gefahren, noch durch Abſcheu und Entſetzen zurückgehalten werden. Man erzählt davon folgende Anekdote. Bei der Hinrichtung Damiens miſchte er ſich, um keinen Umſtand dieſer ſchrecklichen Todesart unbeobachtet zu laſſen, unter die dabei beſchäftigten Henker. Man

wollte ihn zurückweiſen, aber der oberſte derſelben, welcher Condamine kannte, verhinderte es mit den Worten: Laissez Monsieur, c'est un amateur. Seine Hauptwerke ſind ſeine Reiſebeſchreibung, und ſeine Schriften über die Geſtalt der Erde und über die Vermeſſung dreier Grade des Meridians. Außerdem hat er mehrere Memoiren über die Pockenimpfung geſchrieben, deren Verbreitung er mit großem Eifer zu befördern bemüht war.

Condé (Louis de Bourbon, Prinz von), mit dem Zunamen der Große, geb. 1621, einer der größten Feldherrn des ſiebzehnten Jahrhunderts, war von einer mehr als mittelmäßigen Größe, fein, voll Leichtigkeit und Anmuth; er hatte eine breite Stirn, eine Adlernaſe, große, blaue, durchdringende Augen; und wiewohl der untere Theil ſeines Geſichts der Schönheit der übrigen Züge nicht entſprach (er hatte einen zu großen Mund und hervorſtehende Zähne), ſo war doch über ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen eine Größe, ein Adel und ein Stolz verbreitet, welcher unwillkürlich Jeden dahinriß. So lange ſein Vater lebte, hieß er Herzog von Enghien, welchen Namen er durch die Schlacht von Rocroi verewigte, die er in einem Alter von 22 Jahren wider die Spanier gewann. Nachdem er den Abend zuvor alles für die Schlacht angeordnet hatte, ſchlief er ſo feſt ein, daß man ihn, als die Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er ſich als Sieger: er war ſo glücklich, eine Niederlage des Marſchalls von Turenne wieder gut zu machen; er belagerte (1646) im Angeſicht der ſpaniſchen Armee Dünkirchen, und brachte dieſen Platz zuerſt an Frankreich. Nicht weniger glücklich, als er gegen Frankreichs auswärtige Feinde war, war er bei Stillung eines bürgerlichen Kriegs, der durch den Miniſter Mazarin veranlaßt worden war, welcher ſich nachher an Condé wandte. Eiferſüchtig auf den Ruhm des Prinzen und ſeinen Stolz fürchtend, ließ Mazarin ſeinen Befreier im Jahre 1650 zu Vincennes gefänglich einziehen, und gab ihm erſt nach einem Jahre ſeine Freiheit wieder. Der beleidigte Condé trat jetzt in Unterhandlungen mit Spanien, und focht mit ſolchem Glücke wider ſein Vaterland, daß er nach Paris gehen konnte. Er bemächtigte ſich der benachbarten Plätze, indeß ſich Turenne der Hauptſtadt näherte, ſich mit ihm zu meſſen. Beide Feldherrn ſchlugen ſich den 2. Juli 1652 bei der Vorſtadt St. Antoine ſo tapfer, daß der Ruhm eines jeden dadurch vergrößert wurde. Kurze Zeit darauf wurde Friede geſchloſſen, welchem jedoch Condé nicht beitrat, ſondern ſich in die Niederlande begab. Der pyrenäiſche Friede im J. 1659 gab endlich Frankreich den großen Condé wieder; die Furcht vor ihm bewog Mazarin, in ſeine Wiedereinſetzung zu willigen. Condé focht jetzt mit gleichem Glücke wie ehedem für ſein Vaterland. Nach Turenne's Tode im J. 1675 ſetzte er den deutſchen Krieg fort. Ludwig XIV. erinnerte ihn einſt, in einem ſeiner Feldzüge in Flandern an ſeine ehemalige Verbindung mit Spanien, und ſagte: „ohne Sie wäre dieſes ganze Land mein.“ Condé erwiederte: „O Sire, Sie verſprachen mir ja, nicht mehr davon zu reden.“ Das Podagra nöthigte Condé endlich, ſich auf ſein ſchönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete. Hier beſuchten ihn Corneille, Boſſuet, Racine, Boileau, Bourdaloue und erfreuten ſich der geiſtreichen Unterhaltung des Prinzen eben ſo ſehr, als dieſer ſich der ihrigen. In der Kirche des heil. Ludwig zu Paris wurde ihm ein Monument errichtet. Chantilly, deſſen Marſtälle die ſchönſten in Europa ſind, und wo man noch des großen Condé Degen

zeigt, wurde während der Revolution durch Räuberbanden und die Einwohner der benachbarten Gegend verwüſtet.

Condé (L. J. von Bourbon, Prinz von), geb. den 9. Auguſt 1736, vermählt den 3. Mai 1753 mit einer Prinzeſſin Rohan Soubiſe, die ſieben Jahr darauf ſtarb. Er that ſich noch ſehr jung ſchon in der militäriſchen Laufbahn hervor, und commandirte mit Glück im ſiebenjährigen Kriege. Schon am 16. Juli 1789 verließ er Frankreich und proteſtirte im September 1790 in einem Manifeſte gegen die franzöſiſche Conſtitution. Ungefähr um dieſe Zeit war es, als man ſein prächtiges Schloß Chantilly verwüſtete, und die Kanonen, welche es zierten, wegführte. Trotz aller Drohungen der Nationalverſammlung, daß ſeine Güter eingezogen werden ſollten, und der eignen Einladung des Königs, konnte ſich der Prinz nicht entſchließen, nach Frankreich zurückzukehren. Er fing vielmehr an, ein Corps Ausgewanderter um ſich zu ſammeln, mit dem er im October 1793 zu Bartsheim, im October 1796 zu Biberach und den 24. dieſes Monats zu Steinſtadt ſchlug. 1797 nach dem Frieden zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ging er in ruſſiſche Dienſte, ſein Corps cantonnirte in Polen und er begab ſich ſelbſt nach Petersburg, wo ihn Paul I. auf eine Art empfing, welche bewies, daß er ſich der ehemaligen Aufnahme des nordiſchen Grafen in Chantilly erinnerte. Er wurde von dem Kaiſer mit der Herrſchaft Dubno beſchenkt, wo er ſich aufhielt, bis das Intereſſe der zweiten Coalition ihn von neuem an den Rhein rufte. Als die ruſſiſche Armee 1799 nach der Schweiz marſchirt war, folgte ihr Condé und erſchien nur einen Augenblick, um Zeuge des Unſterns der öſterreichiſch-ruſſiſchen Armee zu ſeyn. Da Paul I. ſich hierauf von der Coalition trennte, trat die Armee Condé's in engliſchen Sold und machte mit den Oeſterreichern den Feldzug von 1800, worauf ſie entlaſſen wurde. Ihr Anführer ließ ſich in England nieder, wo er mit ſeiner Familie die Abtei Amesbury bewohnte und von England eine Penſion von 100,000 Livres genoß, bis ihm die im J. 1814 eingetretnen Veränderungen erlaubten, nach Frankreich zurückzukehren. Seine erſte Gemahlin war Charlotte, Tochter des Herzogs Karl von Rohan-Soubiſe. Seine jetzige zweite Gemahlin iſt Katharine Brignole, ehemals vermählte Fürſtin von Monaco. Sein Sohn, Ludwig Heinrich Joſeph, Herzog von Bourbon, geb. den 13. April 1756, war vor der Revolution Oberhofmeiſter, des königlich franzöſiſchen Hauſes, und Gouverneur von Champagne und Brie, dann ſeit Sept. 1797 in ruſſiſchen Kriegsdienſten und Inhaber eines zum condéiſchen Corps gehörigen, nachher in engliſchen Sold genommenen Grenadierregiments. Er verließ ebenfalls ſchon am 16. Juli 1789 Frankreich und lebte bis 1814 auch in England, wo er eine Penſion von 80,000 L. genoß. Seine Gemahlin war Mathilde, die einzige Tochter des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans, von der er aber, nach einer zehnjährigen Ehe, 1780 geſchieden wurde. Deſſen Sohn, alſo der Enkel Condé's, geb. den 2. Auguſt 1772, Inhaber eines zum condéiſchen Corps gehörigen, nachher in ruſſiſche Dienſte, und ſodann in engliſchen Sold genommenen Cavallerieregiments, lebte 1801 zu Windiſch Feiſtritz in Steiermark, und 1802 und 1803 zu Ettenheim, genoß von England eine Penſion von 60,000 Livres, wurde völkerrechtswidrig zu Ettenheim 1804 von franzöſiſchen Truppen aufgehoben, vor ein Kriegsgericht geſtellt und zu Vincennes bei Paris den 22. März 1804 arquebuſirt.

Condenſation, die Verdickung oder Verdichtung. Condenſator heißt in der Phyſik ein Werkzeug zur Vereinigung der zerſtreu-

ten electriſchen Materie, wie auch ein andres zur Sammlung oder Einengung der Feuertheile oder der Wärme; im erſtern Sinne der Verdichter oder Einenger, im zweiten der Wärmeſammler.

Condillac (Etienne Bonnot de), Mitglied der Académie française und der berliner Akademie, Abt von Mureaux, ehemaliger Lehrer des Infanten Don Ferdinand, Herzogs von Parma, war gegen das Jahr 1715 zu Grenoble aus einer edeln Familie geboren und ſtarb auf ſeinem Landgute zu Flux bei Vangenci, den 25ſten Aug. 1780. Ein großer Verſtand, ein ſicheres Urtheil, eine reine und tiefe Metaphyſik, eine eben ſo ausgewählte als ausgebreitete Literatur, ein feſter Charakter, ernſte Sitten ohne Rauhigkeit, ein etwas ſentenziöſer Ton, mehr Philoſophie als Gefühl und Phantaſie, das ſind die Hauptzüge zu einem Gemälde des Abts Condillac. Man hat in drei Bändchen unter dem Titel ſeiner Werke ſeinen Essai sur l'origine des connoissances humaines, ſeinen Traité des sensations, ſeinen Traité des systèmes geſammelt; Werke, die an neuen, richtigen und ſcharfſinnigen Ideen reich, mit Klarheit geſchrieben und mit Gründlichkeit gedacht ſind, und in welchen der philoſophiſche Ton als die natürliche Sprache des Verfaſſers erſcheint. Sein Cours d'études, den er zum Unterricht ſeines fürſtlichen Zöglings ſchrieb, verdient ebenfalls Lob; nur möchte man in dem hiſtoriſchen Theil mehr Lebhaftigkeit und einen mehr abſchildernden Styl wünſchen. Dieſes Buch, welches Menſchenliebe athmet, iſt nicht in dem eindringenden Ton geſchrieben, welchen Fenelon ſich anzueignen verſtand. Seine Erzählung iſt ſchwach, trocken und oft gemein. Sämmtliche Werke, zu denen noch ein Traité des animaux, eine Logique und v. a. gehören, ſind 1798 zu Paris in 23 Bänden neu gedruckt worden.

Condorcet, (Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de) ſtammte aus einem alten, ſchon im zehnten Jahrhundert bekannten Geſchlechte, und wurde 1743 zu Ribemont in der Picardie geboren. 1758 kam er nach Paris und ſtudirte im College Navarre. 1769 wurde er in die pariſer Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, und 1773 zum beſtändigen Secretär ernannt. Vor der Revolution machte er ſich durch einige bedeutende philoſophiſche und mathematiſche Schriften berühmt, und während derſelben ſpielte er eine wichtige Rolle. Anfangs nahm er ſich der Sache der Freiheit bloß durch Schriften an. So gab er 1790 und 1791 in Verbindung mit Peyſſonel und Chapelier eine Bibliothèque des principaux ouvrages françois et étrangers sur la politique en général, la législation, les finances, la police etc. heraus. Deutlicher noch, als in dieſem Werke, legte er in der Schrift: de la République, Paris 1791, ſeine republikaniſchen Geſinnungen an den Tag. Seine Feinde wollen behaupten, daß er ehemals am Hofe im Staube gekrochen ſey, und daß ſich ſein Republikanismus erſt von dem Augenblicke an gezeigt habe, da ihm die Hofmeiſterſtelle beim Dauphin, um die er angehalten, verweigert worden. Dem ſey, wie ihm wolle, er wurde 1791 Jakobiner und zeigte ſich als einen ſo warmen Volksfreund, daß ihn das Departement von Paris zum Mitgliede der Legislatur, und das Departement de l'Aisne zum Deputirten beim Nationalconvent erwählte. Er ſchloß ſich nun an die Partei der Girondiſten, und der Entwurf zur erſten republikaniſchen Conſtitution, die er dem Convent am 15. und 16. Februar 1793 in einer ſehr metaphyſiſchen Rede vorlegte, war größtentheils ſein Werk, wurde jedoch nicht angenommen. Am 31. Mai 1793 theilte er das unglückliche Schickſal der Girondiſten. Er wurde geächtet, entzog ſich der Wuth ſeiner Feinde eine Zeit lang durch die Flucht, und im Begriffe, ent-

deckt zu werden, vergiftete er ſich in Bourg la Reine im Jahre 1794. Das Nähere über die letzten Schickſale dieſes merkwürdigen Mannes iſt höchſt intereſſant. Nach ſeiner Aechtung hielt er ſich einige Monate zu Paris in dem Hauſe einer großmüthigen Frau, der Wittwe de Vernet, die ihn nicht kannte, verborgen; als man aber im März 1794 die Hausſuchung fürchtete, verließ er ſeinen Zufluchtsort. Er brachte die erſte Nacht auf freiem Felde in der Ebene von Montrouge zu, den andern Morgen ging er zu ſeinem alten Freunde und Collegen Suard nach Fontenai; aber unglücklicher Weiſe war dieſer auf zwei Tage nach Paris gegangen. Condorcet brachte die eine Nacht in einem Steinbruche, die andere unter einem Baume auf freiem Felde zu. Den dritten Tag fand er ſeinen Freund. Er hatte in 24 Stunden nichts gegeſſen, war ganz erſchöpft und hatte eine Wunde am Fuße. Nachdem er etwas Nahrung zu ſich genommen, wurde unter ihnen verabredet, daß er ſich, damit die Dienſtboten im Hauſe nichts von dieſem gefährlichen Geheimniſſe erfahren möchten, wieder wegbegeben, und in der Nacht zurückkommen ſolle, wo ihn ſein Freund ganz allein empfangen und mit mehr Sicherheit verbergen könne. Er mußte dieſen Tag über auf dem Felde bei Clamar, in der Nähe von Meudon, herumirren, und wagte es unglücklicher Weiſe, in ein Wirthshaus zu gehen, wo er ſich einen Eierkuchen beſtellte. Wie viel Eier ſoll ich dazu nehmen? fragte ihn die Wirthin. Vielleicht hing an der Beantwortung dieſer Frage Condorcets Leben. Mettez y une douzaine, ſagte er. Dieſe Antwort machte ihn, nach der Theorie der Revolutionsmänner, einem anweſenden Mitgliede des Comité révolutionaire von Clamar verdächtig, der nach ſeinem Paſſe fragte, und ihn zwang, nach dem Comité zu kommen, von wo er nach dem Diſtricte Bourg la Reine gebracht wurde. Er kam daſelbſt zu ſpät an, um noch verhört zu werden, und wurde daher unter dem Namen Peter Simon in ein Gefängniß gebracht. Den andern Tag fand man ihn todt. — Auf dieſer ſeiner Flucht arbeitete er noch an einem Werke, welches unter dem Titel: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, nach ſeinem Tode erſchienen iſt. Eins der merkwürdigſten Bücher, wenn man die Umſtände, unter welchen es entſtand, erwägt! „Es iſt ein großes und erhabenes Schauſpiel," ſagt ein Kunſtrichter davon, „ein Schauſpiel der Gottheit würdig, einen Weiſen mit ganzer Seele dem Unglück entgegenkämpfen zu ſehen. Aber ein noch erſtaunenswürdigeres Schauſpiel iſt das eines Weiſen, der nach dreißigjährigen Beſchäftigungen mit den tiefſinnigſten Wiſſenſchaften; der, nachdem er ſein ganzes Leben dem Glücke der Menſchheit gewidmet hat, jetzt geächtet herumirrt, nirgends eine Freiſtatt findet; der ſich in unterirdiſche Höhlen oder in die Einſamkeit dichter Wälder verbergen muß, dennoch alle ſeine fruchtloſen Arbeiten, ſeine Verfolger, den Undank der Menſchen und ſeine Leiden vergißt; der ganz ohne Bücher, ohne alle und jede literariſchen Hülfsmittel, ohne Freund, ohne Hülfe, ohne Sicherheit, bloß im Reichthume ſeines Innern und ſeiner Erinnerungen mit feſter und kühner Hand ein dauerhaftes und groß gedachtes Denkmal zum Ruhme des menſchlichen Geiſtes entwirft, den Gang, den dieſer genommen, und die Veränderungen, die er erlitten hat ſeit Jahrtauſenden, mit herrlichen Zügen darzuſtellen weiß; der auch auf der höchſten Stufe des Unglücks noch immer über das Glück derſelben Menſchen, die ihn ſo ungerecht verfolgen, nachſinnt, und der in der Schilderung der möglichen und wahrſcheinlichen künftigen Entwickelung des menſchlichen Geiſtes den Preis ſeiner Anſtrengungen, ſeiner lebenslänglichen Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaf-

ten, den Troſt ſeiner Leiden, die Vergeſſenheit der Irrthümer, der Verbrechen und der Ungerechtigkeiten, welche die Erde verheeren und beflecken — findet." Seine Manuſcripte wurden nach ſeinem Tode von dem Banquier Siveking in Hamburg der Witwe Condorcet für eine bedeutende Summe abgekauft, und erſchienen dann bei Vieweg in Braunſchweig, der ſolche in Paris drucken ließ, 1805 in 22 Bänden.

Conductor, in der Naturlehre, der Leiter an der Electriſirmaſchine, der die empfangene Electricität wieder mittheilt.

Confeſſion, das Glaubensbekenntniß, wie z. B. die augsburgiſche Confeſſion. Auch eine Glaubenspartei, z. B. die drei chriſtlichen Confeſſionen, die römiſch-catholiſche, evangeliſche und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der catholiſche Prieſter zu Anfang des Gottesdienſtes, oder der Meſſe, vor dem Altare ablegt.

Confirmation heißt der Gebrauch der Proteſtanten, den die catholiſche Kirche Firmung oder Firmelung (ſ. d. Art.) nennt. Die Reformatoren hatten die Firmung, weil ſie die Wirkung der Taufe zu verkleinern ſchien, ganz abgeſchafft. Da man aber doch die Nützlichkeit einer religiöſen Feier zur Erneuerung des Taufbundes der Catechumenen vor dem erſten Genuſſe des heiligen Abendmahls einſehen mußte, wurde ſie ſpäter mit Hinweglaſſung der Salbung (ſ. d. Art. Chrisma) unter den Proteſtanten wieder eingeführt. Dies geſchah ſchon zu Ende des 16ten Jahrhunderts in Heſſen und Brandenburg und im 17ten Jahrhundert, beſonders durch Speners Eifer, auch in andern proteſtantiſchen Ländern. Als eine öffentliche kirchliche Handlung, die alljährlich mit den Catechumenen einer Parochie zugleich gehalten wird, kam ſie aber erſt ſeit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch. Weſentlich iſt dabei außer einer vorhergehenden Prüfung der Religionskenntniſſe der Catechumenen die Ablegung ihres Glaubensbekenntniſſes, um ihren Taufbund zu erneuern und die darauf mit Gebet und Händeauflegen durch die Prediger zu verrichtende Einſegnung. In den letzten Decennien hat man viel gekünſtelt, um ſie recht feierlich zu machen und hier und da eine Mannichfaltigkeit imponirender ſymboliſcher Handlungen dabei anzubringen geſucht, die bisweilen in theatraliſchen Pomp ausartete. Der Zweck der Confirmation aber, den jungen Chriſten eine Weihe ihrer nun mit ſelbſtſtändiger Thätigkeit zu erſtrebenden religiöſen und moraliſchen Mündigkeit zu geben und der Charakter des Proteſtantismus erfodert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Geſänge — in denen man am ſchicklichſten die Confirmanden mit der Gemeinde abwechſeln läßt —, um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um ſo nachhaltiger zu ihrer Beſſerung wirken wird, je mehr ſie ſich auf ihre eigene Einſicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet; und dieſe hängt wiederum hauptſächlich von der Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab. E.

Conföderation, eine Verbindung, daher: ſich conföderiren, ſich unter einander verbinden. — Dies Wort und ſeine Bedeutung hatte in den letzten Zeiten ein erneutes Intereſſe erhalten durch die rheiniſche und die polniſche Conföderation, welche als Ausflüſſe des ſeit Napoleons Thronbeſteigung ſich geltend gemachten franzöſiſchen Föderativ-Syſtems zu betrachten ſind, und eine ſo große Rolle in dem erhabenen Trauerſpiele, das Europa bis 1814 darſtellte, behaupten. Die nordamerikaniſche Conföderation ward für Amerika gleich wichtig und der Einfluß, den die Angelegenheiten des durch ſie gebildeten Staates auf die europäiſchen nach und nach immer mehr

erhalten haben, ſo daß die Intereſſen beider Erdtheile jetzt faſt zuſammenfließen, darf nicht erſt zergliedert werden. Das Bild der Geſchichte zeigt dies in ſtarken Zügen, die wir in den Artikeln **Rheinbund**, **Polen** (Warſchau) und **Nordamerika** darſtellen wollen. —

Confrontiren, Confrontation. Man verſteht darunter die gerichtliche Handlung, wenn Perſonen, deren Ausſagen über eine gewiſſe That oder Sache von einander abweichen, einander perſönlich entgegengeſtellt und zuſammen verhört werden, um die Wahrheit deſto ſicherer herauszubringen.

Confucius oder **Con-fu-tſe**, welcher, wie Moſes, Zoroaſter und Mohammed, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert hat und nach Jahrtauſenden noch von ſeinem Volke geehrt und in Europa wie in Aſien mit Achtung genannt wird, lebte um das J. 497 nach Chriſti Geburt. Er war aus königlichem Geſchlechte entſproſſen, ward in dem Königreiche **Lou** (welches gegenwärtig unter dem Namen Schang-tong, eine Provinz des damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chineſiſchen Reichs ausmacht) geboren, bekleidete eine Zeit lang an dem Hofe des Königs dieſes Reichs die Würde eines Mandarin, verließ aber dieſe Würde, als der König ſeinen Rathſchlägen nicht mehr folgen wollte, ging in das Königreich **Sum** und trat hier als Sittenlehrer auf. In ſeinem ganzen Leben erſcheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiſer, welcher weder die beſtehenden Verfaſſungen umſtürzen, noch durch Betrug Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen erlangen, ſondern nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte. Er lehrte in den Städten und an den Höfen der Fürſten, viele ſammelten ſich um ihn, und er ward der Stifter einer zahlreichen Secte, welche noch in China fortdauert, ſich aber niemals über die Gränzen dieſes Reichs ausgebreitet hat. Seine Religionsmeinungen ſind ſehr ungewiß und ſtreitig und es ſcheint nicht, daß er den unter ſeinem Volke herrſchenden Glauben verändert und gereinigt habe. Das indeß kann man mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er die Unſterblichkeit der Seele lehrte und den ſchon unter den Chineſen herrſchenden Glauben an das Loos und an die Wahrſagung, ſo wie die Verehrung gewiſſer Geiſter, welche als Beſchützer und Wohlthäter über die Elemente und die verſchiedenen Theile der Erde wachten, billigte und fortpflanzte. Gewiß iſt es, daß er ſeinen Schülern die Verehrung der Vorfahren zur Pflicht machte. Mehr als von ſeiner Religionslehre wiſſen wir von ſeiner Moral, und als Sittenlehrer war er beſonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menſchliche Herz erforſcht und ſeine Sittenlehre umfaßt alle Verhältniſſe des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendſte Weiſe lehrt er allgemeine Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit und Redlichkeit, und die Beobachtung der einmal eingeführten Ceremonien und Sitten, weil es rathſam ſey, daß die, welche zuſammenleben, auf einerlei Weiſe leben, und Vortheile und Beſchwerden theilen. Bald wirft er ſeinen Blick auf das Alter und gebietet Ehrerbietung gegen daſſelbe; bald kehrt er ihn auf die Kinder und lehrt, wie man die erwachenden Neigungen lenken und die aufkeimenden Leidenſchaften unterdrücken ſolle; bald redet er von den friedlichen Tugenden des häuslichen Lebens; bald ermahnt er den Monarchen, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit zu üben. Auch pries er das Glück der Freundſchaft und lehrte die Beleidigungen verzeihen. Weniger Beifall verdient er als Geſetzgeber; denn indem er alles auf die väterliche Gewalt und auf die kindliche Liebe zurückführt, vergißt er zu ſehr, daß es nicht genug iſt, auf die Sit-

ten der Bürger zu wirken, ſondern daß auch ihre Rechte geſichert werden müſſen. Die Gränzen der väterlichen Gewalt dehnte er unläugbar zu weit aus, indem er den Aeltern ſogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugeſtand, und es war eine, ſeiner Weisheit unwürdige Sophiſterei, wenn er ſagte, da die Kinder ſich ſelbſt verkaufen könnten, ſo dürfe man nicht Bedenken tragen, eben dieſ.. Recht auch den Urhebern ihres Daſeyns zuzugeſtehen. Vornehmlich irrte Confucius darin, daß er die Geſetzgebung nur als einen Zweig der Moral betrachtete und ſich daher begnügte, allgemeine Vorſchriften zu geben. Auch hinderte ihn die Achtung gegen die frühern Geſetzgeber ſeines Volks, in eigene Unterſuchungen einzugehen, er ließ es lieber bei den Ausſprüchen dieſer berühmten Männer bewenden, deren Schüler er ſich nannte. Sehr beifallswerth war es, daß er zur Ehe nachdrücklichſt ermunterte und den Ackerbau empfahl; den Handel aber, ohne ihn ganz zu unterſagen, begünſtigte er weniger. Unter den Schriften, welche ihm zugeſchrieben werden, iſt der Schuking oder Schan-Schu die wichtigſte; doch iſt ungewiß, ob dieſe Schrift in allen ihren Theilen von ihm herrührt. Vergleicht man Confucius, Mohammed und Zoroaſter mit einander, ſo hat Mohammed als Religionsſtifter, Zoroaſter als Geſetzgeber, Confucius aber als Sittenlehrer den Vorzug. Noch dauert in China die von Confucius gegründete Secte, welche viele Mitglieder zählt, fort und ſie erweiſ't ihrem Stifter göttliche Verehrung. N.

Confuſion der Rechte tritt ein, wenn Foderung und Schuld, die vorher in zwei oder mehrern Perſonen getrennt waren, ſich in einer und derſelben Perſon vereinigen, z. B. durch Erbſchaft, durch Ceſſion u. ſ. w.

Congo, im weitern Verſtande, auch Nieder-Guinea und Weſt-Aethiopien genannt, begreift alle Länder auf der Weſtküſte von Afrika, welche vom Aequator bis zum 17 1/2 Grad ſüdlicher Breite liegen und enthält außer mehreren kleinern Herrſchaften die Reiche Laongo, Cacongo, Congo, Angola, welche auch einſt unter einem gemeinſchaftlichen Gebieter ſtanden, jetzt aber beſondere Fürſten haben. Der von Laongo iſt unabhängig, die übrigen erkennen den König von Congo als oberſten Gebieter, und dieſer ſteht in Abhängigkeit von den Portugieſen, welche 1494 das Land entdeckten, die Einwohner zum chriſtlichen Glauben zu bekehren ſuchten und 1575 mit den Waffen bezwangen, weil die Könige, des fremden Drucks müde, den angenommenen Glauben verließen und die portugieſiſchen Agenten einſchränkten. Der Fürſt, obgleich er ſeine Würde durch die Wahl der Vornehmen erſt erhält, herrſcht über ſeine Unterthanen unbeſchränkt. Dieſe Vornehmen, eine Art von erblichem Lehnsadel, erregen häufige Unruhen und beherrſchen die ihnen untergebenen Ländereien nach Willkür. Die Einwohner ſind Neger; ſie nennen ſich zwar zum Theil Chriſten, ſind aber in Wahrheit Heiden, welche ein gutes und böſes höheres Weſen verehren und durch ihre Zauberer den Fetiſchendienſt angenommen haben. Man ſchätzt die Größe des Landes auf 5000 Q. M. und die Einwohnerzahl auf 3 Millionen. Das Clima iſt am Tage heiß, die Nächte ſind kalt und feucht. Der Boden trägt eine doppelte Ernte. Producte ſind: Silber, Kupfer, Eiſen, Steine, Korn, weißer Pfeffer, Südfrüchte und verſchiedene Hausthiere; ferner findet man Elephanten, Crocodille, Schlangen u. ſ. w. Die Reſidenz des von den Portugieſen abhängigen Königs iſt S. Salvador und der Hauptort der Portugieſen Laonda S. Paolo.

Congregationen heißen am päpſtlichen Hofe die aus Cardinä-

len und andern Miniſtern des Papſtes beſtehenden Verſammlungen, welche zu Beſorgung gewiſſer Angelegenheiten und faſt für jeden Zweig geiſtlicher und weltlicher Staatsverwaltung Statt finden: dahin gehörte ſelbſt die Inquiſition, die Congregation de propaganda fide, welche letztere ein von den Päpſten eingeſetztes Collegium aus zwölf Cardinälen und einigen Prälaten war, das die Verbindlichkeit auf ſich hatte, für die Ausbreitung des römiſch-catholiſchen Glaubens, namentlich für die Bekehrungsgeſchäfte und Miſſionen, wie auch für die Ausrottung der Ketzereien zu ſorgen.

Congreß wird die Verſammlung der Bevollmächtigten mehrerer kriegführenden Mächte zu Verhandlungen über einen Friedenſchluß genannt. Zu dieſem Behufe wird vorläufig unter den Mächten über folgende Punkte, bisweilen ſelbſt in einem Präliminar-Congreß, verhandelt: 1. über Ort und Zeit der Zuſammenkunft; 2. über die Neutralität des Orts und der umliegenden Gegend; 3. über die Sicherheit der Geſandten und ihrer Couriere; 4. über die Mächte, deren Geſandten zugelaſſen werden ſollen; 5. über Ceremoniel und Bevollmächtigung der Geſandten. Dies ausgemacht, verſammeln ſich die Geſandten auf dem Congreß, wo dann, nach der gewöhnlichen Bewillkommung und Feſtſetzung des Tages, an welchem der Congreß eröffnet werden ſoll, an dieſem beſtimmten Tage zuvörderſt die Vollmachten verleſen und in vidimirten Abſchriften unter den Geſandten ausgewechſelt, oder, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateur) übereingekommen, dieſem übergeben werden. Hierauf beginnen die Conferenzen ſelbſt, entweder unmittelbar unter den Geſandten oder mit dem Vermittler, an einem dazu feſtgeſetzten Orte oder abwechſelnd in den Wohnungen der Geſandten; im Fall ein Vermittler da iſt, in deſſen Wohnung. Schriftlich oder mündlich dauern dann dieſe Verhandlungen fort, bis es entweder dahin gediehen iſt, daß man zur Unterzeichnung eines Tractats ſchreiten kann, oder einſieht, daß der Zweck nicht erreicht werden könne, in welchem Falle der Congreß durch Zurückberufung der Geſandten getrennt wird. Im vorigen Jahrhunderte folgten auf die Congreſſe zu Abo 1743, zu Aachen 1748, zu Hubertsburg 1762 Friedensſchlüſſe; dagegen gingen die zu Cambray 1721 bis 1725, zu Soiſſons 1729, zu Breda 1747, zu Focſani 1772, zu Buchareſt 1773, zu Raſtadt 1797 fruchtlos aus einander. Ueber dieſen letzten, der mit Ermordung der franzöſiſchen Geſandten endete, (ſ. den eigenen Art. Raſtadter Congreß.) Vor ihnen war einer der merkwürdigſten der, welcher den weſtphäliſchen Frieden zur Folge hatte; ſ. Pütters Geiſt des weſtphäliſchen Friedens; über die ſpätern ſ. Moſers Verſuch des neueſten Europ. Völkerrechts, vornehmlich aus Staatshandlungen ſeit 1740. Der merkwürdigſte Congreß in der ältern und neuern Geſchichte iſt ohne Zweifel der, welcher in den Jahren 1814 und 1815 in Wien ſtatt hatte, theils wegen der großen und umfaſſenden Intereſſen, die auf demſelben vermittelt wurden, theils weil alle chriſtliche Souveraine von Europa, und von ihnen viele in eigener Perſon, an demſelben Antheil nahmen. In dem Pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 war (Art. 32.) feſtgeſetzt worden, daß innerhalb einer Friſt von zwei Monaten alle Mächte, welche von beiden Seiten in den Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien zu ſchicken hätten, um in einem Generalcongreß die Anordnungen zu treffen, welche die Verfügungen des Traktats vervollſtändigen ſollten. Der Umfang und die Schwierigkeiten der vorbereitenden Arbeiten erlaubten aber nicht, den Congreß ſo frühe zu eröffnen, als in Pa-

ris verabredet worden war; weßwegen ſein Anfang auf den erſten November verſchoben wurde. Indeſſen vermehrte ſich die Anzahl der Perſonen, welche dieſe große Angelegenheit nach Wien gerufen hatte, ſeit den erſten Tagen des Herbſtes auſſerordentlich, und die Verſammlung wurde ſehr glänzend. Man ſah hier den Kaiſer von Rußland, die Könige von Preuſſen, Dänemark, Baiern und Württemberg, die Kronprinzen von Baiern und Württemberg, die Großherzoge von Baden und Sachſen-Weimar und mehrere andere Souveraine, viele Prinzen von mittelbaren Häuſern, und ein ſehr zahlreiches diplomatiſches Corps, unter dem ſich viele in der Geſchichte unſerer Zeit herrlich glänzende Namen befanden. Für die acht Höfe, welche den Tractat von Paris unterzeichnet hatten, waren folgende Miniſter zum Congreſſe bevollmächtigt: Für Oeſterreich der Fürſt von Metternich und der Freiherr v. Weſſenberg; — für Rußland die Grafen Raſumowsky, v. Stackelberg und v. Neſſelrode; — für Frankreich der Fürſt v. Talleyrand, der Herzog v. Dalberg, der Graf Latour du Pin, und der Graf Alexis Noailles; — für England die Lords Caſtlereagh, (ſpäter von Wellington abgelöſt,) Cathcart, Clancarty und Stewart; — für Preuſſen der Fürſt v. Hardenberg und der Freiherr v. Humboldt; — für Schweden der Graf Löwenhielm; — für Spanien der Chevalier Labrador; — für Portugall der Graf Palmella Souza Holſtein, der Graf Saldanha da Gama, und der Chevalier Lobo de Silveira. Für die deutſchen Angelegenheiten bildeten Oeſterreich, Preuſſen, Baiern, Hannover und Würtemberg einen Ausſchuß, zu deſſen Verhandlungen aber ſpäter auch die Bevollmächtigten der übrigen deutſchen Souveraine und der freyen Städte beigezogen wurden. Der Congreß gab bald in Beziehung auf die Territorial-Verhältniſſe der Staaten große Reſultate, indem er theils neue Anordnungen beſchloß, theils ältere Verträge beſtätigte. Der Kaiſer von Rußland eignete ſich den größten Theil des Herzogthums Warſchau zu, wobei er aber geſchehen ließ, daß Preuſſen das Herzogthum Poſen zurück behielt, und Krakau zu einer freien Stadt erklärt wurde. Der König von Sachſen ward gezwungen, den gröſſern Theil ſeines Landes durch die Aufopferung des geringern zu erhalten. Preuſſen machte mannichfaltige Ländererwerbungen; aber es mußte dabei den Vortheil der Contiguität entbehren. Dieſen Vortheil gewann dagegen das neue Königreich Hannover, mit den anſehnlichen Acquiſitionen, die es machte. Eine beſondere Gunſt ward den Souverainen von Oldenburg, Sachſen-Koburg und Meklenburg-Strelitz erwieſen, indem man ihnen Erwerbungen auf dem linken Rheinufer zuerkannte; gleicher Gunſt erfreute ſich der Großherzog von Sachſen-Weimar, der ſeine alte Gränze beträchtlich erweiterte. Baiern ward im Beſitze von Würzburg und Aſchaffenburg beſtätigt, wofür es ſein Tyrol und Vorarlberg hingegeben hatte. Das Königreich der Niederlande wurde anerkannt, Luxemburg aber dem deutſchen Bunde einverleibt. Die Schweiz erhielt eine Verſtärkung durch drei ihr eher entfremdete Kantone. Genua ward dem Könige von Sardinien, Modena und Toscana ihren alten Regentenhäuſern, Parma der Erzherzogin Marie Louiſe gegeben, und Lucca der Infantin Marie Louiſe von Spanien überwieſen. Der Kirchenſtaat ward hergeſtellt, und Ferdinand IV. wurde wieder König beider Sicilien. Ein herrlicher Länderumfang ward Oeſterreich im Italieniſchen Norden zu Theil. Olivenza ſollte an Portugall, Guiana an Frankreich zurückgegeben werden. — So hohes und mannigfaltiges Intereſſe dieſe Verfügungen über

den Länderbeſtand der Staaten darboten, ſo war die Aufmerkſamkeit doch nicht weniger auf die Organiſation der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe von Deutſchland geſpannt, deren Bearbeitung erſt nach Erledigung der Territorialangelegenheiten vorgenommen, und deren Reſultate in der am 8. Jun. 1815 unterzeichneten deutſchen Bundesacte ausgeſprochen wurden. (ſ. den Artikel Deutſchland.) Während dieſe wichtigen Unterhandlungen, zur neuen Anordnung des großen Staatshaushalts von Europa betrieben wurden, landete Napoleon an der Küſte von Frankreich, (1. März 1815) und alles, was bisher erwirkt und verfügt war, gerieth aufs Neue in einen wankenden Zuſtand von Unſicherheit. Man ließ ſich aber hierdurch in Wien, in der Fortſetzung der begonnenen Geſchäfte nicht hindern, und erklärte zugleich, daß die durch die Siege von 1813 und 1814 errungenen Grundlagen der Staaten-Verhältniſſe gegen jeden Widerſtand unerſchütterlich behauptet werden ſollten. Schon am 13. März erließen die verbündeten Mächte von Wien aus eine Proclamation, in der ſie Napoleons Unternehmung für verbrecheriſch und ihn für rechtlos erklärten, und am 12ten Mai faßten ſie einen neuen Beſchluß, daß ſie auf dieſer Erklärung beharren, unerachtet der Uſurpator den franzöſiſchen Thron wieder beſtiegen habe. Am 25ten März hatten ſich Oeſterreich, Rußland, Großbritannien und Preuſſen durch einen zu Wien geſchloſſenen Vertrag, verbunden, die Waffen nicht eher nieder zu legen, bis Napoleon außer Stand geſetzt ſeyn werde, Unruhen zu erregen, und Verſuche zur Erlangung der höchſten Gewalt in Frankreich zu wagen, zu welchem Ende jede dieſer Mächte verſprach, 150,000 Mann im Felde zu erhalten; England aber übernahm, in einer Additionalconvention vom 30. April, die Verbindlichkeit, an Oeſterreich, Rußland und Preuſſen, auf ein Jahr lang, eine Subſidie von 5 Mill. Pfund zu bezahlen. Alle übrigen europäiſchen Mächte, mit Ausnahme von Schweden und der Pforte, traten dem Bündniſſe gegen Frankreich bei. Am 26ten Mai reiſ'ten der Kaiſer von Rußland und der König von Preuſſen, und am folgenden Tage der Kaiſer Franz von Wien ab, um ſich zu ihren Armeen zu begeben. Am 9ten Jun. hielt der Congreß ſeine letzte Sitzung, und am 11ten beendigte er ſeine Geſchäfte. Das aus 121 Artikeln beſtehende Hauptinſtrument des Congreſſes wurde am 9ten von den bevollmächtigten Miniſtern der acht Höfe unterzeichnet, und die übrigen europäiſchen Mächte, Fürſten und Staaten zum Beytritte förmlich eingeladen. Dieſem Hauptinſtrumente waren 17 Beilagen angefügt, enthaltend verſchiedene Specialtractaten einzelner Höfe über ihre in demſelben beſtätigten Territorial- und politiſchen Verhältniſſe, deßgleichen die Erklärungen der Mächte über die Angelegenheiten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und über die Abſchaffung des Sclavenhandels, die die Bedingungen, unter welchen Genua mit den ſardiniſchen Staaten vereinigt wurde, ausſprechende Akte, die Reglements des Schiffahrtscomités und das Reglement über den Rang unter den diplomatiſchen Agenten. — Die nähere Erörterung der deutſchen Verfaſſungsſache, auf die Grundlage der Bundesacte, wurde an die Bundesverſammlung verwieſen, welche zu Frankfurt am Main eröffnet werden ſollte. dd.

Congreve (William), einer der beſſeren dramatiſchen Dichter der Engländer ſtammte aus einer alten Familie in Staffordſhire. Ort und Zeit ſeiner Geburt ſind ziemlich unbekannt. Iſt die Aufſchrift auf ſeinem Monumente in der Weſtminſter-Abtei richtig, ſo ward er 1672 geboren. Er ſelbſt nannte ſich einen Engländer, ob ihn gleich Andere zu einem Irländer gemacht haben. So viel iſt gewiß, daß er

anfangs auf der Schule zu Kilkenny und hierauf zu Dublin erzogen wurde. Im 16ten Jahre ſeines Alters wurde er nach London geſchickt, um die Rechte zu ſtudiren, die er aber bald gegen die Dichtkunſt vertauſchte. Er zeigte ſich früh als Schriftſteller. Sein erſtes dramatiſches Product, die mit großem Beifall aufgenommene Komödie: the old Bachelor, wurde 1695 aufgeführt. Sie war ihm ſehr einträglich und verſchaffte ihm die Gunſt des Lords Halifax, der ihn zu einem der commissioners for licensing coaches etc. ernannte. The double Dealer, ein Luſtſpiel, welches im folgenden Jahre gegeben wurde, genoß keiner ſo ausgezeichneten Aufnahme. 1695 wurde Love for Love geſpielt; ein Stück, welches die Handlungen der Menſchen treffender darſtellte, als die vorigen. Sein Trauerſpiel: the mourning Bride (1697) gehört zu den beſten Stücken der engliſchen Bühne, und wird noch jetzt geſpielt. Sein letztes Schauſpiel, the Way of the World, gefiel nicht, und dies veranlaßte ihn zu dem Entſchluſſe, von nun an in der Zurückgezogenheit bloß ſich und ſeinen Freunden zu leben. Von dieſer Zeit an ſchrieb er auch wenig. 1710 gab er ſeine miscellaneous Poems heraus, zu denen er in der Folge, ob er gleich nach ihrer erſten Erſcheinung noch lange lebte, nichts hinzufügte. Als die Whigs, denen er vorzüglich ergeben war, 1714 emporkamen, ward er Secretary for the Island of Jamaica, ein Poſten, der ihm 1200 Pfund eintrug. Wie ſehr er geſchätzt wurde, ſieht man unter andern daraus, daß Pope ihm ſeine Iliade dedicirte. Er ſtarb zu London im Anfange des Jahres 1729. Als Schauſpieldichter war er originell. Seine Charaktere ſind glücklich gewählt, aber nicht immer ganz der Natur getreu copirt. Er war für das Drama geboren; aber ſeine Kräfte verließen ihn, wenn er in eine andere Sphäre trat.

Congreveſche Raketen, ſ. Raketen.

Congruent, fügſam, zuſammenpaſſend; z. B. in der Geometrie werden zwei Figuren, die nicht bloß der Form nach einander ähnlich, ſondern auch dem Flächeninhalte nach vollkommen gleich ſind, ſo daß ſie einander decken, congruent genannt.

Conjugation iſt in der Sprachlehre die Veränderung oder Abwandlung der Zeitwörter (Verborum) nach Zeit, Modus, Zahl und Perſon.

Conjunction, die Vereinigung, Verbindung. In der Sprachlehre das Bindewort, Fügewort, dergleichen ſind: und, oder, als, daß, weil, nachdem u. ſ. w. Conjunctio causalis, eine ſolche, die den Grund oder die Urſache andeutet, z. B. weil. Conjunctio conditionalis, eine ſolche, die eine Bedingung andeutet, z. B. wenn. Conjunction in der Aſtronomie ſ. Aſpecte.

Connetable war ſchon ehedem in Frankreich einer der vornehmſten Kronbedienten, welcher den Rang gleich nach den Prinzen vom Geblüte hatte, und der höchſte Befehlshaber über die ganze Kriegsmacht zu Lande war. Ludwig XII. hob 1627 die Stelle auf, und übertrug die Verrichtungen den Marſchällen von Frankreich. Im Jahr 1804 aber wurde dieſe Stelle wieder errichtet, und der Inhaber derſelben gehörte zu den fünf höchſten Kronbeamten.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen, Enkel Kaiſer Friedrichs II. und eigentlich Erbe von Neapel und Sicilien, nachdem ſein Vater, Conrad IV., im J. 1254 vergiftet worden war. Der Papſt Clemens IV. wollte ihn aber nicht anerkennen, als den Sohn eines im Banne geſtorbenen Regenten, und verſchenkte Sicilien an Carl von An-

jou, Bruder des franzöſiſchen Königs Ludwig IX. des Heiligen. Da deſſen Verwaltung den Unterthanen nicht gefallen konnte, ſo riefen ſie den rechtmäßigen Erben, den Jüngling Conradin, die ihm gehörenden Königreiche einzunehmen. Conradin kam nun aus Deutſchland, begleitet von ſeinem treuen Jugendfreunde, Friedrich, Prinz von Baden, der in ähnlicher Lage war, nach Italien, nachdem er eine etwa 10,000 Mann ſtarke Armee zuſammengebracht hatte, 1267. Er ſchien erſt glückliche Fortſchritte zu machen, rückte 1268 mit ſeinem Heere in Rom ein, ward aber bei Tagliacozzo geſchlagen, und auf der Flucht, verkleidet, nebſt ſeinem Freunde gefangen. Der gefühlloſe Carl gab nun, mit Bewilligung des Papſtes, 1260 den 25. October auf dem Marktplatze zu Neapel das empörende Schauſpiel, den unglücklichen, erſt sechzehnjährigen Jüngling, nebſt ſeinem Freunde Friedrich enthaupten zu laſſen. Er ſtarb aber mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er zuvor ſeinen Verwandten, Peter von Aragonien, zum Erben des ihm geraubten Reiches beſtimmt hatte, der auch wirklich 1282 Sicilien bekam, als die ſicilianiſche Vesper der franzöſiſchen Gewalt ein Ende gemacht hatte. Wir beſitzen von Conradin vermuthlich noch ein kleines poetiſches Andenken, ein deutſches Minnelied (— die Liebe zur Poeſie und deutſchen Sprache hätte er von ſeinem Großvater, Friedrich II., geerbt —) das unter dem Namen König Conrads des jungen, das zweite in der maneſſiſchen Sammlung von Minneſängern iſt, und ſich ſchließt: „Mich läßt die Liebe ſehr entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind.“ F.

Conring (Herrmann), einer der berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit, Sohn eines Predigers zu Norden in Oſtfriesland, geb. 1606, ſtudirte zu Helmſtädt und Leiden, vornehmlich Theologie und Medicin, ward 1632 zu Helmſtädt Profeſſor der Philoſophie, 1634 auch Doctor und Profeſſor der Medicin, und blieb hier bis an ſeinen Tod 1681. Er ward zu ſeiner Zeit, wie es damals nicht ungewöhnlich war, für einen Polyhiſtor gehalten, und erlangte in den Wiſſenſchaften einen ſolchen Ruhm, daß er nicht nur 1649 von der Fürſtin zu Oſtfriesland und 1650 von der Königin Chriſtine von Schweden als Leibarzt berufen wurde, ſondern auch 1664 eine franzöſiſche Penſion von 2000 Liv. und 1669 den Titel eines däniſchen Etatsraths erhielt, auch in vielen wichtigen Reichs- und Staatsſachen zu Rathe gezogen wurde. Das größte Verdienſt als Lehrer und Schriftſteller erwarb er ſich um die Geſchichte des deutſchen Reichs und um das deutſche Staatsrecht, in welchem letztern er eine neue Bahn brach. Er ſchrieb zwar ſelbſt weder Syſtem noch Compendium, aber deſto mehr Abhandlungen über einzelne Materien, die Andern zum Muſter dienen konnten, und deſto größer war die Zahl der gelehrten Schüler, die er zog. — Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, zugleich mit ſeiner Lebensbeſchreibung, wurde 1730 zu Braunſchweig in 7 Foliobänden von J. W. Göbel beſorgt.

Conſcription, Ausſchreibung (Enrollement) kriegsdienſtfähiger Mannſchaft aus den verſchiedenen Cantons zu regulärer oder Landmiliz, zu Haus- und Linientruppen, Nationalgarden u. ſ. w. Sie iſt entgegengeſetzt der **Werbung** und dem **Landſturm**. Der Name kommt aus der militäriſchen Verfaſſung der alten Römer. Jeder römiſche Bürger mußte dem Staate vom 17. bis zum 45. Jahre als Soldat dienen, und deshalb fand keine Werbung, die freiwillig iſt, ſondern bloß Aushebung (Delectus) Statt. Gewöhnlich und geſetzmäßig wurden jährlich 4 Legionen Fußvolk (6666 Mann eine Legion), zwei für jeden Conſul, und zu jeder Legion 300 Mann Reiterei ausgehoben.

Der Conſul, der zu den Zeiten der Republik jederzeit auch Anführer des Heeres war, kündigte in jedem Jahre, nachdem die Kriegsoberſten (Legionstribunen) gewählt waren, durch ein Ausſchreiben, oder den Herold, die Auswahl oder Aushebung der Truppen an (milites cogere, colligere, scribere, conscribere), und dies iſt die eigentliche Conſcription. Alle dienſt- und waffenfähigen Bürger mußten ſich bei Verluſt des Vermögens und der Freiheit auf dem Marsfelde oder Capitol verſammeln, wurden hier nach ihren Abtheilungen (Tribus und Centurien) in einer Ordnung, die das Loos entſchied, aufgerufen, und von den Oberſten dann aus jeder Abtheilung ſo viele ausgewählt, als man bedurfte. Dies dauerte, bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer ſtehende Heere unterhalten, und dieſe größtentheils in den Provinzen angeworben wurden. Frankreich hatte bei dem ſtehenden Heere in neueſter Zeit jene Einrichtung nachgeahmt, und die Conſcription für Staatsgrundgeſetz erklärt. Jeder franzöſiſche Bürger war geborner Soldat, und verpflichtet, als ſolcher vom 16. bis zum 40. Jahre dem Staate zu dienen. Bis zum 60. Jahre gehörte er noch zur Nationalgarde. In jedem Jahre wurde die junge Mannſchaft, welche das beſtimmte Alter erreicht hat, einberufen und unter die Militär-Diviſionen vertheilt. Eine eigene General-Inſpection der Revüen und Militär-Conſcription, welcher ein Staatsminiſter als General-Director vorſtand, war damit beauftragt. (S. Militärverfaſſung.) In mehreren Staaten des ehemaligen Rheinbundes war dieſelbe Einrichtung getroffen. Sie iſt aber ſeit Napoleons Sturz allenthalben entweder gänzlich abgeſchafft, oder um Vieles modificirt worden, ohne daß jedoch die Regierungen den an ſich richtigen und in ſeinen Folgen ſehr fruchtbaren Grundſatz von der Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit, auf dem das Weſen der Conſcription beruht, aufgegeben hätten.

Conſecration, die Einweihung, insbeſondere des Brotes und Weines beim Abendmahl. In der catholiſchen Kirche die Wandlung, d. h. die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti (ſ. Abendmahl); desgleichen auch die feierliche Einweihung eines Biſchofs oder Erzbiſchofs zu ſeinem Amte.

Conſens (gerichtlicher), iſt die ſchriftliche und ausdrückliche Einwilligung der Obrigkeit in irgend einem Geſchäfte, z. B. zur Erborgung eines Capitals auf ein Grundſtück. Die Urkunde darüber heißt Conſens-Urkunde. Die auf ſolche Art gemachten Schulden haben beſondere Privilegien (Vergl. Hypothek.)

Conſervatorien. So nennt man in Italien die öffentlichen Muſikſchulen, weil ſie beſtimmt ſind, die Kunſt zu befördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. In neuern Zeiten iſt auch ein großes Inſtitut mit gleichem Namen in Paris errichtet. In Italien ſind die Conſervatorien öffentliche fromme Stiftungen, auch Hoſpitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten darin freie Wohnung, Koſt, Kleidung und Unterricht. Man nimmt aber auch Penſionärs darin auf, die hier muſikaliſche Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conſervatorien allem Privatunterrichte vorzieht. In Neapel gab es drei Conſervatorien für Knaben; in Venedig vier für Mädchen. Das berühmteſte unter jenen war di Santa Maria di Loretto. Leo und Durante waren hier Lehrer geweſen, und unter ſeinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfoſſi, Paëſiello, u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Eleven im Conſervatorium di Loretto, in den andern etwa die Hälfte. Man nahm ſolche vom 8ten bis zum 20 Jahre darein auf. Die Zeit, für welche ſie ſich verpflichten mußten zu verbleiben, war ge-

wöhnlich auf acht Jahre feſtgeſetzt. Entdeckte man indeſſen kein Talent an ihnen, ſo wurden ſie bald zurückgeſchickt. Die Conſervatorien für Mädchen in Venedig waren auf denſelben Fuß eingerichtet. Man nannte ſie Ospedale della Pietà, delle Mendicanti, delle Incurabili und l'ospedaletto di San Giovanni e Paolo. Sacchini war lange im letztern der erſte Lehrer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen ſehr ſtrenge gehalten, und ſie blieben gemeiniglich ſo lange in den Conſervatorien, bis ſie verheirathet wurden. Alle Inſtrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen geſpielt. Aus dieſen Conſervatorien iſt immer die große Anzahl von Componiſten, Sängern und Sängerinnen hervorgegangen, welche ganz Europa überſchwemmt haben. Seit der franzöſiſchen Beſitznahme von Italien hat ſich vieles geändert. In Neapel iſt nur das Cons. della Pietà beibehalten. Man will indeſſen die neue Organiſation nicht loben. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conſervatorium errichtet, deſſen Direction Aſiolin erhielt. Es hat 14 Profeſſoren und 60 Eleven. In Frankreich war bis zu dem Zeitpunkte, wo die italiäniſche und deutſche Muſik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andere große Meiſter bekannt wurde, die Muſik überhaupt wenig cultivirt. Jetzt fühlte man, daß man für eine Muſik, die nicht geſchrieen, ſondern geſungen ſeyn ſollte, erſt Sänger bilden müſſe. Die Oper legte alſo eine Muſikſchule an, und 1784 nahm der Baron von Breteuil ſolche unter ſeinen beſondern Schutz, und erhob ſie zur Ecole royale de chant et de déclamation. Indeſſen erſt in der Revolution entwickelte ſich dies Inſtitut zu größerer Bedeutung. Man fühlte insbeſondere jetzt das große Bedürfniß, vierzehn Armeen mit Inſtrumental-Muſikern zu verſorgen, und im November 1793 decretirte daher der Convent die Errichtung eines Institut national de Musique. Späterhin erhielt es im J. 1795 ſeine definitive Organiſation und den Namen Conservatoire. Die Anlage war gleich coloſſal. Es ſollte für beide Geſchlechter dienen. 600 Zöglinge ſollten aus allen Departements dazu gewählt werden, und 115 Lehrer wurden dabei angeſtellt. Die Ausgaben wurden auf 240,000 Franken geſetzt. Im J. 1802 wurden die Ausgaben auf 100,000 Franken, und folglich auch die Anzahl der Lehrer und Eleven beſchränkt. Der Beſtand und die Einrichtung im Jahre 1802 waren folgende: Im Ganzen iſt das pariſer Conſervatorium in zwei Hauptklaſſen getheilt, für Muſik und Declamation. Ein Director und drei Inſpectoren leiten das Ganze. Dieſe waren Goſſec, Mehul und Cherubini. Sie lehren die Compoſition zwölf Zöglingen. Catel und Berton lehren die Harmonie 30 andern; Garat, Richer und Gerard ſind als Lehrer des Geſangs angeſtellt mit 35 Eleven; Guichard für das Recitativ mit 15 Eleven; Roland, Butignot, Desparamons lehren die Elemente des Geſangs 24 Eleven; acht andere Profeſſoren im Solmiſiren unterrichten 152 Eleven; Adam, Boyeldieu und Jadin geben 54 Eleven Unterricht auf dem Piano; Graſſet, Baillot und Kreutzer ſind für die Violine; Levaſſeur und Baudiot fürs Violoncell; Wunderlich für die Flöte; Salentin für die Oboe; Lefevre und Devernoy für die Clarinette; Fr. Duvernoy und Domnich fürs Horn; Ozi und Delcambre fürs Baſſon angeſtellt. Im Ganzen ſind über 300 Eleven im Conservatoire, worunter gegen 100 vom andern Geſchlechte. Seit ſeiner Errichtung im Jahre 1793 hat es bereits über 2000 Muſiker, Sänger und Sängerinnen gebildet und entlaſſen. Ueberhaupt iſt das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunkt für alle Muſikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge ſind die glänzendſten öffentlichen Concerte in Paris.

Insbeſondere iſt die Ausführung der Symphonien unübertrefflich. Das Conservatoire in Paris hat ſich noch dadurch ſehr verdient gemacht, daß es faſt in allen Zweigen und für alle Fächer Elementarbücher oder ſogenannte Methoden herausgegeben hat, die zu den geſchätzteſten gehören und in ganz Europa bekannt und eingeführt ſind.

Conſerve. 1. Der Kräuterzucker, der durch Reiben von Kräutern und Blumen, auch andern Pflanzentheilchen mit feingeſtoßenem Zucker zubereitet wird; auch mit Zucker eingemachte Kräuter, Früchte, Wurzeln, Blumen, Blätter u. ſ. w. Confitüren. 2. Die Verbindung mehrerer Schiffe zu einer Reiſe in Geſellſchaft.

Conſigniren, eigentlich verſiegeln, dann auch aufzeichnen, verzeichnen. In der Handlung bezeichnet insbeſondere conſigniren, Waaren an Jemand in Commiſſion zum Verkauf ſchicken, wogegen der Abſender gemeiniglich zwei Drittel oder doch die Hälfte des Geldbetrags in Wechſel, zwei bis drei Monate à dato, auf denjenigen entnimmt, an den die Waaren conſignirt worden ſind, der dagegen auch die Aſſecuranz der Ladungen gewöhnlich und in der Regel zu beſorgen pflegt, damit das Geſchäft für ihn um ſo ſicherer und einträglicher iſt. So conſignirte der Königsberger Getreide, der Amerikaner Tabak, Reiß, Häute auf die Märkte nach Amſterdam und Hamburg, als die vorzüglichſten Stapelplätze des Continental-Handels.

Conſiſtorium nennt man 1. im eigentlichen Sinne ein von dem Landesherrn, oder deſſen Unterthanen angeordnetes Collegium, welches die der Kirche zuſtändigen Rechte, in Anſehung einer oder mehrerer Kirchen eines gewiſſen Landesbezirks oder einzelnen Ortes ausübt; 2. gibt man im eigentlichen Sinne dieſen Namen dem Orte, an welchem ſich dieſes Collegium verſammelt und über die ihm aufgetragenen kirchlichen Angelegenheiten berathſchlagt, oder entſcheidet. — Der Name Conſiſtorium ſchreibt ſich aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, beſonders Kaiſer Hadrians († 138 nach Chriſtus) her; dieſe hatten, ſie mochten ſich nun in ihrer Reſidenz oder an einem andern Orte aufhalten, ein Collegium von Räthen (Consistoriani) bei ſich, welche daſelbſt gegenwärtig und beiſammen ſeyn (consistere) mußten, um über diejenigen Sachen Recht zu ſprechen, welche unmittelbar von dem Kaiſer entſchieden wurden. Das Collegium hieß Consistorium sacrum, oder Consistorium principum. Als nach und nach die Hierarchie (ſ. d. Art.) dadurch vorbereitet wurde, daß die Biſchöfe die Gerichtsbarkeit in geiſtlichen Sachen erhielten, richteten dieſe ihre geiſtliche Regierung nach der Form der weltlichen und unter gleicher Benennung ein, und eben ſo wurde die Errichtung der Conſiſtorien auch in proteſtantiſchen Ländern als ſehr zweckmäßig nach der Reformation eingeführt. Sie ſind jedoch nur da gewöhnlich, wo dem Landesherrn, oder auch einer einzelnen Stadt oder Herrſchaft die Regierung über die Kirche gehört; hingegen werden da, wo der Magiſtrat allein dieſe Regierung ausübt, die kirchlichen Angelegenheiten ebenſo, wie andere weltliche Rechtsſachen, in den Verſammlungen des Magiſtrats entſchieden. Die Conſiſtorien ſind entweder 1. Landesconſiſtorien, welche gewiſſe beſtimmte Rechte der kirchlichen Gewalt über die Kirchen eines beſtimmten Landesbezirks ausüben, und von dem Landesherrn, oder wenn der Landesherr ſich zu einer andern Religion bekennt, nach der Landesverfaſſung von dem Lande ſelbſt im Namen der Kirche angeordnet werden; oder 2. mittelbare Conſiſtorien, welche von einzelnen Unterthanen, denen die Regierung über eine Kirche, vermöge beſondern Rechtes, gehört, angeordnet werden. So gab und gibt es z. B. in Deutſchland Conſiſtorien,

die von einer einzelnen Standesherrſchaft, einer landesſäßigen Stadt, ja auch von einem bloßen Rittergutsbeſitzer beſtellt ſind. Dieſe ſchreiben ſich noch aus den Zeiten der Reformation her, wo im Anfange, da die Landesherren ſich nicht überall der kirchlichen Angelegenheiten annahmen, einzelne Städte, Standesherrſchaften und Rittergutsbeſitzer dafür ſorgten, und ſich in den Beſitz des Rechts, dieſe Angelegenheiten und Rechte zu verwalten, ſetzten, auch die Landesherren ihnen in der Folge dieſes Recht überließen, und wohl ſelbſt durch Belehnung beſtätigten. Auch finden ſich Beiſpiele, daß Unterthanen, wenn ſie ſchon keine wirklichen Conſiſtorien anordnen, doch wenigſtens die Rechte eines Conſiſtoriums ausüben. So hat z. B. in der Oberlauſitz die Ritterſchaft, in Hinſicht des Patronatrechts, Conſiſtorialrechte; gewiſſe Herrſchaften in der Lauſitz, z. B. Muskau in der Ober-Lauſitz, Forſta in der Nieder-Lauſitz ꝛc., jede ihr eigenes Conſiſtorium, obgleich ſolche Rechte meiſtentheils eingeſchränkt und die Gränzen derſelben durch Landesverfaſſung, Verträge ꝛc. beſtimmt, ſie auch gewöhnlich dem Landesconſiſtorium unterworfen ſind. So wie es übrigens in Anſehung der Perſonen, welche dem Conſiſtorium unterworfen ſind, auf die Landesverfaſſung, oder den Umfang der den Conſiſtorien zuſtehenden Rechte ankommt — gewöhnlich ſtehen unter ihnen alle, ein geiſtliches Amt bekleidende Perſonen, deren Witwen und Kinder; ferner diejenigen, welche Güter und Grundſtücke der Kirche beſitzen; endlich alle weltliche Perſonen, höheren oder niederen Standes, wenn ihre Angelegenheit eine eigentliche Conſiſtorialſache iſt. — So gehören zu dieſen eigentlichen Conſiſtorialſachen beſonders: Eheſachen, Beſetzung der kirchlichen Aemter, Streitigkeiten über dieſe, ſo wie über Gottesäcker und Begräbniſſe, ferner die Aufſicht über die geiſtlichen Amtsverrichtungen, öffentlichen Gottesdienſt, Liturgie, und Kirchengebräuche, Stadt- und Landſchulen; endlich die Aufſicht über alles den Kirchen und geiſtlichen Caſſen zuſtändige Vermögen und ihre Grundſtücke.

Conſolidiren, gründen, begründen. Conſolidirte Schulden ſind in England ſolche, für deren Zinsbetrag gewiſſe Staatseinkünfte angewieſen ſind, folglich gedeckte oder belegte.

Conſonanten, in der Sprachlehre, ſind Mitlauter, d. h. ſolche Buchſtaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbſtlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen ſind, B, C, D, F, G. u. ſ. w. Die Selbſtlauter oder Vocale ſind: A, E, I, O, U und Y.

Conſonanz, ſ. Intervall.

Conſtabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angeſtellter, welcher an die Kanoniere Pulver und Kanonen vertheilen mußte, auch ſelbſt die Stücke losfeuern half. — In England, und beſonders zu London, bezeichnet das Wort gewiſſe Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmajor begleiten. Alle londoner Bürger ſind eigentlich verpflichtet, dieſe Stelle, wenn ſie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; ſie führen als Zeichen ihres Amtes einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und an der Seite den verſchlungenen Namen des Königs hat.

Conſtant de Rebecque (Benjamin), geb. zu Genf 1767. Dieſer geiſtreiche und energiſche Mann verließ den braunſchweiger Hof, wo er angeſtellt war, und kam in der Mitte der Revolution nach Frankreich. 1796 erſchien er vor den Schranken des Raths der 500, um die Rechte eines franzöſiſchen Bürgers zu fordern, da er Abkömmling ei-

ner Familie ſey, die zur Zeit der Rücknahme des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurde. Er gab eine Schrift heraus über die Gewalt der Regierung, und die Nothwendigkeit, ſich an die Conſtitution anzuſchließen; ſeine gemäßigten und liberalen Grundſätze fanden bei allen Verſtändigen Beifall. Unter ſeinen folgenden Schriften zeichnete ſich beſonders eine über das Schreckensſyſtem aus. Bei der erſten Bildung des Tribunats ward er zum Mitgliede erwählt. Im Anfange des Jahres 1801 griff er den Plan der Staatsſchuldtilgung an. Zu Ende des Jahres erhob er ſich gegen das bürgerliche Geſetzbuch. Seine Freimüthigkeit mußte ihn einer Regierung verdächtig machen, die blinden Gehorſam foderte und keinen Widerſpruch ertrug. Im März 1802 vom Tribunat ausgeſchloſſen, machte er eine Zeit lang den eifrigen Begleiter der Madame Staël, ſeiner Landsmännin und alten Freundin, und verließ mit ihr auf höhern Befehl die Hauptſtadt. Man hat mehrere geſchätzte Schriften von ihm, unter andern eine gute Ueberſetzung von Schillers Wallenſtein in franzöſiſcher Sprache und in Alexandrinern. In neuern Zeiten hielt er ſich, literariſcher Zwecke wegen, in Göttingen auf. Hier gab er zu Ende des Jahres 1813 ſein neueſtes Werk De l'esprit de conquête et de l'usurpation heraus, worin er das Syſtem Napoleons gerecht und gründlich würdigt; und folgte ſodann dem Kronprinzen von Schweden. Sein Vater, Verfaſſer der bekannten Romane Camille, ou lettres de deux filles du Siècle, und Laure, ou lettres de quelques femmes de Suisse (erſterer von Jünger, letzterer von Schatz überſetzt), ſtarb in Genf im Jahr 1800, im 71ſten Jahre ſeines Alters.

Conſtantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, war der Sohn des Conſtantius Chorus und der Helena, und im Jahre Chriſti 274, nach Einigen zu Naiſſus in Dardanien, nach Andern zu Colcheſter in England oder Eboracum, geboren. Als Diocletian des Conſtantinus Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewiſſermaßen als Geiſel an ſeinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximinianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte ſich Galerius, der auf den Jüngling eiferſüchtig war, ſich von ihm zu befreien; Conſtantin fand bei ſeinem Vater Zuflucht, hatte aber bald den Tod deſſelben zu betrauern, worauf er von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiſer ausgerufen wurde. Galerius weigerte ſich jedoch, ihn als Auguſtus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäſar. Conſtantin nahm deſſen ungeachtet die Länder ſeines Vaters, Gallien, Hiſpanien und Britannien, in Beſitz. Seine erſten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüſteten. Er macht zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, geht über den Rhein, überfällt und zerſtreut ſie. Bald darauf richtete er ſeine Waffen gegen Maxentius, der ſich mit Maximinus wider ihn verbunden hatte. Als er ſich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze ſeines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inſchrift: „In hoc signo vinces." (Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.) In der darauf folgenden Nacht aber erſchien ihm Chriſtus ſelbſt, und befahl ihm eine Fahne in Geſtalt jener Lichtſäule zu führen, die er geſehen hatte. Conſtantinus gehorchte dieſem Befehl, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und ſchlug das Heer des Maxentius, welcher ſich auf der Flucht in die Tiber ſtürzte. Conſtantin zog triumphirend in Rom ein, ſetzte alle in Freiheit, die durch

die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum erſten Auguſtus (oberſten Kaiſer) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen ſeinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkt. Das folgende Jahr, 313, wurde merkwürdig durch das Edict des Conſtantinus und Licinius zu Gunſten der Chriſten. Jedem wurde freigeſtellt, ſich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er ſeiner Denkungsart am angemeſſenſten fand, und den Chriſten die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, ſondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeſchloſſen werden. Dieſes Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgungen, doch den Triumph des Chriſtenthums und Sturz des Heidenthums. Conſtantin hatte ſeine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der letztere aus Eiferſucht auf Jenes Ruhm einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch äußerte, daß er die Chriſten zu verfolgen anfing. Beide Kaiſer griffen zu den Waffen, und trafen (314) in Panonien auf einander. Conſtantin, umgeben von Biſchöfen und Prieſtern, flehte den Beiſtand des Gottes der Chriſten an; Licinius, ſeine Wahrſager und Magier um Rath fragend, empfahl ſich dem Schutze ſeiner Götter. Es kam zur Schlacht; Licinius wurde in die Flucht geſchlagen und erbat von dem Sieger den Frieden, den dieſer ihm auch gewährte. Aber von kurzer Dauer war dieſe Ausſöhnung. Licinius, der ſich beeinträchtigt fand, daß Conſtantin ſein Gebiet betreten hatte, um die Gothen zu bekriegen, brach den Friedensvertrag. Conſtantin trug bei Calcedon einen entſcheidenden Sieg davon, verfolgte den Beſiegten, der ſich nach Nicomedien retten wollte, erlangte ihn und ließ ihn erdroſſeln (323). Dadurch war Conſtantin Herr des Morgen- und Abendlandes geworden. Seine Hauptſorge war, ſobald er ſich ohne Nebenbuhler ſah, die Befeſtigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung der Religion. Mehrere wohlthätige Einrichtungen wurden von ihm getroffen. Dahin gehört, daß er alle Anſtalten der Ausſchweifung aufhob, die Kinder der Armen auf ſeine Koſten zu ernähren befahl, förmlich die Erlaubniß gab, ſich über ſeine Beamten zu beklagen, und nicht nur die Ausſagen ſelbſt anzuhören, ſondern auch die Kläger, wenn ihre Beſchwerden ſich gegründet fänden, zu belohnen verſprach. Die Tyrannei der äußern Formen war bisher ſo weit gegangen, daß eine falſche Sylbe ein Document ungültig machte. Conſtantin befreite namentlich die Teſtierer von dieſem Joch, und befahl die Vollziehung ihres letzten Willens, in welchen Ausdrücken er auch abgefaßt ſey. Unter dem Vorwand, für das Beſte des Staats zu ſorgen, klagten Privatperſonen, aus Rachſucht oder Habſucht, andere an, daß ſie Güter beſäßen, welche dem Staat gehörten. Conſtantin proſcribirte die Angeber und erlaubte nur den Sachwaltern des Fiscus, für das Intereſſe deſſelben zu wachen. Die ſäumſeligen Zahler der Abgaben pflegten zu Schlägen und Gefängnißſtrafen verurtheilt zu werden; Conſtantin befahl, ſie milder zu behandeln. Er verringerte die Grundſteuer um ein Viertel, und ließ, um eine richtigere Vertheilung zu erhalten, einen neuen Cataſter anfertigen. Der Fiscus zog zu ſeinem Vortheil das Vermögen der Criminalverbrecher ein; Conſtantin nahm das Vermögen ihrer Frauen davon aus, und milderte das Loos ihrer Kinder. Da, wie er ſagte, der Tod im Gefängniſſe für einen Unſchuldigen entſetzlich, und für einen Schuldigen zu ſüß ſey, ſo befahl er, die Gefangenen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungeſunde Kerker und verletzende Feſſeln. Sein Grundſatz war,

man müſſe ſich des Angeklagten verſichern, nicht aber ihn leiden laſſen. Er erlaubte den Kranken, Witwen und Waiſen, von dem Ausſpruche des Ortsrichters zu appelliren und verſagte dieſe Appellation ihren Widerſachern. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter ſich die hinterlaſſenen Sclaven; Conſtantin verbot bei dieſen Theilungen, die Männer von den Weibern, und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Eheſcheidungen waren unter den Römern ſo gewöhnlich geworden, daß die Weiber, wie Seneca anführt, nicht, wie ſonſt, nach den Conſuln, ſondern nach der Zahl ihrer Männer die Zeit beſtimmten; Conſtantin erſchwerte die Trennung der Ehen. Den Chriſten erlaubte er, nicht nur Kirchen zu bauen, ſondern auch die Koſten dazu von ſeinen Domänen zu nehmen. Mitten unter den Regierungsſorgen und den Arbeiten des Kriegs dachte er an die Zwiſtigkeiten der Kirche und berief das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatiſten ein Ende zu machen. Ein anderes Concilium eucumenum, das er 325 zu Nicäa in Bithynien verſammelte, ward mit ſeiner Gegenwart beehrt. Er erſchien in der Verſammlung im kaiſerlichen Purpur, ſetzte ſich aber nicht eher, bis die Biſchöfe ihn dazu einluden, und küßte die Wunden derer, die der Lehre Chriſti während der Verfolgung des Licinius treu geblieben waren. Die Arianer, erbittert, daß er ſich gegen ſie erklärt hatte, warfen ſeine Bildſäulen mit Steinen. Seine Hofleute foderten ihn zur Beſtrafung des Frevels auf, aber er war nicht dazu zu bewegen. Schon lange hatte er den Plan gefaßt, eine neue Stadt zu gründen, um den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Grund dazu wurde am 26. Nov. 329 zu Byzanz in Thrazien gelegt, an dem Helleſpont zwiſchen Europa und Aſien. Jene Stadt war von Severus faſt gänzlich zerſtört worden; Conſtantin ſtellte ſie wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte ſie mit einer Menge von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palaſt, und gab ihr ſeinen Namen, den ſie noch jetzt hat. Um die neue Hauptſtadt der alten ähnlich zu machen, erbaute er ſie ebenfalls auf ſieben kleinen Hügeln. Durch ſeine Lage begünſtigt, wurde Byzanz die Nebenbuhlerin Roms, oder verdunkelte und ſtürzte vielmehr daſſelbe von ſeiner Höhe herab. Alle Reichthümer floſſen nach dem Morgenlande, dorthin brachten die Völker ihren Tribut und ihren Handel, und die alte Weltbeherrſcherin Rom ſank in Trümmer und wurde den Barbaren zur Beute. Eine noch ſchädlichere Folge der Auswanderung Conſtantins war die Trennung des Reichs, welche zunächſt dem Abendlande verderblich wurde. Conſtantin veränderte auch die Regierungsverfaſſung. Er theilte das Reich in vier Theile, denen vier Praefecti praetorio vorſtanden. Dieſe vier Theile beſtanden wieder aus 14 Diöceſen, deren jede ihren Vicarius hatte, und die vierzehn Diöceſen aus hundert und zwanzig Provinzen, deren jede von einem beſondern Vorſteher verwaltet wurde. Einen andern Nachtheil zog Conſtantin dem Reiche dadurch zu, daß er die Legionen, welche an den Gränzen ſtanden, in den Provinzen vertheilte. Er nahm dadurch nicht nur dem Reiche ſeine Schutzwehren, ſondern verweichlichte auch die Soldaten. Noch am Ende ſeines Lebens verminderte er ſein Verdienſt um die catholiſche Religion durch Begünſtigung der Arianer, wozu Euſebius von Nicomedien ihn vermochte; er verbannte mehrere catholiſche Biſchöfe. Im J. 337 erkrankte er unfern Nicomedien. Er bat um die Taufe, die man ihm nebſt den andern Sacramenten der Kirche gab. Er ſtarb in demſelben Jahre, nach einer Regierung von ein und dreißig Jahren. Conſtantin hatte in ſeinem Teſtament das Reich unter ſeine drei Söhne, Conſtantin, Con-

ſantius und Conſtans getheilt, ein Fehler, den die Nachwelt ihm vorgeworfen hat. Ferner wird ihm die Hinrichtung ſeines Sohnes Criſpus, den ſeine zweite Gemahlin fälſchlich angeklagt hatte, als habe er ſie verführen wollen, zum gerechten Vorwurf gemacht. Forſchen wir der Quelle ſeines Eifers für das Chriſtenthum in den Reden und Briefen nach, welche Euſebius von ihm anführt, ſo finden wir, daß er ſehr von ſeinen weltlichen Vortheilen abhängig war; Züge der innern Tugenden, welche die Seele unſerer Religion ſind, ſucht man vergebens. Auch hat man ihn eines Ehrgeizes, der keinen Nebenbuhler dulden mag, und einer übertriebnen Freigebigkeit und Prachtliebe beſchuldigt. Aber ſeine großen Eigenſchaften haben dieſe Fehler zum Theil verdeckt. Er war tapfer an der Spitze ſeiner Heere, ſanft und leutſelig gegen ſeine Unterthanen, die Liebe ſeines Volks, der Schrecken ſeiner Feinde. Seine Thätigkeit endigte nur mit ſeinem Leben. Im J. 332 kriegte er mit Glück gegen die Gothen, welche bereits ſeine Macht erprobt hatten. Sein älteſter Sohn erfocht mehrere Siege; gegen hunderttauſend Feinde kamen durch das Schwert, durch Hunger und Ungemach um. Conſtantin benutzte ſeine Vortheile zu einem billigen Frieden, der dem Sieger wie dem Beſiegten Vortheile gewährte. Er befreite ſich von dem ſchimpflichen Tribut, den ſeine Vorgänger dieſen Barbaren bezahlt hatten, und ſicherte ſeine Gränze auf der Seite der Donau. Den Sermaten, die er früher ebenfalls bekriegt hatte, wies er in Thracien, Klein-Scythien, Macedonien und ſelbſt in Italien Ländereien an, als ſie, von ihren Sclaven, die ſie unvorſichtiger Weiſe gegen die Gothen bewaffnet hatten, ſelbſt aus ihrem Lande vertrieben, bei ihm Zuflucht ſuchten. Der Vorwurf der Weichlichkeit trifft Conſtantin ſo wenig, daß er ſich noch in ſeinem 56ſten Jahre kurz vor ſeinem Tode gegen die Perſer zu ziehen anſchickte. Neben den Waffen liebte er die Wiſſenſchaften, die er thätig begünſtigte. Er las viel, und ſchrieb faſt alle ſeine Briefe ſelbſt. Man findet im Euſebius verſchiedene Proben ſeiner Gelehrſamkeit. Er verfertigte und hielt ſogar mehrere Predigten. Mehrere Martyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt und bezeichnen den 20ſten Mai als ſeinen Feiertag. Die Griechen und Moscowiter begehen ſein Feſt am 21ſten deſſelben Monats. — Bei der Schenkung, welche dieſer Fürſt dem Papſt Sylveſter mit der Stadt Rom und mehreren Provinzen Italiens gemacht haben ſoll, brauchen wir nicht zu verweilen. Der venetianiſche Geſandte Geronimo Donato antwortete dem Papſt Julius II. auf die Frage, woher die Republik ihre Rechte auf den adriatiſchen Meerbuſen ableite: „Ew. Heiligkeit wird ſie auf der Rückſeite von dem Original der Schenkungsurkunde verzeichnet finden, welche Conſtantin dem Papſt Sylveſter über die Stadt Rom und die andern Provinzen des Kirchenſtaates ausgeſtellt hat.“ — Dieſer Irrthum entſtand dadurch, daß man in den Zeiten der Unwiſſenheit, die Schenkungen Pipins mit der von Conſtantin der Kirche gegebenen Erlaubniß verwechſelte, liegende Gründe zu erwerben. Unter allen Schriftſtellern, welche den Charakter, die Politik und den Einfluß Conſtantins darzuſtellen verſucht haben, ſcheint Gibbon durch den Umfang ſeiner Unterſuchungen und die Tiefe ſeiner Anſichten den Preis zu verdienen.

Conſtantin-Paulowitz, Großfürſt von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., geboren den 8. Mai 1779, vermählt den 26. Februar 1796 mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Coburg, welche ſeitdem wieder an ihren väterlichen Hof zurückgekehrt iſt. Dieſer junge Prinz, thätig und heftig, that ſich zuerſt im Feldzuge 1799 gegen Frankreich unter Suwarow hervor; man erwartete ihn zu Anfange 1800 bei der Armee des

Erzherzogs Carl, allein die Niederlage der Ruſſen in der Schweiz beſchleunigte ſeine Rückkehr nach Petersburg. Den 28. October 1802 kam er nach Wien und kehrte im November nach Petersburg zurück. Im Jahre 1805 erſchien er an der Spitze eines Armeecorps bei Olmütz, und befand ſich bei der Schlacht von Auſterlitz. Von da begab er ſich nach Berlin, wo er die ausgezeichnetſte Aufnahme fand. In dem Feldzuge 1807 commandirte er in einigen Vorfällen die kühnen Manoeuvres der ruſſiſchen Reiterei, und erhielt in Bennigſens Berichten laute Lobeserhebungen. Nicht minder hat er in den Feldzügen von 1812, 13 und 14, namentlich in der leipziger Schlacht, Beweiſe ſeiner perſönlichen Tapferkeit gegeben, die er um ſo glücklicher anwandte, als ſie mit Ruhe und Beſonnenheit vereinigt war. Im Jahr 1814 wurde er zum Chef der polniſchen Armee ernannt. Er konnte deßhalb an dem Feldzuge gegen die Franzoſen im J. 1815 keinen Antheil nehmen, ſondern führte das Commando in Polen, wo er am 20. Jun. bei der feierlichen Proclamation des Königreichs und bei der Leiſtung des Huldigungseides anweſend war, und die Glückwünſche der Behörden empfing.

Conſtantinopel (Conſtantinsſtadt), von den Morgenländern Conſtantina oder Conſtantinia, ſonſt auch von den Türken Iſtambol (d. h. in der Stadt), von den Walachen und Bulgaren Zaregrad (d. h. Königsſtadt) genannt, wurde von Conſtantin dem Großen an der Stelle des alten Byzantiums erbaut, im Jahr 330 eingeweiht und nach ihm benannt. Es war bis 1453 die Haupt- und Reſidenzſtadt der oſtrömiſchen, und von jener Zeit an bis jetzt der türkiſchen Kaiſer. Es liegt in der Statthalterſchaft Rum-Ili (Rumelien), an der thraziſchen Meerenge, welche Europa von Aſien trennt, und hat einen großen und ſichern Hafen. Das äußere Anſehen der Stadt iſt prächtig wegen der Paläſte und der vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonde auf den Minarets der Moſcheen; aber das Innere ſtimmt wenig damit überein. Die Straßen ſind meiſtens eng, unſauber und abhängig, der größte Theil der Häuſer niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Die Luft zu Conſtantinopel iſt geſund, und die jährlich graſſirende Peſt wird nur aus Aegypten hinübergebracht und durch den Mangel an allen Gegenanſtalten unterhalten. Die Sommerhitze wird durch die vom ſchwarzen Meere her wehenden Winde gemäßigt, aber eben dieſe Winde bringen oft einen ſchnellen und ſehr empfindlichen Wechſel der Witterung von der Wärme zur Kälte hervor. — Die Stadt ſelbſt hat ohne die Vorſtädte über 2 1/2 geographiſche Meilen im Umfang. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorſtädten wurde ſonſt auf eine Million geſchätzt, wovon über zwei Mal hunderttauſend griechiſche, über vierzigtauſend armeniſche Chriſten, über ſechzigtauſend Juden, der Ueberreſt aber Türken waren. Gegenwärtig ſchätzt man nach der Getraide-Conſumtion die Bevölkerung auf eine halbe Million Menſchen, ja neuere Beobachter ſchlagen ſie noch bedeutend niedriger an. Nach dem Muſter Roms wurde Conſtantinopel auf ſieben Hügeln erbaut. Landeinwärts dehnt es ſich immer mehr in die Breite aus, und hat ungefähr die Geſtalt eines Dreiecks mit gebognen Seiten und mit ſtumpfem Winkel an der Spitze. Dieſe Spitze gränzt an die Meerenge, die Nordſeite an den Hafen, die Südſeite an das Mare di Marmora; die Weſtſeite, oder die Baſis des Dreiecks, hängt mit dem feſten Lande zuſammen, hat unter den drei Seiten die größte Länge und reicht mit etwas gebogener Linie von dem Hafen gegen Süden bis an das Mare di Marmora. An dieſer Südweſtſeite, nicht weit von dem Meere, befindet ſich im Umfange der Mauer das Schloß der ſieben Thürme. Es hatte anfäng-

lich ſieben, ſpäter acht Thürme in ſeinem Umfange, von denen aber 1754 durch ein Erdbeben vier und 1766 noch einer einſtürzten. Zu dem zum Arſenale gehörigen Quartiere, welches ſich auf die andere Seite des Canals des ſüßen Waſſers herumſchlingt, werden noch geringere Theile gerechnet, die ſich bis gegen Galata erſtrecken. Man begreift ſie unter dem Namen Kaſſum-Paſchi. Hier befindet ſich die Wohnung des Capudan-Paſcha, das Zeughaus, die Schiffwerft wie auch das Behältniß für die Galeeren. Nicht weit davon iſt die Banie oder das Gefängniß der kaiſerlichen Sclaven, die an dieſem widrigen Orte unter harter Arbeit ſehr übel gehalten werden. Die Vorſtadt Galata, mit einer eignen Mauer umgeben, liegt dem Serail gegenüber an dem Hafen oder dem Canale, welcher aus dem ſchwarzen Meere kommt, iſt von beträchtlicher Größe, hat eine Menge bequemer und maſſiver Häuſer, und iſt der Sitz der europäiſchen Kaufleute. Noch weiter an dem Canal hinauf liegt Tophana, welches von der Stückgießerei den Namen hat. Auf den obern Anhöhen von Galata und Tophana liegt die Vorſtadt Pera, wo die europäiſchen Geſandten wohnen. Nicht weit davon iſt der offene Begräbnißplatz der Europäer und nebenbei, auf einem Berge, noch eine ziemlich große, meiſtentheils von Griechen bewohnte Vorſtadt, St. Demitri genannt. Schifft man nach der aſiatiſchen Seite hinüber, ſo erſcheint, faſt in der Mitte des Canals, auf einem Felſen erbaut, der Thurm des Leander, der eine Art von Feſtung und Gefängniß abgibt und mit einigen Kanonen beſetzt iſt. Jenſeit liegt die Vorſtadt Scutari, ebenfalls von bedeutendem Umfang. Die Befeſtigung von Conſtantinopel iſt unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen beſetzte, theils aus gehauenen, theils aus Backſteinen erbaute Mauer, die auf der Landſeite doppelt und mit einem breiten ausgemauerten Graben verſehen iſt, ſchließt die Stadt ein. Auf der Landſeite befinden ſich ſechs Thore, nach dem Mare di Marmora ſieben, und nach dem Hafen zu dreizehn, außer vielen kleinen. Die Vorſtädte ſind zum Theil ganz offen, zum Theil mit einer alten von den Griechen und Genueſern erbauten Mauer eingefaßt. — Unter den Gebäuden verdient das Serail vorzüglich bemerkt zu werden. Der türkiſche Name heißt eigentlich Seraï (Schloß) und zum Unterſchiede von andern Schlöſſern nennen es die Türken wohl auch Padiſhah Seraï (das kaiſerliche Schloß). Es hat eine herrliche Lage. Gegen Südoſt hat es den Meerbuſen von Nicäa, Aſien und beſonders Scutari, gegen Nordoſt die ſchönen Gegenden des Canals, der aus dem ſchwarzen Meere kommt, und die Vorſtädte Tophana, Pera, Galata, welche ſich an den Bergen gleichſam terraſſenartig erheben. Mit ſeinen Gärten bildet es eine mäßige Stadt, und iſt mit einer hohen Mauer umgeben, welche nach den Canälen zu mit Kanonen beſetzt iſt. Dieſe werden während den Spazierfahrten des Kaiſers und bei öffentlichen Freudenbezeigungen abgefeuert. Einzelne Schüſſe aus ihnen verkündigen die Hinrichtung eines Staatsverbrechers im Serail. Das innere Serail iſt mit Blei gedeckt, die obern Verzierungen aber, als die Knöpfe, Halbmonde u. ſ. w., ſind vergoldet. Das Hauptthor, vor welchem ſich auf der einen Seite die vormalige Sophien-Kirche, auf der andern aber eine ſchöne Fontaine befindet, iſt ziemlich hoch und weit, und führt zu dem erſten unregelmäßigen und ſchlecht gepflaſterten Hof, auf welchem links die Münze, rechts die Ställe, ein großes Krankenhaus und verſchiedne andre Gebäude ſtehen. Hier iſt auch die Hofmoſchee. In einer Entfernung von ungefähr tauſend Schritten von der äußern Pforte, befindet ſich das zweite Thor. Es iſt wie das erſte von Kapidſchi's bewacht, und führt auf den zweiten Hof, wel-

her kleiner aber ſchöner als der erſte iſt. Die Gebäude rund herum ſind nicht von einerlei Höhe, ſie haben zum Theil Säulengänge. In der Mitte iſt ein ſchöner Springbrunnen, beſchattet von vielen Cypreſſen und wilden Maulbeerbäumen. Das wichtigſte unter den Gebäuden hier iſt der Divan. Von hier kommt man auf den dritten Hof, welchen nur Türken und auch dieſe nur, wenn ſie zum Hofe gehören oder ausdrücklich hineingerufen werden, betreten dürfen. Nur die Geſandten kommen durch einen bedeckten Gang aus dem Divan in das Audienz-Zimmer des Sultans, das ſich in dem innerſten oder eigentlichen Serail befindet, und zwar prächtig, aber klein und dunkel iſt. Weiter läßt ſich von dieſem innerſten Gebäude, das der eigentliche Wohnſitz des Kaiſers und des Frauenzimmers iſt, nichts entdecken. Von außen ſieht man viele große, aber unregelmäßige Gebäude, die in Kuppeln, welche mit Blei gedeckt ſind, zuſammenlaufen. Außer dieſem Hauptſerail iſt faſt in der Mitte der Stadt noch ein altes Eski-Serai, von Mahomed II. erbaut, worin man die Weiber und Sclavinnen des abgegangenen Kaiſers einſperrt, um deſſen Tod lebenslang zu beweinen, dafern ſie nicht etwa hinaus verheirathet werden. Die Zahl der Dſchamis und Moſcheen beläuft ſich auf faſt 500. Darunter iſt die älteſte und merkwürdigſte die von Juſtinian erbaute ehemalige Kirche der heiligen Sophia oder des heiligen Geiſtes von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Die Kuppel ruht auf Säulen von verſchiednem Marmor. Der Fußboden iſt mit Porphyr und Verde antico ausgelegt und mit reichen Teppichen bedeckt. Die vier Minarets hat Selim II. aufführen laſſen. Nächſtdem ſind die berühmteſten die Moſcheen von Selim, Mahmud, Achmed, Soliman, der Sultanin Valide, der Mutter Mohammeds IV., und von Bajazed. Bethäuſer (Mesdſcheden) zählt man 5000; ferner 23 griechiſche, 3 armeniſche, 1 ruſſiſche, 9 catholiſche Kirchen, 130 öffentliche Bäder, 11 Akademien, wo auf kaiſerliche Koſten über 1600 junge Türken zu künftigen Kirchen- und Staatsdienern gebildet werden; 518 höhere Lehranſtalten (Medreſe) mit freiem Unterricht und Pflege, 1300 Kinderſchulen u. ſ. w. Ferner gibt es hier Caravanſerais, mathematiſche und Seeſchulen, türkiſche, armeniſche und jüdiſche Buchdruckereien, öffentliche Bibliotheken, Leder-, Saffian-, Seiden-, Baumwollen- und Leinwandfabriken, geſchickte Juwelirer, Sticker, Goldarbeiter u. ſ. w. Der Handel iſt ſehr bedeutend, und befindet ſich größtentheils in den Händen der Armenier, Juden und Griechen.

Conſtellation, der jedesmalige Stand und das Verhältniß der Geſtirne gegen einander. Die ſogenannten Nativitätſteller wollen aus der Conſtellation, unter welcher Jemand geboren iſt, ſeine Schickſale und Lebensdauer u. ſ. w. vorausbeſtimmen. Dann heißen auch Conſtellation mehrere zu einem Sternbilde vereinigte Sterne.

Conſtitution iſt der Inbegriff der Staatsgrundgeſetze. — Conſtituirende Verſammlung, die zur Abfaſſung eines Staatsgeſetzes oder der Staatsgrundgeſetze verſammelte Geſellſchaft. Man nannte ſo insbeſondere in Frankreich im J. 1789 die erſte Nationalverſammlung, die Frankreichs erſte Conſtitution entwarf, und ſich 1791 trennte. — Wir werden bei jedem Reiche auch einen Abriß ſeiner Conſtitution liefern, worauf wir demnach verweiſen.

Conſul, der Titel des höchſten Staatsbeamten, 1. in der alten römiſchen, 2. der ehemaligen franzöſiſchen Republik, und 3. der Titel von gewiſſen Beamten in den neu-europäiſchen Staaten. — Nachdem man in Rom die Könige vertrieben hatte, führte man eine republikaniſche Verfaſſung ein, und ſtellte an die Spitze des den Staat verwalten-

den Senats zwei, jährlich neu zu wählende, Perſonen, die den beſcheidenen Titel Consules, d. i. Rathgeber, Berather, führten. Um wahlfähig zu ſeyn, mußten ſie in Rom gegenwärtig ſeyn und das 43ſte Jahr zurückgelegt haben. Nur drei Mal wich man von dieſer letzten Maßregel ab. Nach dem Willen des Volks erſtreckte ſich ihre Gewalt auf folgende Punkte. Sie veranſtalteten Senats- und Volksverſammlungen, worin ſie den Vorſitz führten, und vollzogen deren Beſchlüſſe: denn das Volk hatte ſich die geſetzgebende Gewalt errungen, und nur die ausübende war dem Senat geblieben. Im Kriege führten die Conſuln das ausgehobene Heer an, ſorgten für deſſen Bedürfniſſe und ernannten die Befehlshaber. War der Staat in Gefahr, ſo war die Macht der Conſuln unumſchränkt; denn dann konnten ſie, ohne das Volk zu befragen, einzelnen Magiſtraten uneingeſchränkte Gewalt ertheilen. Sie gaben den auswärtigen Geſandten Audienz, nahmen die Staatsbriefe in Empfang, veranſtalteten die Kriegserklärungen, hatten die Aufſicht über die Staatscaſſe, die Provinzen und, vor Einſetzung der Prätoren, über das ganze Gerichtsweſen. Mit der Regierung und dem Vorſitz wechſelten die beiden Conſuln monatlich, zuweilen täglich. Ihrer Gewalt war ihr Anſehen angemeſſen. Nicht nur wurden die Geſetze und das Jahr nach ihnen benannt (weßhalb die Staatsannalen conſulariſche Jahrbücher, Fasti consulares, hießen), ſondern ſie waren auch durch ehrenvolle Inſignien ihres Ranges ausgezeichnet. Sie ſaßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtſeſſel (Sella curulis), hatten in der Hand ſtatt des königlichen Scepters einen elfenbeinernen Befehlsſtab (Scipio eburneus), waren bekleidet mit einer purpurverbrämten Toga (Toga praetexta, die unter den Kaiſern in eine geſtickte Toga verwandelt ward), und gingen in Begleitung von zwölf Lictoren, welche die Fasces, (Ruthen-Bündel, mit Lorberzweigen umwunden), vor ihnen hertrugen. In dieſen Bündeln waren ehedem auch Beile, das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, die aber ſeit der Zeit des Valerius Poblicola heraus genommen, wenn ſie innerhalb der Stadt erſchienen, und nur außerhalb Roms hinzugefügt wurden. So hatten ſie königliche Gewalt und königliches Anſehen, nur ohne Königs Namen, und niemand wird bei ihnen an einen Bürgermeiſter denken. Beim Antritt ihres Amtes ſtatteten der Senat und die Vornehmen Roms in ihrem Hauſe feierliche Glückwünſche ab, und in Begleitung des Senats verrichteten ſie dann ein feierliches Opfer auf dem Capitol. Am Ende des Jahres legten ſie ihr Amt mit dem Eide nieder, daſſelbe den Geſetzen gemäß verwaltet zu haben. Nach dieſer Zeit hieß der geweſene Conſul Conſularis, und hatte als ſolcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Conſuln geweſen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß ſie in römiſche Provinzen als Gouverneurs geſendet wurden, wo ſie den Titel Proconſules, d. i. Vice-Conſules führten. Nachdem Rom ſeit Cäſar Auguſtus wieder eine monarchiſche Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Schein der Republik zu täuſchen; allein ihr Anſehn und ihre Macht ſanken mehr und mehr, ſo daß endlich ein frecher Cäſar ſeinen Spott ſo weit trieb, ſein Pferd zum Conſul zu ernennen. Die erſten, im Jahre Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Kaiſer Juſtinian. — Nachdem in Frankreich den 21. Jan. 1793 der letzte König des capetingiſchen Stammes unter dem Beil der Guillotine gefallen war, erklärte man Frankreich, das in der erſten Conſtitution ſeit der Revolution für eine beſchränkte Monarchie erklärt worden war, für eine Republik un-

ter Volksregierung mit Volks-Souverainetät. Aber auch dieſe zweite Conſtitution des Nationalconvents war nicht von Beſtand, und eine dritte wurde den 23. Sept. 1795 proclamirt, deren Baſis gemäßigte Demokratie war. Ein Vollziehungs-Directorium von fünf Mitgliedern ſtand an der Spitze, an deſſen Stelle aber den 11. Nov. 1799 eine Conſular-Commiſſion trat, welche vorläufig aus Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos beſtand, welche die vierte Conſtitution entwarfen, die den 15ten Dec. ſchon proclamirt ward. Nach Umſturz der bisherigen Verfaſſung in allen ihren Theilen wurde nun Frankreich erklärt zu einer Republik unter conſulariſcher Regierung. Drei zehnjährige Wahlconſuln (Bonaparte, Cambaceres, Lebrün, jeder mit 500,000 Franken jährlichen Gehalts) erhielten die vollziehende und faſt unumſchränkte Gewalt; der Staatsrath, das Tribunat und die geſetzgebende Verſammlung erhielten die geſetzgebende. Den 2. Auguſt 1802 wurde Bonaparte zum erſten Conſul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfaſſung des franzöſiſchen Staates, ihrem Weſen nach, ſchon wieder vollkommen monarchiſch. Er erhielt das Recht, ſeinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Conſuln vorzuſchlagen, die Präſidenten der Volksverſammlungen zu ernennen, dieſe zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu beſtimmen, das geſetzgebende Corps nach Willkür zu berufen und zu entlaſſen. Alle peinlichen und Civil-Gerichtshöfe wurden ſeiner Willkür unterworfen, das Begnadigungsrecht ihm zugeſtanden, der Senat auf einen untergeordneten Staatsrath beſchränkt, die Zahl des Tribunats auf die Hälfte herabgeſetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, ſorgte für innere Sicherheit und äußere Vertheidigung, hatte Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politiſchen Verbindungen mit dem Auslande, ratificirte alle Verträge, und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat ſogar die Macht, die Conſtitution aufzuheben. So vereinigte denn auch hier, namentlich der erſte Conſul, königliche Macht und königliches Anſehen. Damit er dies um ſo mehr behaupten könnte, wurde die Civilliſte auf ſechs Millionen Franken erhöht, und den 15ten Aug. 1802, als dem Geburtstage des erſten Conſuls, ein förmlicher conſulariſcher Hof zu St. Cloud eingerichtet, und an dieſem die vormalige Hofetiquette wieder eingeführt. Eine Conſulargarde war ſchon früher errichtet worden, jetzt wurde die Leibwache beträchtlich vermehrt. Weil in Veranſtaltungen dieſer Art viele nur die Neigung ſahen, unumſchränkte Herrſchaft wieder einzuführen, entſtanden immer wiederholte Verſchwörungen gegen das Leben des erſten Conſuls, die aber nur beförderten, was ſie verhindern wollten, indem ſie zu dem Entſchluß drängten, des erſten Conſuls Regierung noch feſter zu begründen. So geſchah es, daß in der fünften Conſtitution die franzöſiſche Republik gänzlich aufhörte, und ein franzöſiſches Kaiſerthum errichtet ward, der Beſtimmung nach erblich in der Familie Napoleons. Die erſten Conſuln dieſer Republik waren zugleich auch die letzten, der eine wurde Kaiſer, die andern Prinzen. — Seit den Zeiten der Kreuzzüge finden wir in verſchiedenen Staaten Conſuln als Richter in See- und Handelsſachen. Beſonders waren es italiäniſche Staaten, welche die Kreuzzüge dazu benutzten, von aſiatiſchen Fürſten das Recht zu erlangen, in deren Staaten ſolche Richter und Beſchützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation zu ernennen, welches Beiſpiel von andern europäiſchen Staaten für ihre Handelsplätze in der Levante und Afrika, und ſeit dem 15ten und 16ten Jahrhundert auch zwiſchen europäiſchen Mächten unter ſich nachgeahmt wurde, ſo daß ihre Anzahl in- und außerhalb Europa jetzt ſehr beträchtlich iſt. Das Recht, ſie abzuſchicken,

wird als ein Hoheitsrecht betrachtet; ſie können aber nur dahin geſendet werden, wo Verträge oder Herkommen dazu berechtigen. Die Beſtimmung Aller iſt, Schutz und Beiſtand der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu ſeyn, auf Beobachtung der Handelsverträge zu ſehen, und über den Zuſtand und das Intereſſe des Handels ihres Souverains an dem Orte ihres Conſulats an ihren Hof zu berichten. In Anſehung der Vorrechte aber ſind jene in der Levante und in Afrika von den europäiſchen verſchieden. Jene, welche auf den Fuß der Geſandten behandelt werden, haben völlige Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihres Souverains, ſelbſt oft in Klagen der Ausländer gegen ſie; dieſe haben nur eine ſehr beſchränkte Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihres Souverains in deren Handelsangelegenheiten unter einander, wobei ſie doch meiſt bloß Schiedsrichter ſind, und ungeachtet man ſie als Miniſter anzuſehen hat (wofür ſie doch manche gar nicht wollten gelten laſſen), ſo ſtehen ſie doch auch den Geſandten der unterſten Claſſe nicht gleich, denn ſie haben keine Creditive, ſondern nur Beſtallungsſchreiben, die von dem Staate, worin ſie ſich aufhalten, erſt beſtätigt werden müſſen. Daher genießen ſie keiner Vorzüge der Geſandten, Befreiung von der Gerichtsbarkeit und den Abgaben, geſandtſchaftlichen Gottesdienſt, Ceremoniel u. ſ. w. In der Regel ſind ſie der Civil-Gerichtsbarkeit des Orts unterworfen, worin ſie ſich als Conſuln aufhalten. General-Conſuln nennt man ſolche, die für mehrere Plätze oder über mehrere Conſuln ernannt ſind, zuweilen wird dem Conſul ein Vice-Conſul beigegeben. dd.

Conſulta, Staatsconſulta, d. i. Staatsrath, war ein eigner Zweig der Staatsverfaſſung des Königreichs Italien. Als dieſer Staat 1797 zuerſt als cisalpiniſche Republik auftrat, wurde er nach dem Muſter der dritten franzöſiſchen Conſtitution organiſirt. Durch das Kriegsglück der combinirten öſterreichiſch-ruſſiſchen Armee im J. 1799 ſchien ſie vernichtet, wurde aber durch den Sieg von Marengo (14ten Juli 1800) wieder hergeſtellt, worauf der Sieger Bonaparte proviſoriſch eine Adminiſtration und Regierungsconſulta niederſetzte. Als der Friede zu Lüneville ihr die Exiſtenz geſichert hatte, ſetzte Bonaparte, damals erſter Conſul, zu Lyon eine Conſulta (Berathſchlagungsverſammlung) nieder, die aus ihm ſelbſt, Talleyrand und 482 cisalpiniſchen Deputirten beſtand, und dieſe gab dem Staate eine neue Verfaſſung und den Namen der italiäniſchen Republik (25ſten Jan. 1802), in welcher die Regierung einem Präſidenten, Vice-Präſidenten, einer Staatsconſulta, Miniſtern und einem Geſetzgebungsrathe anvertraut wurde. Die Conſulta oder der Staatsrath beſtand aus acht Perſonen, und hatte hauptſächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatiſchen Verträge zu beſorgen. Als im J. 1804 die Veränderung der franzöſiſchen Verfaſſung auch eine in dieſer Republik nach ſich zog, begab ſich dieſe Conſulta nach Paris, und im folgenden Jahre wurde die bisher republikaniſche Regierungsform in eine monarchiſch-königliche umgewandelt, erblich in der Familie Napoleons. Bei der neuen Organiſation erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er beſtand 1. aus einem geheimen Rathe von acht Staatsräthen (Conseil de Consulteurs), 2. einem Conſeil der Geſetzgebung von zwölf Staatsräthen, und 3. aus einem Auditoren-Conſeil von funfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig oder ein hoher Kronbeamter, präſidirte im Staatsrath, der nur Rathſchläge ertheilen, und nur in Gegenwart von achtzehn Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höheren Sectionen werden, der nicht vorher eins der niedrigern geweſen. Die Mitglieder des

geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche iſt auch dieſes Inſtitut im J. 1814 aufgelöſ't worden. dd.

Contagiöſe Krankheiten, ſ. Einflüſſe und Epidemie.

Conté (Nicolas Jacques), Künſtler, Mechaniker, Chymiker u. ſ. w., geb. zu St. Cenery, unweit Seez, am 4ten Auguſt 1755, geſt. 6ten Dec. 1805. Wenige Jahre nach ſeiner Geburt ſtarb ſein Vater. Conté war kaum zwölf Jahre alt, als bereits ſein Genie, das ſein ganzes Leben auszeichnet, ſichtbare Funken ſchlug und ſich mit unwiderſtehlicher Neigung der Mechanik und Malerei hingab. Schon im achtzehnten Jahre malte er mit vielem Glück religiöſe Gegenſtände, widmete ſich aber jetzt der Portraitmalerei, ohne darum das Studium der phyſikaliſchen und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, zu denen er beſondre Neigung hatte. Das Modell einer von ihm erfundenen hydrauliſchen Maſchine übergab er der Akademie der Wiſſenſchaften zur Prüfung, und dieſe erſtattete darüber den vortheilhafteſten Bericht. Nachdem er ſich mit einer Frau aus einer der erſten Familien in der ehemaligen Normandie verheirathet hatte, ließ er ſich in Paris nieder, wohin ihn ſeine langgenährte Sehnſucht zog. Hier ward er durch ſein Studium großer Muſter und den Umgang mit Gelehrten aus allen Fächern bald bekannt. Sein Eifer für die Phyſik veranlaßte ihn (1793) im Verein mit mehrern Sachverſtändigen über die Zerſetzung des Waſſers durch Eiſen Verſuche im Großen zu machen, da man ſie vorher nur in Flintenläufen angeſtellt hatte. Seine Rathſchläge hierbei, ſeine anhaltenden täglichen und nächtlichen Anſtrengungen trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf einen Gouvernements-Befehl mußte er nun in Meudon jene Verſuche wiederholen und der glückliche Erfolg derſelben leitete auf den Gedanken hin, ſich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aëroſtatiſchen Inſtituts (ſ. Aëroſtat) und widmete hier dem Unterrichte der zahlreichen Eleven alle Sorgfalt. Um den bei den Armeen befindlichen Compagnien der Aëronauten einen Vereinigungspunkt zu geben, ward Conté, mit dem Grade eines Brigade-Chefs, commandirender Chef der Aëronauten. Faſt zu derſelben Zeit warf die Commiſſion der Bergwerke ihre Augen auf ihn, da ſie die Abſicht hatte, den Mangel an Zeichenſtiften, die mit großen Koſten aus dem Auslande bezogen wurden, durch franzöſiſche Induſtrie zu erſetzen. Der Wunſch, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden, beſtimmte ihn, einen Verſuch zu wagen und die immer ſteigenden Reſultate hatten den Erfolg, daß Frankreich binnen einem Jahre die Manufactur beſaß, die ſeinen Namen trägt, und dieſem Reiche einen neuen Handelszweig verſchafft hat. Aber bald erhielt er nebſt andern Gelehrten den Ruf zu der bekannten Expedition nach Aegypten, und er reiſ'te am 6ten Floréal 1798 in der Eigenſchaft eines Brigade-Chefs des Aëronauten-Corps, welches er zu Meudon befehligt, und aus den fähigſten Künſtlern gebildet hatte, zu ſeiner neuen Beſtimmung ab. Bei ſeiner Ankunft in Alexandrien ſtellte er auf dem daſelbſt befindlichen Pharus binnen zwei Tagen auf die einfachſte Weiſe Oefen zu glühenden Kugeln her, wodurch die engliſchen Schiffe, welche etwa durch Ueberrumpelung jene Stadt hätten nehmen wollen, in gehöriger Entfernung gehalten werden konnten. Von da nach Cairo gerufen, errichtete er daſelbſt bald die nöthigen Werkſtätte für die Bedürfniſſe der Armee an Waffen u. dgl., ſo wie auch mehrere Windmühlen, Maſchinen für die Münzen von Cairo, für die orientaliſche Druckerei, für die Pulverfabrikation. Zugleich ſtellte er verſchiedene Gießereien her, und ſowohl Stahl und Säbel, als auch gefirnißte Lein-

wand, Pappe ꝛc. wurden in ſeinen Werkſtätten gefertigt. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verſchaffte die Erfoderniſſe für die Hoſpitäler, mathematiſche Inſtrumente für die Ingenieurs, Gläſer für die Aſtronomen, Vergrößerungsgläſer (Loupen) für die Naturforſcher, Stifte für die Zeichner, kurz, alles, was zu einer ſolchen Expedition, bei einer ſolchen Tendenz, in einem ſolchen Lande nöthig ward. In kurzer Zeit verdankte man ihm auch einen Telegraphen, obgleich deſſen Errichtung in dieſer heißen Atmoſphäre unendliche Schwierigkeiten hatte. Es iſt unmöglich, alle die Arbeiten, welche er in Aegypten vollendet oder doch begonnen hatte, anzuführen, die er aber durch ſeine unerwartete Rückkehr von dieſer Expedition zu verlaſſen gezwungen wurde. So große Verdienſte blieben nicht unbelohnt. Er ward eines der erſten Mitglieder der Ehrenlegion.

Continentalſyſtem. In der Geſchichte unſerer Tage, oder vielmehr in der Geſchichte der Unterdrückung Europa's durch den Despotismus Napoleon's, behauptet das berüchtigte von ihm ausgeführte Continentalſyſtem einen merkwürdigen Platz. Das Weſen dieſer Ausgeburt tyranniſchen Unſinns, der man zu viel Ehre angethan hat, indem man ihr den Namen eines Syſtems gab, beſtand, wie auch der Name zum Theil ſchon angibt, in nichts anderm, als dem Plane, England von aller Verbindung mit dem Continente auszuſchließen, das heißt mit andern Worten, den geſammten Seehandel von Europa zu zerſtören. Aller Handel und Verkehr mit England und engliſchen Waaren und Producten ward vermöge dieſes Syſtems unter dem Vorwande für verboten erklärt, England auf dieſe Weiſe zum Frieden und zur Anerkennung des von Frankreich aufgeſtellten Seerechts zu zwingen, zugleich aber auch in der unverkennbaren Abſicht, alle Staaten des Continents durch dieſe gänzliche Vernichtung ihres Handels ſo ſehr zu ſchwächen, daß von ihnen kein wirkſamer Widerſtand gegen Frankreichs Anmaßungen ferner zu erwarten ſey. Ehe wir jedoch zu der Geſchichte dieſes Syſtems ſelbſt übergehen, müſſen wir nothwendig einige Bemerkungen über das Seerecht und das Verhältniß der Neutralen zu den kriegführenden Seemächten, das heißt hier vorzüglich zu England, vorausſchicken. Schon ſeit längerer Zeit war zwiſchen den ſeefahrenden Nationen über die Rechte der neutralen Flagge ein heftiger Streit geführt worden, der vornehmlich folgende ſechs Streitpunkte betraf: 1. macht frei Schiff frei Gut oder nicht? 2. macht unfrei Schiff unfrei Gut oder nicht? 3. wie weit erſtreckt ſich das Recht der kriegführenden Mächte, neutrale Schiffe zu viſitiren, wenn ſie ohne oder wenn ſie unter Convoy ſegeln? 4. was iſt Kriegscontrebande zur See und wozu berechtigt ſie? 5. wie weit erſtreckt ſich die Befugniß, Oerter in Blokadezuſtand zu erklären? und endlich 6. iſt ein Handel, der den Neutralen in Friedenszeiten verboten war, ihnen in Kriegszeiten erlaubt, oder dürfen die Neutralen den Handel mit den Colonien der kriegführenden Mächte betreiben oder nicht? In der Beantwortung jeder dieſer verſchiedenen Fragen, die, wie man leicht einſieht, für den Seehandel und den Handel der Neutralen insbeſondere von der höchſten Wichtigkeit ſind, wichen in neuern Zeiten die Engländer nicht nur von den Neutralen, ſondern auch gewöhnlich von den minder mächtigen Seeſtaaten, mit denen ſie in Kriege verwickelt waren, durchaus ab. Doch nicht nur England war es, das darf hier keinesweges vergeſſen werden, welches ſich in eine ſolche Oppoſition gegen die Grundſätze der Neutralen ſetzte, ſondern auch Frankreich; auch alle andern Seemächte thaten daſſelbe, ſobald ſie ſich ſtark genug fühlten, ihre Prätenſionen durchführen zu können. So ward allmälich

von der überwiegenden Seemacht der Grundſatz beſtritten, frei Schiff mache frei Gut, das neutrale Gut ward immer ſeltener in feindlichen Schiffen reſpectirt; man hatte ſich das Recht angemaßt, nicht nur einzeln ſegelnde neutrale Schiffe, ſondern auch ſelbſt ſolche, die in Flotten unter Convoy des Staats ſegelnd, angetroffen wurden, zu viſitiren, ohne ſich mit der Einſicht der Seepapiere oder gar der bloß mündlichen Verſicherung des die Convoy commandirenden Offiziers, daß dieſelbe keine Contrebandwaaren am Bord habe, begnügen zu wollen; der Begriff der Kriegscontrebande ward nicht bloß auf Waffen und Kriegsmunition oder auf ſogenannte directe Contrebande, ſondern auch auf die indirecte, das heißt, auf alle Gegenſtände, aus denen Waffen und Kriegsmunition leicht verfertigt werden können, ja ſelbſt auf die zufällige Contrebande ausgedehnt, unter welchem letztern Ausdrucke man alle unter beiden angeführten Categorien nicht begriffene Waaren verſteht, die vielleicht unter beſondern Umſtänden der andern kriegführenden Macht vorzüglich unentbehrlich ſeyn möchten. Immer allgemeiner aber war der Grundſatz geworden, man ſey berechtigt, jede Art von Contrebande, oft ſammt dem Schiffe, welches ſie führte, zu confiſciren. Ueber den Begriff und die Ausdehnung der Blokaden waren gleichfalls neue Ideen in Umlauf gekommen. Während die Neutralen und nachmals auch die minder mächtigen kriegführenden Seeſtaaten behaupteten, eine Blokade könne nur gegen einen beſtimmten Platz oder Hafen verfügt werden und berechtige nur dann zur Confiſcation der Schiffe, welche eine ſolche Blokade zu brechen verſuchen möchten, wenn durch eine hinreichende Anzahl ſtationirter Kriegsſchiffe das Einlaufen in den Hafen nicht ohne offenbare Gefahr bewerkſtelligt werden könne, dehnten die Engländer, vorzüglich in der neueren Zeit, nicht nur den Begriff einer Blokade auf Mündungen von Flüſſen, ja ſelbſt auf ganze Küſten und Länder aus, ſondern behaupteten auch, nicht nur das bloße Vorhandenſeyn von Kreuzern, ſondern ſelbſt eine ſchriftliche Erklärung reiche zur Conſtituirung eines ſolchen Blokadezuſtandes hin. Endlich kam auch in neueren Zeiten ſeit dem Jahre 1756 die Frage in Anregung, ob die Neutralen den ihnen in Friedenszeiten verboten geweſenen Handel mit den Colonien des Feindes in Kriegszeiten führen dürften, wenn der Beſitzer der Colonien ihnen dieſes geſtatte? und auch dies verneinten die Engländer aus dem Grunde, weil ein ſolcher Handel als ein feindliches Beſitzthum, die Beute des Siegers anzuſehen ſey, den die Neutralen daher ſo wenig wie irgend ein anderes feindliches Eigenthum zu beſchützen und zu ſichern befugt wären. Es waren dieſe Behauptungen, welche England in neueren Zeiten beinahe allein aufſtellte, da alle andern bisherigen Seemächte zu ſchwach waren, ſich ihm mit Gewalt zu widerſetzen, größtentheils Folgen ſeiner zur See erlangten Superiorität. Fragt man aber, wie es zuging, daß England dieſe überwiegende Superiorität zur See erlangte, ſo iſt die Antwort keine andere, als daß Frankreich ſelbſt es war, das ihm dazu verhalf, indem es durch immer erneuerte Uſurpationen auf dem feſten Lande England zu einem beinahe ununterbrochenen, zwanzigjährigen, glücklichen Kampfe zwang, ſo daß es nach Beſiegung aller ſeiner Feinde beinahe als die einzige Seemacht in Europa daſtand. Ob aber ein ſolcher Principat zur See, die Seetyrannei der Engländer, jenes beliebte Thema des franzöſiſchen Uſurpators, wirklich ſo furchtbar und gefährlich ſey, daß dagegen die gewaltſamſten und zerſtörendſten Maßregeln ergriffen werden mußten, davon ſieht man leicht, bei etwas genauerer Beleuchtung, den vollkommenen Ungrund ein. Nur den Handel drückte vielleicht dieſer Principat, und auch dies nur, wie wir gleich

ſehen werden, im Kriege, vertheuerte vielleicht einige, obendrein größten-theils entbehrliche Artikel des Luxus: wie aber konnte er die unabhängige politiſche Exiſtenz der Nationen, ihr höchſtes, heiligſtes Kleinod, fährden, wie, gleich der Präpotenz einer Continentalmacht, Staaten vernichten und Europa in Feſſeln ſchlagen? Obendrein aber trafen dieſe Uebel die Nationen des Continents nur in Kriegszeiten; in Friedenszeiten dagegen erlaubte ſich England nie Bedrückungen gegen den neutralen Handel; aber auch ſelbſt im Kriege machte man ihm größtentheils nur dann dieſen Vorwurf, indem man den Seekrieg in allen Stücken nach den völkerrechtlichen Regeln des Landkriegs, die ja doch Bonaparte nicht minder ungeſcheut unter die Füße trat, beurtheilte. Beide aber ſind weſentlich von einander verſchieden; die in dem einen geltenden Regeln können keineswegs unbedingt auf den andern angewandt werden. Jedes Räſonnement aus der Natur der Sache geführt, beweiſ't gar nichts in Fragen, die allein aus der Praxis und aus der Erfahrung entſchieden werden müſſen, und dieſes iſt auch hier der Fall. So iſt es eine allgemein, wenigſtens anerkannte, wenn gleich nicht immer geübte Regel in Landkriegen, daß das Privateigenthum des Feindes geſchont werden müſſe. Wollte man aber dieſe Regel unbedingt auf den Seekrieg übertragen, wie Frankreich es verlangte, ſo würde dieſer in den mehrſten Fällen vollkommen illuſoriſch werden. Wie ſoll z. B. England in einem Seekriege gegen Frankreich, nachdem es deſſen wenige Colonien erobert, deſſen Kriegsflotten vernichtet hat, demſelben überhaupt noch Schaden zufügen, ſobald das Privateigenthum allgemein reſpectirt werden muß? Wollte man in dieſem Falle die einzig mögliche Art, Feindſeligkeiten zu üben, nämlich das Privateigenthum gleich dem Staatseigenthum wegzunehmen, ausſchließen, ſo würde der Krieg von ſelbſt aufhören müſſen. Aus demſelben Grunde kann auch die neutrale Flagge in Seekriegen nicht gleich unbedingt, wie in Friedenszeiten, reſpectirt werden. Wäre dies der Fall, ſo würde bald die Flagge des minder mächtig kriegführenden Staats von allen Meeren verſchwinden, während die Neutralen den Handel deſſelben unter ihrer Flagge ungeſtört forttrieben, und wie ſollte man hier je Betrügereien verhindern? Die Neutralen ſelbſt räumen ein, daß ſie nicht befugt ſind, in Kriegszeiten mit Contrebandwaaren Handel zu treiben, nur über den Begriff derſelben wird geſtritten, dagegen aber verlangen ſie Freiheit von Viſitationen und Anerkennung des Princips: frei Schiff macht frei Gut. Allein das letztere kann England aus den angeführten Gründen nicht zugeben, ſo lange es ſo mächtig iſt, daß es bei einem jeden entſtandenen Seekriege die Flagge ſeines Feindes von allen Meeren verſcheucht und eben ſo wenig das erſtere; denn würde nicht unter dem Schutze der Freiheit von Viſitationen jede Art von Contrebandhandel ungeſtört von den Neutralen fortgetrieben werden können? Die Neutralen, vor allen aber Frankreich, das ſich in unſern Tagen plötzlich und unberufen zum Wortführer derſelben aufwarf, beklagen ſich über das von England auf ganze Küſten und Länder ungebührlich ausgedehnte Blokadeſyſtem; allein hier frägt ſich dennoch wieder, ob England nicht mächtig genug war, ſelbſt ganze Küſten und Länder im Blokadezuſtande zu halten, und war dies der Fall, ſo war dies durchaus nicht von der Blokade eines einzelnen Hafens verſchieden. Wenn Bonaparte Repreſſalien gegen England ergriff, wie er es nannte, ſo fielen dieſe Repreſſalien nicht auf England, ſondern auf die Neutralen, deren Handel zerſtört ward, während der von England vernichtet werden ſollte. Frankreich verlangte, jeder Staat ſolle ſeine Häfen den Engländern ver-

ſchließen, weil England die Freiheit der Meere und die Rechte des neutralen Handels nicht anerkenne und jeder Staat die Pflicht habe, ſeine Unabhängigkeit zu ſchützen. Allerdings iſt dieſe letztere Behauptung ſehr richtig, allein kein dritter Staat iſt befugt, über die Art und Weiſe ihrer Ausübung Rechenſchaft zu fodern; nur gegen ſich ſelbſt hat jeder Staat dieſe Verpflichtung, nicht gegen einen dritten, und es war eine Anmaßung ſonder Gleichen, wenn ſich Frankreich hier zum Vormund aller andern Staaten aufwarf, — Frankreich, das bis auf dieſe Zeit die Rechte der Neutralen, ſo oft es irgend konnte, wenigſtens eben ſo gröblich verletzt hatte, als das böſe England. War es doch klar, daß es nur deßhalb ſo bitter über die Seetyrannei der Engländer klagte, die doch nothwendig in einer etwas längeren Friedensperiode, wenn die andern Staaten Zeit erhielten, ihre unterbrochenen Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen und ihre Marine wieder herzuſtellen, bald von ſelbſt aufhören müßte; war es doch klar, daß man nur deßhalb ſo eifrig auf die Freiheit der Meere drang, um die Aufmerkſamkeit von demjenigen abzulenken, was indeſſen auf dem Continente ungleich Aergeres geſchah, daß während man die Rechte der Neutralen zur See rächen wollte, dieſelben längſt nicht mehr auf dem Continente vorhanden waren, daß, indem man heut die Freiheit der Meere foderte, man die Freiheit des Continents, die Exiſtenz aller unabhängigen Nationen auf immer vernichten zu wollen ſchien. Durch die gänzliche Verſchließung aller Häfen des Continents für den Verkehr mit England, durch die geſchärften Maßregeln gegen allen Handel mit engliſchen Producten und Waaren wollte man England zum Nachgeben zwingen; daher mußten alle Nationen des Continents, ohne irgend eine Rückſicht auf ihre beſondere Lage und ihre beſonderen Verhältniſſe, ein gleiches Betragen gegen England beobachten, das heißt, die Vernichtung ihres eigenen Handels und ihres eigenen Wohlſtandes ward die unerlaßliche Bedingung der Fortdauer eines ſchwankenden Friedens mit Frankreich. Es war dies ein Opfer, nicht viel geringer, als der Krieg ſelbſt, und daß ſich ſo lange Zeit alle Staaten des Continents unter dieſes drückende Joch beugten, gibt den überzeugendſten Beweis von der Erſchlaffung und Ermattung aller Nationen, die nur durch den zu einer unerträglichen Höhe geſteigerten Druck endlich aus ihrem unwürdigen Todtenſchlummer aufgerüttelt zu werden vermochten. Das unbeſtreitbare Recht eines jeden Staats, mit andern in Frieden und Freundſchaft zu leben und frei mit ihnen zu verkehren, ward ſo durch despotiſche Willkür vernichtet und den Nationen nur die bittere Wahl gelaſſen zwiſchen einem ungewiſſen und ängſtlichen Zuſtande voller Entbehrungen und Noth, oder einer offenen Fehde mit der drohenden Uebermacht. Der Uſurpator, der ſich ſo bitter über England wegen ſeiner Nichtachtung der Rechte der neutralen Flagge beklagte, vernichtete ungeſcheut das erſte und heiligſte Recht der Neutralität, die Befugniß eines jeden Staats, neutral bleiben zu dürfen. Aber freilich verſprach man ja auch allen Staaten die überwiegendſten Vortheile von dieſer Handelsſperre mit England: Flor des Handels im Innern, — wenn nur da viel zu handeln wäre, wo keine Nachfrage nach dem Ueberfluſſe iſt, dieſer nur erſt durch die Ausfuhr zur See ſeinen Werth erhält; Aufblühen der eigenen Manufacturen und Fabriken, denen leider die rohen Stoffe entzogen wurden, und die am Ende in den mehrſten Fällen ungleich ſchlechter und theurer arbeiteten, als die engliſchen; endlich Verhütung des Wegſchleppens des Geldes und dadurch unausbleiblicher Verarmung. Allein viele Jahre hatten dieſe Staaten bereits mit England

Handel getrieben und noch waren ſie nicht verarmt, was ſich ſchon daraus aufs deutlichſte ergab, daß ſie überhaupt noch mit England handeln konnten; denn daß mit einem völlig verarmten Lande kein Handel möglich iſt, braucht wohl nicht erſt bewieſen zu werden. Und dennoch mußte der Uſurpator, der übrigens hier, wie bei ſo vielen andern Gelegenheiten, eine beinahe unbegreifliche Kurzſichtigkeit und Unwiſſenheit in allem, was den Handel betrifft, verrieth, dennoch mußte er bald inne werden, daß er ſeinen Zweck, die Vernichtung Englands, durch dieſe Handelsſperre vergeblich zu erreichen hoffte; deſto ſchmerzlicher für die übrigen Staaten Europa's, die eine Laune des kurzſichtigen Despoten mit Entbehrungen aller Art und einem weſentlichen Theile ihres Wohlſtandes bezahlten. Es war das Continentalſyſtem die letzte Ausgeburt ohnmächtiger Wuth gegen einen Staat, der aus allen bisher zu ſeiner Unterjochung unternommenen Kämpfen ſiegreich hervorgegangen war. Es beruhte auf der grundfalſchen Vorausſetzung, der europäiſche Handel ſey die einzige Quelle von Englands Reichthume und damit zugleich von Englands Macht. Allerdings war er bis dahin eine Hauptquelle, wenn gleich nicht die einzige geweſen, und blieb es auch nur ſo lange, als der Continent von Europa noch nicht durch das eiſerne Joch des militäriſchen Despotismus gänzlich verarmt war. Sobald dies aber der Fall war, ſo verlor auch Europa die hohe mercantiliſche Wichtigkeit, die es bisher für England gehabt hatte, und Englands Capital und Induſtrie wandten ſich nach andern Weltgegenden, wo man nichts von einer Freiheit der Meere wußte, die dem Handel die ſchwerſten Feſſeln anlegte, und nichts von Rechten der Neutralen, die dieſe von allen Meeren verſcheuchten. In den erſten Augenblicken konnten allerdings die von Bonaparte ergriffenen Maßregeln eine ſcheinbare Stockung des Handels und der Gewerbe in England hervorbringen, allein bald ſuchten und fanden dieſelben neue Canäle, und England bewies unwiderſprechlich, daß trotz der Jahre lang fortgeſetzten Verſchließung beinahe aller Häfen Europa's, trotz des unſinnig ausgedehnten Continentalſyſtems, dennoch ſein Handel und ſeine Macht ſich ungeſchwächt erhielten. Bonaparte ſelbſt erkannte dies zuerſt öffentlich an, indem er durch die Ertheilung von Licenzen ſeine eigenen Maßregeln unwirkſam machte, aber auch hierbei äußerte ſich deſto unverholener ſein despotiſcher Sinn, indem er zu gleicher Zeit von allen andern Staaten ſtrenges Beharren in dieſen unſinnigen Maßregeln verlangte; ein ſicherer Beweis, wie ſehr es ihm nicht nur um die Zerſtörung Englands, ſondern auch zugleich um die gänzliche Entkräftung aller andern Staaten zu thun war. — Die Geſchichte des Continentalſyſtems beginnt mit jenem berüchtigten Decrete von Berlin vom 21. November 1806, durch welches die brittiſchen Inſeln zu Waſſer und zu Lande in Blokadezuſtand geſetzt, aller Handel, Verkehr und Correſpondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer, ohne Ausnahme, der ſich in einem von franzöſiſchen Truppen oder deren Verbündeten beſetzten Lande betreffen laſſe, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum von jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Priſe erklärt, aller Handel mit engliſchen Waaren aber durchaus verboten wurde. Kein directe von England oder von den engliſchen Colonien herkommendes Schiff, oder welches dort ſeit der Publication des Decrets geweſen, ſollte in irgend einem Hafen zugelaſſen, alle Schiffe aber, die durch falſche Declarationen dieſe Beſtimmung zu umgehen ſuchen würden, ſollten ſammt ihrer Ladung, gleich dem engliſchen Eigenthume, confiscirt werden. Merkwürdig waren zugleich die Gründe, die zur Be-

ſchönigung dieſer ſonderbaren Verfügungen angeführt wurden. England allein erkenne das von allen policirten Nationen befolgte Völkerrecht nicht an, es behandele jedes einem feindlichen Staate zugehörende Individuum feindlich, ſelbſt die Mannſchaften der Handelsſchiffe mache es zu Kriegsgefangenen: es dehne das Recht der Eroberung auf Handelsſchiffe und Privateigenthum, und das Recht der Blokade auf nicht befeſtigte Häfen und Pläze, auf Mündungen der Flüſſe, ja ſogar auf ganze Küſten und Reiche aus. — Sollte man nicht glauben, England habe alle dieſe ihm hier vorgehaltenen Sünden erſt und allein in dieſem Kriege begangen? Und doch ſind es größtentheils von jeher in den Seekriegen allgemein gebräuchlich geweſene Maßregeln, die Frankreich, ſo lange es nur konnte, in ihrer ganzen Strenge befolgte, hier aber ſo gern als grobe Verlezungen des Völkerrechts darſtellen wollte; Frankreich, das in unſern Tagen auf dem feſten Lande nie eine Neutralität reſpectirte, als inſoweit es ſeiner Convenienz gemäß war. — England ſäumte nicht, gegen das Decret von Berlin Repreſſalien anzuordnen, und zwar zuerſt durch eine Geheimerathsverordnung vom 7. Jan. 1807, durch welche allen neutralen Schiffen verboten ward, von einem Hafen nach einem andern zu fahren, wenn dieſe Häfen Frankreich oder deſſen Verbündeten zugehörten, oder ſo ſehr unter deſſen Controle ſtänden, daß die engliſchen Schiffe nicht frei dorthin handeln konnten. Jedes neutrale Schiff, welches dieſe Vorſchriften verletzen würde, ſollte ſammt ſeiner Ladung confiscirt werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel ward eine zweite engliſche Verordnung vom 11. November 1807. Dadurch wurden nämlich alle Häfen und Pläze von Frankreich und deſſen Alliirten in Europa und in den Colonien, ſo wie überhaupt ein jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die engliſche Flagge ausgeſchloſſen ſey, denſelben Einſchränkungen unterworfen, als wenn ſie aufs ſtrengſte blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten ſolcher Länder ward für verboten, und die darin gebrauchten Schiffe der Confiscation für unterworfen erklärt, ſo wie auch alle diejenigen Schiffe, die mit feindlichen Urſprungscertificaten verſehen ſeyn möchten. Eine andere Geheimerathsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für geſezwidrig und die beabſichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Allein kaum waren dieſe Befehle publicirt, als auch von franzöſiſcher Seite neue Repreſſalien erfolgten. Durch ein Decret von Mailand vom 17. December 1807, das durch ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Januar 1808 noch geſchärft wurde, ward durchaus jedes Schiff, von welcher Nation es auch ſeyn möge, welches von einem engliſchen Schiffe viſitirt worden, oder ſich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die engliſche Regierung bezahlt habe, für denationaliſirt und eben dadurch für engliſches Eigenthum erklärt; dergleichen denationaliſirte Schiffe aber ſollten in jedem Falle, ſo wie auch diejenigen, welche die gegen die brittiſchen Inſeln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands, oder ſeiner Colonien, oder eines von den Engländern beſezten Landes ausgelaufen oder nach einem ſolchen beſtimmt wären, für gute Priſen angeſehen werden. Um den engliſchen Handel deſto ſicherer zu vernichten erſchien am 3. Auguſt 1810 der bekannte Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch ein zweites Decret vom 12. September deſſelben Jahres noch mehr erweitert wurde, worauf gleichfalls noch am 13ten October deſſelben Jahres ein Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller engliſchen Waaren folgte; — Decrete, die auch in

allen andern mit Frankreich in freundſchaftlicher Verbindung ſtehenden Staaten, und dazu gehörten damals beinahe alle Länder des Continents, mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und vollzogen werden mußten. Dies war das berüchtigte Continentalſyſtem, durch welches alle Staaten des Continents auf eine nie geſehene Weiſe zerrüttet wurden. Allgemein ſtieg das Elend und die Noth bis zu einer ſeltenen Höhe. Allein auch hier beſtrafte ſich der Uebermuth des kurzſichtigen Urhebers dieſes Syſtems; denn in gleichem Verhältniſſe mit der Noth ſtieg auch die Erbitterung gegen den, der ſie herbeigeführt, und bald bot das allgemeine Elend einen furchtbaren Vereinigungspunkt dar. C. z.

Contingent hieß derjenige Theil der deutſchen Reichsarmee, den einzelne Reichsſtände zu Reichskriegen ſtellen mußten. Die Antheile eines jeden richteten ſich ehemals nach einem Reichsgeſetze Carls V. von 1521 (Reichsmatrikel), nachher aber in der Regel nach dem Reichsſchluß von 1681, vermöge deſſen die Armee, bei gewöhnlichen Kriegen, 40,000 Mann (12,000 Reiter, 28,000 Mann Fußvölker) in ſich begriff. Dieſe Anzahl ward das Einfache (simplum) genannt, ſtieg aber bei dringender Gefahr auf das Zweifache (duplum, 80,000), und Dreifache (triplum, 120,000). Aber im franzöſiſchen Kriege hat man ſogar das Fünffache (quintuplum 200,000) ausgeſchrieben, welches jedoch nicht ganz geſtellt worden iſt. Die Generale bei dem Contingent waren zur Hälfte catholiſch und zur Hälfte proteſtantiſch. Kleine Reichsſtände gaben oft Geld, ſtatt der Mannſchaft. Die Errichtung des rheiniſchen Bundes änderte in dieſer Verfaſſung für die den Bund bildenden Reichsfürſten nichts als die Formen, während die übrigen noch nicht zum Bunde gehörenden nunmehrigen Souveraine durch die Auflöſung des deutſchen Reiches von den bisherigen Verbindlichkeiten, welche die caroliniſche Reichsmatrikel beſagte, entbunden wurden. Die conföderirten Staaten mußten nach dem 29. und 30. Art. der Bundesacte ihre Contingente an baarem Gelde zur Bezahlung der Kreisſchulden nach Verhältniß ihrer alten und neuerworbenen Beſitzungen übernehmen und der 36., 37. und 38. Art. beſtimmten die Contingente an Truppen, welche jedes Mitglied der Conföderation auf den Fall eines Krieges, nach geſchehener Aufforderung des Protectors, zu ſtellen habe. Bei der Errichtung des Bundes betrugen die Contingente der ſämmtlichen damals beigetretenen Fürſten 63,000 Mann. Als in der Folge und hauptſächlich durch den Gang des Krieges, der 1806 und 1807 von Frankreich und dem Rheinbunde gegen Preußen und Rußland geführt wurde, der Bund ſich erweiterte, ſo daß er von 13 urſprünglichen Mitgliedern bald bis auf 36 ſich vermehrte, erreichte die Bundesarmee die Zahl von 119,980 Mann, welche aber ſich wieder verminderte, als Oldenburg und Aremberg nach Einverleibung derſelben mit Frankreich aufhörten, Beſtandtheile des Bundes zu ſeyn, ſo daß die ſämmtlichen Contingente zuletzt 110,180 Mann betrugen, zu welchen im Falle eines Krieges Frankreich ſelbſt ein Contingent von 200,000 Mann von allen Waffen ſtellte. Die neue deutſche Conſtitution wird auch darüber neue Beſtimmungen enthalten. I.

Contour, ſ. Umriß.

Contrabande, **Contrebande**, nennen wir alle Waaren, die geſetzwidrig in ein Land ein=, oder aus einem Lande ausgefahren werden. Es gibt 1. **Kriegs=**, 2. **Handels=Contrebande**. Was Kriegs=Contrebande ſey, beſtimmen die unter den Staaten vorhandenen Verträge, die aber keineswegs übereinſtimmend ſind. Noch vor dem Consolato del Mare der italiäniſchen Handelsſtaaten war von mehrern

Mächten ihren Unterthanen verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen. Durch Verträge und Verordnungen der kriegführenden Mächte ſelbſt ward es nachher auch neutralen Staaten unterſagt, Kriegsmunition gegen den Feind zu führen, und daher wurde der Name Contrabande — contra bannum — gewöhnlich. In der Folge dehnte man den Begriff auch auf ſolche Materialien aus, woraus Kriegsgeräth gemacht werden konnte. Alle übrigen Gattungen Waaren hingegen, auch wenn ſie dem Feinde ſehr nützlich ſeyn konnten, wie Getraide, Wein, Lebensmittel, Geld u. ſ. w., galten, außer wenigen, durch beſondere Verträge beſtimmten Ausnahmen (z. B. im Vertrage zwiſchen Spanien und Frankreich 1604, zwiſchen England und Holland 1654 u. a.), für freie Waaren, bis in neueſter Zeit dem Begriff der Kriegs⸗Contrebande eine unerhörte Ausdehnung gegeben wurde. Mehrere kriegführende Mächte erlaubten ſich, bei dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochenen Kriege einſeitige Declarationen darüber, z. B. 1794 England und Rußland, welche verlangten, daß Frankreich auch kein Getraide von neutralen Mächten zugeführt werde, und England verfuhr am Ende dabei mit dictatoriſcher Willkür, indem es z. B. geſalzenes Fleiſch für Contrebande erklärte, unter dem Vorwande, daß es nur für Garniſonen und Schiffsmannſchaften beſtimmt ſeyn könne. Ueber Handels⸗Contrebande beſtimmt jeder einzelne Staat ſelbſt, meiſt nach dem Grundſatz, nichts einführen zu laſſen, was das Land ſelbſt in Menge erzeugt, und nichts auszuführen, was nicht den eigenen Bedarf überſteigt. Endlich nennt man Contrebande auch ſolche Waaren, von denen die für die Einfuhr vom Staate beſtimmten Abgaben nicht entrichtet worden ſind. dd.

Contra⸗Proteſt. Wenn der Bezogene einen Wechſel nicht bezahlt, ſo läßt der Inhaber des Wechſels darüber ein notarielles Document aufnehmen, als Beleg, daß er nichts bei der Präſentation verſäumt hat. Dies nennt man Proteſt, und wird darüber das Nähere an ſeinem Orte geſagt werden. Um gegen den Bezogenen, in ſo fern er den Wechſel acceptirt hatte, nach den Wechſelgeſetzen verfahren zu können, iſt in einigen Ländern der Gebrauch, wie es z. B. in Holland der Fall war, daß der Wechſel erſt vom Inhaber dem Ausſteller zum Rembours wieder präſentirt ſeyn muß. Weigert er dieſen, ſo wird darüber ein neues Document aufgenommen, welches man Contra⸗Proteſt nennt, und nur auf den Proteſt und den Contra⸗Proteſt kann hier eine Wechſelklage gegründet werden. Ueberhaupt alſo iſt der Contra⸗Proteſt der beim Ausſteller auf verweigerten Erſatz aufgenommene Proteſt. (Vergl. Proteſt und Wechſel.)

Contrapunkt. Urſprünglich wurde darunter die harmoniſche Begleitung von mehreren Stimmen, welche man zu einer Melodie ſetzte, verſtanden. In ältern Zeiten wurden nämlich die Noten bloß durch eine Reihe Punkte, auf verſchiedene Linien geſetzt, angedeutet, und wenn ein oder mehrere Stimmen zur Begleitung dazu geſetzt werden ſollten, ſo mußte gegen eine ſolche Reihe noch eine andere, und alſo gegen jeden Punkt noch einer geſetzt werden. In dieſer Bedeutung heißt alſo der Contrapunkt eigentlich nichts anders, als die harmoniſche Zuſammenſetzung, oder die Kunſt des Satzes ſelbſt. In engerm Verſtande aber iſt er die beſondere Art der zu einem Geſange geſetzten Stimmen. Können dieſe Stimmen gegen einander verwechſelt, und ohne Veränderung ihres Ganges und Verletzung der Harmonie höher oder tiefer geſetzt werden, ſo daß z. B. der Gang im Baſſe, welcher vorher die Diſcant⸗Stimme bloß begleitet, nunmehr dieſe Stimme ſelbſt als

Melodie hat, und hingegen die vorherige Discant-Stimme mit dem Gange des Baſſes, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauſcht wird ꝛc., ſo wird dies der doppelte oder vielfache Contrapunkt genannt. Weil es bei dem doppelten Contrapunkt demnach hauptſächlich auf die Verſetzung der einen Stimme in ein anderes Intervall ankommt, ſo gibt es eben ſo viele verſchiedene Gattungen des Contrapunkts, als verſchiedene Intervallen zu einer ſolchen Verſetzung der Stimmen vorhanden ſind. Man hat daher den doppelten Contrapunkt in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder decima quinta u. ſ. w. Vollſtändigen Unterricht darüber findet man in Kirnbergers Kunſt des reinen Satzes. — Laſſen ſich die Stimmen ohne Verletzung der Regeln nicht umkehren, ſo wird der Satz ein einfacher Contrapunkt genannt.

Contraſt. Daß entgegengeſetzte Dinge neben einander geſtellt, ſich wechſelſeitig in ein ſtärkeres Licht ſetzen, iſt eine längſt gemachte Erfahrung. Hohe und glänzende Farben ſcheinen neben dunkeln und ſchwachen noch höher und glänzender, ſo wie die dunkeln neben den hohen dunkler, die ſchwachen neben glänzenden noch ſchwächer. Das Fortissimo ſchallt ſtärker nach dem Pianissimo, dieſes tönt leiſer nach jenem, und eine plötzliche Generalpauſe nach dem Fortissimo macht durch den Contraſt einen wunderbaren Eindruck. Alle dieſe Wirkungen des Contraſtes ſind längſt bekannt genug; dennoch hat es nicht gelingen wollen, das Weſen des Contraſtes genau zu beſtimmen, wobei ein Haupthinderniß die Verwechſelungen deſſelben mit der Antitheſe war. Antitheſe hat zwar mit dem Contraſte gemein, daß in beiden eine Vereinigung verſchiedenartiger Gegenſtände Statt findet; allein in jener ſind ſie als Entgegenſetzungen, in dieſem als Aehnlichkeiten vereinigt, dort, um deſto mehr von einander unterſchieden, hier, um verglichen zu werden. Die Antitheſe iſt daher wirklicher Gegenſatz, der Contraſt bloß Abſtich, und es iſt falſch, den Contraſt Gegenſatz zu nennen, wie doch die meiſten Aeſthetiker thun. Der Gegenſatz, welcher widerſprechend ſcheinende Dinge vereinigt, gewährt das Vergnügen des Witzes, und wird daher von dem Verſtand, der Contraſt hingegen wird unmittelbar von dem Gefühl beurtheilt, ſo wie er ſich auch bloß auf das Gefühl bezieht. Denn Contraſt iſt nichts anders, als Zuſammenſtellung zweier auf das Gefühl wirkenden Gegenſtände, (Geſtalten, Bewegungen, Töne, Charaktere, Geſinnungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen) zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem erſten. Ein ſolcher Contraſt iſt ſchreiend, wenn der Uebergang aus einem Gefühl in das entgegengeſetzte nicht allmälich und durch Mittelſtufen, ſondern plötzlich und unerwartet geſchieht; er wirkt dann abſtoßend, iſt widerlich und im Leben oft gefährlich. Wer würde einer zarten Freundin die Nachricht vom Tode des Geliebten plötzlich und unvorbereitet bringen wollen? Und dann gar in einem Augenblicke, wo ihr Herz der Freude hingegeben iſt? — Wogegen aber im Leben der zartere Sinn ſich ſträubt, das wird uns häufig in der Kunſt von Leuten, die vornehmlich aufs Ueberraſchen ausgehen, geboten. Verſtünden ſie etwas von dem wahren äſthetiſchen Contraſt; ſo würden ſie weder ſo unbarmherzig mit unſern Gefühlen umſpringen, noch alle Arten der äſthetiſchen Extreme ſo bunt unter einander würfeln. Sie wollen durch Contraſt wirken, und gefallen ſich bloß in den äußerſten Contraſten, oder wiſſen die mittlern, ſanften nicht zu treffen. Um einen Tugendhelden zu verherrlichen, ſtellen ſie ihm ein laſterhaftes Ungeheuer an die Seite,

dem Helden den Feigen, dem Schönen das Häßliche. „Warum aber," fragt Eberhard, der hier am richtigſten ſah, „verſchmähen die großen Meiſter dieſes gemeine Mittel? Sie wiſſen zuvörderſt, daß der äußerſten Contraſte nur wenige ſind. Wenn ſie ſich alſo nur auf dieſe einſchränken wollten, ſo würden ſie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben ſo ſehr einer ſchimpflichen Unfruchtbarkeit des Geiſtes verdächtig machen, als der ſchönen Mannichfaltigkeit ſeines Geiſtes ſchaden würde. Hiernächſt fühlen ſie, daß ein poetiſches Werk ſo gut als ein Gemälde durch die äußerſten Contraſte hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Maler, das Bedürfniß, durch ſchwächere Unterſchiede und ſanfte Abſtufungen die einzelnen Farben ihres Gemäldes einander zu nähern, um in das Ganze die ſchöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender iſt, als alles bunte Gepräge des grellſten Colorits. Sie ſtellen alſo nicht Tugend und Laſter, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, ſondern ſie ſetzen die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die ſanfte; die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen eines Ulyſſes; die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Daß der Contraſt die Quelle der Rührung ſey, d. h. des Zuſtandes einer augenblicklichen Hemmung, und gleich darauf erfolgenden ſtärkeren Ergießung des Lebensgeiſtes im Gemüthe, wodurch ein aus Unluſt und Luſt gemiſchtes Gefühl erregt wird, werden wir im Art. Rührend erweiſen. Auf einer beſondern Art des Contraſtes beruht aber auch die Lachen erregende Kraft der Vorſtellungen (komiſche Kraft), die in vielen Fällen als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als ſolche gebraucht werden kann. (S. Lächerlich.) Ueberhaupt aber dient der Contraſt, die Einförmigkeit zu vermeiden und die Mannigfaltigkeit zu befördern. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt er vornehmlich in der Theorie der bildenden Kunſt genommen, wo man ihn dem bloß Symmetriſchen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegenſetzt. Daher Contraſt der Schatten und Lichter, Contraſt im Ausdruck, in der Charakteriſtik, in den dargeſtellten Perſonen nach Alter, Geſchlechte u. ſ. w., in den Gruppen, in den Stellungen und Bewegungen der Figuren, ja einer und derſelben Figur, an welcher z. B. nicht beide Schultern und Hüften einerlei Höhe haben ſollen, das Haupt ſich gegen die erhabene Schulter neigen, der Arm der Seite, an welcher der Fuß ſich nach hinten bewegt, ſich vorwärts bewegen, das Gewölbte der einen, das Flache der andern Hand ſichtbar ſeyn ſoll. Nur wenn der maleriſche Contraſt auf dieſen Contraſt der Figur, wie allerdings bisweilen geſchehen iſt, eingeſchränkt wird, dürfte der Herausgeber des äſthetiſchen Handwörterbuchs Recht haben, daß ſich die Bedeutung des Contraſtes in der Malerei ganz von der gewöhnlichen entferne. Nirgends aber hat man wohl den Künſtlern willkürlichere und ſonderbarere Regeln aufbürden wollen, als eben in Anſehung dieſes ſogenannten Contraſtes, wovon wir unter dem Art. Gemälde noch manches beizubringen Gelegenheit haben werden. Nimmt man mit Mengs an, daß man in der Malerei unter Contraſt eine zweckmäßige Abwechſelung in den Partien verſtehe, alſo das Entgegengeſetzte von dem, was man Wiederholung nennt; ſo dürfte der Ketzer Diderot wohl Recht haben, wenn er ſagt: „der einzige Contraſt, den der Geſchmack billigen kann, iſt der, der aus Verſchiedenheit der Energie und des Intereſſe entſpringt. Es bedarf keines andern. Der Contraſt der Studirſtube, der Akademie, der Schule iſt falſch." dd.

Contravallations-Linie, die Verſchanzungen der Belagerer gegen die Ausfälle der Beſatzung.

Contre-Admiral. Ein Befehlshaber zur See, der nach dem Vice-Admiral den Rang hat, der dritte Seeoffizier; bei den Engländern Rear-Admiral, bei den Holländern Schout by Nacht, d. h. Nacht-Schulze, nächtlicher Flottenwächter. Contremarche. 1. Rückzug der Truppen, um rückwärts Front zu machen. 2. Andere Richtung eines Kriegsheers. 3. Beim Seeweſen, wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie ſtehen, ſich hinter das letzte Schiff ſtellen. Contreſcarpe heißt in der Kriegskunſt eigentlich die Gegenböſchung, d. i. die ſchiefgemauerte äußere Grabenſeite oder Böſchung gegen das Feld zu, welche der innern Böſchung des Grabens (la scarpe) auf der Stadtſeite entgegenſteht. Man verſteht aber darunter ſowohl jene eigentliche Contreſcarpe, als auch die über dieſelbe hinausliegenden äußern Werke, nämlich den ſogenannten bedeckten Weg mit ſeiner Bruſtwehr und das Glacis. In dieſem letztern Sinne alſo die Außenwerke.

Contribution (Zuſammenlegung Zuſammenſchießung), iſt 1. die Abgabe, welche den Bewohnern eroberter Länder von dem Feinde aufgelegt wird. Sie iſt eigentlich ein Aequivalent dafür, daß der Feind dem Fürſten und den Unterthanen ſein unbewegliches Eigenthum läßt, und das bewegliche mit der Plünderung und Verheerung verſchont. Dagegen war es ſonſt völkerrechtlich, daß der Feind alles, was er ſich außerdem liefern ließ, bezahlte, und nur Kriegsfuhren unentgeldlich fordern konnte. Gewöhnlich werden beim Eindringen des Feindes Contributionsverträge über die zu liefernde Summe, die Termine der Zahlung, die Sicherheit u. ſ. w. geſchloſſen, und öfters Geiſeln gegeben. Beim Definitiv-Frieden wird über Nachzahlung oder Aufhebung der noch rückſtändigen Contribution das Nöthige ſtipulirt. 2. Bedeutet Contribution die in Kriegszeiten von der Regierung den eigenen Unterthanen aufgelegte Steuer, um die vergrößerten Staatsbedürfniſſe damit zu beſtreiten.

Controle. 1. Doppeltes Regiſter aller Ausfertigungen in obrigkeitlichen Staatsämtern oder in Kanzelleien, um dieſelben ſicher zu erhalten und Betrug zu vermeiden. 2. Tagebuch, das ein Major über die Offiziere, ihre Ankunft beim Regiment, ihre Beurlaubung u. ſ. w. führt. 3. Doppelte Rechnung, von einem zweiten Rechnungsführer geführt, Gegenrechnung, daher: Controleur, Gegenſchreiber, ein Aufſeher, der bei öffentlichen Einnahmen und Ausgaben dasjenige, was der Caſſenvorſteher einnimmt und ausgiebt, zugleich in ſein Buch oder Gegenregiſter einträgt, ſo, daß beider Bücher oder Regiſter mit einander übereinſtimmen müſſen.

Controverſe, Streitſache, Streitigkeit, beſonders in der Religion. Controvers-Predigten, Predigten, in welchen die Glaubenslehren anderer Religionsparteien beſtritten werden. Status controversiae, die eigentliche Lage oder Beſchaffenheit einer Streitſache, oder eines Prozeſſes.

Contumaz, wenn es ſo viel als Quarantaine heißt, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der in Verdacht von herrſchenden anſteckenden Krankheiten iſt, in dem Orte ſeiner Beſtimmung nicht landen, mit niemanden Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Paſſagiere nicht abſetzen darf. Da anfangs dieſe Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage feſtgeſetzt war, ſo entſtand daher der Name Quarantaine, welcher zwar für Contumaz jetzt der gebräuchlichere, in ſo fern aber weniger paſſende Name iſt, da

jetzt die Zeit ſehr verſchieden bald auf weniger, bald mehr Tage beſtimmt iſt, und ſich nach vielen Umſtänden richtet. Weil für Europa die größte Gefahr obwaltete, daß durch den Handel nach der Levante die orientaliſche Peſt möchte verbreitet werden, ſo wurden beſonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendſten in den Häfen des mittelländiſchen Meeres war, in dieſen Orten am meiſten für genaue Quarantaine geſorgt; allein in der Folge erſtreckte ſich dieſe Vorſicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und ſeitdem die occidentaliſche Peſt, oder das ſogenannte gelbe Fieber, ſich in Weſtindien, in Nordamerika und ſelbſt in Spanien gezeigt hat, ſind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz oder Quarantaine unterworfen, ſobald der Geſundheitszuſtand derſelben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz Statt, ſobald ſich in irgend einer Stadt oder Provinz eine anſteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — Contumazanſtalten ſind nun theils diejenigen Oerter, an welchen Schiffe oder Reiſende ihre Quarantaine halten, theils die Geſetze und Einrichtungen, welchen ſie ſich dabei unterwerfen müſſen. Sie wurden, aus oben berührter Urſache, vorzüglich und zuerſt in den Häfen des mittelländiſchen Meeres errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen, und doch Europa vor der Verbreitung der in jenen Gegenden ſo oft herrſchenden Peſt zu ſichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peſtſtoffes die Krankheit fortpflanzt, folglich dieſe verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angeſteckter Perſonen oder ſolcher Sachen vermieden wird, an welchen Peſtſtoff haftet. Zur näheren Kenntniß ſolcher Contumazanſtalten dient die kurze Schilderung der marſeiller Quarantaineanſtalt als einer der beſten in Europa. Kein Schiff, das aus irgend einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei ankommt, darf in einen Hafen des mittelländiſchen Meeres, und namentlich von Marſeille einlaufen, ohne vorher ſeinen Geſundheitspaß oder ſein Patent vorgezeigt zu haben. Von dieſem hängt die Beſtimmung und Dauer der Quarantaine größtentheils ab, und es iſt entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen iſt, völlig geſund iſt, oder b) touchée, wenn zwar daſſelbe verſichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen ſind, c) soupçonnée, wenn in dem Geſundheitsatteſt erklärt wird, daß dort eine bösartige epidemiſche Krankheit herrſcht, oder Communication mit Gegenden Statt findet, in welchen die Peſt ausgebrochen iſt, d) brute, wenn an dem Orte ſelbſt, von welchem das Schiff kommt, oder doch in deſſen Nähe, wirkliche Peſt herrſcht. Für die Richtigkeit dieſer Patente haftet ſowohl der unterzeichnete Conſul des Ortes, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitain des Schiffs ſelbſt. Nach dem nun dieſe Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marſeille liegenden Inſel Pomeguas vor Anker gehen, nach einem neuen ausführlichen Examen, wobei der Capitain die Wahrheit ſeiner Ausſagen beſchwören muß, und einer genauern Prüfung der Geſundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantaine beſtimmt. Alles dies geht vor, ohne nähere Gemeinſchaft, indem beide Theile ſtets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitain Briefe oder andere Papiere bei ſich, ſo muß er ſie abgeben. Dieſe werden durchräuchert oder durch Eſſig gezogen. Außer den Patenten richtet ſich die Beſtimmung der Quarantaine auch noch genau nach folgenden Umſtänden:

nach der Beſchaffenheit der geladenen Waaren, ob ſie nämlich für den Peſtſtoff empfänglich ſind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabrikate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trockne Leder, Federn u. a. dergl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Tabak, naſſen Häuten, Wein, allen Flüſſigkeiten u. a. m. angenommen wird. Ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rückſicht man drei Claſſen beſtimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimmt. In die erſte gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und Marokko, in die zweite die Küſte von Tripolis bis Algier, in die dritte Conſtantinopel, das ſchwarze Meer u. ſ. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reiſe des Schiffes Rückſicht genommen, ob Menſchen auf demſelben erkrankt ſind, ob, und wo es unterweges gelandet, wen es an Bord genommen u. ſ. w. Alles dieſes wird aus den Papieren des Schiffscapitains und dem Examen genau feſtgeſetzt, und nach Verhältniß, je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungeſundheit dadurch kommt, die Länge der Contumaz beſtimmt, wobei nach gewiſſen Geſetzen verfahren wird. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der erſten Claſſe kommend, wird auf 18 Tage Quarantaine geſetzt, mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und ſo nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Claſſe kommen, ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz. Sobald die Quarantaine beſtimmt iſt, kommt das Schiff in denjenigen Theil des Hafens bei der Inſel, welcher ihm nach ſeinem Patente angewieſen wird. Es behält die Wachtboote zur Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Communication verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf ſich ihm nähern, die Equipage deſſelben muß an Bord bleiben, die Bedürfniſſe werden ihr mittelſt langer Stangen zugeſtellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zuſtande der Mannſchaft an den Geſundheitsrath abgeſchickt werden. Die Paſſagiere, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das auf der Inſel befindliche Lazareth. Dieſes hat zwei Hauptabtheilungen: das große Lazareth und das kleine oder eigentliche Peſtlazareth. Die Geſunden kommen in das erſtere, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umſchließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beſtändig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder ſeine beſondern Abtheilungen, nach den Patenten des Schiffes. Die Beſatzung des Ganzen beſteht aus dem Lazarethcapitain, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Paſſagier in dem Lazareth iſt, bekommt er eine Wache, die ihn weder bei Tage, noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr aus dem Lazareth, und eben ſo wenig zu irgend einem Menſchen in die Nähe, ſo wie überhaupt ohne ſchriftliche Erlaubniß des Capitains niemand weder aus dem Lazareth, noch in daſſelbe darf. Jeder Paſſagier bekommt ein eigenes Zimmerchen, aus dem er vor dem 16ten Tage nicht wieder herausdarf, und welches bei Nacht verſchloſſen wird. Nur diejenigen Paſſagiere, deren Schiffe Patente nette hatten, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine mit einem Gitter umſchloſſene Gallerie. Sobald bei einem der Paſſagiere, oder der auf dem Schiffe gebliebenen Mannſchaft ſich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er ſogleich in das eigentliche Peſtlazareth gebracht und gänzlich iſolirt. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, examinirt ihn. Wird die Krankheit als Peſt, oder nur verdächtig gefunden, ſo muß ſeine Wache alle Communication mit

dem Kranken vermeiden; Arzneien, Speiſen und Getränke werden ihm mittelſt einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und ſein Teſtament machen, allein der Notar und der Geiſtliche müſſen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt und entfernt bleiben. Stirbt er, ſo wird er mit eiſernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche ſehr tief iſt, und mit Kalk verſchüttet wird, auch in 30 Jahren nicht wieder eröffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandene wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und friſch geweißt, Boden und Fenſter mit Eſſig abgewaſchen u. ſ. w. Geneſ't er, ſo wird er doch nicht eher für geſund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Peſtkrankheit hatte) völlig vernarbt ſind. Nach jeder Krankheit, ſelbſt wenn es nicht die Peſt war, fängt die Quarantainezeit für alle Paſſagiere und das ganze Schiff von neuem an, mit 10 Tagen vermehrt. Nach Verlauf der Quarantaine wird endlich der Paſſagier nochmals 4 bis 5 Minuten lang durchräuchert, und dann von dem Capitain frei gelaſſen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantaine. Die Waaren werden gleich anfangs in die nach den Patenten beſtimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchſtreichen der Luft ausgeſetzt, oft gewendet u. ſ. w. Nach vollendeter Quarantainezeit werden ſie wieder auf das Schiff zurückgeſchafft, nachdem dieſes nochmals genau viſitirt und durchräuchert worden iſt, und dann erſt frei geſprochen. Erklärte Peſtſchiffe, mit Patente brute werden in den meiſten andern Contumazanſtalten gar nicht zugelaſſen. In der marſeiller Quarantaineanſtalt werden ſie zwar zugelaſſen, allein die Wachtboote, die Garden und alle Maaßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantaine wird bei den Paſſagieren auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 geſetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet, die Waaren werden erſt 20 Tage auf dem Schiffe, eben ſo lange auf Böten der Lüftung ausgeſetzt, und dann erſt in das Peſtlazareth geſchafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannſchaft kommt ſogleich in das Peſtlazareth, und wird auf das ſtrengſte abgeſondert. Nach deſſen Geneſung muß er von neuem 80 Tage Quarantaine halten, wobei er während der erſten 50 bis 60 Tage ſeine Zelle nicht verlaſſen darf. Sogar ſeine Garde wird nach dem Tode oder der Geneſung des Kranken auf 80tägige Quarantaine geſetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lüftung ausgeſetzt; die Laſtträger, welche damit zu thun haben, müſſen gleichfalls eine 80tägige Quarantaine aushalten, ehe ſie entlaſſen werden. Auch darf, ſobald ein Peſtkranker im Lazareth liegt, kein anderer in der Quarantaine befindlicher Paſſagier ſeine Zelle verlaſſen, ohne Rückſicht auf das Patent ſeines Schiffes. H.

Conus, ſ. Kegel.

Convent heißt eine jede Zuſammenkunft. Daher hieß Nationalconvent während der Revolution in Frankreich die Verſammlung der Nation durch ihre Repräſentanten. — Bei Klöſtern heißt Convent die Verſammlung der Mönche in Angelegenheiten des Kloſters, ſo wie auch der Ort, wo ſie ſich verſammeln, oft auch das Stift oder Kloſter ſelbſt; daher Conventual ein Stiftsherr, Stiftsgenoß, ein Mönch ꝛc. — Conventicula, Conventikel, ſind Winkelverſammlungen, geheime Zuſammenkünfte, z. B. von religiöſen Schwärmern, Böhmiſten, Stillen im Lande.

Conventionsgeld, Uebereinkunftsgeld, welches der von verſchiedenen deutſchen Reichsſtänden im J. 1750 getroffenen Uebereinkunft

gemäß, nach dem neuen wiener oder zwanzig Guldenfuß ausgeprägt wird. Conventionsfuß iſt der bei jener Uebereinkunft angenommene Münzfuß. (S. Münzfuß.)

Convergenz, die Zuſammenneigung oder das Jneinanderfallen zweier Linien oder Strahlen, welche von verſchiedenen Punkten ausgehen, aber immer näher zuſammenlaufen. Das Gegentheil iſt Divergenz.

Converſation iſt Umgang, alſo genauere Verbindung zwiſchen Perſonen, die öfter mit einander in Geſellſchaft ſind, und ſich gegenſeitig aufſuchen, um das Vergnügen ihrer Geſellſchaft zu genießen. Hier iſt demnach mehr als bloße Vereinigung zur angenehmen Unterhaltung des Augenblicks; allein im gewöhnlichen Leben iſt man mit jener Beſtimmung nicht ſo genau, und nimmt Converſation für geſellige Unterhaltung jeder Art. Unvermerkt jedoch hat ſich noch die Nebenidee an gebildetere feinere Cirkel damit vergeſellſchaftet, ſo daß man bei Converſation nur an geſellige Unterhaltung feinerer Cirkel denkt. Jn ſolchen Cirkeln gibt es eine eigene Kunſt der geſelligen Unterhaltung, und wer dieſe beſitzt, der hat den Converſationston, guten geſellſchaftlichen Ton. Worin dieſer beſtehe, wird man leicht finden, wenn man das, was die Converſation ausmacht, genauer erwägt. Sie iſt zuvörderſt Unterhaltung; man verlangt alſo von jedem Mitgliede der Geſellſchaft einen perſönlichen Beitrag zu dem Vergnügen durch Talente beſonders in der Unterredung, denn ſonſt kommt die gähnende Langeweile geſchlichen. Dieſe Unterhaltung aber ſoll geſellig ſeyn; man erwartet demnach, daß kein Mitglied, pedantiſch ſich und ſeiner Sphäre eine übergroße Wichtigkeit beimeſſend, durch ſein breites Jch ermüde, oder zu egoiſtiſch die Theilnahme der übrigen beſchränke, oder zu rechthaberiſch ſeine Meinungen mit Ungeſtüm geltend mache, wodurch Verdruß erregt werden würde. Dieſen zu vermeiden, iſt eine Hauptſorge der feinern Cirkel, welche vielmehr dahin ſtreben, jedem eine gute Meinung von ihm beizubringen, und als der Stifter ſeiner angenehmen Selbſtgefälligkeit ihm ſelbſt angenehm zu werden. Als feine Cirkel müſſen ſie nothwendig verlangen, daß der Converſationston wenigſtens ein guter, wo nicht ein feiner Ton ſey. Der gute Ton vermeidet alles, was gegen die Achtung anſtoßen könnte, die ein geſitteter Menſch dem andern ſchuldig iſt, verletzt deshalb nie den Anſtand, verſteht ſich zu Aufmerkſamkeiten, unterdrückt ſeine Leidenſchaften und zeigt in ſeinem ganzen Benehmen ein gewiſſes Wohlwollen, das er aus Achtung gegen die Geſellſchaft ſelbſt denen nicht entzieht, mit denen er ſonſt vielleicht in geſpannten Verhältniſſen ſteht. Der Meiſter des guten Tons vermeidet aber eine zu ſichtbare Aufmerkſamkeit und ſtudirte Höflichkeit, die zu Erwiederungen nöthigt, den Geſellſchafter beläſtigt und mehr als die Unaufmerkſamkeit und Gleichgültigkeit peinigt. Der feine Ton (Urbanität genannt, im Gegenſatz gegen den plumpen bäueriſchen Ton, die Ruſticität, die übrigens viel Gutmüthigkeit haben kann), gibt dem Wohlthuenden in unſerm geſelligen Betragen die Form der Schönheit, welche den Werth deſſen, was man mittheilt, durch die Art, wie es mitgetheilt wird, noch erhöht. Dieſer Ton läßt ſich nicht erlernen; die Erziehung der höheren Stände aber, wo dieſe wirklich auch zugleich die gebildeteren, feineren Cirkel bilden, ſorgt wenigſtens für etwas, das ihm ähnlich ſieht. Durch ſtillſchweigende Uebereinkunft hat man gewiſſe Regeln feſtgeſetzt, deren Kenntniß dem Kinde früh beigebracht und an deren Beobachtung es gewöhnt wird, damit das Benehmen

darnach zur Fertigkeit werde. Mit der Fertigkeit in Ausübung einer blos conventionellen Höflichkeit und Etiquette dürfte ſich aber nur dann jemand ſchmeicheln, ſchon den echten Converſationston zu haben, wenn jene feinern Cirkel, worin er herrſcht, nicht zugleich auch die gebildeteren Cirkel wären. Die Feinheit bezieht ſich auf das ſittliche Gefühl, die Bildung bezieht ſich auf den Geiſt. Wie dürfte es einer wagen, ſich den Gebildeten zuzuzählen, deſſen Geiſt nie auf höhere als blos ſinnliche Bedürfniſſe gerichtet geweſen wäre, der über Welt und Menſchen nie ernſter nachgedacht, von der Natur und Beſtimmung des Menſchen, der Einrichtung göttlicher und menſchlicher Verfaſſungen, den Ereigniſſen der Zeit und den Urſachen derſelben in der Vergangenheit ſich keine Kenntniſſe verſchafft hätte; wenn auch nicht gelehrte, ſo doch wohlgeordnete deutliche. Demnach ſind Philoſophie des Lebens, Natur- und Menſchenkunde, Geographie, Geſchichte der Natur und Menſchheit Kenntniſſe, die für ihn ſo unerlaßlich ſind, als Ausbildung des Geſchmacks durch Aneignung der Schönheiten der Kunſt. Wer ohne ſolche Kenntniſſe und Cultur zum geſelligen Umgang kommt, der wird bei aller eingelernten und eingeübten Etiquette doch nur ein Figurant bleiben, oder, wenn er Dünkel genug hat, der ſich freilich mit Unwiſſenheit gewöhnlich paart, ein leerer Schwätzer ſeyn, die man in wahrhaft feinen und gebildeten Cirkeln höchſtens duldet, wenn man etwa aus Rückſichten muß. Die wahre gute Lebensart beſteht wahrlich nicht darin, daß man viel leere Worte ſagt; die menſchliche Geſellſchaft hat einen erhabneren Zweck, und ihre Vergnügungen beruhen auf einem beſſeren Grunde. Der Menſch ſetzt ſich unter ſich ſelbſt herab, wenn er redet, um nichts zu ſagen. — Iſt nun aber die Converſation von ſolcher Art; ſo hat ja Rouſſeau wohl recht, wenn er den Converſationston alſo ſchildert: „Der gute geſellſchaftliche Ton," ſagt er, „iſt weder ſchwerfällig noch flatterhaft, er iſt fließend und natürlich, verſtändig ohne pedantiſch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünſtelt, artig ohne abgeſchmackt, ſcherzhaft ohne zweideutig zu ſeyn. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man ſpricht vernünftig ohne ſchulgerechte Schlüſſe zu machen; man ſcherzt ohne Wortſpiele und verbindet auf eine geſchickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, ſinnreiche Satiren, gut angebrachte Schmeicheleien und ſtrenge Moral; man ſpricht da von allem, damit jeder etwas ſagen könne, vertieft ſich aber nicht in Unterſuchungen, um nicht Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und handelt ſie ſchnell ab; ſpricht deutlich und alſo auch zierlich; jeder ſagt ſeine Meinung und unterſtützt ſie mit wenigen Worten; keiner beſtreitet die eines andern mit Hitze, keiner vertheidigt die ſeinige mit Hartnäckigkeit; man unterſucht, um ſich zu belehren und hört auf, ehe man in Streit geräth; jeder unterrichtet, jeder unterhält ſich, alle gehen vergnügt aus einander, und ſelbſt der Weiſe kann würdigen Stoff zu ſtillen Betrachtungen mit ſich nehmen." Das Genie hat oder nimmt, wie überall, die Erlaubniß, dieſe Regeln zu überſpringen, und geniale Extravaganzen können bisweilen der Converſation das höchſte Intereſſe geben; allein nur ſelten und ohne Uebertreibung finden dieſe Ausnahmen Statt, und der Fliegende vergeſſe nie zu der luſtwandelnden Geſellſchaft zurückzukehren. Hauptſache bei der Converſation iſt, das Triviale zu meiden oder doch zu coloriren; allein es erfodert einen reichen Fond von Ausbildung und Geiſt, immer etwas Gutes und Feines zu ſagen, und noch ſeltener iſt ein immer regſamer Tact, um das Wort zu ſeiner Zeit zu ſagen oder zu un-

terdrücken. Das poetiſche Genie fehlt oft darin, daß es wenig und unpaſſend ſeine Funken ſprüht, das humoriſtiſche, daß es zu viel und ungezügelt brillirt. Reizende Geſellſchafterinnen ſind die Grazien des Widerſpruchs, wenn ſie nicht maskirte Furien ſind, reizend naive Veſtalinnen, wenn ſie nicht über der Obhut des heiligen Feuers ſich ſteif geſeſſen haben. Der fröhliche Weingott tingirt gern alle Nüancen der Converſation mit helleren Farben, doch darf er nicht die Hefe ſeines Pokals zur Farbengebung miſchen. Der Morgen iſt die Zeit der ernſten und einſamen, der Abend die Periode der fröhlichen und geſelligen Converſation — gegen Mittag gedeiht die geſchäftliche — des Nachmittags die peripatetiſche Unterhaltung; doch die Freundſchaft und die Liebe unterhalten ſich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Der Vorwurf, den man ſo oft der Bildung zur guten und feinen Lebensart gemacht hat, daß ſie die Falſchheit begünſtige und die Ehrlichkeit beeinträchtige, dürfte ſo gar gewichtig nicht ſeyn. Muß denn die Ehrlichkeit eben plump und grob ſeyn? Und gewiß, Leſſing hatte Recht, da er ſagte: „man iſt doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts iſt als ein ehrlicher Kerl." Wir Deutſchen legen auf die bloße Ehrlichkeit, die ſich doch wohl von ſelbſt verſtehen ſollte, ein viel zu großes Gewicht, und unſere Schauſpieldichter legen es oft recht gefliſſentlich darauf an, die Feinheit des Betragens im Umgange von den ehrlichen Kerlen mit Füßen treten zu laſſen, gleich als ob beide ganz unverträgliche Gegenſätze wären. Sonderbar genug ſind jene dramatiſchen Dichter eben ſolche, deren Stücke von der Converſation ſelbſt den Namen führen. Man pflegt nämlich eine gewiſſe Gattung von Dramen, die durch Stoff und Behandlung, wenn nicht an das gemeine, ſo doch an das gewöhnliche Leben erinnern, zum Unterſchiede von der höheren Gattung, die ſich durch edleren Stoff und ideale Behandlung auszeichnet, Converſationsſtücke zu nennen, und von dieſer Art ſind faſt alle jene Mitteldinger zwiſchen Tragödie und Komödie, die man ſeltſam genug ſeit einiger Zeit auch unter dem Namen Schauſpiele oder Dramen ankündigt. Die Familiengemälde gehören auch dazu, ſind aber eine beſondere Art. Wir ſind weit entfernt, ſie, wie einige, die das Kind gern mit dem Bade ausſchütten, gänzlich verwerfen zu wollen, wünſchen aber möchten wir wohl, daß ſie nie den guten Converſationston verläugnen möchten. Wenn ſie dann durch Anmuth des Ausdrucks, Witz, Scherz und Fröhlichkeit Kopf und Herz erweiterten, wenn ſie dem von Rouſſeau entworfenen Bilde glichen; wer würde etwas gegen ſie haben können? Zwar ſind ſie immer ein Abfall aus der Poeſie in die Proſa; allein das ließe ſich wohl noch überſehen, wenn nur die Proſa immer geiſtreich, beſeelt, voll ſchönen Lebens wäre. Wie oft aber wird man an die Muſen und Grazien in der Mark erinnert:

Ob wir zierlich und manierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Die armen Schauſpieler ſind da, wo ſolche Stücke herrſchend waren, in eine eigene Bedrängniß gerathen, und wiſſen ſich nun, eingeroſtet in jener Biederkeit und Natürlichkeit, mit den verwünſchten Jambenſtücken, wie ſie das ideale Drama zu nennen belieben, nicht zu bethun. Das würde ihnen aber ſo gar ſchwer nicht werden, hätten ſie nur früher nicht ſich an einen nichtsſagenden Converſationston gewöhnt gehabt. Es ſollte auf der Bühne alles zugehen, wie im alltäglichen

Leben, und wenn ſie nun dies recht treu darſtellten, ſo ſchmeichelten ſie ſich mit einem gar trefflichen Converſationstone. Nichts iſt falſcher, als dieſe Maxime. So wenig man einen Bettler auf der Bühne mit den ſchmutzigen Lumpen des wirklichen Bettlers behängt; eben ſo wenig wollen wir auch die Manieren deſſelben. Das Ideale hätte alſo auch hier nicht verdrängt werden dürfen; das Edle, nicht das Gemeine hätte herrſchen ſollen. Die Anwendung von dem Obigen ergibt ſich nun von ſelbſt. Doch wir kehren zu unſerm Gegenſtande zurück. Athen, der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, war in ſeiner glänzendſten Periode zugleich der Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs und der Geſelligkeit ſich vereinigt hatten, um dem Leben jenen Zauber zu verleihen, der ihm den Reiz der Jugend unvergänglich erhält; in neuerer Zeit war Paris die Schule des feinen Tons, von wo aus er ſich weiter verbreitete. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ſich um einige mit Geiſt und Anmuth reich geſchmückte Frauen, um eine L'Eſpinaſſe, Deffand, Geoffrin *), welcher letztern wir ſelbſt eine geiſtreiche Abhandlung über die Converſation danken, die feinſten und gebildetſten Cirkel verſammelten, gilt mit Recht für die ſpäter nie wieder zurückgekehrte Blüthezeit des Geſellſchaftstons in Frankreich. So gewiß es iſt, daß die Kunſt des Umgangs nur durch die Gunſt des Himmels empfangen, aus Theorien aber nur einſeitig und unvollkommen erlernt wird; ſo wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorſchriften eines Meiſters darüber zu hören. Ein ſolcher iſt Delille, deſſen Gedicht, sur la conversation, keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf. Mit allen Reizen einer lebendigen und einnehmenden Darſtellung entwirft er das Bild jener attiſchen Cirkel, wo

Sous les yeux de l'enchanteresse,
Pleins de grace à-la-fois et de sévérité,
Le bon sens n'eût osé se montrer sans finesse,
L'illusion sans vérité,
L'enthousiasme sans justesse.
Le bon exemple y formait le bon ton,
La critique sevère avait sa politesse,
L'éloge sa délicatesse;
C'étoit la fleur de la raison
Et la moisson de la sagesse.

Dieſem Ideale gegenüber, in dem alle Elemente ſich gegenſeitig mil-

*) Ueber die Deffand und L'Eſpinaſſe finden die Leſer bereits im dritten Bande des Converſ. Lex. ſelbſt nähere Nachricht, und wir müſſen ſie darauf verweiſen, da der Raum hier zu beſchränkt iſt. Ein gleiches wird zu ſeiner Zeit von der Mad. Geoffrin geſchehen, deren Andenken die geiſtreichſten Männer ihrer Zeit, d'Alembert, Thomas, Morellet und jüngſt auch Delille, den gebührenden Tribut gezollt haben. Alle Künſte, alle Talente fanden in ihrer Geſellſchaft Zutritt, und jeder war gewiß, die Achtung zu finden, die ihm gebührte. Alle Stände und alle Arten gebildeter Geiſter waren bei ihr vereinigt, und dieſe Miſchung verhinderte, daß irgend ein Ton vorherrſchte; ſie ſelbſt ſtrebte nicht nach einem läſtigen Uebergewicht. Sie ſchien durchaus frei von aller Eigenliebe und verſtand trefflich, ſie bei andern rege zu machen. Ihr wurde von dem Abbé St. Pierre jene bekannte Antwort gegeben, als ſie nach einem langen Geſpräche zu ihm ſagte: Vous avez été charmant aujourd'hui. — Je ne suis qu'un instrument, antwortete er, dont vous avez bien joué.

dern und in einander verſchmelzen, und das Gleichgewicht durch kein Uebermaß geſtört und aufgehoben wird, läßt der Dichter in getroffenen Bildern, diejenigen Charaktere uns vor Augen treten, die durch Mangel dieſer oder jener Art den Einklang des geſellſchaftlichen Umgangs mehr oder minder ſtören und unterbrechen. Zuerſt zeichnet er die Lächerlichen, deren Fehler nur in einer verkehrten und bizarren Laune oder in einem Mangel der Erziehung beſteht; dann aber geht er zu den Läſtigen und Verabſcheuungswerthen über, deren Gebrechen aus einer Fehlerhaftigkeit des Charakters entſpringen und die wir lieber meiden, als belächeln. Die Element des Umgangs,

bien dire, et bien entendre,

ſind auf dieſe Weiſe poſitiv und negativ aufgeſtellt, aber die Sache ſelbſt kann nur das Leben geben. Mit gleicher Empfehlung nennen wir die lehrreichen und ſcharfſinnigen Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation, deren geiſtreiche Verfaſſerin die Frau von Vannez iſt. Mit treffender Kürze faßt ſie ihren Gegenſtand in folgenden ſchönen Verſen zuſammen:

Orner le fond d'un entretien frivole,
Et l'embellir par la variété;
Avec aisance, avec facilité
Prendre à son tour et céder la parole,
Sans que l'apprêt, dans de legers propos,
Gâte le choix et des tours et des mots:
Tel est cet art, dont le monde est l'école.

Auch dürfen wir die Art de causer von Chazet, die reich an ſchönen Bemerkungen iſt, nicht unerwähnt laſſen. Wie ſollten wir nicht von dieſem Volke lernen, da es ein alter und wahrer Ausſpruch iſt: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter? dd. A. M.

Convex, rund, erhaben, bauchig. Convexgläſer, erhabene Linſengläſer, wovon die eine Fläche erhaben, die andere entweder auch erhaben, oder eben, oder hohl iſt. Im erſtern Falle heißt ein ſolches Glas convex (lens utrinque convexa); im zweiten planconvex; im dritten, wo ſein Durchſchnitt die ſichelförmige Geſtalt der Mondſcheibe hat, ein Meniscus; convex iſt das Gegentheil von concav.

Convictorium iſt auf Univerſitäten derjenige Ort, wo Studirende gemeinſchaftlich ſpeiſen und dafür wenig oder gar nichts bezahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. beſteht aus 18 1/2 Tiſche, jeder zu 12 Perſonen, wovon die eine Hälfte von wohlthätigen Privatleuten geſtiftete Freitiſche ſind, und die andern zu den Unterhaltskoſten, die größtentheils aus der Univerſitätskaſſe beſtritten werden, nur etwas weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieſer gemeinſchaftlichen Speiſeanſtalt beköſtigt werden, heißen Convictoriſten.

Convoy heißt im Seeweſen ein oder mehrere Kriegsſchiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen müſſen, um ſie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu ſchützen und zu vertheidigen.

Convulſionen, ſ. Krämpfe.

Cook (James), dieſer berühmte Seefahrer und Weltumſegler war am 3ten Nov. 1728 in der engliſchen Provinz Yorkſhire geb. Sein Vater, ein unberühmter Landmann mit zahlreicher Familie, konnte auf ſeine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn ſchon im 13ten Jahre bei einem Kohlenſchiffer, welcher Kohlen von Newcaſtle nach London zu bringen pflegte, auf ſieben Jahre in die Lehre. Dieſe Zeit ver-

ſtoß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reiſen von Newcaſtle nach London. Nachdem er ſich lange um einen Dienſt bemüht, und ſogar einmal die Stelle eines Schiffskochs verſehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er ſich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntniſſe in der Mathematik ſind, und widmete ſich ihr mit raſtloſem Eifer. Alles, was er erſparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunſt an, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er machte weitere Reiſen nach der Oſtſee, nach Petersburg, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meiſtersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder ſeine Kenntniſſe, noch ſein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verſchafften ihm 1759, als England eine Rüſtung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeiſters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Inſel Orleans Beweiſe von eben ſo viel Muth als Vorſicht. Er führte bei Nacht die brittiſche Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit ſeinem Schiffe an der Küſte von Nordamerika. Schon war Cooks Geſchicklichkeit in der engliſchen Marine anerkannt. Dies beweiſ't der Auftrag, den er erhielt, die für die Fiſcherei höchſt wichtige Inſel Neu-Fundland aufzunehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, verſchaffte ſich ſelbſt die erfoderlichen mathematiſchen Inſtrumente, und nahm von 1764 bis 1767 die ganze ſüdliche und den größten Theil der nördlichen Küſte auf, und lieferte davon treffliche Specialkarten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er ſich einſt auf der Jagd den Daumen und einige andre Finger dergeſtalt beſchädigte, daß er ſeitdem die Feder zwiſchen dem Mittel- und Zeigefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens auch hier ertragen mußte, ſo empfand er ſie doch wenig, ja ſein leidenſchaftlicher Geiz vermehrte ſie noch. Als einen Beweis ſeines Geizes führen wir auch an, daß er ſeit jener Verwundung ſich eine jährliche Vergütung von 4 Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem im Seedienſte Verwundeten aus einer Caſſe gewährt werden, wozu der gemeinſte Matroſe monatlich 6 Pence von ſeinem Tractement beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundſtück am öſtlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Die londner Societät der Wiſſenſchaften trug darauf an, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von Capitän Wallis in der Südſee entdeckten Inſeln, welche er Georgsinſeln benannt hatte, beobachten zu laſſen. Der König befahl zu dieſem Behuf die Ausrüſtung eines Schiffs, und Lord Howke ernannte Cook zum Lieutenant und Commandeur deſſelben. Das Schiff ging nach Otaheiti; mehrere gelehrte Männer, namentlich Joſeph Banks und Dr. Solander, machten die Reiſe mit, deren Beſchreibung von Hawkesworth aus Cooks und Banks Handſchriften herausgegeben wurde. Cook fand auch auf dieſer Reiſe Gelegenheit, ſeinen Geiz zu befriedigen. Er machte als Seckelmeiſter einen Gewinn von 3000 bis 4000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch ſein Betragen bald das Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten der Franzoſen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine beſſere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobachtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographiſchen Lage von Otaheiti wurden übrigens aufs zweckmäßigſte veranſtaltet, außerdem die ganze Inſel umſegelt und

nebſt den benachbarten Inſeln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-Seeland aus zwei Inſeln beſtehe; die dazwiſchen liegende Meerenge wurde Cooks Meerenge genannt. Wir erwähnen nichts von den Gefahren, denen Cook auf dieſer Reiſe ausgeſetzt war, und denen ſein Muth, ſeine Ausdauer und ſeine Umſicht zu trotzen und zu entgehen wußte. Nachdem er auch die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von Neu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, außer daß bösartige Krankheiten, Faulfieber und Diarrhöen den größten Theil der Geſellſchaft befielen und mehrere wegrafften, ohne Unfall nach England zurück, wo ihn der König, dem er von Lord Sandwich vorgeſtellt wurde, gnädig aufnahm und zum commandirenden Schiffsmeiſter (zwiſchen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzoſen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beſchluß, das große Südmeer genauer zu unterſuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüſtet, The Reſolution und The Adventure; jenes führte, als Chef der ganzen Unternehmung, Cook, dieſes Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeiſter. Die beiden Forſter wurden gewählt, dieſe Reiſe mitzumachen, die im Julius 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forſters Beſchreibung kennen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forſter gemeinſchaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorzubeugen und überhaupt die Schiffsmannſchaft bei ſo guter Geſundheit zu erhalten, daß auf dieſer dreijährigen Reiſe nur Ein Mann an einer Krankheit ſtarb. Die königliche Societät belohnte Cooks Verdienſte dabei gleich einer wichtigen Entdeckung mit der goldnen Medaille. Cook befuhr das Weltmeer zwiſchen dem 60ſten Grade ſüdlicher Breite und dem Polarkreis, eine Reiſe, die nicht ſobald wieder Jemanden gelingen möchte; alle Augenblicke ſind die Schiffe in Gefahr an den häufigen Eisgebirgen dieſer kalten Zone zu ſcheitern. Aber in noch größere Gefahr gerieth die ganze Unternehmung dadurch, daß Cook tödtlich erkrankte. Heftige Verſtopfungen und ein Gallenfieber hatten ihn ſo geſchwächt, daß er das Bette nicht mehr verlaſſen konnte. Dazu kam ein gefährliches Schlucken, das 24 Stunden dauerte, aber endlich durch warme Bäder gehoben wurde. Allgemein war die Trauer, als man das Leben des Mannes bedroht ſah, der das unbeſchränkte Vertrauen Aller beſaß. Endlich neigte ſich die Krankheit zur Beſſerung; allein um zur völligen Geneſung zu gelangen, war friſches Fleiſch unumgänglich nothwendig, außer einem treuen otaheitiſchen Hunde aber, der Forſtern gehörte, kein Thier auf den Schiffen. Forſter ließ ihn augenblicklich ſchlachten, und ſo gelang es, Cook wiederherzuſtellen. Sie erreichten darauf das Cap, nachdem ſie 28 Monate in See geweſen, ohne einen von Europäern beſuchten Hafen beſucht zu haben. Als Cook nach London zurückkam, konnte er mit Recht die Behauptung wagen, daß im ſüdlichen Weltmeere außer den zwei unbekannten Eilanden kein anderes Land mehr zu finden ſey. Er vermochte genau anzugeben, bis wohin es möglich ſey vorzudringen, und befriedigte alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit ſeiner Angaben. Er wurde jetzt zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hoſpital zu Greenwich. Während ſeiner Abweſenheit hatte man auch einen Verſuch zur Erforſchung der nördlichen polariſchen Gewäſſer angeſtellt, wobei Capitän Philipps (nachmals Lord Mulgrave) nicht ſehr glücklich geweſen war. Man war früher dem Pole ſchon näher gekommen. Barrington, der darauf aufmerkſam machte, ſuchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsacte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Süd-

ſee in das atlantiſche Meer finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterling zugeſichert werden ſollte, und noch 5000 mehr, wenn er im Stande ſey, ſich dem Pol bis auf einen Grad zu nähern. Cook wurde auch hiezu vorgeſchlagen, und ging im Julius 1776 mit zwei Schiffen, der Reſolution unter ſeiner eignen, und der Discovery unter Capitän Clarke's Führung in See. Am 9ten Nov. verließen ſie das Cap. Zunächſt unterſuchte Cook die von Manian und Kenguelen entdeckten Inſeln, dann beſuchte er Neu-Holland, Neu-Seeland und die Sanitätsinſeln, wo er den bekannten Omai wieder ans Land ſetzte. Den Otaheitern brachte er verſchiedne Thiere, auch pflanzte er hier einige von Neu-Holland mitgenommene Muscat-Nußbäume. Gegen Ende des Jahrs ſegelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahres die Küſten von Amerika, wo er ſein Schiff ausbeſſern ließ; ſegelte ſodann längs der Küſte von Amerika hinauf, verbeſſerte manche Fehler der bisherigen Karten, fand die Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika, die ſich nordöſtlich zog, und glaubte ſchon das Ziel ſeiner Wünſche erreicht zu haben, als er ſich plötzlich dergeſtalt vom Eiſe umgeben ſah, daß er in Gefahr gerieth, davon feſt eingeſchloſſen zu werden. Da er gegen den Pol zu ein Land vermuthete, wendete er ſich auf die aſiatiſche Seite, um längs der ſibiriſchen Küſte einen Verſuch zu machen. Aber auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlaſſen hatte. Auf einer Tour von hier ſeitwärts traf er unter dem 200ſten Grad öſtlicher Länge und dem 22ſten nördlicher Breite auf eine ganze Inſelgruppe, deren Bewohner an Geſtalt, Sitten und Sprache den Otaheitern glichen, ohne daß es möglich iſt, den Zuſammenhang zwiſchen ihnen nachzuweiſen. Cook ankerte auf einer dieſer Inſeln, ward wohl aufgenommen und mit allem Erfoderlichen verſehn. Er ſegelte ab, aber ein Windſtoß, durch den er den Vordermaſt ſeines Schiffes verlor, nöthigte ihn zur Rückkehr. Jetzt zeigten ſich die Einwohner anders als zuvor, diebiſch und hinterliſtig. Sie raubten ſogar ein Boot. Es zurückzufodern, wollte ſich Cook zum Oberhaupte der Inſel begeben. Ein Eingeborner begegnet ihm mit frecher Beleidigung; Cook, von Jähzorn überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Dieſe raſche That empörte die Wilden; ſie fielen über ihn her und erſchlugen ihn nebſt vier ſeiner Leute. Dies geſchah am 14ten Februar 1779. Sein Leichnam wurde zerriſſen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. So ſchrecklich endigte dieſer große Entdecker, der allein in beide Polarkreiſe, und in den ſüdlichen, den Niemand vor ihm beſucht hatte, drei Mal eingedrungen war, deſſen Reiſen in gerader Linie auf 40,000 Meilen ausmachen, und dem wir zuerſt zuverläſſige Nachrichten über die Südſee, Süd-Indien, ſo wie unzählige Entdeckungen in der Aſtronomie, Botanik, Menſchen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen natürlichen Verſtande verband er raſtloſe Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth ſeiner Gefährten. Zwar verleitete ihn ſeine vernachläſſigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrſamkeit, und machte ihn habſüchtig, mürriſch und ungeſellig; allein dieſe Fehler thun ſeinem Ruhme keinen Abbruch. Was er war, war er ganz allein durch ſich ſelbſt. Die neuern Entdecker, Portlack, Dixon, Wilſon u. A. ſind ſeine Schüler. Seine Reiſen, die in England mehrmals beſchrieben worden ſind, hat für die Deutſchen beſonders Forſter, ſein Begleiter, bearbeitet; die beſte Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Copal, ein dem Bernſtein ähnliches, angenehm riechendes Baumharz.

Copeke, eine ruſſiſche Münze, eigentlich Spieß, von dem aufgeprägten Bilde des Ritters St. Georg mit dem Spieße ſo genannt; 90 machen einen Rubel, mithin gilt die Copeke ungefähr drei Pfennig nach unſerm Gelde.

Copenhagen (däniſch Kjöbenhavn), die Hauptſtadt von Dänemark und die Reſidenz des Königs auf der Inſel Seeland, an der Oſtſee, mit einem Hafen. Die Zahl der Häuſer beläuft ſich auf 4000 und die der Einwohner ſteigt über 100,000. Die prächtige Reſidenz des Königs daſelbſt heißt Chriſtians-Burg. Die Stadt hat auch eine Univerſität. Die große königliche Bibliothek (mit welcher die von ſuhmſche vereinigt worden iſt), die ſcandinaviſche Literaturgeſellſchaft und viele andere treffliche Geſellſchaften ähnlicher Art. Sie erlitt im J. 1795 eine große Verheerung durch Feuer, wovon ſie ſich jedoch größtentheils erholte. Allein größer und ſchrecklicher war die Verwüſtung, welche dieſe ſchöne Reſidenzſtadt im J. 1807 durch einen plötzlichen Angriff der Engländer erlitt, die ſie nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation zwangen. 305 Häuſer und Gebäude, und darunter die ſchöne Frauenkirche, wurden ganz eingeäſchert; gegen 2000 Menſchen, ſowohl von der Beſatzung als den Einwohnern, verloren ihr Leben dabei. Auf 9000 Bomben, welche in die Stadt flogen, und vorzüglich die neuerfundenen congreveſchen Brandraketen richteten dieſe Verwüſtung in einigen Tagen an.

Copernicus (Nicolaus). Dieſer durch die Aufſtellung des nach ihm benannten Weltſyſtems unſterblich gewordene Gelehrte war zu Thorn im Königreich Preußen den 19. Febr. 1473 geboren, ſtudirte anfangs Philoſophie und Medicin, legte ſich aber nachher auf die Mathematik und Aſtronomie, für welche die Natur ihn beſtimmt zu haben ſchien. Um die in dieſen Wiſſenſchaften ausgezeichnetſten Gelehrten kennen zu lernen, beſuchte er die verſchiedenen Länder von Europa. Er verweilte lange zu Bologna bei Dominico Maria, einem geſchickten Aſtronomen; dann zu Rom, wo er mathematiſchen Unterricht ertheilte. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland erlangte er ein Canonicat in dem ermeländiſchen Domcapitel zu Frauenberg, welches ihm die vollkommenſte Muße gewährte, um ſich ungeſtört den Studien zu überlaſſen. Hier ward er durch vielfache Beobachtungen und ſcharfſinnige Combinationen nicht nur auf das Unſtatthafte der ptolemäiſchen Weltordnung geführt, welches ſchon vor ihm auch von Andern eingeſehen worden war, ſondern ſein genialer Geiſt ſetzte zugleich an die Stelle deſſelben ein Syſtem, deſſen Richtigkeit ſich durch alle ſpäteren Entdeckungen und Beobachtungen immer mehr beſtätigt hat. Er lehrte, daß die Sonne in dem Mittelpunkte unſers Planetenſyſtems ſich befinde, und daß der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, Jupiter und Saturn (die damals bekannten Planeten), ſich in verſchiedenen Zeiträumen um ſie bewegten u. ſ. w. (Vergl. Weltſyſtem). Copernicus hatte keine andere Leidenſchaft, als für die Wiſſenſchaften, und kannte kein anderes Vergnügen, als das ſie gewährten. So endigte er ſein thätiges Leben den 11. Juni 1543. Wir beſitzen von ihm verſchiedene im Druck erſchienene mathematiſche und aſtronomiſche Werke; ſeine Handſchriften aber ſind in der Bibliothek des Biſchofs von Ermeland aufbewahrt worden.

Copet, Herrſchaft und Städtchen mit einem ſchönen Schloſſe und vielem Weinbau an der Weſtſeite des Genfer Sees, im Canton Waadt. Copet iſt in neuern Zeiten dadurch vorzüglich bekannt und merkwürdig geworden, daß ſich Necker hieher auf ſein ſchönes Land-

gut zurückzog, nachdem er die Veränderlichkeit der Volksgunſt erfahren und Frankreich verlaſſen hatte. Auch ſeine geiſtreiche Tochter, die Frau von Stael=Holſtein, lebte hier, umgeben von den gebildetſten Perſonen, im Genuſſe der Künſte und Wiſſenſchaften, bis Napoleon ſie nöthigte, ſich nach England zu begeben.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer ſchriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunſt. Im erſten Fall iſt Copie Abſchrift, copiren abſchreiben, Copiſt, Abſchreiber. Wir verlangen von ihm bloß, daß er uns Wort für Wort des Originals wiedergebe, ſeine Handſchrift mag ſeyn, wie ſie wolle; es gibt nur ſeltene Fälle, wo wir auch die Züge der Handſchrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunſt machen wir hingegen die Anfoderung, jeder Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbeton u. ſ. w. ſolle dem Originale ſo getreu nachgebildet ſeyn, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Original verdoppelt erſcheine. Da ein Original nur Ein Mal exiſtiren kann, ſo wird durch gute Copien von Meiſterwerken der Genuß derſelben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwohl mit dem Ausdruck Copiſten in der ſchönen Kunſt häufig einen ungünſtigen Begriff verknüpft findet? Verdienen ſie nicht vielmehr Dank als Tadel? Warum ſetzt man ſie gleichſam herab? Man bemerke wohl, daß dieſer Tadel ſich nicht auf die Nachbilder von Meiſterwerken bezieht, die man eben ſo wenig tadeln kann als die gelungenen Nachbildungen ſelbſt, ſondern auf eine gewiſſe Art der Nachahmung. Alle bildende Kunſt muß natürlich von Nachahmung ausgehen, weil ſie ihre Vorbilder in der Natur hat; es fragt ſich aber, wie der Künſtler dabei verfährt. Es gibt eine freie Nachahmung und eine knechtiſche; bei jener übertrifft der Künſtler durch Geſchmack die Wirklichkeit, bei dieſer verdoppelt er ſie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulaſſen, und dies Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengſtlichkeit bewerkſtelligt werden, die ſich mit vollendeter Kunſtdarſtellung durchaus nicht verträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, ſo der Kunſtwerke. Der Copiſt derſelben bleibt lediglich beim Modell des Meiſters ſtehen, darf nur mit deſſen Augen ſehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie den Zwang anſieht, daß ſie ſteif wird. Wenn aber gleichwohl einer es nicht wagt, oder nicht vermag, auch bei eigenen Darſtellungen von Vorbildern, ſey es der Natur oder der Kunſt, ſich zu entfernen; ſo iſt er der eigentliche Copiſt, und niemand wird ſich wundern, daß von ſolchem nicht eben ſo günſtig geſprochen wird. Es ſpringt in die Augen, daß er in der ſchönen Kunſt nur tagelöhnert. Deshalb darf man aber nicht ſogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren nach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit ſicherer zu erreichen; das Copiren nach Werken guter Meiſter nicht, denn wer ſich bloß an die Natur halten wollte, würde bald, wenn er wirklichen Beruf zur Kunſt hat, finden, wie wahr es in Hinſicht auf Natur ſey:

Die Blätter ſind zu coloſſal
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Deßhalb iſt es gewiß nicht zu tadeln, daß der Schüler Hand und Blick an Werken der Meiſter übe; nur darf er freilich nicht dabei ſtehen bleiben, ſondern muß auch den Verſtand üben, nicht an einem einzigen Vorbild haften, das Verfehlte wie das Gute ſeines Muſters erkennen, und durch Vergleichung mehrerer zur wahren Kunſt ſich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt ſich zur freien Nachahmung, und endet

als Künſtler. Ludwig Caracci wurde einſt gefragt, welchen Maler er am meiſten ſchätze. Den, antwortete er, der von den Beſten das Beſte ſich anzueignen verſteht. (Malvasia Felsina Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell. dd.

Copir-Maſchinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, um ſowohl Schriften als Zeichnungen mechaniſch copiren und vervielfältigen zu können. Unter den Copir-Maſchinen für Geſchriebenes iſt die Penna duplex oder die doppelte Schreibfeder die einfachſte und älteſte, mittelſt welcher man zwei Briefe auf ein Mal ſchreiben kann. Einen allgemeinern Gebrauch hat, beſonders in England ſelbſt, eine neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende friſch geſchriebene Blatt wird ein eben ſo großes anderes durchſcheinendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher ſorgfältig ſo angefeuchtet worden, daß es ohne naß zu ſeyn, durchaus in einem angemeſſenen Grade feucht iſt, und mit glattem Papier oben und unten bedeckt. Dies alles wird alsdann zwiſchen ein eigen dazu angefertigtes, mit Tuch überzogenes Futteral zur Zuſammenhaltung und Preſſung gelegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpreſſe gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papier erſcheint dadurch ein Abdruck des Originals, welcher durchſcheinend geleſen werden muß. Auf den engliſchen Handlungs-Comptoiren bedient man ſich dieſer Art zu copiren faſt ausſchließlich, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie, wenn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen Grade des Anfeuchtens eine Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, ſehr bequem iſt.

Copten. Man hält die Copten für Nachkommen der alten Aegypter; aber ſchon bei Eroberung des Landes durch die Araber beſtanden ſie aus einem Gemiſch von Perſern, Griechen, Römern und andern Völkern. Seitdem haben ſie ſich faſt ohne alle weitere Vermiſchung fortgepflanzt. Sie leben in ganz Aegypten zerſtreut, aber in einem verachteten und bedrängten Zuſtande, daher ſie ſich auch immer mehr und mehr vermindern. Man rechnet gegenwärtig noch 30,000 coptiſche Familien. Sie unterſcheiden ſich gar ſehr von allen andern Aegyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Die coptiſche Sprache, von welcher der engliſche Orientaliſt Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben hat, iſt eine todte Sprache geworden.

Copula (Band), iſt in der Sprachlehre ein Bindewort, z. B. und; in der Logik das Wort, welches Subiect und Prädikat verbindet; z. B. die Kugel iſt rund. — Copula in der Orgel iſt die ſogenannte Koppel. — Copuliren überhaupt, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnerſprache heißt copuliren einen wilden Zweig und ein veredeltes Reis von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen ſchrägen Schnitt genau an einander fügen, und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befeſtigen, wodurch denn bewirkt wird, daß die ſo vereinigten Theile zuſammenwachſen. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, ſowohl im kirchlichen Sinne, als in der Gärtnerei.

Coran, iſt das in arabiſcher Sprache geſchriebene Religionsbuch der Mohammedaner. Von manchen deutſchen Schriftſtellern, welche des Arabiſchen nicht kundig ſind, wird er Alcoran genannt; jedoch fälſchlich, da das Al der arabiſche Artikel iſt. Der Coran enthält Reden Mohammeds, Lobpreiſungen Gottes, Ermahnungen, Widerſprüche gegen Götzendiener und Chriſten, Entſcheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen in einer ungleichen aber meiſt prächtigen, oft ſchwülſtigen Sprache Abubeker, Mohammeds Schwiegervater, hat

geſammelt. Dieſes Buch hat von Gott, von der Vorſehung, der Zukunft, den Strafen und Belohnungen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, und die darin enthaltenen Geſetze und Entſcheidungen ſind den Bedürfniſſen der Nation ſehr angemeſſen. Nicht wenige Ideen des Coran ſind unverkennbar aus der Bibel entlehnt. Die Einheit Gottes wird auf das nachdrücklichſte behauptet, auch Rechtſchaffenheit, Milde gegen die Armen und Gaſtfreiheit dringend empfohlen. Die Lehre von einer abſoluten Vorherbeſtimmung; die Lehre, daß der Menſch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde ſeiner Geburt an vorgezeichnet ſey; die Schilderung eines wollüſtigen Paradieſes, und die Verſicherung, daß der Tod für die Sache Gottes das ſicherſte Mittel ſey, zu der Vergebung der Sünden und zu dem höchſten Himmel zu gelangen, mußte beitragen, die Kriegswuth der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rückſicht auf das Clima des Landes werden häufige Reinigungen angeordnet, wird der Gebrauch berauſchender Getränke beſchränkt, die Polygamie aber geſtattet. Abgeſehen von dem Inhalte unterſcheidet ſich der Coran auch dadurch von der Bibel, daß er ein einziges Ganze, nicht eine Folge hiſtoriſcher Urkunden iſt. Die Abtheilungen des Coran heißen Suren. Zu allen Zeiten hat es unter den Mohammedanern eine große Menge von Erklärungen dieſes heiligen Buchs gegeben. N.

Corday d'Armans (Marie Anne Charlotte), Tochter von Johann Franz Corday und Charlotte Godier, geboren im J. 1768 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie, ward bei einer Verwandtin in Caen erzogen. Mit der Anmuth ihres Geſchlechtes vereinte ſie einen ſeltenen Muth. Sie hat ſich in der Weltgeſchichte einen Namen durch die Ermordung des in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte berüchtigten Marat gemacht. Es iſt intereſſant zu erfahren, was eigentlich ihr den erſten Gedanken zu dieſer grellen That gab, wie die ſchrecklichſte Leidenſchaft mit der zärtlichſten ſich ſo eng berührte. Sie liebte und ward geliebt von einem jungen Offizier in der Garniſon von Caen, Namens von Belſunce. Er ward ermordet durch bezahlte Böſewichter, angeklagt von Marat als Verſchworner gegen die Freiheit der Republik. Dies reizte Charlotte Corday zur Rache. Sie, bei einem ſehr eingezogenen Leben faſt ganz nur der Lectüre überlaſſen, hatte beim Leſen der Geſchichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrücker eingeſogen. Die That eines Mucius Scävola (wahr oder nicht), der ſich opferte, um Rom zu rächen, machte einen unendlichen Eindruck auf ſie. Sie beſchloß, ihrem Vaterlande ein gleiches Beiſpiel von Ergebenheit zu liefern — ſie beſchloß, Marat, dem erſten Urheber der Ermordung ihres Geliebten, ihm, den ſie als den Chef der Ungeheuer betrachtete, die man mit dem gräßlichen Namen Blutſäufer (Buveurs de sang) bezeichnete, den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Noch ein anderer Beweggrund erhob ihren Muth. Mehrere Deputirte (Barbaroux, Louvet, Gaudet u. A.), welche durch Marat am 31ſten Mai 1793 verbannt worden und nach Calvados *) geflüchtet waren, deren Talente ſie achtete und deren politiſchen Meinungen ſie anhing, appellirten dort vergebens an den Beiſtand der unter den Schrecken der Zeit vernichteten Freiheit der Franzoſen. Charlotte ſchwankte jetzt keinen Augenblick mehr. Um jene geheimen Unternehmungen zu unterſtützen, verläßt ſie ihre ſtille Heimath, kommt den 12. Julius 1793 in Paris an, gibt den Entſchluß, den Verhaßten mitten im Convent zu opfern, auf, begibt

*) Ein franzöſiſches Departement am Canal.

ſich zwei Mal in ſeine Wohnung, wird aber, aller dringenden Bitten ungeachtet, nicht vorgelaſſen. Schon dieſes wiederholte Fehlſchlagen würde einen minder feſten Entſchluß erſchüttert und zu andern Betrachtungen Raum gegeben haben; ſie aber ließ nicht ab, ihr Vorhaben auf alle Weiſe zu verfolgen. Mit kalter und reiflicher Ueberlegung, ſchreibt ſie noch am Abend folgendes Billet an ihn: „Bürger! ſo eben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich vorausſezen, daß Sie mit Vergnügen über die unglücklichen Begebenheiten jener Provinz der Republik richten werden. Ich werde mich zu Ihnen begeben; haben Sie die Güte, mich anzunehmen, und mir auf einen Augenblick Zutritt bei Ihnen zu geſtatten. Ich habe Ihnen wichtige Geheimniſſe zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit verſchaffen, Frankreich einen großen Dienſt zu leiſten.“ Der folgende Tag kam, ſie kaufte erſt dieſen Morgen einen Dolch im Palais-Royal, und mit dieſem im Buſen, tritt ſie in Marats Wohnung, der, im Begriffe, aus dem Bade zu ſteigen, als er ihre Stimme hört, ſogleich befiehlt, ſie eintreten zu laſſen. Die Verſammlungen zu Calvados waren der erſte Gegenſtand der Unterhaltung; Marat hörte mit Begierde die Namen der Deputirten und Adminiſtratoren, welche jene Zuſammenkünfte belebten, und ſchrieb ſie ſich, ſo wie Charlotte ſie ihm dictirte, auf. „Alle dieſe, rief er, ſollen ihre Empörung bald auf dem Schaffote büßen!“ Er hatte ſein eigenes Todesurtheil geſprochen, denn im Moment zog Charlotte ihr Meſſer aus dem Buſen und ſtieß es dem Schrecklichen ins Herz. Mit einem Schrei „mir das?“ hauchte er auf der Stelle ſeine Seele aus. Sie aber ſtand ruhig, wie eine Opferprieſterin mitten in dem Tumult der Domeſtiken und herzuſtrömenden Nachbarn. Ein Polizeioffizier nahm ein Protokoll über den Vorfall auf und brachte ſie in das Gefängniß der Abtei. Als der Poſtmeiſter Drouet mit ihr zur Abtei fuhr, und den Pöbel, der ſie umbringen wollte, an das Geſetz erinnerte, fiel ſie in Ohnmacht. Beim Erwachen bezeigte ſie ſich verwundert, daß der Pöbel ſie leben laſſen, und daß er, da ſie ihn für eine Zuſammenſetzung von Cannibalen gehalten, noch dem Geſetze gehorche. Das Weinen der Weiber ſchmerzte ſie tief, aber ſie ſagte: Wer ſein Vaterland rettet, den kümmert es wenig, was es koſtet. Man fand bei ihr die Scheide des Dolchs, einiges Geld, ihren Taufſchein und Paß, eine goldene Uhr und eine Adreſſe an das Volk. Als ſie vor der Abtei war, rannte ein Jüngling herbei mit der Bitte, ihn ſtatt ihrer zu opfern; auch er mußte ſterben. Ihre erſte Sorge war, ihrem Vater zu ſchreiben, ſeine Verzeihung anzuflehen wegen des Kummers, den ſie ihm mache, indem ſie ohne ſeine Zuziehung über ihr Leben entſchieden hätte. Dann ſchrieb ſie an Barbaroux. Beide Briefe zeugen von der höchſten Bildung des Geiſtes und den erhabenſten Geſinnungen. Morgen um fünf Uhr, ſchreibt ſie dem letztern, fängt mein Prozeß an, und ich hoffe, noch denſelben Tag mit Brutus und andern Alten im Elyſium zuſammenzukommen; denn die Neueren, da ſie ſo ſchlecht ſind, reizen mich nicht. Vor dem Revolutionstribunal erſchien ſie mit würdevollem Anſtande; ihre Antworten waren beſtimmt und edel. Die Richter fragten ſie, ob ſie ſchwanger ſey. Erröthend antwortete ſie: ich fand und kannte noch keinen Mann, den ich meiner würdig geachtet hätte; denn M a r a t lebte noch. Weder die Wuth der Richter, noch der Abſcheu des raſenden Pöbels, nichts war fähig, auch nur auf einen Augenblick ihre Ruhe zu ſtören; weit davon entfernt, ſich vertheidigen zu wollen, ſprach ſie von ihrer That wie von einer gegen das Vaterland erfüllten Pflicht. „Ich hatte (ſo ſprach ſie) das Recht, den

Marat zu tödten, denn er ſelbſt befahl den Mord! Die öffentliche Meinung hatte ihn ſchon längſt verurtheilt und ich vollſtreckte bloß den Spruch." Ihr Vertheidiger, voll Erſtaunens über ſolchen Muth, rief aus: „Ihr hört die Angeklagte ſelbſt! ſie geſteht ihr Verbrechen, ſie bekennt ſich mit kaltem Blute zu einem langen Vorbedacht dazu, ſie verhehlt keinen Umſtand, ſie ſelbſt will keine Rechtfertigung! Dieſe unerſchütterliche Ruhe, dieſe gänzliche Verläugnung ihrer ſelbſt, dieſe Zeugen der innerſten Gewiſſensruhe, ſie ſind nicht in der Natur! Dieſe Erſcheinungen ſind nur aus der politiſchen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand gab! An Euch, Bürger-Geſchworne! iſt es nun zu urtheilen, von welchem Gewicht dieſe moraliſche Anſicht in der Wagſchale der Gerechtigkeit ſey!" Was ſollte wohl auch ihr Vertheidiger mehr ſagen können? Was er ſprach, konnte unmöglich auf die blutdürſtigen Richter Eindruck machen, und hier war ja ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung, der ſelbſt gegen den Böſewicht nicht Statt finden darf, zu beſtrafen! Doch wußte Charlotte das Benehmen ihres Defenſors zu würdigen. Als ſie zum Tode verdammt worden war, wandte ſie ſich an ihren Vertheidiger (Chauveau-la-Garde) mit den Worten: „Sie haben mich eben ſo fein als edel vertheidigen wollen, und dies allein war meiner Lage angemeſſen. Ich danke Ihnen dafür, und gern möchte ich Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt haben. Dieſe Herren unterrichten mich jedoch ſo eben, daß mein Vermögen confiſcirt iſt; aber es bleiben mir in meinem Gefängniſſe noch kleine Schulden zu bezahlen, und dieſe Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen!" In einen rothen Mantel gehüllt ward ſie nun auf das Blutgerüſte geführt; mit lächelnder Miene ging ſie durch das Volk, für das ſie ſtarb, und das ſie verwünſchte. Ein Augenzeuge hat verſichert: „daß, als ſie die Bühne der Büßung beſtiegen habe, ihr Angeſicht vom friſchen ſchönen Colorit der innigſten Zufriedenheit gefärbt geweſen ſey, und daß in dem Augenblicke der Hinrichtung, wo der Schleier ihr von Hals und Buſen genommen worden wäre, ihre Wangen noch im letzten Augenblicke die Röthe holder Scham übergoſſen habe." Aus der Volksmenge, die ihr Schaffot umgab, rief eine Stimme in höchſter Bewunderung ſolchen Muthes: „ſeht, ſie iſt größer als Brutus!" es war ein Deputirter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux; um ihr in das Grab zu folgen, ſchrieb er an das Tribunal und verlangte zu ſterben, wie Charlotte Corday *). Sie ſtarb unter dem Beile der Guillotine am 17ten Julius 1793. I.

Cordeliers. 1. Eigentlich verſteht man darunter einen Mönchsorden, welcher zu den Franziskanern gehört. (S. Orden, geiſtliche.) 2. In Frankreich führte in den Jahren 1792 bis 94 eine politiſche Geſellſchaft von ihrem Verſammlungsorte dieſen Namen, welche ſich in gewiſſen Stücken von den Jacobinern entfernte, im Ganzen aber ſich ihnen mehr näherte, als die Geſellſchaft der Feuillans. In ſeinem Urſprunge war dieſer Club exaltirter, heftiger als der Jacobiner-Club, nachher aber wurden die Geſinnungen deſſelben gelinder; Marat war einer der erſten, welche ihre Stimme darin erhoben. Danton und Camille-Desmoulins gehörten zu den Häuptern dieſes Clubs. Letzterer verfaßte unter dem Namen des alten Cordeliers ein Volksblatt, worin er vorzüglich gegen die ſogenannten Ultrarevolutioniſten zu Felde zog, und den berüchtigten Hebert und ſeine Genoſſen zu entlarven ſuch-

*) Man vergl. d. A. „Marat."

te. Da er aber nachher zugleich mit Danton das Unglück hatte, ſelbſt eingekerkert und hingerichtet zu werden, ſo gerieth die Geſellſchaft in Abnahme, und verlor endlich alle Conſiſtenz. Zu der Zeit, da die Jacobiner in ihrer Sitzung aufgehoben wurden, waren die Cordeliers ſchon lange in Vergeſſenheit.

Cordilleras, die hohen Kettengebirge, die ganz Südamerika von Süden nach Norden durchziehen, und mit den Gebirgen in Nordamerika zuſammenhängen. Die höchſten ſind die Cordilleras de los Andes in Peru und Chili; die im äußerſten Norden von Südamerika heißen die Küſten-Cordilleras, und die an die Gebirge von Braſilien und Chili ſich anſchließenden, Cordilleras von Chiquitos. Hier iſt der höchſte Berg der ganzen Erde, der Chimboraſſo von 20,148 Fuß, ſo wie der Gipfel des 14,856 Fuß hohen Coraſſon die größte von Menſchen erſtiegene Höhe iſt. Andere hohe Berge der Cordilleren ſind Cayambeoréou 18,180, Antiſana 18,120, Cotopaxi 17,712, Sangay 16,068, Tunguragua 15,180 und Pitchincha 14,862 Ellen hoch. Man findet mehrere Vulcane unter dieſen Bergen, von denen die meiſten, ſelbſt in der heißen Zone, mit ewigem Schnee bedeckt ſind.

Cordon (Schnur), heißt im militäriſchen Sinne diejenige Stellung der Truppen, wodurch ſie eine ununterbrochene Linie, gleichſam eine Truppenſchnur, formiren, um entweder ein Land vor feindlichen Einfällen, oder auch bei ausbrechenden anſteckenden Krankheiten vor Einführung und Ausbreitung derſelben zu verwahren.

Corduan, aus Bock-, Ziegen- und Schaffellen zugerichtetes weiches Leder, dem Saffian oder marokkaniſchen Leder ähnlich, welches mit gemeiner Lohe gegerbt und mit Sumach und Galläpfellauge gelaugt wird. Es iſt weicher und kleinnarbiger als Saffian, und theils glatt und glänzend, theils rauhſchwarz.

Corea, von den Einwohnern Tio-cen-koak, von den Chineſen Tſchaoſien oder Kao-li, von den Japanern aber Tſioſye, Corey und Fakkuſai genannt, iſt eine große längliche Halbinſel, die zwiſchen China und den japaniſchen Inſeln liegt und gegen Mitternacht theils an die ſogenannte öſtliche Tartarei, theils an die chineſiſche Provinz Quantong oder Leao-tong ſtößt, auf den übrigen drei Seiten aber von dem japaniſchen, chineſiſchen und gelben Meere umgeben iſt, vom 34ſten bis zum 43ſten Grad der Breite, und vom 142ſten bis zum 148ſten Grad der Länge reicht, und einen Flächenraum von 4000 Q. M. enthält. Den nördlichen Theil nehmen unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge und ungeheure Wälder und Wüſten ein, nach Süden zu wird das Land angenehmer, fruchtbarer und bewohnter. Hier gewinnt man Reis, Hirſen und andere Getraidearten, auch Hanf, Baumwolle, Seide. Außerdem hat Corea Eiſen-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke, Perlen-Fiſchereien, und Ueberfluß an wilden und zahmen Thieren. Die Coreaner ſind eine Vermiſchung von Mantſchu-Tunguſen und Chineſen, wohlgebildet und in Sitten und Lebensweiſe den Chineſen ſehr ähnlich. Das Oberhaupt iſt ein König, der zwar ein Vaſall von China iſt und jährlichen Tribut dahin zahlt, übrigens aber völlig unumſchränkt und ziemlich despotiſch regiert. Die ganze Halbinſel wird in acht Provinzen getheilt, die der König durch Statthalter verwalten läßt. Die Hauptſtadt von ganz Corea und die Reſidenz des Königs heißt Kingkitao.

Corelli (Arcangelo) war zu Fuſignano, einer Stadt nicht weit von Imola, im Gebiet von Bologna, im J. 1653 geboren, und entwickelte ſchon früh ſeine Neigung, ſo wie ſein Talent für die Muſik. Sein

erſter Lehrer in den Elementen dieſer Kunſt und im Generalbaß war Matteo Simonelli, ein Sänger der Peterscapelle zu Rom. Wie dieſer für die Kirchenmuſik, ſo bildete ihn nachher Baſſani zu Bologna für die weltliche Muſik. Die Violine war ſein Hauptinſtrument, und er brachte es auf derſelben zu einer faſt wunderbaren Fertigkeit. Die Erzählung, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Paris gegangen und von Lully aus Eiferſucht von dort vertrieben worden, erklärt Burney für ungegründet. Im J. 1708 unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland, war einige Zeit in Dienſten des Churfürſten von Bayern, und kehrte nach etwa fünf Jahren in ſein Vaterland zurück. Seine Virtuoſität auf der Geige machte ſeinen Namen durch ganz Europa berühmt. Gazyarini, ein competenter Richter, nannte ihn Virtuosissimo di violino e vero Orfeo de' nostri tempi. Er wußte ſein Inſtrument mit tiefer Einſicht und einer unglaublichen Fertigkeit zu behandeln. Jene Sprünge und tändelnden Verzierungen anderer Violinſpieler waren ihm fremd. Einheit und Charakter zeichneten ſein Spiel aus. Sein Vortrag war eigenthümlich, voll Anmuth und voll Ausdruck; ſein Ton feſt und gleich. Geminiani vergleicht ihn in Anſehung der Reinheit und des innern kräftigen Lebens mit einer lieblichen Trompete. Unter den vielen Gönnern Corelli's ſtand in Rom der Cardinal Ottoboni oben an. Corelli war es, nach Crescentini's Angabe, der jene berühmte muſikaliſche Akademie einrichtete und leitete, die alle Montage in dem ottoboniſchen Palaſt gehalten wurde. Hier war der Sammelplatz ausgezeichneter Künſtler. Hier machte auch Händel die Bekanntſchaft Corelli's. Man erzählt, daß in dieſer Akademie einſt die Serenate von Händel: il trionfo del tempo, aufgeführt wurde, deren Ouvertüre in einem ſo ungewöhnlichen Styl geſchrieben war, daß dem Corelli der erſte Verſuch, ſie vorzutragen, mißlang. Dies wird dem nicht wunderbar ſcheinen, der Beider Muſik aus ihren Werken kennen gelernt hat. Corelli wurde durch ſeine Sonaten und Concerte gleichſam Schöpfer neuer Harmonie, zumal für ſein Inſtrument, und große Künſtler, die nach ihm auftraten, haben dankbar geſtanden, daß ſie in ſeinen Sonaten eine heilſame Schule für den ſtrengeren Styl gefunden hätten. Er ſtarb bald nach Herausgabe ſeines ſechsten großen Werks, den 18ten Januar 1713 und hinterließ außer einem beträchtlichen Vermögen eine koſtbare Gemäldeſammlung, welche der Cardinal Ottoboni erbte. Seine Gebeine ruhen im Pantheon. Philipp Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein, ließ ihm daſelbſt ein würdiges Denkmal errichten.

Corfu (Corcyra), eine Inſel am Eingange des adriatiſchen Meerbuſens, Epirus gegenüber, auf 9 Q. M. eine Zahl von 60 bis 70,000 Einwohnern, meiſtentheils Griechen, umfaſſend, iſt an der nördlichen Seite ſehr fruchtbar an Wein, Salz, Oel, Honig, Gartenfrüchten, beſonders Feigen; die Schönheit der Gegend und Lieblichkeit des Himmelsſtrichs beſingt ſchon Homer. Die Hauptſtadt gleiches Namens, auf der Küſte Epirus gegenüber gelegen, zählt 14,000 Einwohner und iſt gut befeſtigt. Eine ſtarke Citadelle vertheidigt den Hafen, der für Kriegsſchiffe aller Art geräumig und ſicher iſt, daher die Venetianer den größten Theil ihrer Seemacht hier hatten. — Corfu iſt nicht nur für den Handel ſehr glücklich gelegen, ſondern auch das Bollwerk des adriatiſchen Meeres und ein Schlüſſel zum Königreich Neapel, indem es nur 100 Meilen von Otranto entfernt iſt. Lange Zeit gehörte dieſe Inſel dem König von Neapel, bis ſich die Venetianer im 13ten Jahrhunderte derſelben bemeiſterten, und gegen alle Angriffe, hauptſächlich der Türken, bis ins 18te Jahrhundert behaupteten, allein durch den Frieden von

Campo Formio fiel dieſe Beſitzung nebſt mehreren an Frankreich, welches jedoch dieſelbe nicht lange behielt, indem ſie 1799 von einer ruſſiſch-türkiſchen Flotte wieder erobert wurde. In dem folgenden Frieden zwiſchen Frankreich und England wurde ſie endlich nebſt vielen andern Inſeln für unabhängig erklärt, und zu der joniſchen Inſelrepublik geſchlagen; jedoch iſt ſie am 19ten Auguſt 1807 von franzöſiſchen Truppen wieder beſetzt, und der Schutz der Republik dem Kaiſer Napoleon übertragen worden, auch wurden in der Folge die Einwohner für Unterthanen Frankreichs erklärt. Im J. 1809 nahmen zwar die Engländer die übrigen Inſeln weg, Corfu aber blieb in den Händen der Franzoſen, und iſt von dieſen ſtark befeſtigt worden. Nach dem großen Umſchwunge der Dinge in Frankreich im J. 1814 erſchien am 5. Jun. eine franzöſiſche Escadre in Corfu, an deren Bord ſich der General Boulnois befand, welcher von Ludwig XVIII. beauftragt ward, dieſe und die übrigen joniſchen Inſeln an die Commiſſarien der verbündeten Mächte zu übergeben, und die dortigen franzöſiſchen Truppen in ihr Vaterland zurück zu führen. Bald darauf kam eine engliſche Escadre unter dem Contreadmiral Gore an, welche engliſche Truppen, befehligt von dem General Campbell ans Land ſetzte, wobei den Einwohnern, in einer am 17ten erlaſſenen Proclamation kund gethan wurde, daß die Inſel im Namen des Prinzen Regenten von England und ſeinen Verbündeten in Beſitz genommen werde. Das definitive Schickſal von Corfu erhielt durch den am 5. Nov. 1815 zwiſchen Großbritannien und Rußland, zu Paris, geſchloſſenen Vertrag, ſeine Beſtimmung. Man findet das Nähere darüber unter dem Artikel: Joniſche Inſeln.

Corilla (Morelli), eine berühmte Improviſatrice. Sie ſtarb in Florenz den 13. Novbr. 1799 in einem Alter von 72 Jahren. Sie war zugleich Virtuoſin auf der Violine, auf welchem Inſtrument der berühmte Nardini ihr Lehrer geweſen. Sie improviſirte Gedichte über jeden ihr aufgegebenen Gegenſtand, und genoß die Ehre, auf dem Capitol gekrönt zu werden.

Corinth, jetzt Coritho, eine der vornehmſten Handelsſtädte des alten Griechenlands, die einen eigenen Staat mit einem kleinen Gebiet ausmachte. Seine vortheilhafte Lage zwiſchen zwei Meeren machte Corinth zum Stapelplatz für Aſien und Europa. Der durch den Handel erworbene Reichthum erzeugte wieder Kunſttrieb und Induſtrie, aber auch Ueppigkeit und Zügelloſigkeit. Nirgend ſtanden die Buhlerinnen in ſo großem Anſehen und nirgend gab es deren eine ſo große Menge, wie in Corinth. Einige Ausleger meinen, das bekannte Sprichwort, „nicht jedem ward es vergönnt, Corinth zu betreten,“ habe ſeinen Urſprung von dieſen Dirnen, die ihre Gunſtbezeigungen theuer erkaufen ließen. Andere leiten es jedoch von der Gefahr ab, mit welcher die Landung bei Corinth wegen der vielen verborgenen Klippen verbunden war. Dieſe Weichlichkeit entnervte die Nation nach und nach ſo ſehr, daß ſie alle Selbſtſtändigkeit verlor, den Achivern unterthan ward und wechſelsweiſe die Lacedämonier, Athenienſer und Thebaner um Schutz anrufen mußte. Die Hauptepochen der Geſchichte Corinths ſind folgende: Siſyphus war der Stifter der Stadt; ſeine Nachkommen herrſchten bis Agamemnon. Ungefähr 110 Jahre nach dem trojaniſchen Kriege und 30 Jahre nach der Rückkunft der Herakliden erhielt Aletes, ein Nachkomme des Herkules, die königliche Würde, und ſeine Nachkommen beſaßen ſie in erblicher Folge 417 Jahre. Dann folgte eine ariſtokratiſche Verfaſſung, vermöge welcher die Bachiaden den Staat ver-

walteten. Aber nach 90 Jahren bemächtigte ſich Cypſelus der höchſten Gewalt, welche 73 Jahre bei ſeiner Familie blieb. Darauf führten die Corinther eine oligarchiſche Verfaſſung ein, welche ſich ohne Veränderung erhielt. Corinth ward das Haupt des achäiſchen Bundes, und endlich von den Römern unter Mummius im Jahr Roms 608 zerſtört. Julius Cäſar ließ es wieder aufbauen.

Corinthiſches Erz, ein koſtbares Metall, deſſen eigentliche Natur und Beſchaffenheit unbekannt iſt. Plinius und Florus halten es für eine Miſchung von Gold, Silber und Kupfer, und erzählen, daß es durch Zufall bei der Zerſtörung Corinths entſtanden ſey. Eine große Menge Metalls ſey dabei zuſammengeſchmolzen und habe ſich zu dieſer neuen Miſchung vereinigt. Dieſe Angabe aber iſt falſch, da man viel früher corinthiſches Erz hatte. Der unvollkommenen Beſchreibung der Alten zufolge, war es eine Art Meſſing; und einige neuere Naturforſcher ſind geneigt, es nicht für ein Kunſt-, ſondern für ein Naturproduct anzuſehen. Sie glauben, daß es ein natürliches Meſſing geweſen, deſſen Erzgrube die Corinther allein gekannt. Der corinthiſche Hauptſaal heißt in der Baukunſt ein großer Saal, welcher mitten nach ſeiner ganzen Länge eine gewölbte Decke oder ein Tonnengewölbe hat, das auf Säulen ruht, und deſſen Abſeiten auf beiden Seiten mit Felderdecken verſehen ſind. Corinthiſche Höfchen ſind in der Baukunſt Säle, welche acht Säulen weit, lang und breit ſind, und rund herum Flügel haben, die eine Säulenweite groß ſind. Sie haben überhaupt zwanzig Säulen und ſind mit einem Pultdache bedeckt. Das corinthiſche Vorhaus iſt in der Baukunſt ein Vorhaus, deſſen Abſeiten auf corinthiſche Art gebaut ſind, und welches in der Mitte gleichſam ein Schiff hat, das durch Säulen, gewöhnlich aus der corinthiſchen Ordnung, von den Abſeiten unterſchieden wird. (Unter Abſeiten wird verſtanden alles, was nicht zum Hauptgebäude gehört, auch die der Vorderſeite entgegengeſetzte Seite eines Gebäudes). Corinthiſche Säulenordnung iſt die in Corinth erfundene Ordnung der Säulen, welche unter den fünf eingeführten ältern die letzte und zugleich die ſchönſte und zierlichſte iſt. Sie kann ihrer reichen Verzierungen wegen nur da angewendet werden, wo nicht ſowohl Feſtigkeit, ſondern Pracht der vorherrſchende Charakter iſt. (S. Säulenordnung.)

Coriolan. Dieſer ausgezeichnete Römer erwarb durch ſeine Tapferkeit anfänglich ſeinem Vaterlande die glänzendſten Vortheile, brachte es aber nachher aus Rachſucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens, bis die Thränen ſeiner Mutter ſeinen Starrſinn beugten und Rom retteten. Sein eigentlicher Name war Cajus Marcius, den Beinamen Coriolan aber erhielt er, als die Hauptſtadt der Volſcer faſt durch ihn allein erobert worden war. Gleich darauf erfochten die Römer durch ſeine Tapferkeit einen wichtigen Sieg gegen die Antianer, wofür der Conſul Cominius ihn mit einer goldenen Krone belohnte. Dieſe glänzenden Thaten hatten ihm die Liebe des Volks gewonnen, die er jedoch eben ſobald wieder verſcherzte, als er bei einer in Rom ausgebrochenen Hungersnoth ſich an die Spitze der Patricier ſtellte, um dem Volke die früher errungenen Vorrechte wieder zu entreißen, und ſogar den Vorſchlag machte, das aus Sicilien angekommene Getraide nur unter der Bedingung dem Volke auszutheilen, daß das Tribunat wieder abgeſchafft würde. Erbittert foderten ihn die Tribunen vor ihren Richterſtuhl, ſuchten, da er nicht erſchien, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und verurtheilten ihn endlich, da auch dieſer Verſuch miß-

lang, vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt zu werden. Die Patricier aber retteten ihn, und man beſchloß jetzt, ſeine Sache vor dem Tribunale des Volks auszumachen. Coriolan erſchien und antwortete auf die Anklage der Tribunen, die ihn der Tyrannei und des Strebens nach der königlichen Gewalt beſchuldigten, durch die einfache Aufzählung ſeiner Thaten und dem Vaterlande erwieſenen Dienſte. Er zeigte ſeine mit Narben bedeckte Bruſt und rührte die Menge bis zu Thränen. Da er indeß die Beſchuldigung nicht entkräften konnte, daß er einem römiſchen Geſetze zuwider die Beute unter die Soldaten vertheilt habe, ſtatt ſie dem Quäſtor zu überliefern, gelang es doch den Tribunen, ſeine Verbannung zu bewirken. Für dieſes ihm ungerecht ſcheinende Urtheil beſchloß er, an dem undankbaren Vaterlande Rache zu nehmen, ging zu Roms erbittertſten Feinden, den Volſcern, und bewog ſie, Rom noch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes zu bekriegen. Er ſelbſt wurde nebſt Attius zum Anführer des Heeres ernannt, welches plötzlich die Feindſeligkeiten anfing und mit ſiegreichen Waffen die Städte Latiums ſich unterwarf. Schon war Lavinium gefallen und das volſciſche Lager im Angeſichte Roms bei Foſſa Cluilia aufgeſchlagen, ohne daß ein Heer zur Rettung der Stadt aufgeſtellt werden konnte. Schrecken herrſchte überall. Die von dem Senat abgeſchickte Geſandtſchaft kehrte mit der Antwort zurück, daß Rom nur durch die Abtretung des den Volſcern bisher abgenommenen Gebiets den Frieden erkaufen könne. Eine zweite Geſandtſchaft richtete eben ſo wenig aus, und als endlich auch die in feierlicher Prozeſſion an ihn abgefertigten Prieſter und Auguren unverrichteter Sache zurückkehrten, ſtieg die Verzweiflung aufs äußerſte. Die Männer liefen nach den Mauern, während die Weiber in den Tempeln Roms Rettung von den Göttern zu erflehen bemüht waren. Da wandte ſich Valeria, die Schweſter des Valerius Poplicola, wie von einer göttlichen Eingebung begeiſtert, zu den andern Frauen, und ermahnte ſie zu verſuchen, ob ſie nicht durch Thränen einen Mann zu erweichen vermöchten, der männlichen Bitten nicht habe nachgeben wollen. Sie begaben ſich zum Hauſe der Veturia, der Mutter Coriolans, wo ſie auch die Volumnia, ſeine Gemahlin, fanden, und bewogen Beide, mit ihnen hinauszuziehen, um einen letzten Verſuch auf das Herz des Siegers zu machen. Der Senat bewilligte den Entſchluß, und die Frauen Roms, die Veturia und Volumnia, nebſt ihren Kindern, an der Spitze, begaben ſich zu Coriolan. Dieſer, ſobald er ſeine Mutter, ſein Weib und ſeine Kinder erkannt hatte, befahl ſeinen Lictoren, die Faſces vor ihnen zu neigen, und empfing ſie unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. Ihren Bitten aber widerſtand er anfangs, und foderte ſie auf, das falſche Rom zu verlaſſen und zu ihm zu kommen. Dagegen ließ ſeine Mutter nicht ab, ihn mit Bitten zu beſtürmen, umfaßte ſeine Knie, foderte ihn auf, ſeinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren und ſagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms einziehen könne. Da konnte er nicht länger widerſtehen, hob gerührt ſeine Mutter auf und geſtand, daß er durch ſie entwaffnet ſey. Er führte ſein Heer zurück, und ward, als er ſich in der Verſammlung des Volſcer deßhalb rechtfertigen wollte, in einem von Attius erregten Auflauf ermordet. Roms Senat aber ließ auf öffentliche Koſten einen Tempel dem Glücke der Weiber auf eben der Stelle erbauen, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte und ernannte dieſe zur erſten Prieſterin des Heiligthums.

Coriphäus, der Anführer des Chores, ſowohl im Schauſpiel, er mag gewiſſe Worte ſingen oder ſprechen, als auch eines

Chores, das einen vollſtimmigen Geſang anſtimmt, welchen er leitet. (S. Chor.)

Cornaro (Ludovico), merkwürdig wegen des hohen Alters, das er durch eine mäßige und nüchterne Lebensweiſe erreichte, war aus einer vornehmen venetianiſchen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen und der Inſel Cypern im 15ten Jahrhundert eine Königin gegeben hat, welche bei ihrem Tode das Königreich den Venetianern hinterließ. Ludovico Cornaro ſtarb zu Padua im J. 1566, in einem Alter von 104 Jahren, ohne Todeskampf ſanft einſchlummernd. Schon in ſeinem fünf und zwanzigſten Lebensjahre wurde er von Magenübeln, von der Gicht und einem langſamen Fieber befallen, und trotz aller angewandten Mittel blieb ſeine Geſundheit ſchlecht bis zu ſeinem vierzigſten Jahre. Er entſagte endlich ihrem fernern Gebrauch, und da ihn die Erfahrung belehrt hatte, welchen Einfluß jede Unregelmäßigkeit auf ſeinen Körper habe, beſchränkte er ſich auf die größte Mäßigkeit, von der er nie wieder abwich. Er erzählt die guten Wirkungen davon in ſeinem Buche: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens. Zwar ſind die Vorſchriften Cornaro's nicht auf alle Naturen anwendbar, aber ſeine allgemeinen Grundſätze werden ſich ſtets bewährt finden. Seine Krankheiten verſchwanden nach und nach, und machten einer feſten Geſundheit, verbunden mit einem Gefühl des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, Platz, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Außer dem genannten Werke ſchrieb er noch drei andere Abhandlungen über denſelben Gegenſtand. In ſeiner Schrift *über die Geburt und den Tod des Menſchen*, die er in ſeinem 95ſten Jahre verfaßte, entwirft er von ſich ſelbſt folgendes Gemälde: Ich bin geſund und wohlauf, wie man es mit 25 Jahren iſt, ich ſchreibe täglich ſieben oder acht Stunden; die übrige Zeit gehe ich ſpazieren, unterrede mich, oder wohne einem Concert bei. Ich bin heiter, alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir. Meine Phantaſie iſt lebhaft, mein Gedächtniß ſtark, mein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme ſtark und wohlklingend.

Corneille (Pierre), geboren zu Rouen den 6ten Juli 1606, erſchien vor den Gerichtsſchranken, hatte hier kein Glück und entſchied ſich für die Poeſie. Ein eigner Zufall entwickelte ſein Talent, welches bisher verborgen geweſen war. Einer ſeiner Freunde führte ihn bei ſeiner Geliebten ein; der Eingeführte nahm bald in dem Herzen der Dame die Stelle des Einführers ein. Dieſer Wechſel veranlaßte ihn, ſein erſtes Theaterſtück, *Melite*, zu ſchreiben. So unvollkommen dieſes Luſtſpiel auch war, ſo wurde es doch mit außerordentlichem Beifall aufgeführt. Ihm folgten la Veuve, la Galerie du Palais, la Suivante, la place Royale, Clitandre und einige andre, welche nur noch zur Bezeichnung der Epoche in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters angeführt zu werden verdienen. Einen höheren Flug nahm Corneille in ſeiner Medea, einer Nachahmung des Seneca; ſie hatte indeß auch nur einen mittelmäßigen Erfolg, wiewohl ſie alles übertraf, was damals die franzöſiſche Bühne aufzuweiſen hatte. Man bewunderte das berühmte Moi der Medea, welches übrigens dem Seneca angehört und den Monolog: Souverains protecteurs des droits de l'hyménée etc. Die eigentliche Laufbahn ſeines Ruhmes aber eröffnete Corneille mit dem Cid, welcher 1636 erſchien und mit welchem das Jahrhundert Ludwigs XIV. anhebt. Richelieu's Eiferſucht ward durch den glänzenden Erfolg dieſes Stücks aufs äußerſte erregt. Er bildete eine Partei dagegen und veranlaßte die franzöſiſche Akademie zu einer Kritik, worin ſie vielerlei vermeintliche

Unwahrſcheinlichkeiten und Unſchicklichkeiten rügte, und dadurch ihre eigene Unfähigkeit, ſich hiſtoriſch in ein anderes Zeitalter zu verſetzen, darthat. Was indeß auch geſchehen mochte, das Publicum beharrte bei ſeinem Enthuſiasmus und um das vorzüglichſte zu bezeichnen, ſagte man: „Cela est beau comme le Cid.“ Wirklich gehört der Cid zu den ſchönſten Zierden der franzöſiſchen tragiſchen Bühne; es herrſchen in demſelben durchaus ritterliche Liebe und Ehre; die Schilderung der Spanier iſt meiſterhaft; was freilich kein Wunder iſt, da Corneille nach einem ſpaniſchen Vorbilde des Guillen de Caſtro arbeitete. Zu bedauern iſt es, daß der Dichter auf dieſem Wege, auf welchem die Tragödie national und wahrhaft romantiſch hätte werden können, nicht fortging, ſondern dem damaligen Vorurtheile gemäß, daß die neuere Geſchichte dem Trauerſpiele keine würdigen Stoffe darbiete, ſich zu den Alten wandte. Sein nächſtes Stück waren die Horatier, in welchem, neben großen Schönheiten, ſelbſt die franzöſiſchen Kritiker bedeutende Mängel zugeben, wiewohl die Aufnahme überaus günſtig war. Offenbar entſteht eine große Unwahrſcheinlichkeit dadurch, daß der Dichter ſich nicht begnügte, eine Schweſter der Horatier, die einen Curiatier liebt, in der Geſchichte vorzufinden, ſondern noch eine Schweſter der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfand. Wie konnte man Männer zum Zweikampfe wählen, die bei dieſer Familienverbindung Urſach hatten, ſich gegenſeitig zu ſchonen? Ferner iſt der Schweſtermord nur von dem trotzigen, ungebändigten Jünglinge erträglich; der reife, in die Verhältniſſe des Gatten getretene Mann muß milder und weiſer ſeyn, wenn er nicht als ein roher Wüthrich ſich dem Abſcheu Preis geben will. Auch ſinkt der fünfte Act ſehr merklich, weil der Dichter einen öffentlichen, das Schickſal zweier Staaten entſcheidenden Vorfall gleichſam privatim und mit Beſeitigung alles Anſchaubaren abhandelt. Auf die Horatier folgte Cinna. Die Franzoſen ziehen dies Stück den Horatiern vor, weil ſich darin die drei Einheiten ſtreng beobachtet finden, allein in der Reinheit der Geſinnungen iſt hier ein tiefer Fall aus jener idealiſchen Sphäre zu ſpüren, worin ſich die Handlung der beiden vorhergehenden Stücke bewegt. Im Polyclet ſind chriſtliche Geſinnungen nicht unwürdig ausgedrückt, aber jene innere Begeiſterung für die Religion fehlt, und im Tod des Pompejus findet ſich römiſcher Freiheits- und Herrſcherſinn auf eine edle Weiſe geſchildert. Die Rodogune, welche Corneille für ſein Lieblingswerk erklärt, beweiſ't, wie ſehr ſich der Dichter im ſymmetriſchen Antitheſenſpiele der Intrigue gefiel. Nennen wir zu dieſen Tragödien noch den Heraclius, von dem Voltaire vergeblich läugnet, daß er dem Calderon nachgeahmt ſey, und von den Luſtſpielen den Nicomedes, deſſen Trockenheit durch den ironiſchen Ton in den Reden des Helden wenig aufgeheitert wird; ſo haben wir alles angeführt, was ſich von Corneille noch auf der Bühne erhalten hat. Seine übrigen Stücke fielen zum Theil ſogleich bei ihrer Erſcheinung, theils verſchwanden ſie nach und nach; und da ſie ſich ſelbſt nicht zur Lectüre eignen, begnügt man ſich gewöhnlich, die genannten Meiſterwerke neu zu drucken. Corneille ſtarb als Decan der franzöſiſchen Akademie am 1. Oct. 1684. Ihm gebührt der Ruhm, die franzöſiſche Tragödie zuerſt zu einer würdigen Höhe emporgehoben zu haben, wiewohl er nicht Kraft hatte, ſie von den Feſſeln zu befreien, die man ihr nach den vermeintlichen Vorſchriften des Ariſtoteles angelegt hatte. Man gab ihm den Beinamen des Großen, weil er mehr Heroismus als Liebe und ſanfte Gefühle darſtellt und in ſeinen kräftigen, aber nicht immer wohlklingenden Verſen erhabene und

edle Geſinnungen ausdrückt. Uebrigens kündigte ſich Corneille weder in ſeinem Aeußern, noch im Umgange als einen Mann von Geiſt an; erſteres war gemein und oft nachläſſig; in der Unterhaltung aber war er wenig geſprächig und drückte ſich gewöhnlich ſchlecht und verworren aus. Mit Recht ſagte eine Dame von ihm, man müſſe nur im Hotel de Bourgogne (auf dem Theater) ſeine Bekanntſchaft machen. Mit einem hohen, die Unabhängigkeit ſchätzenden Geiſt konnte er ſich nie zur Schmeichelei herablaſſen und liebte den Hof nicht. Selbſt für die kleinſten Geſchäfte war er völlig unbrauchbar. Ohne eitel zu ſeyn, war er für den Ruhm ſtets empfindlich. Mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und Redlichkeit verband er eine ängſtliche Religioſität. Er war verheirathet mit der Tochter des Lieutenant-General d'Andely, mit welcher er drei Söhne zeugte. Voltaire, der ſich Corneille's Soldaten nannte, hat ſeine Werke herausgegeben und commentirt. Den Gewinn, den er aus dieſer Ausgabe zog, trat er einer Urenkelinn des Dichters ab, die außer ihrem berühmten Namen nichts beſaß, ließ ihr zugleich eine angemeſſene Erziehung geben, verheirathete ſie anſtändig, und bezahlte ſo die Schuld ſeiner Nation.

Corneille (Thomas), des Vorigen Bruder, war 1625 zu Rouen geboren, wurde nach deſſen Tode Mitglied der franzöſiſchen Akademie und 1701 Mitglied der Akademie der Inſchriften und ſtarb 1709 zu Andeli in der Normandie, nachdem er in ſeinem Alter blind geworden. Auch er arbeitete für die Bühne, ſuchte aber nicht, wie ſein Bruder, durch Heroismus in Erſtaunen zu ſetzen, ſondern, wie Pradon ſagt, „durch jene Zärtlichkeiten, die ſo ſehr gefallen," die Gunſt der Zuſchauer zu erwerben. Von ſeinen zahlreichen, der Vergeſſenheit übergebenen Trauerſpielen haben ſich nur Ariadne und der Graf von Eſſex auf der Bühne erhalten, die nicht ohne Verdienſt ſind. — Beide Brüder lebten übrigens in einer ſeltenen Eintracht, obwohl ſie gewiſſermaaßen als Nebenbuhler um den Beifall des Publicums wetteiferten.

Cornelia, eine durch äußern und innern Adel große Römerin, Tochter des berühmten Scipio Afrikanus, und einer braven Mutter, Aemilia; Gemahlin aber des Conſul Gracchus im J. Roms 577. Sie war eine höchſt gebildete Frau, auch Schriftſtellerin, iſt aber beſonders als edle treue Mutter berühmt worden, die einſt einer mit ihrem Schmucke prunkenden Dame auf derſelben Verlangen, den ihren zu ſehen, ihre Kinder vorſtellte, als ihren liebſten Schatz. Ihre berühmten Söhne, die jungen Gracchen, wurden gute Redner, kamen jedoch in politiſchen Verſuchen unglücklich ums Leben.

Cornelius Nepos, ein berühmter römiſcher Geſchichtſchreiber aus Hoſtilia im veroneſiſchen Gebiet, lebte im goldenen Zeitalter der lateiniſchen Sprache, und ſtarb unter dem Triumvirat, wahrſcheinlich im Jahr 724 nach Roms Erbauung, (37 vor Chriſti Geburt). Er lieferte viele ſchätzbare Schriften, von denen ſich aber nur die Lebensbeſchreibungen ausgezeichneter Feldherren bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Er ſtellt hier in claſſiſchem Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 25 Biographien der merkwürdigſten Helden des Alterthums auf. Seine Charaktere ſind gewöhnlich treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darſtellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz, und geringfügige zu weitläuftig behandelt werden; auch ſchöpft er nicht immer aus zuverläſſigen Quellen, und gibt, eben wegen ſeiner Kürze, wenig neuen Aufſchluß in der Geſchichte. Unter den deutſchen Ueberſetzungen dieſes Werks verdient die von Bergſträßer angeführt zu werden.

Corniche, der Karniß oder Kranz, d. i. der am Gebälk oder Simswerk oder Säulenordnung hervortretende oberſte Theil, gleich über dem Friſe oder den Borten.

Cornwallis (Charles, Marquis von), geb. im J. 1731 und von ſeiner Kindheit dem Militärſtande gewidmet, betrat dem gemäß ſehr früh dieſe Laufbahn. Im J. 1758 ward er Capitän bei der Infanterie, und drei Jahre nachher Adjutant des Marquis Granby, in deſſen Gefolge er bis zu Ende des Krieges in Deutſchland war. Im J. 1764 ward er Oberſtlieutenant, und das Jahr darauf erbte er nach ſeines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Cornwallis. Im Jahr 1765 ernannte ihn der König zu ſeinem Kammerherrn und Adjutanten: bald darauf erhielt er das Commando des 35ſten Linien-Infanterieregiments. Im J. 1768 verheirathete er ſich mit Miß Jones, einer überaus reichen Dame; er erzeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Beim Ausbruch des amerikaniſchen Krieges ward er mit ſeinem Regiment dahin beordert. Seine Gemahlin, die ihn nicht hatte bewegen können, dem Dienſt zu entſagen, ſtarb vor Schmerz darüber. In dieſem Kriege entfaltete er große militäriſche Talente. Er nahm Philadelphia ein, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei, und ſchlug mit einer geringen Macht den General Gates vollſtändig. Aber im Jahr 1781 war er genöthigt, den vereinigten Heeren Frankreichs und Amerika's zu weichen. Er kam faſt um dieſelbe Zeit nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbritanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung. Der Lord Cornwallis ward zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im December 1790 nahm er Bangalore, und dieſer Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saibs, welcher dem Lord ſeine beiden Söhne als Geiſeln überlieferte. So endigte er auf eine ehrenvolle Art dieſen wichtigen Krieg, der die Beſitzungen der Engländer anſehnlich erweiterte, und kehrte 1793 nach England zurück. Er ward zur Belohnung zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Bei dem Ausbruch der irländiſchen Rebellion begab er ſich mit dem Titel eines Lord-Lieutenant dahin, ſchlug die Inſurgenten und meldete im October 1798 dem Lord Portland, daß ſämmtliche auf der Inſel ausgeſchiffte Franzoſen ſich hätten ergeben müſſen. Auch den zweiten Landungsverſuch der Franzoſen vereitelte er, und machte mit ſeinem kleinen Corps den General Humbert zum Gefangenen. Er wirkte kräftig mit, die nöthige Vereinigung Irlands mit England zu bewerkſtelligen. Im J. 1801 erſchien er als bevollmächtigter Miniſter in Frankreich und unterzeichnete in dieſer Eigenſchaft die Präliminarien des Friedens von Amiens. Nachher ward er zum Gouverneur in Indien ernannt, begab ſich im Sommer 1805 dahin, ſtarb aber daſelbſt bald nach ſeiner Ankunft den 5. Oct. deſſelben Jahres am Fieber, in demſelben Augenblick, wo er ſich zur Armee nach Ghazeepore, in der Provinz Benares, begeben wollte.

Corollarium, ein Zuſatz, eine Zugabe oder Anmerkung zu einem ausgeführten Satze, die aus demſelben hergeleitet wird, oder doch mit demſelben in einer natürlichen Verbindung ſteht.

Coromandel heißt die öſtliche Küſte der vordern indiſchen Halbinſel vom Cap Comorin bis nahe an die Mündung des Kiſtna-Fluſſes. Sie iſt längs der Küſte ſandig und für den Reisbau wenig geeignet, im innern Lande aber fruchtbarer und wird durch mehrere Reihen Berge vom innern Lande getrennt. Sie erzeugt keine Gewürze, wie die Weſtküſte, hat entgegengeſetzte Witterung und bei der drückendſten Hitze des Tages immer kühle Nächte. Aber die häufig gebaute Baumwolle be-

nutzen die fleißigen Einwohner zu einer Menge von Baumwollenſtoffen jeder Art, welche an Güte und Wohlfeilheit andere ähnliche Arbeiten übertreffen, auch in alle Gegenden der Welt verführt werden. Die ganze Küſte hat keinen eigentlichen Hafen, die Handelsgeſchäfte werden daher in der Sommerszeit mit Ausländern abgemacht. In den Beſitz dieſes Küſtenlandes theilten ſich mehrere Fürſten, unter welchen der Nabob von Arkot der wichtigſte war. Sein Land haben aber in den neueſten Zeiten die Engländer völlig an ſich gezogen, welche an dieſer Küſte die Präſidentſchaft Madras beſitzen. Von ihnen ſind auch die ſüdlichen Fürſtenthümer Marwar, Madura, Tinevelly abhängig, an deren Küſten ſich die Perlenfiſchereien im Meerbuſen von Manara befinden. Die Franzoſen hatten vor dem letzten Kriege die Bezirke und Handelsplätze Pondichery und Karikal in Beſitz, und den Dänen gehörte Trankebar. Dieſe Beſitzungen ſind zurückgegeben worden.

Corpus catholicorum und Corpus evangelicorum. Ungeachtet die deutſchen Reichsſtände insgeſammt Mitglieder eines Reiches waren, ſo fanden doch unter ihnen, in Anſehung ihrer Rechte ꝛc., viele Unterſchiede Statt. Einen wichtigen Unterſchied bewirkte die Verſchiedenheit der Religion. Man theilte in dieſer Hinſicht die Reichsſtände in die catholiſchen (corpus catholicorum) und in die evangeliſchen (corpus evangelicorum). Je weniger die catholiſchen Reichsſtände ihr Recht, ein eignes Ganze zu bilden, achteten, weil ſie die Stimmenmehrheit für ſich hatten, den Reichstag dirigirten, und überdies der Kaiſer ihrer Religion zugethan war; um ſo wichtiger war hingegen, eben wegen dieſer überwiegenden Vortheile der Catholiken, dieſes Recht für die evangeliſchen Reichsſtände, beſonders um ſich gegen die Mehrheit der Stimmen zu ſchützen. Die erſte Grundlage zur Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände liegt in Luthers Reformation, und den Anfang machten Sachſen und Heſſen durch das 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangeliſchen Religion abgeſchloſſene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürſt von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Dieſe vereinten evangeliſchen Reichsſtände proteſtirten ſchon im Jahr 1529 gegen den auf dem Reichstage zu Speier gegen die Evangeliſchen gefaßten Reichsſchluß. Die übrigen evangeliſchen Reichsſtände, den Vortheil dieſer Verbindung einſehend, ſchloſſen ſchon im ſogenannten nürnberger Religionsfrieden von 1532, als ein Corpus, mit den Catholiken, als zweitem Reichs-Corpus, den Vergleich ab; indeſſen wurde dieſe immer mehr ſich ausbildende Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände bloß in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber während des dreißigjährigen Krieges die Kaiſer Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangeliſche Religion ganz zu unterdrücken, wurde dieſe Verbindung, beſonders ſeit 1631, allenthalben ſichtbar, und durch den weſtphäliſchen Frieden förmlich anerkannt; am engſten aber ward dieſe Verbindung der Evangeliſchen zu einem Corpus ſeit 1720. Zum evangeliſchen Vereine gehörten alle evangeliſchen Regenten, ſowohl Lutheraner als Reformirte, und zwar nach Maßgabe der herrſchenden Religion des Landes, ſo daß ein für ſeine Perſon catholiſcher Regent, der ein evangeliſches Land beſaß, zum evangeliſchen Corpus gehörte. Ungeachtet auf dem Reichstage ſelbſt, und ſobald keine Abſonderung der beiden Religionsparteien Statt fand, der Churfürſt von Mainz die Anordnung der Geſchäfte oder das Directorium führte; ſo trat doch im Gegenfalle ein doppeltes Directorium ein, welches ſodann der Churfürſt von Mainz bei dem ca-

tholiſchen, der Churfürſt von Sachſen aber bei dem evangeliſchen Corpus führte. Indeß wollte man nicht immer dieſes letztere anerkennen, zu welchem Friedrich III., der Weiſe, Churfürſt von Sachſen, gleichſam den Grund gelegt hatte, indem er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Proteſtanten durch ſeinen Geſandten vertheidigen, auch wider die, der evangeliſchen Religion nachtheilige, in den Reichsabſchied einzurückende Clauſul hatte proteſtiren laſſen. Sein Nachfolger, Johann der Beſtändige, ſtellte ſich an die Spitze der Proteſtanten, berief ſie zur Berathſchlagung über die augsburgiſche Confeſſion vor Uebergabe derſelben zuſammen und wurde, beſonders ſeitdem er 1531 die evangeliſchen Reichsſtände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathſchlagungen dirigirte, von beiden Religionsparteien ſtillſchweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz, welcher von der catholiſchen Religion zur evangeliſchen übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche ſeine Nachfolger ganz an ſich ziehen zu wollen ſchienen, und dies um ſo leichter, da die damaligen Churfürſten von Sachſen jenes mehr für eine Beſchwerde, als für ein beſonderes Recht anſahen. Während des dreißigjährigen Krieges übernahm anfangs Guſtav Adolph, dann ſein Kanzler Orenſtierna dieſes Directorium; jedoch wurde es dem Churfürſten Johann Georg I., welchem, bei ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſelbſt mehrere der evangeliſchen Stände, es zu übertragen, Bedenken gefunden hatten, nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens 1653 förmlich übertragen. Seit dieſer Zeit blieb Sachſen im Beſitz deſſelben bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs. Zwar veranlaßten die Religionsänderungen Friedrich Auguſts I. und II. neue Bewegungen bei den evangeliſchen Reichsſtänden. Allein, da jener die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen geſammten Landen verſicherte, ſeine Religionsänderung für eine bloß perſönliche Sache erklärte, dem Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium ſelbſt übertrug, und dieſem das Geheimeraths-Collegium zu Dresden, in Abſicht auf die proteſtantiſchen Religionsgeſchäfte, beiordnete; ſo waren die evangeliſchen Reichsſtände beruhigt. Und auch, als Friedrich Auguſt II. 1717 ſich zur catholiſchen Religion bekannte, und der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., Director zu werden hoffte, blieb dieſe Würde doch bei Sachſen, obſchon der Churfürſt von Hannover, Georg II., die freie Wahl eines Directors der evangeliſchen Stände vorſchlug. Sachſen ließ das Directorium durch ſeine Geſandten fortſetzen, welche jedoch allezeit evangeliſcher Religion ſeyn mußten, und in Reichstagsangelegenheiten ihre Inſtructionen vom Churfürſten, in Sachen aber, die das Corpus evangelicorum angingen, vom geheimen Concilium in Dresden erhielten.

Corpus juris. Man verſteht darunter eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen, welche der griechiſche Kaiſer Juſtinianus (im ſechsten Jahrhundert) zuſammentragen ließ. Das Werk iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt, hatte alſo gleich bei ſeiner Entſtehung das ſonderbare Schickſal, dem Volke unverſtändlich zu ſeyn, für das es zunächſt beſtimmt war. Es beſteht aus mehrern Haupttheilen: 1. aus einem Hauptbuche der geſammten Jurisprudenz, zum Leitfaden bei dem Unterricht (Inſtitutionen): 2. aus einem größern Rechtsſyſtem in 50 Büchern, welche aus den Schriften älterer Rechtslehrer geſammelt ſind (Pandecten); 3. aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiſer (Codex); 4. aus ſpätern, nach Abfaſſung der genannten drei Werke erſchienenen

Geſetzen Juſtinians (Novellen). Mehrere Verordnungen der nachherigen Kaiſer und die longobardiſchen Lehnrechtsbücher machen den Anhang aus. Die heutige Form der ganzen Sammlung verdankt man den Bemühungen der italiäniſchen Rechtsgelehrten des Mittelalters. Denn im zwölften Jahrhundert fing man in Italien wieder an, die juſtinianeiſche Geſetzgebung, die, unter den gewaltſamen Erſchütterungen, womit dieſes Land Jahrhunderte hindurch heimgeſucht wurde, beinahe vergeſſen worden war, auf Univerſitäten vorzutragen, und verſchaffte dadurch vorzüglich der Akademie zu Bologna einen ausgebreiteten Ruf. Aus allen Ländern Europens ſtrömten wißbegierige Jünglinge nach dieſem eröffneten Tempel der Themis, und brachten die aufgefundenen Schätze der Weisheit in ihr Vaterland zurück. Die meiſten einheimiſchen Geſetzgebungen waren in jenen Zeiten äußerſt unvollſtändig und mangelhaft. Ganz natürlich fing man alſo an, die auswärts erlernten Rechtsſätze bei verſchiedenen juriſtiſchen Geſchäften im Vaterlande anzuwenden. Die Methode fand Beifall, und wurde, namentlich in Deutſchland, ſo allgemein, daß ſie Kaiſer Maximilian I. in einem Reichsgrundgeſetze 1495 beſtätigen, und dadurch das ſogenannte römiſche Recht zu einer allgemeinen ſubſidiariſchen Entſcheidungsquelle für das ganze deutſche Reich erheben konnte. Bei allen Mängeln, durch welche die juſtinianeiſche Geſetzgebung entſtellt wird, hat ſie doch auch ſehr viel Vortreffliches und noch jetzt Brauchbares. Und ſelbſt bei den neueſten philoſophiſchen Geſetzgebungen hat man ſie oft zu benutzen geſucht.

Correct, Correctheit. Alle Formen, welche der Menſch hervorbringt und den Stoffen aufdrückt, ſind, wie deſſen eigne Erſcheinungsform, und die Geſtalten, welche er nachbildet und verſchönert, gewiſſen in der Natur dieſer Formen oder in den Mitteln und Zwecken ſeiner Darſtellung liegenden Geſetzen unterworfen, und können nach einem gewiſſen natürlichen Typus beurtheilt werden. Es ſind dieſes Geſetze, deren Befolgung zugleich Bedingung iſt, daß uns eine Form als Zeichen, in Beziehung auf einen dadurch bezeichneten Gegenſtand, nicht unverſtändlich oder gar mißfällig und widrig ſey. Sie müſſen daher von jedem, der ſich durch äußere Formen mittheilen will, befolgt werden, wenn er den Zweck ſeiner Mittheilung erreichen will. Auch iſt darum ihre Befolgung nur ein negatives Verdienſt, weil ſie den Gegenſtänden an ſich noch keinen höheren Reiz für Geiſt und Gefühl verleiht, ſondern ſich nur auf die erſten Erfoderniſſe der Erſcheinung bezieht, auch dieſe Geſetze ſelbſt leicht einzuſehen und nach dieſer Einſicht zu beobachten ſind. Dieſe Eigenſchaft des darſtellenden oder der Erſcheinung nun, vermöge welcher dieſe erſten nothwendigen Erfoderniſſe der äußern Form beobachtet worden ſind, nennt man Correctheit (Regelrichtigkeit, Angemeſſenheit an eine Regel, deren Befolgung man verlangen kann, Beobachtung deſſen, was ſich vorſchreiben und nach der Vorſchrift einrichten läßt, Leiſtung des Vorſchriftlichen in der äußern Erſcheinung); das Gegentheil Incorrectheit (Fehlerhaftigkeit in dem Aeußern oder Mechaniſchen einer Form); und correct eine Erſcheinung, welche der Vorſchrift oder der natürlichen Erſcheinungsweiſe gemäß eingerichtet iſt, um ein verſtändliches Zeichen zu ſeyn, z. B. eine correcte Handſchrift, ein correcter Styl, welchen der Schriftſteller zwar beſitzen muß, der ihn aber noch nicht zum Schriftſteller macht; ja, man redet auch von einem correcten Menſchen, d. i. einem ſolchen, deſſen äußere Erſcheinung der (oft unwillkürlichen) Vorſchrift ganz gemäß (der geſellſchaftlichen Convenienz oder des bür-

gerlichen Lebens) regelrecht iſt. Endlich trägt man dieſen Geiſt ſelbſt auf die Natur über und nennt Naturproducte correct, welche den Typus ihrer Gattung richtig darſtellen, z. B. ein correcter Baum; jedoch in beſonderer Beziehung auf die nachbildende Darſtellung. Die Correctheit und Incorrectheit aber hat ihre Grade, je nachdem die Befolgung oder Vernachläſſigung jener Geſetze Haupt- oder Nebengegenſtände, das Ganze oder Theile, Haupt- oder Nebentheile u. ſ. w. betrifft, ſo daß durch Incorrectheit bald ein Gegenſtand oder Zeichen nicht mehr als das erkannt wird, was er ſeyn und vorſtellen ſoll, oder ſogar höchſt mißfällig werden kann, bald nur eine geringe Störung eintritt, und ein kleiner Fehler, wo der Umfang des Gegebenen groß und bedeutend iſt, leicht überſehen und unbedeutend wird. Die Correctheit, als vollkommene Fehlerloſigkeit in Beziehung auf die Erſcheinung einer Form iſt daher bei umfaſſenden Gegenſtänden ſelbſt ein Ideal, und man verzeiht unbedeutende Fehler, wo der Gegenſtand bedeutend iſt, und durch höhere Vorzüge glänzt. Pedanterei iſt es dagegen, dieſelben mit Aengſtlichkeit aufzuſtechen, und über einen Gegenſtand wegen derſelben das Verdammungsurtheil ausſprechen, oder ſie mit Aengſtlichkeit vermeiden, und dadurch auf den Mangel höherer Vorzüge aufmerkſam machen. Ja, es gibt eine Correctheit, welche auffällt, und darum an einem Werke mißfallen und getadelt werden kann; dieſes iſt der Fall da, wo etwas Größeres und Herrlicheres erwartet wird, etwas, was ſich nicht vorſchreiben, ſondern nur durch Talent und Geiſt bewirken oder hervorbringen läßt, etwas, das ſich eben unter jener äußern Bedingung der Erſcheinung zeigen oder darſtellen ſoll. So erſcheint z. B. das correcte Tragen und Betragen einer Perſon ſelbſt lächerlich, wo ein freies und ungezwungenes Betragen erwartet wird, und je mehr man dieſes in der Geſellſchaft von ihr verlangen kann, ferner je mehr das bloß Regelrechte von der angenehmen und liebenswürdigen Freiheit abſticht, und je ängſtlicher, ja mit Zwang es geſucht wurde; endlich je mehr die Vorſchrift conventionell iſt, oder auf das Willkürliche angewendet wurde. Auch gibt es Gegenſtände, bei denen man eine große Incorrectheit leicht verzeiht, ſofern bei ihnen auf die Form überhaupt wenig ankommt, und je mehr das Fehlerhafte durch Eile und andere Zeitumſtände entſchuldigt wird, z. B. in dem Style der (politiſchen) Zeitungen oder gewiſſer Bekanntmachungen aus dem niedern Kreiſe des bürgerlichen Lebens. Dagegen wird die Correctheit zu andern Zwecken dringend erfodert, wo es z. B. auf Prüfung erworbener Fähigkeiten abgeſehen iſt. — In den Werken der ſchönen Kunſt iſt ſie nothwendiges aber untergeordnetes Erfoderniß der Schönheit; allein keinesweges mit ihr ſelbſt zu verwechſeln; ja hier iſt vorzüglich der Fall, wo ſie läſtig werden kann, nämlich wenn ſie ängſtlich beſtrebt worden iſt und höhere Eigenſchaften vermiſſen läßt, da doch das (ſchöne) Kunſtwerk als Werk des freien Genius erſcheinen ſoll. Gleichwohl iſt ſie dann ein Verdienſt des Künſtlers, wenn bei aller Fülle des Geiſtes die Erſcheinung bis in ihre äußerſten Formen (z. B. bei der Poeſie im reinern grammatiſch richtigen Styl, Versmaß, Reim; bei der Malerei, in gehöriger Anwendung des Schattens und Lichts, richtiger naturgemäßer Zeichnung; bei der Muſik nach den Foderungen der Geſetze der Harmonie und des Rhythmus) vollendet iſt; denn ſchwer ſcheint es hier, bei aller Fülle der Begeiſterung ſelbſt das Kleinſte im Auge zu haben. Jedoch darf man nicht vergeſſen, daß der wahre Künſtler, eben weil er ſein Werk nicht theilweiſe, ſondern nach einem geiſtreichen Entwurfe, der mittelſt der Einbildungskraft anſchau-

ſich vor der Seele ſteht, organiſch, und wie aus einem Guſſe erzeugt, ſo daß er, ſo fern er nur überhaupt die Geſetze der Darſtellungsmittel ſeiner Kunſt durchdrungen hat, und im Gebrauch der letztern geübt iſt, den auf das Weſen der Darſtellung einfließenden Fehlern weniger ausgeſetzt iſt; zweitens daß die Correctheit ſeines Werks größtentheils von der Ausarbeitung ſeines Entwurfs abhange, bei welcher der Reflexion, in Beziehung auf die äußere Form, Anordnung und Fügung der Theile, unbeſchadet der das Werk erzeugenden Begeiſterung ein größerer Antheil, als in dem Momente des Entwurfs verſtattet iſt. Man unterſcheidet daher bei dem Kunſtwerke (Werke der ſchönen Kunſt) das, was von der Energie des höheren Talents abhängt, und jenes Weſen der Schönheit ausmacht, was die richtigen Formen gleichſam beleben ſoll, von der Correctheit, als dem niedern, obwohl erſten und Erlernbaren in der Kunſt, die man daher auch die mechaniſche oder techniſche Vollkommenheit der Formen nennt. Mehr noch als Correctheit iſt daher die Eleganz eine gefällige Correctheit oder Correctheit mit Zierlichkeit und Schmuck verbunden, obgleich auch dieſe noch nicht Anmuth, vielweniger Schönheit ſelbſt iſt. Daß aber Correctheit überhaupt eine nothwendige Eigenſchaft des Kunſtwerks ſey, leuchtet aus dem Begriffe des Kunſtwerks ſelbſt ein. Denn wenn dieſes ein Werk iſt, in welchem die höchſte Harmonie des Idealen und der Erſcheinung herrſchen, oder das, mit andern Worten, in ſeiner Erſcheinung vollendet ſeyn ſoll, ſo wird damit auch verlangt, daß nichts die Anſchauung deſſelben ſtöre, was ſich bei der Darſtellung nach beſtimmter Regel vermeiden läßt. Daher gehört die Correctheit auch zur Claſſicität, d. i. reiner Muſterhaftigkeit, und die größten Künſtler waren immer auch die correcteſten; diejenigen aber, welche die Claſſicität in die Correctheit ſetzen, verſtehen das Weſen geiſtiger Darſtellung nicht, und achten den Buchſtaben mehr, als den Geiſt, das was durch Reflexion, Fleiß und Uebung erworben werden kann, höher, als die Feinheit und Fülle des unſterblichen Genius. Gegen ſie hält Jean Paul in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik unter dem Namen der Styliſtiker (man kann ſie auch Proſaiker nennen) eine kräftige und gerechte Strafpredigt. Trefflich ſpricht übrigens Schillers Epigramm (überſchrieben Correctheit) die hier vorgetragenen Gedanken über den Werth derſelben aus: „Frei von Tadel zu ſeyn (nämlich in Beziehung auf jene techniſchen Erfoderniſſe der Darſtellung) iſt der niedrigſte Grad, und der höchſte; denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.“ Das Studium der Correctheit iſt aber vorzüglich denjenigen Künſtlern zu empfehlen, bei welchen, unter den zur Darſtellung erfoderlichen Kräften, das Gefühl, von welchem ſie blind fortgeriſſen werden, über die Anſchauung herrſcht, und ihre Klarheit unterdrückt, woraus auch leicht der Myſticismus in der Kunſt, und jene unerfreuliche Schwärmerei entſpringt, die nur matte, unkräftige Geſtalten erzeugt, und ſich im Nebelhaften gefällt. Wer wahrhafte Begeiſterung und Ehrfurcht für ſeine Kunſt hegt, der wird auch ſeinen Werken die ſtrenge, jedoch nicht peinliche Sorgfalt widmen, mit welcher die größten Bildner und Maler ihre Werke ausarbeiteten, und nicht jede Nachläſſigkeit mit dem Ehrentitel der angenehmen belegen wollen; aber freilich gehört ſelbſt der Tact des ausgebildeten Genius dazu, das rechte Maß in Aufſuchung und Verbeſſerung (Corrigirung) der Fehler zu halten, und es läßt ſich nicht vorſchreiben, wenn und wo die Feile aufhören ſoll, ſondern nur im Allgemeinen ſagen, daß die prüfende Reflexion nicht die Friſche des Geiſteswerks und ſeinen freien Organismus

verletzen darf. Damit wollen wir aber nicht behaupten, daß die Correctheit des Künſtlers oder des Kunſtwerks erſt aus dem Corrigiren entſpringe, denn nur in weniger bedeutenden Punkten wird eine Verbeſſerung des in ſeinen Theilen ſchon ausgearbeiteten Werkes möglich ſeyn. T.

Correggio (Antonio Allegri, bekannter unter dem Namen, Antonio da Correggio, den er von ſeinem Geburtsorte führte), gehört nicht bloß zu den vorzüglichſten Malern Italiens, ſondern auch zu jenen ſchöpferiſchen Geiſtern, die ſich einen eigenen Weg bahnen, und ſicher auf ihm zum Ziel der Unſterblichkeit wandeln. Da ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſeinen hohen Werth anerkannten; ſo iſt's in der That zu verwundern, daß kaum Ein Umſtand in ſeinem Leben vorkommt, der völlig gewiß genannt werden könnte. Was endlich durch die Bemühung prüfender Kritik als verbürgt kann betrachtet werden, iſt dies. Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Gebiet von Modena, 1494 geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn den Wiſſenſchaften, die Natur hatte ihn der Kunſt beſtimmt, und gab, wie immer, den Ausſchlag. Welchen Lehrer er gehabt, iſt ſehr zweifelhaft; am wahrſcheinlichſten iſt, daß es ſein Oheim Lorenzo Allegri war. Was, und wie viel er indeß ſeinem Lehrer verdanke, bleibt unentſchieden; das Genie verdankt ſich ſelbſt am meiſten, und namentlich das des Correggio. Oft hat man eine Sage wiederholt, die unſers Künſtlers frühes Selbſtgefühl beweiſen ſollte. Er habe, ſo erzählt man, einſt ein Gemälde des großen Rafael erblickt, und ausgerufen: anch'io sono pittore! (Auch ich bin ein Maler!) Nun beruhen aber die Verſicherungen, daß Correggio in Rom geweſen, auf ſchlechtem Grunde, und in Parma und Modena, wo er nach d'Argensville Werke Rafaels geſehen haben könnte, gab es damals keine; ſomit fehlt jener Sage alle Beglaubigung. Unſer Künſtler verliert dabei nichts, denn eben das, daß er nicht die Antiken, nicht die Meiſterwerke der vor ihm Lebenden geſehen hatte, und durch eigene Kraft ein Muſter der nach ihm Lebenden ward, macht ihn unſerer Bewunderung um ſo würdiger. Mengs hat in ſeiner gehaltreichen Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei," ausführlich von den Verdienſten dieſes unvergleichlichen Künſtlers gehandelt, und gezeigt, was er in der Zeichnung, in Licht und Schatten, im Colorit, der Compoſition, Falten und der Harmonie geleiſtet, und wem es um wahre Einſicht in die Kunſt zu thun iſt, der wird dies nicht ungeleſen laſſen. Drei Eigenſchaften ſind es hauptſächlich, die man ſtets an ihm bewundern wird: Grazie, Harmonie und Führung des Pinſels. Es iſt eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen ſeiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdrucke derſelben, die ſich durch einen unſäglichen Reiz des Gemüths bemächtigt, ja bei Lüſternen bisweilen den Wunſch des Beſitzes erregen könnte. Jene Stellungen und Wendungen wären dem Künſtler nicht möglich geweſen, ohne ſeine Meiſterſchaft in den Verkürzungen, die nicht bloß größere Mannichfaltigkeit in das Gemälde bringen, ſondern auch der Grazie ſelbſt ſo günſtig ſind. Abhold allem Rauhen und Harten, ſuchte er den Sinn durch einen milden, faſt weiblichen Reiz zu gewinnen. Dahin ſtrebte er auch durch die Harmonie, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich iſt er im Helldunkel, d. h. in der äſthetiſchen Vertheilung des Lichtes, in der Geſchicklichkeit, ſeinen Figuren Rundung zu geben, und ſie vor- und zurücktreten zu laſſen, worin ſich überhaupt die lombardiſche oder bologneſer Schule, der er wie Guido Reni angehört, auszeichnet. In ſeinem Faltenwurf berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, alles auf die Wirkung.

des Helldunkels, und wußte mit großer Geſchicklichkeit aus einer ſchönen Farbe durch Halbtinten in die andere überzugehen. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenſtand hervorzuheben, da das Auge, wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf milderen Maſſen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magiſche Harmonie, worin er alle andern Meiſter übertraf. Einen höchſt genialen Gebrauch hat er von dieſer Kunſt in ſeiner ſogenannten Nacht (la notte di Correggio) gemacht, die ſich jetzt auf der dresdner Gallerie befindet (welche ſieben Gemälde dieſes Meiſters beſitzt, an denen man ſeine Fortſchritte erkennen kann). Dieſes allbewunderte Gemälde ſtellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten dar. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden ſich bei der mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo Maria ſitzend mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr von der Glorie hell leuchtendes Kind mit beiden Händen umfaßt hält, ſich über daſſelbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Es war eine eben ſo geniale als kühne Idee des Künſtlers, alles Licht im Gemälde von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu laſſen. Mit vollkommener Sonnenhelle beleuchtet deſſen Glanz allein die Gruppe, und erſtreckt ſich ſelbſt auf die über ihm ſchwebenden Engel, welche auf einer durchſichtigen Wolke ruhen und anbeten. Im Hintergrund erblickt man in matterem Lichte den von der Tränke zurückkehrenden Eſel, welchen Joſeph führt. Die übrige Landſchaft liegt im nächtlichen Dunkel. Die ſchöne Wirkung des hellen Glorienlichtes, das von dem Neugebornen ausgeht und ſich nach und nach harmoniſch verbreitet und über ſämmtliche Figuren nach ihrer Nähe oder Ferne verhältnißmäßig ergießt, macht dieſes Nachtſtück einzig in ſeiner Art. Wenn nicht ſchon jene Idee hinlänglich zeigte, daß unſer Künſtler auch von poetiſchem Genius beſeelt war; ſo könnten dies ſeine Anſpielungen zeigen, die er bisweilen in ſeinen Gemälden angebracht hat, z. B. der weiße Haſe bei der ſogenannten Zingara (Zigeunerin), in Dresden und Neapel; eine Mutter Gottes (der man wegen orientaliſchen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen gegeben hat) und der Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Catharina (in Neapel). Durch die Nähe dieſer ſcheuen Thiere, die hier ihre Furcht vergeſſen, wird der Begriff der Unſchuld und Reinigkeit der handelnden Perſonen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Zu ſeinen vorzüglichſten Gemälden gehört ſein heil. Hieronymus, das mehrere berühmte Maler bis zur Ungerechtigkeit gegen Rafael begeiſtert hat, ferner die büßende Magdalena und die erwähnte Nacht. Nicht nur viel, ſondern auch vieles hat Correggio in ſeinem kurzen Leben geleiſtet: man halte nur das reiche Verzeichniß ſeiner Werke gegen das Jahr ſeines Todes. Er ſtarb 1534. Die grundloſe Sage über ſeine große Dürftigkeit und deren Urſache zu ſeinem Tode iſt längſt widerlegt. dd.

Corregidor iſt in Spanien und Portugal eine Magiſtratsperſon, ein Polizeirichter in der zweiten Inſtanz.

Correſpondent (der hamburgiſche unparteiiſche). Im Jahre 1712 erſchien zu Schiffbeck bei Hamburg eine „holſteiniſche Zeitungs-Correſpondance,“ welche aber 1714 wieder aufhörte. Sie war die Grundlage der nachmaligen „Staats- und gelehrten-Zeitung des hamburgiſchen unparteiiſchen Correſpondenten, welche im Jahr 1721 anfing, damals aber noch nicht „hamburgiſcher,“ ſondern „holſteiniſcher“ Correſpondent genannt wurde. Ihr voller Titel und der Vorbericht, mit welchem man das Kind der Zeit in die Welt ſandte, ſind ſo charakteriſirend für das da-

malige Zeitalter, daß wir nicht umhin können, beide unſern Leſern vollſtändig mitzutheilen, ſo wie das erſte Stück vom 29. April 1721 ſie liefert:

„Staats- und gelehrte Zeitungen des holſteiniſchen unparteiiſchen Correſpondenten durch Europa und andere Theile der Welt von Anno 1721; nützlich zu gebrauchen ſtatt einer Jahr-Chronica, weil darin alle Begebenheiten der Welt, ſowohl was in Kriegs-, Friedens- und Staatsſachen, als auch was in der Religion und von denen Gelehrten, ſonderlich in Niederſachſen geſchehen, zu finden, nebſt einem gedoppelten Regiſter. Schiffbeck bei Hamburg, gedruckt in der hochfürſtlich-ſchleswig-holſteiniſch privilegirten Buchdruckerei.“

„Nach Standes Gebühr geehrteſter Leſer!“

„Demſelben wird verhoffentlich dieſe holſteiniſche Zeitungs-Correſpondence von voriger Zeit her annoch bekannt ſeyn, da ſolche in dem abgewichenen 1712., 13. und 14. Jahr ihre beſondern Liebhaber gefunden. Nachdem aber einige Hinderniſſe in den Weg gelegt worden, welche verurſachet, daß ſolches Werk bisher geruht; ſo hat man anjetzo unter Ihro königl. Hoheit des regierenden Herzogs zu Schleswig-Holſtein gnädigſten Freiheit und Schutze keinen fernern Anſtand nehmen wollen, damit wieder zu erſcheinen und die curioſen Gemüther Cimbriens und umliegenden Oerter noch ferner zu vergnügen. Die Einrichtung dieſer Zeitungen wird bleiben, wie ſie vorhin geweſen, nämlich daß eine jede Hauptmaterie allemal beiſammen unter einer Rubrik vor Augen geſtellt werden ſoll, weil ſolches vormals wegen ſeines vielſeitigen Nutzens durchgehends Approbation gefunden. Hiernächſt wird man allen möglichen Fleiß anwenden, jederzeit die glaubhafteſten und nützlichſten Nova dem geneigten Leſer mitzutheilen, auch nach der vormals gebrauchten Gewohnheit zu Ende des Jahres ein vollſtändiges Regiſter darüber verfertigen, denenjenigen zu Dienſt, ſo etwa dieſe Nouvellen aufheben und nach Verlauf eines Jahres wollen zuſammen binden laſſen, dabei man denn verſichert, daß in die Zeitungen alles ſoll mit hineingefüget werden, was zur nöthigen Hiſtorie eines jeden Reichs und Landes erfodert wird, und ſollte man auch die Zahl der ſonſt gewöhnlichen Zeitungs-Blätter bisweilen darüber vermehren müſſen, wie man ſolches in vorigen Zeiten gleichfalls gethan, auf daß dieſe Zeitungen jährlich ſtatt einer completten Chronica dienen können. Nur in dieſem Einzigen muß man eine Veränderung treffen, daß, da ſonſt dieſe Zeitungen am Mittwochen und Sonnabend ausgegeben, ſolche anjetzo des Dienstags und Freitags ſollen publicirt werden, da denn bei jeder Zeitung auch noch ein apartes Blatt ohne Entgeld allemal mitfolgen ſoll, damit man nicht einige remarquable Nova, die zu ſpät ankommen, etwa zurücklaſſen dürfte.“ Zehn Jahre lang dauerte die Erſcheinung des Correſpondenten in Schiffbeck, denn mit 1731 übernahm der Buchdrucker Georg Chriſtian Grund zu Hamburg, der Schwiegerſohn des bisherigen Verlegers Holle zu Schiffbeck, den Verlag, da der letztere „wegen zugeſtoßener beſchwerlicher Leibesbeſchaffenheit“ der fernern Beſorgung ſich nicht mehr unterziehen konnte. Auch erſchienen nun wöchentlich, ſtatt zwei Stück, vier Stück, nämlich Dienstags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jederzeit Mittags zwölf Uhr. In dem Privilegium, welches der Senat zu Hamburg am 1ſten December 1730 darüber ertheilte, hieß es unter andern: „daß ſich der Herausgeber eines „„guten Stili““ befleißigen möchte.“ Nicht leicht wird eine Zeitung eine ſo ungeheure Verbreitung in alle civiliſirten Staaten aller Erdtheile wieder erleben,

wie dieſer unparteiiſche Correſpondent, welcher fünf Mal geſetzt wurde. Als die Hanſeſtädte mit Frankreich vereinigt wurden, erlitt auch er eine höchſt nachtheilige Veränderung. Aus dem unparteiiſchen Correſpondenten wurde eine franzöſiſche Zeitung unter dem Titel: „Journal du Département des Bouches de l'Elbe," der deutſche Inhalt konnte nur als Ueberſetzung des auf der erſten Columne jeder Seite befindlichen franzöſiſchen Original-Textes gelten. Die Erſcheinung in beiden Sprachen fing mit dem 1. December 1811 an, wurde im Jahr 1813 nur auf eine kurze Zeit durch die Erſcheinung des Correſpondenten in ſeiner alten Geſtalt unterbrochen, bis das J. 1814 ihn in ſeine alte Würde wieder einſetzte. 1.

Corſaren ſind Seeräuber, die auf den Meeren Handelsſchiffe aufſuchen und wegnehmen. Der Name kommt aus dem Italiäniſchen, und hat das Wort corso in der Bedeutung des Hin- und Herfahrens zum Urſprung. Gewöhnlich werden die von Algier, Tunis, Tripoli und den marokkaniſchen Häfen auslaufenden Raubſchiffe und ihre Befehlshaber mit dem Namen Corſaren belegt; hingegen die Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten mit Bewilligung ihres Staats den feindlichen Unterthanen und dem feindlichen Gouvernement ſelbſt die Schiffe wegzunehmen ſuchen, werden Caper genannt.

Corſica, eine der großen Inſeln des mittelländiſchen Meeres, zwiſchen den genueſiſchen Küſten und der Inſel Sardinien, welche in das Land dieſſeit der Gebirge, und in das Land jenſeit der Gebirge eingetheilt wird. Das Erdreich iſt ſehr fruchtbar; es trägt guten Wein, auch Getraide und Baumfrüchte. Die Größe der Inſel beträgt 174 Quadratmeilen; ihre Bevölkerung aber belief ſich im Jahr 1801 auf 166,813 Menſchen, wovon 103,466 in dem Departement Golo, und 63,347 in dem Departement Liamone wohnten. Die reine Einnahme, welche die Krone Frankreich aus ihr zieht, ſoll ſich nur auf 600,000 Livres belaufen. Die Einwohner hatten ſeit 1729 in einer fortdauernden Empörung gegen die ſie beherrſchende Republik Genua geſtanden, welche, da ſie dieſelbe mit ihren Kräften nicht bezwingen konnte, im J. 1730 kaiſerliche, und im Jahr 1738 franzöſiſche Truppen zu Hülfe rief. Im Jahr 1736 hatte ein weſtphäliſcher Edelmann, Baron Neuhof, die Nation ſo gewonnen, daß ſie ihn zu ihrem König ernannte. Er verließ ſie aber nach Ankunft der Franzoſen unter dem Vorwand, auswärtige Hülfe zu ſuchen, kehrte zwar zurück, ſegelte aber wieder ab, und ſtarb zu London im Gefängniß der böſen Schuldner. Die Franzoſen brachten darauf die Einwohner zu einer ſcheinbaren Ruhe, verließen aber die Inſel beim Ausbruch des deutſchen Krieges im J. 1741. Nun brach die Empörung unter verſchiedenen Heerführern wieder aus. Im Jahr 1755 ernannte der corſiſche Senat den Paſcal Paoli zum General, der die Angelegenheiten ſo gut führte, daß den Genueſern außer Baſtia wenig übrig blieb, und dieſe daran verzweifelten, jemals die Inſel überwältigen zu können. In dem Verdruße darüber überließen ſie dieſelbe an Frankreich durch einen Tractat, deſſen Bedingungen nie recht bekannt worden ſind. Frankreich glaubte anfangs, die Unterwerfung Corſica's mit einer geringen Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli that, in der Hoffnung auf brittiſche Unterſtützung, ſo lebhaften Widerſtand, daß die Koſten dieſer Unternehmung ſchon auf 30 Millionen Livres angelaufen waren, ohne daß die franzöſiſchen Völker bedeutend vorgedrungen wären. Allein nunmehr verſtärkte der Hof dieſelben. England blieb, wider Paoli's Hoffnung und des übrigen Europa's Erwartung, ganz unthätig bei der Sache, und in den verſchiedenen Gefechten

thaten die Corſicaner ſo wenig ihre Pflicht, daß Paoli allen fernern Widerſtand aufgab, und im Junius deſſelben Jahres nach England floh, wo er nachher von einem königlichen Gnadengehalt lebte. Dieſe Erwerbung hat ſeitdem Frankreich weit mehr gekoſtet, als eingebracht. Bei der franzöſiſchen Revolution trat die Inſel gleich anfangs als ein beſondres Departement in die Verbindung des geſammten Frankreichs ein, und hatte auch ihre Deputirten zum Convent geſandt. Paoli, der bis dahin in England ſich aufgehalten hatte, ging nun in ſein Vaterland zurück. Die Hinrichtung des Königs und die Aufhebung aller Religion, die man auch auf die Inſel ausdehnen wollte, erzeugte Mißvergnügen. Die Schreckensmänner in Paris traueten Paoli nicht mehr und verlangten ihn nach Paris hin, wo der Tod ihm gewiß geweſen wäre. Er machte daher das Volk den Britten geneigt, welche den 18. Febr. landeten, den 22. Mai Baſtia, und den 4. Auguſt endlich auch Calvi eroberten. Nun war die Nation leicht geleitet, ſich dem brittiſchen Scepter zu unterwerfen. Dies geſchah feierlich in einer allgemeinen Verſammlung der Deputirten der Corſen zu Corte den 18. Jun., wo Elliot im Namen des Königs ihre Huldigung annahm. Corſica ward nun als ein viertes Königreich conſtituirt, und ihm die Verfaſſung und Geſetze Englands und ein beſonderes Parlament, wie Irland hatte, gegeben. Aber die Engländer blieben nicht lange im Beſitz. Ein großer Theil der Corſen war den Engländern abgeneigt, und die franzöſiſche Partei breitete ſich bald wieder auf der Inſel aus. Es entſtanden Aufſtände, hierzu kamen noch verheerende Krankheiten, und da die engliſche Uebermacht durch die Beſitznahme von Livorno durch die Franzoſen im Jahr 1796 in dieſen Gegenden geſchwächt wurde, ſo räumten ſie Corſica wieder. Es iſt ſeit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und beſteht aus den zwei Departements Golo und Liamone, oder dem nördlichen und ſüdlichen. Im April des Jahres 1814 als die Corſicaner die Nachricht von den Fortſchritten der Verbündeten in Frankreich und Italien vernahmen, griffen ſie, durch die Gewaltthätigkeiten des Generals Berthier immer mehr gereizt, zu den Waffen, bemächtigten ſich der Citadelle von Baſtia, entwaffneten die Beſatzung, nahmen den Commandanten mit ſeinem Generalſtabe gefangen, zwangen Berthier ſich nach Ajaccio zurückzuziehen, und ſetzten eine proviſoriſche Regierung ein. Von der letztern begaben ſich dann vier Deputirte nach Livorno, welche daſelbſt dem Lord Bentink, Oberbefehlshaber der combinirten Armee in dem Küſtenlande von Genua, im Namen der Einwohner der Inſel, den Wunſch erklärten, mit dem Königreiche Großbritannien vereinigt zu werden. Der Lord äußerte, daß er dieſen Antrag ſeiner Regierung vorlegen werde, und ſchickte den General Montrefor, mit einem engliſchen Truppencorps, nach Baſtia ab, daß derſelbe die Leitung der proviſoriſchen Regierung übernehme, und die Nation in ihren Anſtrengungen gegen die Franzoſen unterſtütze. Der darauf erfolgende Pariſer Friede ſtellte aber Corſica wieder an Frankreich zurück, und damit ward der vorgeſchlagene Vereinigungsentwurf vereitelt.

Corſo, eine Hauptſtraße Roms, welche dieſen Namen, wie mehrere lange Straßen in Italien, von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom ſich jeder Carnevals-Abend, an andern Orten andere Feierlichkeiten ſchließen. Der römiſche Corſo iſt etwa viertehalb tauſend Schritte lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianiſchen Palaſt), von hohen, meiſt prächtigen Gebäuden eingefaßt, ſeine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhält-

nißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg, ſo daß an den meiſten Orten höchſtens drei Fuhrwerke ſich neben einander bewegen können. Alle Sonn- und Feſttage iſt er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren. Die Geſandten hatten ſonſt das Recht, zwiſchen beiden Reihen auf- und niederzufahren. Dieſe Abendſpazierfahrt, die in allen großen italiäniſchen Städten brillant iſt, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutſchen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corſo; jedermann kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden. Das Carneval iſt jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corſo in ſeinem höchſten Glanz erſcheint. Welcher Deutſche kennt nicht Göthe's meiſterhafte Beſchreibung dieſes römiſchen Carnevals! Dort ſehe er den Corſo in ſeinem Glanze geſchildert! dd.

Cortes ſind die Stände des Königreichs Spanien, unter denen von jeher die von Caſtilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geiſtlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten beſtanden, den erſten Rang behaupteten. In den frühern Zeiten waren die Könige von ihnen ſehr abhängig; ja, ſie hatten ſich ſelbſt in den Beſitz des Waffenrechtes geſetzt und übten es nicht ſelten wider den Thron aus. In Aragonien präſidirte ein oberſter Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der entſtandene Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Unterthanen entſchied und ſo die königliche Gewalt in den conſtitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Aragonien und ſeiner Gemahlin Iſabella von Caſtilien aber gelang es, ſich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Caſtilianer es wagten, auf dem, von dem mächtigen, keinen Widerſpruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage, eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern: da hob der erzürnte König auf der Stelle die Verſammlung auf, und weder die Geiſtlichkeit, noch der Adel, ſondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden ſeitdem zuſammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden ſollten. Dies geſchah in Caſtilien, allein bald erfuhren auch die Aragonier die Schwere des königlichen Scepters, als Philipp II. ihn trug, der im Jahre 1591 bei Veranlaſſung einer Empörung den Juſticia, (Johannes de la Nuza), ohne gerichtliches Verfahren enthaupten ließ. Die wenigen Privilegien, die nach dieſem Vorfalle den Aragoniern noch blieben, (z. B. eine eigene Regierung), gingen in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege verloren, wo ſie, mit Valencia und Catalonien, die öſterreichiſche Partei ergriffen hatten. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Aſturien, oder wenn ſonſt etwas wegen der Thronfolge beſtimmt werden ſollte, zuſammengerufen. Doch der Gewitterſturm, der Spaniens Ruhe in dem Innerſten erſchütterte, führte die Reichsſtände deſſelben am 15. Jun. 1808 auf Napoleons Einladung zu Bayonne zuſammen, um eine neue Conſtitution zu entwerfen. — In der zwölften und letzten Sitzung dieſer ſogenannten allgemeinen Junta ward die neue Conſtitutions-Acte angenommen, deren neunter Artikel von den Cortes oder der Nationalverſammlung handelt, welche aus 172 Mitgliedern, nämlich aus 25 Erzbiſchöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke beſtehen ſollte (m. v. d. Art. Spanien.) Später verſuchte Napoleon durch das Anerbieten, die Cortes in ihrer ganzen vormaligen Würde wiederherzuſtellen, den ſpaniſchen Adel und durch ihn die Nation zu

gewinnen; aber auch dieſer Kunſtgriff wirkte nicht. Schon zuvor hatte die Junta, welche, ſeit der Entfernung der Bourboniſchen Dynaſtie aus Spanien, im Namen Ferdinands die Regierung führte, eine Zuſammenberufung der Cortes veranſtaltet, und lange wirkten dieſe Stellvertreter der Nation, während die furchtbarſten Bewegungen den Staat erfüllten, für die Rettung ſeiner Selbſtſtändigkeit, für die Vertilgung der Uſurpation, und für die Wiederherſtellung des rechtmäßigen Königs. Am Ende des Jahrs 1813 ließ ſich Ferdinand, durch franzöſiſche Argliſt, zu dem Tractat von Valency bereden, der ihm ſeine Freiheit und ſeine Krone wieder gab, ihn aber zugleich aufs Neue der Willkühr Napoleons überlieferte. Dieſer Tractat wurde von den Cortes von Rechts wegen verworfen, weil ihre gegen England eingegangenen Verbindlichkeiten keine Separatverträge erlaubten, und weil ſie früher ſchon decretirt hatten, keine Maßregel für giltig anzuſehen, welche der König, ſo lange er unter dem Einfluſſe einer fremden Macht wäre, ergreifen dürfte. Dieſe Weigerung demüthigte den heftigen, mit Ungeſtümm nach der verlohrnen Herrſchermacht verlangenden Ferdinand. Als er denn nach Napoleons Sturze in Spanien ankam, ſchickten ihm die Cortes die von ihnen entworfene Conſtitution entgegen, welche bei vielen guten und zweckmäßigen Anordnungen doch die Macht der Nationalrepräſentation über alle Maßen ausdehnte, und die königl. Gewalt ungebührlich beſchränkte. Da die in dieſer Conſtitution ausgedrückten Ideen bei vielen Großen des Reiches, der Geiſtlichkeit und dem Volke die entſchiedenſte Mißbilligung fanden, ſo war es dem Könige leicht, dieſelbe zu verwerfen. Zugleich löste er die Verſammlung der Cortes auf, und es begannen gegen diejenigen Mitglieder derſelben, deren patriotiſche Geſinnung am meiſten offenbar geworden war, ſchreckliche Verfolgungen, die zugleich auf alle ihre Anhänger ausgedehnt wurden, und gewöhnlich mit willkührlichen, das ganze Lebensglück der Verfolgten grauſam zerſtörenden Verdammungsurtheilen endigten. Dieſes Verfahren gegen Männer, deren Patriotismus und Energie Spanien die Erhaltung ſeiner Selbſtſtändigkeit und der König die Wiedererlangung ſeiner Krone verdankte, machte in ganz Europa eine für den letztern ſehr nachtheilige Senſation; ſelbſt die Miniſter der vier großen Mächte am Madrider Hofe erhielten den Auftrag ſich für die Verfolgten zu verwenden, und zu gemäßigtern Maßregeln zu rathen. Indeſſen beharrte der König bei ſeiner Handlungsweiſe; die in ſeiner Erklärung vom 4. Mai 1814 gegebene Zuſicherung, daß er eine auf liberale Grundſätze gebaute Verfaſſung einführen werde, blieb unerfüllt; auch eine neue Zuſammenberufung der Cortes, die man verſchiedentlich hatte erwarten laſſen, kam nicht zu Stande; und ſo ſcheint es, daß dieſe Art von Nationalrepräſentation wieder in den beſchränkten Zuſtand zurückſinken werde, in dem ſie ſich vor der ſpaniſchen Revolution befunden hat. S. die Artikel Ferdinand VII. und Spanien.

Cortez (Ferdinand.) Dieſer durch die Eroberung von Mexico berühmte ſpaniſche Feldherr war zu Medellin in Eſtremadura im Jahr 1485 geboren, zog früh die Waffen den Wiſſenſchaften vor und ging 1504 nach Indien. Hier ſtellte ihn Velasquez, Statthalter von Cuba, an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder ausſandte. Cortez verließ San Jago am 18. Nov. 1518 mit zehn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldſtücken, um dieſes große Unternehmen zu verſuchen. Er ſegelte längs des mexicaniſchen Meerbuſens hin, nach den Umſtänden den Eingebornen ſchmeichelnd, oder Schrecken durch ſeine Waffen unter ihnen verbreitend. Die Indianer

von Tabaſco wurden beſiegt und verloren ihre Stadt. Der Anblik jener kriegeriſchen Thiere, von welchen herab die Spanier fochten, das Krachen des Geſchützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen Feſtungen, welche ſie über das Meer gebracht, das Eiſen, womit ſie bedeckt waren; alle dieſe Gegenſtände erfüllten jene zum Theil unkriegeriſchen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 8. November 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der König des Landes, empfing ihn als ſeinen Herrn, und die Einwohner, ſo ſagt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. Er zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Menſchen opferte, und richtete ſtatt ihrer die Bilder der Jungfrau und der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortſchritte in dem Lande, indem er mit mehreren, dem Muntezuma feindlich geſinnten Caziken Bündniſſe ſchloß, der andern aber ſich durch Gewalt oder Verträge verſicherte. Da aber ein Feldherr dieſes Fürſten auf einen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab ſich Cortez in den kaiſerlichen Palaſt, ließ jenen Anführer mit ſeinen Offizieren lebendig verbrennen, den Kaiſer aber in Feſſeln legen, und befahl ihm, Carls V. Oberherrſchaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche Fürſt gehorchte, und fügte zu dieſer Huldigung noch ein Geſchenk von 600,000 Mark reinen Goldes nebſt einer großen Menge von Edelſteinen. Aber Velasquez Eiferſucht wurde durch die Thaten ſeines Stellvertreters ſo rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn ſandte. Cortez ging, verſtärkt durch neue, aus Spanien gekommene, Truppen demſelben entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorderten Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt aufs neue die nicht allein gegen die Spanier, ſondern auch gegen ihren eigenen Kaiſer Montezuma, den ſie der Verrätherei beſchuldigten, empörten Mexicaner. Nachdem Montezuma, der durch ſeine Erſcheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfocht Guatimozin, ſein Neffe und Schwiegerſohn, den die Mexicaner als Kaiſer anerkannt hatten, einige Vortheile. Er vertheidigte ſeine Krone drei Monate lang, aber er vermochte nicht, dem ſpaniſchen Geſchütz zu widerſtehen. Nach mehreren auf dem See und dem feſten Lande gelieferten Treffen nahm Cortez Mexico wieder ein, welches er zu verlaſſen gezwungen geweſen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten ſich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im Jahr 1521 fielen der Kaiſer, die Kaiſerin, die Miniſter und der ganze Hof in die Hände des Siegers. „Wir ſuchen,“ hatte Cortez ſeinen Soldaten geſagt, „große Gefahren und große Reichthümer; dieſe vermehren unſer Glück, jene aber unſern Ruhm.“ — Dieſe doppelte Leidenſchaft, beſonders aber die Habſucht, veranlaßte die ſchrecklichſten Grauſamkeiten. Die Soldaten, welche nicht ſo viel Gold fanden, als ſie vermuthet hatten, legten Guatimozin und einen ſeiner Günſtlinge auf glühende Kohlen, um ihnen auf dieſe Weiſe die Entdeckung der verborgenen Schätze abzunöthigen. Aber die ſo grauſam gemißhandelten Indianer ſchienen darin, daß ſie ihren Peinigern auch jezt noch Troz boten, Troſt für ihre Leiden zu finden. Sie verſagten hartnäckig jedes Geſtändniß, und Guatimozin, der ſeinen Gefährten vor Schmerz ſeufzen hörte, richtete ſeinen Blick auf ihn, und fragte ihn: „Liege ich denn auf einem Roſenbette?“ — Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, das größer als Spanien war. Dafür ernannte ihn dieſer zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien. Hier verminderte man ſeine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico

der Audienz von Neu=Spanien übertrug. Im J. 1530 aber bekam es ſeinen beſondern Vicekönig. Der über dieſe Veränderungen mißvergnügte Cortez ging inzwiſchen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinſel Californien. Um für ſeine Unternehmung mehr Unterſtützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber hier mit Kaltſinn aufgenommen und ſtarb im J. 1547. Cortez war unläugbar ein Mann von großen und ſeltenen Eigenſchaften, unternehmend, tapfer, ſtaatsklug und ausdauernd, aber faſt in gleichem Grade grauſam und treulos.

Corunna (ſpr. Corunia), die Hauptſtadt in dem Königreiche Galicien, mit einem großen Hafen, den die Caſtelle St. Martin und Santa Crux beſchützen, iſt der Sitz der königlichen Audienz, einer Münze und des Vicekönigs oder Generalcapitäns dieſes Königreichs. Sie hat eine Citadelle, welche die Altſtadt ausmacht, der andere Theil heißt die Neuſtadt. In der Bay liegt das Fort St. Anton, auf einer kleinen Inſel, welches zu einem Staatsgefängniß dient. Von Corunna geht monatlich ein Packetboot nach Havanna und alle zwei Monate eines nach Buenos=Ayres; auch kommt allda monatlich ein Packetboot aus Falmouth in England an. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 40,000, die Truppen und das zur königlichen Marine gehörige Perſonal ungerechnet. Im ſpaniſchen Nationalkriege iſt Corunna beſonders merkwürdig durch die Schlacht geworden, welche hier am 16ten Januar 1809 zwiſchen dem franzöſiſchen Heere unter dem Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien, und dem Engliſchen General Moore vorfiel. Moore blieb in dieſer Schlacht, von einer Kanonenkugel getroffen, und auch der nach ihm commandirende General Baird wurde gefährlich verwundet. Den Sieg ſchrieben ſich beide Theile zu; die Engländer erreichten wenigſtens ihren Zweck, ſich ruhig einſchiffen zu können. In der Nacht vom 17ten bis 18ten Januar gingen die letzten engliſchen Truppen an Bord. Am 19ten Januar ergab ſich Corunna der franzöſiſchen Armee. Am 21ſten Juni mußte ſie daſſelbe aber wieder räumen.

Corybanten waren Prieſter der Cybele auf der Inſel Creta und in Phrygien, und, nach einer alten Sage Abkömmlinge des Vulcan. Rhea übergab ihnen den neugebornen Jupiter, um ihn zu verbergen, und befahl ihnen, mit ihren ehrnen Waffen ein Getöſe zu machen, damit Saturn das Geſchrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Einige geben ſie für Söhne des Apollo und der Thalia, andere für Söhne der Rhetia aus. Sie führten auch den Namen Cureten.

Coſmiſch, was auf das Weltgebäude und die Sonne inſonderheit Bezug hat, z. B. ein Stern geht coſmiſch, d. h. mit der Sonne zugleich auf und unter.

Coſmogonie, die Lehre von der Entſtehung der Welt; Coſmologie, die Wiſſenſchaft der Welt im Allgemeinen. (S. Welt.)

Coſmus I. Als im elften Jahrhundert im obern Italien die Herzoge, Grafen und ſouverainen Leibeigenſchaften aufgehoben, faſt alle Städte Republiken wurden, und der Adel in die Städte ziehen mußte, ſchien das Schickſal noch einmal das alte Griechenland wiederholen zu wollen; denn ohne außerordentliche politiſche Größe, die bei der Zerſtückelung nicht möglich war, erwachte doch in dieſen Staaten ein Kraftgefühl, welches, nach allen Seiten regſam wirkend, die erfreulichſten Erſcheinungen hervorbrachte. Bald blühte Ober=Italien vor allen Staaten Europa's durch Handel und Manufacturen, übertraf alle, nicht an Wohlhabenheit bloß, ſondern auch an freier Cultur des Geiſtes, an Wiſſenſchaft und Kunſt. Zur freien Cultur des Geiſtes trug die republikaniſche Verfaſſung, zur Kräftigung deſſelben trugen die Kämpfe der

kleinen Staaten unter ſich und in ſich nicht wenig bei. Als in dieſen Kämpfen der Parteien ſich einzelne kühne oder angeſehene Männer zu Dictatoren erhoben hatten, und aus dieſen Fürſten geworden waren, wetteiferten dieſelben mit einander, nicht nur an Anſehen und Macht, ſondern auch in der Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte ſich nicht nachzuſtehen. Die Geſchichte mehrerer jener kleinen Höfe iſt dadurch zugleich eine Geſchichte der Künſte geworden, die nie ſchöner blühten, als eben damals, wo alles ſich vereinigte, den Enthuſiasmus für ſie zu beleben. Unter den Staaten, welche ſich auf dieſe Weiſe auszeichneten, verdient in mehr als einer Hinſicht Toscana oder Florenz zuerſt genannt zu werden. Die Verfaſſung von Florenz begünſtigte den Handel, der Geiſt des Volks war dazu geneigt. Unermeßliche Reichthümer erwarb ſich durch dieſen Handel die Familie Medici, und durch ſie bald einen überwiegenden Einfluß. In einem Sprößling dieſer Familie, dem älteſten Coſmo (Coſmus), vereinigte ſich alles, ihm den Namen Vater des Vaterlands zu erwerben. Seine Pracht, ſein Edelmuth, ſeine Tugenden gaben ihm in der Zuneigung und den Berathſchlagungen ſeiner Landsleute ein ſolches Gewicht, daß zwar die demokratiſche Regierungsform beibehalten wurde, Coſmo aber in der That das Haupt der Republik war, in dem Stande eines Privatbürgers die höchſte Gewalt beſaß, und einen beträchtlichen Theil derſelben auf ſeine Nachkommen vererbte. So dauerte nur der Schein eines Freiſtaats fort, während eine einzelne Familie die Staatsangelegenheiten faſt ſo uneingeſchränkt verwaltete, als wäre ſie ſouverain geweſen. An Parteien gegen ſie und kräftigem Gegenwirken fehlte es freilich nicht, und ungeachtet der großen Liebe, welche beſonders die älteren Medici genoſſen, mußte doch ihre Familie in weniger als einem Jahrhunderte (von 1433 bis 1527) Florenz drei Mal räumen, mehr als eine Verſchwörung wurde gegen ſie angeſponnen, und Alexander, ein Urenkel von Coſmo, dem Vater des Vaterlands, wurde zwar 1530 zum Herzog ernannt, allein ſechs Jahre darauf von ſeinem Verwandten Lorenzo verrätheriſch ermordet. Als dieſe That ruchbar ward, verſammelten ſich ſogleich die Vornehmſten des Staats. Bewogen von dem Eifer des Cardinals Cibo, der mit den Medici verwandt war, und Guicciardini's Vorſtellungen, der ihnen die Unordnungen der alten demokratiſchen Regierungsform mit lebhaften Farben malte, ſtimmten ſie ein, Coſmo von Medici, den letzten männlichen Erben dieſes berühmten Hauſes, einen Jüngling von 18 Jahren, zum Oberhaupt des Staats zu erklären. Inzwiſchen hatte der Mörder Alexanders eine Freiſtatt gefunden. Philipp Strozzi und andere Mißvergnügte vereinigten ſich mit ihm, wiegelten Andere auf, brachten Mannſchaft zuſammen, und drangen mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen ins florentiniſche Gebiet ein, um die Demokratie Toscana's wieder herzuſtellen, ſich ſelbſt aber zu den Häuptern derſelben zu machen. Die Perſonen aber, welche Coſmo erwählt hatten, beſaßen Mittel, ſeine Regierung zu befeſtigen, und Klugheit genug, ſie vortheilhaft anzuwenden. Schleunig warben ſie Truppen, wandten alles an, die angeſehenſten Bürger zu gewinnen, dem Volke die Regierung des jungen Fürſten angenehm zu machen, und bewarben ſich vor allem um den Schutz des Kaiſers Carl V. Da ihr Intereſſe auch das Intereſſe Carls war, ſo erreichten ſie glücklich ihren Zweck. Die Truppen der Verbündeten wurden bei Nacht überfallen, die vornehmſten Anführer gefangen, und jetzt war Coſmo's Herrſchaft vollkommen befeſtigt. Strozzi, um der Todesſtrafe zu entgehen, entleibte ſich im Gefängniß, Andere wurden hingerichtet. Man beſchuldigt ihn der Grauſamkeit und

des Argwohns, auch iſt wohl manche grauſame Handlung von ihm bekannt und das Inquiſitionsgericht gegen Friedensſtörer und Rebellen verrufen; gewiß iſt aber auch, daß er milder regierte, ſobald er ſeine Herrſchaft geſichert ſah. Handel und Fabriken kamen unter ſeiner Regierung in ſchönſten Flor, die Wohlhabenheit des Landes nahm zu, er führte gute Vertheidigungsanſtalten zu See und Land aus, erweiterte das Gebiet des Staats durch das Fürſtenthum Piombino, welches ihm Carl V. um 200,000 Thaler abtrat, und ließ ſich von Spanien mit der Republik Siena belehnen. Um die toscaniſchen Küſten gegen die türkiſchen Corſaren zu ſichern, errichtete er 1561 den Orden des heil. Stephanus. Für Wiſſenſchaft und Kunſt war er nicht minder thätig; er iſt der Stifter der Akademie von Piſa. Papſt Pius V. ernannte ihn 1569 zum Großherzog von Toscana und ſandte ihm eine goldene Krone zu. So beginnt mit ihm als Cosmus I., die Reihe der Großherzoge von Toscana, welche ſich nach faſt zwei Jahrhunderten auf dem Kaiſerthrone Deutſchlands ſahen. In dieſer Reihe finden wir noch einen Cosmus II. und III.; ſ. Medici. Cosmo I. ſtarb 1574. dd.

Coſſé (Charles de), bekannter unter dem Namen „Marſchall von Briſſac,“ war der Sohn des René de Coſſé, Herrn von Briſſac in Anjou, Oberfalkenmeiſters von Frankreich, von Charlotte de Gouffier. Er diente mit vielem Glück in den neapolitaniſchen und piemonteſiſchen Kriegen und zeichnete ſich vorzüglich aus bei dem Siege von Perpignan (1541), dem er als Oberſter der franzöſiſchen Infanterie beiwohnte, und wo er mit einem Pikenſchlage verwundet wurde. Der Dauphin Heinrich von Frankreich rief voll Bewunderung ſeines Muthes: „wäre ich nicht der Dauphin von Frankreich, ſo möchte ich Briſſac ſeyn!“ Als nachheriger General der leichten franzöſiſchen Cavallerie ſtand er ſeinem Poſten mit ſolcher Auszeichnung vor, daß die erſten Edelleute des Reichs und ſelbſt die Prinzen in ſeiner Schule ſich für den Krieg bildeten. Als Kaiſer Carl V. 1543 Landrecy belagern wollte, warf Briſſac ihn drei Mal zurück und vereinigte ſich, trotz des übermächtigen Feindes, mit Franz I., der mit ſeiner Armee bei Vitry ſtand. Der Monarch ſchloß ihn in ſeine Arme, ließ ihn aus ſeinem eigenen Pokale trinken und machte ihn zum Ritter ſeines Ordens. Nach mehreren andern großen Thaten, wofür er durch die Würde eines Großmeiſters der Artillerie von Frankreich belohnt worden war, ſandte ihn Heinrich II. als Botſchafter an den Kaiſer, um den Frieden zu unterhandeln. Hier bewies er ſich als einen guten Politiker, und erwarb ſich dadurch das Gouvernement von Piemont und den Marſchallſtab von Frankreich (1550). Bei ſeiner Ankunft in Turin ſtellte er die militäriſche Diſciplin wieder her, rottete die eingeſchlichenen Mißbräuche aus, und lehrte die Soldaten Subordination. Er unterſtützte die Fürſten von Parma und la Mirandola gegen die feindlichen Generale, Ferdinand von Gonzaga und den Herzog von Alba, und ſchlug dieſe bei mehreren Gelegenheiten, ohne jemals ſelbſt im Nachtheil geweſen zu ſeyn. Als Gouverneur der Picardie ging er nach Frankreich zurück und leiſtete dieſer Provinz die wichtigſten Dienſte; wie er denn auch an der Wegnahme von Havre-de-grace (1562) und an dem guten Ausgang des Kampfs bei Chalons gegen die Calviniſten vielen Antheil hatte. Briſſac war klein und äußerſt fein und zart gebaut, die Damen nannten ihn nur „den ſchönen Briſſac.“ Man ſagt, daß die Herzogin von Valentinois ihm ihre beſondere Gunſt geſchenkt, und daß Heinrich II. ihn bloß aus Eiferſucht zum Lieutenant-General in Italien ernannt habe. Man erzählt ſich eine Menge Züge zu ſeinem Lobe, und wir heben einige aus, da ſie, außer dem Werthe der Unterhaltung, am

beſten den Mann bezeichnen. Franz, Herzog von Guiſe, welcher den Herrn von Frankreich ſpielte, ließ es dem Briſſac in Piemont an allem fehlen. Der Marſchall beklagte ſich darüber ohne Hehl und mit Feſtigkeit in einem Briefe an den König, welcher unvorſichtig genug war, ihn ſeinem Liebling zu zeigen. Dieſer ſandte auf der Stelle einen ſeiner Vertrauten in das Lager zum Marſchall, um denſelben zu dem Vorgeben zu vermögen, daß er einen von ſeinen Secretären entworfenen Brief, ohne ihn zu leſen, unterzeichnet habe. Der Abgeſandte erſchöpfte alle Möglichkeiten, um den Marſchall zu bewegen; doch unerſchütterlich war die feſte Geradheit des großen Mannes: „Mein Freund," ſprach er, „ich kenne am Hofe nur einen Protector, der iſt der König; es bedurfte keiner ſo weiten Reiſe, um mir einen ſolchen Vorſchlag zu thun. Ich habe meinen Brief wohl geleſen, bevor er abgegangen iſt; auch erinnere ich mich ſeines Inhalts noch recht gut, und genehmige ihn heute noch." Dem Lieutenant von einer funfzig Mann ſtarken Compagnie verſagte er einſt die Erlaubniß, den Winter in der Provinz zuzubringen. Der Offizier reiſ'te ohne Urlaub und ward dafür von Briſſac für unfähig zu dienen, und des Adels für verluſtig erklärt. Dies geſchah in Piemont. Einige Damen am Hofe, die dies Urtel zu hart fanden, drangen in den König, es zu caſſiren. Der König wandte ſich bittend an den Marſchall, dieſer aber antwortete ihm ganz kurz: „Sire! Ihnen geſchah die Beleidigung, Sie können ſie alſo auch verzeihen. Wenn Eure Majeſtät dieſe Verletzung Ihres Dienſtes gut heißen will, ſo kann ich nichts dagegen haben." Doch alle Klugheit des Marſchalls konnte bei der ſchwachen und im Grunde verdorbenen Regierung nicht verhüten, daß der Beſtrafte in Amt und Würden wieder eingeſetzt wurde. Briſſac wußte zu beſtrafen, aber auch zu belohnen. Von beiden gab er bei einer außerordentlichen Gelegenheit ein großes Beiſpiel. Als er bei der Belagerung von Vignol am Montferrat ſich in Schlachtordnung geſtellt hatte, um Sturm zu laufen, zieht ein junger Menſch, Baſtard aus dem Hauſe Roißy, den Degen, ehe noch das Zeichen zum Losbrechen gegeben iſt, ſtürzt ſich auf die Breſche, wirft alles vor ſich her nieder, indem er die Spanier durch ſo viel Kühnheit in ſtaunende Beſtürzung ſetzt, und entſcheidet die Einnahme des Platzes. Dieſer Heldenmuth konnte jedoch nicht verhindern, daß man Kriegsrecht über ihn hielt und ihn einſtimmig zum Tode verurtheilte. Da ſprach der Marſchall Briſſac zu dem kühnen Jüngling: „Mein Freund, das Geſetz hat dein Betragen gerichtet; ich will gütig ſeyn, aus Rückſicht auf die Triebfeder. Ich ſpreche dich los, und um die Unerſchrockenheit, die du gezeigt haſt, zu ehren, gebe ich dir dieſe goldene Kette; trage ſie als Zeichen meiner Liebe. Mein Stallmeiſter wird dir ein Pferd und Waffen geben; denn du ſollſt ſtets an meiner Seite fechten." Als die ſiegreiche Armee von Piemont unter Briſſac reducirt wurde, traten die darüber aufgebrachten Soldaten in der erſten Aufwallung vor Briſſac mit der Frage: „wo finden wir nun Brot, General?" Bei mir, meine Kinder, ſo viel als es dort geben wird!" antwortete er. Da kamen aber auch Handelsleute, welche, auf Briſſacs Wort, der Armee bedeutende Vorſchüſſe gemacht hatten und baten ihn dringend, auch für ſie zu ſorgen. Sogleich gab er zu ihrer Unterſtützung alles her, was er eben ſelbſt hatte und begab ſich mit ihnen an den Hof, um ihre gerechten Anſprüche für ſie geltend zu machen. Als aber die Guiſen, welche damals die Allmächtigen in Frankreich waren, es nur bei einer ſehr unfruchtbaren Theilnahme am Schickſale der Armen bewenden ließen, wandte Briſſac ſich an ſeine Gemahlin; „Sehen Sie hier, Madame, Leute,

welche ihr Glück auf meine Zuſicherungen gebaut haben; der Miniſter bezahlt ſie nicht und ſo ſind die Unglücklichen verloren. Wie, wenn wir nun die Vermählung unſerer Tochter, die wir jetzt vorhaben, bis auf ein ander Mal verſchöben, und die beſtimmte Mitgift zur Rettung dieſer Menſchen verwendeten?" Die Marſchallin war nicht weniger großmüthig und hochgeſinnt, als ihr Gemahl. Mit ihrer Einwilligung nahm er die Mitgift ſeiner Tochter, lieh noch einige Summen dazu, und bezahlte den Kaufleuten die eine Hälfte baar, indem er ihnen für die andere hinlängliche Sicherheit gab. Bewundert als Held ſeiner Zeit, verehrt als edler Menſch ſtarb Briſſac am 31ſten December 1563 zu Paris.

Coſter (Johann Lorenz), von Harlem, war der Abkömmling der alten Grafen von Holland durch ein natürliches Kind. Sein Name glänzt in den Jahrbüchern der Buchdruckerei, deren Erfindung die Holländer ihm zuſchreiben. Doch gründet dieſe Behauptung ſich eben nicht auf die ſicherſten Stützen, und es waren, nach der erſten Anwendung dieſer Kunſt zu Mainz, bereits 130 Jahre verfloſſen, als es der Stadt Harlem einfiel, die Erfindung derſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen. Auch vermag ſie den bekannten und gewiſſen Thatſachen, den ſprechenden unzweideutigen Beweiſen, welche dieſe Ehre der Stadt Mainz verſichern, nichts, als dunkle Sagen, Erzählungen alter Leute, Geſchichtchen und Muthmaßungen, ja nicht eine einzige typographiſche Urkunde, die ſich als Coſters Eigenthum beweiſen ließ, entgegenzuſetzen. Alles, was man Harlem zugeſtehen kann, iſt, daß ſie eine der erſten Städte war, wo die Holzſchneidekunſt ausgeübt worden iſt, durch welche man auf die Idee kam, Bücher in Holzplatten zu ſchneiden und abzudrucken, bis man bewegliche Lettern aus Holz und endlich aus Metall gegoſſen erfand. Doch iſt es noch unbewieſen, daß dieſe Idee zuerſt in Harlem empfangen und ausgeführt worden ſey, vielmehr iſt es ganz außer Zweifel geſetzt, daß Guttenberg gleich anfangs in Straßburg und ſodann in Mainz mit beweglichen hölzernen Lettern gedruckt hat, und daß die gegoſſenen zu Mainz von Schöffer erfunden worden ſind. Der gelehrte Meermann, Rath und Penſionär von Rotterdam, warf ſich jedoch im Eifer für den Ruhm ſeines Vaterlandes zum Vertheidiger jener Behauptung auf: er that dies in einer Schrift (Origines typographicae, Haag, 1765, 2 Bde. in 4.) mit eben ſo viel Scharfſinn als Gelehrſamkeit, und man kann wohl ſagen, daß eine ſchlechte Sache nie beſſer vertheidigt worden iſt. Auf dem Stadthauſe zu Harlem ſteht Coſters Statue in Seide gehüllt, und in einem ſilbernen Kiſtchen verwahrt man den Speculum salutis, deſſen Druck ihm die Holländer zuſchreiben. Ueber der Thüre des Hauſes, das er bewohnt hat, ſind vier lateiniſche Verſe von Schrevelius eingehauen, deren zwei letzte nicht weniger ſagen wollen, als daß die Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Coſter ſo ſicher ſey, als das Daſeyn Gottes. Sie heißen nämlich:

Extulit hic, monstrante Deo, Laurentius artem;
Dissimulare virum hunc, dissimulare Deum est!

Coſter ſtarb um das Jahr 1440.

Coſtnitz, (eigentlich Conſtanz) Hauptſtadt im Seekreis des Großherzogthums Baden, am Bodenſee gelegen, wo der Rhein aus demſelben in den Unterſee fließt, bisher die Hauptſtadt des Bisthums Conſtanz, mit 809 Häuſern und 4500 Einwohnern. Die Stadt war im mittlern Zeitalter ſehr volkreich und ihre Gewerbe ſtanden in der ſchönſten Blüthe. Aber ſeit dem im Jahre 1549 erfolgten Verluſt ihrer reichsſtädtiſchen Selbſtſtändigkeit ſank ihr Wohlſtand, ſo wie ihre Bevölkerung immer

tiefer. Sie iſt beſonders berühmt wegen der merkwürdigen Kirchenverſammlung, welche daſelbſt vom 4. Nov. 1414 bis zum 22. April 1418 gehalten wurde. Der Kaiſer, der Papſt, 26 Fürſten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbiſchöfe, 92 Biſchöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Prieſter erſchienen auf dieſer Verſammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchenſachen die Veranlaſſung gaben. 72 Jahre hindurch, von 1305 bis 1377 hatten die Päpſte in Avignon ihre Reſidenz gehabt, als endlich Gregor XI. ſie 1378 wieder nach Rom verlegte, aber gleich darauf ſtarb. Da nun die italiäniſchen und franzöſiſchen Cardinäle ſich über den zu wählenden Papſt nicht vereinigen konnten, ſo wählte jede Partei einen eignen, ſo daß durch dieſe Wahl zweier Päpſte vierzig Jahre lang ein Schisma entſtand; ja, als Kaiſer Sigmund 1411 den Kaiſerthron beſtieg, gab es ſogar drei Päpſte, welche einander wechſelsweiſe in den Bann thaten. Um dieſen Unordnungen und der Verbreitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reiſ'te Kaiſer Siegmund in Perſon nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief (wie Kaiſer Maximilian I. im Scherze zu ſagen pflegte, als des römiſchen Reichs Büttel) eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammen. Auf dieſer wurden Wiclefs und Huſſens angebliche Ketzereien verdammt, und dieſer, des ihm gegebenen kaiſerlichen ſichern Geleites ungeachtet, am 6. Juli 1415, ſein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30. Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nachdem man durch dieſe doppelte Hinrichtung der Verbreitung der Ketzereien hinlänglich vorgebaut zu haben glaubte, ſchritt man zur Abſetzung der drei Päpſte, Johanns XXII. (oder auch XXIII.) Gregors XII. und Benedicts XIII. Johann, der ſelbſt auf dem Concilio gegenwärtig war, mußte in ſeine Abſetzung willigen. Zwar entfloh er in Soldatenkleidern, mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oeſterreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil ſeiner Lande verlor; allein endlich unterwarf ſich Friedrich, lieferte Johann ſelbſt an das Concilium und ins Gefängniß, und dieſer ließ ſich endlich mit der bloßen Cardinalswürde begnügen. Eben dies that Gregor XII., der jedoch ſelbſt reſignirte. Benedict XIII. behielt zwar noch einige Zeit in Spanien den päpſtlichen Titel, wurde aber nicht geachtet. Dagegen wurde Martin V. als rechtmäßiger Papſt gewählt. Siegmund glaubte nun eine gänzliche Verbeſſerung der kirchlichen Angelegenheiten bewirken zu können; allein da der neue Papſt wider des Kaiſers Willen ſich nach Italien begab, ging die ganze Kirchenverſammlung aus einander, ohne daß der Zweck derſelben erreicht worden war. Dies geſchah erſt im Jahr 1431 auf dem Concilium zu Baſel, auf welchem man den Papſt den Ausſprüchen eines Conciliums unterwarf, und Huſſens Anhängern den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt erlaubte.

Coſtume, das bei einzelnen Perſonen oder ganzen Gemeinheiten, Nationen und Zeitaltern in Sitten, Gebräuchen, Lebensart Uebliche. Die Kenntniß und Beobachtung deſſelben iſt ein wichtiger Punkt für bildende Künſtler und Schauſpieler. Man macht an den bildenden Künſtler mit Recht die Anfoderung, daß er bei Darſtellung von Perſonen aus verſchiedenen Völkerſchaften das Eigenthümliche derſelben in der ganzen körperlichen Beſchaffenheit, der National-Phyſiognomie, Geſichtsfarbe u. ſ. w. richtig beobachte; damit aber jener Eindruck bei dem Kundigen nicht geſtört werde, ſoll er auch alle Nebenbezeichnungen, der Kleidung, des Schmuckes, der Wohnungen, Geräthſchaften, Waffen

u. ſ. w., der Nation und Zeit gemäß darſtellen. Ebenſowenig als er in einer Scene, die in Rußland vorgeht, Palmen und Tiger in die Umgebung bringen darf, ſoll er den Amerikanern Turbans, den Römern, die Carthago belagern, Kanonen geben, und die Morgenländer am Tiſch ſitzend mit Meſſer und Gabel ſpeiſen laſſen. Daß die älteren und ſelbſt die berühmteſten Maler der neu-europäiſchen Schulen ſich öftere Verletzungen des Coſtums haben zu Schulden kommen laſſen, iſt nicht zu läugnen; nirgends aber ſind dieſe Verletzungen größer geweſen als auf der Bühne. Griechiſche, türkiſche und peruaniſche Prinzeſſinnen traten da auf in einem langen goldgeſtikten Sammet-Mantel, Merope und Cleopatra mußten ſich in einen Reifrock ſtecken, Medea und Phädra franzöſiſch coëffiren laſſen, ſelbſt Bäuerinnen ſteckten in Wallfiſchrippen, und ein Held kam eben aus der Schlacht in einem Steifrock, an dem kein Fältchen in Unordnung gekommen war. Von Lecain und Mademoiſelle Clairon ſagt man, daß ſie zuerſt, vom Comte de Lauragais unterſtützt (der auf Theaterveränderungen allein 20,000 Livres wandte), das Coſtume auf der Bühne eingeführt hätten; allein ihre Reform machte eigentlich nur erſt einen kleinen Anfang. Bloß das Allergröbſte ſchafften ſie bei Seite, führten für Scythen und Sarmaten das Tigerfell, für Aſiaten türkiſche Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, ſo ſtand es um die übrige Decoration der Bühne, und noch iſt es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Palaſt mit corinthiſchen Säulen hervortrat in einen Garten, in welchem eine ganze amerikaniſche Flora blühte; oder ſie ſaß auf einem Thron, den ein Baldachin à la polonaise überwölbte, die ſie umgebenden Perſonen trugen türkiſche Kleidungen, und ein Stallmeiſter aus den Zeiten der Chevalerie reichte ihr die Hand. In Deutſchland ging es um nichts beſſer. Vor noch nicht gar zu langer Zeit konnte man auch hier die Begleiter des Theſeus mit Allongeperücken und römiſche Soldaten in der Clemenza di Tito mit ſteifen Stiefeln und noch ſteiferen Zöpfen aufmarſchiren ſehen. Indeß haben doch die Deutſchen zuerſt dieſen Uebelſtand beſeitigt, und einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in dieſer Hinſicht Madame Hendel-Schütz gehabt; dieſe Künſtlerin, die ſich auch durch ein tiefes Studium des Coſtume auszeichnet, wie die ins kleinſte Detail eingehende Richtigkeit ihrer Draperie beweiſ't. Sie war es, die es, zuerſt mit zweifelhaftem Erfolg — denn woran gewöhnten wir uns nicht! — dann aber mit ungetheiltem Beifall belohnt, wagte, in Darſtellung der Ariadne den franzöſiſchen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauſchen, und ſomit das Signal zu einer durchgängig genaueren Beobachtung des Coſtume gab. Welche erfreuliche Fortſchritte ſeit jener Zeit gemacht worden ſind, liegt am Tage; wenigſtens iſt überall ein Streben ſichtbar, der Wahrheit möglichſt nahe zu kommen. In Frankreich iſt man ebenfalls nicht zurückgeblieben, und Talma iſt es, der das Coſtume der pariſer Bühne reformirt hat. Was Talma in dieſer Hinſicht für die Bühne, das hat David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß ſeiner Schule eine genaue Beobachtung des Coſtume nachrühmen. Eine der Unterſuchung würdige Frage wäre: Wie weit man hier die Wahrheit der Schönheit aufopfern dürfte? Ueber das Coſtume haben wir übrigens einige Werke, aber noch kein ganz gutes, erhalten. Dandré Bardon hat ſich nicht an die echten Quellen gehalten; der Traité des costumes von Lens iſt ein allzuſchwacher Verſuch, und Martini's Anmerkungen haben ihn nur um wenig beſſer gemacht. Spalarts Verſuch über

das Coſtume der vorzüglichſten Völker des Alterthums, des mittleren Alters und der neueren Zeiten (herausg. von Ign. Albrecht. Wien 3 Bde. 1796 bis 1799) iſt beſſer, aber auch nicht fehlerfrei; am nützlichſten ſind noch die Recueils des costumes antiques von Rocheggiani und Willemin, aber nicht das Ganze umfaſſend. Es bleibt demnach dem Künſtler nichts übrig, als ſich an die Quellen unmittelbar zu wenden. In Hinſicht auf das Coſtume der Alten ſind es die archäologiſchen Kupferwerke, in Hinſicht des neueren Coſtume Betrachtung der Gemälde aus verſchiedenen Zeiten, Grabſteine, Trachtenbücher, in Hinſicht des Ausländiſchen aber Reiſebeſchreibungen, die ihm zur Erreichung ſeines Zwecks helfen werden. Geſchichte, Alterthümer und Erdbeſchreibung ſind ihm unentbehrliche Hülfskenntniſſe. Für die neuere Zeit und das Ausländiſche hat man die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von St. Sauveur, und ſeit unſere Dichter mehr als einen dramatiſchen Meridian um die Erde gezogen haben, einige Theatercoſtums; die Costumes et Annales des grands théâtres de Paris und die Theatercoſtums des berliner Nationaltheaters. dd.

Cottbus, die Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes, liegt an der Spree, zählt ungefähr 4500 Einwohner, welche theils deutſche und wendiſche Lutheraner, theils Reformirte ſind. Die wendiſche Gemeinde iſt die ſtärkſte. Die vornehmſten Nahrungszweige ſind Material- und Tuchhandel, das Leinenweben und Bierbrauen. Letzteres iſt ſo beträchtlich, daß die Stadt durch einen Aufſchlag von einem Pfennig auf jedes Quart Bier die während des ſiebenjährigen Kriegs gemachten anſehnlichen Schulden in neunzehn Jahren hat tilgen können. Noch verdient eine Erwähnung das hieſige Gymnaſium und das Coloniegericht für die hier anſäſſigen ehemaligen Pfälzer und Wallonen. — Der Cottbuſſer Kreis hat 20 Q. M. größtentheils ſandigen Bodens, viel Wald, gute Fiſchereien, Viehzucht und gegen 30,000 Einwohner, unter denen viel Wenden ſind. Er iſt ganz von der Lauſitz eingeſchloſſen, gehört aber zur Neumark, wurde im tilſiter Frieden von dem König von Preußen an Sachſen abgetreten, 1813 aber wieder in Beſitz genommen.

Cothurn, eine Art hochgeſchnürter Schuhe, dergleichen Diana und ihre Jagdnymphen hatten, und noch jetzt von Jägern in Italien getragen werden: alſo Jagdſchuhe. Galenus und Pollux beſchreiben ſie als hohe Schuhe, bis zur Mitte des Beins reichend, und mit durchgezogenen Riemen feſt umſchnürt, um in rauhen Gebirgen bequem laufen und ſpringen zu können. Diana hatte gewöhnlich purpurne Riemen. Auch die tragiſchen Schauſpieler trugen dergleichen, vielleicht zuerſt als Erinnerung an die bacchiſchen Züge, dann — und dies bewirkte Aeſchylus — um den Schauſpieler dadurch zur Heldengröße zu erheben. Er war von dem Jagdcothurn dadurch unterſchieden, daß er eine hohe Korkſohle hatte. Tertullian ertheilt ihm ein beſonderes Lob: „Die Tragödienſpieler erhub der Teufel auf den Cothurn; weil Niemand ſeiner Länge eine Elle zuſetzen kann, ſo will er das Chriſtenthum zum Lügner machen.“ Bisweilen bezeichnet der Ausdruck Cothurn die Tragödie ſelbſt, auf dem erhabenen Cothurn einherſchreiten, bedeutet: eine Tragödie darſtellen. In gleichem Sinn bezeichnet der niedere Soccus öfters die Komödie, denn der Soccus war eine Art Schuhe, die bei den Römern die Weiber trugen, dann aber auch Tracht der Schauſpieler im Luſtſpiel. dd.

Cotin (Charles), Almoſenier des Königs und Canonicus von Bayeux (im Dep. Calvados), Dichter und Prediger zu Paris, wo er 1682 ſtarb. Er war die ſtete Zielſcheibe des Witzes in den Satiren

Boileau's und in den Luſtſpielen Moliere's. In der Comödie „die gelehrten Frauen" figurirt er unter dem Namen Triſſotin. Im Jahre 1655 ward er in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. Das Sonnet von der Prinzeſſin Urania, welches Moliere in ſeiner Komödie anbringt, war in der That vom Abbé Cotin; er hatte es für Frau von Nemours gefertigt, und eben ſeine Verſe bei der Dame geendigt, als Menage eintrat und ſein Sonnet gewaltig durchzog: darüber ſagten ſich denn die beiden Poeten ungefähr dieſelben Artigkeiten, welche Moliere dem Triſſotin und Vadius (welcher den Menage vorſtellen ſollte) in den Mund legt. Cotin ſoll ſich Boileau's und Moliere's Rache dadurch zugezogen haben, daß er dem erſten mit Bitterkeit und Härte den Rath gegeben, ſeine Talente einer andern Dichtart als der Satire zu widmen, und daß er dem letztern damit einen Poſſen ſpielen wollen, daß er dem Herzoge von Montanſier hinterbracht habe, Moliere habe ihn in ſeinem Miſanthropen lächerlich machen wollen. Auch ſagt man, daß ein unglücklicher Reim dem Abbé Cotin viel Spott und Stichelei zugezogen habe. Molière nämlich habe dem Furetère die Satire auf das Gaſtmahl recitirt und auf den Vers

Si l'on n'est plus à l'aise assis dans un festin

in der zweiten Hälfte des folgenden

Qu'aux sermons de Cassaigue . . . .

den Reim nicht finden können; „Ei" habe Furetière gerufen, „da ſind Sie ſehr verlegen, ſetzen Sie doch „l'Abbé Cotin," " und der Satiriker ſey dem ſchelmiſchen Rath gefolgt. Perault rühmt in ſeiner Parallele der Alten und Neuern Cotin als Prediger, dagegen Boileau einſt einem jungen Geiſtlichen den Rath gab, Bourdaloue und Cotin zu hören, „denn," ſprach der Satiriker, „von Jenem werden Sie lernen, wie Sie es machen, von dem Letztern, wie Sie es nicht machen müſſen." Doch nicht Alle dachten ſo. Cotin war mit ſeinen Pächtern in einen Prozeß verwickelt. Die Ränke und Spitzfindigkeiten der Sachwalter, und die Verlegenheiten, die über die Verwaltung ſeines Landguts entſtanden, verleideten ihm das Ganze in dem Grade, daß er beſchloß, ſein Gut einem ſeiner Verwandten zu überlaſſen und nur lebenslänglichen Unterhalt ſich zu bedingen; die übrigen Herren Vettern wollten ihm aber einen Curator beſtellt wiſſen, als einem Menſchen, deſſen Verſtand gelitten habe. Da lud Cotin ſeine Richter ein, einige ſeiner Reden zu hören und dieſe wurden von ſeinem Vortrage ſo ergriffen und über die Verleumdungen ſeiner Verwandten ſo entrüſtet, daß ſie dieſe in die Koſten und zu einer Geldbuße verurtheilten. Dies beweiſ't, daß Cotin nicht ohne Verdienſt war. Er hatte dabei ſchöne Kenntniſſe, verſtand das Griechiſche und auch etwas hebräiſch und ſyriſch; ſeine Predigten trugen ein edles Gepräge, ſeine Proſa war nicht übel und ſeine Verſe zuweilen geiſtvoll und gerundet. Jedermann erinnert ſich immer mit Vergnügen folgender:

Iris se rendit à ma foi;
Qu'eût-elle fait pour sa défense?
Nous n'étions que nous trois, elle, l'amour et moi;
Et l'amour fut d'intelligence.

Der Präſident von Lamoignon wollte ein Libell, welches Cotin gegen Boileau ausgegeben hatte, nicht leſen, indem er lachend behauptete, daß der letztere es ſelbſt geſchrieben haben werde, um ſeinen Gegner lächerlich zu machen. Man hat mehrere poetiſche und proſaiſche Schriften von ihm.

Cotin oder Cottin (Sophie Riſteau), geb. zu Tonneins im

Departement de Loire und Garonne, geſt. zu Paris den 25. Auguſt 1807 ungefähr 55 Jahre alt, iſt die Verfaſſerin mehrerer Romane, die ſowohl in Anſehung des Styls, als beſonders wegen des hohen Intereſſes, das ſie einflößen, eine rühmliche Erwähnung verdienen. Clara von Alben, Malwina, Amalie Mannsfield, Mathilde und Eliſabeth oder die Verbannten in Sibirien ſind die Werke, worin die ſchöne Seele der Verfaſſerin, ihre Begeiſterung für die Tugend und ihr gebildeter Geiſt ſich ausſprechen. In Deutſchland hat man dieſe Dichtungen in Ueberſetzungen mit Beifall geleſen, ohne die Verfaſſerin gekannt zu haben.

Coucy (Renaud, Caſtellan von), war der Held einer tragiſchen Begebenheit, welche die alten Romanendichter (Romanciers) und die Poeten ſehr beſchäftigt hat; auch war er Verfaſſer mehrerer Gedichte. Man hält ihn für den Neffen oder doch für einen Verwandten des Raoul, Herrn von Coucy, mit welchem er auch verwechſelt worden iſt. Eine in franzöſiſchen Verſen abgefaßte Handſchrift auf der königlichen Bibliothek zu Paris, betitelt: Roman des Caſtellan von Coucy und der Dame von Faïel, geſchrieben um das Jahr 1228, und eine Chronik über den nämlichen Stoff von Fouchet, geſchrieben um das Jahr 1380, überliefern uns eine Geſchichte der zärtlichſten Liebe und der empörendſten Grauſamkeit, von der wir hier einen Auszug geben wollen. Renaud, Caſtellan von Coucy, ward gerührt von den Reizen der Gemahlin Auberts de Faïel, Gabriele de Vergy. Das Schloß Faïel lag nicht weit entfernt von Coucy, und beide in der Nähe der Stadt Saint-Quentin. Renaud warf ſich mit dem Geſtändniſſe ſeiner Leidenſchaft zu Gabrielens Füßen; ſie wies ihn zurück, aber — nicht für immer. Die Liebenden ſahen ſich mehrere Male ins geheim. So entſtanden, unter den zahlloſen Zärtlichkeiten der feurigſten Liebe und den unaufhörlichen Beſorgniſſen, welche des Gemahls Eiferſucht gebar, Renauds Lieder, von denen uns eine Sammlung aufbehalten iſt, Ausdrücke der glühendſten Leidenſchaft. Die Verpflichtung, zum Kreuzzug ſich zu ſtellen, unterbrach das ſtille Glück der Liebenden. „O Himmel!“ ruft er aus in einem ſeiner letzten Gedichte vor der Abreiſe, „o Liebe! ich darf nun nicht mehr ſchwanken, fort, fort muß ich von hier! Kein Aufſchub iſt mehr möglich! Bleiben würde mich nur erniedrigen, Vorwürfe würden mich verfolgen, der Adel ihrer Seele, die ich anbete, müßte mir die Bitte um meine Rückkehr verſagen, ſie könnte in nichts willigen, was die Ehre ihren Freundes verletzen würde!“ Ein ander Mal ſeufzte er: „Keine Turteltaube, die ihren Tauber verloren, kann je troſtloſer geweſen ſeyn! unſre Thränen fließen, wenn wir das Vaterland und die Fluren verlaſſen ſollen, die unſere Wiege trugen: man beweint den Abſchied von theuern Freunden, aber nichts übertrifft den Schmerz, wenn zwei zärtliche Seelen ſcheiden!“ Renaud reiſ'te ab und ſchiffte ſich zu Marſeille mit Englands Richard ein. Bei ſeiner Ankunft in Paläſtina war Acre ſchon in der Gläubigen Beſitz. Mit Richard ſchlug er an dem glänzenden Tage bei Cäſarea und ſiegte mit ihm bei Aſcalon. Aber bei der Vertheidigung eines Schloſſes, wo der König ſein Quartier genommen hatte, traf ihn ein vergifteter Pfeil. Alle Mühe iſt vergebens, alle Kunſt der Aerzte ſcheitert, die Wunde ſcheint unheilbar. Da bittet Renaud, ermattet von den Leiden und der Sehnſucht um die Rückkehr in ſein Vaterland. Sie wird gewährt, und bald iſt er auf dem Wege der Heimath. Doch ſchon nach einigen Tagen fühlt er die Nähe des winkenden Todesengels; da ruft er ſeinen treuen Knappen an das Lager, und reicht ihm eine ſilberne Kapſel mit den Geſchenken ſeiner Herrin; „nimm,“ ſprach er

mit bebender Stimme zu ihm, „nimm, und verwahr es wohl; nach meinem letzten Seufzer ſchließe mein Herz hinein und bring' dies alles der Dame von Faïel.“ Noch fügt er einen Brief hinzu, nur mit der letzten Anſtrengung vermag er, ihn zu unterzeichnen. Seine Auge bricht, er hat vollendet, und der treue Diener eilt nach dem Schloſſe von Faïel. Er kommt dort an, doch das Unglück führt ihn in die Hände des Herrn vom Schloſſe, und Argwohn trifft das Herz deſſelben. Er läßt ihn ſtreng durchſuchen und findet bei ihm die letzte Gabe, die letzten Ausdrücke einer unauslöſchlichen Zärtlichkeit. Entbrannt von Wuth, ſinnt er nur auf die fürchterlichſte Rache. „Nimm dieſes Herz,“ ſpricht er zu ſeinem Koch, „bereit' es zu und ſetz' es auf die Tafel meiner Frau!“ Es geſchieht, und Gabriele — ißt davon. „Haben Sie es gut gefunden, dieſes Fleiſch?“ fragt der Gemahl. „O vortrefflich!“ rühmt die Arme. „Das glaub' ich gern,“ erwiederte er, „es muß auch ein köſtliches Gericht für Sie ſeyn, denn — es war das Herz des Caſtellans von Coucy!“ Zur ſchrecklichen Ueberzeugung ſchleudert er ihr den Brief hin, den Renaud ſterbend ihr geſchrieben hatte. Nach dieſer entſetzlichen Mahlzeit wollte die Unglückliche nichts mehr genießen, ſie ſtarb eines freiwilligen Hungertodes. Froiſſard und Chriſtine de Piſan bieten die älteſten Zeugniſſe dar über die Liebe des Caſtellans von Coucy, über ſeinen Tod, über das unglückliche Ende ſeiner Geliebten, Gabriele de Vergy, und die ſchreckliche That ihres Gemahls. Du Belloy hat hinlänglich die Wahrheit dieſer empörenden Geſchichte geprüft, und diejenigen, die ſie in Zweifel ziehen, mögen mit den Sitten des 12. Jahrhunderts nicht bekannt ſeyn. Einige Erzähler des 13. und 14. Jahrhunderts, welche unter veränderten Namen der Perſonen ähnliche Begebenheiten erzählen, wie z. B. von Frau von Rouſſillon und einem provenzaliſchen Dichter, Namens Cabestain, mögen wohl nur Nachahmer jener ältern Geſchichte ſeyn. Die Lieder der Liebe des Caſtellans von Coucy ſind in den: „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy,“ in 12. Paris, 1781 (in der alten Sprache mit beigefügter Ueberſetzung und alter Muſik dazu) geſammelt erſchienen.

Couliſſen. 1. Die Fugen in einem Fenſterrahmen, in denen man das Fenſter oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bisweilen 2. ein ſolches Fenſter oder ſolcher Laden ſelbſt; 3. die Flügel auf der Schaubühne, wodurch die verſchiedenen Veränderungen derſelben hervorgebracht werden. Dieſe gehören auf unſern Bühnen zur Scenerie und dem Maſchinenweſen. Auf den Bühnen der Alten hatte man ſie nicht, und es ſcheint, daß die beiden Seitenwände unverändert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen einfachen Anſtrich von einer nicht ſehr in die Augen fallenden Farbe hatten, die zu jeder Vorſtellung und jeder Veränderung der Scene paßte. Als man im 16. Jahrhundert Schauſpielhäuſer im neuern Europa errichtete, waren dieſe Seitenwände ebenfalls nicht mit beweglichen Maſchinen verſehen. Früherhin, als noch die Myſterien vorgeſtellt wurden, ſaßen an den Seiten in einer eigenen Art von Sitzen die Schauſpieler. So wie daher das Stück anfing, ſahen die Zuſchauer gleich alle ſpielenden Perſonen; ſo oft ein Schauſpieler an die Reihe kam, ſtand er von ſeinem Sitz auf, und ſetzte ſich wieder dahin, wenn ſein Auftritt zu Ende war. In ſpäterer Zeit hatte man eine Art Parket zur Seite der Bühne, worauf ſelbſt Zuſchauer gelaſſen wurden, beſonders die Kunſtrichter und witzigen Köpfe der damaligen Zeit. Dieſe hatten Burſche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen und Tabak reichten; denn ſowohl hier als auf den übrigen Plätzen wurde geraucht. Wo dieſer Uebelſtand nicht herrſchte, war

doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauerſpiels durch ſchwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter bloß durch die Ueberſchrift ihrer Namen an. Nur wenige Hülfsmittel waren da, die Täuſchung der Zuſchauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern: ihre Phantaſie mußte ſich meiſtens Ort und Umſtände hinzudenken, und, wie Shakſpeare ſelbſt ſie einmal dazu auffodert, das Fehlende mit ihren Gedanken ausfüllen. Dem italiäniſchen Architekten Serlio († 1540) verdanken wir ein Hülfsmittel dieſer Art. Er war es, der an den Seiten der Bühne zuerſt Couliſſen ſo aufſtellte, daß ein Raum dazwiſchen blieb, daß man hinter jeder hinweggehen konnte. Hierdurch wurde eine beſſere Beleuchtung möglich, die bis dahin ſehr unvollkommen geweſen war, durch zwei große Kronleuchter, die über die Bühne herabhingen. Jetzt war man in den Stand geſetzt, eine ſolche anzubringen, die ſelbſt nicht ſichtbar war und nur durch ihre Wirkungen geſehen wurde, welche man nach den Umſtänden verſtärken oder ſchwächen konnte. In England wurde dieſe erſt durch Garrik nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich eingeführt. Noch ein wichtigerer Zweck aber wurde durch ſie dadurch erreicht, daß man Decorationen auf ihnen anbringen konnte, welche dienten, Ort und Umſtände der dargeſtellten Handlung auch vor das Auge zu bringen, und mit dieſen Verſinnlichungen, da die Couliſſen bewegliche Maſchinen ſind, ſo oft zu wechſeln, als es die Umſtände erfodern, ſo daß wir durch bloßes Zurückziehen der einen und Vorſchieben der andern uns aus der Straße in das Innere der Wohnungen, von da in Wald, Gebirg, Tempel, Gefängniß u. ſ. w. verſetzt finden. Damit die Täuſchung für die Zuſchauer aber noch mehr befördert werde, müſſen die Couliſſen perſpectiviſch geſtellt ſeyn, und einander decken. Hiezu gewähren breite Couliſſen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Couliſſe ein großer Theil der Vorſtellung perſpectiviſch gemalt werden kann, wodurch ſich das Ganze beſſer zuſammen verbindet. Bisweilen hat man die Couliſſen, damit ſie ſich beſſer decken möchten, nach einer ſchrägen Linie geſtellt; hiedurch aber wird die Bewegung derſelben erſchwert. Von der Malerei auf denſelben ſ. Verzierung, übrigens Schaubühne. dd.

Coupon, ein abgeſchnittenes Stückchen, ein Abſchnitt. Insbeſondere ſind Coupons die den Staatsſchuldbriefen (Staatsobligationen) beigefügten Zinſen- oder Hebungsſcheine, wovon bei jeder Auszahlung einer abgeſchnitten, und der auszahlenden Caſſe zum Belege gegeben werden muß. Der Zweck derſelben iſt, Betrügereien und Unterſchleif zu verhüten, weil, wenn ſie nicht ganz genau an den Schuldbrief paſſen, zu dem ſie gehören, ihre Unechtheit ſogleich offenbar wird. Man pflegt ſie Zinsleiſten zu nennen; weil ſie aber nicht bloß die bezahlten Zinſen, ſondern auch die theilweiſe geſchehene Auszahlung des Capitals beſcheinigen, ſo ſind ſie richtiger Leiſtenſcheine zu nennen.

Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Cour d'appel, Appellationsgerichtshof in der von Napoleon organiſirten und bis jetzt beibehaltenen Staatsadminiſtration Frankreichs. Solcher Gerichtshöfe gibt es nach dem Geſetz vom 27. Ventoſe Jahr VIII. im ganzen Reiche 29. Die Zahl der Mitglieder in denſelben iſt 12 bis 31. Die von 20 bis 30 theilen ſich in 2, die von 31 (zu Rennes und Brüſſel) in 3 Senate. Sie erkennen definitiv in allen Appellationsſachen, welche von den Friedens- und Handelsgerichten an ſie gebracht werden, und führen zugleich die Aufſicht über die untergeordneten Gerichte. Bei jedem Appellationshof iſt ein Präſident, welchen

der Regent auf Lebenszeit ernennt, und nicht aus der Zahl der Richter zu nehmen braucht, ein königlicher Generalprocurator mit einem oder mehreren Subſtituten, und ein Gerichtsſchreiber. Weniger als ſieben verſammelte Richter können kein Urtel abfaſſen. Ueber das Verfahren in Appellationsſachen beſtimmt der Code de procédure civile. Nur im Fall, daß wirkliche Nichtigkeiten begangen ſind, d. h. wenn die Rechtsform nicht genau beobachtet worden, ſteht im bürgerlichen und peinlichen Prozeſſe Zuflucht zu einer höheren Behörde offen. S. Caſſationsgerichtshof. — Cour de justice criminelle, Criminal- oder peinlicher Gerichtshof im jetzigen Frankreich. Ihre Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich auf alle peinlichen Fälle, d. h. hier ſolche, welche nach den Geſetzen eine Leibes- oder entehrende Strafe nach ſich ziehen. Sie beſtehen aus einem Präſidenten und zwei Beiſitzern, welche der König auf Lebenszeit ernennt. Bei jedem iſt ein Generalprocurator oder Subſtitut deſſelben und ein Gerichtsſchreiber angeſtellt. Gegen ihre Entſcheidungen findet keine Appellation Statt. Ueber das Verfahren derſelben ſ. peinliches Verfahren; übrigens aber auch Sicherheitsbeamte und Specialgerichtshöfe. dd.

Courant heißt theils Silbergeld oder Münze im Gegenſatze des Goldes, theils wirkliches geprägtes Geld im Gegenſatze der Bankzettel oder des Bankgeldes. Die größern Münzarten nennt man Grobcourant zum Unterſchiede von der ſogenannten Scheidemünze.

Cours, der laufende Geldpreis. Wechſelcours heißt bei den Wechſelhändlern (Banquiers) der ſteigende und fallende Preis der Wechſel auf auswärtige Handelsplätze. Die Veränderungen deſſelben ſind aus den Courszetteln zu erſehen, welche auf allen bedeutenden Handelsplätzen wöchentlich von den verpflichteten Wechſelſenſalen auf der Börſe angefertigt werden. Man findet gewöhnlich darüber die Worte Briefe und Geld. Jenes „Briefe" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Courſe Wechſel oder Papier, wie es genannt wird, anbietet für Geld; dieſes „Geld" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Preiſe Geld für Wechſel oder Papiere anbietet.

Court, ein Gerichtshof. Von den in Zeitungen und Schriften über England vorkommenden, mit dieſem Worte zuſammengeſetzten Begriffen führen wir hier einige der vornehmſten auf. Court of record bezeichnet ein Gericht, welches das Vorrecht hat, die verhandelten Sachen zum ewigen Andenken und Zeugniß in Pergamentrollen einzutragen. Dieſen Unterſchied ſtiftete Wilhelm der Eroberer, der die geiſtlichen Gerichte von den weltlichen trennte, und die Aula regis errichtete. Gegenwärtig, da alle Gerichtshöfe ihre Acten auf Pergament aufzeichnen, findet dieſer Unterſchied bloß dem Namen nach Statt, und es ſind Courts of record diejenigen, welche Macht haben, Perſonen in Geldſtrafe und in Verhaft zu nehmen. Die superior Courts of common law in Weſtminſterhall, die Courts einiger Corporationen und noch verſchiedene andere Gerichtshöfe werden Courts of record genannt; the high Courts of Parliament, das höchſte Gericht im Königreiche, the supreme court of record, das die allgemeine Wohlfahrt des Landes, und die geſetzgebende Macht allein in Händen hat. Court of the Kings bench iſt das höchſte Gericht of common law im Königreiche. Ehemals hatte der König ſelbſt darin den Vorſitz, daher Kings bench, Königsbank; und noch gegenwärtig lautet der Gerichtsſtyl, before the king himself. Es beſteht aus einem Lord chief-justice of England und drei andern Richtern. Es hat eine crownside, in Sachen der Krone, und eine pleaside, in

Privatſachen; außerdem eine eigene Jurisdiction in allen Criminalſachen. Appellationsſachen von den untern Gerichtshöfen gehen an dieſes Gericht; und von demſelben findet Appellation Statt, entweder an the house of lords, oder an the Court of exchequer chamber, nach Beſchaffenheit der Sache. Court of chancery iſt in Juſtizſachen das höchſte und wichtigſte Gericht von des Königs superior Courts of justice. Der oberſte Richter heißt the Lord Chancellor (der Lord Kanzler). Er iſt nach dem Könige der erſte Pfleger der Juſtiz und verwahrt das große Siegel des Königs, daher er auch the lord keeper of the great seal genannt wird. Unter ihm ſind zwölf ſogenannte Masters in chancerey, deren Oberſter the Master of the Rolls (Custos) heißt, und theils für ihn geeignete Sachen anhört, wovon an den Chancellor appellirt werden kann, theils auch des Chancellors Stelle in deſſen Abweſenheit vertritt. Die Chancery beſteht aus zwei Gerichten, of the ordinary Court, worin die Methode des common law befolgt wird, und of the extraordinary Court, wo der Chancellor unumſchränkte Macht hat, nach den Regeln der Billigkeit zu verfahren, die Strenge des Geſetzes zu mildern, in Gewiſſensſachen, da, wo die Geſetze ſchweigen, zu ſprechen u. ſ. w. Exchequer court, ein alter, von Wilhelm dem Eroberer, als einen Theil der Aula regia ausmachend, errichteter Court of record, der aber ſeine gegenwärtige Ordnung von Eduard I. erhalten hat. Er heißt exchequer (Scacharium), nach einem gewürfelten Tuche, womit die Gerichtstafel bekleidet iſt, und beſteht aus drei Abtheilungen: a) the revenue side, die für die königlichen Revenue-Angelegenheiten beſtimmt iſt; b) the equity side, hat Jurisdiction über alle Gegenſtände der Billigkeit; c) the common law side. Hier gründet ſich die Klage auf ein ſogenanntes quo minus, worin der Kläger vorſtellt, er ſey ein königlicher Pächter, oder ſonſt ein Schuldner des Königs, und Beklagter ſey Urſach, daß Kläger ſich außer Stand geſetzt ſehe, dem Könige gerecht zu werden. Gegenwärtig iſt dies eine leere Formalität, und es ſteht Jedem frei, eine Klage bei der Common law side anzuſtellen, er mag in dieſem Sinne dem Könige verwandt ſeyn, oder nicht. — The high Court of Admiralty, das hohe Admiralitätsgericht in London, errichtet von Eduard III., wird in Doctors-Commons vor dem Judge of the high Court of admiralty (gegenwärtig Sir William Scott) als Deputirten des Lord high Admiral gehalten. Hier verfährt man noch nach dem Civilrechte, und die Advocaten ſind Doctors of civil and canon law. Die Procuratoren heißen proctors. Dieſes hohe Admiralitätsgericht hat ausſchließliche Jurisdiction in Priſenſachen und was ſich ſonſt auf der offenen See zuträgt. In Concurrenz mit den Courts of common law erkennt es über Frachten, Matroſengelder u. ſ. w. Aſſecuranzſachen werden aber lediglich in den Courts of common law entſchieden.

Court de Gebelin (Antoine), Mitglied mehrerer Akademien, Präſident des Muſeums zu Paris, geb. zu Nismes 1724 und geſt. zu Paris am 10. Mai 1784. Sein Vater war Proteſtant, und hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ſich genöthigt geſehen, Frankreich zu verlaſſen. Die Schweiz nahm ihn auf, und unſer Gebelin, ſehr jung dahin gebracht, bekam das Heimrecht. Eine unerſättliche Wißbegierde beſeelte ihn ſchon bei ſeinem erſten Unterrichte. Oft legte er Fragen vor, die ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzten. Durch die Stärke ſeines Muthes, ſeiner Geduld und Ausdauer beſiegte er alle Schwierigkeiten. Kaum konnte er die Alten verſtehen, als er ſie faſt zum ſteten Gegenſtande ſeines Nachdenkens machte. Beredſamkeit, Geſchichte, Poeſie,

kurz, alle Schätze des Alterthums öffneten ſich ihm. Im 12. Jahre riß er durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe zur Bewunderung hin; man betrachtete ihn als ein Wunder. Als er ſeine Studien vollendet hatte, wollte ſein Vater, daß er ſich zum evangeliſchen Geiſtlichen beſtimmen möchte; doch Gebelin verzichtete bald auf dieſe Laufbahn, um ſich mit ganzer Seele nach ſeinem Geſchmacke den Wiſſenſchaften widmen zu können. Naturgeſchichte, Mathematik, todte und lebende Sprache, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, alles ſtudirte und verſchlang er gleichſam. Nach ſeines Vaters Tode ging Gebelin nach Paris; ſein lang genährter Wunſch war nun erfüllt. Doch vorher machte er eine Reiſe nach Languedoc, deren er ſich immer mit Rührung erinnerte. Dort überließ er einer Schweſter das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und ſo kam er in der Hauptſtadt an mit nichts, als dem Reichthume ſeines Genies ausgeſtattet. Und dies verließ ihn nicht. Bald war er mit den intereſſanteſten Menſchen in Berührung. Doch verfloſſen zehn Jahre, ohne daß irgend ein Werk ſeinen bald ſich erhebenden Ruhm angekündigt hätte. Während dieſer Zeit ſammelte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es erſchien „die Urwelt“ (le monde primitif). „Dieſes Werk (ſagt darüber ein Kritiker) ſetzt durch die unermeßliche Gelehrſamkeit, die es umfaßt, in Erſtaunen, und gereicht, hauptſächlich in Betracht des Genies, welches die Theile, aus denen es beſteht, zu vereinigen gewußt hat, zur größten Ehre der franzöſiſchen Nation.“ Die Urſprache iſt darin erwieſen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie ſind darin berichtigt, und dieſe Perioden der Vorzeit, enthüllt aus der vorherigen tiefen Finſterniß, gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Dieſe Denkmale, welche der berühmte Bacon „die Weisheit der Alten“ nannte, und von denen er nur mit der höchſten Verehrung ſprach, ſind auf die leichteſte Art dargeſtellt, und was jenes große Univerſalgenie nur ahnete, hat Gebelin an die helle Sonne gebracht. Er gibt darin ein Gemälde der Einrichtungen der erſten Menſchenvereine, ihrer Geſetze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geiſtes. Indem er ſich ſo in die Epochen verſetzt, wo der menſchliche Geiſt ſich zuerſt zu entwickeln begann, gibt er den Schlüſſel zur ganzen Alterthumskunde, und bezeichnet den Weg, auf welchem die Gelehrten dahin gelangten, die aus der Verheerung der Zeit geretteten Denkmale zu entziffern. Die franzöſiſche Akademie wußte Gebelins Feder zu würdigen. Um ihm in ſeinem eben ſo nützlichen als koſtſpieligen Unternehmen zu Hülfe zu kommen, geſtand ſie ihm zwei Mal hinter einander den Preis zu, der für den Schriftſteller beſtimmt war, der im Laufe eines Jahres das ſchätzbarſte Werk drucken laſſen würde. Ein anderes Werk, welches die Nachwelt noch mit günſtigem Auge betrachtet, iſt das Muſeum, dem er das Daſeyn gab. Faſt alle literariſchen Vereine, welche ein gewiſſes Anſehen erlangt haben, durchliefen eine Zeit der Kindheit, ehe ſie ihre Größe erreichten. Dies war aber nicht der Fall mit dieſem Muſeum. Schon in der Wiege zeigte dieſe Anſtalt eine ſeltene Energie. Uebrigens zeichnete ſich Gebelin in allen Lebensverhältniſſen, beſonders in Hinſicht ſeines literariſchen, durch Gutmüthigkeit, durch Sanftheit und Natürlichkeit ſeiner Sitten aus. Er war weit von jener Anmaßung entfernt, welche die eigene Gelehrſamkeit als die alleinherrſchende zu betrachten pflegt. „Die Republik der Gelehrten,“ ſagte er, „iſt kein Kampfplatz, und unſere Federn ſind keine Fäuſte. Achten wir, lieben wir uns, klären wir uns gegenſeitig auf, und ſtatt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinſchaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit ge-

weiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückſeligkeit!" Von einer hef=tigen Krankheit befallen, nahm Gebelin ſeine Zuflucht zu Mesmer, und wenn die Anwendung des thieriſchen Magnetismus die Quelle ſei=ner Leiden auch nicht hob, ſo glaubte er ſie doch wenigſtens vor der Hand verſtopft. Kaum konnte er die Feder wieder halten, als er aus Dankbarkeit ſie ergriff, um ſeinen Arzt wider die heftigen Angriffe zu vertheidigen, welche auf ſein Syſtem geſchahen. Er concentrirte in die=ſer Schrift alle Gründe, die nur fähig waren, die Sache, deren er ſich annahm, in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen, und übergab ſie mit ei=ner verführeriſchen Adreſſe.

Courtine, ein Wall, der zwei Bollwerke (Baſtionen) mit einan=der verbindet; ein Mittelwall.

Couſtou, Couſtoux (Nicolas) geb. zu Lyon am 9. Januar 1658, geſt. zu Paris den 1. Mai 1733, und Guillaume, geb. 1687, geſt. den 22. Febr. 1746 zu Paris, zwei Brüder, machten ſich als Bildhauer be=rühmt, und gehören unſtreitig zu denen, durch deren Bemühungen in Frankreich unter Ludwig XV. die Sculptur eine edle Richtung erhielt. Dem ältern ſpricht man erhabene Ideen und feinen Geſchmack zu; er zeichnete richtig, gab ſeinen Figuren edle Stellungen, zierliche und edle Gewänder. Vorzüglich geſchätzt wird ſeine Abnehmung vom Kreuze auf dem Hauptaltar der pariſer Kathedrale. Der jüngere Bruder war zugleich ein Schüler des älteren, und kein unwürdiger, weßhalb er auch ſeinem Bruder in der Stelle des Directors der Akademie für bildende Künſte folgte. Von ihm wird vornehmlich geſchätzt das Grabmal für den Cardinal du Bois in der Kirche St. Honoré. Ihn übertraf jedoch ſein älteſter Sohn, der ebenfalls Guillaume hieß (geb. zu Paris 1716, geſt. daſ. 1777), und welchem Joſeph II. bei ſeiner Anweſenheit zu Paris eigenhändig den St. Michaelorden anlegte. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen in mehr als natürlicher Größe gearbeitet hatte, erwarben ihm allgemeine Bewunderung: ſein in der Kathedrale der Stadt Sens errichtetes Grab=mal des Dauphins und der Dauphine, der Aeltern Ludwigs XVI., trägt den angemeſſenen Charakter majeſtätiſcher Einfalt.

Cowley (Abraham), 1618 zu London geboren, fand als Kind ſo viel Vergnügen an Spencers Fairy Queen, daß er ſich dadurch früh, und, wie er ſich ausdrückt, unwiderruflich zum Dichter beſtimmen ließ. Er beſuchte die Weſtminſterſchule, und zeichnete ſich bald durch Fleiß, Wißbegierde und Talente vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Mit glei=chem Nutzen ſtudirte er ſeit 1636 zu Cambridge, wo er den größten Theil ſeines epiſchen Gedichts Davideis geſchrieben haben ſoll. Kaum hatte er im Jahre 1643 den Grad eines Magiſters der freien Künſte angenommen, als er durch Cromwell von Cambridge vertrieben ward. Er nahm nun ſeine Zuflucht zum St. Johns=Collegium in Oxford, und machte daſelbſt ſeine Satire, the Puritan and the Papist, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Carls I., ſeine Kenntniſſe und ſein Witz zogen bald die Aufmerkſamkeit mehrerer Häupter der kö=niglichen Partei, beſonders des Lord Falkland auf ſich, der ihn der Kö=nigin als einen zu Geſchäften brauchbaren Jüngling ſo dringend em=pfahl, daß ſie ihn, als ſie ſich genöthigt ſah, England zu verlaſſen, mit ſich nach Paris nahm und zu ihrer geheimen Correſpondenz gebrauchte. In dieſer ehrenvollen Verbindung blieb er zwölf Jahre, nach deren Ver=lauf er nach England zurückgeſchickt wurde, um unter dem Scheine des Privatlebens Gelegenheit zu finden, ſich von dem Zuſtande ſeines Va=terlandes zu unterrichten. Sich ſeiner treu geleiſteten Dienſte und Fähig=

keiten bewußt, machte er ſich bei der Wiederherſtellung der Regierung Hoffnung zu einer anſehnlichen Beförderung, ſah ſich aber getäuſcht, ungeachtet er, um nicht vergeſſen zu werden, die Ode, upon his Majesty's restoration and return, ſchrieb. Gekränkt, begab er ſich nach Cherſtey in Surrey, einem Aufenthalt, der ihm wenig Bequemlichkeit gewährte, bis er durch die Vermittlung des Grafen Alban und des Herzogs von Buckingham, ſeiner Gönner, den Nießbrauch einiger Ländereien erhielt. Er genoß jedoch der Einſamkeit nicht lange, denn er ſtarb bereits 1667. In der Weſtminſterabtei neben Chaucer und Spenſer begraben, erhielt er auf ſeinem Denkmal die ehrenvollen Beinamen Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro. In ſeinen Gedichten herrſcht eine große Abwechſelung des Styls und der Empfindung, und ſie erheben ſich von tändelnder Leichtigkeit bis zu Schauer erweckender Größe. Seine Ode on wit iſt vortrefflich, und ſeine Ballade, the Cronicle, nennt Johnſon a composition unrivalled and alone.

Coypel. Dieſes Namens exiſtirte in Frankreich eine ganze Malerfamilie; man muß daher mehrere wohl von einander unterſcheiden. 1. **Noel** (Natalis) **Coypel**, der Vater, geb., ungewiß ob zu Paris oder in der Normandie, und ob 1628 oder 1629, geſt. 1707 zu Paris. Ihm folgten ſeine Söhne. 2. **Antoine Coypel**, geb. zu Paris 1661, geſt. daſ. 1722. 3. **Noel Nicolas Coypel**, gewöhnlich Coypel der Oncle genannt, geb. zu Paris 1692, geſt. daſ. 1735. Und endlich ein Sohn Antons 4. **Charles Antoine Coypel**, geb. zu Paris 1694, geſt. daſ. 1752. Alle waren als Maler berühmt, wiewohl nicht von gleichem Verdienſt. Begründet wurde der Ruhm dieſes Namens durch den Vater, der ſeine glücklichen Anlagen durch ſtrenges Studium ſo eifrig ausbildete, daß er in einem Alter von 30 Jahren für einen der erſten Maler Frankreichs geſchätzt ward, und eine Stelle unter den Mitgliedern der Akademie erhielt. Nachdem er auf königlichen Auftrag den alten Louvre (dieſen jedoch nur nach den Cartons von Le Brun) und die Tuilerien mit ſeinem Pinſel verſchönert hatte, wurde er zum Director der franzöſiſchen Akademie in Rom ernannt, zu deren größerem Glanze er nicht wenig beitrug. Seine zu Rom öffentlich ausgeſtellten vier Bilder für das Cabinet des Rathes zu Verſailles: Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, erregten Bewunderung der Kenner. Seine vorzüglichſten Gemälde ſind: die Marter des heil. Jacobus in der Kirche Notre Dame; Kain, der ſeinen Bruder ermordet, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heil. Jungfrau im Hôtel des Invalides. Er beſaß eine reiche, blühende Einbildungskraft, zeichnete correct, verſtand ſich auf Ausdruck und hatte ein liebliches Colorit. Sein Sohn **Antoine** zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen, und empfänglich für das Schöne, geiſtreich und erfinderiſch wie er war, durfte man ſich nicht wenig von ihm verſprechen. In einem Alter von vierzehn Jahren war er bemüht, ſich nach den venetianiſchen Coloriſten zu bilden, worin er aber durch die ſchnelle Rückkehr in ſein Vaterland unterbrochen wurde. Dennoch erhielt, was er leiſtete, den lauteſten Beifall, der wohl Urſach ward, daß er die Gründlichkeit vernachläſſigte. Sein unerſchöpflicher Reichthum an Erfindungen, die Größe ſeiner Compoſitionen machte, daß man die Incorrectheit der Zeichnung, ſein angenehmes, blendendes Colorit, daß man den Mangel der Harmonie überſah. Sein Beiſpiel und ſein Ruhm, (denn er wurde Director der Akademie, erſter Maler des Königs und Herzogs von Orleans und in den Adelſtand erhoben) legten den Grund zu der Manier der franzöſiſchen Schule, in welcher

die echte Kunſt mehr und mehr entartete. Ungleich gediegener, dafür aber auch mehr vernachläſſigt von den damaligen Kunſtfreunden, war ſein jüngerer Bruder aus zweiter Ehe, der zum zum Unglück ſeinen Vater zu früh verlor. Weit entfernt, durch falſchen Schimmer gelten zu wollen, ſtrebte er der Wahrheit nach, hielt ſich an die Natur und widerſtand dem herrſchenden Geſchmacke nur in der Farbengebung nicht. Ohne Unterſtützung, durch keinen Beifall der Menge gehoben, entſchädigte den biedern, ſanften Mann die Achtung eines kleinen Kreiſes von Kennern. Er erhielt endlich eine Stelle in der Akademie. Für ſeine beſte Arbeit hält man ein Gemälde am Gewölbe der Capelle der heil. Maria in der Kirche von St. Sauveur zu Paris. Wie ſich der jüngere Bruder mehr an den Vater, ſo hielt ſich der Sohn Antoine's an dieſen, und, da er dem Geſchmack des Zeitalters fröhnte, mit glänzendem Erfolge, der ihn nur um ſo mehr verdarb. Er wurde ganz Manieriſt, ſein Colorit grell; hingeworfene blendende Farbenmaſſen ohne Harmonie. Für die Poeſie beſaß er einiges Talent. Man hat von ihm einige Theaterſtücke. Von ſeinem Vater ſind die Unterſuchungen über Malerei in dialogiſcher Form, ein poetiſches Schreiben an ſeinen Sohn, in reinem Styl und mit viel Eleganz abgefaßt, und ein bedeutender Antheil an der von der Akademie der Inſchriften herausgegebenen Geſchichte Ludwigs XIV. in einer Reihe von Denkmünzen dargeſtellt.

Coyſevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging in ſeinem 27. Jahre nach dem Elſaß, um den prächtigen Palaſt Saverne des Cardinals Fürſtenberg zu decoriren. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Mitglied der Akademie für Malerei und Bidhauerkunſt, und arbeitete verſchiedene Büſten Ludwigs XIV. und andere Werke für die königlichen Häuſer. Voll Grazie, erhaben, naiv und edel behandelte ſein Meißel die verſchiedenen Figuren, die er darzuſtellen hatte. Man nannte ihn nur den Van-Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit ſeiner Portraits, und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Cardinals Mazarin im kaiſerlichen Muſeum, dieſes Meiſterſtück der Kunſt! Seine vorzüglichſten Compoſitionen ſind: die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne, Colberts Grabmal, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppen von Caſtor und Pollux, die ſitzende Venus, die Nymphe auf der Muſchel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegaſus und Merkur. Coyſevox ſtarb zu Paris 1720 in ſeinem 80 Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie und ihr beſtändiger Kanzler geweſen.

Cracau, an der Weichſel und Rudawa, in einer großen Ebene, vormals die Hauptſtadt der Woiwodſchaft Cracau und der ehemaligen Republik Polen, von welcher jedoch die Könige ihre Reſidenz nach Warſchau verlegten, wodurch jene ſehr verlor. Es zählt ungefähr 24,000 Einwohner, und hat eine Univerſität, welche im Jahr 1780 nützliche Verbeſſerungen erhielt. Es war d. 23. März 1794, als Kosciusko, nachdem die Ruſſen vorher ausgerückt waren, ſich der Stadt Cracau bemächtigte, den Rath und die Bürgerſchaft verſammelte, und ſie ſchwören ließ, die Conſtitution vom 1ſten Mai 1791 anzunehmen. Kosciusko's mißlungener Plan iſt bekannt. Durch die letzte Theilung von Polen fiel Cracau an Oeſterreich, welchem ſchon vorher die dritte Vorſtadt davon gehörte. Es wurde hierauf die Hauptſtadt von Weſtgalicien, und kam als ſolche, durch den Wiener Frieden von 1809 an das Herzogthum Warſchau. Durch den am 3. Mai 1815 über die künftigen Verhältniſſe von Polen, zu Wien geſchloſſenen Vertrag, wur-

de Cracau, mit einem dazu gehörigen Gebiete von 20 Gemeinden, für eine freye und unabhängige Stadt erklärt. In dem darauf folgenden October vollzogen Oeſterreichiſche, Ruſſiſche und Preuſſiſche Commiſſarien die Organiſation und Gränzberichtigung der neuen Republik, und am 18ten deſſelben Monats ward ihre Freiheit feierlich proclamirt.

Cramer (Joh. Andreas), Kanzler der Univerſität Kiel, geb. zu Jöhſtadt bei Annaberg, den 29. Jan. 1723, wo ſein Vater ein armer Prediger war. Er ſtudirte ſeit 1742 zu Leipzig Theologie. Hier wurde er theils durch 80 Thaler Stipendium unterſtützt, theils von dem Buchhändler **Breitkopf** als Corrector, auch als Ueberſetzer von Bayle und zu andern literariſchen Arbeiten gebraucht, und gewann dadurch, ſo wie durch Privatunterricht, ſeinen Unterhalt. Um dieſe Zeit trat er in Verbindung mit **Ebert**, **Johann Elias Schlegel**, **Gärtner**, **Gellert**, **Klopſtock**, **Rabener** und andern jungen Männern, die ſich damals das Verdienſt erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Literatur zu wirken. Mit ihnen gab er gemeinſchaftlich die ſogenannten **bremiſchen Beiträge**, ſo wie die Sammlung **vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge** heraus. 1745 wurde er Magiſter und hielt Vorleſungen, 1748 Prediger zu Cröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 Hofprediger zu Copenhagen mit 1000 Thalern Gehalt und 1765 Profeſſor der Theologie mit 600 Thalern Zulage. Er wurde hier ſehr geehrt und geliebt, und man gab ihm ſogar den ehrwürdigen Beinamen „der Eyegode,“ der durchaus Gute, den ehemals einer der würdigſten däniſchen Könige im elften Jahrhunderte geführt hatte. Die bekannte däniſche Revolution, die für ihn auch viele Kränkungen in ihrem Gefolge hatte, bewog ihn, 1771 einen Ruf zur Superintendur nach Lübeck anzunehmen; 1774 wurde er jedoch wieder nach Kiel als Prokanzler und erſter Profeſſor der Theologie berufen, und zehen Jahre ſpäter zum Kanzler und Curator derſelben ernannt. Er ſtarb den 12. Jun. 1788 im 66. Jahre ſeines Lebens, mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Gelehrten, talentvollen, vortrefflichen Dichters, fruchtbaren Schriftſtellers, eines der erſten Kanzelredner, eines Mannes von der gemeinnützigſten Thätigkeit und dem edelſten Charakter.

Cramer (Carl Friedrich), Sohn von Johann Andreas, wurde den 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren. Er ſtudirte in den ſiebenziger Jahren zu Göttingen, und war ein Mitglied jenes Bundes geiſtreicher Jünglinge, eines **Bürger**, **Voß** u. ſ. w., deſſen wir in unſerm Artikel über den Erſtern umſtändlicher gedacht haben. 1775 wurde er in Kiel bereits als Profeſſor angeſtellt. Er lebte hier in vielfacher ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit bis zum Jahre 1794, wo er wegen ſeiner excentriſchen Anhänglichkeit an die franzöſiſche Revolution ſeine Entlaſſung erhielt. Er gieng nun nach **Paris**, kaufte ſich hier 1796 vortheilhaft an und etablirte ſich als Buchhändler und Buchdrucker. In dieſen Geſchäften war er aber nicht glücklich. Er verlor in ihnen ſein ganzes Vermögen, mußte ſich ſelbſt deshalb eine Zeit lang von dort entfernen, und ſtarb nicht lange nach ſeiner Zurückkunft den 8. December 1807 im 56ſten Jahre ſeines Alters. C. F. Cramer war ein Mann von vielen Talenten, Kenntnißen und Geſchmack, aber Ueberſpanntheit, Eitelkeit, Dünkel und ein Hang zum Sonderbaren verdarben wieder alles. Sein vortreffliches Herz hätte von einem kältern Verſtande geleitet werden ſollen. Die franzöſiſche Revolution hatte auch ihn zu Irrthümern verleitet. Er hatte dies mit vielen andern wackern

Männern gemein, welche jedoch die Ausſöhnung mit der alten Welt und die Ruhe des Lebens wieder fanden; Cramern wurde es nicht ſo wohl: er ging darüber zu Grunde. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war mannichfaltig. Sein Enthuſiasmus für Klopſtock veranlaßte ihn zu mehreren bändereichen Werken. Das intereſſanteſte darunter ſind die Briefe von Tellow an Eliſen. Er überſetzte viel aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen ins Deutſche, und während ſeines Aufenthalts in Paris auch mehreres aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche, welchem ſeine Freunde Mercier, Boinvilliers und Andere die letzte Feile zu geben pflegten. Die Bekanntmachung ſeines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu führen pflegte, würde beſonders über ſeinen pariſer Aufenthalt aus der damaligen Zeit viel intereſſante Aufſchlüſſe geben, da ſein Haus dort der Vereinigungspunkt vieler ausgezeichneten Perſonen war, und er überhaupt in vielfachen Berührungen ſtand. Im Journale Frankreich finden ſich anziehende Bruchſtücke daraus.

Cramer (Wilhelm), geb. zu Mannheim, nachher Kammermuſikus und Soloſpieler in der königlichen Capelle, auch Director des Opernorcheſters zu London; einer der berühmteſten Virtuoſen auf der Violine, welcher in der Fertigkeit einem Lolli, und in ſeelenvollem Vortrage einem Franz Benda gleichgeſetzt werden darf. Im J. 1787 dirigirte er bei Gelegenheit der dritten Händelſchen Gedächtnißfeier das Concert, welches aus 800 Tonkünſtlern beſtand. Er ſtarb zu London 1799 im 56. Jahre ſeines Alters, mit Hinterlaſſung mehrerer Söhne, unter denen beſonders der ältere, Johann Baptiſt Cramer, Schüler von Clementi, als einer der geſchickteſten Clavierſpieler ſich auszeichnet.

Cranach (Lucas), hieß eigentlich Müller, gewöhnlich aber nach dem Orte, wo er 1472 im Bisthum Bamberg geboren wurde, Cranach. Er war Bürgermeiſter zu Wittenberg und Hofmaler der beiden Churfürſten Friedrichs des Weiſen und Johann Friedrichs, mit deſſen Gemahlin er, nach der Gefangenſchaft ſeines Gönners auf der lochauer Heide, ſich nach Weimar begab, wo er 1553, ein Jahr vor ſeinem unglücklichen Fürſten, ſtarb. An der Schloßkirche daſelbſt liegt er begraben. Das ſeltſame Qui pro quo des Steinmetzen, der in der Inſchrift um des Künſtlers Haut-Relief-Geſtalt pictor celerrimus (der geſchwindeſte Maler), ſtatt celeberrimus (der berühmteſte) ſetzte, dürfte doch zum Theil nicht unpaſſend ſeyn, denn wenn man die vielen ihm zugeſchriebenen Gemälde bedenkt, ſo muß man erſtaunen über die Fertigkeit des Malers. Doch dürfte vorher wohl auszumitteln ſeyn, welche Gemälde ihn ſelbſt, und welche ſeinen Sohn, der auch Lucas Cranach hieß, auch Bürgermeiſter zu Wittenberg und ein würdiger Schüler ſeines Vaters war, zum Urheber haben. Erſtaunt man aber über die Menge dieſer Gemälde, ſo findet man bald noch mehr Urſache, den Werth und Gehalt derſelben zu bewundern. Es iſt eine Leichtigkeit und Kunſtmeiſterſchaft in ihnen, der Deutſchen würdig. Zwar ſeine Compoſitionen ſind ſelten oder nie poetiſch, es mangelt nicht an Seltſamkeiten in ihnen (z. B. auf dem Altarblatt der Weimariſchen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Chriſtus das Blut im Bogen auf den untenſtehenden Künſtler ſtrömt) und Anachronismen, Fehler gegen das Coſtume u. dgl. muß man der frommen Treuherzigkeit zu Gute halten: aber wer wird das nicht, wenn er dieſe Richtigkeit der Zeichnung, dieſe Wahrheit des Ausdrucks, dieſe Naturtreue, dieſe Kraft des Pinſels, dieſes lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit ſieht, das nach Jahrhunderten noch ſeine erſte Friſchheit bewahrt? Mit einem

Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter Meiſter, ein tüchtiger Practiker. Seine Bildniſſe, unter denen die von ſeinen Freunden Luther und Melanchthon beſonders ſchätzenswerth, ſind in den Gallerien Deutſchlands zerſtreut; unter ſeinen größeren Gemälden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg und Weimar, das erſte vorzüglich, und mehrere Gemälde in der naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzſchnitte gefertigt, die aber ſeinen Gemälden nicht gleich kommen, und ſelbſt von Andern ſchon vor ſeiner Zeit übertroffen werden. Die Beſchreibung ſeiner wittenberger Gemälde findet man von dem ehrwürdigen Gen. Sup. Nitzſche ſeiner Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche beigefügt. Das weimariſche Altarblatt wurde 1806 von dem trefflichen Kunſtkenner und Künſtler, Herrn Hofrath Meyer, reſtaurirt.

Craniologie und Cranioſkopie, ſ. Gall und Schädellehre.

Cranz (Auguſt Friedrich), königl. preuß. Kriegsrath, geb. 1737, geſt. am 19. Okt. 1801. war ein Schriftſteller von berüchtigter Celebrität, in dem ſiebenten und achten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts. Er hatte Theologie ſtudirt, fand aber keinen Geſchmack an ihr, verließ ſie, und lebte als Schriftſteller ſeinem Genius. Lebhaftigkeit des Geiſtes, Witz, eine nicht arme ſatiriſche Ader zeigten ſich in ſeiner Gallerie der Teufel (1776) und ſeiner Bockiade (1779). Man kann nicht läugnen, daß er mit echtem Freimuth viel Wahrheit ſagte; genöthigt aber, von ſeiner Feder zu leben, und gern angenehm und gemächlich lebend, wurde, damit er pikanter würde und die Aufmerkſamkeit des Publicums mehr reizte, ſein Freimuth oft auch Frechheit und ſeine Wahrheit derber Cynismus. Seine Charlatanerien und die wahre Chronica von Berlin empfahlen ihn durch beides ſchlecht; eingemengte Perſonalitäten zogen ihm eine Menge Feinde zu, und die Büſten und Charakteriſtik von Berlin und andere Schriften vergalten ihm reichlich Gleiches mit Gleichem; der Brandmarkende wurde wieder gebrandmarkt. Da gab es denn eine Menge Fehdeſchriften: Silen und ſein Eſel, die neue Bockiade u. a. m. von ſeiner Seite, woran das loſe Volk ſein Ergötzen fand. Der Apollo aber, der Cranz begeiſtert hatte, verließ ihn; ſeit er eine Penſion von 800 Thalern, der Himmel weiß wofür, bezog, hörte er allmälich auf zu ſchreiben. Von ſehr ungleichem Werthe waren ſein Journal von Berlin und ſeine Fragmente über Gegenſtände der neuen Zeitgeſchichte; ſein Wort zur Beherzigung, den Fürſten und Herren Deutſchlands gewidmet, verdiente aber Beherzigung, denn es war ein Wort voll deutſchen Mannesſinnes. Dieſes, nebſt ſeinem Freund der Wahrheit und den Lieblingsſtunden, dürften wohl das Beſte ſeyn, was er geliefert hat. Er war allerdings ein Mann von vielen Fähigkeiten und Gewandtheit, der bei minderer Eilfertigkeit und größerer Concentration ſeiner Kraft etwas hätte leiſten können, das auch bedeutend geblieben wäre.

Crapelet (Charles), geb. den 15. Nov. 1762, geſt. den 19. Oct. 1809, war einer der ausgezeichnetſten Buchdrucker, und ein würdiger Nebenbuhler Bodoni's, Ibarra's, Baskerville's und Didots. Sein Vater, der mit Erziehung und Unterricht ſich beſchäftigte, übergab ihn im 12ten Lebensjahre dem Buchdrucker Ballard zu Paris. Schon in ſeinem 18. Jahre vertraute ihm der Buchdrucker Stoupe ebendaſelbſt die Direction ſeiner Druckerei an. Beim Ausbruche der Revolution 1789 etablirte ſich Crapelet ſelbſt, und er hat ſo viel für ſeine Kunſt

gethan, daß er gewiß zu denen zu rechnen iſt, die an den großen Fortſchritten, welche die Buchdruckerei ſeit 20 Jahren gemacht hat, Antheil haben. Er ſtarb am 19. Oct. 1809 in der vollſten Kraft ſeines Lebens, und hat einen Sohn hinterlaſſen, welcher die Fußtapfen ſeines Vaters betritt. Unter den vielen Werken, die aus ſeinen Preſſen gekommen, zeichnet ſich insbeſondere aus: Histoire naturelle des grimperaux et des oiseaux de paradis, 2 Vol. in Fol. 1802. Dieſes Werk iſt mit goldenen Buchſtaben gedruckt, und das ſchönſte, das in dieſer Art je erſchienen iſt. (Vergl. Audebert.)

Crayon, in der Malerei, jeder Stift, deſſen man ſich zum Zeichnen mit Strichen bedient, er ſey von Blei, Rothſtein, ſchwarzer Kreide oder einer andern Maſſe; daher Bleiſtift, Rothſtift, Silberſtift, Bleifeder, Reißblei, Farbenſtift. — En crayon, crayonirt, nennt man eine Zeichnung mit Strichen, zu welcher man ſich des Bleiſtifts, des Röthels oder der ſchwarzen Kreide bedient. Crayonirte Kupferſtiche nennt man ſolche, in denen die Manier der mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide gemachten Zeichnung nachgeahmt wird.

Crébillon (Proſper Jolyot de). Dieſer bekannte franzöſiſche Tragiker wurde zu Dijon den 15. Februar 1674 geboren, ſtudirte in dem Collegium Mazarin, wurde Advocat und arbeitete zu Paris bei einem Procurator, um ſich für die juriſtiſche Praxis zu bilden: aber ſein jugendlicher Ungeſtüm hinderte ihn, dieſe Abſicht zu erreichen. Der Procurator, welcher ſich bald überzeugte, daß Crebillon nie als practiſcher Juriſt etwas leiſten werde, ſchlug ihm vor, für das Theater zu arbeiten. Nach wiederholten Weigerungen lieferte er den Idomeneus und darauf den Atreus. Prieur (ſo hieß der Procurator) ließ ſich, ungeachtet er an einer tödtlichen Krankheit darnieder lag, in die erſte Vorſtellung dieſes zweiten Stücks tragen, und war ſo davon entzückt, daß er den Verfaſſer umarmte und zu ihm ſagte: Ich ſterbe zufrieden; ich habe Sie zum Dichter gemacht; ich verlaſſe in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört." Crebillon ging mit Beifall auf ſeiner neuen Bahn weiter; zugleich heirathete er. Sein Vater, unzufrieden, ſeinen Sohn einzig mit der Dichtkunſt beſchäftigt zu ſehen, enterbte ihn, ſetzte ihn aber einige Zeit nachher, als eine Krankheit ſein Leben bedrohte, in alle Rechte wieder ein. Dieſe Maßregel war indeß ziemlich unnütz, weil der Vater nichts hinterließ. So fand ſich Crebillon in der Blüthe ſeiner Jahre entblößt von allem. Der Tod ſeiner Frau im J. 1711 vermehrte noch ſeine Unruhen. Erſt lange nachher ſuchte das Schickſal dieſe tiefen Kränkungen wieder gut zu machen, indem es ihm das Amt eines Cenſors der Polizei und im J. 1731 eine Stelle in der franzöſiſchen Akademie gab. Er hielt bei ſeiner Aufnahme eine Rede in Verſen, die von allen Zuhörern mit rauſchendem Beifall aufgenommen wurde. In ſeiner Lebensweiſe war er höchſt ſonderbar. Er ſchlief wenig und aus Wohlgefallen faſt auf bloßer Erde. Stets mit einer Menge von Hunden und Katzen umgeben, glich ſein Zimmer einem Thierbehälter. „Weil ich die Menſchen kenne," ſagte er, „ziehe ich die Geſellſchaft dieſer Thiere ihrem Umgange vor." Er war von ſehr feſtem Körperbau, und würde, obwohl er ein hohes Alter erreichte, noch lange gelebt haben, wenn er ſich mehr geſchont hätte. War er aber einmal krank, ſo unterzog er ſich keiner regelmäßigen Cur, ſondern behandelte ſich ſelbſt nach ſeiner Laune. So ſtarb er an den Folgen einer vernachläſſigten Roſe den 17. Jun. 1762. Crebillons dramatiſche Arbeiten können vor dem Richterſtuhl einer unpartheiiſchen Kritik nicht beſtehen. Nur leidenſchaftliche Parteilichkeit und ein höchſt verkehrter Geſchmack

konnten ihn Voltaire entgegen, ja wohl gar weit über dieſen ſtellen. Unverkennbar gehört er nicht zu den beſſern, ſondern zu den manierirten Schriftſtellern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit den Alten überhebt er ſich gegen ſie. Seine Lieblingsbücher waren die altfränkiſchen Romane eines Calprenede und Anderer von gleichem Schlage; aus dieſen ſchöpfte er ſeine überladenen und ſchlaff geknüpften Verwickelungen. Ein Mittel dazu, das er faſt überall wieder anbringt, iſt die unbewußte oder wiſſentliche Verkleidung der Hauptperſonen unter fremden Namen, wovon im Heraclius das erſte Beiſpiel gegeben war. So lernt ſich Oreſt in ſeiner Electra erſt nach der Mitte des Stücks kennen. Die beiden Geſchwiſter und ein Sohn und eine Tochter Aegiſts ſind faſt nur mit ihrer Doppelliebſchaft beſchäftigt, die zur Hauptſache weder hilft noch ſchadet, und Clytemneſtra wird durch eine aufgefangene Wunde wider Willen Oreſts, der ſie nicht kennt, umgebracht; die Ausſchweifungen jeder Art, z. B. die Schamloſigkeit, womit Semiramis in ihrer Leidenſchaft beharrt, nachdem ſie erfahren, daß deren Gegenſtand ihr leiblicher Sohn iſt, nicht zu erwähnen. Einige leere Wüthereien und Gemeinplätze des Grauſens haben ihm den Beinamen des Schrecklichen erworben, der uns einen Maßſtab für den barbariſch erkünſtelten Zeitgeſchmack und den unendlichen Abſtand von aller Natur und Wahrheit, bis wohin man gerathen war, abgeben kann.

Crébillon (Claude-Prosper-Jolyot de), Sohn des genannten Tragikers, wurde zu Paris im Jahre 1707 geboren. Er eröffnete ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einigen Arbeiten für das Theater; nachmals legte er ſich, mit ungleich glücklicherm Erfolg, auf andere belletriſtiſche Gegenſtände. Seine vornehmſten Werke ſind 1. die Lettres de Madame la Marquise de Pompadour depuis 1753 jusqu'à 1762, 3 Bände. Dieſe untergeſchobenen Briefe ſind lange Zeit für echt gehalten worden: ein Irrthum, der ſehr verzeihlich iſt, da ſie der Geſchichte treu und wenigſtens der allgemeinen Vorſtellung nach, die man ſich von der Denkart und Handlungsweiſe der königlichen Geliebten machte, ganz in der Seele derſelben geſchrieben ſind. 2. Les égaremens du coeur et de l'esprit, ein ſchlüpfriger Roman. 3. Le Sopha, ebenfalls als ſchlüpfriger Roman ſehr berüchtigt. Crébillon bekleidete übrigens kein öffentliches Amt; er war nur eine Zeit lang königlicher Cenſor und ſtarb zu Paris im Jahre 1777. D'Alembert hat ihn auf folgende Art mit ſeinem Vater verglichen: „Crébillon der Vater malt die Verbrechen und Bosheiten der Menſchen mit dem ſchwärzeſten Colorit. Der Sohn zeichnet mit dem zarteſten und wahrſten Pinſel die Feinheiten, Nuancen und ſelbſt die Grazien unſerer Laſter; jenen verführeriſchen Leichtſinn, welcher die Franzoſen zu dem macht, was man liebenswürdig nennt, und welches ſo viel als nicht liebenswürdig heißt; jene unruhige Thätigkeit, welche macht, daß ſie ſelbſt im Schooße des Vergnügens Langeweile empfinden; jene Verkehrtheit verſtellter und gleichſam durch die Maske der Schicklichkeit gemilderter Grundſätze; unſere Sitten endlich, die verderbt und frivol ſind, in welchen das Extrem der Verderbniß mit dem Extrem des Lächerlichen ſich verbindet.

Credere, del Credere ſtehen, heißt in Handlungsgeſchäften für etwas gut ſagen, Bürgſchaft leiſten; findet gemeiniglich Statt von Seiten der Banquiers, Commiſſionäre, oder Mäkler beim Verkaufe von Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug bekannt iſt, wohl aber jenen, wo alsdann nach den Umſtänden von 1/2 bis zu 5 p. C. del Credere gegeben wird. Auch bei andern Handlungsgeſchäf-

ten findet dieſes del Credere ſtehen Statt, z. B. bei Aſſecuranzbeſorgungen u. ſ. w.

Credit heißt im Handel der Glaube und das Zutrauen, vermöge deſſen ein Kaufmann dem andern Waaren auf Zeit gibt, d. h. gegen das Verſprechen, daß ihm die Zahlung nach einer feſtgeſetzten Zeit geleiſtet werden ſoll. Der Credit wird mit Recht die Seele des Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufmann gewinnt, Capital und Zeit ſind, und er mithin durch verlängerte Zahlungstermine ſein Capital gewiſſermaßen vermehrt. Credit und Debet, ſ. Buchhalterei. Creditbriefe ſind Beglaubigungsbriefe in Handlungsſachen, vermöge welcher der Ausſteller dem Inhaber für eine gewiſſe baare Summe Credit verſchafft. Reiſende pflegen, wenn ſie das nöthige Geld nicht baar oder in Wechſeln mit ſich nehmen wollen, ſich dergleichen Creditbriefe geben zu laſſen. Offene Creditbriefe heißen ſie, wenn ſie auf keine beſtimmte Summe lauten, ſondern einen ungemeſſenen Credit geben.

Creditiv iſt das Schreiben, das einem, an einen fremden Hof beſtimmten Miniſter zu ſeiner Legitimation mitgegeben wird. Es enthält in allgemeinen Ausdrücken die Urſache der Abſendung, das Anſuchen, dem Geſandten Glauben beizumeſſen, nebſt der Beſtimmung des Charakters (eines Ambaſſadeurs, Envoyé oder Reſidenten), den man ihm beilegt.

Creditſyſtem heißt jede Einrichtung, welche von einer Gemeinheit, oder einer Geſellſchaft mehrerer Gemeinheiten oder von dem Landesregenten nach gewiſſen beſtimmten und öffentlich angezeigten Grundſätzen gemacht wird, dem verfallenen Credit aufzuhelfen, und ihn für immer aufrecht zu erhalten. Man hat daſſelbe aus den Handlungsgeſchäften entlehnt und dem Credit der Handlung dabei eine größere Ausdehnung gegeben, indem man den Perſonal- und Realcredit mit einander vereinigte. Es beruht auf der Meinung von der Gemeinheit, die eine Verbindlichkeit übernommen hat, daß ſie dieſelbe erfüllen wolle und könne, und beſteht in der Ueberzeugung, daß die Gemeinheit als Schuldner mehr Vermögen beſitzt, als ſie ſchuldig iſt, und daß ſie zu jeder Zeit ihr Vermögen ganz oder zum Theil in ſolche Güter verwandeln könne, die ſie zu bezahlen verſprochen hat, und daß ihr moraliſcher Charakter, ihr eigener Nutzen und die Geſetze ſie zur Leiſtung der übernommenen Geſammt-Verbindlichkeiten antreiben werden. Der höchſte Grad dieſer Sicherheit beſteht darin, wenn der volle Werth der Schuld in die Gewalt des Gläubigers, z. B. durch Hypothekſcheine, Pfandbriefe, Pfänder ꝛc., mit dem Rechte gegeben iſt, ſich im Falle der Nichtbezahlung davon bezahlt zu machen. Beſteht nun eine ſolche Gemeinheit aus dem mit Landgütern in einem Staate angeſeſſenen Adel, ſo nennt man die ganze Einrichtung ein

Creditſyſtem des Adels, dergleichen in Schleſien ſeit 1770 unter dem Namen ſchleſiſche Landſchafts-Creditbank, und in der Chur- und Neumark ſeit 1777 unter der Benennung chur- und neumärkiſches ritterſchaftliches Creditwerk unter königlicher Beſtätigung Statt finden. Nicht die Miniſter beſagter Provinzen waren die Urheber dieſer Einrichtung, ſondern die erſte Idee dazu gab ein nur kürzlich zu Berlin verſtorbener Kaufmann und Bleiweißfabrikant in einem Plane zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuſer, welchen er 1767 an Friedrich II. übergab, und welcher nachher in das heutige Creditſyſtem umgewandelt wurde, wodurch alle Gutsbeſitzer in Schleſien und

in den Marken vom Verderben gerettet worden ſind. Wer nun auf ſein Gut Geld borgen will, muß daſſelbe vorher durch Abgeordnete der Landſchaft abſchätzen laſſen und dann erſt werden geſtämpelte Pfandbriefe, in Schleſien bis auf die Hälfte, in den Marken aber bis auf 7/12 des abgeſchätzten Gutswerths auf Pergament ausgefertigt, weßwegen man ſie auch lederne Briefe nennt. Die Gläubiger oder Inhaber der Pfandbriefe haben mit dem Beſitzer des Grundſtücks nichts zu thun, ſondern ihr Schuldner iſt und bleibt die geſammte Landſchaft, welche von allen Gutsbeſitzern, die Geld von ihr haben, die Zinſen einhebt und verrechnet, dagegen aber, wenn ſie nicht richtig abgeführt werden, die verpfändeten Güter ſequeſtriren läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß, ſo hat die Landſchaft vermöge der darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursproceß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines beſondern Gläubigers oder Schuldners, ſondern nur auf die abgeſchätzten Güter ausgeſtellt, deren Beſitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andere als baares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer beſondern Ceſſion oder ſonſt Etwas bedarf; ſondern die bloße Vorzeigung iſt hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefes oder des dazu gehörigen Zinscoupons, als den Eigenthümer deſſelben zu legitimiren. Die Realiſirung der Pfandbriefe geſchieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelſt baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andere gehen und anſtatt der Geldbezahlungen dienen können, ohne einer Ceſſion zu bedürfen; ſo ſind ſie doch kein eigentliches Papiergeld, weil ſie den Inhabern Zinſen bringen, welche das Papiergeld dem Inhaber nicht abwirft.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikſtadt, in dem preußiſchen Fürſtenthum Mörs, das nun einen Beſtandtheil der Provinz Cleve und Berg ausmacht, und der Regierung zu Cleve untergeordnet iſt. Während des franzöſiſchen Beſitzes gehörte ſie zum Departement der Roer. Sie iſt in holländiſchem Geſchmack gebaut und enthält etwa 10,000 Einwohner. Die Fabriken von Crefeld ſind in ganz Europa bekannt, und verdienen eine etwas genauere Anführung. Die Hauptfabriken ſind die für Stück-Sammet und Sammet-Band. Die Entſtehung derſelben iſt beinahe von 200 Jahren her zu datiren. Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht, und ſelbſt die Lyoner und Genueſer beziehen ihn von hier. Dieſer Stück-Sammet wird faſt ausſchließlich in der Stadt gewebt; dagegen geſchieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreiſe von 4 bis 5 Stunden. Dies beſchäftigt allein über 300 Stühle. Die ſonſtigen Fabriken beſtehen in ſeidenen Stoffen, ſeidenen Tüchern (beſonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten oſtindiſchen Tücher in Menge nachgemacht), ſeidenen Bändern (beſonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähſeide, Savettgarn, Flanelle, wollenen Strümpfen, ſogenannten mechanic Pantalons, groben ſchleſiſchen Tüchern, Biber, Say oder Kirſay, Boy, Sarſchen, baumwollenen Mancheſter, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgerbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntwein-Brennereien, Biereſſig, Saifenſiedereien und verſchiedenen andern von geringerer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberſchlage nach, kann der Ertrag der crefelder Seidenfabrikate mit Inbegriff der Sammete auf 10 Millionen Franken berechnet werden. Die Arbei-

ter dazu werden auf 12,000 angegeben; das wichtigſte Handelshaus in Crefeld iſt F. u. H. von der Leyen, nach dieſem folgt C. und J. Floh. Auch nach Amerika hatte ſich in neuern Zeiten ein großer Abſatz gezeigt.

Cremnitz iſt die erſte und vornehmſte unter den ungariſchen Bergſtädten. Sie liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale, und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunſthandlungen genannt. Von ihr haben die bekannten cremnitzer Ducaten den Namen. Alles Gold und Silber aus den umliegenden Bergwerken wird in die hieſige Münze geliefert. Die Stadt hat 4000 Einwohner.

Cremor tartari, Weinſteinrahm. Wenn der rohe Weinſtein, ſo wie er aus Weinfäſſern ausgeſchlagen worden, mit ſchicklichen Zuſätzen verſotten wird, ſondern ſich die Unreinigkeiten davon ab, und der auf dieſe Art gereinigte Weinſtein ſteigt in dem Keſſel in Geſtalt eines Rahms in die Höhe, worauf er abgeſchöpft und getrocknet wird und Cremor tartari heißt. Er iſt von mancherlei mediciniſchem Gebrauch, beſonders als kühlendes Mittel.

Creolen, Criolen (ſpan. Criollos) heißen diejenigen, welche von ſpaniſchen oder andern europäiſchen Aeltern in Amerika in geſetzmäßigen Ehen erzeugt worden. Im Jahr 1776 wurden ſie vom König Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im Geiſtlichen-, Civil- und Militärſtande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verſchloſſen war. Auf den weſtindiſchen Inſeln genießen ſie ebenfalls alle Vorrechte des Europäers. Sie ſind von bräunlicher Geſichtsfarbe, und rothe Wangen eine Seltenheit. Diejenigen, welche aus der unehelichen Begattung der weißen Herren mit den Negerinnen entſtehen, nennt man Mulatten, farbige Menſchen, da ſie ihren Urſprung durch ihre Leibesfarbe bezeichnen.

Crescendo (wachſend, ſteigend), bezeichnet in der Tonkunſt die allmäliche Verſtärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunſtſprache zu reden, den allmälichen Uebergang vom piano zum forte und fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundenes muſikaliſches Inſtrument, das wie ein Clavier geſpielt wird, und eben ſo wie dieſes mit Drahtſaiten bezogen iſt. Der Körper aber geht pyramidaliſch in die Höhe, und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert werden, kann man es acht Mal verändern, vom ſanfteſten und ſchwächſten Tone bis zur höchſten Stärke.

Crescentini (Ritter Girolamo), iſt in Urbania, bei Urbino, dem Vaterlande Rafaels, geboren. Dieſer berühmte Sopraniſt hat auf den vorzüglichſten Theatern in Europa und faſt an allen Höfen den glänzendſten Beifall davon getragen. Im Jahr 1804 befand er ſich in Wien. Hier wurde er auf eine ausgezeichnete, eines ſo großen Künſtlers würdige Weiſe geehrt. Als er nämlich in Julie und Romeo von Benda die ſchöne Arie „Ombra odorata" geſungen, und unter dem rauſchendſten Beifall wiederholt hatte, ſchwebten vermöge eines künſtlichen Mechanismus zwei Tauben aus den Wolken herab und ſetzten ihm eine Lorbeerkrone auf. Im Jahr 1809 wurde auf dem Privattheater Napoleons dieſelbe Oper mehrere Male wiederholt, und Crescentini machte auf ihn dabei einen ſolchen Eindruck, daß er ihm nach der dritten Vorſtellung das Ordenskreuz der eiſernen Krone zuſandte. Seit 1806 war Crescentini bei der Privatcapelle Napoleons als erſter Sänger angeſtellt.

Creta, in den älteſten Zeiten Idäa, jetzt aber Icriti oder Candia genannt, eine der größten griechiſchen Inſeln, im mittelländiſchen Meere ſüdlich von Griechenland gelegen. Sie iſt ſehr gebirgig. Mitten hindurch erſtreckt ſich eine Bergkette, von der die Alten den weſtlichen Theil Leuci (jetzt Monte di Sfachia), den öſtlichen aber Dicte (jetzt Laſthi

oder Sethia) und die höchſte Spitze Ida nannten. Die Thäler und Seeküſten ſind überaus fruchtbar. Man trifft die ſchönſten Weiden für zahlreiche Heerden an. Getraide, Wein, Oel und Obſt wurden ſonſt im Ueberfluß gewonnen. Die Luft iſt rein und geſund, ſo daß aller dieſer Vorzüge wegen die Alten Creta die glückliche Inſel nannten. In den früheſten Zeiten benutzten die Einwohner ihre günſtige Lage, um Eroberungen zu machen. Vor dem trojaniſchen Krieg unterwarfen ſie ſich einen Theil der Inſeln des ägeiſchen Meers, und ſetzten ſich auf einigen Küſten in Europa und Aſien feſt; beim Ausbruche jenes Krieges aber ſchickten ſie achtzig Schiffe unter Idomeneus und Merion nach Ilium. Damals war die Inſel ſehr bevölkert und prangte (wie die Dichter ſagen) mit hundert Städten, von denen die wichtigſten, jedoch zu verſchiedenen Zeiten, Gnoſſus (in deſſen Nähe ſich die berühmte Höhle, Jupiters Grab genannt, und das cretenſiſche Labyrinth befanden), Gortynna, Cydonia, Päſtus u. ſ. w. waren. Die älteſte Geſchichte von Creta iſt mythiſch. Die erſten Einwohner hießen Kureten, und waren nach Herodot eine phöniciſche Colonie. Von ihnen lernten die Griechen die Bearbeitung des Eiſens, gottesdienſtliche Gebräuche, die Bezähmung der Pferde, den Gebrauch der Waffen u. dgl. m. Ueber ſie herrſchte Saturn (Kronos) und unter ſeinem milden Scepter blühte das goldne Zeitalter. Da ihm ein Orakelſpruch verkündigt hatte, daß einer ſeiner Söhne ihn vom Thron ſtoßen werde, befahl er, dieſelben gleich nach der Geburt zu tödten. Aber ſeine Gemahlin und Schweſter Rhea verbarg deren drei: den Jupiter, Neptun und Pluto, welche, als ſie erwachſen waren, ihren Vater entthronten und das Reich unter ſich theilten. Die gewiſſere Geſchichte, wiewohl ſie auch noch mythologiſch iſt, fängt erſt nach der Ausbreitung der Hellenen in Griechenland an, da um dieſe Zeit ein Theil Dorier, mit Aeoliern und Pelasgern vermiſcht, unter Anführung des Tectamus, des Sohnes des Dorus, hieher kamen. Von ihm ſtammten Minos und deſſen Brüder, Sarpedon und Rhadamanth. Minos regierte um das J. 2580, und ward der Wohlthäter und Geſetzgeber ſeines Reichs. Sein Enkel gleiches Namens war der Vater der Ariadne, erwarb ſich den Ruf eines weiſen Regenten, und vollendete die Geſetzgebung ſeines großen Vorfahren. Idomeneus aber, auch ein Enkel des ältern Minos, war unter den Helden vor Troja. Nach Abſchaffung der königlichen Regierung ward eine republikaniſche Verfaſſung eingeführt, welche ſo lange dauerte, bis die aus Cilicien hieher geflüchteten Seeräuber die Inſel zu ihrem Hauptſitze machten. In der Folge ward Creta von den Römern unterworfen. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurde das damalige Königreich Candia, ſo wie die meiſten Inſeln des Archipelagus, von den Venetianern in Beſitz genommen, und die Republik behauptete dieſelbe über 400 Jahre. Aber in dem ſchweren Kriege, den ſie in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts mit den Türken führte, wurde von 1644 — 1669 der größte Theil der Inſel von dieſen erobert; 1715 nahmen ſie auch noch die beiden letzten venetianiſchen Plätze Suda und Spinalonga hinweg, und ſeitdem iſt ganz Candia der Pforte unterthan, welche ſie durch drei Paſcha's, von denen der in der Hauptſtadt Candia den beiden andern als Seraskier vorgeſetzt iſt, regieren läßt. Man berechnet die Zahl der Einwohner auf 130,000 Griechen, 150,000 Türken und einige hundert Juden.

Crëuſa, der Name mehrerer berühmter Frauen des griechiſchen Alterthums, von denen wir nur zwei anführen: nämlich die Tochter des Erechtheus, welche, an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt, zuvor

aus der Umarmung Apolls den Jon geboren hatte, mit ihrem Gemahl aber den Achäus zeugte; ſodann die Tochter des Priamus und der Hekuba und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Aſcanius zeugte. Als bei dem Brande Troja's Aeneas mit den Götterbildern, ſeinem Vater, ihr und ſeinem Sohn flüchtete, war ſie plötzlich von ſeiner Seite verſchwunden. Er kehrte zurück und ſuchte ſie vergebens im Getümmel, bis ſie ihm in verklärter Geſtalt erſchien und verkündigte, daß die Mutter der Götter, nicht wollend, daß ſie Phrygien verlaſſe, ſie zu ſich genommen habe.

Crichton (Johann). Unter allen frühreifen Menſchen iſt dieſer wohl der berühmteſte und merkwürdigſte. Kaum 20 Jahre alt, ſchrieb und ſprach er zehn verſchiedene Sprachen, und zeichnete ſich in allen körperlichen Uebungen aus. So kam er nach Paris. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſchrieb damals: „Hier iſt ein junger Menſch angekommen, etwa 20 Jahre alt, dem ſelbſt die erſten Profeſſoren der Akademie das Zeugniß geben, daß er in allen Wiſſenſchaften vollkommen ſey. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Inſtrumental-Muſik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, noch Malen, noch Reiten hat man ſeines Gleichen geſehen. Er weiß mit beiden Händen zu fechten, daß keiner ihm etwas anhaben kann; in einer Entfernung von 20 Fuß ſtürzt er auf ſeinen Gegner los und ſchlägt ihn aus dem Felde. Seine Geiſtesgegenwart iſt unerſchütterlich; er disputirte neulich vor einem Auditorium von 3000 Zuhörern, und ſetzte durch die Richtigkeit, Gelehrſamkeit und Präciſion ſeiner Antworten alle in Erſtaunen. Er ſpricht lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, ſyriſch, arabiſch, ſpaniſch, italiäniſch, franzöſiſch, engliſch, flamändiſch und ſclavoniſch, alle Sprachen gut. Wahrhaftig, man ſollte glauben, daß ein Menſch, ſelbſt bei einem hundertjährigen Alter, ſelbſt wenn er weder äße noch ſchliefe, ſo viel Kenntniſſe in ſich vereinigen könnte. Sein Daſeyn erfüllt alle mit paniſchem Schrecken, denn er weiß mehr als ein Menſch wiſſen kann, man fürchtet, er ſey der Antichriſt." Crichton verließ die Hauptſtadt Frankreichs, und ließ ſich endlich, nachdem er Rom, Venedig und Padua geſehen hatte, in Mantua nieder, wo er Führer des jungen Vincent von Gonzaga, Sohns des Herzogs, wurde. Während einer Carnevalsluſtbarkeit wurde er hier von einigen vermummten Perſonen mit Waffen angefallen; er überwand ſie augenblicklich, und erkannte unter ihnen, als er ſie enthüllte, zu ſeinem Befremden ſeinen eigenen Zögling. Ehrerbietig gab er dieſem den Degen, den er ihm entwunden hatte, zurück; jener aber, den ſchon Eiferſucht zu der That bewogen hatte, konnte dieſe beſchämende Großmuth nicht ertragen, und ſtieß ihm den Degen durch die Bruſt. Crichton ſtammte aus der königlichen Familie der Stuarte, war geboren 1551 in der Grafſchaft Perth in Schottland, und ſtarb 1583 in ſeinem 32ſten Jahre. Man nennt ihn als Verfaſſer mehrerer Werke.

Crillon (Louis de Berthon de), aus einer angeſehenen italiäniſchen Familie, welche ſich in der Grafſchaft Veneſſin niedergelaſſen hatte, war 1541 geboren, diente ſeit 1557, und gehört zu den größten Feldherrn ſeiner Zeit. Er trug die erſten Waffen bei der Belagerung von Calais, wo er durch ſeinen Muth die Aufmerkſamkeit Heinrichs II. auf ſich zog. In der Folge zeichnete er ſich an den Tagen von Dreux, von Jarnac und von Moncontour, in den Jahren 1562, 68 und 69 gegen die Hugenotten aus. Als Malteſerritter that ſich der junge Held auf ſeinen Kreuzzügen gegen die Türken, und beſonders in der Schlacht bei Lepanto 1571 ſo hervor, daß er, obwohl verwundet, gewählt ward, um die Sieges-Nachricht dem Papſte und dem Könige von Frankreich zu

überbringen. Zwei Jahre nachher finden wir ihn bei der Belagerung von Rochelle, und in der Folge faſt bei allen andern wichtigen Vorfällen. Allenthalben zeigte er ſich als den braven Crillon, wie Heinrich IV. ihn zu nennen pflegte. Heinrich III. erhob ihn im J. 1585 zum Ritter ſeiner Orden. Die Maske der Religion, worunter die Ligue ihre Attentate verbarg, konnte die Treue des braven Crillon nicht irre leiten, wie ſehr er auch die Hugenotten haßte. Er diente ſeinem Fürſten gegen die falſchen Eiferer an dem Tage der Barricaden, bei Tours u. a. O. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des rebelliſchen Herzogs von Guiſe vorzuſchlagen, da er Bedenken trug, ihn dem Schwerte des Geſetzes zu unterwerfen; doch Crillon verſagte dieſen Dienſt, erbot ſich aber, mit ihm zu kämpfen. Unter Heinrich IV. ſchlug er die Liguiſten vor Boulogne. Als Villars Armee vor Quilleboeuf im J. 1592 gerückt war, vertheidigte er kräftig dieſen Platz, und antwortete den Belagerern, die ihn zur Uebergabe aufforderten: Crillon iſt drinnen! — Der gute Heinrich aber that wenig für ihn, „weil er,“ wie er ſagte, „des braven Crillons gewiß ſey, dagegen aber alle diejenigen zu gewinnen habe, die ihn verfolgten.“ Als der Friede von Vervins die Kriege geendigt hatte, welche Europa erſchütterten, zog ſich Crillon nach Avignon zurück und ſtarb daſelbſt den 2. Dec. 1615. Man hat mehrere Anekdoten von dieſem Helden aufbehalten, welcher zu ſeiner Zeit der Schild der Ehre, der Mann ohne Furcht und der Tapfere unter den Tapfern genannt wurde. So unterbrach er einſt einen Prediger, der in der Erzählung der Leidensgeſchichte Jeſu auf die Geißelung kam, mit dem Ausrufe: „Wo warſt du, Crillon?“ indem er die Hand an den Degen legte. Der junge Herzog von Guiſe, zu dem ihn Heinrich IV. nach Marſeille geſchickt hatte, wollte ſeinen Muth auf die Probe ſtellen, ließ plötzlich Allarm ſchlagen, und eilte mit der Nachricht zu ihm, daß der Feind Meiſter vom Hafen und von der Stadt ſey, und daß nichts als die Flucht übrig ſey, um den Ruhm des Siegers nicht noch zu vermehren, wenn er auch die Anführer zu Gefangenen machte. Crillon, der eben erwacht war, nahm ruhig ſeine Waffen und ſagte, daß es beſſer ſey zu ſterben, als den Verluſt des Platzes zu überleben. Der Herzog, der ihn feſt entſchloſſen ſah, fing an zu lachen. Crillon merkte den Scherz, machte ein finſteres Geſicht und ſagte zu ihm: „Junger Mann, wolle nie das Herz eines Rechtſchaffenen prüfen; bei Gott, ich hätte dich durchbohrt, hätteſt du mich feig gefunden.“ Heinrich IV. ſchrieb ihm nach dem Siege bei Arques das bekannte lakoniſche Billet: „Laß dich hängen, Crillon; wir haben bei Arques geſchlagen, und du warſt nicht dabei. Lebt wohl, braver Crillon, ich liebe euch toll und blind.“ —

Crillon-Mahon (N. Duc de), ein bekannter und verdienter ſpaniſcher Feldherr der neuern Zeit. Er diente im 7jährigen Kriege bei der franzöſiſchen Armee, trat dann in ſpaniſche Dienſte, und wurde Grand der erſten Claſſe und oberſter Befehlshaber der Armeen während der Feindſeligkeiten zwiſchen England und Spanien im amerikaniſchen Kriege. Er dirigirte in demſelben die ewig denkwürdige Belagerung von Gibraltar, die wir in einem eigenen Artikel näher beſchreiben werden, und die durch Elliots tapfere Gegenwehr gänzlich ſcheiterte. Gegen Minorca war Crillon glücklicher. Er bemächtigte ſich dieſer Inſel 1782, und erhielt von der Hauptſtadt derſelben den Beinamen Mahon. Er ſtarb zu Madrid 1796, 80 Jahre alt.

Crimen, das Verbrechen, im juriſtiſchen Sinne jede Handlung, durch welche jemand an ſeinem Vermögen oder Leib und Leben verletzt wird. Es kommt in der Rechtsſprache in vielfachen Zuſammenſetzungen

vor. Crimen capitale, ein Halsverbrechen, d. h. worauf Todesſtrafe ſteht. Crimen ambitus, das Verbrechen des Amtshandels, d. h. wenn ein Amt erkauft und verkauft wird. Crimen ecclesiasticum, ein Verbrechen gegen die Kirchengeſetze. Crimen expilatae haereditatis, das Verbrechen der Erbſchaftsplünderung, d. h. wenn man ſich an dem Nachlaſſe eines Verſtorbenen vergreift. Crimen falsi, das Verbrechen der Verfälſchung, wenn z. B. ein Document verfälſcht oder ein falſches untergeſchoben wird. Crimen flagrans, ein handhaftes Verbrechen, wobei der Verbrecher auf der That ergriffen wird. Crimen laesae majestatis, oder Crimen majestatis, ein Majeſtätsverbrechen, d. h. ein Verbrechen gegen die Perſon (und Familie) des Staatsoberhauptes, der Hochverrath. Crimen legitimum, ein durchs Geſetz mit einer beſtimmten Strafe belegtes Verbrechen. Crimen peculatus, das Verbrechen veruntreuter oder entwendeter öffentlicher Gelder. Crimen perduellionis, ein Verbrechen gegen den Staat; der Hochverrath. Es kann von dem Majeſtätsverbrechen nicht genau unterſchieden werden; denn wer die Perſon des Herrſchers in monarchiſchen Staaten verletzt, der verletzt eben ſo die Verfaſſung, wie der Hochverräther in Freiſtaaten. Crimen raptus, das Entführungsverbrechen. Crimen repetundarum (pecuniarum), das Verbrechen eines öffentlichen Beamten, der ſich beſtechen läßt, oder Erpreſſungen ausübt. Crimen sacrilegii, das Verbrechen des Kirchenraubs. Criminalia, peinliche Gegenſtände; Sachen, die zur peinlichen Gerichtsbarkeit gehören. Criminal, criminel, peinlich; was Leib und Leben betrifft. Criminalrecht, das Recht, an Leib und Leben zu ſtrafen; das peinliche Recht. Criminalgericht, das Hals- oder Blutgericht. Criminalprozeß, eine peinliche Rechtsſache. Den Criminal-Edictal-Prozeß eröffnen, heißt, Perſonen, die als Verbrecher verdächtig ſind, in Zeitungen öffentlich vor Gericht laden, und wenn ſie nicht erſcheinen, mit Steckbriefen verfolgen. Criminaliſt, ein Lehrer des peinlichen Rechts.

Crimm, ehemals eine türkiſche, jetzt eine Provinz Neu-Rußlands, liegt als Halbinſel zwiſchen dem ſchwarzen und aſowſchen Meere, und iſt ein Beſtandtheil der Statthalterſchaft Taurien; ihr Flächeninhalt iſt etwa 270 Quadratmeilen. Im Jahre 1783 ward die Crimm, deren die Ruſſen ſchon 1771 ſich bemächtigt hatten, dem ruſſiſchen Reiche unter Catharina II. gänzlich einverleibt, und dadurch ein an ſich herrlicher und wegen ſeiner zum Handel ſo äußerſt günſtigen Lage ſehr wichtiger Landſtrich gewonnen. Dieſe Halbinſel hatte ehedem einen eigenen Chan (Fürſten), der von der Pforte abhängig war, jedoch nach der Beſitznahme des Landes durch die Ruſſen aufhörte zu ſeyn. Die Einwohner ſind größtentheils Tartaren, deren Zahl auf 300,000 angegeben wird, und die ſich zu der mohammedaniſchen Religion bekennen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der von Sclaven und Ausländern bebaut wird, iſt vorzüglich: Obſt, Wein, Gartenfrüchte, Maulbeerbäume, Capern ꝛc. gedeihen vortrefflich; auch an Salz iſt die Provinz reich. — Die Hauptſtadt heißt Theodoſia, oder Feodoſia, ſonſt Kaffa, ehemalige Reſidenz des Chans; ſie liegt an einem Buſen des ſchwarzen Meeres, durch welchen ein guter Hafen gebildet wird. Sie ſoll faſt 4000, aber wohl meiſtens kleine Häuſer enthalten, und iſt durch ihre Lage und große, von der Regierung ihr ertheilte Vergünſtigungen ein bedeutender und ſehr belebter Ort. Ehedem behauptete Fanegoria (oder Phanegoria) den erſten Platz unter den Städten der Crimm; im J. 1773 ward ſie aber gänzlich zerſtört und hat ihre Bedeutung verloren; ſelbſt der dabei befindliche Hafen mit einer Rhede, am öſtlichen Ufer des Bosphorus oder der Straße Kaffa, verdient kaum der Erwähnung. (M. v. Taurien.)

Criſis nennt man in der Medicin den Zeitpunkt einer Krankheit, in welchem ſich der Charakter derſelben entſcheidet, gleichſam der Wendepunkt zur Beſſerung oder zur Verſchlimmerung. Bei Krankheiten von einem regelmäßigen Verlaufe tritt die Criſis zu einer beſtimmten Zeit ein, bei andern iſt es dem Scharfblick des Arztes überlaſſen, die Criſis zu erkennen.

Criterium heißt überhaupt das Merkmal oder Unterſcheidungszeichen. Criterium der Wahrheit nennt man in der Logik das Kennzeichen, vermöge deſſen wir erſehen, daß unſere Gedanken mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens übereinſtimmen, es betrifft mithin nur die Form, und kann auch dieſe nur betreffen, da für die Materie (Objecte) ſich keine allgemeinen Kennzeichen auffinden laſſen.

Croatien, ein öſterreichiſches Königreich, vom Fluſſe Drave (Drau) bis ans adriatiſche Meer ſich erſtreckend, und an Sclavonien und Bosnien, an Steuermark und Krain gränzend, hatte ehedem ſeine eigenen Könige, kam aber im 11ten Jahrhundert an Ungarn, und macht gegenwärtig zwei Haupttheile aus, nämlich: Ober-Sclavonien und das eigentliche Croatien. Es ſteht theils unter dem Generalat (oder militäriſcher Verfaſſung), theils unter dem Bannat (bürgerlicher Verfaſſung) wozu Prälaten, Edelleute und freie Städte gehören. Das Ganze enthält auf 400 Quadratmeilen zwiſchen 7 bis 800,000 Einwohner, welche eigentlich ſlaviſchen Urſprungs ſind und von Jugend auf in den Waffen geübt werden; daher ſie auch von einem beſonders kriegeriſchen Charakter ſind. Das Land iſt gebirgig, von gemäßigtem Clima, ziemlich fruchtbar, hat aber noch große Waldungen mit ſchönen Pelzthieren. Getraide, Obſt und guter Wein, Viehzucht, Bienen, Fiſche, endlich auch Kupfer und Eiſen ſind ſeine Producte. Im J. 1775 wurde Croatien auch durch Erdbeben heimgeſucht. Durch den Wiener Frieden 1809 wurde der größere, auf dem rechten Ufer der Sau liegende Theil von Croatien, mit einer Bevölkerung von 450,000 Menſchen abgetreten, da er dann einen Theil der Provinz Illyrien ausmachte. Im Herbſte 1813 aber nahm Oeſterreich das Land wieder in Beſitz.

Cromford, ein Ort in Derbyſhire in England, wo der berühmte Arkwright (ſ. dieſen Art.) zuerſt ſeine Baumwollenſpinnerei etablirt hat. Durch dieſe und einige ſpäter angelegte Spinnereien iſt Cromford ſehr nahrhaft geworden. Nach dieſem Orte in England wurde in dem induſtriereichen Herzogthum Berg, nicht weit von Düſſeldorf, von einem thätigen und unternehmenden Manne, Brögelmann, ein großes Etabliſſement zur Nachahmung der engliſchen Baumwollenſpinnereien angelegt, und, wie das arkwrightiſche, Cromford genannt. Er erhielt von dem damaligen Churfürſten, Carl Theodor, ein ausſchließendes Privilegium auf 25 Jahre, und nach vielen Verſuchen, auf die er ſein ganzes Vermögen verwendet hatte, gelang es Brögelmann endlich, Garne zu liefern, welche den engliſchen, ſo weit dies auf dem Continente möglich iſt, gleich kamen. Die Verſchiedenheit des Waſſers und der Lufttemperatur ſcheint den engliſchen immer einen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu geben. Mehr von hier aus als von England direct, ſind ſpäterhin in der Schweiz, Sachſen und in andern Ländern die vielfältig angelegten Baumwollenſpinnereien ausgegangen. Das Etabliſſement in Cromford im Bergiſchen beſchäftigt gegen 400 Menſchen.

Cromwell (Oliver), der unter dem Namen eine Protectors ſich des Throns von England, Schottland und Irland bemächtigte, war in der Stadt Huntington, den 3. April 1603, mithin an dem Sterbetage der Königin Eliſabeth, geboren. Er widmete ſich anfangs den Studien

und bezog die Univerſität Cambridge, ward aber bald unſchlüſſig, ob er die Theologie oder den Militärſtand vorziehen ſolle. Sein unruhiger Charakter neigte ſich mehr zu letzterm; er machte den Feldzug von 1622 bei der Armee des Prinzen von Oranien, und diente in der Folge gegen Frankreich bei der Belagerung von la Rochelle. Nach geſchloſſenem Frieden ging er nach Paris, wo er dem Cardinal Richelieu vorgeſtellt wurde, deſſen ſcharfer Blick ſchon damals einen Mann von ungewöhnlichen Eigenſchaften in ihm erkannt haben ſoll. Seine Jugend war übrigens zwiſchen Zerſtreuungen und Ausſchweifungen getheilt, denen er ſich täglich und in eben nicht anſtändiger Geſellſchaft überließ. Es konnte ihm daher nicht gelingen, ſich als Geiſtlichen emporzuſchwingen, um ſo weniger, da er die Partei der Puritaner ergriffen hatte. Die Streitigkeiten Carls I. mit dem Parlament eröffneten ihm um ſo erwünſchter eine andere Laufbahn. Er erſchien im Parlament als Deputirter der Univerſität Cambridge, ohne ſich jedoch beſonders auszuzeichnen; weder ſein mündlicher Vortrag, noch ſein Aeußeres empfahlen ihn. Doch wußte er ſich durch ſeine Geſinnungen bei den Independenten in Gunſt zu ſetzen, welche ihn zur Armee beförderten. Noch hatte der König, unterſtützt von dem Adel, von allen eifrigen Anhängern der engliſchen Kirche und von den Catholiken, ein bedeutendes Uebergewicht gehabt. Seine Armee war unter der Anführung des pfälziſchen Prinzen Robert ſtets ſiegreich geweſen, und im Jahr 1644 hatte er ſogar ein Parlament zu Oxford berufen, welches dem londoner entgegenwirken ſollte. Cromwells Erſcheinung änderte plötzlich die Lage der Sachen. Er, der eben ſo viel Muth als Schlauheit beſaß, ſchlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er ſeinen Soldaten die abſcheulichſten Ausſchweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Abſetzung des Königs auszuſprechen, der von aller Hülfe entblößt, ſich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, deſſen Plane ſich mit ſeinen Erfolgen erweiterten, ließ ſich jetzt zum Generaliſſimus ernennen, vernichtete noch die Reſte der königl. Macht, und zog an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieſes Heeres verſichert, durfte er im Parlament die entſcheidende Stimme führen, und ſeine Vorſchläge galten als Geſetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell ſeine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf ſein Anſtiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, deſſen Schickſal, da Cromwell die Richter beſeelte, nicht lange zweifelhaft ſeyn konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Verſuche Carls II. im Jahr 1650 und 1651, ſich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte und das Parlament ganz nach ſeinem Willen umgeſtaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieſer Uſurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewohl er dieſen Titel, der ihm im Jahr 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt ſeinen kräftigen Maßregeln Größe und Glück; aber in das Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtſeyn der eigenen Schuld, hegte er unabläſſig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menſchen machte ihm bange, und die Einſamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nicht drei Nächte hinter einander in demſelben Zimmer zu ſchlafen; trug einen Harniſch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine ſtarke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern,

mäßig, ökonomiſch, arbeitſam und genau in ſeinen Geſchäften. Sein energiſcher und unermüdlich thätiger Geiſt arbeitete raſtlos, ſein Anſehen zu befeſtigen, und ſeine Kühnheit, ſeine kalte Unerſchrockenheit und gewandte Verſtellungskunſt liehen ihm ſtets neue Mittel dazu, bis endlich ſeine unaufhörlich geübten Liſten, Ränke und Kunſtgriffe die Beängſtigungen ſeines Herzens dergeſtalt ſteigerten, daß ſeine phyſiſchen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept. 1658 ſtarb. Sein Leichnam ward einbalſamirt und in dem königlichen Begräbniß beigeſetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im J. 1661, geſchleift, gehängt und unter dem Galgen begraben. Sein Sohn Richard entſagte freiwillig der von ſeinem Vater ererbten Macht, und zog ſich wieder in den Privatſtand zurück.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2. September 1731 zu Anſpach geboren. Sein Vater war General-Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes. Er genoß der ſorgfältigſten Erziehung, und machte früh in der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen, italiäniſchen und ſpaniſchen Sprache Fortſchritte, und ſo las er, noch in ſeinen Schuljahren, die beſten römiſchen Claſſiker und die vorzüglichſten Schriftſteller der neuern europäiſchen Nationen. Im Jahr 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert ſeinen Geſchmack und ſein Herz noch mehr ausbildete, der eben ſo ſehr ſein Freund als ſein Lehrer war. Auch mit Rabener, Käſtner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundſchaftlichſten Verbindung. Gottſched konnte er nicht achten; vielmehr richtete er mehrere ſatiriſche Angriffe gegen ihn und ſeine Anhänger. Dahin gehört eine Satire auf Schönaichs poetiſche Krönung und eine Sammlung von Grabſchriften in Knittelverſen auf die meiſten Gottſchedianer. Die damals in Leipzig ſpielende komiſche Schauſpielergeſellſchaft lenkte ſeine Neigung auf die theatraliſche Dichtkunſt. Schon in Anſpach hatte er ein kleines Luſtſpiel, den Mißvergnügten, geſchrieben; jetzt folgte der Mißtrauiſche, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke ſind höchſt unvollkommene jugendliche Verſuche. Zu mehreren Stücken, unter andern auch zu ſeinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im J. 1751 beſuchte er Braunſchweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in ſein Vaterland zurück. Hier ſchrieb er ein größeres Gedicht: Einſamkeiten, in ſechs Geſängen. Nachdem er zum markgräfl. anſpachiſchen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Juſtizrathe ernannt worden, unternahm er eine Reiſe durch Italien und Frankreich. Er bildete ſich hier eben ſo ſehr zum Weltmanne aus, als er beſonders ſeine Anſichten über Theater und Schauſpiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung ſeiner Reiſen ſich den öffentlichen Geſchäften widmen mußte, ſo blieb er dabei doch den Muſen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenſchrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. Im J. 1757 ſetzte Nicolai einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel aus, in der Abſicht, unſerm Vaterlande gute tragiſche Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk veranlaßt, ſeinen Kodrus nochmals überzuarbeiten. Er ſendete das Stück ein und erhielt den Preis, ſtarb aber, ehe er die Nachricht ſeines Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31. December 1758 im 26ſten Jahre ſeines Alters, und war für die deutſche Bühne gewiß ein Verluſt. Auch für die didaktiſche und moraliſche Poeſie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach

Cronegks Tode beförderte Uz die hinterlaſſenen Werke deſſelben zum Druck.

Cronſtadt, eine von Peter I. neu erbaute Stadt und Feſtung, nebſt einem dreifachen Hafen auf der Inſel Retuſari. Alle drei Häfen liegen neben einander; auf der Weſtſeite der geräumige Hafen für die Kauffahrteiſchiffe; auf der Oſtſeite für die Kriegsſchiffe mit dem Pulvermagazine. Der mittlere iſt für die kleinern Fahrzeuge der Krone und zum Ausrüſten und Abtakeln der größern beſtimmt. Sie ſind alle auf der Seeſeite mit ſtarken Bollwerken beſchützt. Nur ein Theil der Stadt iſt gepflaſtert. Die Einwohner beſtehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Fremden aller Nationen. Man ſchätzt die Zahl der männlichen Einwohner auf 30,000. Hier liegt die große Flotte, welche den wichtigſten Theil der ruſſiſch-kaiſerlichen Seemacht ausmacht, im Kriege von 1812 aber den Engländern in Depot gegeben wurde. Der Hafen für die Kriegsſchiffe iſt zugleich der Eingang zu dem 1719 angefangenen und 1752 vollendeten und eröffneten Canal, der zur Ausbeſſerung derſelben dient und ſeines Gleichen nicht hat. Das ſüße Seewaſſer hier iſt den Schiffen ſchädlich, weil ſie darin leichter faulen. Zwiſchen Cronſtadt und Cronſchlott iſt das Waſſer etwa 2000 Schritte breit, und hat für die aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von beiden Seiten eröffnet oder geſperrt werden. Ungefähr eine Meile vor Cronſtadt liegen die Wachtſchiffe, welche die nach St. Petersburg gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe unterſuchen und die eingehenden Waaren verſiegeln, welche ſodann in das Zollhaus nach St. Petersburg gebracht werden. Auch müſſen die Reiſenden ihre Päſſe hier unterſuchen laſſen. Auf der Nordſeite der Inſel Retuſari iſt das Waſſer ſehr ſeicht, voller Sandbänke, und die Fahrt durch verſenkte Schiffe geſperrt, um die Zolldefraudationen und andere Unregelmäßigkeiten zu hindern. Die größern nach Petersburg beſtimmten Handelsſchiffe nehmen wegen des tiefen Waſſers ihre Ladung zu Cronſtadt ein. Im J. 1805 liefen hier 1001 Schiff ein und 963 gingen ab. Ihre Ladung von ruſſiſchen Producten begriff vorzüglich eine Million Centner Eiſen, 196,000 Centner Flachs, 910,000 Centner Hanf, 120,000 Centner Hanföl, 630,000 Centner Theer u. ſ. w.

Crôſus, der letzte König von Lydien, lebte im ſechsten Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war perſönlich tapfer und vergrößerte ſein ohnehin mächtiges Reich durch viele Provinzen in Klein-Aſien. Seine Reichthümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldſande des Fluſſes Pactolus gezogen haben ſoll, betrugen mehr, als irgend ein König vorher beſeſſen hatte; und der Ausdruck: „Reichthümer des Crôſus,“ bezeichnete in der Folge unermeßliche Schätze. Stolz auf den Beſitz dieſer Güter, ergab er ſich einer ausſchweifenden Prachtliebe, hielt ſich für den Beglückteſten aller Sterblichen, und empfand es einſt ſehr übel, daß der attiſche Weiſe, Solon, der nach der gemeinen Erzählung an ſeinen Hof kam, trotz dieſer ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, man könne den Menſchen erſt jenſeit des Grabes glücklich preiſen. Bald aber erkannte er die Wahrheit dieſes Ausſpruchs, denn er hielt ſich nicht nur ſelbſt für höchſt elend, als er zwei geliebte Söhne durch gewaltſame Todesarten verlor, ſondern wurde auch vom Cyrus, den er zum Beſten der Babylonier bekriegt hatte, geſchlagen, in der eroberten Hauptſtadt Sardes gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verdammt. Jetzt, als die Flamme unter ihm wüthete, rief er voll ſchmerzlicher Rückerinnerung an Solons wahre Rede drei Mal aus:

„O Solon!“ Cyrus, der den Sinn dieſes Rufs erfuhr, wurde dadurch gerührt, ſchenkte ihm Leben und Freiheit, nahm ihn als Begleiter auf allen ſeinen Feldzügen mit, behandelte ihn ſehr gut, bemächtigte ſich aber ſeines Reichs und ſeiner Schätze. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt; noch unter Cambyſes, Cyrus Nachfolger, lebte er, und entging hier ſeiner Hinrichtung, die ſchon anbefohlen war, nur durch die Liſt einiger Hofbedienten. Obſchon Einige den ganzen Vorfall mit Solon läugnen, Andere aber die Verurtheilung zum Scheiterhaufen nicht erwähnen, ſo bleibt doch Cröſus ein lehrreiches Beyſpiel des Glückswechſels und der Grundloſigkeit des menſchlichen Vertrauens auf Glücksgüter; denn er ſank von der höchſten Stufe irdiſcher Hoheit plötzlich bis zum Nichts herab, und nur die Gnade des Siegers rettete ihn von einem ſchimpflichen Martertode.

Croup, aus dem Engliſchen the Croup (die Erſtickungskrankheit), die häutige Bräune, Hautbräune, könnte paſſender die Luftröhrenentzündung genannt werden. Dieſe Krankheit befällt vorzüglich Kinder bis in das zwölfte Jahr, und herrſcht gern bei feuchter und kalter Witterung, bei wehendem Nordoſt- nach vorausgegangenen Weſt- und Südweſtwinden, vorzüglich in niedrig liegenden feuchten Gegenden, an Seeküſten, Flüſſen u. dergl. Sie fängt gemeiniglich, wie ein gewöhnlicher Catarrh, mit ziemlich ſtarkem Fieber an, verräth aber bald ihre fürchterliche Natur durch die ſich bald einſtellende und immer wachſende Aengſtlichkeit beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken ſelbſt einen Schmerz erregte, oder gehindert wäre. Die Kinder klagen aber oft über ein Wehethun vorn am Halſe in der Gegend des Kehlkopfes, das Athmen wird in kurzer Zeit ſo gehindert, daß Erſtickungszufälle eintreten. Der Huſten klingt heiſer, röchelnd, das Einathmen pfeifend und krähend. Das Kind wird in der Angſt roth im Geſichte, iſt nach den Anfällen von Huſten ſchläfrig, ſucht im Liegen mit zurückgebogenem Kopfe Erleichterung ſeiner Erſtickungsangſt. In dieſem Zuſtande bildet ſich die Krankheit gemeiniglich ſchon in den drei erſten Tagen aus. Das Kind wird immer ſchwächer, das Athmen immer beſchwerlicher, kürzer und röchelnder, endlich ſtirbt es zuweilen erſt am fünften, ſiebenten, meiſtens aber ſchon am dritten oder vierten Tage bei vollem Bewußtſeyn, oft, nachdem es kurz vorher noch geſprochen, getrunken, geſpielt oder ſonſt etwas verrichtet hatte. Dieſe Krankheit hat eigentlich ihren Sitz im Luftröhrenkopfe und in der Luftröhre, zuweilen bis an die Veräſtelungen derſelben in die Lungen, und beſteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieſer Theile, wobei ſich ſchnell vom Ueberfluß der in hohem Grade gerinnbaren lymphatiſchen Flüſſigkeit des Blutes ein Ausſchwitzen von Schleim in der Luftröhre einſtellt, wodurch dieſe angefüllt, oft mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche ſich bis in die Vertheilungen der Luftröhrenäſte fortſetzt. Oft werden daher mit dem Huſten lange, ſelbſt zuweilen röhrenförmige Schleimſtücke ausgeworfen. Durch dieſe Anfüllung der Luftröhre mit Schleim wird der Zutritt der atmoſphäriſchen Luft in das Innere der Lungen und die Belebung des Blutes mit Sauerſtoff verhindert; daher die ſchnell zunehmende Schwäche, und der baldige Tod durch ein oft plötzliches Erſticken des Kranken. Schon in den erſten 24 bis 36 Stunden muß bei dem Kinde die richtige und kräftige Hülfe angewendet werden, außerdem iſt keine Rettung mehr zu hoffen. — Die Krankheit iſt ohne Zweifel nicht neu, ſondern nur in neuern Zeiten mehr beobachtet, genauer unterſucht, von andern Krankheiten deutlicher unterſchieden worden. Schon im Jahr 1749 hat Chiſi in Cremona eine Epidemie derſelben beobach-

tet und beſchrieben. Im Anfange der ſechziger Jahre haben ſchwediſche Aerzte, beſonders Roſenſtein, viele Fälle dieſer Krankheit bekannt gemacht. Home in Schottland gab 1765 über dieſe Krankheit eine Abhandlung heraus, welche über die Natur und das Weſen derſelben zuerſt vieles Licht verbreitete. Michaelis ſammelte in einer umfaſſenden und gründlichen Schrift alles Bekannte darüber (1778). Lentin in ſeinen Beiträgen zur AW. (1798) und im hufeland'ſchen Journal der practiſchen Medicin gab zuerſt mit Sicherheit eine richtige und glückliche Behandlung der Krankheit an. Wichmann (1794) erwarb ſich das Verdienſt einer genauern diagnoſtiſchen Unterſcheidung der Krankheit von andern, beſonders von der ihr am ähnlichſten millarſchen Engbrüſtigkeit. Der Kaiſer Napoleon, veranlaßt durch den an dieſer Krankheit erfolgten Tod ſeines Neffen, des Prinzen von Holland, ſetzte 1807 auf die beſte Abhandlung über den Croup den Preis von 12,000 Franken. Unter den 83 Schriften, welche über dieſen Gegenſtand waren eingeſchickt worden, erkannte die zur Unterſuchung niedergeſetzte Commiſſion von zwölf Mitgliedern in Paris im Jahr 1811 zwei als die vorzüglichſten, deren Verfaſſer Jurine in Genf und Albers in Bremen waren, unter welche auch der Preis getheilt wurde. H.

Cruſade, eine portugieſiſche Münze, wovon die alten (400 Rees betragend) Goldmünzen ſind (nach denen auch in Wechſelzahlungen gerechnet wird), und etwas über 16 Groſchen betragen; die neuen aber in Silber gemünzt (480 Rees) ungefähr 19 Gr. an Werth haben.

Crusca, Academia della crusca, eine gelehrte Geſellſchaft in Florenz, welche ſich die Verbeſſerung der Sprache und die Säuberung derſelben von ſchlechten Wörtern (gleichſam der Kleie, welche auf italiäniſch crusca heißt) zum Zwecke gemacht hat. Sie hat manches Nützliche geliefert, namentlich ein großes Wörterbuch der italiäniſchen Sprache, aber ſich im Ganzen doch mit Recht den Vorwurf beſchränkter und pedantiſcher Anſichten zugezogen; wie denn auch die von ihr beſorgten Ausgaben der italiäniſchen Claſſiker von ſehr ungleichem Werthe ſind.

Cruſius (Chriſtian Auguſt), ein tiefdenkender und ſcharfſinniger, aber zugleich ſchwerfälliger und zum Myſticismus geneigter Philoſoph und Theolog, der wegen des bedeutenden Einfluſſes, den ſeine Vorträge und Schriften einſt hatten, wohl erwähnt zu werden verdient. Er war den 10. Juni 1715 zu Leuna bei Merſeburg geboren, ſtudirte in Leipzig, fing bald an, theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten, und ſetzte dieſelben bis 1776 fort, wo er als Canonicus zu Meißen, erſter Profeſſor der Theologie und Senior der theologiſchen Facultät ſtarb. Er hatte den kühnen Plan, nicht nur die Philoſophie zu einer vollendeten und für die Vernunft völlig befriedigenden Wiſſenſchaft zu erheben, ſondern auch ſie mit dem orthodoxen theologiſchen Syſtem in Verbindung zu bringen. Da er mit dieſem Plane das wolfiſche Syſtem unverträglich fand, ſuchte er es durch ein eigenes zu ſtürzen, deſſen Mängel und Schwächen jedoch nicht verborgen blieben, ſo daß er das Anſehn deſſelben überlebte. Außer mehrern theologiſchen Schriften, die jetzt vergeſſen ſind, ſchrieb er deutſche Lehrbücher über alle von ihm angenommenen Haupttheile der Philoſophie. In ſeiner Lebensweiſe zeichnete er ſich durch ſtrenge Rechtſchaffenheit und ſeltene Pietät aus.

Cruzada, (Kreuzbulle), war ehedem in Spanien eine anſehnliche königliche Revenue. Papſt Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Caſtilien 1457 durch dieſe Bulle allen denjenigen, welche wider die Ungläubigen fechten, oder dem König eine gewiſſe Summe (200 Maravedis) zum Kriege wider dieſelben entrichten wür-

den, einen Ablaß für Lebendige und Todte, und da ſie eigentlich nur auf fünf Jahre ſich erſtreckte, ſo ließen ſie die Könige von Zeit zu Zeit erneuern, und auch auf andere Freiheiten (wegen der Faſtenſpeiſen ꝛc.) ausdehnen, welche Erneuerung jedoch ſeit 1753 nicht mehr nachgeſucht ward. So wurden jährlich dergleichen ſchon gedruckte Bullen, durch Geiſtliche und Mönche verkauft, welche ohne dieſelben Niemand zur Beichte ließen, keine letzte Oelung ertheilten ꝛc. Es begreift ſich, welchen anſehnlichen Ertrag dieſe geiſtliche Steuer abgeworfen haben muß: man berechnete ſie für Spanien und Amerika auf anderthalb Millionen Thaler. Auch Portugal erhielt 1591 eine ähnliche Kreuzbulle zum Unterhalte der Feſtungen in Afrika.

Crypto, heimlich, geheim; z. B. ein Crypto-Calviniſt, ein heimlicher Anhänger des calviniſchen Glaubens u. ſ. w. Cryptographie, die Geheimſchreibekunſt. Cryptogamie, die heimliche Ehe. Cryptogamiſch, von unbekannter Fortpflanzungsart (ſ. Botanik). Cryptonymus, der ſeinen Namen geheim hält. Crypto-Catholicismus, Crypto-Jeſuitismus, die im Verborgenen herumſchleichende Lehre der Päpſtler und Jeſuiten. In den 1780er Jahren war hiervon viel die Rede. Man witterte allenthalben geheime Obern, Papſtthum und Jeſuiten, und Fr. Nicolai und Bieſter machten damals die von letzterm redigirte berliner Monatsſchrift zum Tummelplatze ihrer Fehden und Denunziationen, die beſonders den Hofprediger Stark in Darmſtadt trafen. Kotzebue perſiflirte dieſe Abgeſchmacktheiten im Bahrdt mit der eiſernen Stirn treffend, wenn auch zu derb.

Cryſtall. 1. Ueberhaupt ein Körper, der ſich in eine gewiſſe regelmäßige Geſtalt nach und nach gebildet hat, oder ein ſolcher Theil eines Körpers. In dieſer weiteſten Bedeutung bilden ſich die meiſten feſten Körper in gewiſſe regelmäßige Geſtalten, oder ſetzen ſich in Cryſtalle an, wie man beſonders deutlich wahrnehmen kann, wenn flüſſige Körper, ſowohl Metalle als auch Waſſer, und beſonders aufgelöſ'te Salze, nach und nach erkalten und in einen feſten Zuſtand übergehen, wobei ſich nach Verſchiedenheit der Körper und nach beſtimmten Naturgeſetzen die Theile in gewiſſen mehr oder weniger regelmäßigen Geſtalten und Richtungen verbinden, die außerordentlich verſchieden ſind, und bald Sterne aller Art, bald Vierecke, Vielecke, regelmäßig und unregelmäßig, bald Säulen von allerlei Geſtalten und verſchiedener Anzahl der Seitenflächen u. ſ. w. vorſtellen. 2. In engerer Bedeutung, gewiſſe Körper, die ſich in ſolche regelmäßige Geſtalten gebildet haben. So werden vorzugsweiſe völlig reine und durchſichtige Kieſel, die ſich gewöhnlich in ſechsſeitigen Säulen erzeugen, deren Enden in Spitzen auslaufen, indem die Seitenflächen ihre Richtung verändern und ſich unter gleichen Winkeln brechen, Cryſtalle genannt, oder Bergcryſtall, weil ſie in den Klüften der Gebirge entſtehen (Silex quarzum crystallus). Weniger durchſichtige heißen Quarzcryſtalle. Man findet die Cryſtalle entweder einzeln am Muttergeſtein angewachſen oder gehäuft, in welchem Falle ſie Cryſtalldruſen heißen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß ſie aus einem urſprünglich flüſſigen Zuſtande in einen feſten übergegangen ſind, indem man zuweilen fremde Körper in denſelben eingeſchloſſen gefunden hat. Die farbigen Cryſtalle, welche man findet, werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußſpathe, von dem ſie ſich aber beſonders dadurch unterſcheiden, daß ſie am Stahle Feuer geben, Cryſtallflüſſe genannt. Man gebraucht ſie häufig ſtatt der echten Edelſteine, und gibt ihnen nach Verſchiedenheit ihrer Farbe verſchiedene Namen; der weingelbe Cryſtall (Citrin), der

rauchbraune (Rauch-Topas), der veilchenblaue (Amethyſt). In weiterer Bedeutung heißt auch ein durchſichtiger Kalkſpath, der Doppelſpath, (weil er die Gegenſtände, die ſich darauf ſpiegeln, doppelt zeigt), isländiſcher Cryſtall. Von der Aehnlichkeit mit Cryſtall, oder auch, weil man Quarze und ſchlechte Bergcryſtalle dazu nimmt, wird auch das feinſte und reinſte Glas, Cryſtall, beſſer aber Cryſtallglas genannt. Cryſtallinſe heißt in der Anatomie ein linſenförmiger Körper im Auge, welcher in der Vertiefung des Glaskörpers hinter dem Sehloche liegt (Lens crystallina), (S. Auge.)

Cuba, die größte unter den Antillen, liegt dicht am nördlichen Wendekreiſe zwiſchen dem 55. und 66. Grade weſtlicher Länge. Sie iſt 150 Meilen lang und 30 bis 50 Meilen breit, und hat an den Küſten eine Menge Bayen und Buchten, von denen verſchiedene gute Häfen abgeben. Von Oſten nach Weſten läuft eine bedeutende Bergkette durch ſie hin. Die ganze Bevölkerung dieſer großen und überaus fruchtbaren Inſel betrug im J. 1796 nur 500,000 Menſchen: ſeitdem ſoll ſie geſtiegen ſeyn. Sie wird in das Gouvernement von Havannah und Cuba eingetheilt. Columbus, der ſie gleich nach ſeiner erſten Reiſe (1492) entdeckte, nannte ſie Johanna. Hernach bekam ſie die Namen St. Salvador, Ferdinanda, Alfaomega; die Eingebornen nannten ſie Guanahani. Alle dieſe Namen ſind jetzt nicht mehr gebräuchlich. Erſt 1511 wurde die Eroberung von Cuba vollendet. Man behandelte die Einwohner mit aller Grauſamkeit, die blinder Religionseifer und unerſättliche Habſucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung wurde aufgerieben, theils durch das Schwert der Ueberwinder, theils durch die fürchterliche Pockenſeuche, theils endlich dadurch, daß man ſie in den Goldgruben mit übermäßiger Anſtrengung arbeiten ließ. Cuba wurde eine menſchenleere Wüſte. Als man aber ihre Wichtigkeit für die aus Mexiko nach Europa ſegelnden Schiffe einſehen lernte, ſuchte man ſie wieder in Aufnahme zu bringen, bevölkerte ſie mit ſpaniſchen Coloniſten und baute mehrere Städte und Ortſchaften. Unter dieſen iſt die wichtigſte Havannah mit 10,000 Einwohnern, der Sitz des Gouverneurs und General-Capitäns der Inſel, und die Niederlage des ſpaniſchen Handels und das Bollwerk des ſpaniſchen Amerika's. Um ſo fürchterlicher war der Schlag, der 1762 Spanien durch die Eroberung dieſer Stadt durch die Engländer traf, die eine unermeßliche Beute machten. Im Hafen fanden ſie 12 Linienſchiffe, 3 Fregatten und eine große Menge Kauffahrer, 35 Kanonen, Magazine von Munition, und große angefüllte Waarenlager, 3 Millionen Dollars, die dem Könige von Spanien gehörten, 2 Millionen Pfund Sterling an Gold und andern Effecten, und 14 Millionen andrer Schätze. Auf einem verſenkten Schiffe waren 4 Millionen ſpaniſcher Thaler, auf zwei andern Schiffen 800 mit Gold und Silber gefüllte Kiſten. In dem Frieden wurde Cuba an Spanien zurückgegeben. — Die Hauptproducte ſind Kupfer, Eiſen, Goldſand in Flüſſen, Tabak, Zucker, Ingwer, Baumwolle, alle Arten von Früchten und Küchengewächſen, Mahagoni-, Cedern-, Eben-, Coaban- und Guayacanholz, Seide, Wachs u. ſ. w. Seit 1765, da der Handel nach Cuba freigegeben wurde, ſtieg die Ausfuhr; im J. 1774 rechnete man ſie auf anderthalb Millionen Piaſter. Die Einkünfte des Königs ſchätzt man auf fünf Millionen Piaſter.

Cubus oder Würfel iſt ein von ſechs gleichen Quadratflächen begränzter Körper, daher er zwölf Kanten und acht Ecken hat, von denen eine jede der andern gleich, und weßwegen er ein regulärer Körper

iſt, und zwar der einzige reguläre, welcher von ſechs Flächen begränzt wird. Sein körperlicher Inhalt iſt, wie man ſich leicht überzeugen kann, wenn man ſich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und dieſe Fläche ſelbſt wieder gleich einem Product aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andere (Grundlinie). Weil nun dieſe Seiten alle einander gleich ſind, ſo wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit ſich ſelbſt erhalten. Iſt z. B. eine Seite gleich 10, ſo iſt der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch ein jedes Product, das durch dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit ſich ſelbſt entſteht, die Cubikzahl dieſer Zahl, und dieſe Zahl ſelbſt wieder die Cubikwurzel aus jenem Product genannt. Die Geometrie lehrt, wie man zu jedem gegebenen Körper einen ihm an Inhalt gleichen Cubus finden kann, und wird dieſer dann mit einem andern zur Maßeinheit angenommenen Cubus verglichen, ſo dient dieſer Würfel als Cubikmaß, durch das der Inhalt eines jeden Körpers beſtimmt wird.

L.

Cullen (William), Profeſſor der practiſchen Medicin in Edinburg, war 1712 auf einem Dorfe der Grafſchaft Mark in Schottland geboren, er lernte in Glasgow die Apothekerkunſt und die Chirurgie, ward darauf Wundarzt auf einem Handelsſchiffe der oſtindiſchen Compagnie, übte ſodann die Wundarzneikunde auf dem Lande unter der Leitung Hunters, der ihn begünſtigte, promovirte 1740, und ward 1746 Profeſſor der Chemie in Glasgow, 1765 in Edinburg, erhielt 1766 den Lehrſtuhl der Medicin, und ſtarb daſelbſt 1790. Er hat dieſer Univerſität den hohen Ruf, welchen ſie in der Arzneikunde hat, erworben. Er war ein ſcharfſinniger Beobachter der Natur, und machte ſich um die ganze Medicin, vornehmlich aber um die Pathologie und Materia medica hochverdient. Die Theorie des Solidi vivi wurde zuerſt von ihm in ihrem ganzen Umfange aufgeſtellt. Aus der Materia medica verbannte er unzählige Irrthümer und ſein Treatiſe of the mat. med. Edinburg, 1789. 2 Vol. 4. (zweimal verdeutſcht) iſt ein claſſiſches Werk. — Von ſeinen First lines of the practic of phiſic erſchien 1785 die 5te Auflage in 4 Bänden. (Auch dies Werk iſt mehrmals ins Franzöſiſche und Deutſche überſetzt). Die Synopsis nosologiae methodicae, Edinb. 1772, 2 Vol. haben Fiſcher und Frank für Deutſchland und Italien durch neue Ausgaben gemeinnütziger gemacht. Von ſeinen übrigen Schriften nennen wir noch eine über die Mittel, die man bei ſcheinbar Ertrunkenen anzuwenden hat, um ſie ins Leben zurückzurufen. Unter ſeinen Schülern ſind viele der berühmteſten Aerzte Englands.

Culmination bedeutet in der Aſtronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil ſie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchſten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn erreicht haben. Ein Stern culminirt, d. h., er geht durch die Mittagslinie, hat ſeinen höchſten Standpunkt am Himmel erreicht.

Cultur (von colere, bebauen, bearbeiten), bedeutet 1. die auf ein Ding gerichtete Thätigkeit, um die in ihm ſchlummernden Kräfte zu entwickeln und auszubilden; 2. aber auch den Zuſtand, in welchem dieſe Kräfte ſchon bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt und ausgebildet ſind. Daher ſpricht man eben ſowohl von der Cultur eines Ackers oder Landes, als von der Cultur eines Menſchen oder Volkes. Rouſſeau in ſeiner Schrift: sur l'inégalité parmi les hommes, betrachtet

den Culturzuſtand der Menſchen als die Hauptquelle des phyſiſchen und moraliſchen Elends, wodurch die Menſchen gedrückt werden, weil durch Cultur ihre Bedürfniſſe ſo geſteigert worden, daß ihre Neigungen und Wünſche keine Gränzen mehr anerkennen. Er meint daher, die cultivirten Menſchen ſollten in den urſprünglichen Zuſtand natürlicher Rohheit zurücktreten, um ſich von jenem Elend zu befreien und ihre Beſtimmung zu erreichen, worunter er nichts anders als ſinnliches Wohlſeyn oder die Behaglichkeit eines aus leicht befriedigten Bedürfniſſen hervorgehenden Zuſtandes verſteht. S. Beſtimmung des Menſchen. D.

Cultus, die öffentliche Gottesverehrung, die äußerliche oder kirchliche Religionsübung. Vergl. gottesdienſtliche Gebräuche.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn Königs Georg II. von England, geb. 1721, geſt. am 30. Oct. 1765. Im J. 1743 wohnte er ſchon der Schlacht bei Dettingen bei, und ward hier an der Seite ſeines Vaters verwundet, der aus der kalten Faſſung und dem Muthe des Prinzen die ſchönſten Hoffnungen ſchöpfte. Nur eine glänzende Operation des Marſchalls von Sachſen entriß ihm den Sieg bei Fontenay, dagegen ihm die gewonnene Schlacht von Culloden den Namen des Befreiers des Vaterlandes erwarb, das ihm die Erſtickung des Bürgerkrieges im erſten Keime verdankte, welcher ſeit 69 Jahren ſchon Großbritannien bedroht hatte. Den unglücklichen Eduard von Schottland (Stuart), der in zwei Märſchen hatte London erreichen können, warf er von Carlisle zurück (am 11ten Januar 1746), und gewann am 27. April deſſelben Jahres die große Schlacht wider den Prätendenten, der mit 8000 Mann ſich ihm entgegenſtellte. Dieſe Schlacht gehört unter die ſchrecklichſten, die je geliefert wurden, denn politiſcher und religiöſer Fanatismus vereinigten ſich zum grauſamſten Kampfe. Leider mißbrauchten die Engländer ihren Sieg aufs grauſamſte. Alles, was nicht von den Truppen des Prätendenten in der Schlacht umgekommen war, wurde ermordet; man ſchändete die Frauen und die Töchter der Erſchlagenen auf den Leichnamen ihrer Gatten und ihrer Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Wohnungen, die man niederriß, zerſchmettert; mehr als 50 Meilen in der Runde wurden vom Sieger zur Wüſte gemacht, und weder Vieh noch Baum verſchont. Cumberland war bei Lawfeld (1747) nicht weniger glücklich. Der franzöſiſche General hatte durch dieſe Affaire die Wegnahme von Maſtricht beabſichtigen wollen; doch Cumberlands Rückzug nach Limburg vereitelte den Anſchlag. Kurz darauf ward der bekannte Tractat zwiſchen England und Rußland abgeſchloſſen: Rußland ſtellte 50,000 Mann Truppen, und England zahlte dafür eine jährliche Subſidie von 100,000 Pf. St.

Cunnersdorf (Schlacht bei), geliefert am 12. Auguſt 1759 zwiſchen den Preußen, Ruſſen und Oeſterreichern, iſt eine der denkwürdigſten des ſiebenjährigen Krieges. Frankreich, Oeſterreich, Rußland, Schweden und Polen hatten ſich mit einander aufs neue gegen den täglich furchtbarer werdenden Friedrich von Preußen verbunden, der damals keinen Alliirten, als England, und nur die entfernte Ausſicht hatte, daß Rußland und Oeſterreich durch die hohe Pforte bekriegt, und ſo ihre Kräfte zu ſeinem Vortheile getrennt werden würden. Die Vorſicht rieth ihm, bis zum günſtigen Moment nur vertheidigungsweiſe zu verfahren. Nur einzelne Streifzüge nach Böhmen, Franken, Thüringen, Mecklenburg und Pommern geſchahen von kleinen Corps und mit vielem Glücke. Friedrich ſelbſt beobachtete mit ſeinem Falkenblick die Bewegungen der

Oeſterreicher und Ruſſen, deren Vereinigung, welche Soltikow und Laudon beabſichtigten, er freilich zu hindern ſuchen mußte. Er ſchickte daher den Ruſſen, die von Polen aus die preußiſchen Staaten bedrohten, den General Dohna entgegen; doch vergebens ſuchte dieſer ſie zur Schlacht zu bringen. Da gab Friedrich dem General Wedel das Obercommando über jenes Corps, mit der gemeſſenſten Ordre, die Vereinigung der beiden Verbündeten zu hindern, oder den Ruſſen eine Schlacht zu liefern. Bei Lai an der Oder ſtieß Wedel auf Soltikow; am 23. Juli kämpften beide mit einander, doch Wedel ward geſchlagen, und der Damm gebrochen, der die Alliirten getrennt hatte; Laudon vereinigte ſich mit Soltikow, und da Wedel ihnen dennoch den Uebergang über die Oder ſtreitig machte, ſo ſtellte ſich dieſe 80,000 Mann ſtarke Armee an dem Fluſſe in ein feſtes Lager, während der Feldmarſchall Daun von Landshut aus ebenfalls ſich ihnen zu nähern ſuchte. Doch Friedrich ſandte dieſem den Prinzen Heinrich mit einer Obſervations-Armee von 40,000 Mann entgegen, und eilte ſelbſt zur Vertheidigung ſeiner Staaten an die Oder, wo er die mitgebrachten Truppen mit dem wedelſchen Corps vereinigte, um die alliirte Armee anzugreifen. So rückte er mit 40,000 Mann dem doppelt ſo ſtarken Feinde entgegen, welcher zwiſchen Frankfurt und Cunnersdorf die Anhöhen beſetzt hatte. Das verſchanzte Lager deſſelben war von einer furchtbaren Artillerie gedeckt; der rechte Flügel lehnte ſich an die Oder, der linke an Sümpfe und Buſchhölzer; ein Angriff auf die Fronte ward durch tiefe Gründe faſt unmöglich gemacht, die Zugänge zum Lager waren durch dichte Verhaue verſchloſſen; eine Sternſchanze vertheidigte den rechten Flügel. So erwarteten die Ruſſen und Oeſterreicher den ſieggewohnten König, der den Plan hatte, ſeine Feinde zu umgehen und auf mehrern Seiten zugleich anzufallen. Nach vielen Schwierigkeiten, die das ungünſtige Terrain ihm entgegenſtellte, kam er vor dem linken ruſſiſchen Flügel an, eroberte mit ſeinen Grenadiers, trotz des heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Ruſſen aus allen ihren Verſchanzungen, und trieb ſie, nachdem er ihrer ſämmtlichen Artillerie ſich bemächtigt hatte, bis in den Ort Cunnersdorf, auf deſſen Gottesacker ſie ſich wieder feſtſetzten. Während dieſer Ereigniſſe war es 6 Uhr Abends geworden. Friedrich war im vollen Siege, und um ihn zu verfolgen, rückte er auf den rechten Flügel der Ruſſen vor. Doch das ſehr coupirte Terrain erſchwerte die Concentrirung der Truppen, und Laudons plötzliches Einrücken in die Schlachtlinie verhinderte ſie völlig. Friedrichs Freund und berühmter General der Cavallerie, Seidlitz, kam unter die ruſſiſchen Batterien, und ſeine tapfern Reiter mußten dem Kartätſchenfeuer weichen. Die Oeſterreicher, die ſich in eine große ruſſiſche Batterie auf dem Judenkirchhofe bei Cunnersdorf geworfen hatten, verdoppelten das Feuer, während zugleich ihre Cavallerie auf allen Punkten losbrach und große Unordnung unter den beſtürzten Preußen hervorbrachte. Nicht weniger zeichnete ſich Laudons Infanterie aus, als die Preußen den ſogenannten Spitzberg erſtürmen wollten. Der Uebermacht widerſtand weder Friedrichs Geiſt, noch ſeiner Preußen Muth und Kraft. Neue Cavallerie-Angriffe des Generals Seidlitz, des Prinzen von Würtemberg, der Generale Puttkammer, Hülſen und Fink wurden abgeſchlagen; Puttkammer getödtet, Hülſen und Fink verwundet, ſelbſt des Königs Uniform von mehreren Kugeln durchbohrt *). Da fiel zur Vollendung des Gan-

*) Zwei Pferde wurden unter ihm getödtet; ein kurz vorher von einem Offizier erbeutetes Pferd trug ihn pfeilſchnell aus dem Tumult der Schlacht, wo ſeine Freiheit und ſein Leben mehr als je in Gefahr waren. Aber

zen Laudon mit friſcher Cavallerie vom rechten Flügel noch ein Mal in die ermatteten Preußen ein, alles ergriff im paniſchen Schrecken die Flucht, der Letzten einer war der König, den nur eines Offiziers, des Rittmeiſters von Prittwitz, Tapferkeit und Geiſtesgegenwart aus den Händen der Koſaken rettete. In der Finſterniß der Nacht entkam der Reſt ſeiner Armee. 8000 Todte, 15,000 Verwundete, faſt alle Artillerie hatte er verloren, kaum 5000 Mann ſah er nach dieſer ſchrecklichen Schlacht unter ſeinen Fahnen. Der heldenmüthige Dichter Kleiſt hatte in dieſer furchtbaren Schlacht ſeine Todeswunden empfangen. Doch theuer war dieſer Sieg von den Alliirten erkauft worden; 24,000 Mann Todte und Verwundete zählten auch ſie. Der geſchlagene König ſchlief in der Nacht, müde von Kampf, von Sorgen und nie gekannter Verzweiflung, in einer halbzerſtörten Bauernhütte auf einem Bündel Stroh. Die Niederlage war inzwiſchen die Folge ſeines gewöhnlichen Starrſinns, ſeine Plane zu verfolgen; denn ſchon nach dem Mißlingen des erſten Angriffs von Seidlitz, riethen ihm ſeine erfahrenſten Generale, die Armee ruhen zu laſſen, den ſchon vorauszuſehenden Rückzug der Ruſſen und den folgenden Tag abzuwarten. Er achtete ihren Rath nicht. Doch nur einen Moment dauerte des Großen Verlegenheit; bald ſtand er wieder mit einer ſchlagfertigen neugebildeten Armee im Angeſicht des noch triumphirenden Feindes, der den errungenen Sieg durch Standeserhöhungen, Preis- und Geldvertheilungen und Gedächtnißmünzen feierte. *) I.

Cunningham (John), wurde im Jahre 1729 zu Dublin geboren. Sein Vater war anfänglich ein Böttcher, legte aber, nachdem er eine Summe in der Lotterie gewonnen hatte, einen Weinhandel an. Der junge Cunningham wurde auf die Schule nach Drogheda geſchickt, wo er bereits Talente zur Dichtkunſt blicken ließ; allein ſein Aufenthalt an dieſem Orte dauerte nicht lange, denn ſein Vater machte Banquerott und berief ihn nach Dublin zurück. Da es dem Jünglinge hier an beſtimmten Geſchäften fehlte, wandte er ſich zum Theater, und verfertigte im Jahr 1747, im 17. Jahre ſeines Alters, das Schauſpiel: Love in a Mist, welches mehrere Male mit Beifall aufgeführt wurde, und dem Verfaſſer freien Eingang ins Schauſpielhaus verſchaffte. Letzteres war für ihn von ſehr nachtheiligen Folgen, denn es erzeugte in ihm eben ſo viel Abneigung gegen den Stand eines Kaufmanns, als es ſeine Begierde, ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten, vermehrte. Zwar widerſetzten ſich ſeine Aeltern dieſem Vorhaben aus allen Kräften; allein vergeblich. Er engagirte ſich bei einer umherziehenden Truppe, und kam ſo nach England. Er erntete indeſſen auf der Bühne nicht viel Lor-

er war auch dankbar gegen dieſes Thier. Es erhielt in der Folge ſtets das ausgeſuchteſte Futter, ein eigener Wärter war ihm beſtellt, der es von Zeit zu Zeit dem Könige vorführen mußte; oft ſandte er dem rettenden Gaule von ſeiner eigenen Tafel geſchnittene Melonen, und als der gute Blauſchimmel vor Alter weiß und unvermögend war, ſelbſt noch aufzuſtehen, ließ der dankbare Friedrich eine Maſchine herſtellen, vermittelſt welcher das edle Roß zum Futter aufgehoben und wieder zur Ruhe niedergelaſſen wurde; als ſein Gebiß das Futter nicht mehr zermalmen konnte, ließ er es ihm ſchroten.

*) Die Kaiſerin Eliſabeth machte jedem ruſſiſchen Soldaten einen ſechsmonatlichen Sold zum Geſchenk; jedes öſterreichiſche Regiment, das in der Schlacht mit gefochten hatte, erhielt 5000 Rubel, und Laudon einen goldenen, reich mit Diamanten beſetzten Säbel. Alle Generale bekamen Orden.

beern ein, denn ſeine Geſtalt eignete ſich weder zu komiſchen, noch zu tragiſchen Rollen, auch war ſeine Stimme mißtönend; an der Fähigkeit, in den Sinn ſeines Schriftſtellers zu dringen, fehlte es ihm jedoch nicht. Cunningham ſah bald ein, daß er unüberlegt gehandelt hatte; aber der Stolz hielt ihn anfänglich zurück, in das Haus ſeiner Aeltern zurückzukehren. Als er nach einiger Zeit dieſen Entſchluß wirklich gefaßt hatte, verlor er ſeinen Vater durch den Tod. Zwar bot ihm ſein Bruder, P. Cunningham, einer der geachtetſten Bildhauer Irlands, ſein Haus an; allein die Idee von Abhängigkeit war unſerm Dichter unerträglich. Jetzt mußte er, von Noth gedrungen, in dem Stande bleiben, dem er ſich anfänglich aus Neigung gewidmet hatte. Er ſpielte bald in dieſer, bald in jener Stadt des nördlichen Englands, bis er ſich endlich im Jahre 1761 bei einem Theater zu Edinburg anſtellen ließ. Hier fing er an ſich auszuzeichnen. 1762 machte er An Elegy du a Pile of Ruins bekannt, ein Gedicht, das man mit Vergnügen lieſt, wiewohl es eine ſichtbare Nachahmung von Gray's Elegy on a Country Church-Yard iſt. Im folgenden Jahre ſchrieb er The Contemplatist, a Night-Piece, worin er ſich als einen guten beſchreibenden Dichter zeigte. Hierauf folgte 1764 Fortune, an Apologue. Durch dieſe Stücke wurde er bekannt, und erhielt nun von einem londoner Buchhändler den Auftrag, einige literariſche Projekte auszuführen, durch die er, hieß es, mehr als auf der Bühne erwerben könnte. Cunningham reiſ'te nach London, ſah aber bald ein, daß die Plane des Buchhändlers unausführbar wären. Da dieſer überdies ein ſaumſeliger Zahler war, ſo eilte unſer Dichter ſogleich wieder nach Edinburg zurück. Der zeitige Director der dortigen Schaubühne behandelte ihn mit Auszeichnung, und Cunningham ſchrieb aus Dankbarkeit einige Prologe und Epiloge, die theils von ihm, theils von ſeiner Freundin, der berühmten Miß Bellamy, deren Schönheit er auch in einigen Gedichten beſang, geſprochen wurden. Nach einiger Zeit begab er ſich nach Newcaſtle, wo er ſich, wie an verſchiedenen andern kleinen Oertern, kärglich behelfen mußte; ſeine Talente und ſein biederer Charakter erwarben ihm indeſſen viele Freunde, und dieſe unterſtützten ihn redlich. 1766 ſammelte er ſeine Gedichte und gab ſie unter dem Titel: Poëms, chiefly pastoral, heraus. Er ſtarb an einer Nervenkrankheit zu Newcaſtle den 18. September 1773, im 44ſten Jahre ſeines Alters. Cunningham zeichnet ſich in ſeinen Gedichten beſonders durch Eleganz, Zartheit und Einfachheit aus, aber an Stärke, Leben und Begeiſterung gebricht es ihm merklich. Er hat eine lebhafte Einbildungskraft und ein fühlendes Herz; aber nicht genug Beurtheilungskraft und keinen geläuterten Geſchmack.

Cupido wird häufig mit Amor bei den Römern, Eros bei den Griechen für gleichbedeutend angenommen, iſt es aber eigentlich nicht, ſondern verhält ſich zu dieſem wie das Verlangen (Pathos bei den Griechen, Cupido bei den Römern) zur Liebe (Eros, Amor). Da aber alle Wirkungen der Liebe und alle Arten der Liebe, die reinſte und beſtändigſte wie die flüchtigſte ſinnliche, dem Eros oder Amor zugeſchrieben werden, ſo war Cupido auch leicht mit ihm zu verwechſeln. Auf ihn dürfte vornehmlich paſſen, was Properz von dem Grunde ſagt, den der Künſtler gehabt, der zuerſt den Amor als Knaben gebildet:

Er empfand es, daß nimmer Verſtand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köſtlichſte ſey. dd.

Curaçao, Curaſſau, kleine Inſel oder vielmehr Felſenmaſſe innerhalb der antilliſchen Inſeln, nur wenige Meilen von der ſpaniſchen Küſte Venezuela entfernt. Sie enthält etwas über 8 Quadratmeilen.

Im J. 1527 wurde ſie von den Spaniern beſetzt; aber 1634 eroberten ſie die Holländer, und behielten ſie durch den weſtphäliſchen Frieden. Die Inſel iſt dürre, und hat kein anderes als Regenwaſſer, bringt daher nur wenig Zucker, Baumwolle und Bedürfniſſe des Lebens hervor, aber ſie war äußerſt wichtig wegen des Schleichhandels, welcher von hier aus mit den ſpaniſchen Unterthanen getrieben wurde. Sie erhielten von den Holländern europäiſche Waaren um weit niedrigern Preis, als die Spanier ſie ihnen wegen der Abgaben liefern konnten, und gaben dagegen ihre Landesproducte, Cacao, Indigo und andere Farbewaaren, zurück. Zur Zeit des Kriegs erſtreckte ſich dieſer Schleichhandel zugleich über alle antilliſchen Inſeln der Engländer und Franzoſen, weil ſie hier einen ſichern Platz zum gegenſeitigen Abſatz ihrer Waaren fanden. An der Süd-Oſtſeite liegt der ſichere und bequeme Hafen St. Barbara, deſſen Eingang aber beſchwerlich iſt. An demſelben befindet ſich die einzige Stadt der Inſel, Wilhelmsſtadt. Sie iſt nicht groß, aber gut gebaut und voll von Niederlagen und Magazinen. Das Fort Amſterdam beſchützt den Eingang des Hafens. Außer dieſer Stadt enthält die ganze Inſel nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Menſchenzahl beträgt 2000 Weiße, 5000 Negerſclaven und einige eingeborne Indier. In der Stadt ſind aber noch außerdem eine Menge fremder Kaufleute. Unter dem Gouverneur ſtehen noch die benachbarten kleinen Inſeln Aruba, Bonaire und Aves. Im Anfange des Jahres 1804 machten die Engländer einen vergeblichen Angriff auf die Inſel Curaçao; aber 1807 wurde ſie von ihnen erobert; vermöge des Vertrags vom 19 Aug. 1814 jedoch wieder an die Niederlande zurückgegeben.

Curie, der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. Curialien ſind die in der Sprache der Gerichtshöfe und Kanzelleien eingeführten Formalitäten im Schreiben. Curialſtil, ſ. Kanzelleiſtyl. Bei den Römern hießen Curien die dreißig Abtheilungen des Volks, welche Romulus einführte, und welche bis auf Servius Tullius beſtanden. Jede Curie hatte ein eignes Gebäude zu ihrem Verſammlungsort, das ebenfalls Curie hieß, und von dem die neuere Bedeutung des Worts abgeleitet iſt.

Curiſches Haff, ein Meerbuſen von Oſtpreußen, der bei Königsberg anfängt und den die ſchmale, funfzehn Meilen lange ſandige Halbinſel, curiſche Nehrung (Niederung), von der Oſtſee abſondert, mit der er bei Memel durch einen kleinen Canal, das Tief, verbunden iſt; 27 1/2 Quadratmeile Flächeninhalt, funfzehn Meilen lang und bis 4 1/2 Meile breit.

Curius Dentatus (Marcus Annius), ein vornehmer Römer, war drei Mal Conſul, und genoß zwei Mal die Ehre des Triumphs. Er beſiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier, und ſchlug 272 Jahr vor Chriſti Geburt den Pyrrhus bei Tarent. Seine bürgerlichen Tugenden waren noch größer als ſeine militäriſchen Talente. Als nach dem samnitiſchen Krieg die Abgeordneten der Samniter zur Abſchließung des Friedens bei ihm erſchienen, fanden ſie ihn auf ſeinem Landgute, wohin er ſich nach ſeinen Siegen zurückgezogen hatte, wie er ſich eben in einem irdenen Topfe Rüben kochte, und boten ihm goldene Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu ſtimmen. Der edle Römer ſchlug ſie aus und ſprach: „Ich ziehe mein irdenes Geſchirr euern goldenen Gefäßen vor, wünſche nicht reich zu ſeyn, und bin in meiner Armuth zufrieden, ſolchen befehlen zu können, die reich ſind.“

Curland, ein Herzogthum, welches durch die Düna von Liefland abgeſondert wird, und Curland im engern Sinne und Semgal-

len in ſich faßt. Lutheraner und Catholiken haben gleiche Rechte daſelbſt: die Reformirten haben zwar Kirchen, können aber keine öffentlichen Bedienungen erhalten. Das Land gehörte ehedem dem deutſchen Orden; der letzte Heermeiſter, Gotthard Kettler, nahm es aber 1561 von Polen als ein weltliches Lehen, und vererbte es bis in das gegenwärtige Jahrhundert an ſeine Nachkommen. Von Anfang dieſes Jahrhunderts ſehen wir Curland größtentheils von Rußland abhängig, welches ſtets auf die Wahl der curländiſchen Regenten den größten Einfluß hatte. Peter, Herzog in Curland ſeit 1769, hatte eine zwar nicht ruhige Regierung, aber doch ohne Ausbrüche völliger Empörung gehabt. Der Adel und der Bürgerſtand waren beſtändig in Händeln, wobei denn ſehr oft die Zuflucht bald von dem einen, bald von dem andern Theile nach Petersburg oder nach Warſchau genommen ward. Nach dem Ausbruche der letzten Revolution waren die Polen bis in Curland vorgedrungen, und ſchickten ſich an, eine der polniſchen und freilich auch der franzöſiſchen ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Dies dauerte zwar nicht lange, aber der ſeiner Vorrechte wegen in beſtändigem Streit mit den Bürgern liegende Adel fürchtete für ſich; und ſuchte durch eine Deputation Schutz bei der Kaiſerin von Rußland. Als nun kein Polen mehr war, ward es leicht dahin gebracht, daß auf dem curländiſchen Landtage, welcher immer nur von dem Adel beſchickt iſt, am 18. März 1795 der Beſchluß gefaßt ward, durch eine Delegation das ganze Land unmittelbar und unbedingt dem ruſſiſchen Scepter zu unterwerfen. Dieſe Delegation ward bloß befugt, dem in Petersburg befindlichen Herzog dieſen Beſchluß anzuzeigen, und ihn zu einer gleichen Unterwerfung aufzufodern. Der Herzog, dem aus ſeinen drei Ehen fünf Prinzeſſinnen, aber kein Prinz übrig war, hatte in der Hinausſicht auf deren Verſorgung das ſchleſiſche Fürſtenthum Sagan käuflich an ſich gebracht. Curland, welches durch den ſchiffbaren Fluß Dwina, worauf der Handel jedoch nur in den Häfen Libau und Windau von einiger Bedeutung iſt, von Liefland abgeſondert wird, und ein größtentheils fruchtbares Land an Getraide, Flachs, Leinſamen, Hanf u. ſ. w. iſt, wurde von Catharina II. in eine ruſſiſche Statthalterſchaft unter dem Namen eines Gouvernements von Curland verwandelt; allein unter Paul I. erhielt das Herzogthum ſeine ſtändiſche Verfaſſung wieder. Gegenwärtig wird Curland und Semgallen als Statthalterſchaft Mitau mit unter den ruſſiſchen Gouvernements begriffen. Die dritte nachgelaſſene Gemahlin des letzten Herzogs Peter (ſtarb am 13. Jan. 1800), Anna Charlotte Dorothea, geborne von Medem, geb. am 3. Febr. 1761, verm. am 6. Nov. 1779, führt noch den herzoglich curländiſchen Titel, und lebt (1813) auf ihrem Gute Löbichau im Fürſtenthum Altenburg. Sie hat ein Witthum von jährlich 60,000 Gulden. Von ihren fünf Töchtern iſt die jüngſte, Dorothea, geb. am 21. Aug. 1793, den 24. April 1809 zu Frankfurt an Edmund Talleyrand de Perigord, Neffen des Fürſten Carl Moritz von Benevent, vermählt.

Curtius (Marcus), ein edler römiſcher Jüngling, der ſich unſterblich gemacht hat durch die heldenmüthige Art, wie er ſich freiwillig für das Wohl ſeines Vaterlandes aufopferte. Im Jahr 392 hatte ſich auf dem Marktplatze von Rom eine unterirdiſche Kluft geöffnet, aus welcher ſchädliche Dünſte aufſtiegen. Das darüber befragte Orakel hatte geantwortet, daß die Kluft ſich ſchließen werde, ſobald man das hineinwürfe, was die Stärke und Macht des römiſchen Volks in ſich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas köſtlichers habe, als Waffen und Tap-

ſerkeit; und da die Antwort verneinend war, legte er ſeine Rüſtung an, beſtieg ein koſtbar geſchmücktes Roß, weihte ſich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode, und ſtürzte ſich in den Schlund, welcher ſich alsbald ſchloß.

Curtius Rufus (Quintus), der Verfaſſer einer Geſchichte Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden erſten verloren gegangen ſind, war der Sohn eines Fechters, empfahl ſich aber durch ſeine Kenntniſſe dem Tiberius, ſo daß er unter dieſem die Prätur, und unter Claudius das Conſulat und die Erlaubniß zu einem Triumph, und endlich das Proconſulat von Afrika erhielt. Hier ſtarb er im J. 63 nach Chr. Geb. in einem hohen Alter. Wir würden ausführlichere Nachrichten über ihn haben, wenn die erſten Bücher ſeines Werks ſich erhalten hätten. Als Hiſtoriker gebührt dem Curtius kein beſonderes Lob. Sein Styl iſt geſchmückt, die Erzählung zwar angenehm und unterhaltend, aber mehr romanhaft als zuverläſſig. Ergänzt haben ihn Chriſto Bruno, ein bayeriſcher Mönch, kurz und trocken, Freinsheim ſehr weitläuftig, und Chriſtoph Cellarius zwiſchen Beiden das Mittel haltend.

Cuſtine (A. P. Graf von), geboren zu Metz den 4ten Februar 1740. In einem Alter von ſieben Jahren zum Lieutenant bei dem Regiment St. Chamans ernannt, folgte er dem Marſchall von Sachſen in den niederländiſchen Feldzug. Er machte in der Folge einen Theil des ſiebenjährigen Kriegs mit, wo er Hauptmann bei dem Regiment Stromberg ward. Durch die Gunſt des Herzogs von Choiſeul erhielt er ein Regiment Dragoner, das ſeinen Namen bekam, und welches er bis 1780 commandirte. Um dieſe Zeit hatte der Hof das Regiment Saintonge nach Amerika beſtimmt; Cuſtine verglich ſich mit dem Chef deſſelben, führte dieſes Corps den Amerikanern zu Hülfe, und ward bei ſeiner Rückkunft zum Maréchal de camp ernannt. Im J. 1789 als Deputirter des Adels von Metz, erklärte er ſich, von den erſten Sitzungen an, für die Volkspartei. In der Folge wurde er bei den Armeen angeſtellt und in dem Monat Mai 1792 bemächtigte er ſich der Päſſe von Porentrut. Im Juni erhielt er den Oberbefehl der Armee am Unter-Rhein und eröffnete den Feldzug mit der Beſitznahme von Speier den 29. September. Von da ging er nach Worms, bemächtigte ſich den 21. October der Feſtung Mainz und den 23. Frankfurts am Main, wo er ſchwere Contributionen erhob. Cuſtine ſah ſich in Kurzem aus Frankfurt durch die Preußen vertrieben und genöthigt, ſich nach Mainz zu werfen, das er befeſtigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzuges 1793 verließ er Mainz, welches alsbald die Alliirten belagerten, ward aus Worms vertrieben und ſah ſich gezwungen, ſich nach dem Elſaß zurückzuwenden. Klagen fingen an ſich von allen Seiten gegen ihn zu erheben, und er verlangte im April ſeine Entlaſſung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlandes, das Commando nicht zu verlaſſen. Um dieſe Zeit warfen die Jacobiner auf Cuſtine Verdacht. Darüber beklagte er ſich bitter und ward vom Convent zu Ende Mai's in dem Commando der Nordarmee beſtätigt, zu der er ſich begab, aber kaum Zeit hatte, die Poſten zu beſuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Denunziationen gegen ihn nicht ab und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und von da im Palais Luxembourg verhaftet, verlangte Cuſtine ſeine Unterſuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Auguſt an, ſeinen Prozeß einzuleiten. Cuſtine vertheidigte ſich mit vieler Geiſtesgegenwart; allein ſein Tod war beſchloſſen, er ward den

27. Auguſt verurtheilt. „Mein gutes Gewiſſen bleibt mir,“ rief er aus, da er ſein Urtheil anhörte, „ich ſterbe ruhig und unſchuldig.“ Doch gab er vor ſeinem Tode Beweiſe von großer Schwachheit und Muthloſigkeit.

Cüſtrin, Hauptſtadt und Feſtung in der Neu-Mark Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einfluſſe der Warte in die Oder. Häuſeranzahl etwa 700 mit etwa 5000 Einwohnern ohne das Militär. Sie iſt auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, ſonſt aber überall mit breiten Moräſten umgeben. Von der langen Vorſtadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei 3/4 Meilen lang über die Moräſte paſſiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Ruſſen bombardirt. Friedrich kam ihr aber zu Hülfe und ſchlug die Ruſſen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde dieſe durch Natur und Kunſt ſtarke Feſtung bald nach der jenaer Schlacht von dem damaligen preußiſchen Commandanten, Obriſten von Ingersleben, wiewohl derſelbe mit allem Erfoderlichen reichlich verſehen war, und dem noch kurz vorher perſönlich anweſenden Könige verſprochen hatte, ſich bis aufs äußerſte zu vertheidigen, auf eine unerhört ſchimpfliche und verrätheriſche Weiſe den kaum davor erſchienenen franzöſ. Truppen übergeben, welche ſie auch nach dem Frieden beſetzt hielten. Nachdem die Franzoſen 1813 aus dem Brandenburgiſchen vertrieben waren, wurde Cüſtrin von dem Generalmajor von Hinrichs bloquirt; der Gouverneur des Platzes, General Fournier d'Albe hielt ſich aber auf das äußerſte, und ergab ſich erſt am 7. März 1814, nachdem ein großer Theil der Beſatzung und der Einwohner durch Hunger und Elend waren aufgerieben worden.

Cuxhaven, Amt und Dorf nebſt einem kleinen Hafen bei Ritzebüttel, an dem Ausfluß der Elbe in die Nordſee, dahin ſich die Schiffe beim Sturm zur Noth retten können. Die meiſten Einwohner ſind Lootſen oder Fiſcher. Es gehört dieſer Ort nach Hamburg und die Amtmannsſtelle hier wird jederzeit mit einem hamburgiſchen Rathsherrn beſetzt. Während der Unterbrechung der Poſtverbindung zwiſchen England und dem Continente über Helvoetſluys in Holland und Calais in Frankreich gingen von hier die engliſchen Packetboote nach Harwich ab und kamen von dort hier an, wodurch dieſer ſonſt unbedeutende Ort ſehr lebhaft wurde. Während der franzöſiſchen Beſitznahme gehörte Cuxhaven zum franzöſiſchen Departement der Elbmündungen.

Cyane, die Kornblume. Cyanit, eine Talkſteinart im Salzburgiſchen, in der Schweiz ꝛc.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernſten Zeiten hinaufſteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Urſprünglich war ſie eine Landesgöttin der Phrygier, und, wie die Iſis, das Symbol des Mondes und was nahe damit verwandt war, der Fruchtbarkeit der Erde, weßhalb ſie mit der Rhea in Eins verſchmolz, deren Dienſt in Creta entſtanden war, und in welcher die perſonificirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, ſondern in Geſchichte eingekleidet, welche Diodor alſo erzählt. Cybele war die Tochter des phrygiſchen Königs Mäon, und ſeiner Gemahlinn, der Dyndyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, ſetzte ſie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo ſie von Löwen und Panthern geſäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und auferzogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit ſie die Krankheiten der Thiere, ſo wie der Kinder heilte, trat mit dem Marſyas in vertraute Freundſchaft und faßte eine heftige

Liebe zu dem Attys, einem ebenfalls von ſeinem Vater ausgeſetzten Königsſohne, deſſen Entmannung und Tod ſie faſt in Verzweiflung ſetzte. Ihn wiederzufinden, durchirrte ſie mit zerſtreuten Haaren, und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernſten Norden zu den Hyperboräern. Marſyas begleitete ſie; nach dem für dieſen ſo unglücklichen Wettſtreit aber, Apollo ſelbſt, der ſie liebte. Während ihrer Abweſenheit entſtand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erſt endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und das Bild des Attys, da man ſeinen unbeerdigt gebliebenen Leichnam nicht auffinden konnte, beſtattete. Zum Andenken an den Attys waren die Prieſter der Cybele Verſchnittene; ihr Gottesdienſt aber beſtand in einem tobenden Lärm mit Inſtrumenten und in Umherſchweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Creta ſich mit dem dort ſchon vorhandenen Dienſte der Rhea vermiſchte, ſo ward ſie auch mit der alten lateiniſchen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, ſo war ihre urſprüngliche Statue bloß ein dunkler viereckigter Stein. Nachher wurde ſie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entſtandene Cultur der Menſchen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut iſt auch der Schleier um das Haupt, der ſich auf das Verborgene und unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält ſie oft einen Stab als Symbol ihrer Herrſchaft, und in der linken eine phrygiſche Handpauke, welche auf die Art ihrer Verehrung und auf die Cultur der Menſchen durch Muſik hinweiſ't. Bisweilen ſtehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird ſie auch auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen vorgeſtellt; oder ſie ſitzt auf einem Löwen und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten; oder ein Löwe liegt neben ihr; lauter Symbole ihrer Herrſchaft und der Cultivirung der rohen Menſchen durch ſie.

Cycliſche Dichter. So werden in der Geſchichte der ältern griechiſchen Poeſie die Dichter genannt, welche die Geſchlechter und Thaten der Götter und einheimiſchen Heroen mit epiſchen Nationalgeſängen in einem gewiſſen Zuſammenhange und nach der Zeitfolge der Sage feierten, ſo daß ſie ſich einander ergänzten und gleichſam einen geſchloſſenen Kreis (κύκλος) bildeten, der freilich etwas willkürlich gezogen iſt. Wir müſſen einen doppelten Cyclus unterſcheiden. Der erſte univerſelle Cyclus, welcher auch vorzugsweiſe der epiſche oder mythiſche Cyclus genannt wird, umfaßt die ganze mythiſche und heroiſche Zeit von der Umarmung des Himmels und der Erde, vom Urſprunge der Götter und der Welt an bis auf den trojaniſchen Krieg, welcher dann für ſich ſelbſt einen eigenen troiſchen Cyclus bildet. Zu dem erſten Cyclus gehören alſo die Theogonien und Cosmogonien, die Titanomachien, z. B. des Eumelus von Corinth, die Gigantomachien, z. B. der Arctinus von Corinth, die Argonautica und Amazoniaca, die Thebaiden, Perſeiden, Herakleen, Theſeiden und andere Stammheldengedichte, welche von ſpätern Grammatikern der Zeitfolge nach geordnet und ihrem Inhalte nach hin und wieder beſchrieben worden ſind. An dieſen mythiſchuniverſellen Cyclus ſchließt ſich der engere troiſche Cyclus an, welcher die wichtigſten Begebenheiten der griechiſchen heroiſchen Welt kurz vor, während und nach dem trojaniſchen Kriege bis zur Ermordung des Ulyſſes durch den Telegonus begreift. Die Sagen von dem trojaniſchen Kriege, einer gemeinſchaftlichen Unternehmung

von ſo großem und allgemeinem Einfluß, und die wundervolle Rückkehr der griechiſchen Helden beſchäftigten, wie wir aus mehreren Stellen der Odyſſee ſehen, ſchon mehrere Sänger vor dem Homer. Spätere Dichter nach dem Homer nahmen nun größere oder kleinere Glieder des Ganzen in einem epiſchen Kreis von Gedichten auf, die freilich, mit Ausnahme der homeriſchen, untergegangen ſind, und die wir nur zum Theil aus den Excerpten kennen, die der Patriarch Photius aus ältern Excerpten der Chreſtomathie des Philoſophen Proclus gemacht hat. Eine vollſtändigere Nachricht darüber verdanken wir dem vereinigten Fleiße von Tychſen und Siebenkees, welche die Angaben des Proclus ſelbſt aus einer madrider und venetianiſchen Handſchrift der Iliade mitgetheilt haben. S. Biblioth. der alten Liter. und Kunſt. Götting. 1786. 1. St. Dieſer troiſche Cyclus beſteht der Reihe nach aus folgenden Gedichten: 1. Die cypriſchen Geſänge des Staſinus, nach Andern des Hegeſias, oder Dikäogenes, in 11 Büchern, von der Hochzeit des Peleus und der Thetis bis zum Anfang der Iliade. 2. Die Aethiopis des Arctinus von Milet in 5 Büchern. Dieſe ging vom Tode des Hector, als dem Schluſſe der Iliade, aus, und umfaßte nicht allein die Thaten des Memnon, ſondern auch die trojaniſchen Begebenheiten bis zum Tode des Achilles. 3. Die kleine Ilias des Leſches von Mitylene in 4 Büchern, welche vom Tode des Achilles und dem Streite um ſeine Waffen bis zur Eroberung von Troja fortging. 4. Die Zerſtörung Troja's von Arctinus von Milet, in 2 Büchern, enthielt zugleich die Schickſale berühmter Griechen und Trojaner bis zur Abfahrt der Griechen. — Dieſes Werk, wie das Vorige, kann Virgil im zweiten Buche der Aeneide benutzt haben. 5. Die Geſänge von der Rückkehr der noch lebenden griechiſchen Helden (νόστοι) in 5 Büchern von Augias von Trözene. Derſelbe Stoff war aber auch von mehreren Dichtern behandelt worden, welches überhaupt bei den meiſten dieſer Gedichte Statt findet. Unter den Gedichten von der Rückkehr der Helden ſteht 6. die Odyſſee als das berühmteſte für ſich allein da. 7. Die Telegonie des Eugammon von Cyrene in 2 Büchern, welche den ganzen Kreis beſchließt. Ulyſſes kommt nach der Ermordung der Freier zu den Theſprotern und heirathet die Kallidike, nach deren Tode er wieder nach Ithaca zurückkehrt, wo er unerkannt von ſeinem Sohne Telegonus, den er mit der Circe gezeugt hatte, getödtet wird. Das wunderbarſte zum Schluſſe iſt, daß Telegonus die Penelope und Telemachus die Circe heirathen. Dies iſt der vom Proclus bezeichnete Kreis der poetiſch behandelten Sagen vom trojaniſchen Krieg und ſeinen Folgen, welche dann häufig von den Tragikern benutzt worden ſind. Dieſe Gedichte ſind nun zwar, außer den homeriſchen, ſo wie die früher genannten, verloren gegangen; wenn wir aber den alten Kunſtrichtern glauben, ſo iſt ihr Verluſt in äſthetiſcher Hinſicht weniger zu beklagen. Die Gemeinheit dieſer cycliſchen Dichter ward bald zum Sprichwort, und Horaz unter andern tadelt ihre hiſtoriſche und proſaiſche Weitläuftigkeit. (Circa vilem patulumque orbem morari.) Von dieſen beiden Cyclen iſt drittens der epiſche Cyclus oder Canon verſchieden, welchen die alexandriniſchen Grammatiker, Ariſtarchus und Ariſtophanes von Byzanz, unter den vornehmſten Epikern feſtgeſtellt haben, in welchen ſie der Virtuoſität wegen nur den Homer, den Heſiod, den Piſander und Panyaſis (Dichter von Herakleen) und den Antimachus (Dichter einer Thebaide) aufnahmen. bb.

Cyclopen kommen in der Mythologie Griechenlands von zweierlei Art vor: die einen als Söhne Neptuns, die andern als Söhne des

Uranos und der Gäa (Himmels und der Erde). Dieſe letztern, drei an der Zahl, Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner), kräftige Rieſen, waren es, die in Vulkans Werkſtatt dem Jupiter die Donnerkeile ſchmiedeten. Ganz verſchieden von dieſen ſind die Söhne Neptuns, deren Einige ſieben, Andere gegen hundert zählen. Unter ihnen zeichnet ſich vor allen Polyphem aus. Mit dieſen hängt zuſammen das Volk und Land der Cyclopen, die in der Odyſſee (IX. 106 fgg.) als nomadiſche Wilde geſchildert werden, ohne Ackerbau und bürgerlichen Verein in gewölbten Grotten der Gebirge hauſend, nur Viehzucht treibend. Ungeſchlachte Rieſen waren dieſe Cyclopen, über deren eigentlichen Sitz viel Uneinigkeit herrſcht. Bei Homer wohnten ſie an der Weſtſeite Siciliens, nahe den nächtlichen Cimmeriern. Wie bei erweiterter Weltkunde die cimmeriſche Nacht weiter zurückgedrängt ward, wurden ſie in die metallreichen Riphäen verſetzt. Einäugige, bald Cyclopen, bald Arimaspen genannt, gruben auf den Riphäen Erze und ſchmiedeten, von goldbewachenden Greifen beunruhigt. (Voß mythologiſche Briefe Bd. 2. Br. 16. bis 18.) Hier entſtand Verwechſelung mit den andern Cyclopen. Ein Theil dieſer Cyclopen nämlich ſchmiedete Jupiters Donnerkeile, ein anderer kam abendteuernd nach Griechenland, wo er Gebäude als Denkmäler cyclopiſcher Kunſt nachließ. Bei noch mehr erweiterter Weltkunde wich das fabelhafte Gebirg der Riphäen in die noch unentdeckte Nacht des Nordens, und in die Geſchichte der Einäugigen kam Verwirrung. Einige verſetzten ſie mit gegen Norden, die Meiſten vermiſchten die Fabeln, und ließen die Cyclopen, als Schmiede Vulcans, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem lipariſchen Feuerfelſen, arbeiten. Die feuerſpeienden Berge waren ihre Eſſen, das Toben darin der Schlag ihrer Hämmer. Wie ſie zu Einäugigen geworden, da ihr Name ſie nur als Rundäugige bezeichnet, iſt unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehreren griechiſchen Bildwerken mit zwei Augen dargeſtellt iſt. Bei griechiſchen Idyllendichtern finden wir Cyclopen mit einem naiv bäueriſchen Charakter dargeſtellt. dd.

Cyclus heißt wörtlich überſetzt ein Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derſelben Begebenheiten. Auf ſolchen Reihen oder Cyklen beruht die ganze Chronologie und insbeſondere der Calender. Unſer gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demſelben Punkte der Ekliptik beſtimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verſchiedenen Jahren derſelbe Jahrestag nicht auf denſelben Wochentag fallen, ſondern da z. B. das Jahr 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, ſo wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienſtag, ſondern mit einem Mittwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, ſo würde offenbar von je 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demſelben Wochentage anfangen, wie das 7te Jahr vorher, oder wie man ſich auch ausdrücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonntagsbuchſtaben (ſ. d. Art.) in derſelben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre ſtatt des gemeinen ein Schaltjahr einfällt, ſo kann jenes erſt nach 4 × 7 oder 28 Jahren Statt finden. Eine ſolche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencirkel und dient dazu, den Wochentag des erſten Tages im Jahre zu finden. Dazu iſt bloß nöthig zu wiſſen, mit welchem Wochentage ein beſtimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den

Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des *Sonnencirkels* auf das 9te Jahr vor Chriſti Geburt zu ſetzen welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man alſo zu wiſſen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewiſſen Jahres unſerer Zeitrechnung iſt, ſo hat man 9 zu der Jahreszahl zu addiren und alsdann zeigt der bei Diviſion dieſer Summe durch 28 bleibende Reſt an, das wie vielſte Jahr der Sonnenperiode das gegebene iſt, worauf das obenerwähnte Täfelchen den Tag giebt, mit welchem es anfängt. Dieſe Rechnung gilt aber allgemein nur für den *julianiſchen* Calender, im *gregorianiſchen* wird ſie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren drei Mal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, ſondern ein Gemeinjahr iſt. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den erſten Tag des Jahres angeben, ſondern von 1582 (die Zeit der Einführung des gregorianiſchen Calenders) an bis 1700 für den 11ten, von 1700 bis 1800 für den 12ten, im 19ten Jahrhundert für den 13ten Tag des Jahres u. ſ. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer iſt es daher, für den Anfang eines Jahrhunderts ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerſtag angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebenen hin verfloſſenen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebenen Reſt den Wochentag für den erſten Tag des Jahres im Täfelchen aufzuſuchen. Uebrigens iſt zur Beſtimmung der Feſte noch ein zweiter Cyclus nöthig, mit deſſen Hülfe das Oſterfeſt, wonach ſich alle beweglichen Feſte richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Oſtern (vergl. d. Art.) von dem erſten Neumond ab, der nach dem 7ten März einfällt. Der *Mondscykel* nun iſt eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derſelben Ordnung wieder auf denſelben Monatstag fallen. Am 2ten Januar 1813 z. B. war Neumond, es wird derſelbe alſo 1832 wieder auf den 2ten Januar fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Aſtronomie lehrt, ungefähr 29 1/2 Tag lang iſt, ſo kann man ſich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieſer Mondscykel allemal mit einem Jahre anfängt, deſſen erſter Neumond am 1ſten Januar eintritt, und daß dieſes ein Jahr vor Chriſti Geburt der Fall war. Dividirt man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 19, ſo wird mithin der Reſt anzeigen, das wie vielſte Jahr in der Mondsperiode das gegebene iſt. Dieſe Zahl wird die *goldene Zahl* genannt, weil die alten Griechen jene ſchon von *Methon* gefundene Periode für ſo wichtig hielten, daß ſie die eben erwähnte Zahl mit goldenen Buchſtaben an öffentlichen Plätzen anhefteten. (Vergl. auch Art. Epacten.) Außer dieſen beiden Cykeln, welche zur Berechnung des Calenders unentbehrlich ſind, gibt es nun noch einige andere, mehr unter dem Namen von *Perioden* bekannte; man ſehe daher d. Art.

L.

Cycloide oder *Radlinie* iſt die krumme Linie, welche durch Bewegung eines Kreiſes (des *erzeugenden*) über eine gerade Linie (der Baſis der Cycloide) entſteht. So beſchreibt z. B. jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine ſolche Radlinie. Ihre Länge iſt jedesmal der vierfachen Länge des Durchmeſſers des erzeugenden Kreiſes gleich. Dieſe Linie iſt in der höhern Mechanik ſehr merkwürdig. Man denke ſich ein Pendel ſo an einem Faden aufgehängt, daß dieſer ſich beim Schwingen des Pendels zwiſchen zwei in Form einer Cycloide gekrümmten Blechen abwechſelnd auf dieſe auf- und ab-

wickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit d. i. iſochroniſch vollendet, wie die kleinſten, und die Cycloide wird daher eine Iſochrone oder Tauſochrone genannt. Dieſe Eigenſchaft folgt aus der andern, daß in einer cycloidiſch gekrümmten Rinne ein ſchwerer Körper immer hin und her fällt, und zwar durch große oder kleine Theile derſelben immer in gleicher Zeit. Ferner iſt die Cycloide auch eine Brachyſtochrone, d. h. eine ſolche Linie, durch welche ein Körper von einem Punkte zum andern in der allerkürzeſten Zeit fällt. L.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogramms um eine ſeiner Seitenlinien, als deſſelben Axe, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt iſt gleich dem Producte aus ſeiner Höhe in die Grundfläche. Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer in einen gleichſeitigen Cylinder beſchriebenen Kugel, d. i. eine Kugel, deren Durchmeſſer der Höhe oder dem Durchmeſſer der Grundfläche des Cylinders gleich iſt, zwei Drittel von dem Inhalt des Cylinders ſelbſt ausmache. Dieſe Erfindung war für damalige Zeiten ſo wichtig, daß Archimedes, (ſ. d. Art.) das Andenken an dieſelbe durch ſeinen Grabſtein wollte erhalten wiſſen. L.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Inſtrument von Erz, zwei hohlen Becken ähnlich, welche, mit den flachen Händen zuſammengeſchlagen, einen hellen Ton von ſich gaben. Die meſſingenen Becken, deren man ſich heut zu Tage bei der Janitſcharenmuſik bedient, ſcheinen daher entſprungen zu ſeyn. Die Erfindung will man der Cybele zuſchreiben, bei deren Dienſt ſie gebraucht wurden.

Cyniker, eine philoſophiſche Secte, welche Antiſthenes, ein Schüler des Sokrates, in der Cynoſarge zu Athen ſtiftete. Der Charakter dieſer Philoſophie blieb der ſokratiſchen am meiſten treu, beſonders darin, daß ſie die Moral zum vornehmſten oder vielmehr einzigen Gegenſtande machte, und alle Speculation, ſo wie die ſchönen Künſte, verachtete. Allein was bei Sokrates Mäßigkeit und Genügſamkeit geweſen war, das wurde bald von den Cynikern ſo ſehr übertrieben, daß es in Kaſteiung des Körpers, und ſogar in Schmutz und Vernachläſſigung alles Anſtandes ausartete. Man wollte der Natur gemäß leben, und würdigte ſich dadurch zum Wilden, ja zum Thiere herab. Es war daher kein Wunder, daß die Cyniker bald der Gegenſtand allgemeiner Verachtung wurden. Die berühmteſten ihrer Mitglieder waren, außer ihrem Stifter, Diogenes von Sinópe, Monimus, Krates und Menippus, welcher zugleich der letzte war; denn nach ihm bildete ſich aus dieſer Philoſophie die würdigere ſtoiſche. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die gänzliche Verachtung und Vernachläſſigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynthius, ein Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Inſel Delos, an deſſen Fuße ihm ein Tempel erbaut war; auch Diana, ſeine Schweſter, führt den Namen Cynthia von dieſem Berge, weil ſie hier geboren ſeyn ſoll.

Cypern, eine Inſel auf dem mittelländiſchen Meere, zwiſchen Klein-Aſien und Syrien, im Alterthum ſehr berühmt wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit und wegen ihres weichlichen Clima's. Wein, Oel, Honig, Wolle ꝛc. waren die vorzüglichſten Producte und ſind es noch; mehrere merkwürdige Orte und Berge, z. B. Paphos, Amathuſa, Salamis, ferner der Olymp mit einem reichen Venustempel zeichneten das Land aus. Venus wurde hier vorzüglich verehrt; denn als ſie aus

dem Schaume des Meeres hervorging, betrat ſie zuerſt Cyperns reizende Ufer. Die älteſte Geſchichte der Inſel verliert ſich in das Dunkel der Vorzeit. Als Amaſis ſie (550 vor Chr. Geb.) der ägyptiſchen Herrſchaft unterwarf, hatten ioniſche und phöniciſche Coloniſten mehrere kleine Königreiche daſelbſt. Cypern blieb bei Aegypten, bis 58 J. vor Chr. die Römer es an ſich riſſen. Nach der Theilung des römiſchen Kaiſerthums blieb es dem öſtlichen Reiche unterworfen, und wurde von eignen Statthaltern aus kaiſerlichem Geblüt regiert, von denen ſich Comnenes I. unabhängig machte. Seine Dynaſtie blieb auf dem Throne, bis Richard von England die Familie Luſignan mit der Krone belehnte (1191). Nach dem Ausſterben der männlichen Linie der Luſignaner kam Jacob, ein natürlicher Sprößling derſelben, zur Regierung. Er hatte eine Venetianerin, Catharina Cornato, zur Gemahlin, und da er ſie kinderlos hinterließ, benutzten die Venetianer dieſen Umſtand, Cypern an ſich zu reißen (1473). Sie blieben im ungeſtörten Beſitz bis 1571, wo Amurath III., trotz der tapferſten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate lang Famaguſta vertheidigte, die Inſel eroberte und mit dem türkiſchen Reiche vereinigte. Sie zählt auf 393 Q. M. 84,000 Einwohner, worunter 37,000 Chriſten, die übrigen aber Türken ſind. Die Hauptſtadt iſt Nicoſia, der Sitz des türkiſchen Befehlshabers, eines griechiſchen Erzbiſchofs und eines armeniſchen Biſchofs.

Cyprian (der heilige), geboren zu Carthago, gegen das Jahr 200 nach Chr., ſtammte aus einer reichen und vornehmen Familie. Von der Natur mit großen Talenten ausgeſtattet, lehrte er die Beredſamkeit in ſeiner Vaterſtadt und fand allgemeinen Beifall. Er war damals Heide; aber im J. 246 ward er durch den Presbyter Cäcilius zum Chriſtenthume bekehrt. „Es ſchien mir ſchwer,“ ſagt er ſelbſt darüber, „eine Wiedergeburt zu einem neuen Leben zu beſtehn, und mit demſelben Körper ein andrer Menſch zu werden. . . . Wie ſoll man die Mäßigkeit lernen, wenn man an eine reichliche und delicate Tafel gewöhnt iſt? Aber als das belebende Waſſer die Flecken meines vergangenen Lebens abgewaſchen hatte, fand ich das, was mir unmöglich geſchienen, leicht.“ Taub gegen den Spott und den Tadel der Heiden, die ihm vorwarfen, ſeinen Geiſt grundloſen Erdichtungen unterworfen zu haben, verkaufte Cyprian ſeine Güter, vertheilte das Geld unter die Armen, lebte höchſt mäßig und enthaltſam, und vertauſchte die profanen Schriftſteller mit der heiligen Schrift. Sein Verdienſt bewirkte, daß er zum Presbyter und bald darauf (248) wider ſeinen Willen zum Biſchof von Carthago gewählt wurde. Seine Arbeiten für die Kirche waren unermeßlich. Er war der Vater der Armen, das Licht der Geiſtlichkeit, der Tröſter des Volks. Der Kaiſer Decius erregte eine große Religionsverfolgung, wodurch Cyprian genöthigt wurde, ſeine Heerde zu verlaſſen; aber durch ſeine Briefe und Diener war er ſtets bei ihr. Als das Ungewitter zerſtreut war, zeichnete er ſich durch die Feſtigkeit aus, womit er den Chriſten widerſtand, welche die Fürſprache der Märtyrer und Beichtiger erſchlichen, um ſich mit der Kirche, die ſie während der Verfolgung verlaſſen hatten, wieder auszuſöhnen. Um die ihnen aufzulegenden Büßungen zu beſtimmen, berief er 251 eine Kirchenverſammlung nach Carthago. Er verurtheilte in derſelben den Prieſter Feliciſſimus und den Ketzer Privatus. Letzterer wandte ſich an den Papſt Cornelius, um dieſen um ſeine Beſtrafung zu bitten und den heiligen Cyprian anzuklagen, der es nicht für nöthig hielt, ſich ſeiner Seits zu rechtfertigen. Dem Papſt, der ihm darüber ſein Befremden zu erkennen

gab, antwortete er eben ſo beſcheiden als entſchloſſen: „Es iſt unter den Biſchöfen hergebracht, daß ein Verbrechen da beſtraft wird, wo es begangen worden.“ Wodurch er gewiſſermaßen eine Appellation nach Rom für etwas unſtatthaftes erklärte. Gleiche Feſtigkeit bewies er in dem Streite, der ſich zwiſchen ihm und dem Papſt Stephanus über die von den Ketzern vollzogene Taufe erhob. Mehrere nach Carthago zuſammenberufene Concilien beſchloſſen, ſeiner Meinung gemäß, man ſolle die von Ketzern Getauften noch einmal taufen. Als im J. 257 die Verfolgung aufs neue ausgebrochen war, wurde er nach Curuba, zwölf Stunden von Carthago, verbannt. Elf Monate ſpäter erlaubte man ihm, in den Gärten nahe bei Carthago zu wohnen, aber bald nachher bemächtigte man ſich ſeiner und führte ihn zum Märtyrertode. Er ward am 14. Sept. 258 enthauptet. Sein zu Carthago aufbewahrter Körper wurde 802 von den Geſandten, die Karl der Große nach Perſien geſchickt hatte, nach Frankreich gebracht, und zuerſt zu Arles, dann zu Lyon hinter dem Hauptaltar der St. Johanniskirche beigeſetzt, endlich aber nach Compiegne in das Kloſter gebracht, das Carl der Kahle daſelbſt erbaut hatte. Lactanz betrachtet ihn als den erſten wahrhaft beredten chriſtlichen Schriftſteller. Der heilige Hieronymus ertheilt ihm ähnliche Lobſprüche. Seine, zugleich männliche, natürliche und von dem declamirenden Styl weit entfernte Beredſamkeit machte die tiefſten Eindrücke. Dennoch hat ſeine Schreibart etwas von der Härte des Tertullian, den er ſelbſt ſeinen Lehrer nannte. Außer 81 Briefen beſitzen wir mehrere Werke von ihm, unter denen wir ſeine Erklärung des Vaterunſers auszeichnen. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt von 1726, Fol.

Cypriani (N.), ein italiäniſcher Maler, genoß in England, wo er ſich niedergelaſſen hatte, einer großen Achtung. Seine zahlreichen Werke, durch Bartolozzi's Grabſtichel in Europa verbreitet, athmen Grazie und Schönheit. Seine Zeichnungen haben zwar wenig Charakter und Umfang, allein ihre Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit, der Ausdruck ſeiner Figuren, die Feinheit ſeiner Köpfe und die Zartheit ſeiner Umriſſe haben ihm einen großen Ruf erworben. England verdankt ihm viel zur Ausbildung des guten Geſchmacks. Seine Privattugenden ſtanden im Einklang mit ſeinen Künſtlertalenten; das ſchöne Zeugniß ſpricht für ihn, daß er faſt eben ſo viele Freunde beſaß, als Schüler. Er ſtarb zu London 1785.

Cypris, Cypria, ein Beiname der Venus von der Inſel Cypern in Griechenland, wo ihr erſter Tempel war. **Cypripor**, ein Beiname des Amor oder Cupido.

Cyrenaiker hießen die Anhänger der von Ariſtipp (ſ. d.) aus Cyrene geſtifteten philoſophiſchen Secte, welche, nachdem ſie ungefähr hundert Jahre in- und außerhalb Griechenland geblüht hatte, von Epikur verdrängt wurde. Von Ariſtipps Nachfolgern ſind außer ſeiner Tochter Arete die berühmteſten Antipater, Annicaris, Theodorus, Hegeſius, Euphamerus, Bion, Boryſthenites und Andre.

Cyrilliſche Buchſtaben, Charaktere, ſlaw. Cſuralieza, ſind eine Schriftart der ſlawiſchen Sprache, deren es drei gibt: 1. lateiniſche oder deutſche Buchſtaben, deren ſich Polen, Böhmen und Lauſitzer bedienen. 2. Cyrilliſche, nach dem Erfinder derſelben, Cyrillus, alſo benannt. Sie ſind bei den Ruſſen gebräuchlich. 3. Aus dieſen cyrilliſchen Buchſtaben entſtand, vermuthlich durch ſchönſchreiberiſche Künſtelei, wieder ein beſonderes Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgends mehr im gemeinen Leben, gebräuchlich iſt, und

die croatiſche, dalmatiſche und glagolitiſche Schrift genannt wird.

Cyrillus. Die Kirchengeſchichte nennt drei Heilige dieſes Namens. — Der heilige Cyrillus von Jeruſalem, geboren daſelbſt gegen das J. 315, wurde 334 zum Diaconus ordinirt und das Jahr darauf Prieſter. Nach des heiligen Maximus Tode im J. 350 wurde er Patriarch von Jeruſalem. Als ein eifriger Catholik gerieth er in heftigen Streit mit dem arianiſchen Biſchof von Cäſarea, Acacius, welcher ihn anklagte, einige köſtliche Kirchenſtoffe verkauft zu haben, was Cyrillus allerdings gethan hatte, aber zu dem löblichen Zweck, die Armen während einer Hungersnoth zu unterſtützen. Ein zu Cäſarea von Acacius verſammeltes Concilium ſetzte Cyrillus 357 ab; aber die Kirchenverſammlung von Seleucia im J. 359 ſtellte ihn wieder her und vertrieb ſeinen Verfolger. Acacius Ränken gelang es, ihn im folgenden Jahre abermals ſeiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiſer Conſtantius ihn bei ſeinem Regierungsantritt zurückberufen hatte, verlor er ſie zum dritten Mal durch den Kaiſer Valens, nach deſſen Tode erſt er nach Jeruſalem zurückkehrte. Das Concilium von Conſtantinopel im J. 381 beſtätigte ſeine Ordination und Wahl. Er ſtarb 386. Wir haben von ihm drei und zwanzig Catecheſen in einem einfachen und deutlichen Styl, die als der älteſte und beſte Abriß der chriſtlichen Religion angeſehen werden. (Paris 1720 Fol.) — Der heilige Cyrillus von Alexandrien wurde bei ſeinem Oheim Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, verlebte ſodann fünf Jahre in den Klöſtern von Nitria, wo der Abt Serapion ihn unterrichtete, kehrte darauf nach Alexandrien zurück, wo er öffentlich auftrat, und durch die Anmuth ſeiner Geſtalt und ſeines Vortrags ſich ſo viel Anhänger erwarb, daß ihm nach ſeines Oheims Tode 412 die Patriarchenwürde zu Theil ward. Voll Eifers und Herrſchſucht begnügte er ſich nicht mit dem geiſtlichen Anſehn, ſondern übte auch die weltliche Gewalt aus. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhr Chriſtenblut gefloſſen war, zu beſtrafen, überfiel er ſie an der Spitze eines fanatiſchen Pöbels, zerſtörte ihre Häuſer und ihren Hausrath und trieb ſie aus der Stadt. Vergebens beklagte ſich der Präfect von Aegypten über eine ſo geſetzloſe Gewaltthätigkeit, die am wenigſten einem Biſchof anſtand. Bald darauf wurde dieſer Präfect ſelbſt auf der Straße von fünfhundert wüthenden Mönchen angefallen, die ihn zu ſteinigen drohten. Einer dieſer Mönche, Namens Ammonius, hatte den Präfecten verwundet, und wurde dafür zu Tode gegeißelt. Cyrillus ließ den Leichnam in feierlicher Proceſſion in den Dom bringen, gab ihm den Namen Thaumaſius und pries ihn als einen Märtyrer und Heiligen. Die Ermordung der Hypathia, der gelehrten Tochter des Mathematikers Theon, welche durch den Beifall, den ihr Unterricht in der Geometrie und Philoſophie fand, des Cyrillus Eiferſucht erregt hatte, wurde durch ihn angeſtiftet. Auf dem berüchtigten Concilium im J. 403 hatte er mit ſeinem Oheim zur Verurtheilung des heiligen Johannes Chryſoſtomus hingewirkt, und erſt nach einem hartnäckigen Widerſtand unterwarf er ſich in Hinſicht dieſes Prälaten dem Decret der catholiſchen Kirche. Noch heftiger waren ſeine Streitigkeiten mit Johannes Nachfolger, Neſtorius, der die menſchliche Natur Chriſti von der göttlichen Jeſu unterſchied, und Maria wohl als die Mutter Chriſti anerkannte, ihr aber den Namen einer Mutter Gottes verſagte. Cyrillus ſprach laut und heftig gegen dieſe Irrthümer, und machte den Papſt Cöleſtin zum Richter, der ſie verurtheilte. Er entwarf zwölf Anathematismata, welche nach der Meinung

der Theologen ſelbſt nicht von aller Ketzerei frei ſind, und foderte Neſtorius gerichtlich auf, ſie anzunehmen. Auf dem Concilium zu Epheſus ſollte dieſer Streit beendigt werden. Beide Theile erſchienen mit einem großen Gefolge von Anhängern und Dienern, zwiſchen denen es zu mancherlei Streitigkeiten kam. Cyrillus eröffnete das Concilium noch vor Ankunft des Patriarchen von Antiochien, und obgleich Neſtorius ſich weigerte, Richter, die ſeine Feinde waren, anzuerkennen, obgleich acht und ſechzig Biſchöfe zu ſeinen Gunſten proteſtirten, und eine Magiſtratsperſon im Namen des Kaiſers einen Aufſchub von vier Tagen foderte: ſo wurde dennoch Neſtorius an einem Tage verurtheilt, abgeſetzt und für einen neuen Judas erklärt. Cyrillus wurde beſchuldigt, daß er, um ſeine Abſicht zu erreichen, die Documente und Unterſchriften der Biſchöfe verfälſcht habe. Bald darauf kam der Patriarch von Antiochien an, und hielt eine Synode von funfzig Biſchöfen, die mit gleicher Uebereilung Cyrillus verurtheilten, ihn der Ketzerei beſchuldigten, und für ein zum Verderben der Kirche gebornes Ungeheuer erklärten. Beide Parteien griffen zu den Waffen, die Straßen der Stadt und ſelbſt der Dom wurde ein Schauplatz der Wuth und mit Blute befleckt. Der Kaiſer Theodoſius ſandte Truppen nach Epheſus, um dieſes Concilium, nicht ſich Berathender, ſondern unter einander Kämpfender zu trennen. Aber dieſe Maßregel änderte nur den Ort des Krieges, der zwiſchen Johann von Antiochien und Cyrillus noch drei Jahre fortwährte. Bald darauf wirkte Neſtorius, der nicht gemäßigter als Cyrillus war, einen Befehl vom Kaiſer aus, wodurch derſelbe wieder nach Epheſus zu einer Synode beſchieden wurde. Beide Theile erſchienen mit bewaffnetem Gefolge; Cyrillus wurde gemißhandelt und ſogar eingekerkert, entkam aber ſeinen Wächtern und floh nach Alexandrien. Von dort aus bewirkte er durch Beſtechungen einen Aufſtand in Conſtantinopel, der den furchtſamen Kaiſer in Schrecken ſetzte. Man unterhandelte, Cyrillus wurde bewogen, ſein Anathema zu modificiren, und wider Willen eine zwiefache Natur in Chriſtus anzuerkennen. Da Neſtorius aber nichts von ſeiner Meinung aufgeben wollte, ſo mußte er ſeinem Amte entſagen und ſich zunächſt in ein Kloſter zurückziehn. Später wurde er nach Thebais verwieſen und von ſeinen Feinden vielfach verfolgt; er ſtarb 339 oder 340. Cyrillus endigte ſein unruhiges Leben 344. Seine Meinung behielt im Morgen- und Abendlande die Oberhand, und die Kirche verſetzte ihn unter die Heiligen. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke, deren Styl weder Eleganz, noch Klarheit und Genauigkeit hat, iſt von 1638 in Fol. — Der heilige Cyrillus, aus Theſſalonich gebürtig, heißt eigentlich Conſtantin, und erwarb ſich zu Conſtantinopel, wo er ſtudirte, den Beinamen des Philoſophen. Auf des heiligen Ignatius Empfehlung ſendete ihn der Kaiſer Michael III. zu den Jazaren, einem hunniſchen Völkerſtamm. Er bekehrte den Chan, auf deſſen Vorgang die ganze Nation ſich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodicus den Bulgaren das Evangelium, und taufte deren König Bogaris 860. Gleichen Erfolg hatten ſie in Mähren und Böhmen; nach dem Jahre 882 gingen ſie nach Rom, wo ſie ſtarben. Beide Apoſtel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Ruſſen feiern das Feſt des heiligen Cyrillus den 14. Feb. Er erfand die nach ihm benannten Buchſtaben (ſ. cyrilliſche Buchſtaben), und iſt wahrſcheinlich der Verfaſſer der Apologen, die ſeinen Namen tragen.

Cyrus, der Sohn des Cambyſes, eines vornehmen Perſers, und der Mandane, der Tochter des mediſchen Königs Aſtyages, war der Stifter der perſiſchen Monarchie. Als ſeine Mutter mit ihm ſchwan-

ger ging, legten die Traumdeuter des Aſtyages einen ſeiner Träume dahin aus, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, worauf derſelbe Befehl gab, ihn ſogleich nach der Geburt umzubringen. Er wurde zu dem Ende einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid auferzog, und ihm den Namen Cyrus gab. Sein kühner Muth verrieth ihn dem Könige. Er hatte in einem Spiele mit andern vornehmen Knaben, in welchem er zum Oberhaupte gewählt worden war, den Sohn eines der erſten Männer des Reichs ſchlagen laſſen. Der Vater beklagte ſich bei Aſtyages, welcher den jungen Cyrus zur Rede ſetzte. Dieſer aber berief ſich auf ſein Recht und antwortete ſo dreiſt und klug, daß der König weiter nachforſchte und endlich die Wahrheit erfuhr. Von den Magiern beruhigt, ſchickte er den Cyrus freundlich zu ſeinen Aeltern nach Perſien. Dieſer aber verſammelte ein mächtiges Heer von Perſern, und überwand ſeinen Großvater. Gleiches Schickſal hatte der reiche und mächtige König der Lydier, Cröſus, und Babylons König Nabonid. Auch unterwarf er Phönicien und Paläſtina, wohin er die Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zurückkehren ließ. Während nun Vorder- und Mittel-Aſien, vom Helleſpont an bis Indien, unter ſeinem Scepter ſtand, begann er einen ungerechten Krieg gegen die Maſſageten, ein ſcythiſches Volk, nordöſtlich vom caſpiſchen Meere, jenſeit des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrſcht. In der erſten Schlacht ſiegte er durch Liſt, in der zweiten aber erlitt er eine vollſtändige Niederlage und kam ſelbſt ums Leben. Tomyris ſoll das Haupt des unermüdlichen Eroberers in ein Gefäß mit Blut werfen laſſen und dabei ausgerufen haben: Sättige dich jetzt mit dem Blute, wonach dich ſo unerſättlich durſtete! Er ſtarb im Jahr 529 v. Chr., nach einer 29jährigen Regierung. Ihm folgte ſein Sohn Cambyſes. Die Erzählungen Xenophons in der Cyropädie (Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik des Cyrus), daß er am Hofe des Aſtyages eine treffliche Erziehung erhalten, das Reich deſſelben ererbt, und als wahrer Philoſoph regiert habe, auch ruhig auf dem Sterbebette geſtorben ſey, ſind romanhaft und verdienen keinen Glauben, da Xenophons Abſicht war, ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Wahrheit, in dem Cyrus das Muſter eines Regenten darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe ſeinen Landsleuten die Vorzüge der Monarchie anſchaulich zu machen. — Ein anderer Cyrus war der jüngſte Sohn des Darius Nothus oder Ochus. Er bekam ſchon in ſeinem 16ten Jahre die oberſte Gewalt über alle Provinzen Klein-Aſiens. Seine Herrſchſucht entwickelte ſich früh, und als nach des Vaters Tode ſein älterer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron beſtieg, ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ihn an, die jedoch entdeckt wurde. Statt das Todesurtheil an ihm vollziehen zu laſſen, begnadigte ihn ſein Bruder und machte ihn zum Statthalter von Klein-Aſien. Hier verſammelte Cyrus ein zahlreiches Heer, zu dem noch, ohne den Zweck der Unternehmung zu kennen, 13,000 Mann griechiſcher Hülfsvölker ſtießen, um Artaxerxes zu bekriegen und vom Throne zu ſtoßen. Dieſer, von ſeinen Abſichten unterrichtet, zog ihm mit einem überlegenen Heere entgegen. In den Ebenen von Cunaxa, in der Provinz Babylon, trafen beide Heere auf einander. Nach einer tapfern Gegenwehr, beſonders von Seiten der Griechen, wurde Cyrus geſchlagen und von Artaxerxes ſelbſt erlegt. (Vergl. Xenophon.)

Cythēra, jetzt Cerigo, eine der vornehmſten Inſeln um Laconien, vorzüglich berühmt wegen des Dienſtes der Venus Urania, deren vornehmſter Tempel in der Hauptſtadt Cythera ſtand, und der

älteſte von allen war, die in Griechenland der Göttin zu Ehren erbaut wurden. Die alte Stadt Cythera iſt jetzt verödet, und zeigt nur noch einzelne Ruinen. Venus hatte von dieſer Inſel den Namen Cythera.

Czartoryski (Adam, Fürſt) geb. den 1. December 1731, ehemaliger General von Podolien, nachher kaiſerlich öſterreichiſcher Feldmarſchall. So deutlich ihn ſeine hohe Geburt, ſein unermeßlicher Reichthum, ſein ausgezeichneter Verſtand und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe zu einem bedeutenden Einfluſſe in den ſtürmiſchen Ereigniſſen ſeines Vaterlandes berufen zu haben ſchienen, ſo hielt ihn doch das Geſchick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glückes ſpielt, immer in untergeordneten Verhältniſſen. Nach Auguſts III. Tode war er unter den Mitbewerbern um Polens Thron, und die Stimme ſeiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber Stanislaus Poniatowski, nach Petersburg geſandt, um dieſe Unterhandlungen einzuleiten, erhielt, wie man weiß, die polniſche Krone von Katharina II. für ſich ſelbſt; ſeitdem befand ſich die mächtige czartoryskiſche Familie nebſt ihrem ganzen Anhange im Mißverſtändniſſe mit dem neuen Souverain. Obſchon der Fürſt Czartoryski, nach der erſten Theilung ſeines Vaterlandes, wegen ſeiner weitläuftigen Beſitzungen in Galizien in öſterreichiſche Dienſte getreten war, ſo wendete er doch auf dem Landtage von 1789 und 1791 alles an, die Unabhängigkeit und Wiederherſtellung einer dauerhaften Regierung in Polen bewerkſtelligen zu helfen. Er war während dieſes Zeitpunktes außerordentlicher Geſandter in Dresden, um den Churfürſten von Sachſen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab er ſich nach Wien und ſuchte um die Vermittelung und den Schutz des Kaiſers gegen die Abſichten Rußlands an. Da ſeine Bemühungen fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation von Targowiza beigetreten war, zog ſich der Fürſt Czartoryski auf ſeine Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1794 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem unglücklichen Ausgange derſelben war er genöthigt, ſeine beiden Söhne an Catharinen II. zu ſchicken. Seitdem gewann der Großfürſt Alexander, jetziger Kaiſer, den jüngern Prinzen, Adam Czartoryski (geb. 14. Januar 1770), älteſten Sohn des Vorhergehenden, beſonders lieb. Trotz der Stürme am Hofe, und trotz der Art Exil, in welches ihn Paul I. als ruſſiſchen Geſandten an den ſardiniſchen Hof verwies, eilte Alexander, treu ſeiner frühern Neigung, ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf zum einſtweiligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, deſſen Stelle ihm nach Woronzoffs Abgange förmlich übertragen wurde. Er begleitete den Kaiſer Alexander auf ſeinen Reiſen in Deutſchland 1805. In demſelben Jahre hatte der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Vater zum Feldmarſchall ernannt. Im Jahre 1806 reſignirte er und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. — Im Jahre 1812 war der alte Fürſt Czartoryski der erſte geweſen, der in der Eigenſchaft eines Marſchalls des Reichstags die Conföderationsacte unterzeichnet hatte. Am 1. Dec. 1815 wurde er zum Woiwoden-Senator des neuen Königreichs Polen ernannt.

Czenſtochau (Czenſtochowa), ein befeſtigtes Kloſter, in dem jetzigen Königreiche Polen, nahe an der Schleſiſchen Gränze gelegen, das ehemals in die Woiwodſchaft Cracau gehörte. Es liegt auf dem ſogenannten Klarenberge, der ſich über dem Städtchen Neu-Czenſtochau

erhebt, und heißt eigentlich Jasno-Gura. Die Mönche ſind von dem Orden des heiligen Paulus Eremita; ſie hielten in der mit Geſchütz wohl verſehenen Feſtung eine eigene Beſatzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beſchloſſen, dieſe Stelle durch einen Weltlichen zu beſetzen. Zu dem wunderthätigen Marienbilde in der Kirche des Kloſters geſchehen häufige Wallfahrten; durch die Geſchenke der Gläubigen hat ſich ein bedeutender Kirchenſchatz geſammelt, der aber wahrſcheinlich in den neuern Zeiten nicht mehr ganz vorhanden iſt; ſchon bei der preußiſchen Beſitznahme fand man ihn weniger beträchtlich, als man erwartet hatte. Am Fuße des Berges liegt Neu-Czenſtochau mit 169, und eine Stunde davon Alt-Czenſtochau mit 283 Feuerſtellen. In dem letzten Kriege war Czenſtochau von den Franzoſen beſetzt, welche ſich in den erſten Monaten des Jahrs 1813 an die Ruſſen ergeben mußten.

Czernitſcheff, ein durch ſeine kühnen und ſtets glücklich ausgeführten Unternehmungen berühmt gewordener ruſſiſcher General. Er befand ſich vor dem Ausbruche des Krieges bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Paris und hatte einen Hauptantheil an der Beſtechung Michels, welcher ihm die Tabellen über den Beſtand und die Stellungen der franzöſiſchen Armeen mittheilte. Darauf ſtand er als Obriſt und General-Adjutant des Kaiſers bei der Moldauarmee, und wurde, als dieſe Armee zu derſelben Zeit, wo die Franzoſen ihren Rückzug aus Moskau antraten, ihren Marſch nach dem ruſſiſchen Polen richtete, um in dem Rücken des Feindes zu operiren, von dem Oberbefehlshaber Admiral Tſchitagow, mit einem Koſackenregiment abgeſchickt, um dem Grafen Wittgenſtein, welcher von Witepsk her vordrang, Nachricht von dem Anrücken und den Marſchdispoſitionen der Moldauarmee zu geben. Der Auftrag war höchſt ſchwierig, denn es kam darauf an, einen Marſch von mehr als hundert Meilen im Rücken der franzöſiſchen Armee durch ein von ihr occupirtes Land zu machen, und ebenſo wichtig, daß nur durch gemeinſchaftliche Zuſammenwirkung von beiden entgegengeſetzten Seiten die feindliche Armee nachdrücklich bedrängt werden konnte. Czernitſcheff vollzog den Auftrag mit dem ausgezeichnetſten Erfolg. Nachdem er Tag und Nacht durch die feindlichen Truppen marſchirt, über vier Flüſſe ſchwimmend geſetzt, eine Menge von Proviantfuhren der Franzoſen vernichtet, drei Cabinetscouriere mit wichtigen Depeſchen aufgefangen, die in Gefangenſchaft gerathenen Generale Winzingerode und Swetſchin nebſt verſchiedenen andern Offizieren befreit hatte, erreichte er glücklich das Armeecorps des Grafen Wittgenſtein. Er nahm an den Operationen deſſelben Antheil, machte zu Anfang des Jahrs 1813 einen kühnen Angriff auf Berlin, wo er den Marſchall Augereau allarmirte, und that ſich ſpäter unter dem Kronprinzen von Schweden in der Schlacht bei Dennewitz rühmlich hervor. Bald nachher wurde er von demſelben mit einigen tauſend Mann Cavallerie zu einer neuen wichtigen Unternehmung abgeſchickt. Sein Auftrag war, Caſſel zu überfallen, um wo möglich den König von Weſtphalen gefangen zu nehmen. Schnell und gewandt führte ihn Czernitſcheff aus. Zwar entging ihm der König, aber die Wirkung, die ſeine Erſcheinung in Caſſel auf die Gemüther machte, war von den wichtigſten Folgen. Das Königreich Weſtphalen war von dem Augenblick an ſchon als aufgelößt zu betrachten. Nach der leipziger Schlacht, an der er ebenfalls Antheil nahm, eilte er mit ſeiner leichten Reiterei der fliehenden franzöſiſchen Armee voraus, ſo daß ein geiſtreicher Schriftſteller ihn ſcherzhaft den Quar-

tiermeiſter Napoleons genannt hat, that ihr bedeutenden Abbruch, fing mehrere Couriere mit wichtigen Depeſchen (welche zum Theil im Druck erſchienen ſind) auf, und zog endlich ſiegreich mit in Paris ein. Von da begleitete er ſeinen Kaiſer nach London, deſſen beſonderes Vertrauen er zu beſitzen ſcheint.

Czerny Georg, um das J. 1770 unweit Belgrad geboren, hat ſich durch die vieljährigen Anſtrengungen berühmt gemacht, die er zur Befreiung ſeines Vaterlandes von der türkiſchen Oberherrſchaft machte. Die Geſchichte ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen gehört in den Artikel Servien (Servien); dagegen liefern wir hier einige Nachrichten, die ſeine innere und äußere Perſönlichkeit betreffen. — Czerny Georg iſt von Geſtalt groß und hager, ſein Geſicht iſt lang und nach unten zu breit; er hat kleine tiefliegende Augen, eine dünne ſpitzige Naſe und bräunliche Geſichtsfarbe. Er trägt einen kleinen Schnurrbart und die Haare in einem großen Zopf, der ſeinen ganzen Rücken bedeckt. Die vordern Haare zieht er mit zurück, um ſeine übermäßig hohe Stirn zu zeigen. Seine Kleidung iſt ſehr einfach, ohne Geſchmack und nicht immer reinlich; von einem gewöhnlichen ſerbiſchen Bauer unterſcheidet er ſich bloß durch zwei Piſtolen und einen Dolch, den er immer bei ſich trägt. So ein ſtilles Feuer in ſeinem geiſtigen Innern brennt, ſo unleidenſchaftlich und düſter erſcheint ſein Aeußeres; oft kommt Stunden lang kein Laut über ſeine Lippen. Er liebt den Branntwein, und murmelt ein Gebet, jedesmal ehe er trinkt. Sein heftiger, grauſamer, leidenſchaftlicher Charakter äußerte ſich ſchon früh. Der Haß gegen die Türken iſt ihm gleichſam angeboren. Da er einſt im Jünglingsalter einem Türken auf der Straße begegnete, der ihm gebieteriſch befahl, aus dem Wege zu gehen, und ihn im Weigerungsfall zu erſchießen drohte, kam Czerny dem hochmüthigen Türken zuvor und ſtreckte ihn entſeelt zu Boden. Er flüchtete darauf nach Siebenbürgen, nahm, damals kaum achtzehn Jahr alt, kaiſerliche Dienſte und ward bald Unteroffizier. Doch auch hier verfolgte ihn ſein Unglück. Der Capitän, unter deſſen Befehlen er ſtand, wollte ihn für ein Vergehen beſtrafen. Czerny Georg erſchlug ihn und kehrte ſchleunigſt in ſein Vaterland zurück. Hier ward er Räuberhauptmann, hauſ'te mit ſeiner Bande in den dichteſten Wäldern, überfiel die Türken und brachte ihnen häufige Niederlagen bei. Nicht Weiber, Greiſe, Säuglinge dieſer Nation entgingen ſeiner Wuth. Um ſich zu rächen, verurtheilten die Türken ſechsundzwanzig ſerbiſche Große und ſelbſt einen Archimandriten zum Tode, und rüſteten ſich, mit bewaffneter Hand über die Bande Czerny's herzufallen. Von allen Seiten ſtrömten die unterdrückten Servier zu Czerny. Nur ſein Vater ſagt ſich von ihm los und macht ſich auf den Weg nach Belgrad, um ſeinen Sohn in die Hände der Türken zu liefern. Dieſer wendet vergebens alles an, den Greis zurückzuhalten und tödtet ihn endlich mit einem Piſtolenſchuß. Von dieſer unnatürlichen That ſoll er den Beinamen Czerny (der Schwarze) haben. Ein Gemälde der Grauſamkeiten aus ſeinem Leben zu entwerfen, iſt unmöglich; wir begnügen uns, nur noch anzuführen, daß er ſeinen eigenen Bruder wegen einiger Vergehen erhängen ließ. Uebrigens iſt er ohne alle Bildung, kann weder leſen noch ſchreiben, und verdankt ſeine politiſche Wichtigkeit nur ſeinem perſönlichen Muthe, ſeiner Geiſtesgegenwart und dem Glücke. Er hat zwei Söhne und vier Töchter, davon eine mit einem ſerviſchen Anführer verheirathet iſt. Die im J. 1813 erfolgte Umänderung der ſerviſchen Angelegenheiten hatte auch auf Czerny's Schickſal einen entſcheidenden Einfluß. In dem

Frieden, welchen Rußland 1812 mit dem Großherrn geſchloſſen, war ausgemacht worden, daß Servien wieder unter türkiſche Oberherrſchaft zurückkehren, durch einen aus Eingebornen zuſammengeſetzten Verwaltungsrath regiert, und Czerny an die Spitze der Adminiſtration geſtellt werden ſollte. Da aber die Servianer mit dieſen ihnen bewilligten Rechten nicht zufrieden waren, ſondern ſie noch viel weiter auszudehnen ſuchten, ſo fiel der Großweſſyr (1813) mit dem größern Theile der Armee, die er gegen die Ruſſen angeführt hatte, in das Land ein, ſchlug die Servianer zurück, bemächtigte ſich aller Plätze, und nahm an den Einwohnern die grauſamſte Rache. Unter dieſen Umſtänden entwich Czerny aus Servien, das er ſo lange mit unbeſchränkter und drückender Gewalt beherrſcht hatte, und ſuchte ſeine Zuflucht in den Kaiſerl. Oeſterreichiſchen Staaten. In den erſten Tagen des Jahres 1814 nahm er, den Charakter eines Ruſſiſchen Feldmarſchall-Lieutenants führend, mit ſeiner Familie, und noch einigen Offizieren ſeinen Aufenthalt in Grätz. Im April 1816 kam er nach Petersburg.

Verzeichniß

der

im zweiten Bande enthaltenen Artikel.

B	Seite 1
Brabant	—
Brachygraphie	—
Bracteaten	—
Bradley	—
Braga	3
Braganza	—
Brahe	—
Brahma	—
Brahminen	4
Bramante von Urbino	—
Brand (Ewald)	—
Brand	—
Brandaſſecuranz	6
Brandeln	—
Brandenburg	—
Brander	12
Brandes (Ernſt)	—
Brandes (Joh. Chriſtian)	13
Brant	—
Brantôme	14
Braſilien	15
Bratſche	18
Braunau	—
Bräune	—
Braunſchweig-Wolfenbüttel	19
Braunſchweig (Stadt)	22
Braunſchweig (Maximilian Julius Leopold Pr. v.)	23
Braunſchweig (Ludwig Ernſt Herzog von)	24
Braunſchweig (Ferdinand, Herzog von)	—
Braunſchweig-Wolfenbüttel (Carl Wilh. Ferd. Herzog von)	25
Braunſchweig (Wilhelm Friedrich Herzog von)	30
Braunſtein	34
Brauwer	—
Brawe	35
Breccie	36
Brechung der Lichtſtrahlen	—
Breisgau	37
Breite	—
Breitinger	38
Breitkopf	39
Bremen	42
Brennbare Luft	—
Brennglas	43
Brennpunkt	44
Brennſpiegel	—
Brennſtoff	45
Brennus	—
Breſche	47
Breſcia	—
Breslau	—
Breſt	48
Breteuil	—
Bretzner	49
Breugel	—
Breve	—
Brevet	—
Brevier	50
Briareus	—
Bridgewater Canal	—
Brienne (Gefecht bei)	—
Brienne (Cardinal)	52
Brigade	53
Brigg	—
Brillant	—
Brille	—
Briseïs	—
Briſſot de Warville	54
Briſtol	55
Britannicus Cäſar	—
Britannien	—
Brizard	56
Brocken	57
Brockes	—
Brockmann	—
Brody	58
Broglio (François Marie, Marſchall Duc de)	58
Broglio (Victor François, Duc de)	59
Broglio (Charles François)	61
Bronner	—
Bronze	62
Broſſers (de)	—
Brot	63
Brotbaum	64
Broturtheil	65
Brouſſonnet	—
Brown	66
Browne	70
Bruce	71
Bruch	72
Brücke	73
Brüdergemeinde	74
Brüderſchaften	81
Brügge	82
Brühl (Heinrich, Graf von)	—

Brühl (Friedrich Aloyſius Reichsgraf von) 83
Brun (Charles le) 84
Brun (Charles François le) 87
Brunck —
Brüne 88
Brunehold 90
Brunelleschi —
Brünn 92
Bruno der Große 93
Bruno der Heilige —
Brüſſel 94
Bruſt —
Bruſtwehre 95
Brüten —
Brutus (Lucius Junius) 96
Brutus (Marcus Junius) 97
Bruyere (la) 98
Bruyn (le) 99
Bucciniten —
Bucentaur —
Bucĕphalus —
Buch 100
Buchanan —
Bucharei —
Buchdruckerkunſt 102
Büchercenſur 107
Büchernachdruck 109
Bücherprivilegium 110
Bücherverbot —
Buchhalterei 111
Büchſe —
Buchſiren 112
Buchſtaben —
Bucht —
Bückeburg —
Buckinck —
Buckingham —
Bückler 115
Bucoliſches Gedicht 123
Budget —
Buenos Ayres —
Buffon —
Buffone 126
Bufoniten —
Bukareſt —
Bukowina —
Bulen —
Bulgarei 127
Bulimie 128
Bull (John) 129
Bulle —
Bülow 130
Bund 131
Bundesverwandte —
Bundſchuh 132
Buonaroti —
Burchiello —
Burdet —
Bürger (G. A.) 133
Bürger 135
Bürgerkrone 136
Bürgerſchule —
Burgfriede 138
Burggraf —
Bürgſchaft —
Burgunder 139
Burgunderwein 142
Burgundiſcher Kreis —
Burke 143
Burleigh 145
Burlesk —
Burmann 146
Burmann (eigentlich Bormann) 147
Burnet 149
Burney 150
Burns 151
Burſa 153
Busbecq —
Büſch —
Büſching 155
Buſchmänner 158
Buſembaum —
Büſte 159
Buſtrophēdon 160
Bute —
Butler 163
Buxtorf 164
Byng —
Byron 165
Byſſus 166
Byzantiner —
Byzantiniſche Schriftſteller 171
Byzanz 172

C. 173
Cabale —
Cabanis —
Cabarrus 175
Cabbala 176
Cabinetsbefehle —
Cabochon 176
Cabotage —
Cachet (Lettres de) —
Cachexie 177
Cäcilie —
Cacodämon —
Cacus —
Cada Moſto 178
Cadenz 179
Cadi —
Cadiz —
Cadmus 181
Cadre 182
Cadūcēus —
Caffa —
Caffarelli 183
Caffée —
Caffern —
Cagliari 184
Caglioſtro —
Cagots 186
Caille (La) —
Caimakan 189
Cairo —
Caisse d'Escompte 190
Calabrien —
Calais —
Calas —
Calatrava (Orden von) 191
Calcedon —
Calchas —
Calciniren 192
Calcutta 193
Caldara —
Calderon —
Caledonier 195
Calembourg —
Calender 196
Caliari 200
Caliber —
Calif 201
Californien —
Caligula —
Calixtiner 203
Callico —
Callimachus 204
Callipygos —
Callot —
Calmar 205
Calonne 206
Callotiſten 209
Calpe —
Calprenede —

Calpurnius 210
Calvarienberg —
Calvin —
Calydon 214
Camaldulenſer —
Camayen —
Cambacères —
Cambrai 215
Cambridge —
Cambyſes —
Camee 216
Camenen —
Camera obſcura —
Camerarius —
Cameron 219
Camillus —
Camiſarden 221
Cammer 222
Cameralwiſſenſchaften —
Camoens 223
Campanien 225
Campe —
Campeche 227
Camper —
Campetti 229
Campher —
Campiſtron —
Campo formido 230
Campomanes 231
Canada —
Canal 232
Canäle —
Canariſche Inſeln 234
Candia —
Candidat —
Canitz —
Cannä 235
Canneliren —
Canning —
Cano 236
Canon 237
Canonicus 239
Canonik —
Canoniſches Recht 240
Canova —
Canſtein 241
Cantabile 242
Cantate —
Cantemir 243
Canterbury —
Canton 244
Canton —
Canut I. 245
Canzlei 246
Canzone —
Canzonetta 247
Cap —
Cap François 248
Capelle —
Capello 250
Caper 251
Capi Aga —
Capigi —
Capitain —
Capital 252
Capitel —
Capitolium —
Capitulation 253
Cappadocien —
Capri —
Capriccio 254
Capua —
Capuciner —
Caracalla —
Caraccas 256
Caraccioli —
Caracten 257
Caraibiſche Inſeln —
Caraiten —
Caravaggio 258
Caravanen —
Caravanſerais —
Carbunkel 259
Carcaſſe —
Cardano —
Cardinal 260
Carga —
Caricatur 261
Carillon 264
Carl der Große 265
Carl IV. 268
Carl V. 271
Carl VI. 276
Carl VII. 277
Carl IX. 278
Carl I. 281
Carl II. 287
Carl XII. 289
Carl Emanuel I. 294
Carl Emanuel II. 295
Carl Emanuel III. —
Carl von Heſſen-Caſſel —
Carl Alexander 296
Carl Eduard —
Carl Eugen —
Carl Philipp Theodor 298
Carl von Lothringen —
Carl Friedrich 299
Carl Auguſt —
Carl IV. 303
Carl (Theodor Anton Maria) —
Carl Ludwig 306
Carl Johann 307
Carli 314
Carlos (Don) 316
Carlowitz 319
Carlsbad —
Carlscrona —
Carlsruhe —
Carmagnole 320
Carmeliter —
Carmontelle —
Carmoſiren —
Carnation —
Carneades 321
Carniol 322
Carneval —
Carnot 323
Caro 324
Carolina 325
Carolina (Lex) 326
Carouſſel —
Carpathen —
Carpzov —
Carracci 327
Carrier 329
Carronaden 330
Carſtens —
Cartätſche 332
Cartell —
Carteret —
Carteſius —
Carthagena —
Carthago 335
Carthaune 336
Cartheuſer —
Carton —
Cartouche —
Cartuſche —
Caryatiden 337
Caſa —
Caſan 338
Caſanova —
Cäſar —
Caſas (Las) 343
Caſaubon 344
Caſchemir 345

Caſematten 345
Caſimir III. —
Caſino 347
Caſiri —
Caſpiſches Meer 348
Caſſandra —
Caſſationshof —
Caſſel 350
Caſſini (G. D.) 351
Caſſini (J.) 353
Caſſini de Thury —
Caſſius Longinus 354
Caſtagnetten —
Caſtalia —
Caſtannos —
Caſte 355
Caſti —
Caſtiglione 356
Caſtilien 357
Caſtor —
Caſtrametation 358
Caſtration —
Caſtrum Doloris 359
Caſuiſt 360
Cäſur —
Catachreſe 362
Catacomben —
Catacutiſt —
Catalonien —
Catarrh —
Cataſter 364
Catechetik —
Categorien —
Catel 366
Catharina von Aragon —
Catharina von Medicis 368
Catharina I. von Rußland 370
Catharina II. 372
Catharinenorden 377
Cathcart —
Catheten —
Catholicismus —
Catilina 382
Catinat 384
Cato (Marcus Porcius) 385
Cato von Utica 387
Catoptrik 390
Cats —
Cattaro 391
Cattegat —
Catten 391
Catullus 392
Caucaſus 393
Caulaincourt —
Cauſalität 394
Cauterium 396
Caution —
Cavalcanti —
Cavallerie —
Cavanilles 397
Cavata 399
Cavendiſh —
Cayenne 400
Caylus —
Cazalès 402
Cazotte —
Cazwini 405
Cecil —
Cecrops 407
Cefalonien 408
Celebes —
Cellamare —
Cellarius 409
Celle 410
Cellini —
Celſus 411
Celten —
Cement 412
Cenis —
Cenotaphium —
Cenſur —
Cenſus —
Centauren 413
Centgerichte —
Centiare —
Centimanen —
Centlivre 414
Centralbewegung 415
Centralfeuer —
Centralkräfte —
Centrifugalkraft 416
Centripetalkraft —
Centurie —
Cephalus —
Cerberus 417
Cerebellum —
Ceremoniel der europ. Mächte —
Ceres 419
Ceres Ferdinandea 420
Certe Partie —
Certioration —
Cerutti —
Cervantes 421
Ceſarotti 424
Ceſſion 426
Cette —
Ceuta —
Cevallos —
Ceylon 427
Chaconne 428
Chalcographie —
Chaldäa —
Chalif —
Chamade —
Chamäleon —
Chambery —
Chamfort —
Chamouni 431
Champagne —
Champagne (Philippe) —
Champagnerwein 432
Champagny —
Chan 433
Chandler —
Chaos 434
Chapelle —
Chappe d'Auteroche 435
Chappe (Claude) —
Charade 436
Charakter 437
Chardin 448
Charette 449
Charfreitag 452
Chargé d'Affaires —
Charité —
Charitinnen —
Charkow —
Charlatan —
Charlestown —
Charlottenburg —
Charon —
Charoſt 453
Charron —
Charta magna 454
Charybdis 455
Chaſſeki —
Chatam —
Chateaubriand 457
Chateauroux 458
Chatelet —
Chatillon ſur Seine —
Chatouille 459
Chatterton —
Chaucer 461
Chaufepié 463
Chaulieu —

Chaumont (Congreß in) 464
Chauſſée (La) —
Chauſſeen —
Chaux de Fonds 465
Chemie 466
Chemnitz 470
Chenier 471
Cherbourg 472
Cheribon —
Cherſon —
Cherſonēſus —
Cherub 473
Cherubini —
Cherusker —
Cheſter 474
Cheſterfield 475
Chiabrera 477
Chiari 478
Chiffre —
Chili —
Chiliaſten 479
Chimära —
Chimboraſſo —
China —
Chinarinde 487
Chio 488
Chiragra —
Chirographariſch —
Chirologie —
Chiromantie —
Chiron 490
Chirurgie —
Chladni 492
Choc 494
Chocolade —
Choczim 495
Chodowiecki —
Choiſeul (E. Fr. de) 496
Choiſeul-Gouffier 499
Chor —
Choral 500
Choregraphie —
Choriambe —
Chorographie —
Chouans —
Chriſam 502
Chriſtian II. —
Chriſtian VII. 505
Chriſtiania 506
Chriſtine —
Chriſtoph (Sanct) 509
Chriſtoph 510
Chriſtus —
ChriſtlicheReligion 510
Chromatiſch —
Chroniſch —
Chronodiſtichon 511
Chronologie 512
Chryſolith 513
Chryſoſtomus (Johannes) —
Chur 516
Churchill 517
Churfürſten 518
Chylus 522
Cibber —
Cicero 523
Cicerone 530
Cicisbeo —
Cid 531
Cignani 533
Cilicien 534
Cilicium —
Cimabue —
Cimaroſa —
Cimbern 535
Cimon 537
Cincinnatus 538
Cinna 539
Cino von Piſtoja —
Cinque Ports 540
Circaſſien —
Circe 541
Circenſiſche Spiele 542
Circumvallationslinie 543
Circus —
Cirkel 544
Cis —
Cisalpiniſche Republik —
Ciſeliren 545
Cisrhenaniſche Republik 546
Ciſterzienſer —
Citadelle —
Cithara —
Citiren —
Citronen 547
Ciudad Rodrigo —
Civilliſte —
Civilrecht 548
Clair Obſcur —
Clairon —
Clairval 549
Clarendon —
Clarinette 551
Clarke 551
Claſſe 552
Claſſiker —
Claude Lorrain 553
Claudianus —
Claudius (Tiberius) —
Claudius (Matthias) 554
Clauſel 555
Clavicylinder —
Clavier 556
Clavijo —
Clavis —
Clemens XIV. 557
Clement 558
Clementi —
Cleopatra 559
Cleve 560
Clienten —
Clima 561
Climax 562
Clinik —
Clio 565
Clive —
Clodius 567
Clotho 568
Clotilde de Vallon Chalys —
Club 569
Clytemneſtra 570
Cnidus —
Coadjutor —
Coalition —
Cobenzl (Ludwig, Graf von) 571
Cobenzl (J. Ph. Graf von) 572
Cobi —
Coblenz —
Coburg —
Coburg (Fr. Joſ., Herzog von Sachſen) 574
Cocagna 575
Cocceji —
Cochinchina 576
Cocon —
Cocytus 577
Code civil françois —
Codex 582
Codicill —
Codrus —
Cognac —
Cognaten —

Cohäſion 582
Cohorten 583
Coimbra —
Colardeau —
Colberg 584
Colbert —
Colbran 587
Colcheſter —
Colchis —
Cölibat 588
Coligni —
Coliſeum 590
Collateralverwandte —
Collator —
Collé —
Collectiv 592
Collin —
Collin (H. J. Edler von) 593
Collin-Harleville 594
Colliſion 595
Cölln (Fr. von) —
Colmar 596
Cöln 597
Colombo 598
Colonien 602
Colonialwaaren 618
Colonna (M. A.) 621
Colonna (Vittoria) —
Colonnade 622
Colonne —
Colocatur —
Colorit —
Coloß —
Columella —
Coluren —
Coluthus 623
Combäbus —
Comes palatinus —
Comet —
Comines 624
Comiſch 625
Comitate —
Comitien —
Comma 626
Commanderie —
Commentar —
Commitee —
Commodore 627
Commodus —
Communion 628
Comödie —
Compagnie —
Comparativ —
Comparſen 628
Compaß —
Competenzrecht 629
Compoſition 630
Compreſſibilität —
Compreſſionsmaſchine 631
Compromittiren —
Comus —
Concav —
Concentriren 633
Concert —
Concetto —
Conchylien —
Conciergerie 634
Concilium —
Conclave 636
Concordanz —
Concordat 637
Concordia 639
Concordien-Formel —
Concret —
Concubinat —
Concurs 640
Concuſſion —
Condamine —
Condé (Louis de Bourbon, Prinz von) 641
Condé (L. J. de Bourbon, Prinz von) 642
Condenſation —
Condillac 643
Condorcet —
Conductor 645
Confeſſion —
Confirmation —
Conföderation —
Confrontiren 646
Confucius —
Confuſion der Rechte 647
Congo —
Congregationen —
Congreß 648
Congreve 650
Congrevſche Raketen 651
Congruent —
Conjugation —
Conjunction —
Connetable —
Conradin —
Conring 652
Conſcription —
Conſecration 653
Conſens —
Conſervatorien —
Conſerve 655
Conſigniren —
Conſiſtorium —
Conſolidiren 656
Conſonanten —
Conſonanz —
Conſtabler —
Conſtant de Rebeque —
Conſtantinus 657
Conſtantin-Paulowitz 660
Conſtantinopel 661
Conſtellation 663
Conſtitution —
Conſul —
Conſulta 666
Contagiöſe Krankheiten 667
Conté —
Continentalſyſtem 668
Contingent 674
Contour —
Contrabande —
Contra-Proteſt 675
Contrapunkt —
Contraſt 676
Contravallationslinie 678
Contre-Admiral —
Contribution —
Controle —
Controverſe —
Contumaz —
Conus 681
Convent —
Conventionsgeld —
Convergenz 682
Converſation —
Convex 686
Convictorium —
Convoy —
Convulſionen —
Cook —
Copal 689
Copeke 690
Copenhagen —
Copernicus —
Copet —
Copie 691
Copir-Maſchinen 692
Copten —

Copula 692
Coran —
Corday d'Armans 693
Cordeliers 695
Cordilleras 696
Cordon —
Corduan —
Corea —
Corelli —
Corfu 697
Corilla 698
Corinth —
Corinthiſches Erz 699
Coriolan —
Coriphäus 700
Cornaro 701
Corneille (Pierre) —
Corneille (Thomas) 703
Cornelia —
Cornelius Nepos —
Corniche 704
Cornwallis —
Corollarium —
Coromandel —
Corpus catholicorum 705
Corpus juris 706
Correct, Correctheit 707
Correggio 710
Corregidor 711
Correſpondent (Hamburger) —
Corſaren 713
Corſica —
Corſo 714
Cortes 715
Cortez 716
Corunna 718
Corybanten —
Cosmiſch —
Cosmogonie —
Cosmus I. —
Coſſé 720
Coſter 722
Coſtnitz —
Coſtume 723
Cottbus 725
Cothurn —
Cotin (Charles) —
Cotin (Sophie Roſteau) 726
Coucy 727
Couliſſen 728
Coupon 729
Cour d'amour —
Cour d'appel —
Courant 730
Cours —
Court —
Court de Gebelin 731
Courtine 733
Couſtou —
Cowley —
Coypel 734
Coyſevox 735
Cracau 736
Cramer (Joh. Andreas) —
Cramer (Carl Friedrich) —
Cramer (Wilhelm) 737
Cranach —
Craniologie 738
Cranz —
Crapelet —
Crayon 739
Crébillon (Proſper Jolyot de) —
Crébillon (Claud. Proſper Jolyot de) 740
Credere —
Credit 741
Creditiv —
Creditſyſtem —
Creditſyſtem des Adels —
Crefeld 742
Cremnitz 743
Cremor tartari —
Creolen —
Creſcendo —
Creſcentini —
Creta —
Creüſa 744
Crichton 745
Crillon —
Crillon-Mahon —
Crimen —
Crimm 747
Criſis 748
Criterium —
Croatien —
Cromford —
Cromwell —
Cronegk 750
Cronſtadt 751
Cröſus —
Croup 752
Cruſade 753
Cruſca —
Cruſius —
Cruzade —
Crypto 754
Cryſtall —
Cuba 755
Cubus —
Cullen 756
Culmination —
Cultur —
Cultus 757
Cumberland (Herzog von) —
Cunnersdorf —
Cunningham 759
Cupido 760
Curaçao —
Curie 761
Curiſches Haff —
Curius Dentatus —
Curland —
Curtius (Marcus) 762
Curtius Rufus 763
Cuſtine —
Cüſtrin 764
Cuxhaven —
Cyane —
Cybele —
Cycliſche Dichter 765
Cyclopen 766
Cyclus 767
Cycloide 768
Cylinder 769
Cymbel, Cymbal —
Cyniker —
Cynthius —
Cypern —
Cyprian (der heilige) 770
Cypriani (R.) 771
Cypris, Cypria —
Cyrenaiker —
Cyrilliſche Buchſtaben —
Cyrillus 772
Cyrus 773
Cythēra 774
Czartoryski (Adam, Fürſt) 775
Czenſtochau (Czenſtochowa) —
Czernitſcheff 776
Czerny (Georg) 777

Druckfehler im erſten Bande.

S. 187. Z. 19. ſtatt Wir ſetze Nus.
— 301. Z. 3. die Worte: wo er noch lebt, werden ausgeſtrichen, und dagegen geſetzt: ſ. unten S. 816.
— 426. Z. 48. ſtatt hat ſetze hatte.
— 451. Z. 28. ſtatt in Oberſachſen ſetze im preuſſiſchen Herzogthum Sachſen.
— 457. Z. 38. ſtatt Großherzogthum ſetze Herzogthum. Die Worte: Departement Rhein werden ausgeſtrichen.
— 586. Z. 1 von unten — ſtatt engliſcher ſind ſetze taktiſcher und.
— 784. Z. 15. ſtatt befindet ſetze befand.

Bei A. F. Macklot in Stuttgart ſind folgende Bücher zu haben:

Adelung, J. C., deutſche Sprachlehre für Schulen. 6te Aufl. gr. 8. 1816. 1 fl. 30 kr.
Becker, K. F., die Weltgeſchichte für die Jugend. 10 Bde. 3te Aufl. Mit 2 Kupf. 8. 1815. 15 fl.
Blaſche, B. H., der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet. 4te verb. Aufl. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 1815. 1 fl. 36 kr.
Blumauer, A., Gedichte. 4 Theile in 1. Band. Taſchenformat. 1816. 1 fl. 30 kr.
—— —— Virgils Aeneis, traveſtirt. 3 Thle. 8. 813. 1 fl. 20 kr.
Blumenbach, J. F., Handbuch der Naturgeſchichte. Mit Kupf. 9te Aufl. gr. 8. 1815. 3 fl.
Campe, J. H., kleine Kinderbibliothek. 6 Bändchen. 11te Aufl. gr. 12. 1815. 3 fl. 36 kr.
Cicero's, M. T., ſämtliche Briefe, überſetzt und erläutert von C. M. Wieland. 5 Thle. mit ebenſoviel ſchönen Kupf. gr. 8. 1814. 10 fl.
Funke, C. P., Bildungsbibliothek für Nichtſtudirende. Erſter Band, enthält Reinbecks deutſche Sprachlehre nebſt Anleitung zu ſchriftlichen Aufſätzen. gr. 8. Wien 1817. 1 fl. 40 kr.
—— —— derſelben 2ten Bandes erſte Abth. enthält H. L. de Marées Anleitung zur Lektüre. gr. 8. Wien 1817. 1 fl. 40 kr.
—— —— derſelben 2ten Bdes. 2te Abtheil., enthält Reinbecks Mythologie für Nichtſtudierende, gr. 8. Wien 1817. 1 fl. 40 kr.
(Wird fortgeſetzt.)
Glatz, J., Iduna. Ein moraliſches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2 Thle. 4te Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 36 kr.
—— —— die guten Kinder. Eine kleine Familiengeſchichte für Kinder, die gut ſind, oder gut werden wollen. Mit 1 illum. Kupf. u. Vign. 8. Wien geheft. 1 fl.
—— —— Minona. Ein unterhaltendes Leſebuch für junge Mädchen von ſieben bis zwölf Jahren, zu Bildung ihrer Sitten. Seitenſtük zur Iduna und Theone. 3te Aufl. 8. Wien 1815. 40 kr.
—— —— Religionsbüchlein, oder Unterhaltungen eines Vaters mit ſeinen Kindern über Gott und göttliche Dinge. Mit 1 Vign. 8. geheft. 54 kr.
—— —— Theone. Ein Geſchenk für gute Töchter zur Wekung und Veredlung ihres ſittlichen und religiöſen Gefühls. Seitenſtük zur Iduna. 2 Thle. 3te Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 36 kr.
—— —— Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn. Ein Buch für Jünglinge, zur Bildung und Veredlung ihres Geiſtes und Herzens. Neue Aufl. gr. 8. Wien 1815. 1 fl. 12 kr.
Heeren, A. L. H., Handbuch der Geſchichte der Staaten des Alterthums, mit beſonderer Rükſicht auf ihre Verfaſſungen, ihren Handel und ihre Colonien, Neueſte Ausg. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.
—— —— Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien, von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des Franzöſ. Kaiſerthrons. Neueſte Ausg. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.

Heyne, F. A., Pflanzen-Kalender, oder Anweiſung, wann und auf welchen Standorten Pflanzen zu ſammeln ſind. Neue verb. und mit einem Regiſter verſehene Ausgabe. 2 Thle. 8. 810. 1 fl. 30 kr.

Junker, F. A., Handbuch der gemeinnützigſten Kenntniſſe für Volksſchulen. Beim Unterricht als Materialien und bei Schreibeübungen als Vorſchriften zu gebrauchen. 3 Thle. Mit 3 Kupfertaf. Achte ſehr verb. Aufl. gr. 8. 1817. (Unter der Preſſe.)

Kluge, C. A. F., Verſuch einer Darſtellung des animal. Magnetismus als Heilmittel. 2 Thle. gr. 8. Wien 1815. 2 fl. 30 kr.

Knigge, A. Freih. von, über den Umgang mit Menſchen. In 3 Thlen. 9te verb. Aufl. gr. 8. 1816. 1 fl. 15 kr.

Körner, Theodor, Leyer und Schwert. Von dem Vater des Dichter veranſtaltete Ausg. 8. 1815. 30 kr.

Langbein, A. F. E., Gedichte. 2 Thle. Neue Aufl. auf weiſſem Druckpap. gr. 12. 813. 1 fl. 45 kr.

Löhr, J. A. C., die Geſchichten der Bibel, zum Gebrauch für Lehrer und Schüler. 3te Aufl. 8. 815. 20 kr.

Matthiſſon, Fr. von, Werke. 6 Thle. Mit prächtigen Kupfern. gr. 8. Wien 815. 9 fl.

Davon einzeln:

Gedichte. 2 Thle. Vollſtändigſte Ausgabe. Mit Kupf. 3 fl.

Erinnerungen. 4 Thle. Mit Kupf. 6 fl.

Mesmer, D. F. A., allgemeine Erläuterungen über den Magnetismus und den Somnambulismus. gr. 8. Carlsr. 815. geh. 24 kr.

Moritz, C. P., kleine praktiſche Kinderlogik, welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geſchrieben iſt. Neueſte Aufl. Mit 7 Kupfertafeln. gr. 8. Wien 815. 1 fl. 12 kr.

Müchler, K., das Stammbuch. Eine Auswahl von Gnomen und Denkſprüchen aus den Werken der vorzüglichſten deutſchen und franzöſ. Schriftſteller. Taſchenf. 815. 45 kr.

Poppe, D. J. H. M., der phyſikaliſche Jugendfreund, oder faßliche und unterhaltende Darſtellung der Naturlehre mit der genaueſten Beſchreibung aller anzuſtellenden Experimente, der dazu nöthigen Inſtrumente, und ſelbſt mit Beifügung vieler beluſtigenden phyſikaliſchen Kunſtſtücke. 4 Thle. Mit 26 Kupfertaf. 8. Wien 815. 4 fl.

Richter, Jean Paul Friedrich, Vorſchule der Aeſthetik. In 2 Bänden. gr. 8. Wien 815. 4 fl. 30 kr.

Seume, J. G., Gedichte. 4te Aufl. auf weiſſem Druckpap. gr. 12. 813. 1 fl. 30 kr.

Woltmann, K. L. v., Leben, Thaten und Schickſale Wallenſteins. 8. 804. 24 kr.

Zimmermann, E. A. W. von, die Erde und ihre Bewohner nach den neueſten Entdeckungen. Ein Leſebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel. Erſter Theil. Guinea. Neue verb. Aufl. gr. 8. 816. 1 fl. 15 kr.

—— —— deſſelben 2ter Thl. Weſtindien. Neue verbeſſ. Aufl. gr. 8. 816. 1 fl. 15 kr.

—— —— deſſelben 3r Thl. Die weſtliche arctiſche Welt. Neue verb. Aufl. gr. 8. 816. 1 fl. 15 kr.

—— —— deſſelben 4r Theil. Die unter Canada gelegenen Theile von Nordamerika. N. verb. Aufl. gr. 8. 816. 1 fl. 15 kr.

—— —— deſſelben 5r Theil. Florida und Mexiko. gr. 8. 815. 1 fl. 15 kr.

BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 2

Stuttgart 1816

Enc. 42 x-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400817-2